Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

X. Jahrgang.

Redigirt von **Dr. Ludwig Schlesinger.**

Nebst der

literarischen Beilage.

Redigirt von

Karl Werner,
k. k. Landes-Schulinspektor.

Eigenthum des Vereins.

Prag, 1872.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

LIBRARY
DEC -6 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

DB
191
V48
Jg. 10-11

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Eine Episode aus der Geschichte von Petschau. Von Adolf Berger 1
Das Mühlwesen im nördlichen Böhmen im vorigen Jahrhundert. Von A. Jäger ... 22
Die Primatoren der Stadt Saaz. Von Dr. W. Katzerowsky 37, 66
Hußmann und die Tachauer. Von J. Stocklöw 49
Skizzen aus dem Böhmerwalde. X. Der Greinerwald. Von L...s...r 59
Zur Geschichte des Teplitzer Thales. Von Dr. H. Hallwich 97
Studien aus der Rechtsgeschichte Böhmens. Von Dr. J. U. 109, 267
Slavische Siedlungen im westlichen Deutschland. Von Dr. Richard Andree 132
Zawisch von Falkenstein. Von Mathias Pangerl. (Mit einer artist. Beil.) 145
Die alten Wallbauten Böhmens. Von Dr. J. E. Födisch 186
Die Liberey von Joachimsthal. Von Jos. Flor. Vogl 215
Zwei Aktenstücke über die Eroberung des Brüxer Schlosses durch Wrangel im Jahre 1646. Von Dr. Ludwig Schlesinger 223
Die Spitzenfabrikation im böhm. Erzgebirge. Von Jos. Stocklöw 241

Miscellen.

Kindtaufgebräuche im Falkenauer Lande. Von E. Janota 44
Ueber die Vampyrsage in Böhmen und im Allgemeinen. Von Kleroth 75
Volksthümliches aus Plan und Umgegend. Von Dr. J. E. Födisch 79
Innungsordnung der Glasschneider ꝛc. in Steinschönau 83
IV. Wanderversammlung des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Von K. Renner 87
Hochzeitsgebräuche im Falkenauer Lande. Von Ed. Janota 138
„Frage." Von Advokat Reichel 141
„Ueber Zuckmantel." Von J. Peters 237
Sagen aus dem Polzenthale von Dr. J. E. Födisch 284

Biographien.

Johann Nep. August Zimmermann. Von Klemens Ritter von Weyrother 204

Geschäftliche Mittheilungen 45, 96, 141, 238, 285

Literarische Beilage.

Geschichte der Stadt Leitmeritz von Jul. Lippert I. — V. 1, 17, 25, 41, 57
Geschichte Heinrich des Löwen, Herzogs von Baiern und Sachsen und der welfischen und staufischen Politik seiner Zeit. Von Dr. M. Philippson. Von Dr. Ch. 2
Hroznata und die Prämonstratenser-Abtei Tepl. Von P. Hugo Joh. Karlik. Von L. S. 5
Verhandlungen des histor. Vereins von Oberpfalz und Regensburg. 27. Bd. (19. Bd. der neuen Folge.) Von Bl— 5
Mittheilungen des Vereines für Geschichte und Alterthumskunde in Hohenzollern. I–III. Jhrg. 8
Urkunden zur Geschichte des Dominikaner-Nonnen-Klosters Hedingen vom Gymnasial-lehrer Lichtschlag 8
Beiträge zur Geschichte der Stadt Sigmaringen von Sebast. Locher 8
Regesten zur Geschichte der Stadt Veringen von Bl— 10
Die böhm. Nordbahn. Von Const. von Novicki. Von Dr. J. U. 10
Die Musterwerkstätten für Spitzenfabrikation im böhm. Erzgebirge. Bericht . . . von Rich. Ritter von Dotzauer und Dr. Edm. Schebek. Von rr. 11
Gedenkblätter an Friedrich Halm (Eligeus Freiherr v. Münch-Bellinghausen) Von R. r. 13
Lehrbuch der Elementar-Arithmetik. Von Joh. Mrazek. Von St. 14

Seite

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausg. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 5. Wie soll unsere Nahrung beschaffen sein? Von Med. Dr. Ign. Treulich. Nr. 6. Die Gegenreformation und die Jesuiten. Von Dr. Karl Grün. Nr. 7. Die kirchliche Bewegung und die katholisch-politischen Casinos. Von F. S. Nr. 9. Die Agitation gegen die jetzige Schulgesetzgebung. Von J. U. Dr. Aschenbrenner. Von R—r. 14, 69

Znaim und seine Umgebungen . . . Von R—r 19

Schema des Gesammtgebiets der Haushaltungskunde. Von R. Zollikofer. Herausg. v. „Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag." Von L. S. R. 21

Deutscher Volkskalender für 1872. Hrsg. vom Deutsch. Verein z. Verbreitung gemeinn. Kenntnisse in Prag." Redig. von Jul. Lippert. Von —r 22

Reichenberg und Umgebung. Von Dr. H. Hallwich. Von l—r 27

Das böhmische Staatsrecht und die Entwicklung der österr. Reichsidee vom Jahre 1627—1848. Von Dr. Hugo Toman. Von Dr. J. U. 28

A. Frind, der geschichtliche heil. Johannes von Nepomuk. 2. Aufl. . . . . Von Dr. J. E Födisch 30

Zeitschrift des Harzvereines für Geschichte und Alterthumskunde... Von Dr. Ed. Jakobs 31

Denkschrift über das Verhältniß der Staaten zu den Sätzen der päpstlichen Constitution vom 18. Juli 1870 ... von Dr. Joh. Frdr. Ritter von Schulte. Von Dr. J. U. 34

Nachrichten über die Stadt Braunau in Böhmen und deren Umgebung vom Anfange des 13. Jahrh. bis zum J. 1848 von Ad. Heinzel. Von V. 35

Dr. Gust. C. Laube, Reise der Hansa ins nördliche Eismeer. — (Reisebriefe und Erinnerungsblätter.) 35

— — Die zweite deutsche Nordpol-Expedition. (Ein Vortrag.) Von J. E. F. 53

Leitmeritz. Ein histor.-topograph.-statist. Führer. Von Dr. J. E. Födisch. Von R—r— 53

Einleitung in das Studium der Volkswirthschaft von K. Th. Richter. Dr. J. U. ... 37

„Waldblumen." Naturgedichte von E. Norb Landschau. Von R—r— 38

Annen-Grüße. Von H. Schwarzbauer. Von G. v. A. 39

Neues Lausitzisches Magazin . . . . Hrsg. von Dr. E. E. Struve. Von A. Bl. 42

Jordan Kaj. Markus' „Geschichte Oesterreich-Ungarns für Schule und Haus." Von J. E. F. 45

Tschechische Gänge. Böhmische Wanderungen und Studien von Dr. Rich. Andree. Von J E. F. 47

Johann Weselh. Erinnerung an das Archiv zu Wittingau. Von Q. E. A. 48

Ulrichs von Lichtenstein des Minnesängers Grabmal auf der Frauenburg. Von Leop. Bechh-Widmanstetter. Von M. P. 49

„Vom Büchertisch der schönen Literatur." („Epheu." Von Johanna Leitenberger; „Dichtergrüße aus Nordböhmen."; Dr. Bernh. Ad. Pauer, Monographie über Johannisbad. 2 Aufl.; Turner-Almanach des XV. Kreises der deutschen Turnerschaft (Oesterreich), red. v. R. Freiwart.) Von B. H. 50

Dichtergrüße aus Nordböhmen. Von L. S. 52

„Der Dorfengel." Von L. A. Ohorn. Von —n—r 53

„Egerer Jahrbuch." 2. Jahrg. 1872. Von J. E. F. 54

Theater von Kleroth. Neue Folge. I. An der Loire. Von R—r— 55

Ein deutscher Dichtername im Franzosenkriege . . Von Dr. A. Ruschka. Von R—r— 55

Dr. Joh. Nep. Woldrich, „Ueberblick der Urgeschichte des Menschen" Von Dr. J. E. F. 56

Geschichte von Frankfurt am Main in ausgewählten Darstellungen. Von Dr. G. L. Kriegk. Von Ch.—r. 60

Historische Zeitschrift. Hrsg. von Heinr. von Sybel. 27 Band. Von Dr. J. E. F... 62

Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland. Von Dr. E. Wilken. Von Ch. 63

Dr. R. G. Stillfried. Die Attribute des neuen deutschen Reiches Von F. 64

W. Ißleib's Geographie für Schule und Haus. Hrsg. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Von R—r.— 65

Versuch einer vergleichenden graphischen Statistik der österr.-ungarischen Eisenbahnen von S. Schüller. Von Kw. 66

Das Büchlein von der Unfehlbarkeit. 3. Aufl. Verbreitet durch den deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Von R r.— 67

Die Volksschule in Oesterreich.... Von Dr. M. A. Drbal.... Von R—r.— 68

Der Thierschutz, eine Forderung der Menschlichkeit und des Fortschrittes. Von Dr. J. E. Födisch.... Von —S. 69

Erste Fortsetzung der zweiten Auflage des Verzeichnisses von Lehrmitteln u. Unterrichtsbüchern für Volks- und Mittelschulen zusammengestellt unter Mitwirkung von Fachmännern von Karl Reichenecker.... Von —R. 70

Bibliographie 16, 23, 40, 56, 70

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Zehnter Jahrgang. Erstes Heft.

Eine Episode aus der Geschichte von Petschau.[1]

Von

Adolf Berger.

In geschichtlichen Dingen handelt es sich selbstverständlich in erster Linie um Erforschung und Ermittelung der Thatsachen. Aber in nicht geringerem Maße verdient die Ergänzung und Vervollständigung derselben alle Beachtung. Nicht immer gelingt es dem ursprünglichen Erforscher historischer Vorgänge der Entwickelung und Gestaltung der Dinge auf den Grund zu sehen, oft entzieht sich der innere Zusammenhang dem Blicke, oder es werfen sich Zweifel und Fragen auf, deren Lösung und Beantwortung von der vollständigeren Kenntniß des den Kausalnexus bedingenden Details abhängt. In allen solchen Fällen sind nachgerade noch immer dankenswerthe Entdeckungen zu machen, und der spätere Forscher hat es einer besonderen Gunst der Umstände zuzuschreiben, wenn es ihm gelingt, noch eine Nachlese auf einem bereits bebauten Gebiete zu halten. Allerdings sind es nicht immer weltgeschichtliche Vorgänge, um die es sich handelt. Auch in scheinbar untergeordneten Dingen hat die Wahrheit ein unbestreitbares Recht auf Erkenntniß; und dann darf nicht vergessen werden, daß auf dem weiten Gebiete der Geschichte die das Große und Kleine verknüpfenden Fäden so eigenthümlich und wunderbar hinüber und herüber gesponen sind, daß eine Geringschätzung dieser Verbindung den geheimnißvollen Zusammenhang alles Geschehenen verleugnen hieße.

Unter dem Schutze dieser vielleicht nicht überflüßigen Betrachtung wollen wir allen Eifer anwenden, als ob es auf die Berichtigung oder Vervollständigung einer Thatsache von weltgeschichtlicher Bedeutung ankäme, obgleich es sich nur ganz bescheidener Weise um einen Beitrag zur Aufhellung einer Episode der Geschichte von Petschau handelt. Ein solcher Versuch wird gewiß nicht den Werth der dankenswerthen Arbeit des Herrn J. Mayer über „Petschau" in Nr. III. des IX. Jahrgangs der „Mittheilungen des Vereins f. G. d. D. in Böhmen" beeinträchtigen und vielleicht zur Diskussion in dem Kreise der sich für diesen Gegenstand Interessirenden anregen.

In dem betreffenden Aufsatze wird der Umstände gedacht, unter welchen die Familie Riesenburg den Besitz von Luditz an Alex von Sternberg überließ und nachgerade Petschau bewohnte. Dann aber heißt es weiter: „daß ehe noch die Husiten sich dieser Gegend näherten, dieselbe (besagte Familie) auch, und zwar für immer, aus dem langjährigen Besitze von Petschau verschwinde, welches sie in den Jahren 1417—1418 an den Grafen von Gleichen, Besitzer von Schön-

1) Als Nachtrag zu dem Aufsatze über „Petschau" im 3. Heft 1870 der „Mittheilungen."

thal, käuflich überließ. Nur kurze Zeit ein Eigenthum dieser Familie kam von Ernst von Gleichen im Jahre 1440 die Domäne an Heinrich II., Burggrafen zu Meißen und Herrn von Plauen, welchem 1446 Heinrich III. von Plauen, dann interim 1473 Bohuslaw von Schwamberg und endlich 1476 wieder Heinrich junior und des III. Sohn als Heinrich IV. im Besitze nachfolgte." u. s. w. Die hier mitgetheilten Daten treten mit aller Positivität auf, und ohne Zweifel hat der Herr Verfasser des Aufsatzes aus Quellen geschöpft, welchen er vollkommen vertrauen zu dürfen glaubte. Was die Grafen von Gleichen und deren Petschauer Besitzantritt betrifft, so lassen wir dieselben auch unangefochten und wenden uns nur zu den Herren von Plauen, welche, obigen Angaben zufolge, erst im Jahre 1440 in den Besitz von Petschau gelangt wären. Anscheinend enthält die Folgenreihe der Herren und Eigenthümer, sowie auch die Chronologie jener Besitznachfolge, wie sie sich in der obigen Entwicklung darstellt, keine Lücke; bei genauerem Hinblicke tritt eine solche insoferne dennoch zu Tage, als in dem Zeitraume von 1418—1440 einige Mitglieder zu fehlen scheinen, welche nur durch Heranziehung bisher unbekannten historischen Materials dem Dunkel der Vergessenheit entrissen und in eine gehörige Beleuchtung gerückt werden können. Die Stürme, welche gerade in der oben erwähnten Periode Böhmen von einem Ende zum andern durchtobten und die Regierungsepoche K. Sigismunds zu einer so unglücklichen und verhängnißvollen machten, lassen es nur zu begreiflich erscheinen, wenn sich in der Geschichte Petschau's eine Episode abspielte, welche, von dem Schutte jener erschütterungsreichen Zeit bedeckt, der Aufmerksamkeit der Forscher entging. Was zunächst das oben verzeichnete Jahr 1440 als Plauen'schen Besitzantritt betrifft, so wird eine Modifikation dieser Annahme insoferne Platz greifen müssen, als besondere Umstände auf ein früheres Plauen'sches Eigenthumsverhältniß hinweisen. Für das Jahr 1440 wird sodann vielleicht nur eine Wiedereroberung des Besitzes geltend gemacht werden können; mit welchem Wahrscheinlichkeitsgrunde, wird sich bei einer genaueren Untersuchung der Daten herausstellen.

Suchen wir uns zuvörderst bei Schaller, Böhmens altem Topographen, Raths zu erholen, so erfahren wir, [2]) daß die ursprünglichen Besitzer Petschaus die Herren von Riesenburg („Ryzsaberg") gewesen und daß demselben die Herren von Gleichen folgten, von welchen Petschau 1489 verschiedene Freiheiten erhielt.

Nach Schaller trat Heinrich von Plauen, Burggraf zu Meißen, erst 1494 den Besitz Petschau's an, schloß aber noch in demselben Jahre mit dem böhm. Oberstkanzler und Oberstthauptmann der deutschen Lehen Johann Pflug von Rabenstein einen Tauschvertrag rücksichtlich Petschau's ab. Dieser Herr von Rabenstein wird als Cultivator der durch die hussitischen Unruhen entvölkerten und verödeten Stadt Petschau, so wie auch als Wiederhersteller des ruinirten Schlosses und der Kapelle gebührend gerühmt. Hinsichtlich der letzteren Angabe stimmt Schaller mit den bezüglichen Daten des Hrn. J. Mayer überein; um so größer ist aber die Differenz bezüglich des Plauen'schen Besitzantritts. Offenbar weiß Schaller von den beiden früheren Herren von Plauen, Heinrich II. und III., nichts, und der 1494 für sehr kurze Zeit zum Besitze gelangende Heinrich von Plauen könnte nur der IV. Träger dieses Namens, Heinrich junior, des III. Sohn, sein. Hingegen wären, der obigen Angabe zufolge, die Herren von Gleichen bei weitem länger im Besitze Petschau's geblieben, als nach Herrn Mayers Angaben anzunehmen ist. Nur in dem Einen Punkte: des Uibergangs Petschau's von den von Riesenburg an die Herren von Gleichen und von diesen an die Herren von Plauen, fände sich Uibereinstimmung zwischen dem alten Topographen und dem jüngsten Historiker. Die Angaben in Sommer's Topographie [3]) zur Geschichte

2) Schaller's Topographie von Böhmen. Bd. II. S. 149—151.
3) Sommer's Topographie von Böhmen. Bd. XV. S. 220.

Petschau's sind viel zu allgemein gehalten, als daß sich denselben irgend ein besonders unterscheidendes Merkmal entnehmen ließe. Uibrigens läßt auch Sommer die Grafen von Gleichen auf die Herren von Riesenburg und diesen im 15. Jahrh. „den Fürsten Heinrich von Plauen, Burggrafen zu Meißen, folgen". Diesem succedirte Freiherr Pflug von Rabenstein.

Mit dem Ausdrucke: „im 15. Jahrhundert" braucht Sommer allerdings nicht zu fürchten, mit irgend Jemanden in Widerspruch zu gerathen, denn eben für damals constatiren auch unsere Quellen die Herren von Plauen als Besitzer von Petschau; aber der wechselvolle Charakter eben jenes ereignißreichen „15. Jahrhundertes" läßt auch andere Möglichkeiten zu, und mit diesen wollen wir uns hier um so mehr befassen, als sie auf die Geschicke von Petschau in jener viel bewegten Zeit ein besonderes Licht werfen.

Es kann wohl als eine besondere Fügung betrachtet werden, daß lange, nämlich volle zwei Jahrhunderte, früher, ehe das heutige Fürstenhaus Schwarzenberg sich dauernd in Oesterreich niederließ und namentlich in Böhmen die Fundamente zu jenem ausgebreiteten und hochangesehenen Güterbesitz zu legen begann, welcher in nicht geringem Maße den Glanz und Einfluß dieser hervorragenden Familie erhöhte, der eigentliche Ahnherr und Stammvater derselben bereits den Boden Böhmens betrat und sich an den kriegerischen Ereignissen in diesem Lande auf eine Weise betheiligte, daß sich die geschichtlichen Spuren dieses Wirkens und Miteingreifens in die Geschicke auch heute noch verfolgen lassen. Bereits zu wiederholten Malen [4]) waren wir in der Lage, auf jenen Mann und dessen Thätigkeit hinzuweisen. Dem uralten Geschlechte der Seinsheime, einem urfränkischen Hause, entsprossen, wurde Erkinger von Seinsheim (in der Urkunde „Sonnsheim", „Sawnsheim", „Sawnszheim", auch „Sansheim") in Folge der Erwerbung der Herrschaft Schwarzenberg in Franken und des obersten Jägermeisteramtes sowohl dort als auch im Stifte Würzburg, dann und vornehmlich aber durch seine und seines Geschlechtes Erhebung in den Stand der Reichsfrei- und Premierherrn [5]) der Begründer des bereits von ihm angenommenen und durch seine Nachkommen zu europäischem Rufe gelangten Namens. Als wir uns zuletzt mit Erkinger von „Seinsheim, Herrn von Schwarzenberg, späteren Freiherrn zu Schwarzenberg, befaßten [6]), bezeichneten wir den Anschluß dieses kriegerischen Mannes und seines Sohnes Herrmann, von den Genealogen des Hauses „Bellicosus" zugenannt, an das große deutsche Kriegsheer gegen die Husiten gleich im Beginne der Kämpfe mit diesen gefürchteten Gegnern als einen folgenreichen Schritt. Eben dort wiesen wir auch auf das Einstehen Erkingers für den Katholicismus und die Sache des Königs und späteren Kaisers Sigismund nicht nur mit Leib und Leben, sondern auch mit sehr bedeutenden Gelddarlehen und auf die Verpfändung der Städte Saaz, Kaaden, Beraun, dann der Schlösser Tocznik und Bettlern (Zebrák) und des Schlosses „Libanice am Berge" hin. Gleichfalls dort war auch die Rede von der Weiterverpfändung der Schlösser Tocznik und Bettlern an die Herren von Kolowrat, von dem Verkaufe Kaadens an Heinrich von Plauen, Burggrafen zu Meißen, von den Familienverbindungen Erkingers, resp. dessen Kinder, mit den Kolowrat, Schlik und Reuß von Plauen, dann aber

4) Zuerst in: „Felix Fürst zu Schwarzenberg, k. k. Ministerpräsident." Ein biogr. Denkmal von Adolf Franz Berger. Leipzig, 1853 (I. „Das Fürstenhaus Schwarzenberg," S. 31—40), und dann in: „Oesterr. Militärzeitschrift" 1863, IV. Bd. „Feld-M. Carl Fürst zu Schwarzenberg und die Krieger aus seinem Hause."

5) Das Orig.-Diplom K. Sigismunds ddto. Preßburg den 10. August 1429 im fürstlichen Schwarzenberg'schen Familienarchive. Dieser Urkunde erwähnt auch, jedoch mit irrthümlicher Versetzung derselben in den Schluß des J. 1428, Dr. J. Aschbach in „Geschichte K. Sigmunds". 3. Bd. Regesten und Itinerar, mit Berufung auf Lömig. P. Sp. Cont. II. suppl. ult. 39.

6) In: „Das Fürstenhaus Schwarzenberg," von Adolf Berger. „Oesterr. Revue," 1866. Hft. XI.

auch von den nahen Beziehungen, in welchen Erkinger zufolge seiner zweiten Ehe mit Barbara von Abensberg zu K. Sigismund selbst stand, sowie auch von den Verpflichtungen des Letzteren dem Erstgenannten gegenüber. Alle diese Momente bedürften wohl einer näheren Ausführung und gründlichen Darlegung; hier soll nur aber erwähnt werden, daß sich Erkinger von S. bereits seit 1415 viel in der Nähe Sigismunds befunden zu haben scheint, daß wir ihn schon 1416 [7]) als k. Rath und Reichsvogt der Stadt Schweinfurt und schon viel früher, nämlich 1412 [8]), als Reichsamtmann von Windsheim finden. Weit bedeutender fällt selbstverständlich für unseren Zweck Erkingers Betheiligung an dem Kampfe mit den Husiten ins Gewicht; eine Betheiligung, welcher er Gut und Blut weihte und welche mit seltener Beharrlichkeit so lange fortgewährt zu haben scheint, als überhaupt Deutsche und Reichsangehörige in diesen Kämpfen mitfochten. Als Kaiser Sigismund 1429 Erkinger „zum rechten Frei- und Bannerherrn des Reiches auf das Haus Schwarzenberg und das Oberjägermeisteramt des Stiftes Würzburg im Herzogthume Franken" erhob, bezeugte er ihm zugleich: „daß er Vns (dem röm. Könige) und dem Reiche so offt vnd sicher vnd mannig Jar in welschen Landen, gegen den Ketzern vnd in anderen Geschefften gen Vnsern und des Reichs feinden so fleissiglich, ritterlich und strenglich gedient" u. s. w.

Wir haben allen Grund, Erkinger v. S. bereits unter den Theilnehmern an dem ersten Kreuzzuge gegen die Husiten zu suchen. Bekanntlich wurde derselbe von Papst Martin V. auf Andringen K. Sigismunds und in Folge der Einladung desselben an alle deutschen Fürsten und Stände 1420 ausgeschrieben. [9]) Bald sah sich der König an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, welches aus Ungarn, Schlesien, Mähren, der Lausitz und den angrenzenden deutschen Ländern zusammengeströmt war. Die Markgrafen von Brandenburg und Meißen, die bayerischen Herzoge, Pfalzgraf Johann von Neumarkt und „viele Grafen, Herren und Ritter aus Bayern, Franken und Schwaben" hatten sich zu diesem Zuge eingefunden, der so hoffnungsvoll und so kläglich endigte. Unter den fränkischen Rittern hat denn auch Erkinger von Seinsheim nicht gefehlt, und zwar um so weniger, als sich, wie wir gleich sehen werden, nachhaltige Folgen an diese Theilnahme am Kreuzzuge knüpften. Zur Orientirung in dieser Beziehung dient die von Kaiser Sigismund seinem Rathe Erkinger von Seinsheim, Ritter, am 9. September (Mittwochs nach Mariä Geburt) 1422 über eine Gesammtschuld von 12.205 Schock böhm. Groschen und vierthalb Tausend zwei Hundert und 26 röm. Gulden ausgestellte Schuldverschreibung. [10]) In dieser Gesammtsumme waren siebenthalb Tausend und 300 Sch. b. Gr. weniger 3 Schock mitinbegriffen, die ihm vormals auf die k. Schlösser „Točnik und Pettler" (Bettler, Zebrak), dann auf die „Stadt Bern" (Beraun) wegen „etlicher Dienste und für alle Schulden von seines (Erkingers) sel. Vaters wegen" dann dafür, „daß er (Erkinger) mit seinen Freunden 300 Pferde 1 Jahr lang gehalten," waren verschrieben worden. Mitinbegriffen war ferner eine Schuld von dritthalbtausend Schock weniger 10 Schck. b. Gr.: für eine Summe Leute, die Erkinger von vergangenen Mittfasten bis dato gehalten und wofür Kadan (Kaaden) war verschrieben worden. Sodann ist noch eine Schuld ver-

7) Die diesfällige Orig.-Urkunde v. 14. Aug. 1416 im fürstl. Schwarzenberg'schen Familienarchive.
8) Das Original der betreffenden Urkunde vom 23. Dezember 1412 ebendaselbst.
9) Hierüber sind zu vergleichen: Palacky „Gesch. von Böhmen", III. Bd. Abth. II., Cap. 3. S. 106 u. ff.; Dr. J. Aschbachs: „Gesch. Kaiser Sigmunds", Bd. III., Cap. 3. S. 68 u. ff. und J. Würdinger: „Kriegsgeschichte und Kriegswesen von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1347—1506", Bd. I., Abschn. V. S. 150 u. ff. u. A. m.
10) Eine Abschrift dieser Schuldurkunde im fürstl. S. Fam.-Arch. Dem Copisten dieser Verschreibung dürfte im 17. Jahrh. ein Vidim derselben von Heinrich Abt zu Sct. Gilgen zu Nürnberg (Benedikt.-Ord. und Bamb. Bisth. De decret. ddto. Freetag nach Simonis und Judae 1434, vorgelegen haben.

zeichnet von zwei Tausend, neun Hundert und 18 Schock böhm. Gr. nebst viert-halbtausend zwei Hundert und 26 röm. Gulden für Schäden im königl. mehr denn zweijährigen Dienste, für die Haltung „Kadans“ (Kaadens) im königl. Interesse über 2 Monate hinaus und sodann für Guthabungen, die Erkinger hätten aus dem königl. Münzhofe und aus dem königl. Forstamte jährlich bestritten werden sollen. An die Stelle der vormaligen Verschreibungen über Točnik, Bettler, Beraun und Kaaden sollte nun, „nach Extradierung der alten Verschreibungen“, für die obige zusammengeschlagene Summe (von 12.205 Sch. b. Gr. und 3726 r. G.), eine Versicherung über Točnik, Bettler, Kaaden, Saaz und Beraun und „auf den Hof Libanice bei dem Berg gelegen“ treten. K. Sigismund setzte nun den Erkinger und dessen Erben in den Besitz der obigen Städte und Schlösser sammt allen Rechten und Zugehörungen u. s. w., so wie sie der sel. König Wenzel inne gehabt, und verordnete, daß alle zu obigen Städten und Schlössern Gehörigen dem Erkinger pfandweise huldigen sollen u. s. w. Die besagten Pfandgüter sollten im Nothfalle auch „wieder versetzt und verkämmert werden können, doch nicht an des Königs Feinde, oder an Solche, die mit der Wiedereinlösung drängen. [11]) Da die Rückgabe der ursprünglicher Verschreibung bedungen wurde, so ist es begreiflich, daß uns dieselbe nicht, leider auch nicht in Abschrift, vorliegt. Mit Hilfe derselben hätten sich die Zeitpunkte des Beginns der Leistungen Erkingers im königl. Dienste einer- und der Verpflichtungen andererseits feststellen lassen; indessen gestatten die in der neuen Verschreibung hervorgehobenen Daten mit ziemlicher Zuverlässigkeit einen Schluß auf die mehrjährigen Opfer des stets kampfbereiten Ritters Erkinger im königl. Dienste. Eine wesentliche Unterstützung findet diese Annahme durch eine aus dem Jahre 1421 herrührende Urkunde. Es ist dies die Heiratsabrede vom 14. Mai 1421, [12]) in welcher die ehelige Zusammenlegung Hermann's, des „Sohnes Herrn Erkinger's von Sawnshain zu Swartzenberg“, mit „Elpethen, Tochter Herrn Fridrichs von Kavrat [13]) zu Libenstein“ binnen 3 Jahren stipulirt worden. Nicht nur wird in dieser Urkunde der von K. Sigismund dem Erkinger v. S. pfandweise verschriebenen Schlösser „Točnik“ und „Pettler“ ausdrücklich erwähnt, sondern es wird das Heiratsgut Elisabeths von Kolowrat pr. 1000 fl. rh. sammt der Wiederlage pr. 2500 fl. rh. auf den Einkünften der zu den Schlössern Točnik und Pettler zuhörigen Güter versichert, und werden die genannten Schlösser bis zur Erfüllung der Vertragsbedingungen dem Herrn von Kolowrat als Hypothek eingeräumt. Nur im Falle des Nichtgenügens dieser Sicherstellung sollten andere Seinsheimische Güter in Franken als Supplementarhypothek dienen. Also schon in der ersten Hälfte des Jahres 1421 befand sich Erkinger von S. im Pfandbesitze von Točnik und Bettler und konnte darüber verfügen, wie auch wirklich geschehen; eine Thatsache, die zur Illustration der obigen Angaben dient. Sollten wir mit dieser Beweisführung etwas zu weitläufig geworden sein, so geschah dies nur im Interesse des bessern Verständnisses und wegen des nothwendigen Zusammenhanges mit Späterem; hingegen verzichten wir auf ein näheres Eingehen in die Erkinger'schen Verhältnisse zu den Herren von Kolowrat, so wie auf weitere Details über Točnik und Bettlern und auf einen hier so nahe liegenden Excurs über die damaligen, so massenhaft gewordenen Verpfändungen, vor

11) Diese Bedingung war wohl unter den damaligen Verhältnissen eine bezeichnende und ist für die späteren Umstände im Auge zu behalten.

12) Das Original dieser Heiratsabrede im fürstl. Schw. Familien-Archive.

13) Die Lesung „Kolbrat“ dürfte hier die richtigere sein, zumal sich „Kolbrat“ mit der Variante „Kolwrat“ auch in den uns vorliegenden anderweitigen Schriften aus derselben Zeit findet. Auf „Kollobrad“ weist auch das „Stammbuch des blühenden und abgestorbenen Adels in Deutschland,“ Regensburg 1863, hin. Siehe Art. „Kolowrat.“ S. 284, Sp. 2.

denen selbst das Kirchengut nicht mehr sicher war, [14]) und wollen nur im Vorbeigehen des Umstandes gedenken, daß K. Sigismund im Juni 1420, von Schlan aus, wo ihn Mißtrauen gegen die husitisch Gesinnten nicht verweilen ließ, seine Reise fortsetzend, die Schlösser Pürglitz, Zebrak, Točnik, Karlstein und Kunratic besichtigte und von dort die daselbst von seinem Bruder Wenzel geborgenen Schätze fortnahm. [15]) Točnik war von seiner Erbauung an zur Bewahrung des Staatschatzes und Archives bestimmt.

Es folgten nun die beiden Kriegsjahre 1421 und 1422, welche die Macht und Furchtbarkeit Zizka's und seiner husitischen Schaaren culminiren sahen. Im ersteren Jahre war es insbesondere der Nordwesten Böhmens, welcher die Schrecknisse des Krieges zu empfinden hatte. Unter den „vielen Grafen, Herren und Rittern aus Franken, Bayern, Schwaben und den Rheinlanden" fehlte auch, wie

---

14) Das Thema der damaligen Verpfändungen von königlichem und geistlichem Gut ist geschichtlich zu beglaubigt, als daß es hier erst einer besonderen Beweisführung bedürfte. Palacky führt zum Jahre 1420 weiter aus, „daß sich mit der Krone von Böhmen neue Sorgen und Beschwerden auf Sigismunds Haupt lagerten. Alle, welche eine Forderung an ihn zu haben glaubten, bestürmten ihn." Dies betraf namentlich die Soldrückstände und Schadenersätze. Ob und in wieferne die Fremden auch dasselbe thaten, ist Palacky unbekannt. — „Sigismund, der schon früher alle Kleinode, so viele ihrer auf den königl. Schlössern zu finden waren, zusammengerafft hatte, vertheilte dieselben unter die daheim und in der Fremde gedungenen Krieger, und als keine mehr vorhanden waren, begann er die Altäre und die Bilder zu berauben" u. s. w. — „Als Alles dies nicht mehr hinreichte, sah sich", bemerkt Palacky weiter, „Sigismund, um die Gläubiger zu befriedigen, genöthigt, auch die Regalien, d. h. königl. Rechte, Einkünfte und Güter in Böhmen zu verpfänden. Das erste Beispiel dieser Art ist die Verschreibung des Schlosses Lomnic bei Budweis an Hrn. Johann von Neuhaus um 1450 Sch. pr. Gr." Die Verpfändung böhmischer Besitzungen an Fremde betreffend, citirt Palacky eine aus Fabricius gezogene Nachricht Balbins („Epit. p. 440") über die Verschreibung der Städte Nimburg, Kommotau, Aussig und Brüx an den Markgrafen von Meißen für eine Schuld von 30.000 Sch. pr. Gr. — Diese von Pubička, obwohl mit unzureichenden Gründen, bestrittene Thatsache findet auch ihre Bestätigung bei Aschbach: „Gesch. K. Sigismunds", Regesten und Itinerar zum 15. April 1423. (Horn Frider. Bell. 875.) Eben bei Aschbach, Bd. III., Cap. 3, S. 81 u. ff., heißt es: „Die Miethsvölker verlangten ihren Sold bei ihrem Abzuge. Sigmund, wie gewöhnlich ohne Geld, ließ die goldenen und silbernen Statuen der Heiligen, die Monstranzen, Kelche, Zierathen und Kleinodien, Gold- und Silberbleche an den Gräbern der Heiligen 2c. in der Domkirche und Wenzelskapelle zerschlagen, und aus dem daraus gewonnenen Gelde bezahlte er den Sold der Truppen. Sigmund vertröstete den päpstl. Legaten und die Geistlichkeit, daß er nach dem Kriege die verwendeten Kirchenschätze durch werthvollere ersetzen werde; aber Freund und Feind warf dem Könige vor, daß er mit den goldenen und silbernen Bildern thue, was die zerstörungssüchtigen Taboriten mit den hölzernen und steinernen gethan hätten." (Nach Laur. v. Brzez., Cont. Pulk., Palacký: „de longo schismate" etc.) Als nach der Aufhebung der Belagerung Prags die Taboriten dort gegen alles Kirchengut wütheten, Klöster zerstörten, Bilder vernichteten u. s. w., schlugen sie aus goldenen und silbernen Gefäßen Münzen, worin sie Sigismunds Beispiele nachahmten. (Aschbach, Bd. III., Cap. 3., S. 85 und 86, nach Corner, Windeck, Hajek's Chron.) Hinsichtlich der Verpfändung von Kirchengütern an böhm. Herren beruft sich Aschbach (Regesten und Itinerar zum 21. — 24. Dez. 1420) auf Palacky's bezügl. Mittheilungen. „K. Sigismunds Verpfändungsbriefe von Kirchengütern an Weltliche in Böhmen sind seit dem 16. Sept. 1420 in Menge vorhanden. Im Jahre 1453 wurde eine ständische Commission mit deren Revision und Registrirung beauftragt u. s. w. — Würdinger, sich hauptsächlich nur mit der Darstellung der kriegerischen Ereignissen befassend, bemerkt mit Bezug auf die die Guthabungen an K. Sigismund, „daß nach aufgehobener Belagerung Prags im Juli 1420 die (fremden) Fürsten in ihrer Heimat zurückkehrten, nachdem sie nur theilweise Sold und Schadloshaltung erhalten." „Pfalzgraf Johann erhielt für seine vor Prag geleisteten Dienste 2535 Schock b. Gr." (Würdinger, Bd. I., S. 151 und Note ibid.)

15) Dieses Besuchs der königl. Schlösser und der Hinwegnahme der Schätze gedenkt auch bereits Pelzel in seiner „Gesch. der Böhmen." (Bd. I., S. 333.) Nach Pelzels und Berghauers Angaben bemerkt auch Schaller bei Točnik: „Sigmund hielt die von seinem Bruder dort verwahrten Schätze nicht für hinlänglich gesichert und nahm sie noch zur rechten Zeit weg." — Auch Palacky und Aschbach sprechen an betr. O. von der Vereisung der Schlösser und der Hinwegnahme der Schätze. Uibrigens hängt dieses Faktum mit dem Obengesagten ursächlich zusammen.

wir bereits wissen, unser Erkinger v. S. nicht. Es sind dies die beiden Kriegsjahre, von welchen ein neuester und sehr glaubwürdiger Historiker sagt: „daß in dem einen (1421) dem Heere (dem königlichen und Reichsheere) ein Heerführer, in dem anderen dem Heerführer das Heer fehlte.[16]) Im Feldzuge vom Jahre 1421 ließ der Gubernator des Heeres Heinrich von Plauen, während die Husiten regungslos bei Schlan standen, Saaz beschießen, im folgenden Jahre 1422 aber, welches die Schöpfung eines eigenthümlichen „Reichsheeres zum täglichen Kriege" erblickte, werden Heinrich von Plauen und Erkinger von Seinsheim gemeinschaftlich genannt, worauf wir im Hinblicke auf spätere Ereignisse allerdings einiges Gewicht legen.

Heinrich von Plauen war es nämlich, der, als er und die Contingente von Frankfurt, Windsheim und anderen fränkischen Reichsstädten, sowie eine Anzahl baierischer Reisiger und die böhmischer Herren beim Heere des Markgrafen Friedrich I. von Brandenburg, des Oberfeldherrn, eingetroffen waren, vom Letzteren mit 2500 Mann entsendet wurde, um 300 Mann nach Karlstein zu werfen. Mittlerweile hatten aber die Böhmen die Belagerung aufgehoben und mit der Stadt einen einjährigen Waffenstillstand abgeschlossen. Zu den Verhandlungen mit den Böhmen wurden Erkinger von Seinsheim und der von Plauen nach „Costhal" gesandt. Nachdem das deutsche Heer schon Mitte November heimgekehrt zu sein scheint, ohne daß die vom Papst geweihte, dem Markgrafen Friedrich vom Könige in der Sebalduskirche zu Nürnberg übergebene h. Kriegsfahne entfaltet worden, blieb Heinrich von Plauen mit einer Anzahl deutscher Reiter, die Hans Parsberger befehligte, „zum täglichen Kriege" an der böhmischen Grenze stehen.[17]) Diesen letzteren hatte nachgerade sowohl Heinrich von Plauen, als auch Alex von Sternberg über sich, nachdem beide am 28. Okt. 1424 zu Stellvertretern im Lande Böhmen ernannt worden.[18])

Ob und in welchem Maße sich Erkinger von Seinsheim zu Schwarzenberg an diesem „täglichen Kriege" in Böhmen in den Jahren 1424 und 1425 betheiligte, ist zwar zur Zeit nicht genau festzustellen; aber alle Umstände deuten darauf hin, daß er nicht müssig geblieben. Waren auch die Husiten durch inneren Parteihader und blutige Kämpfe in den beiden oben genannten Jahren mehr als genug mit sich selbst beschäftigt, so hielt sie dies doch nicht von verwüstenden Einfällen in die Nachbarländer, besonders aber nach Bayern und Mähren, ja selbst bis nach Ungarn ab, und nach Zizkas Tode übernahmen andere, nicht minder kühne und unternehmende Anführer die Rolle des Mannes, der seinen Namen zu einem schreckenvollen gemacht hatte. Namentlich um Bayern wenigstens einigermaßen von den sich oft wiederholenden Einfällen zu schützen, wurde eine besondere Grenzhut organisirt und mit einigen böhmischen Herren wegen des Eröffnungsrechtes in ihren Schlössern paktirt.[19]) Im zweiten Viertel des Jahres 1425 suchten sich die Taboriten und Waisen der Herrschaft im ganzen Lande Böhmen zu bemächtigen. Mit der Wiedereroberung Prags wurde am Palmsonntage (31. März) 1425 der Versuch gemacht, am Gründonnerstage (5. April)

16) Würdinger, I. Bd., V. Abth., S. 156. Dieselbe Ansicht spricht auch Dr. Schlesinger aus („Geschichte Böhmens" S. 328).

17) Diese sehr bemerkenswerthe Mittheilung findet sich bei Würdinger, Bd. I., S. 157 und 158. Wir folgten seiner Angabe hier wörtlich. — Des Verhältnisses Erkingers zu Windsheim haben wir bereits früher gedacht.

18) Würdinger, I. Bd., S. 158, Note ibid. mit Bezugnahme auf den Cod. dipl. Brand. und auf Urkunde v. J. 1424 im Reichsarchiv: Irrthümlich steht bei Würdinger statt „Alesso" „Olesso". — Auf Alex von Sternberg kommen wir später zurück.

19) Würdinger, Bd. I., S. 158 u. ff. Namentlich wurde mit dem Bohuslaw von Riesenburg ein Vertrag wegen Oeffnungsrechte in den Burgen Riesenburg und Herrenstein geschlossen, indem dieselben ein Thal hüten, welches ein meilenweites Thor zwischen Osser und Cherkow zu Einfällen nach Bayern bildet.

schlossen sie in Verbindung mit den Saazern und Launern die Stadt Schlan ein, welche eingeäschert wurde, hierauf kam Raudnitz an die Reihe, um das gleiche Schicksaal zu theilen, und schon am 2. Mai standen sie mit 900 Reitern und 7000 Fußgängern vor den königl. Burgen Zebrak und Točnik. Sie konnten denselben während einer dreitägigen Belagerung zwar nichts anhaben, aber sie brannten die Städte Zebrak und Hořowic und viele Dörfer in der Nähe der dem Herrn Hanuš von Kolowrat gehörigen Schlösser Kraschau und Liebenstein nieder.[20]) Die Schlösser Zebrak und Točnik befanden sich aber, wie wir uns erinnern, seit 1421 im Pfandbesitze der Herren v. Kolowrat, und obiges Faktum bestätigt neuerdings diese Pfandinhabung. Ausdrücklicher bekräftigen dies aber noch vor uns liegende Urkunden. In der ersten derselben vom 9. Okt. 1424[21]) wird wegen Wiederabtretung der genannten Schlösser gegen Bezahlung von 15.000 fl. rh. zwischen Erkinger und dessen Sohn Hermann v. Sensheim zu Schwarzenberg einer- und den Herren Friedrich und Hans von Kolowrat zu Liebenstein und Kraschau andererseits getaidingt. In zwei anderen Dokumenten, und zwar vom 10. November und 19. November 1425,[22]) stellt Erkinger von Seinsheim („Sawnsheim") den Gebrüdern Friedrich und Hans von Kolowrat Schuldverschreibungen über 3000 und 1842 fl. rh. aus. Diese Urkunden haben für unseren Zweck einen dreifachen Werth; einmal, daß Erkinger v. S. in der Urk. v. J. 1424 als oberster Hauptman („Hetmann") „zum Kadan", in den beiden anderen aber als „oberster Hauptmann" (Hetmann) „zum Točnik und Kadan",[23]) dann anno 1425 als „Schwäher und Schwager" der Herren von Kolowrat auftritt, und endlich, daß in der ersten Urkunde vom J. 1425 unter den Burgen „Heinrich von Plawen" und „Heinrich zu Wyda",[24]) in dem zweiten Dokumente zu selben Jahre wieder „Heinrich zu Plawen" erscheinen. Der „oberste Hauptmann zu Kaden und Točnik" hat jedenfalls hier, ganz abgesehen von der uns bekannten Pfandinhabung, eine militärische, wohl mit dem „täglichen Kriege" in Ver-

---

20) Palacký, Bd. III., Buch VII., Cap. 6. l. c. und Schaller, loc. cit. mit Berufung auf Bartášek von Drahomil in Dobner's „Monumenten", und auf Pulkawa.

21) Das Original dieser Urkunde im fürstl. Schwarzenb. Familien-Archive.

22) Beide Original-Urkunden im genannten Archive.

23) In den uns vorliegenden Urkunden und Dokumenten kommt Caaden oder Kaaden stets als „Cadan" vor. Es ist dies wohl der älteste Name dieser vom Herzoge Sobeslaw zuerst mit Mauern umgebenen und von Přemysl Ottokar II. 1270 mit königl. Stadtprivilegien ausgestatteten, mit Einsetzung eines königl. Burggrafen ausgezeichneten Stadt. Der alten Tradition zufolge soll ein Feldherr des böhm. Herzogs Wogen, Namens „Kadan," 821 hier ein festes Schloß erbaut haben. (Schaller's und Sommer's Topographie v. B.) Schaller, B. VII., S. 129, nennt Kaaden auch „Kadanie" und „Cadana."

24) Wyda oder „Weyda" sind stammverwandte Linien eines und desselben Gesammthauses; der erste, von 1143 an in den Urkunden unter dem Namen „Heinrich von Weyda" erscheinende Träger dieses Namens war ein Enkel Heinrich I. von Gleisberg oder Glitzberg, der um 1084 lebte. Ersterer gab seinen Söhnen zu Weyda, Plauen und Gera drei Vogteien und wurde so der Stammvater dreier Linien. Die Weydas starben 1532 und die Linie zu Gera 1550 aus. Man vergleiche: „Staats- und Adreß-Handbuch der deutschen Bundesstaaten für das Jahr 1816" von Dr. Georg Hassel, I. Abth. Art. „Reuß-Plauen," und: „Genealog., Reichs- und Staats-Handbuch auf das Jahr 1804. Frankfurt a./M. bei Varrentrapp und Wenner. I. Th. Art. „Reußen von Plauen." — Auf die Plauen werden wir später nochmals zurückkommen. — In der oben citirten Urkunde vom 10. Mai 1425 kommt unter den Zeugen auch Wilhelm von „Rysemberg, anders ze Skáli," vor. Er gehört der Familie Švihovský von Rysenberg a ze Skáli an, welche wohl auch von „Risenburg" genannt wurde. Wilhelm und Johann von Risenberg, Söhne Johann d. A. v. R. † 1450, standen, wie der Vater, während der hussitischen Unruhen auf königl. und kath. Seite. Siehe Art „Švihovský z Risenberka a ze Skáli" in „Slovník naučný" von Dr. F. Lad. Rieger und J. Malý. Bd. IX. Heft V. 1870. — Die andere Urkunde vom 19. Nov. 1425 weist unter den Zeugen auch einen Rabenstein, Galhart v. R. auf. Auch dieser Name ist mit der Geschichte von Petschau verflochten.

bindung stehende Bedeutung;[25]) den „Schwäher und Schwager" dürfen wir aber auf die nur nach dem Verlaufe der in der Heiratsabrede vom J. 1421 bedungenen dreijährigen Frist bereits stattgefundene Vermälung Hermanns von Seinsheim zu Schwarzenberg mit „Elsbeth von Kolowrat" beziehen, und die Bürgschaft der „Plauen und Wyda" gewinnt für uns ein ganz singuläres Gewicht. In kriegerischem Contakte, oder vielmehr militärischer Cooperation, haben wir den Stammvater der Schwarzenberge mit den Herren von Plauen bereits gefunden; hier finden wir beide Theile auch in geschäftlicher Wechselbeziehung. Einen klareren Einblick erhalten wir durch eine Reihe noch anderweitiger Schriftstücke und Verhandlungen, welche, mit den Zeitereignissen parallel laufend, offenbar aus den Seinsheim-, resp. Schwarzenberg'schen Beziehungen zu dem Hause Kolowrat hervorgegangen sind und mit denselben in einem ursprünglichen Causalnexus stehen.

Noch vor Schluß des Jahres 1425 finden wir Erkinger von S. in unmittelbaren Transaktionen mit Heinrich von Plauen selbst.[26]) In einem sogenannten „Geiselbriefe" vom Freitag nach Luciä (14. Dezember) 1425 bekennt Heinrich

---

25) Der Einsetzung „königl. Burggrafen" in Kaaden haben wir bereits oben (Note 22) gedacht. Nun erscheinen im ersten Stadium der hussitischen Unruhen in Böhmen die Herren von Lobkowic als Burggrafen von Kaaden. Daß K. Sigmund beim Antritte seiner Regierung allen königl. Burggrafen, welche der Sache der Hussiten ergeben gewesen, ihre Aemter wegnahm und letztere mit Männern seiner Wahl besetzte, so wie er auch an die königl. Städte und Aemter den Befehl ergehen ließ, „aller Wiklefie zu entweichen", ist ebenso Thatsache, als daß die Herren von Lobkowic, unter denen Nikolaus v. L. allerdings einst persönlicher Freund des Johann Hus und die Herren von Plauen (diese nach dem Falle der Herren von Riesenburg vom Könige wieder zu Gnaden aufgenommen) zu den notorisch katholisch Gesinnten und königl. Anhängern gehörten. (Palacký, Bd. III., Abth. II., S. 77 und 88, und Bd. III., Abth. II., S. 55 und 56.) Nikolaus von Lobkowic trat sogar an die Spitze der mit den Edelleuten in einem Waffenbündniß befindlichen Städte im Saazer und Leitmeritzer Kreise. (Palacký, Bd. III., Abth. II., S. 198.) Der Verschreibung der Burg Hassenstein an Nikolaus von Lobkowic, sowie der gleichzeitigen Abtretung der Burg Pfrimberg an denselben in Folge der unglücklichen Fehde der Herren von Riesenburg in Verbindung mit Heinrich d. J. Reuß von Plauen auf Königswart, gedenkt auch Palacký mit Berufung auf Pelzel, Paprocky und auf das „Archiv Český". (Palacký, Bd. III., Abth. I., S. 408.) Mit der Uiberlassung der von Johann von Lobkowic eroberten Burg Hassenstein bringt nun ein mit der älteren Geschichte des Schwarzenbergischen Hauses weniger vertrauter, hingegen in der böhmischen Geschichte nicht unbewanderter Forscher, Namens Zippelius (sein Manuscr. im fürstl. Sch. Familienarchive), die Verleihung des königl. Burggrafenamtes in Kaaden an Nikolaus von L. in Verbindung und beruft sich dabei auf k. Majestätsbriefe v. J. 1418, 1420 und 1421. Die nicht minder urkundlich festgestellte Oberfhauptmannschaft Erkingers von Seinsheim zu Schwarzenberg in Kaaden wird sich wohl mit jenem königl. Amte der Lobkowice ganz gut vertragen, wenn wir derselben eine rein kriegerische Bedeutung vindiciren und dabei die Erkinger'sche Pfandinhabung Kaadens nicht aus den Augen verlieren. Das furchtbare Geschick, von welchem Kaaden am Palmsonntage des Jahres 1421 (Schaller, Bd. VII., S. 129 u. ff.) nach dem Falle der „erzdeutschen Stadt Kommotau" (Palacký, Bd. III., 2. Abth., S. 205 ff.) betroffen worden, wirft vielleicht ein erklärendes Licht auf jene „Oberfhauptmannschaft."

26) Diese Verhandlungen sind uns in einem gleichzeitigen Copialbuche, resp. Fragmente oder Hefte eines solchen, erhalten. Dasselbe beginnt mit dem Blatte XXIII, endet mit Blatt XXXIII und ist fast durchaus von Einer und derselben Hand geschrieben, welche einem zu Erkinger v. S. in naher Beziehung stehenden Schreiber angehört zu haben scheint, worauf die in den Uiberschriften oder in der kurzen Inhaltsanzeige der vorhandenen Verhandlungen vorkommenden Ausdrücke: „Unser Herr," oder: „Meinen Herrn" („Erkinger") hindeuten. Bl. XXIII — XXVII sind den Transaktionen mit Kolowrat („Kolbrat"), die übrigen den Verhandlungen mit „Plauen (Plawen") gewidmet, welche beide Namen auch an der Spitze dieser beiden Schriftenpartien stehen. Wir werden uns auf dieses im fürstl. Schw. Familienarchive aufbewahrte Copialheft nachgerade noch berufen. Von mehreren in demselben enthaltenen Schriftstücken kommen im erwähnten Archive auch überdies noch Abschriften aus dem 17. Jahrh. vor, welche aber an Genauigkeit Manches zu wünschen übrig lassen. Indem wir diese Aktenpiecen in Verbindung mit den übrigen einschlägigen Original-Urkunden der vorliegenden Arbeit zu Grunde legen, werden wir uns da, wo wir zu citiren veranlaßt sind, wohl an Styl und Ausdrucksweise halten, aber von der Orthographie absehen, mit Ausnahme des Aufsagebriefes Erkingers vom 28. März 1429.

„Herr zu Plawen, des röm. Reichs Hofrichter," dem „edlen Herrn Erkinger von Seinsheim („Sawnsheim"), „obersten Hauptmann auf Točnik ꝛc., und allen seinen Erben zwölfhundert Schock guter b. Groschen weniger zehn Schock" (also 1190 Sch.) „vom St. Martinstage nach Datum dieses Briefs schirstkünftig" ohne allen Verzug bezahlen und ausrichten und für die genannte Summe einen mit dem ihm vorgelegten Entwurfe („Abschrift") im Wortlaute übereinstimmenden und mit der Seitens Herrn Erkingers vorgezeichneten Bürgschaft („mit redlichen, guten Bürgen") versehenen Schuldbrief „zwei Monde nach Datum dies Briefs" ausstellen zu wollen. Geschähe dies nicht, so gelobte für einen solchen Fall Heinrich von Plauen nach Ablauf der zwei Monde ohne Verzug und ohne Ermahnung von Stunde an persönlich („mit vnsers selbs leibe") und 15 Knechten und Pferden in Eger einreiten und in eines ehrsamen Wirthes Haus „in Geiselweis" liegen und bis zur Ausstellung eines solchen Schuldbriefes „rechten Geisel halten zu wollen." [27])

Für den Fall des tödtlichen Abganges des Herrn von Plauen haben die Geisel Friedrich und Sigmund von Schönneberg, Heinz Haugwiz, Hans Possek, Heinz von Doban und Nikl Fraß gelobt, gen Eger einzureiten und „einen rechten Geisel zu halten." — Es folgt nun hierauf die von Erkinger von S. laut des obigen Geiselbriefes entworfene Schuldverschreibung, in welcher Heinrich Herr zu Plauen, „des röm. „Reichs Hofrichter" ꝛc., bekennt, dem edlen Herrn Erkinger von Sawnsheim, Ritter ꝛc., zwölfhundert Sch. böhm. Groschen, minder zehn Schock, schuldig zu sein und diese Summe Geldes auf Sct. Martingstag „nach Datum dies Briefs schirstkünftig über drei Jahr" bezahlen und zu Nürnberg oder zu Eger, wo es eben dem Gläubiger besser gefallen werde, einlegen zu wollen. Die Bezahlung dieser Schuld gelobten zur gesammten Hand die nachher genannten Bürgen. Erfolgte die Berichtigung nicht, so wollten die Bürgen von Stunde des nächsten Tages an, nachdem ihnen von dem Gläubiger durch Boten oder Brief Anzeige geschähe, jeder persönlich („mit sein selbs leib"), einem Knecht und zweien Pferden in Eger oder Elbogen in eines ehrbaren Wirthes Haus einreiten, oder, wer dies selbst nicht thun wollte, sollte „einen Ehrbaren" mit einem Knecht und zweien Pferden „in Leistung" dorthin schicken und dort leisten von Tag zu Tag und von Pferd zu Pferden," „wie das in Leistung Gewohnheit ist, und aus der Leistung nicht kommen, "bis die Gläubiger (der Pluralis hier mit Bezug auf die Erben und Erbenserben des Herrn Erkinger) ihres Hauptgutes und Schadens, den sie wegen Nichtbezahlung etwa genommen hätten, „was redlicher und ungefährlicher Schaden wäre gen Christen oder gen Juden", gänzlich bezahlt wären. Im Falle der Nichtbezahlung sollte der Gläubiger Vollmacht haben, vierzehn Tage nach der ersten Mahnung das Geld „unter Christen oder unter Juden" auf des Schuldners Schaden „zu gewinnen und aufzunehmen." Den Schaden sollten die Schuldner „ausrichten sammt dem Hauptgut." Auch sollten sie den Gläubiger „vertreten und verwesen mit Pfand oder mit gewissen Bürgen." Gingen aber Bürgen einer oder

27) Dieses „In Geiselweisliegen" oder „Geiselhalten" ist das in den Schuldurkunden der damaligen Zeit und bereits viel früher vorkommende sogenannte „Obstagium", die „Einlagerung" oder das „Einlager," böhm. „Leženi". Dieses „Einlagern" oder „Einreiten," auch „die Leistung", war an die Stelle des alten Begebens in Geiselschaft im Mittelalter getreten. Wegen Mißbräuchen wurde es später aufgehoben. S. über „Arrha", „Ehrenstrafen," „Einlager", Dr. J. Fr. Ritter v. Schulte's „Lehrbuch der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte", §. 160, S. 482 und 483. Beispielsweise kann man eine ganze Reihe von Urkunden mit bedungenem „Obstagium" schon im „Urkundenbuche des Cist.-Stiftes Hohenfurt," herausg. von Math. Pangerl; „Fontes rer. Austr." dipl. Bd. XXIII. Beim Leih- und Darlehnsvertrage („pojčka a lichva") haftete nach altem slavischen Rechte der Schuldner dem Gläubiger mit seiner Person; konnte er nicht zahlen, so hatte der Gläubiger das Recht, ihn als Sklaven zu verkaufen und sich vom Erlöse bezahlt zu machen. „Das Recht in Böhmen und Mähren." Von Dr. Herm. Jireček. I. Bd. S. 168.

mehrere ab, so sollte vier Monate nach der ersten Mahnung an Stelle eines abgegangenen Bürgen ein anderer gute Bürge gestellt werden. Schließlich wird von Seite des „Selbstschuldigers," seiner Erben und Erbsnehmer, dann von den Bürgen die getreue Haltung aller Punkte und Artikel gelobt. Zur besonderen Illustration sowohl dieser beiden, als der nun noch weiter folgenden Dokumente und des sich daraus entsponnenen Schriftenwechsels dient eine der ganzen Aktenserie gewissermaßen als Kapitelüberschrift vorausgeschickte, an der Spitze des obigen Geiselbriefes stehende Bemerkung, offenbar von der Hand eines dem Hrn. Erkinger geschäftlich oder dienstlich nahe stehenden Schreibers. Dieselbe lautet: „Als unser Herr Herr Erkinger dem Edlen Herrn Herrn Heinrichen zu Plawen ꝛc. die Stadt Kadan zu kaufen geben hat, [28]) also mußte sich derselbe von Plawen das Ingeiselweise sulchermaßen gen Ihn derschrieben, Ihm seine Brief zu fertigen, als dann die Abschriften darnach folgend klärlichen ausweisen." — Wir erfahren hier also von einem Vorgange, der, da von dem Verkaufe Kaadens an Heinrich von Plauen in den schriftlichen Verhandlungen nirgends ausdrücklich die Rede, auf die letzteren selbst ein überraschendes Licht wirft.

Die nächste Urkunde ist ein Reversbrief „Heinrichs Herrn zu Plauen, des röm. Reichs Hofrichters, und Hauptmanns im Pilsner Kreise," in welchem er gelobt, dem Herrn Erkinger, nachdem er (Plauen) den Edlen Herrn Erkinger von Saunsheim, Ritter, „gen den Edlen Herrn Friedrichen und Herrn Hansen von Kolobrat, Gebrüdern, für dreitausend, anderthalbhundert und acht Gulden entnommen und in seinen Willen gemacht hat" (sic!), laut der darüber gegebenen Briefe, für den Fall der Nichtannahme und Zurückantwortung des genannten Briefes von Seite der Herren von Kolowrat, einen gleichlautenden, gut verbürgten und besiegelten Schuldbrief binnen zwei Monaten nach Datum des Briefes ausfertigen zu wollen. Datum dieses Reverses: Sonntag nach Luciä (16. Dezember) 1425. Schwerlich dürfte der Verkauf (Weiterverpfändung?) von Kadan an Herrn Heinrich von Plauen und die beiden obigen Schuldbriefe eine andere Auffassung gestatten, als daß Herr Erkinger v. S., um seinen 1421 und 1425 den Herren von Kolowrat, nunmehr Eidam und Schwäher und überdies (After-) Pfandinhaber von Točnik und Bettler, gegenüber übernommenen Verpflichtungen gerecht zu werden, sich zu den obigen Schritten genöthigt gesehen, und daß nun Erkinger's Schuldner, der von Plauen, bei Kolowrat in das Mitobligo eingetreten. Zu dieser Annahme berechtigen die beiden Erkinger'schen, von Plauen mitverbürgten Schuldbriefe vom Jahre 1425 und die dem Schuldbetrage der letzteren nahezu gleichkommende Plauen'sche Schuld.

„Als nun der obgenannte von Plawen meinem Herrn langen Verzug gethan, und ihm solche Briefe, als vorgeschrieben steht, nicht gefertigt hat: also sind sie hernach zu Bamberg eines solchen mit einander übereingekommenen, als hernach geschrieben steht." Dies die Inhaltsanzeige, resp. Uiberschrift, der nun nachfolgenden, am Freitage nach Sct. Linhart (Leonhard) 8. November 1426 stattgefundenen Transaktion. Heinrich Herr zu Plauen gibt kund, „mit Herrn Erkinger v. Saunsheim etlicher Schulden und Briefe wegen, die er ihm ausrichten und fertigen sollte, davon geschieden zu seyn und ihn um längere Frist gebeten zu haben." Diese wollte derselbe ihm nicht gewähren und zusagen, es wäre denn, daß Etliche zu Eger und zu Nürnberg, denen er schuldig ist, diese Weile gewähren wollten, nämlich „auch der Stynbach (Steinbach?) und der Kaperer. An diese solle Herr Erkinger schreiben, und auch er (von Plauen) wolle dies thun, auf daß sie aufhalten sie zwischen und Weihnachten schirstkommend." „Hielten diese auf," so

28) In der Schuldverschreibung K. Sigmunds vom 9. September 1422 war die Wiederversetzung oder „Verkümmerung" der königl. Pfandgüter eingeräumt worden, nur nicht an des Königs Feinde oder an Solche, die mit der Wiedereinlösung drängen. Die Wiedereinlösung Kaadens wurde mit „dritthalbtausend Sch. böhm. Gr. weniger 10 Sch. bedungen.

wolle Herr Erkinger auch „Frist bieten“ umb die 500 Schock, die Plauen „itzund zu Sct. Mertenstag“ bezahlen sollte.“ Wäre dies aber nicht der Fall und sollten die obgenannten „Schuldiger“ (Gläubiger) eines „Schadens auf ihn (Erkinger) treiben, sei es zu Christen oder zu Juden;“ so habe er (Plauen) versprochen und verschrieben, solchen Schaden für ihn (Erkinger) zu tragen. Herr Erkinger sollte dann nur wieder Mahnung thun laut des in Händen habenden Briefes. Auch der Brief über die zwölfhundert Schock, „davon Erkinger nicht meint ein Genügen zu haben“, und der Brief über das andere Geld, wofür noch vollends Gewißheit gethan werden soll, bleibe, nach Hrn. Erkingers Zusage, „in gutem Stande „bis der Tag vergeht, den er (Plauen) mit seinem Herrn von Köln leisten solle. Dann werde er sich vielleicht eines andern mit ihm vereinen und ihn auf seinen Herrn von Köln verweisen“ („bewysen“), ob es dann anders beiderseits eben ist.“ Wäre dem nicht so, so solle dann der Brief in solcher Weise gefertigt und sollen die von Erkinger genannten Bürgen gesetzt werden, in deren Abgang andere gute Bürgen eintreten sollen nach Ausweis der Briefe u. s. w. — Heinrich von Plauen war also, wie aus diesem Bekenntniß hervorgeht, seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen, so daß dem Herrn Erkinger v. S. aus dieser Säumniß Verlegenheiten erwuchsen, und er sich genöthigt sah, „bei Christen oder bei Juden“ Geld aufzunehmen. Die Juden betreffend, so wollen wir hier gleich per parenthesin einschalten, daß Hr. Erkinger mit diesen „kaiserl. Kammerknechten“ auch insoferne bereits zu thun hatte, als er schon 1418 von K. Sigmund bevollmächtigt worden war, mit der Judenschaft zu Regensburg, Straubing und Landshut „etlicher Brüche und Meineide wegen zu taidingen und eine Summe Geldes zu erheben;[29]) eine Vollmacht, welche i. J. 1429 eine weit größere Ausdehnung erhielt, indem Hrn. Erkinger alle und jegliche Judenschaft im Reiche, in deutschen und in welschen Landen hinsichtlich der Einforderung der Judengefälle und Steuern, Zehente ꝛc., dann bezüglich der Einsetzung von Judenmeistern und Rabbinern untergeben wurde.[30]) Mit den obigen 500 Schock guter b. Groschen hatte es aber noch einen weiteren An- und Ausstand, denn unmittelbar an vorige Erklärung reiht sich ein Geiselbrief des Niklas Vogt zu Königswart („Voyt zu Küngswartt“), Heinrich Haugwiz (Hawgwize) und Hans von Punzendorf vom Palmsonntage (13. März) 1427, in welchem sich die Genannten verpflichten, wenn ihr gnädiger Herr, Burggraf zu Meißen, nicht binnen drei Wochen nach Datum dieses Briefes mit dem edlen, festen Herrn Erkinger von Seinsheim („Sawnsheim“), Ritter, wegen der 500 Schock Richtigkeit gepflogen haben sollte, persönlich (Formalien wie im früheren Geiselbriefe) mit je zweien Knechten und dreien Pferden in Eger einreiten und in eines „frommen Mannes“ Hause Geisel halten zu wollen bis Hrn. Erkinger Genüge geschähe. Unterließen sie es, so machte sich „Heinrich Burggraf zu Meißen anheischig, persönlich mit 8 Knechten und 9 Pferden einzureiten und bis zur Entrichtung der 500 Schock Geißel zu halten.— Nachträglich zu der Transaktion wegen Kaaden muß noch bemerkt werden, daß laut eines vorliegenden, vom Samstage nach Luciä (15. Dezember) 1425 datirten Reverses Heinrich Herr zu Plauen, des röm. Reichs Hofrichter, sich verpflichtet, die ihm vom edlen Herrn Erkinger von Sawnheim, Ritter, geliehenen „Püchsen und Gezeuge, die er zu Kadan liegen hat,“ ein guter Treu wieder zurückzustatten ohne alle Widerrede, und sie auch geleiten zu lassen, sofern er kam und vermag, wenn er (Erkinger) oder dessen Erben ihn darum mahnen werden.“ — Wir werden später diesen „Büchsen“ wieder begegnen.

---

29) Orig.-Urk. ddto. Passau den 15. Dez. 1418 im fürstl. Schw. Familien-Archiv.

30) Das betreffende Original ddto. Preßburg den 11. August 1429 im fürstl. Schw. Familien-Archive. — Das betreffende Regest auch bei Aschbach, Bd. III., Reg. u. Itin., mit Hinweis auf Wegelins „Landvogtei in Schwaben.“ P. II. p. 95.

Bald jedoch nach der Ausstellung jenes obigen Geiselbriefes vom Palmsonntage 1427 war die Plauen'sche Schuldangelegenheit in eine neue Phase getreten, und wir gelangen nunmehr erst eigentlich in den Mittelpunkt unserer Beweisführung. In der Serie der uns vorliegenden Aktenstücke stossen wir nämlich in der Rubrik „Plawen" auf eine „Copia des Briefes, wie meinem Herrn das Schloß Petschau eingesetzt und verschrieben ist." Es ist dies nämlich eine Verschreibung „Heinrichs Burggrafen zu Meißen, Herrn zu Plawen, des röm. Reichs Hofrichters," in welcher derselbe bekennt, dem „edlen festen Erkinger von Sawnsheim und seinen Erben siebenzehn hundert Schock guter böhm. Groschen" schuldig zu sein, von welchen 500 Schock zum nächstkünftigen Sct. Martinstag, zwei Jahre darnach aber 1200 Schock bezahlt werden sollen nach Ausweis der darüber ausgefertigten Briefe. Weil aber noch nicht die „rechten Schuldbriefe" über die 500 Schock und die 1200 Schock ausgestellt und insbesondere noch keine andere Bürgen für die abgegangenen wegen der 500 Schock eingesetzt seien; so wäre er mit Hrn. Erkinger übereingekommen, ihm bis zum nächsten Pfingsttage nach dem Datum vorliegenden Briefes sowohl mit der Verschreibung, als auch mit den Bürgen Genüge zu thun. Thäte er dies nicht und machte er binnen der vorgeschriebenen Zeit „dem kein Ende, so verpflichte er sich, ihm (Hrn. Erkinger) und dessen Erben, oder wenn er sonst „wissentlich von seinetwegen dazu schicken würde," von Stund an, „am anderen Pfingsttag" sein Schloß Petschau mit allen seinen Herrlichkeiten, Leuten, „Guten" (sic!), Pflegen, Versprechnissen, Nutzen und Zugehörungen, nichts ausgenommen, eingeben und einantworten zu wollen," so daß er dasselbe besitzen, inhaben, nutzen, genießen und dasselbe gebrauchen solle so lange, bis er (Plauen) oder dessen Erben das Schloß und dessen Zugehörungen um die obige Summe Geldes wieder gelöst und den Hrn. Erkinger ohne dessen Schaden bezahlt haben werden. Zu diesem Ende habe auch er und sein Amtmann daselbst, Namens Hans v. Raschaw an Eidesstatt ein Handgelöbniß geleistet, und die Uibergabe des Schlosses auf vorgeschriebene Weise versprochen, auch sich verpflichtet, während dieser Zeit keinen anderen Amtmann einzusetzen. Der Hausrat und „das Gezeuge zur Wehre" im Schlosse, sowie die Vorräthe an Speise und Trank sollten in ein Verzeichniß gebracht und mit übergeben werden, hingegen solle bei der Wiederabtretung des Schlosses ungefähr ebenso viel dort zurückgelassen werden. Der Bezahlung der Schulden und Auslösung des Schlosses solle eine halbjährige Aufkündigung vorangehen, ebenso auch, wenn Hr. Erkinger das Schloß nicht länger behalten wollte und Bezahlung begehrte, welche entweder zu Nürnberg oder zu Eger stattzufinden haben werde. Erfolgte dann die Auslösung binnen einem halben Jahre nicht, so mögen sie (Erkinger oder dessen Erben): das Schloß Petschau sammt Zugehörungen „anderen Enden versetzen, verkaufen oder verkümmern gen wen sie wollen," [31]) nur sollen Ablösung und Wiederkauf um die Summe von 1.700 Schock dabei ausbedungen werden. „So das Schloß etwas koste und Darlegung bedarf" (Bau- und Erhaltungsauslagen), so sollen 200 Schock böhm. Gr. für jedes Jahr der Pfandinhabung als Vergütung entrichtet werden. Ginge das Schloß verloren, oder würde es vom Feinde gewonnen, so solle das der Hauptschuld unschädlich seyn und daran nichts ändern, obgleich Hr. Erkinger das Schloß zu bewahren und wie sein eigenes Gut zu vertheidigen hätte. Von seinem Gelde solle in einem solchen Falle nichts vorenthalten und kein Widerspruch entgegengesetzt werden. Wer mit Hrn. Erkingers guten Willen von dieser Verschreibung Kenntniß hat, dem oder denen sei der Schuldner so gut pflichtig und verbunden, als dem Gläubiger selbst.

---

31) Wir werden sehen, ob von diesem Zugeständnisse in der Folge Gebrauch gemacht worden.

Obgleich diese Urkunde kein spezielles Datum, sondern nur das allgemeine vom Jahre 1427 (Datum in anno ꝛc. XXVIImo) aufweist, so kann doch kein Zweifel sein, daß dasselbe in den Zeitraum zwischen den Palmsonntag (Datum des obigen letzten Geiselbriefes) und Pfingsten des Jahres 1427 fällt. Offenbar haben wir eine Abschrift vom Entwurfe der Original-Verschreibung vor uns liegen, worauf auch noch andere Kriterien hindeuten. — Das Gleiche gilt auch von dem hierauf von „Erkinger von Sawnsheim zum Stepfangsberg" (der Urbesitzung seines Hauses in Franken) ausgefertigten und mit: „deß zu Urkund" ꝛc. schließenden Reverse. Derselbe bezieht sich auf die Hauptpunkte der obigen Verschreibung, namentlich auf den „Hausrat" und dessen Zurückstellung, auf die halbjährige Aufkündigungsfrist (doch sollte „hiezwischen und dem Sct. Mertenstag, darauf die andere Frist steht," keine Aufsage geschehen), auf den Wiederkauf und die Einlösbarkeit im Falle des Verkaufs oder der weiteren „Verkümmerung" auf die Bezahlung der Schuld zu Nürnberg oder zu Eger und auf die Bewahrung und Behütung des Schlosses Petschau.

Die obigen Transaktionen vervollständigt nun noch eine dritte Urkunde, nämlich die zu Frankfurt zu Stande gekommene und am Sct. Barbaratag (4. Dez.) 1427 ausgefertigte Verschreibung der Plauen'schen Stadt Plauen. „Bürgermeister, Rath und ganze Gemeinde" bekennen, auf Geheiß „ihres gnädigen Herrn," Heinrich Burggrafen zu Meißen, Herrn zu Plauen", dem „guten Herrn Erkinger von Sawnsheim, Ritter, zweihundert Schock guter b. Groschen jährlicher Gült" „zu seinem Schloß Bezau" geben und entrichten zu wollen, und zwar zum nächsten Pfingsttag „nach Datum dieses Briefes" sofort 200 Schock, und dann jährlich 100 Schock an einem jeden Sct. Mertenstag, und die anderen 100 Schock an dem schierstnachkommenden Pfingsttag", u. z. so lange, bis das Schloß „Bezau" durch ihren gnädigen Herrn von dem „guten Herrn Erkinger" ausgelöst würde. Den Schaden, welchen Herr Erkinger bei säumiger Erfüllung obiger Verpflichtung „bei Juden oder bei Christen" nehmen oder „empfangen würde," wollten sie, was ein „möglicher und ungefährlicher Schaden wäre," sammt den 200 Schock guter böhm. Groschen dem „guten Herrn Erkinger" ganz entrichten und bezahlen. Zur Bezeugung und Bekräftigung alles dessen und zu unserer Sicherheit haben sie ihr Stadtsiegel an diesen Brief gehangen, und auch Heinrich Burggraf zu Meißen und Herr zu Plauen bestätigt, daß dies Alles mit seinem Wissen und auf sein Geheiß geschehen und auch stets unverbrüchlich gehalten werden solle. Zu diesem Ende hat auch er sein Siegel an diesen offenen Brief gehangen. — Jedem Zweifel an der Richtigkeit des obigen Vorganges begegnet aber die am Sct. Erhartstage (8. Januar) 1428 ertheilte königl. Zustimmung. König Sigismund constatirt in dieser Urkunde: [32]) „Heinrich Burggraf zu Meißen und Herr zu Plawen habe dem edlen Erkinger Herrn zu Schwarzenberg von Sawnßheim [33]) das Schloß und Herrschaft zu Brezow mit allen Herrlichkeiten und Zugehörungen in Pfandweise ingegeben und versetzt" laut der darüber gegebenen Briefe. Erkinger habe gebeten, daß er (Sigmund) als ein König zu Böhmen und Herr aller Lehen und auch Herrschaft dieser Krone, seinen Willen dazu gebe. Seiner (Erkingers) Dienste willen habe er dies auch gnädiglich gethan und gebe zu solcher Verschreibung seinen königlichen Willen und Gunst u. s. w. Diese zu Kevin ausgestellte kön. Urkunde ist von „Kaspar Sligk" contrasignirt; und merkwürdigerweise sollte gerade 9 Jahre

32) Das Original dieser Urkunde im königl. böhm. Statthalterei-Archive A. III., Nr. 138. — Eine Abschrift derselben im fürstl. Schw. Familien-Archiv.

33) Diese Titulatur Erkingers noch vor dessen Erhebung am 10. August 1429 in den Reichsfreiherrenstand ist bemerkenswerth, um so mehr als sich derselben der König hier bediente. Nach 1429 wurde dieselbe selbstverständlich häufiger, endlich zur Regel, bis der Name „Seinsheim" ganz in den Hintergrund trat.

später die Familie Schlik zu Erkinger und durch ihn auch zu Petschau in besondere Beziehung treten.

Mit gutem Fug und Recht konnte sich der König auf Erkingers „Dienste" berufen, denn neuerdings hatte sich derselbe im Jahre 1427 an dem gegen die immer weiter ausgreifenden und fürchterlicher gewordenen Husiten aufgebotenen Heereszuge betheiligt. Seit der Versöhnung der verschiedenen husitischen Parteien im Lager von Wožič hatten die Nachbarländer Böhmens außerordentlich von den verheerenden Einfällen der Husiten zu leiden. Die gemeinschaftliche Gefahr, besonders seit der mörderischen Niederlage der Sachsen, Thüringer, Meißner und Lausitzer bei Aussig am 16. Juni 1426, rüttelte die Deutschen zu dem Versuche einer neuen gemeinsamen Erhebung auf, und namentlich war es der Papst, der durch seinen Cardinal-Legaten Heinrich von Belfort zu einem neuen Kreuzzuge aufrief. Dem Bündnisse, welches damals, im Januar 1427, der Markgraf Friedrich von Brandenburg und die Bischöfe von Bamberg und Würzburg mit der fränkischen Ritterschaft geschlossen hatten, war auch Erkinger v. Seinsheim beigetreten.[34]) Er und Graf Johann von Wertheim, Wilhelm Graf von Castell, Konrad Schenk von Liebenberg, Arnold von Seckendorf und Konrad von Dussess werden als die vornehmsten Theilnehmer genannt. Leider hatte die ganze Unternehmung einen sehr unerfreulichen Ausgang und endete mit der Flucht des vom panischen Schrecken ergriffenen gemeinen bewaffneten Volks bei Mies und Tachau. Mit genauer Noth wurde Eger vor dem Schicksale Tachaus bewahrt. Vergleicht man die oben angeführten Daten der Verhandlungen Erkingers v. S. und Heinrich von Plauen mit den eben angedeuteten Begebenheiten, so sieht man, daß sie theils in das Vorstadium der obigen Ereignisse, theils in die Zeit nach denselben fielen. In familiengeschichtlicher Beziehung ist übrigens noch eine Thatsache aus dem ersterwähnten Zeitraume zu verzeichnen. Im April 1427 wurde nämlich von „Erkinger von Sawnsheim auf Stefansberg" mit „Aleš von Sternberg" eine Heirat zwischen des Ersteren Enkelin Anna, Tochter seines älteren Sohnes aus erster Ehe, Michael, und Peter, dem Sohne des Aleš von Sternberg, verabredet. Großvater und Vater verschrieben am 29. Juni 1427 der Braut ein Heiratsgut von 3000 fl. rh.[35]) Es war dieß eine wiederholte Versippung der Familie des Ahnherrn der Schwarzenberge mit einem alten und angesehenen böhmischen Geschlechte. Solche Conjunkturen machen aber auch das Geldbedürfniß erklärlich.

Die schweren und bedrängnißvollen Zeiten — es war eben wieder ein neuer Feldzug gegen die Husiten — zum sogenannten „Rettungskriege" — ausgeschrieben worden und der 24. Juni 1428 war zum Stelldichein für die Heerschaaren an den für sie bestimmten Punkten festgestellt worden[36]) — das vorrückende Alter und die Nothwendigkeit, die Erbsverhältnisse in seiner zahlreichen Familie rechtzeitig zu ordnen, veranlaßten Herrn Erkinger von Seinsheim an sein Testament zu denken. Er brachte es am 15. Juni 1428 zu Stande.[37]) In dieser Urkunde, kraft welcher der Schwarzenberg'sche Stammvater seinen beweglichen und unbeweglichen Besitz unter seine Kinder aus zwei Ehen theilte, geschieht auch seiner Aktivschulden, sowohl der kaiserlichen, als auch der Plauen'schen, dann auch der Pfandschaften insoferne ausdrückliche Erwähnung, als die Aktivschulden zwischen „beide Parteien", d. h. die Kinder aus beiden Ehen, getheilt werden, die Pfandschaften aber den „ersten Kindern" (erster Ehe) verbleiben sollen,

34) Würdinger, I. Bd., S. 163 ff., bes. Note 1 ibid.
35) Original-Heiratsabrede im fürstl. Schw. Fam.-Arch. Bemerkenswertherweise einigen sich hier der Großvater der Braut und der Vater des Bräutigams über ein Ehebündniß; ein sicheres Moment für Erkingers Anwesenheit in Böhmen.
36) Würdinger, Bd. I, S. 168 ff.
37) Original im fürstl. Schw. Familien-Archive.

„ohne deren Wissen und Willen er nichts davon verkümmern will." — Für unseren Zweck genügt es dieses Umstandes an dieser Stelle gedacht zu haben, zum Beweise, daß das Plauen'sche Verhältniß bis dahin keine Veränderung erfahren hatte. In der That finden wir dasselbe auch noch (und allerdings auch noch viel später) im ersten Viertel des Jahres 1429 auf dem alten Flecke. Zeuge dessen ein kategorischer Aufforderungsbrief Erkingers an Heinrich von Plauen vom 28. März (Ostermontag") 1429, [38]) den wir seines eigenthümlichen Tones willen hier seinem Wortlaute nach folgen lassen: „Heinrich von Plawen Ich thue dir zu wissen, vmb sulche geltschuld vnd scheden, die du mir schuldig bist nach außweysung der briue die ich dann von dir han ꝛc. Des ist mein sache so gelegen, das ich dir sulche gelt vnd schulde fürbassen mer nit lenger beitten" (bieten) „noch steen lassen wil vnd des auch nicht geratten wil noch mag. Hierumb so forder vnd heysche ich an dir mit diesem brieff, das du mir darumb bezalung vnd außrichtung thust in verzug zu nüremberg. In diesem nechsten halben jare schürstkommend nach gebung dicz briues. Thustu des nit, vnd machst mir eheynerley („einigerlei") verzug darjnnen; So wisse, das ich das sloſſe pethawe (sic), also dann versezen oder verkauffen wil für mein hauptgelt vnd schaden. Alsdann die obgerürten briue außweysen. Hiernach wisse dich zu richten, das ich dir es also verkündet vnd zu wissen gethan habe. Geben am montag des anderen ostertags anno etc. 29°."

Den Stipulationen über Petschau vom Jahre 1427 zufolge dürfen wir annehmen, daß die Uibergabe des Schlosses sammt Zugehörungen um die Mitte des Jahres 1428 stattgefunden. Zwischen Palmsonntag und Pfingsten 1427 war die Verschreibung über 1700 Schock böhm. Groschen ausgestellt worden, bis Pfingsten (1427) sollten die richtigen Schuldverschreibungen ausgeliefert und die neuen Bürgen gestellt sein, bis zum Martinstage (1427) 500 Schock bezahlt werden, bei Nichterfüllung dieser Bedingungen zum andern Pfingstfeste (1428) Petschau übergeben worden sein, und zwei Jahre nach Bezahlung obiger 500 Schock die anderen 1200 Schock berichtigt werden, früher aber eine halbjährige Aufkündigung stattfinden. Der Termin war also 1429 fällig und wir haben in obiger Zahlungsaufforderung die bedungene Aufkündigung. Spätestens also bis zum Sct. Martinstage 1429 hätte der Erlag der schuldigen Summe erfolgen sollen, widrifalls Hr. Erkinger freie Hand erhielt, Schloß Petschau sammt Zugehörungen anderweitig zu versetzen, zu verkaufen oder zu verkümmern. Indessen auch diese Frist verstrich, ohne daß die nun schon bereits jahrelang schwebende Geldangelegenheit geordnet worden wäre. Ja wir finden dieselbe noch gegen Ende des Jahres 1430 in demselben Stadium. In der Person des Markgrafen Friedrich von Brandenburg und Wilhelms Pfalzgrafen bei Rhein und Herzog in Bayern, zwei in den Hussitenkämpfen und öffentlichen Verhandlungen der damaligen Zeit vielgenannten Fürsten, hatten sich Vermittler gefunden, welche laut einer Erklärung „Erkingers Herrn zu Schwarzenberg" vom Dienstage, Allerheiligenabende (31. Okt.) 1430, [39]) zwischen Erkinger, dessen Söhnen (Hermann und Michael) und ihren Beiständen einer- und Herrn Heinrich Burggrafen zu Meißen und Herrn zu Plauen, dessen Sohne und deren Beiständen andererseits einen bis zum nächsten Sct. Jörgentag „in Worten und in Werken" zu haltenden „Frieden" zu Nürnberg „betedingt und gemacht haben." Diesen Frieden „stets, ganz, unverbrüchlich, in Worten und in Werken" zu halten verspricht Hr. Erkinger im eigenen und im Namen seiner Söhne und derer, die ihnen „zum Versprechen stehen." Wie die Dinge seit der obigen Aufkündigung vom J. 1429 bis zu diesem Compromisse verlaufen und wie der anderweitigen Verfügung über Petschau vorgebeugt worden, können

38) Copialheft S. XXXIII. b. im fürstl. Schw. Familien-Archive.
39) Copialheft S. XXXIII. b.

wir vorläufig nicht aufklären. Möglich, daß das traurige Schicksal, von welchem Plauen am 25. Januar 1430 betroffen, resp. von den Hussiten erstürmt und ausgemordet wurde,[40]) einem neuen Zahlungsaufschube zur Entschuldigung diente, jedenfalls wird es denselben in nicht geringem Grade verschuldet haben.

Zwischen dieses Ereigniß und jene Vermittlung fällt in demselben Jahre eine andere Vereinbarung, jene nämlich des „edlen Erkinger Herrn zu Schwarzenberg und von Sawnszheim", mit dem Bischofe Johann v. Würzburg über die Haltung von 100 „redlichen und gereisigen Gesellen" mit hundert Pferden in Kost und Sold auf „seinem (Erkinger's) Schlosse zu Betschow wider die Ketzer zu Böhmen." Diese Maßregel gehörte zu den Vorbereitungen zu einem neuen Kreuzzuge gegen die Hussiten, welche im verflossenen Jahre auch Eger belagert und ihr verheerendes Schwert bis tief hinein nach Franken getragen hatten, so, daß sich der Markgraf von Brandenburg und die anderen Fürsten zu einem unter ziemlich schweren Bedingungen erkauften und bis 25. Juli 1430 währen sollenden Waffenstillstande entschließen mußten.[41]) Besagte Uibereinkunft mit Würzburg datirt vom 10. Oktober 1430[42]) und beweist auf authentische Weise die noch immer fortdauernde Pfandinhabung Petschau's an Seite des Hrn. Erkinger, damals bereits Freiherrn zu Schwarzenberg. In Aussicht auf den bevorstehenden Reichskrieg gegen die Hussiten hatte auch am 22. Oktober 1430 der Erzbischof Konrad von Mainz Herrn Erkinger zu Schwarzenberg mit 240 Reisigen zu Pferde auf 2 Monate, vom nächsten Martinstage (11. November) an, in seine Dienste aufgenommen,[43]) und am 4. Dezember desselben Jahres erhielt Erkinger vom Könige Sigismund, als dessen Rath Weisungen über sein Verhalten gegen Eger.[44]) Mit Plauen sollte also der von einflußreicher Seite vermittelte Friede bis zum Sct. Georgstage 1431 währen, aber auch andere Streitigkeiten und Fehden, an denen es im alten Frankenlande niemals, besonders aber zu damaliger Zeit nicht fehlte, ließ Erkinger, zumal einem weit größeren und gefährlicheren Feinde nun schon zum so vielten Male mit Macht entgegengetreten werden sollte, vorläufig ruhen, wie z. B. die schon seit Jahren dauernde Fehde mit der Stadt Würzburg und den erbitterten Streit mit dem Würzburger Domkapitel.[45]) War doch auf dem für den 19. März 1430 nach Nürnberg ausgeschriebenen und dort erst faktisch am 9. Febr. 1431 zusammengetretenen Reichstage[46]) ein bis zum Nov. 1431 währen sollender Landfrieden ausgeschrieben worden, und reiste der päpstliche Legat Cardinal Julian[47]) überall im Lande herum, um die Fehden zu schlichten und den neuen Kreuzzug zu predigen. Der Ausgang des letzteren, welchem die abermals durch panischen Schrecken verursachte Flucht und Niederlage bei Taus am 14. Aug. 1431 die Signatur aufgedrückt hat, ist hinlänglich bekannt. Wir haben guten Grund anzunehmen, daß sich Erkinger zu Schwarzenberg bei dem Bischofe von Würzburg befunden habe, welcher, so wie auch der Cardinal-Legat, die Ritter des St. Georgbundes und das Nürnberger Contingent den Angriffen der anstürmenden

40) Würdinger, Bd. I. S. 174.
41) Würdinger, S. 175 ff.
42) Der Original-Vertrag im fürstl. Schw. Familien-Archive.
43) Das betreffende Original-Uibereinkommen im fürstl. Schw. Familien-Archive.
44) Original im genannten Archive.
45) Original-Bekenntniß der Stadt, Gemeinde und der Verstädte von Würzburg vom 7. April 1430 und Orig.-Spruch K. Sigmunds vom 4. März 1431 im fürstl. Schw. Fam.-Arch.— Uiber den Krieg des Domkapitels und der Stadt Würzburg gegen Bischof Johann II. siehe Würdinger I. Bd., Abschn. VII., S. 272 ff. Im Jahre 1435 ließ Bischof Johann durch Erkinger v. S. böhmische Söldner werben, mit welchen er vor Würzburg zog, sich aber, vorläufig die Belagerung W's aufhebend, gegen Ochsenfurt wandte, das er nach 12tägiger Belagerung einnahm. Würdinger, I. Bd., S. 276.
46) Würdinger, I. Bd., S. 176 und 177.
47) Würdinger, I. Bd., S. 180 ff.

Böhmen den längsten Widerstand entgegensetzten.[48]) Erst die Niederlagen der Hussiten bei Hiltersried im Septemb. 1433[49]) und in der Schlacht bei Lipan am 30. Mai 1434 machten den schmählichen Tag von Taus v. J. 1431 wett.

Nach der Einräumung eines neuen Termins bis St. Georg 1431 sollte man nun endlich eine Abwicklung der Petschauer Angelegenheit von Plauen'scher Seite erwarten. Statt dessen verschwindet aber Petschau auf räthselhafte Weise plötzlich wieder aus der Geschichte, um erst nach Jahren wieder aufzutauchen. Dies ist erst im Jahre 1437 anläßlich einer neuen Familienverbindung der Fall. Im genannten Jahre wurde nämlich am Vorabende von Petri Stuhlfeier (21. Febr.) zwischen dem kaiserl. obersten Kanzler Kaspar Schlik und Erkinger Herrn zu Schwarzenberg eine Heirat der Tochter des Letzteren, Kunigunde, und des Matthäus („Mathes"), Bruders des Kaspar, verabredet.[50]) Als Heiratsgut sollte Kunigunde, Erkingers Tochter aus der Ehe mit Barbara von Abensberg, 1000 Sch. böhm. Groschen erhalten, welche von dem Kaufschillinge des an Herrn Matthäus Schlik verkauften Petschau's in Abschlag gebracht werden sollten. Sowohl diese Aussteuer, als auch die von Schlik'scher Seite zugesicherte Widerlage von 1500 Sch. böhm. Gr., zusammen also 2500 Sch. böhm. Gr., sollte auf Petschau verhypothecirt verbleiben und nach Matthäus Tode Kunigundens Witwengut und Erbe bilden. Frau Kunigunde sollte auch Petschau bis zur Wiedereinlösung der besagten 2500 Sch. böhm. Gr. innhaben, nach erfolgter Ablösung aber die freie Disposition über Petschau an Herrn Schlik überlassen. Die Familie Schlik stand eben damals im Zenithe ihres Ansehens[51]) und eine Verbindung des Hauses Schwarzenberg mit derselben war nicht ohne politische Bedeutung.

In der Gunst des Kaisers Sigismund standen beide, denen derselbe wegen gebrachter materieller und sonstiger Opfer gleich verpflichtet war, auch gleich hoch.

---

48) Die Ereignisse bei Taus und deren Ursachen bespricht Würdinger ausführlich in Bd. I., S. 183 u. ff. — Nach Rosenplects Darstellung hätte Markgraf Friedrich, dem sich auch Pfalzgraf Johann und der Bischof von Würzburg anschlossen, eine Stellung auf einer Bergkuppe bezogen. Sie entsandten hierauf den Wilhelm von Rechberg und Erkinger von Seinsheim, um Kundschaft einzuziehen. Der durch die dreifache Uibermacht der Böhmen erschreckte Rechberg eilte, ohne der Rede Seinsheims: „Man müsse sich schlagen, und wenn auch Vier auf Einen kämen," zu achten, zu dem Markgrafen zurück, der nun den Rückzug antrat." Würdinger, I. Bd., S. 184, Note 2 ibid. — Diese Haltung kennzeichnet Erkingers bekannte Unerschrockenheit.

49) Eine genaue Beschreibung dieser Niederlage liefert Würdinger, Bd. I., S. 188 ff.

50) Die Original-Heiratsabrede im fürstl. Schw. Fam.-Arch. Der Ehe Kunigundens mit Matthäus Schlik wird auch a. O. gedacht: so in den „Materialien zur Ahnentafel des Schlikschen Hauses von 1375—1824," von Franz Aloys Wacek, bischöfl. Notar, Sekretär und Dechant zu Kopidlin, in Hormayrs „Archiv für Geschichte, Stat., Lit. und Kunst", Jahrg. 1826, Nr. 80—88, und in: „Schloß Seeberg im Egerlande, seine Geschichte, seine Geschlechter, seine Kirche," von Vinc. Prökl, S.13. Matthäus wurde mit seinen Brüdern Heinrich, Nikolaus und Franz 1434 zum Freiherrn und 1437 zum Grafen von Passaun erhoben. Er residirte zu Elbogen, besaß es 52 Jahre lang und brachte nach dem Tode seiner Neffen Wilhelm und Wenzel, Söhnen seines Bruders Nikolaus, alle Güter seines Hauses auf seine Nachkommen. Er zeugte mit Kunigunden drei Söhne: Nikolaus, Hieronymus und Kaspar und starb im hohen Alter 1487 zu Elbogen. Unter seinen Söhnen theilte sich das gräfl. Schlik'sche Haus in 3 Linien: die Falkenau'sche, Elbogen'sche und Schlackenwerth'sche. Die vom dritten Sohne Kaspar abstammende blüht nach fort. (Wacek.) Mit diesen Daten stimmen auch die Angaben bei Prökl, einem sehr tüchtigen Forscher, überein. Matthäus und Kunigunde waren demnach die eigentlichen Stammeltern der heutigen Grafen Schlik. — Uiber Kaspar Schlik, dessen Bruder und ihre Standeserhebungen siehe auch Aschbach, Bd. III., Regesten und Itinerar, Dom. Bd. IV., Anhang Beilage III.

51) Vergl. oben. In einer Urkunde ddto. Prag, 6. April 1437 — also wenige Monate nach der Schwarzenberg-Schlik'schen Heiratsabrede — gibt K. Sigismund nebst seiner Gemahlin eine Aussteuer für Kaspar Schlik's Gemahlin Agnes, Tochter des schlesischen Herzogs von Oels. — Aschbach Bd. IV., Anhang, Beil. III., S. 428 — 445. Wie Erkinger zu Schw. hatte auch Kaspar Schlik dem Kaiser bedeutende Geldvorschüsse geleistet.

Wenn man nicht vergißt, daß Kaspar Schlik bereits damals Eger, Elbogen, Schlackenwerth, Falkenau, Lichtenstadt und a. m. besessen, [52]) somit unfern von Petschau reich begütert gewesen; so wird die Uiberlassung des letzteren an das mächtige Haus wohl sehr erklärlich, besonders nachdem ein Arrangement mit Plauen bis dahin nicht stattgefunden zu haben scheint. Ob der Verkauf Petschau's an Schlik, wenn wir denselben als solchen und nicht vielleicht nur als einen neuerlichen Oppignerirungsakt aufzufassen haben, schon früher oder anläßlich jener Heiratsabrede und gleichzeitig mit derselben stattgefunden, läßt sich präcise nicht bestimmen, wahrscheinlich bleibt die Gleichzeitigkeit.

Mit dieser letztangeführten Thatsache könnten wir nun eigentlich unsere Erörterungen schließen, um so mehr, als Hr. Erkinger, der erste Freiherr zu Schwarzenberg, am Mittwoche nach Mariä Empfängniß (11. Dezember) 1437 bereits das Zeitliche gesegnet hatte, aber wir haben noch Einiges hinzuzufügen. Mit den Herren von Kolowrat hatte eben in diesem Todesjahre Erkingers, u. z. kurz vor dessen Hinscheiden, eine Begleichung rücksichtlich der früher erwähnten Schuldforderungen stattgefunden, und auch Kaiser Sigismund hatte in demselben Jahre, seinem eigenen Todesjahr, [53]) ein Mittel gefunden, dem alten Guthaben Erkingers durch Anweisung auf den vierten Theil des Weinzolls im Würzburg'schen gerecht zu werden; nur die Plauen'sche Angelegenheit verschwindet uns aus dem Gesichte. Mit dem Verkaufe von Petschau, wie dies vertragsmäßig auch vorgesehen gewesen, könnte man dieselbe allerdings für abgethan erachten. Nach Erkingers Tode fanden zwei Erbtheilungen statt, und zwar am 6. Mai und 18. August 1438 [54]), die erstere zwischen den Brüdern Michael und Hermann, Erkingers ältesten Söhnen aus erster Ehe, und in der zweiten zwischen Erkingers Witwe, Barbara, geb. von Abensberg, und deren eigenen Kindern einerseits, dann Michael und Hermann zu Schwarzenberg, Brüdern und Barbara's Stiefsöhnen, andererseits. In der erstgenannten Transaktion wird der Pfandschaften in Böhmen nicht mehr erwähnt, wohl aber der ererbten, „auf dem Weinzoll" (in Franken) versicherten kaiserl. Schuld, welche in die Theilung fällt. Ein anderer Punkt in diesem Dokumente, welcher unsere Aufmerksamkeit erregt, sind die 1000 Schock böhm. Gr. Schlik'schen Guthabens, versichert auf Gerolzhofen [55]), von deren Lösung und eventueller Theilung der Hypothek, erforderlichen Falls auch Surrogirung durch den kaiserl. Weinzoll, die Rede ist. Wir werden durch diese Transaktion mit einem ganz besonderen Umstand bekannt gemacht, welcher die Vermuthung nahe legt, daß da eine Uibertragung der Hypothek von Petschau auf Gerolzhofen stattgefunden haben könne, und zwar jedenfalls aus ganz besonderen Motiven, die sich allerdings unserer Kenntniß entziehen. Wollte man sich auf Hypothesen einlassen, so könnte man annehmen, daß, mit Rücksicht auf die betreffende Stipulation im Schwarzenberg-Schlik'schen Heiratsvertrage vom Jahre 1437, jene Uibertragung stattgefunden habe, um Herrn Matthäus Schlik so bald als möglich zur freien Disposition über Petschau gelangen zu lassen; es ist aber noch eine andere Vermuthung zulässig, nämlich, daß der Hr. von Plauen noch in der eilften Stunde Richtigkeit gepflogen, dadurch aber Petschau wieder erledigt und an sich zurückgenommen haben könne. Jedenfalls stossen wir nach der Schwar-

52) Uiber den Schlik'schen Besitzstand zu vergleichen Wacek, Prökl und Aschbach Bd. IV., Anhang, Beilage III.

53) K. Sigismund starb am 9. Dezember 1437 und schon am 11. Dez. folgte Freiherr Erlinger zu Schwarzenberg seinem kaiserlichen Gönner in die Gruft nach.

54) Beide Original-Dokumente im fürstl. Schwarzenberg'schen Familien-Archive.

55) Gerolzhofen im Würzburg'schen in Franken. Dieser Besitzung wird schon in Erkinger's Testamente v. J. 1428 gedacht. Bereits 1412 wurde Erkinger vom Bischofe Johann von Würzburg mit einem Theile des Schlosses Wildberg, dann mit Zehenten, Gülten 2c. zu Gerolzhofen, Hontal, Grünberg 2c. belehnt. — Abschl. Belehnungsbrief im fürstl. Schwarzenberg'schen Familien-Archive.

zenberg-Schlik'schen Heirat hier auf einen Knoten, den wir vorläufig mit den uns zu Gebote stehenden Hilfsmitteln nicht zu zerhauen vermögen. Vielleicht, daß sich in der Geschichte des Hauses Schlik ein geeignetes Schwert dazu fände. Einer dritten Möglichkeit wollen wir schließlich noch Raum geben, wenn wir noch gesagt haben werden, daß die beiden Erbtheilungen vom Jahre 1438 so ziemlich einen genauen Einblick in die damalige Substanz des Schwarzenberg'schen unbeweglichen und beweglichen Vermögens in Franken gestatten und daß sich dieselben wie Corollarien zu dem Testamente des Stammvaters Erkinger vom Jahre 1428 verhalten. In der Erbtheilung vom 6. Mai 1438 (am Tage Sct. Johanns v. Lateran) sind die sämmtlichen, in die brüderliche Theilung fallenden Güter, Gülten, Zehente, Einkünfte ꝛc. und auch Schulden specifizirt; in der späteren Erbtheilung vom 18. Aug. 1438 sind jedoch hinsichtlich des Schuldenwesens mehr die Grundsätze in Betracht der Behandlung der Aktiv- und Passivschuldenfestgestellt. Der Name „Plauen" kommt nur noch einmal, u. z. in eben dieser zweiten Erbtheilung in soferne vor, als von den „Plauen'schen Büchsen zu Schwarzenberg" die Rede ist, welche dort zu verbleiben „haben." Es sind dies ohne Zweifel jene „Büchsen" nebst „Gezeuge", welche Erkinger Herrn Heinrich von Plauen zu Kaaden zurückgelassen, resp. gegen Rückstellung geliehen hat, wie der bezügliche Plauen'sche Revers v. J. 1425 bezeugt. Diese Büchsen sind also jedenfalls seiner Zeit zurückgestellt worden.

Unter den Hauptobjekten der Erbtheilung vom Jahre 1438 finden wir das Schloß „Hohenlandsberg" („Landsberg", auch „Landspurg") sammt Zugehörungen, Erkingers letzte und bedeutendste Acquisition vom Jahre 1435. Es fiel in der Theilung der Witwe Erkingers, Barbara, und deren Söhnen zu. In einer Quittung vom 17. März 1440 [56]) bekennt nun „Mathes Sligk, Ritter, zu Boytzberg", für sich und seine Gemahlin „Kunigunde" von seiner Schwiegermutter Frau „Barbara zu Scharzcenberg" 1000 fl., wofür ihm Schloß und Amt „Landspurg" mit dem Zehent zu „Lippurgshausen" (Lipprichshausen) und Huben zu „Wengenheim" (Weigenheim) verpfändet waren, empfangen zu haben. Ein Jahr später, nämlich am 11. April 1441 geben Frau Barbara zu Schwarzenberg und deren ältester Sohn Johann dem Ritter Matthäus Schlik und dessen Gemahlin Kunigunde über eine Schuld von 3072 fl. rh. eine Versicherung [57]), und verweisen dieselben mit Hauptgut und Zinsen auf das Amt zu Landsperg. Ob wir es hier mit Geldangelegenheiten, welche mit dem Heiratsgute Kunigundens (ihr Name figurirt wenigstens dabei) im Zusammenhange stehen, oder mit bloßen Darlehensgeschäften zu thun haben, ist um so schwerer zu entscheiden, als wir Frau Barbara gemeinschaftlich mit deren Schwiegersohne „Mathes Sligk, Ritter", schon wenige Tage nach dem oben erwähnten 17. März 1440, nämlich am Gründonnerstage (24. März) 1440, sich an Bürgermeister und Rath der Stadt Windsheim in Franken um ein zu Nürnberg aufzubringendes Darlehen von 1500 fl. wenden sehen. [58]) Mit Rücksicht auf die frühere Hypothek Petschau und die spätere Gerolzhofen wäre die Beantwortung dieser Frage von Interesse. Mit dieser Erörterung sind wir aber mittlerweile bei dem Jahre 1440 und sogar darüber hinaus, somit dort angelangt, von wo wir eigentlich ausgegangen. Im Jahre 1440 soll aber, der geschichtlichen Mittheilung des Herrn J. Mayer zu Folge, Petschau von Ernst von Gleichen an Heinrich II., Burggrafen zu Meißen und Herrn zu Plauen, gekommen sein. Ziehen wir jedoch die Summe unserer bisherigen Erörterungen, so gelangen wir zu dem Resultate: daß Petschau im Jahre 1427 von Heinrich von Plauen dem Ahnherrn der Schwarzenberge, Erkinger, verpfändet und von diesem spätestens 1428 in Besitz genommen worden, Petschau

56) Diese Original-Quittung im fürstl. Schwarzenb. Fam.-Arch.
57) Die Original-Verschreibung im fürstl. Schw. Fam.-Arch
58) Die betreffende Original-Zuschrift im Arch. des Germ. Mus. in Nürenberg; eine authent. Abschrift im fürstl. Schwarzenb. Fam.-Arch.

demnach schon 1427 sich in Plauen'schen Händen befunden haben müsse; sodann, daß Petschau wenigstens bis 1437, wo darüber anderweitig disponirt worden, in Erkingers Besitz geblieben sein müsse; endlich, daß Petschau nach 1437 auf irgend eine Weise wieder an Plauen zurückgelangt sein könne, was demnach alsdann als eine „Wiedererwerbung" zu bezeichnen wäre. In wie ferne die Herren von Gleichen dabei mit eine Rolle spielen, können wir nicht entscheiden.

Sollte ein neues Arrangement mit Schlik pcto. Hypothek Petschau nicht den Herren von Plauen wieder den Weg zu jener Wiedererwerbung geebnet und nicht etwa eine in den Zeitraum nach Erkingers Tode fallende Heirat das erwünschte Auskunftsmittel zur Reaquisition Petschau's dargeboten haben? Es ist dies die dritte Möglichkeit, welche wir oben angedeutet haben, und wenn wir dieselbe nicht von vornherein von der Hand weisen, so finden wir dafür einen Rechtfertigungsgrund in der historischen Existenz einer Tochter Erkinger's zu Schwarzenberg, welche sich „Magdalena Raisshn von Plauwen, Fraw von Cranichfeld und Groytz" (Greitz) schrieb, noch 1475 lebte und eben in diesem Jahre an ihren Bruder „Sigmund von Sanßheym, Herrn von Schwarzemberg", (Erkingers jüngeren Sohn aus zweiter Ehe und Vater des berühmten Freiherrn Johann zu Schwarzenberg, zugenannt „der Starke") schrieb.[59]) Die Frage: ob nicht vielleicht einer der Söhne Heinrichs von Plauen, Burggrafen zu Meißen, deren in dem Vermittlungsakte vom 31. Oktober 1430 an der Seite ihres Vaters gedacht wird, Magdalenens Gemahl geworden, muß vorläufig eine offene bleiben.

Sollten die Leser unsere Meinung, daß in den vorliegenden Erörterungen neue, bisher unbekannte Thatsachen zur Sprache gebracht worden, theilen, so werden wir darin eine angenehme Bestätigung unserer Voraussetzung finden und uns freuen, den Petschauern die mit noch anderen angesehenen echt deutschen Städten einst zu den Angehörigen des Egerer Stadtrecht-Sprengels zählten[60]), und deren fahrende Tonkünstler uns in unseren „grünen Tagen" manches Vergnügen bereiteten[61]), etwas zu Danke gemacht zu haben.

Auf die Schwarzenberg-Kolowrat'schen Beziehungen wollen wir aber in einer besonderen Arbeit so bald als thunlich zurückkommen.

---

59) Dieses Orig.-Schreiben v. J. 1475 im fürstl. Schw. Fam.-Arch. — Sowohl der Name Magdalena, als auch deren Ehe mit einem Plauen sind hiemit sichergestellt. Ein älterer Genealoge des fürstl. Hauses Schw., Rittechnius, bezeichnet in seinem „Schema genealogicum" ꝛc. v. J. 1694 (Nürnb., gedr. bei Felsecker) eine Tochter Erkingers, Anna, als Gemahlin Heinrichs Hrn. v. Plauen, Sohnes Heinrichs und der Irmgard Burggräfin v. Kirchberg, nennt aber zugleich eine andere Tochter Erkingers, auch Namens Anna, als Gemalin Sigfrieds, Erbmarschalls von Pappenheim. In einem anderen, verbesserten Schema erscheint richtig Magdalena als Plauen'sche Vermählte. Obiges, erst jüngst aufgefundene Or. Schreiben v. J. 1475 bestätigt diese Thatsache. Genauere Daten zu deren Feststellung fehlen leider, und letztere wird um so schwieriger, als die Herren von Plauen seit dem 11. Jahrh. alle „Heinrich hießen". Die Besitzer von Petschau gehörten notorisch der „burggräflichen", 1426 von K. Sigismund mit der fürstl. Würde condecorirten und mit dem damals erledigten Burggrafenthume von Meißen, dann der Grafschaft Hartenstein erblich belehnten Linie an. Aber schon 1439 verkaufte Heinrich II., Herr zu Plauen und Burggraf zu Meißen (alio wohl derselbe Heinrich II., der, nach Hrn. J. Mayer, 1440 als Besitzer von Petschau erscheint), das Burggrafenthum von Meißen an das Haus Sachsen. Seine Nachkommen setzten die Veräußerung beträchtlicher Güter dermaßen fort, daß bei dem Erlöschen dieses älteren Plauen'schen Astes mit Heinrich VII. 1572 nichts als die von der Gera'schen Linie ererbten Herrschaften Schleitz und Burgk an die Agnaten übergingen. Letztere bildeten die jüngere Plauen'sche Linie, das eigentliche, heute noch bestehende Haus „Reuß-Plauen. (Man vergl. die in Note 23 citirten „genealog. u. Staatshandbücher".) Aus dieser jüngeren Linie starb 1535 „Heinrich Reuß, Herr zu Plauen, Greiz und Kranichfeld" und hinterließ 3 Söhne. Uibrigens besaßen die Plauen, obgleich nur kurze Zeit, 1440 auch Schlaggenwald.

60) Schlesinger, S. 522.

61) In Max Dormitzer's und Dr. Edm. Schebek's schätzbarem Buche: „Die Erwerbsverhältnisse im böhm. Erzgebirge", Kap.: „Musikalische Nomaden", wird zwar nur der „Presnitzer Harfenspieler vorzugsweise gedacht; nichtsdestoweniger wollen wir den Petschauern auch hier die Ehre geben.

Das Mühlenwesen im nördlichen Böhmen im vorigen Jahrhundert. [1]

Von **A. Jäger.**

IV.

Von den Röchlitzer Mühlen.

Im Jahre 1655, als man auf dem Reichenberger Markte den Strich besten Korns um 46 kr. kaufte, wurde nächst der Kirche in Röchlitz von der Herrschaft eine Mühle angelegt, welcher die Einwohner von Röchlitz und Eichicht als Mahlgäste zugewiesen wurden. Als diese Mühle später an einen unterthänigen Müller verkauft ward, wurde sie, wie alle Mühlen dieser Art, mit Tribut und Zins reichlich bedacht. Sie hieß die Röchlitzer Obermühle, zum Unterschied von der dasigen Niedermühle, über deren Entstehung keine authentischen Nachrichten zu finden sind. Diese soll, wie die Reichenberger Spittelmühle und die Bleichmühle in Habendorf, ebenfalls aus einer Walkmühle in eine Mahlmühle umgewandelt worden sein, und hatte jährlich nur 150 fl. Zins in die herrschaftlichen Renten zu entrichten. Im Jahre 1746 ward diese Mühle durch Jos. Augusten aus Mühlscheibe angekauft. Dieser Besitzer überließ sie im J. 1763 an Josef Taßler, belastet mit einer schweren Verbindlichkeit, die er (wahrscheinlich wegen Theilung der Mahlgäste) gegen den Obermüller Hans Chr. Finke übernommen hatte. Diese Verbindlichkeit bestand nämlich in einem jährlichen Zinsbeitrage von 10 Metzen Weizen, 20 Metzen Korn, 36 Metzen Metzgetreide, 45 fl. Schweinemastgeld, 70 fl. Geldzins und 50 fl. Eierzins. Aber der Vertrag zwischen den beiden Mühlbesitzern war nicht von der Obrigkeit ratifizirt worden, und als nachher (am 1. März 1771) die Niedermühle von Hans Jos. Finke um 3400 Schock erkauft wurde, bewirkte dieser die Annullirung jenes Vertrages, und beide Mühlen wurden nun wieder in die alte Zinsung versetzt.

Im Jahre 1773 den 14. Mai Abends um 10 Uhr kam in der Niedermühle Feuer aus, wobei ein achtjähriger Knabe in den Flammen den Tod fand. Beim Wiederaufbau der Mühle durch Ant. Müller (den zweiten Mann von des verstorbenen H. J. Finke Witwe) wurde sie jetzt auf zwei Mahlgänge eingerichtet. [2]

Nunmehr war die Niedermühle in Einkommenverhältnissen der Obermühle gleichgestellt, während sie an Abgaben kaum den fünften Theil derselben hatte. Die Obermühle ward im Jahre 1786 von Ant. Eifler aus Friedland angekauft. Dieser Müller war ein „Eisenkopf", unbeugsam, eigensinnig und streitsüchtig.

Eifler war durchaus nicht der Mann, der sein Kreuz geduldig auf sich nahm; er erkannte sehr bald das Mißverhältniß zwischen den Lasten seiner eigenen und der Niedermühle, und war bemüht, eine Ausgleichung dafür zu finden. Ein Anhaltspunkt hiezu schien sich ihm in dem Uibereinkommen vom J. 1763 über die Zinstheiung zwischen der Ober- und Niedermühle darzubieten, und er stellte bei der Obrigkeit das Ansuchen, sie möge jenen Vergleich wieder in Kraft setzen, erhielt jedoch hierauf am 29. Okt. 1788 den Bescheid: Taßler habe als ein blöder Mann sich zu einer Verbindlichkeit überreden lassen, die ein Nachfolger von ihm nimmermehr wieder auf sich nehmen werde, nachdem sie einmal weggefallen sei. (Dekretenb. L. J. Nro. 1361.) Ebenso wirkungslos blieben Eiflers

1) Siehe Jahrgang IX. S. 148 flg.

2) Auf Ansuchen des Eigenthümers der Mühle lieferte die Herrschaft einen Beitrag an Bauholz und bewilligte aus Rücksicht auf den 3½ monatlichen Stillstand der Mühle einen Zinsnachlaß von 75 fl. 20 kr.

wiederholte Ansuchen bei der Obrigkeit um Zinsminderung. Indessen machte der energische Mann die größten Anstrengungen sich „durchzuschlagen". Er bemühte sich, die baufällige Mühle wieder in guten Zustand zu bringen und in starken Betrieb zu setzen. Um die Triebkraft zu verstärken, erhöhte er das Wehr um 18 Zoll, wogegen jedoch die Besitzer der anliegenden Wiesen klagbar wurden, indem das angeschwellte Wasser die Ufer durchweichte. Da erschien eine aus den Beamten der (hier durch die Neisse geschiedenen) Herrschaften Reichenberg und Böhmisch-Aicha zusammengesetzte Kommission, welche von Proschwitz herab die Neisse entlang verschiedene Streitigkeiten hinsichtlich des Wasserlaufes zu untersuchen hatte, auch bei dem Röchlitzer Mühlwehr.

Die Nachbarn hatten erwartet, der Müller werde für die Kommission die Schwellung so unmerkbar als möglich machen; er aber that gerade das Gegentheil, und steigerte sie auf den höchsten Grad, dreist behauptend: „So muß ich's haben, sonst bring ich das Wasser nicht auf die Räder, und kann der Obrigkeit den Zins nicht entrichten". Da jedoch hiebei eine zweite Herrschaft betheiligt war, wurde dem Müller nur ein Wehraufsatz von 6 Zoll bewilliget, den er überdies bei Hochwasser zu beseitigen hatte.

Eifler war „ein ganzer Müller", und in Sachen seines Gewerbes so „eigen", daß ihm kein Gesell Genüge zu thun im Stande war; dabei war er äußerst heftig und jähzornig. Welcher Lehrling bei *ihm* bestand, der hatte schon hiedurch allein das beste Zeugniß seiner Tüchtigkeit.

Den ersten Fehler zwar übersah dieser Meister gern, denn er pflegte zu sagen: „*Wer nichts verdirbt, der lernt auch nichts*"; wehe aber dem, der nach des Meisters Belehrung denselben Fehler zum zweitenmale beging. — „*Recht will ich eine Sache haben; recht oder gar nicht!*" war Eiflers Wahlspruch. Einmal hatte er einen Gesellen, der sich in allen Stücken der möglichsten Achtsamkeit befliß, und sich besonders bemühte, des Meisters Zufriedenheit zu erhalten; da sah ihn dieser eines Tages auf dem Mühleisenstege einen Keil schärfen und augenblicklich jagte er ihn fort.

Nach vielen Bestrebungen, sein Durchkommen zu finden, erkannte Eifler, daß er es in dieser Mühle zu nichts bringen könne, verkaufte sie im Jahre 1801 an den Bäcker *Gottfried Franz Elstner* aus Maffersdorf (gewöhnlich der *Wünschbäcker* genannt von seinem Hause in Maffersdorf, welches vor ihm ein Wünsch besessen) und zog nach Liebenau in die dortige Stadtmühle. Dort brachte ihm sein Jähzorn den Tod; man erzählt nämlich, daß er bei einem Streit im Wirthshause in unbändiger Wuth ein Weinglas zerbiß, womit er sich tödtlich verletzte.

Elstner fand noch weniger als Eifler sein Durchkommen in der Röchlitzer Mühle; denn es traten theure Zeiten ein, und der Zins stieg mit den Getreidepreisen zu unerschwinglicher Höhe. Da wurde dem Müller manchesmal heiß, wenn der Zinstermin herannahte, und in dem verlaufenen Quartale nicht so viel Metze eingekommen war, als an Zins zu geben war.

Nachdem Elstner sein ganzes Vermögen in dieser Mühle zugesetzt hatte, ging er am Stabe heraus, denn die infamen Mittel, womit sich heut zu Tage viel große Schuldner aus der Verlegenheit ziehen, wurden jenerzeit hier noch nicht in Anwendung gebracht. — Elstner verbrachte sein übriges Leben in Dürftigkeit, um als ehrlicher Mann sterben zu können, und seinen Kindern einen guten Namen zu hinterlassen.

Die Mühle wechselte nun in kurzer Zeit mehrmals die Besitzer, denn keiner konnte darin bestehen, und wie einer sein Heil damit versuchte, wurde er regelmäßig bald „caput". Da geschah es, daß ein Müller bei Nacht und Nebel aus der Mühle entlief, und niemand wußte, wo er hingekommen war. Hierauf stand sie einige Zeit verlassen, und niemand mochte sie haben; jedermann schien sich

hinein zu fürchten, als ob sie gleich verzaubert wäre. Um nun die Mühle nicht gänzlich veröden zu lassen, ließ sie die Obrigkeit durch den Müller Franz Rihmer [1]) aus Altharzdorf sequestriren. Nachdem sie aber durch die Zeit dieser Sequestration viel am Zinse eingebüßt hatte, gewann die Herrschaft die Uiberzeugung, daß die Lasten der Mühle mit dem Ertrage derselben nicht im richtigen Verhältnisse standen, und bequemte sich endlich dazu, den Zins zu mindern, um nur die verrufene Mühle wieder an Mann zu bringen. Dieselbe ward hierauf im Jahre 1809 vom Bäcker Franz Simon aus Reichenberg käuflich übernommen. In den dreißiger Jahren ist dann unter dem Besitzer Demuth eine Spinnfabrik aus dieser Mühle geworden, in welcher das Mühlwerk nur zu gelegenheitlichem schwachen Betriebe, gleichsam von heut auf morgen noch geduldet wird.

Eine dergleichen Spinnfabrik wurde noch früher, schon im Jahre 1825, zur Röchlitzer Niedermühle durch den Eigenthümer Franz Finke zugebaut. Aus Unkenntniß, und um die Baubewilligung nicht verzögern zu lassen, willigte hiebei der Eigenthümer in die Uibernahme eines neuen herrschaftlichen Zinses von jährlich 40 fl. — Die Zahlung dieses Fabriken-Zinses verweigerte der Müller jedoch nach dem Erscheinen des Grundentlastungspatentes vom 7. Sept. 1848, und über die Ablösung desselben entspann sich zwischen ihm und der ehemaligen Grundobrigkeit ein Prozeß, welcher sich bis ins Jahr 1860 schleppte, worauf er einschlief, ohne daß der streitige Zins weder abgelöst, noch ferner gezahlt worden wäre.

Diese Mühle wurde im Jahre 1869 ganz eingestellt, und an das Wasserrad Maschinen für Tuch-Appretur angehängt.

V.

Die Mühle Nro. 134 in Maffersdorf l. N.

Von Röchlitz im Neissethale weiter hinauf liegt Maffersdorf. Auf der rechten Thalseite (von oben) stößt dieses Dorf unmittelbar an Röchlitz, auf der linken Seite aber liegt Dörfel zwischen inne. Die Neisse bildet hier die Grenze zwischen den Herrschaften Reichenberg und Böhmisch-Aicha. Der nördliche, an die Neisse anstoßende Theil der letzteren Herrschaft wurde vom Gut Siebendörfel gebildet. Dieses Gut hatte in der Mitte des vorigen Jahrhundertes einen Freiherrn Johann von Heistern zum Besitzer, welcher einen für seine Zeit ungewöhnlichen Akt der Humanität vollbrachte, indem er im Jahre 1651 seinen Unterthanen gegen einen mäßigen jährlichen Geldzins die Robot erließ.

Maffersdorf liegt zu beiden Seiten der Neisse und bildet zwei Gemeinden, wovon der rechtseitige zur Herrschaft Reichenberg, die linksseitige zur Herrschaft Böhmisch-Aicha gehörte. Erstere nannte man Maffersdorf Reichenbergerseits, letztere Maffersdorf Aicherseits (abgekürzt M. R. S. und M. A. S.). Jetzt, nachdem der frühere Herrschaftsverband aufgehört hat, werden diese beiden Gemeinden Maffersdorf rechts der Neisse und Maffersdorf links der Neisse geschrieben. Oberhalb Maffersdorf folgen dann im Neissethale die Ortschaften Proschwitz und Neuwald.

---

1) Dieser war ein sehr angesehener Mann, durch einige 20 Jahre Richter in seinem Heimatsorte, und Vorsteher der Reichenberger Müllerzunft. Er war allgemein unter dem Namen Jerusalem bekannt, und hatte diesen Beinamen auf originelle Weise erworben. Der Müller hatte nämlich einen großen Theil seines Vermögens „unter den Leuten", dabei viel säumige Schuldner, die weder Zahlung noch Sicherheit geben wollten. Da gab er vor, er wolle nach Jerusalem zum heil. Grabe pilgern, und da mit dieser Pilgerfahrt viele Gefahren verbunden seien, müsse er „wegen Leben und Sterben" seine Geschäfte vorher in Ordnung bringen. So erhielt er von den meisten Schuldnern entweder Zahlung oder Handschrift; verschob jedoch seinen Zug nach der heiligen Stadt von Jahr zu Jahr, wie seinerzeit weiland Kaiser Friedrich II., und, da ihn nicht wie jenen ein Papst durch Bannflüche dazu antrieb, noch länger, bis ihn endlich (im J. 1834) Freund Hein ins himmlische Jerusalem einführte. Zur steten Erinnerung an sein angebliches Gelübde nannte man ihn von der Zeit desselben Jerusalem.

Da es auf Gut Siebendörfel keine Robot mehr gab, waren die Einwohner der beiderseitigen Maffersdorf an Abgaben und Lasten sehr ungleich gestellt, und die Aicher Unterthanen erschienen ihren jenseitigen Nachbarn in dieser Hinsicht beneidenswerth. Wie mit den anderen Unterthanslasten verhielt es sich auch mit den Mühlzinsen; die Mühlen Aicher Seits hatten kaum den 10. oder gar nur den 20. Theil Zins gegen die jenseitigen. Dieses zum besseren Verständniß der nachfolgenden Geschichten.

Die Mühle 134 in Maffersdorf ist die älteste im ganzen Neissethale oberhalb Reichenberg, sie hatte aber ursprünglich bloß einen Mahlgang nebst einer Brettsäge. Die Zeit ihrer Erbauung ist unbekannt. Nach dem Taufnamen eines früheren Besitzers, Donath, wurde sie lange Zeit die Donatmühle genannt. Zum Gut Siebendörfel gehörig, war diese Mühle gegen die jenseitigen Zinsmühlen eine Freimühle, denn sie hatte in die herrschaftlichen Renten nur jährlich 15 Sch. Zins zu entrichten, dafür waren ihr die Einwohner von Maffersdorf A. S. und von dem kleinen, an dem eine halbe Stunde entfernten Spitzberge gelegenen Orte Kohlstatt als Mahlgäste zugewiesen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erwirkte sich der Besitzer Hans Georg Augsten eine in Maffersdorfer Schöppenbuch eingetragene „Amtsverordnung wegen der Kohlstatter Mahlgäste." Dieselbe kann als Beispiel von der Handhabung des Mühlzwanges gelten und lautet also:

„Demnach Hans Georg Augsten, Müller zu Mäffersdorf im Amt vorgebracht, was massen er gegen die anderen Siebendörfler Müller fast doppelten obrigkeitlichen Mühlzins gebe, hergegen aber an Mahlgästen zeitenher Mangel leiden müsse; dahero damit er und seine Nachkommen einige Beihilf haben möchten, und die etliche Kohlstätter Chaluppner und Häusler (gleichwie solche auch von Alters her bei ihme und seinen Vorfahren gemahlen), ihme solche von ambtswegen ordentlich zu verschreiben demüthig gebeten. Wann dann seine Bitten und Anbringen der Billigkeit ganz gemäß befunden worden: als werden von ambtswegen benannte Kohlstätter, so jetzt daselbst wohnhaft, auch künftig dahin ziehen oder daselbst bauen möchten, sämmtlich zu seiner erblichen Mühlen ihme Hans Augsten und seinen Nachkommen hiermit ordentlicher Weise zugeeignet und verschrieben, derogestalt, daß vermeldte Kohlstätter jederzeit daselbst und nirgend anderswo mahlen lassen, auch ihr benöthigtes Brot und Mehl allda kaufen sollen, bei Straff ein Schock Meißnisch der gnäd. Obrigkeit, worauf er Müller und seine Nachkommen Acht zu haben, und die Verbrecher zur gebührlichen Straff anzuzeigen schuldig sein sollen."

„Actum Ambts-Schloß Aycha den 22. Februar 1677."

„Konradt Sybert,
Hbtmann."

Der gleichnamige Sohn des vorgenannten Müllers ließ sich im Jahre 1701 die Zueignung der Kohlstatter Mahlgäste in bester Form amtlich bestätigen, wobei die Strafe auf zwei Schock erhöht wurde.

Als wegen zunehmender Bevölkerung im Orte eine zweite Mühle erbaut werden sollte, drohte diesem Privilegium Gefahr, die jedoch Müller Augsten zu beschwören verstand. Er wußte nämlich den großmächtigen Amtshauptmann auf seine Seite zu bringen, alsdann hatte er gewonnen Spiel, ob's auch schon ein Opfer kostete, wie nachstehendes Dekret beweist:

„Demnach zu Mäffersdorf wegen der zugewachsenen Neugärtner noch eine Mahlmühl auferbauet werden soll, worüber aber der Müller Hans Georg Augsten protestiret, und remonstriret, daß durch diese Zustiftung seine Mahlmühl ruiniret würde, und daher der gnäd. Obrigkeit Titul er lieber umb so viel, als von dem neuen Müller zu hoffen gewesen, nembtlich jährlich 6 Schock meißnisch mehr Zins

in das Aychisch Rent-Ambt abzuführen sich anerbot, welcher Offertum von der gnäd. Obrigkeit auch gnädig ratificiret worden, und H. G. Augsten in Kraft dieses versichert wird, daß, so lange er und seine Nachfolger oberwähnte 6 Schock Mehr jährlich abführen und abstatten werden, keine Mahlmühl mehr allda erbauet, sondern sie Müller die Mühlgerechtigkeit, wie es bishero bei ihme gebräuchlich, abheischen können, und diese unwidersprechlich genüssen sollen."

„Urkund dessen meine eigenhändige Namensunterschrift und Petschaftsfertigung. So geschehen Schloß Aycha den 10. 8bris anno 1705."

„Wilh. Ig. Schwartz,
p. t. Hauptmann daselbst."

Wie lange dieses Privilegium in Kraft blieb, werden wir später erfahren.— Einen nachherigen Besitzer dieser Mühle schildert die Erzählung als eigenthümlichen Kauz. Er war ein Muster von Sparsamkeit, trank nichts als Wasser, und hatte den Wasserkrug beständig gefüllt in Bereitschaft stehen; von ihm gilt also nicht der Spruch: „Wenn jener Müller gewußt hätte, daß das Wasser den Durst löscht, hätte er noch seine Mühle." Die Liebhaberei dieses Müllers waren seine Tauben; täglich stand er stundenlang am Fenster und schaute den Tauben im Hofe zu. Hier sparte er auch nicht; ein Paar schöne Tauben mochten kosten, was sie wollten, er bezahlte sie und trug sie oft meilenweit im Sacke nach Hause.

Durch den Besitzer Franz Gürtler ist diese Mühle in den dreißig Jahren sehr vergrößert und verbessert worden; ihren Glanzpunkt erreichte sie aber durch den Teppich-Fabrikanten Ignaz Ginzkei, welcher sie i. J. 1868 ankaufte, und mit Aufwand von großem Kapitale zu einer Dampfmühle neuer Art umgestaltet hat.

VI.

Die Mühle Nro. 78 in Maffersdorf r. N.

Diese steht der jenseitigen Mühle gerade gegenüber; sie wurde im Jahre 1644 von der Herrschaft angelegt und auf zwei Mahlgänge eingerichtet. Die Neisse als Grenzwasser zweier Herrschaften wurde hier zwischen beiden Mühlen getheilt. Da es den Unterthanen nicht erlaubt war, ihr Getreide in den Mühlen fremder Herrschaften mahlen zu lassen, und in Röchlitz erst 1655 die erste Mühle erbaut wurde, so mußten wohl vordem die Einwohner von Maffersdorf R. S. und Proschwitz nach Reichenberg in die Mühle gefahren sein.

Die herrschaftliche Mühle in Maffersdorf wurde anfangs durch Pächter betrieben, bis sie der letzte von ihnen um 500 fl. ins Eigenthum erkaufte, welcher aber den bisherigen Pachtschilling als jährlichen Zins an die Herrschaft fort zu entrichten hatte. Dieser bestand in:

14 Strich guten Weizen,
42 Strich reines Korn,
60 Strich Metzgetreide,
2 Strich Mühlen-Oß, (Staubmehl),
85 fl. Schweinemastgeld,
30 Stück junge Hühner à 6 kr.,
6 Schock Eier à 20 kr.

Endlich hatte der Müller den unvermeidlichen herrschaftlichen Jagdhund im Futter zu halten, und zur Jagdzeit auch für die übrige Meute der Jagdhunde das nöthige Futter an Brot und Mehl zu verabreichen.

Dieser Zins war quartalweise abzuführen. Dagegen lieferte die Herrschaft das Bauholz zum Wehr, Schleußen und Wassergerinn, gab auch dem Müller jährlich eine Schirrbuche und Buxbirke, so wie das Reisig zum Bedecken der Radstube für den Winter. Die Zufuhr der vom Müller gekauften Wellbäume

und Mühlsteine wurden mittelst Robot besorgt, wie auch die zu dieser Mühle eingewidmeten Maffersdorfer und Proschwitzer Mahlgäste den Mühlgraben vom Schlamme zu säubern hatten. Auch war der Müller berechtiget, Brot und Semmeln zum Verkauf zu backen, und Mehl und Grieslerwaaren zu verkaufen.

Untersucht man die Erwerbs- und Abgabenverhältnisse dieser Mühle, und vergleicht dieselbe mit der jenseitigen Nachbarmühle, so gelangt man zu merkwürdigen Ergebnissen, die als unglaublich erscheinen könnten, wenn Ziffern nicht überzeugende Beweiskraft hätten.

Nach den Getreidepreisen des Reichenberger Marktes vom Jahre 1701, wo der Weizen 3 fl. 12 kr., Korn 2 fl. 24 kr., Gerste 2 fl. 12 kr. galt, betrug die jährliche Zinsleistung der gedachten Mühle im Gelde berechnet 391 fl. (Für das Metzgetreide wurde bei dieser Berechnung der Preis der Gerste angenommen, für das Futter der Jagdhunde aber 20 fl. gesetzt.) Die Gegenleistung der Herrschaft konnte bei den niedrigen Holz- und Arbeitspreisen jener Zeit höchstens 20 fl. werth sein. Demnach betrugen die jährlichen Abgaben dieser Mühle mehr denn 21mal so viel als die der jenseitigen, mit welcher sie am Einkommen nahezu gleichgestellt war, da bei jener statt dem zweiten Mahlgange die Brettsäge bestand.

Das mögliche Einkommen einer solchen Mühle läßt sich aber annähernd berechnen. Maffersdorf R. S. hatte im Jahre 1701 77 Häuser, Proschwitz 58; in jedem Hause aber wohnte jenerzeit in der Regel nur eine Familie. Den Getreideverbrauch einer Haushaltung wöchentlich im Durchschnitt zu $^1/_2$ Strich angenommen, macht für jene 135 Häuser im Jahre 3510 Strich und der dem Müller hievon als Mahllohn gebührende 16. Theil 219 Strich. Dieses Brotgetreide bestand nun meistens in Gemenge aus Roggen, Gerste und Haber, wobei die letztere Fruchtgattung sehr oft den größeren Theil ausmachte. [1])

Den Werth eines Strich Metzgetreides durchschnittlich auf $2^1/_4$ fl. gerechnet, gibt für jene 219 Strich circa 493 fl. Dieses war nun der Brutto-Ertrag der Mühle, welcher also mit mehr als 75% an die Grundobrigkeit versteuert werden mußte! Dem Müller blieb demnach zur Instandhaltung der Mühle und zur Bestreitung seiner Haushaltung kaum der 4. Theil seines Verdienstes übrig. Zur Aufbesserung seines Nahrungszweiges hatte er allerdings noch die Bäckerei und Grieslerei (nebst geringem Grundbesitz). Diese Nebengewerbe werden ihm aber in einem so armen Orte, wie Maffersdorf damals gewesen ist, nicht viel eingebracht haben. Ein Wunder wär's also nicht gewesen, wenn unter diesen Umständen der Müller zeitweilig in Versuchung gekommen wäre, *in Nehmung der Metze zu tief in Sack zu greifen.*

Der erste Käufer dieser Mühle hat die Schuld eines thörichter Weise freiwillig übernommenen Joches, welchem, wie die Folge zeigen wird, manche seiner Nachfolger erlagen. Das Verlangen nach einem sicheren Besitzthume mußte ihn blind gemacht haben gegen den Haken, welcher darin steckte. Statt im reinen Besitz der Mühle zu sein, konnte er in Wirklichkeit kaum mehr als den 13. Theil davon sein nennen, da der Zins im Betrage von 371 fl. zu 5% kapitalisirt 7420 fl. ergibt, und im Zins mußte er also in 19 Monaten den Kaufschilling immer wieder aufs Neue zahlen. Als Pächter war er besser daran gewesen, da behielt er den Kaufpreis in der Tasche, hatte nicht die Lasten und die Gefahr des Besitzers, und konnte auch bei ungünstigen Zeitläufen den Pacht aufgeben, oder bei guter Gelegenheit gegen einen vortheilhafteren vertauschen.

Bei so bewandten Umständen konnte sich nur ein Mann von rühriger Thatkraft und vorherrschendem Erwerbssinne auf solchem Platze behaupten. Ein solcher mochte übrigens wohl jener erste Käufer gewesen sein; aber nicht ein jeder kann

1) Das Haberbrot ist viel angenehmer und gesünder zum essen als Gerstenbrot; letzteres können nicht alle Personen vertragen, da es bei manchen Sodbrennen verursacht.

dem Laufe der Natur nach jene Eigenschaften besitzen, und wem sie abgingen, der sank hier bald in unrettbare Verschuldung. Die fernere Geschichte dieser Mühle zeigt einen traurigen Kampf, ein hoffnungloses Ringen der Eigenthümer mit ungünstigen Verhältnissen. Mancher hat hier seinen Schweiß und Fleiß fruchtlos geopfert, mancher sein Hab und Gut zugesetzt, um nachher am Stabe aus der Mühle herauszugehen. Es kamen Zeiten, wo das Einkommen der Mühle auf den Zins nicht hinreichte, und alsdann mußte dieser die Mühle in kurzer Zeit aufzehren.

In den 40ger Jahren des vorigen Jahrhunderts erscheint als Besitzer dieser Mühle Hans Georg Wehl, der sie am 1. Febr. 1748 Schulden halber an Hans Friedrich Kaulfersch um 600 fl. verkaufte. [1])

Kaulfersch mühte sich vergeblich, seinen Verpflichtungen nachzukommen, und als ihm schlechterdings nicht mehr möglich war, den Zins aufzubringen, kam er bei der Herrschaft bittweise um Minderung desselben ein. Sein Gesuch wurde abschläglich beschieden, und nun griff er zu dem verzweifelten Mittel, selber den Bau einer zweiten Mühle (in Proschwitz) zu beantragen, damit diese einen Theil seines Zinses übernehme, und so gleichsam sein schweres Kreuz tragen helfe.

VII.

Die Proschwitzer Mühle Nr. 47.

Bei Erbauung dieser neuen Mühle hatte der Scholtes Gottfried Lammel in Proschwitz seine Hand im Spiele, der wahrscheinlich Kaulfersch zu diesem zweifelhaften Erleichterungsmittel beredet hatte, damit sein Proschwitz eine eigene Mühle erhalte. Dieser Scholtes (Schultheiß, Schulze) gibt aber ein so getreues Abbild eines gestrengen Dorfpotentaten damaliger Zeit, daß es der Mühe werth ist, bei ihm etwas zu verweilen.

Es geschah im Jahre 1732, daß der Proschwitzer Gerichtskretscham verschuldet war und verkauft werden mußte, weßwegen die Obrigkeit einen neuen Scholzen suchte, um ihn dort einzusetzen. Das Loos traf nun unseren Lammel, welcher Gerichtsschöppe in Neuharzdorf war, und am 22. April 1732 auf Antrag der Obrigkeit den Proschwitzer Kretscham für den Preis von 1000 Schock, zahlbar in 15 Jahresterminen, übernahm. Lammel war allerdings ganz der Mann, eine gesunkene Sache mit kräftiger Hand wieder aufzurichten, und also den vernachläßigten Kretscham wieder in guten Stand zu setzen.

Als Muster eines Dorftyrannen verband Lammel mit großer Energie unbarmherzige Strenge, und regierte Proschwitz durch 32 Jahre mit einer Willkür, um welche ihn heut zu Tage mancher König beneiden könnte. Er war ein würdiger Jünger des Hauptmanns Platz von Ehrenthal in Reichenberg, vor welchem Bürger und Bauer schon in 100 Schritt Entfernung demüthig den Hut abziehen mußten, wenn sie nicht eingesperrt oder gar durchgeprügelt sein wollten, und welcher am 22. Juli 1716 die ganze Reichenberger Fleischhackerzunft mit sammt ihren Aeltesten verhaften und nach Friedland schleppen ließ, weil sich die Fleischhauer geweigert hatten, die herrschaftlichen Mastochsen zu dem verlangten Preise anzunehmen. Darum steht Lammel auch heute noch bei den Proschwitzern in so verwünschtem Andenken wie „der reiche Platz" bei den Reichenbergern, und ist allda auch unter dem Namen „Etwann" bekannt, weil er dieses Wort in seiner herrischen Ausdrucksweise häufig gebrauchte. „Etwann, setzt ihn in den Stock, wenn er nicht zahlt"! Baten ihn die armen Leute knieend um Nachsicht, so

1) Wehl behielt noch so viel übrig, daß er sich am Mühlgrabendamme ein Häusel kaufen konnte; sein Sohn Joseph Wehl aber war ein Original ganz eigener Art, über welchen allein ein Buch zu schreiben wäre. Er hat sich den Namen des Massersdorfer Eulenspiegels verdient.

rief er: „Bei Gott ist Gnade, bei mir ist keine! Packt euch fort und schafft das Geld her." — Wo Steuern oder Robotgelder im Rückstande waren, dort untersuchte er die Haushaltungen, sogar in die Ofenröhren guckte er hinein und fuhr die Weiber hart an, wenn er Gerichte entdeckte, die nach seiner Meinung nicht auf den Bauerntisch gehörten. „So recht, ihr kocht Hirsepappe und seid 30 Robottage schuldig? Etwann, ich will euch schon lehren Wirthschaft treiben!"

Diese und ähnliche Geschichten von diesem harten Manne leben noch heut im Munde der älteren Bewohner von Proschwitz. Alles zitterte vor dem gestrengen Herrn und beugte sich seiner Tyrannei mit Ingrimm. In Amts- und Gemeindesachen hielt er aber gute Ordnung, und stand daher bei seinen Oberen hoch am Brette. [1])

In das Schöppenbuch der Gemeinde Proschwitz ist von der Hand des Scholzen Gottfried Lammel folgende „Verläßliche Nachricht wegen der allda neu gebauten Mahlmühle" eingetragen:

„Hiermit kund und zu wissen, wienach im Jahre 1753 der Maffersdorfer Müller H. F. Kaulfersch bei Sr. Excellenz dem Hochgeborenen Herrn Herrn, des heyl. röm. Reichs Grafen von Gallas zum Schloß Campo und Freyenthurm, Herzogen zu Lucera als hoher gnäd. Obrigkeit suplicando unterthänigst angelanget, wie derselbe wegen Winterszeit unstätten Wassers seine eingewidmete Mahlgäste nicht bewirthen konnte, sondern schmerzlich ansehen müssete, wie selbige in anderer, und zwar Herrschaft Aychisch-Seits, Swiganer, Wartenberg-Kleinskaler Seits auf Mahlwerk gingen, wessentwegen Suplicant um ein gnädigen Nachlaß an dem Geld- und Getreyd-Zins demüthigst gebeten, oder aber in der Gemein Proschwitz eine Mühl zu erbauen, von welcher der Maffersdorfer Mahlmühl der Zins zu einer Beihilf gezahlet werden möchte.

Des Suplicanten unterthänigst demüthigsten Anflehens und Reichenberger Ambts Gutachten gemäß hat hochbesagt gnädige Obrigkeit ddtto. Schloß Reichenberg 1. Nov. 2753 ein gnädiges Decret ertheilet, durch welches gestattet wird, in der Gemein Proschwitz auf des Hans Christoph Pieltzes Bauerngrund eine neue Mahlmühl zu erbauen, und den 3. Theil der Mahlgäste zuzutheilen, worauf sich der Anton Lehmann, Pachtmüller aus Friedrichswalden, mit Einrathen und Obsicht des Proschwitzer Scholtessen Gottfried Lammels entschlossen, von mehr bemeldten H. Chr. Pieltz eine Stelle sowohl zu der Mahlmühl, als auch hierzu nöthigem Mühlgraben zu erkaufen. So ohne einiger Verhindernuß deren benachbarten Herrschaften, nembtlich Swigau und Aycha, aus dem Fluß Neyß gegen die Swiganer Granitz das Wasser gehoben und den Graben zu graben, welcher von dem Fluß Neyß bis zu der neuen Mühl 900 Schritt in der Länge sich haltet, dann diese Mühl durch den Maurermeister H. Chr. Gähler, dann Zimmermeister H. A. Wentzel, beide aus Neupaulsdorf, mit Rath und That oben gedachten Scholtessen zu bauen angefangen, und glücklich (Gott sei Dank!) fertig, wie auch durch den Joseph Lang, Rad- und Mühlenbauer von Seitendorf in Sachsen, in gangbaren Stand angericht und gesetzet worden, worauf

---

1) Lammel starb im April 1764, und gleichwie am harten Erzbischof Hatto von Mainz, den die Mäuse sollen aufgefressen haben, rächte sich an seinem Andenken die Sage, welche berichtet, daß während seines Hinscheidens böse Geister in Gestalt schwarzer Raben das Haus umflatterten. An seinem Begräbnißtage aber tobte ein fürchterliches Unwetter, welches alsogleich dem schönsten Sonnenscheine wich, sobald die Leiche in die Erde gesenkt war. Sein Geist sollte nun ruhelos umher spuken, und allerlei Schabernak nach Rübezahls Manier treiben; ein besonderer Schauplatz seines Unwesens war die Gegend um den schwarzen Teich am Waldsaume des Proschwitzer Kammes.

Nunmehr ist aber das schaurige Waldesdunkel jener Gegend, mehr als zu wünschen war, durch die Axt der Holzhauer gelichtet worden, und da es seitdem auch in den Köpfen der Menschen beträchtlich heller wurde, hat man schon geraume Zeit nichts mehr von jenem Spuk vernommen. Alte Leute behaupten, ein herumreisender Scharfrichter habe das Gespenst in seinen Ranzen gebannt und zur ewigen Ruhe befördert.

den 8. Okt. 1754. Jahres diese neue Mahlmühl auf Anstaltung des Proschwitzer Gerichtsscholtessen Gottfried Lammeln, durch den wohlehrwürdigen Herrn Pater Antoni Schreiber, dermalen senior Capellan in Röchlitz, im Beisein unten benannten Reichenberger Wirthschafts-Beamten, dann der Proschwitzer Gerichten, und Menge Anwesende, sowohl einheimischen als fremden Voltes unter Trumpeten- und Paukenschall soleniter eingeweyet, und Vollendung dieser Solenität hat mehrgedachter Scholtes Gottfried Lammel den Herrn P. Capellan nebst denen Herren Wirthschafts-Officieren, dann Beambten mit einem ehrbaren und sittlichen Mittagmal (darbei wieder Trumpeten und Pauken sich hören lassen) bewirthet, also daß bei und an dieser Geschicht Jedermänniglich Lust und Genügen getragen.

So geschehen in Gerichten zu Proschwitz den 8. Okt. 1754.

Lorenz W. Nachtigall, Amtsverw.
Gottfried Jos. Hannsch, Amts-Schreiber.
Joseph Sieben-Eicher, Wirthschafts-Verw."

Eine so fröhliche Kirmeß wie bei dieser Gelegenheit war in Proschwitz seit Menschengedenken nicht begangen worden. Das Ansehen des Scholzen Lammel strahlte im vollen Glanze, denn die neue Mühle war recht eigentlich sein Werk. Er hatte den Ankauf der Stelle vermittelt, wofür der Pilz-Bauer 50 Schock erhielt, und zum Baue selbst beträchtliche Vorschüsse an Geld und Material gemacht.

Wie sie nun da stand, war es eine Waldmühle. Der Wald, welcher jetzt weit an der Neisse aufwärts gelichtet ist, reichte damals noch einige hundert Schritte weit von der Mühle abwärts, und nur die gegenüber liegende Neuwalder Thalseite war bereits gelichtet. Der Mühlgraben wurde ohne irgend welche Nivellirung an gelegener Stelle aus der Neisse ausgehoben. Stieß man dabei am felsigen Bergabhange auf Hindernisse, so wurde diesen einfach unterwärts ausgewichen; mit dem Gefälle brauchte man gar nicht zu geizen. Der Graben sah deßwegen einem Wildbache mit förmlichen Wasserfällen ähnlich. Das Wehr wurde auf die einfachste Weise gebildet, indem man zwischen das Felsgestein des Flusses kleinere Steinblöcke hineinwälzte, und die Lücken bei kleinem Wasserstande mit Rasen verstopfte. — So ist die Proschwitzer Mühle entstanden. — Man nahm aber mit dieser improvisirten Werkanlage unbewußt eine der stärksten Wasserkräfte an der oberen Neisse in Besitz, die zwar noch lange Zeit theilweise brach gelegen ist, nun aber der aufstrebenden Industrie trefflich zu statten kommt. — Wie zwei Repräsentanten der alten und neuen Zeit stehen sie jetzt beisammen, das fast in der ursprünglichen Gestalt erhaltene alte Mühlgebäude und die daneben erbaute hohe Tuchfabrik von Franz Schmidt & Söhne aus Reichenberg.

Der Proschwitzer Mühle wurden die Einwohner des Dorfes als Mahlgäste zugetheilt, ausgenommen 3 Bauern, 11 Auengärtner und 1 Häusler im Niederdorfe, welche bei der Maffersdorfer Mühle blieben. Sie mußte von der Maffersdorfer Mühle den dritten Theil des Zinses übernehmen, und zwar jährlich

$2^3/_4$ Strich Weizen,
14 Strich Korn,
20 Strich Metzgetreide,
28 fl. 20 kr. Schweinemastgeld,
1 fl. 4 kr. Hühner- und Eierzins;

den Jagdhund aber konnte man nicht theilen, der blieb mit Kopf und Schwanz bei der Maffersdorfer Mühle. — Von herrschaftlichen Gegenleistungen kam der Proschwitzer Mühle jedes dritte Jahr eine Schirrbuche und eine Buchsbirke zu, in welchem Jahre sie dann bei der Maffersdorfer Mühle ausblieb; auch hatte der Müller die Befugniß zur Bäckerei und Grieslerei.

VIII.

Die Mühle Nr. 36 in Neuwald (Maffersdorf). [1])

Die neue Proschwitzer Mühle konnte die zunächst gegenüber wohnenden Herrschaft Aicher Unterthanen leicht in Versuchung bringen, ihr Getreide dort mahlen zu lassen. Diese Gefahr wurde sofort vom Amtsdirektor Joh. Dom. Krumpholz erkannt, und derselbe säumte nicht, solchem Frevel bei Zeiten vorzubeugen. Uneingedenk der Zusicherung, welche sein Vorgänger, der Hauptmann W. J. Schwartz, vor 50 Jahren dem Maffersdorfer Müller Haus Georg Augsten gegeben: daß niemals die Errichtung einer zweiten Mühle in Maffersdorf erlaubt werden solle, so lange dieser oder seine Nachfolger die verwilligten 6 Schock mehr Zins zahlen würden, erging alsbald die ämtliche Aufforderung: Wenn Jemand im oberen Theile von Maffersdorf A. S. eine Mühle errichten wolle, solle ihm dabei von Seiten der Obrigkeit der thunlichste Vorschub zu Theil werden.

In der Zeit lebte in Neuwald ein Mann, Namens Ferdinand Scheler, schlicht und recht, gottesfürchtig und bieder, ganz von dem ehrenhaften Schlage, wie man heute noch mit Hochachtung von einem solchen Manne sagt: Das ist ein redlicher alter Deutscher. Er war gelernter Müller, und hatte sich nach seiner Verheiratung, im Besitz des Häusels Nr. 16 in Neuwald, durch sieben Jahre mit Zimmermannsarbeit ernährt. Nachher hatte er dieses Häusel gegen den Feldgarten Nr. 36 vertauscht; sein ganzes Dichten und Trachten war aber auf den Besitz einer Mühle gerichtet, und wenn sie auch noch so gering wäre. Jetzt vernahm er die Aufforderung des Böhmisch-Aicher Amtsdirektors, und sah sich damit dem Ziele seiner Wünsche auf einmal bedeutend näher gerückt. Längst hatte er sich im Stillen den Plan zu seiner Mühle ausgedacht und sich einen Platz dazu ausersehen; am Swiganer Grenzfloß, welches von Kohlstatt durch den Wald herabrinnt, dort beim Hause Nr. 9 sollte die kleine Mühle angelegt werden.

Dazu war aber ein Teich nothwendig, um den zeitweiligen Uiberfluß des kleinen Wässerleins für trockene Zeiten aufsparen zu können. Gegen die Anlage dieses Teiches erhob nun die Verwaltung der angrenzenden Herrschaft Swigan Einsprache, und Scheler mußte fürchten, seinen Lieblingsplan also vereitelt zu sehen. Da ging er sorgenvoll zu seinem Freunde, dem Müller Julian Jäger im Jerschmanitz, der ein sehr kunstreicher und bauverständiger Mann war, um bei diesem sich Rath zu erholen. Dieser geleitete ihn nach Hause, um an Ort und Stelle die Gelegenheit in Augenschein zu nehmen. Die Beiden gingen das Grenzfloß entlang bis zu dessen Einmündung in die Neisse, dann die Neisse abwärts bis zur Wohnung Schelers. Da machte Jäger seinen Freund aufmerksam auf den beträchtlichen Fall der Neisse in dieser Strecke, und sie wogen mitsammen dieses Gefäll und brachten von der Proschwitzer Mühle bis ans Ende von Schelers Wiesengrund 5 Ellen heraus. Nun rief Jäger freudevoll: „Siehe da, lieber Freund! Du kannst ja am großen Wasser, auf deinem Grunde, sogar aus deinem eigenen Hause eine Mühle herstellen.“ Da ging es sonnenhell auf in dem

1) Die kleine Ortschaft Neuwald liegt Proschwitz gegenüber am linken Ufer der Neisse und ist eigentlich ein später angelegter Theil von Maffersdorf, indem die Ansiedler an der Neisse weiter hinauf rückten, nachdem der untere Theil des Thales bereits erfüllt war. Es soll eigentlich Neuwelt heißen, denn wenn in alten Urkunden davon die Rede ist, steht es: „auf der sogenannten neuen Welt.“ Wie Maffersdorf ist auch Neuwald zweitheilig; der untere Theil gehört zur Gemeinde Maffersdorf l. N. und hat nur in der Umgangssprache seinen eigenen Namen. Der obere, letzte Theil des Ortes ist wohl auch zu Maffersdorf numerirt und eingepfarrt, gehört aber zu der ¾ Stunden davon entfernten, durch einen zwischenliegenden Wald davon geschiedenen Gemeinde Radel, und mit dieser zur Herrschaft Swigan. Dieser Radler Antheil wird auch ämtlich Neuwald geschrieben, und enthält 16 Häuser, während Neuwald im weiteren Sinne deren 60 umfaßt.

beklommenen Gemüthe Schelers, er erkannte die Wahrheit des Sprüchwortes: ein guter Rath ist goldeswerth, freudig umarmte er den Freund, und sie besprachen in seiner Wohnung noch weiter diesen neuen, hoffnungsreichen Plan.

Nachdem machte sich Scheler frisch ans Werk, sein Wohnhaus in eine Mühle umzuwandeln. Da er schwach am Vermögen war, konnte er nicht viel Bauleute dingen, und that das meiste mit eigener Hände Fleiß. Nach Uiberwindung von mancherlei Schwierigkeiten und Anwendung unsäglicher Mühe war das Werk im Herbste 1756 vollendet. Alles war freilich im höchsten Grade einfach; in der ganzen Mühle war außer dem Mühleisen und den Wellzapfen und Ringen wenig Eisen zu finden; sogar die Beutelringe waren Holzreifen. [1]) Als aber der Erbauer zum erstenmale die Räder sich umdrehen sah und das helle Klappern des neuen Mühlwerkes vernahm, da war die Freude des guten Mannes so groß, als hätt' er ein Königreich gewonnen.

Der Mühlgraben mußte über drei Nachbargrundstücke geführt werden; die Besitzer waren zufrieden, daß sie durch anderen Grund aus Schelers Feldgarten entschädigt wurden, Klafter für Klafter, ohne jeglichen Eigennutz; so brüderlich handelten die Nachbarn jener Zeit untereinander. — An jährlichem Zins wurde der neuen Mühle nicht mehr als 15 fl. auferlegt, denn sie stand auf Siebendörfler Grund und Boden; außerdem mußte sie aber nachträglich auf des unteren Müllers Betrieb noch von der Donathmühle die bewußten 6 Schock mehr übernehmen. Vollendet war diese Mühle wenigstens fünfmal so viel werth, als wenn sie ans Swiganer Grenzfloß gebaut worden wäre; so nützlich ist es zuweilen für den Menschen, wenn seine Pläne vereitelt werden.

Von dem trefflichen Charakter des Erbauers dieser Mühle mögen einige Beispiele da stehen. — Wenn Verläumderzungen ihn stachen, so beruhigte er sich mit dem ächt christlichen Wahlspruche. „Wer da leidet (duldet), der ist der Stärkste." Er wußte aber, wo es vonnöthen war, nichts destoweniger energisch für das Recht aufzutreten.

Scheler war Geschworner (Schöppe) unter dem Richter H. A. Hörbe in Maffersdorf, und als dieser einst in einer Streitsache einen Spruch fällte, den der biedere Schöppe als ungerecht erkannte, da erhob sich dieser entrüstet am „Gerechtstische" und rief entschieden: „Wenn ihr also richten wollet, so mag ich an diesem Tische nicht mehr Beisitzer sein!" Damit schritt er der Thüre zu, und nur durch billiges Einlenken des Richters und Zureden der anderen Beisitzer war sein empörtes Rechtsgefühl zu besänftigen.

Den benachbarten Feldgarten Nro. 10 besaß ein Schwager Schelers, Joseph Jäger, seines Geschäfts ein Färber. In der großen Theurung von 1772 starben dort beide Eltern von fünf unerzogenen Kindern weg. Der Vater war vorher durch eine Post gefälschten Indigo beim Richter Hörbe in eine Schuld von 36 fl. gerathen. Drum erschienen im nächsten Jahre zur Ernte des Richters Töchter in breitrandigen Strohhüten auf dem Felde dieses Gartens und schnitten ohne weiteres das Korn für ihren Vater. Auch wurden Haus und Feldgarten nachträglich verkauft, und die Waisen waren obdachlos. In dieser Verlassenheit erbarmte sich ihrer der selbst kinderlose Oheim Scheler; er nahm sie alle zu sich in die Mühle und erzog sie wie eigene Kinder. Auch ihr väterliches Besitzthum ließ er nicht in fremde Hände kommen, und kaufte den Feldgarten im Jahre 1773 um 150 Schock „für sich und die Jägerischen Kinder, welches hierzu am tauglichsten sein wird," wie es in der Kaufurkunde heißt. Den fähigsten Knaben davon setzte er auch zum Erben für seine Mühle ein. — Diese Kinder

1) Den Wind zum Griesputzen fachte man mit einem Kuchendeckel; was meinen hiezu unsere heutigen Kunstmüller, denen der wirbelnde Ventilator durch Schläuche den Wind in alle Ecken und Enden der Maschinen treibt?

haben das Andenken des edlen Mannes in steter Dankbarkeit gesegnet, und ihr Leben lang mit rührender Verehrung von ihrem Wohlthäter gesprochen.

Dieses ist der getreue Bericht von der Entstehung der Mühle in Neuwald und von ihrem Erbauer.

IX.

Weitere Geschichte der Mühle in Maffersdorf r. S.

Während die beiden mäßig besteuerten Mühlen in Maffersdorf Aicher Seits in der Regel in den Familien forterbten, wurden die gegenüberliegenden Zinsmühlen in Maffersdorf Reichenberger Seits und in Proschwitz öfters an Fremde verkauft und wieder verkauft, weil selten ein Eigenthümer sich lange darin halten konnte. Besonders die erstgenannte dieser beiden Mühlen zeigt einen merkwürdig häufigen Besitzwechsel. Ein ungünstiges Fatum schien über derselben zu walten; in einer Reihe von 15 Besitzveränderungen ging sie niemals vom Vater auf den Sohn über, und fast alle Besitzer gingen verarmt aus ihr heraus.

Die Uibertragung von einem Drittel Zinses dieser Mühle an die neue Proschwitzer Mühle konnte wohl von Seiten der Herrschaft als stillschweigendes Zugeständniß gelten, daß unter gegebenen Verhältnissen darin nicht auszukommen war. Doch waren die Umstände des Müllers Kaulfersch damit im Grunde um nichts gebessert, da er zugleich den dritten Theil seines Einkommens einbüßte. Daß diese Mühle nicht im Stande gewesen wäre, das eingewidmete Mahlwerk zu befördern, war ein bloßer Vorwand, denn sie konnte nöthigenfalls das Doppelte produziren.

Kaulfersch verkaufte bald darauf die Mühle an Hans Christoph Wagner. Derselbe behauptete sich kümmerlich darin bis zu seinem im Jahre 1781 erfolgten Ableben, worauf sie Schulden halber an Gottlob Müller aus Göhe verkauft wurde.

Das war nun eben kein Mann für diese Mühle. Das entschiedene Gegentheil von seinem Nachbar Eifler in Röchlitz, war er nicht wie dieser ein tüchtiger Hammer, sondern ganz und gar ein geduldiger Ambos. Gutmüthig, schwach und lau — ein guter Dümmling — wie man zu sagen pflegt, betrachtete er den Weltlauf am liebsten von seiner warmen Ofenbank aus, ließ den lieben Herrgott einen guten Vater sein, und übrigens die Sachen gehen, wohin sie eben den Hang hatten.

Müller war nicht im Stande, in dieser Mühle den Zins zu erwerben, geschweige sie im Bau zu erhalten, darum kam in seinem Besitze das Gebäude dem Verfall nahe und das Werk wurde fast unbrauchbar. Unter diesen Umständen mußte die Verschuldung des Eigenthümers in rascher Progression zunehmen, die Verlegenheiten wuchsen diesem über den Kopf, und er war gezwungen, auf den Verkauf der Mühle zu sinnen. Das sind aber traurige Gedanken für einen Müller, der da seine geräuschvolle Werkstatt liebt wie der Seemann sein Schiff, dem nirgends wohler ist, als wo er Räder und Triebwerke sich bewegen sieht, der die Stille eines gewöhnlichen Hauses unheimlich und öde findet, und darin anfangs kaum die Wohlthat des Schlafes zu genießen vermag.

Am 1. Jänner 1795 verkaufte der arme Gottlob seine Mühle an Franz Jäger aus Neuwald um 2050 fl. und bezog unweit derselben ein Häusel, wo er sich durch den Bau von Spinnrädern kümmerlich ernährte, und fortan der alte Müller genannt wurde bis an sein Ende.

Der neue Müller Jäger war der Neffe und Pflegesohn des guten Müllers Scheler in Neuwald, hatte vordem in Dörfel durch 7 Jahre mit Glück die Bäckerei betrieben, und bezog diese Mühle als ein junger, intelligenter und strebsamer Mann, der sein Erspartes hier anlegen wollte. Er arbeitete darin wie in einem verrotteten Felde, brachte sie mit Mühe und Kosten in trefflichen Stand, begründete ein schwunghaftes Geschäft, und somit kam eine Epoche des Aufschwungs in die verachtete, halb verfallene Mühle. Im Jahre 1800 baute er eine Walke,

und 1801 eine Graupenmühle dazu, wofür der Amtmann nicht versäumte, ihm neue 6 fl. und 14 fl. Zins aufzubürden, obgleich die für die neuen Werke erforderliche Triebkraft nur auf Kosten der Mahlmühle erzielt werden konnte.

Als nachdem zu Anfang dieses Jahrhunderts durch Mißernten Theuerung entstand, die Noth unter dem Volke den Geschäftsgang hemmte und vielen Menschen Abbruch auferlegte, der Zins aber in jedem Quartale große Summen ausmachte, da wurde auch diesem Müller der Besitz der Mühle verleidet. Dabei winkte ihm der Besitz der Mühle in Neuwald, die so wenig Zins hatte und ihm erblich zukam; er schüttelte also den Staub von den Füßen, ging aus der Zinsmühle heraus und zog in seinen Geburtsort Neuwald.

Die Maffersdorfer Mühle war jedoch schwer an Mann zu bringen, darum gab sie Jäger einstweilen in Pacht an den Bäcker Krähhahn aus Reichenberg. Dieser Krähhahn war aber ein Unglücksvogel für ihn; er zahlte weder Zins noch Pachtgeld und flog endlich bei Nacht und Nebel davon. Da stand die Mühle verlassen, und der anwachsende Zins drohte sie abermals zu verschlingen. Auf allen Straßen wurden Boten ausgesendet, um einen Käufer aufzutreiben, jeder „Feierbursch" bekam Aufträge, einen solchen zu Stande zu bringen. Endlich wurde der Eigenthümer mit einem gewissen Ilchmann aus Scharingen Handels einig, und dieser bezog die Mühle. Ehe er sich jedoch darin festgesetzt, und bevor das Kaufgeschäft noch in Ordnung gebracht war, „fiel er auf den Rücken" und zog sich aus der Schlinge. — Neue Verluste für den Eigenthümer. — Nachdem fand sich an Georg Mathes Hlubuczek aus Eisenbrod ein Käufer, der die Mühle am 2. Jänner 1806 um 6000 fl. (schlechtes Geld) definitiv übernahm.

Während Hlubuczek hier ein halbes Jahr Müller war, setzte er sein ganzes Vermögen zu. Am 25. Juni selbigen Jahres verkaufte er die Mühle an Florian Jung, des jenseitigen Müllers Sohn, um 3000, fl. und ging mit weinenden Augen heraus; aus Mittleid erließ ihm Jäger noch den Rest seines Pachtschillings Nachdem wurde die Mühle binnen 9 Jahren noch 6mal verkauft, (in 10 Jahren 9 Besitzveränderungen!) Jung besaß sie zweimal, und hat von derselbigen Mühle, als der Kornpreis bis 100 fl. der Strich stieg, in einem Jahre (1812) 4000 fl. Zins entrichtet (Bankozettel), und das betreffende Zinsbüchel wird in der jenseitigen Mühle bis heute noch aufbewahrt. — In feste Hand kam die Mühle erst im Jahre 1816 bei Joseph Riedel, weil dieser einen Theil der Wasserkraft zum Betrieb einer Maschinen-Schafwollspinnerei verwendete (welche damals eben in der Reichenberger Gegend aufkam), deren Pachtertrag den Zins deckte. Der nachherige Besitzer Franz Elstner hat das Gebäude ansehnlich vergrößert und die einträglichere Spinnerei derart verstärkt, daß die Mühle (wie viele Mühlen dieser Gegend) dabei nur noch Nebensache ist.

X.

Weitere Geschichten der Mühlen in Proschwitz und Neuwald.

Der Erbauer der Proschwitzer Mühle A. Lehmann konnte sich seines Werkes nicht lange erfreuen; er starb bald nach Vollendung der Mühle im Jahre 1755. Seine Witwe Katharina, genannt die Dreßlerkäthe, schloß hierauf eine zweite Ehe mit A. J. Peukert, dem die Mühle um 700 Schock käuflich zugeschrieben wurde.

Ein ungünstiger Umstand für diese Mühle wars, daß schon zwei Jahre nach deren Erbauung die Mühle in Neuwald hergestellt wurde; außerdem würde trotz dem Mühlzwang viel Mahlgut von der Aicher Seite hinübergeschmuggelt worden sein, denn seit Eva's Zeit hat ja bekanntlich jedes Verbot eine verlockende Wirkung. Auch jetzt wurde das Grenzwasser von beiden Seiten zuweilen in dieser sträflichen Absicht überschritten; aber die Proschwitzer mußten das sehr verstohlen bei Nacht und Nebel thun, denn der Müller Peukert war aufmerksam und hatte am Scholtes

Lammel einen mächtigen Protektor. Auch wenn die Bauern ihr Mehl bereits glücklich im Hause geborgen, ja selbst wenn sie das Brot schon fertig hatten, auch dann waren sie noch nicht sicher, Contrebande daraus gemacht zu sehen. Peukert paßte genau die Zeit ab, wo seine Zwangskunden aufgezehrt haben mußten, und wer von ihnen dann nicht mit seinem Getreide in der Mühle erschien, zu dem ging er unter Assistenz des gefürchteten Scholzen in's Haus und visitirte den Backofen. Wehe dem armen Hauswirthe, wo dieser warm gefunden wurde!

Peukert war auch für seine Person schon ein respektabler Mann, besonders groß und stark von Statur. Als im siebenjährigen Kriege einmal Huszaren im Dorfe lagen, kam im Kretscham bei einer Gesellschaft von Soldaten und Dorfleuten die Rede auf des (anwesenden) Müllers außerordentliche Stärke. Die raufluſtigen Huszaren wollten ihn versuchen, einer aus ihnen kommt keck auf den Müller zugeschritten, und gibt ihm ohneweiters eine Ohrfeige vom stärksten Kaliber. Dem Müller kam das unerwartet, er blinzte wohl mit den Augen, ermannte sich aber sogleich, packte den muthwilligen Soldaten wie mit eisernen Fäusten und warf ihn mit solcher Gewalt zu Boden, daß das Haus erdröhnte, und der Huszar eine gute Weile aufs Aufstehen vergaß. — die Probe war entscheidend. Keiner hatte noch Lust mit dem gewaltigen Manne einen Gang zu wagen.

Peukert fand seinen Tod durch die große Seuche, welche im Hungerjahre 1772 ein Drittel von der Bevölkerung dieser Gegend hinraffte. Hievon erzählte man Folgendes: Der Müller hatte an den Bauer Prade Nr. 36 in Proschwitz eine Zahlung für Getreide abzuführen, wo eben die Bäuerin am „hitzigen Bissel" krank darniederlag. Er fürchtete sich vor Ansteckung, ging deßhalb nicht in das Haus hinein, ließ den Bauer herausrufen, rechnete mit ihm ab und zählte auf einer Tonne im Hofe das Geld auf. Da gewahrte die Kranke den befreundeten Nachbar, reißt in Fieberhast das Fenster auf, zeigt ihr von der Krankheit verstörtes Antlitz in demselben und ruft im Tone einer Wahnwitzigen: „He, Gevatter! Kommt ihr denn heute nicht herein?" Da entsetzte sich der sonst muthvolle Mann dermaßen vor dem gespenstigen Wesen der Kranken, daß er allsogleich Fieberschauer in den Adern verspürte. Mit innerlichem Grausen verließ er den Hof und ging in seine Mühle zurück. Hier war sein erstes Wort an seine Frau: „Weib, heute hab' ich mir den Tod geholt." Ungläubig erwiederte ihm die Dreßlerkäthe: „Das wird wohl nicht sein, Ihr werdet euch vor dem Tode nicht fürchten, der Tod wird sich wohl vor Euch fürchten müssen." (Es war nämlich dazumal hier Sitte, daß Eheleute sich mit „Ihr" anredeten.) Es geschah aber, daß Peukert nach wenig Tagen als Leiche dortlag, und mit der Pradin zugleich begraben wurde.

In der Neuwalder Mühle ist es nicht immer so friedlich hergegangen, wie zu des edlen Erbauers Scheler Zeit. Dieser ging im Herbste 1779 mit Tode ab, und seine Witwe Elisabeth wendete anfangs ihr Ohr mit Widerwillen von Anträgen zu einer neuen Verbindung. Sorgsam und verständig waltete sie im Hause und in der Wirthschaft, während ihr junger Neffe Franz Jäger die Mühle versah.

Da geschah es, daß der bauverständige Müllergesell Augustin Bienert einwanderte. und sich erbot, an der Mühle verschiedene Reparaturen zu machen, die unterdessen nothwendig geworden waren. Dabei verstand er es, sich bei der Müllerin einzuschmeicheln, und er bewog sie, mit ihm eine zweite Ehe einzugehen.

Damit hatte sich aber das gute Weib den Rest ihrer Tage bitter vergällt, denn Bienert war ein arger Tyrann und wüster Trunkenbold, der sie entsetzlich mißhandelte. Wenn er in später Nacht toll und voll aus dem Wirthshause kam, brach er nächst dem Hause den ersten besten Zaunpfahl ab, und schlug zur Begrüßung damit die Hausthür ein, wo dann die Frau eilig die Flucht ergreifen mußte. Dann pflegte sie sich im Gesträuch am Mühlgraben zu verbergen; dort hat sie manche Nacht in Angst und Thränen zugebracht. Hatte es aber der böse

Mann einmal gar zu arg gemacht, dann kam es vor, daß er nach verschlafenem Rausche Reue heuchelte. Er gab dann vor, das böse Wesen sei ihm „angethan", und brachte mancherlei geheimnißvolle Gegenmittel zur Anwendung, so z. B. goß er Wasser in seine Schuhe, las aus einem schwarzen Buche seltsame Formeln, bekreuzte sich oftmals, warf sich die Schuhe dann rückwärts über den Kopf und trieb noch mehr dergleichen Hokuspokus. Alsdann sattelte er sein Pferd und ritt dem Walde zu, denn er war ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber und Vogelsteller. Mit Fleiß suchte er sich in den Geruch geheimer Wissenschaft zu bringen, behauptete einen Höllenzwang zu besitzen, und ein Diebsegen, der von ihm herrührte, fand sich in der That noch 50 Jahre nach seiner Zeit in dieser Mühle; es ist auch recht schade, daß er nun doch endlich verloren gegangen ist. Die Nachbarn hielten darum diesen Mann für einen Schwarzkünstler, was seine fromme Frau mit Grausen erfüllte. — Weit entfernt, sich zu seines Vorgängers Wahlspruch: „Wer da leidet, der ist der Stärkste", zu bekennen, brach er die Gelegenheit zu Zank und Streit oft geflissentlich vom Zaune; wenn ihm dann Gleiches mit Gleichem vergolten wurde, schob er die Schuld seinen Gegner zu, und dann pflegte er zu sagen: „Die Neuwelt ist grad über der Hölle!"

Bienert hat durch 26 Jahre sein Unwesen in dieser Mühle getrieben, bis sie im Jahre 1805 Schelers Pflegesohn Franz Jäger übernahm.

Die beiden Mühlen in Proschwitz und Neuwald, abseitig im schmalen, schlecht zugänglichen Gebirgsthale gelegen, konnten bei den früheren Verhältnissen ihren Besitzern nur ein kärgliches Auskommen gewähren. Wenn die Mühle das Brot für's Haus eintrug, war es schon gut; die übrigen Bedürfnisse mußten vom Grundertrage und anderweitigem Nebenerwerb bestritten werden. Die Mühlen standen die meiste Zeit still; bloß bei Wassermangel kamen auch auswärtige Mahlgäste an die Neisse, besonders von den „oberen Dörfern" (Radel, Reichenau u. a.) Dann war hier gesegnete Zeit, auf welche stets mit Schmerzen gehofft wurde. Besonders die Proschwitzer Mühle, welche mehr Gefäll hatte, (übrigens aber um den Zins schlechter daran war), konnte zu solcher Zeit viel leisten, und trockene Zeiten „rissen den Besitzer oft wieder heraus", wie man sich ausdrückt.

Mit dem Aufblühen der Industrie dieser Gegend am Anfange dieses Jahrhunderts nahmen diese Verhältnissen nach und nach eine andere Gestalt an. Allenthalben, wo an der Neisse und deren Zuflüssen ein Wassergefäll vorhanden war, wurden Fabriksanlagen gemacht, auch viele Mühlen wurden ganz oder theilweise in Spinnfabriken umgewandelt, oder solche neben den Mühlen errichtet. Solche Fabrikstellen waren im Anfange leichten Kaufes zu erwerben, da man den Werth der Wasserkräfte nur nach dem geringen Ertrage der Mühlen schätzte.

Gut war es für jene Mühlbesitzer, welche die neuen Fabriksanlagen im Eigenthum behalten konnten; sie sahen den Werth ihrer Realitäten in einigen Jahren zuweilen verzehnfacht. Andere, welche die Fabrikstellen verkauften, machten meistens damit ein Geschäft als wie Esau, da er seine Erstgeburt um ein Linsengericht hingab. So war es auch bei unseren beiden letztgedachten Mühlen geschehen.

Die im Jahre 1824 von Gottfried Hartig aus Reichenberg neben der Proschwitzer Mühle erbaute Spinnfabrik wurde im Jahre 1843 meistbietend um circa 28,000 fl. C. M. von Franz Schmidt in Reichenberg erstanden, welcher gleichzeitig auch die Mühle von dem Eigenthümer Franz Wünsch um 10.000 fl. dazu kaufte. Dieses war die beste Beilegung eines Streites wegen der Wassertheilung zwischen dem früheren Mühl- und Fabriksbesitzern, daß somit beide Streitobjekte in eine Hand kamen. [1]) (Vor der Fabriks-Anlage hatte der Müller Anton

1) Dergleichen Streitigkeiten kamen nicht selten vor, da die Kontrakte nicht immer mit der nöthigen Bestimmtheit abgefaßt waren. Wenn sich dann der Müller auf die getroffene Verabredung berief, so sagte man ihm trocken: schwarz auf weiß gelte nur. Dann geschah

Wagner lange genug seine Mühle um 4000 fl. ausgeboten, ohne einen Käufer zu finden.) Durch F. Schmidt wurde die Fabrik ansehnlich vergrößert, die Mühle aber zu schwachem Betriebe in Pacht gegeben, bis es endlich dem Eigenthümer im Jahre 1857 gefiel, dieselbe ganz einzustellen.

Da nun diese Mühle den Proschwitzern das letzte Mehl mahlen sollte, wurde sie ihnen plötzlich sehrlieb, und die Gemeinde protestirte unter Anführung des Bauers Joseph Pilz heftig gegen das Eingehen derselben. Natürlich war dieses fruchtlos, und die Proschwitzer Mühle hörte sonach auf zu existiren, nachdem sie 103 Jahre bestanden hatte.

Indessen hatte die Jägermühle in Neuwald ihre geschwächte Kraft gesammelt und die Fortschritte im Mühlenwesen mitgemacht. Da drohte ihr von einer Seite Verderben, indem es gewissen Leuten einfiel, daß die Neisse ein Grenzwasser zweier Herrschaften ist, und von rechtswegen zwischen beiden Seiten getheilt werden müsse; man beschloß also, der genannten Mühle ohne weiters das halbe Wasser wegzunehmen, und in Proschwitz eine neue Mühle zu erbauen. Ein Unternehmer fand sich bald am Exmüller Wünsch, welcher wünschte, wieder in Besitz einer Mühle zu kommen, da ihn der Verkauf der seinigen gereuete. Die Sache wurde von Pontio zu Pilato getragen, alle ordentlichen und alle Winkeladvokaten der Gegend wurden darüber konsultirt; selbst bis nach Prag reiste man, um allda bei juridischen Größen sich Raths zu erholen. Doch selbst der raffinirteste Rechtsverdreher war nicht im Stande, das Rad der Zeit zurückzudrehen, während welcher das Wasserrecht der bedrohten Mühle (abgesehen von anderen Rechtstiteln), von deren Besitzern schon dreimal unantastbar ersessen worden war.

Die Primatoren der Stadt Saaz. [1]

Von Dr. **W. Katzerowsky.**

1. Magister Nikolaus Czernobyl

auch „Artemisius" genannt, ist 1495 zu Saaz geboren, studirte in Wittenberg, ward 1518 Magister der freien Künste, kehrte später in seine Heimat zurück, wurde Rector der Saazer Schule, dann Rathsschreiber und seit 1531 Primas, starb am 14. Febr. 1556.

Unter seinem Primat, als: Georg Hostialek von Jaworzcicz, Georg Fiala, Clemens Institutor, Paulus de Welechow, Johannes Woczehaur, Georg Stryal, Thomas Lanius, Wenzel Przibrama de Jaworzcicz, Johannes Elisäus, Johannes Cantor und Leonard Pellifex Consuln und Valentin de Mezerczig Notarius war, wurden die Grundbücher angelegt. Er richtete die Saazer Schule zeitgemäß ein und versah sie mit tüchtigen Lehrern. Nach alten Mittheilungen war er ein Mann von besonderer Beredsamkeit, wie er es bei verschiedenen Gelegenheiten bewies. Im Jahre 1526 wurde er als Vertreter der königlichen Stadt Saaz zu dem nach Prag einberufenen allgemeinen Landtage, zur Königswahl geschickt. 1542 erwirkte er die Verzeihung des Königs wegen der durch einen Volksauflauf am 13. November 1541 veranlaßten. Vertreibung der Juden aus Saaz; 1547, als Saaz

es wohl zuweilen, daß bei handgreiflichen Berührungen der weißbestaubten Müller mit den schwarzangelaufenen Fabrikleuten erstere schwarz auf weiß bekamen, ohne daß ihnen jedoch damit geholfen war.

1) Quellen: Memorabilienbuch der Dechantei von 1708 an; Trauungsmatriken von 1616—64 und 1727—90; Sterbematriken von 1669—1768; Taufmatriken von 1616—1814; Chronik eines Unbekannten von 1545—1799; Bürgermatrik von 1584—1720 und von 1770—1800; Rechtsprotokolle von 1654—1750: Richterbuch von 1528—1724; Grundbücher von 1531—1765; Memorabilienbuch der Stadt.

wegen seiner Betheiligung an dem Aufstande gegen den König Ferdinand mit dem Verluste seiner Güter in Bezdiek, Sedczicz, Wetruschicz und Höfe in Reitschowes, Holletiz, Trebetitsch, Ribnian, Scheles, Hruschowan, Horkau, Twerschitz, Turnowan und Miltschowes und dem Verluste der Thöre und Pforten bestraft wurde, wurde auch Czernobyl des Landes verwiesen; doch der Fürsprache seiner einflußreichen Freunde hatte er es zu danken, daß er in der Heimat bleiben durfte.

Aus seiner Ehe mit Susanna stammt Katharina, verehelicht mit Magister Arpin von Dorndorf, Rector der Saazer Schule.

2. Jan Woczehaur

wird 1531—57 als Senator, 1533 als Primas genannt.

3. Georg Stryal von Pamnausch

von 1531—40 Senator, 1536—38 Primas, starb 1546.

Sein Bruder Bohuslaw kaufte 1540 von dem Saazer Bürger Bartoß Chlupati den Besitz „Pamnausch" bei Saaz, nach welchem die Familie das Prädikat „von Pamnausch" annahm.

4. Thomas Piskarz (z Budczic), Baccalaureus,

hatte großen Besitz bei Žizelitz, war von 1533—57 Senator, von 1548—49 Primas.

5. Jan Perzina

von 1537—52 Senator, von 1552—64 Primas, starb 1564 und wurde in der Stadtkirche beigesetzt. Dessen Gemalin Regina lebte noch nach 1564.

Unter seinem Primat wurde das Rathhaus sammt den Gewölben und Arresten hergestellt. Die große Schellen von 11 Ct. 10 Pf. auf dem Rathhausthurm zum Nachschlagen wurde 1558 gegossen und am Freitag nach dem Sonntage Cantate auf den Thurm gezogen. Auch wurde unter seiner Anleitung die große Brücke über die Eger gebaut. Im Jahre 1555 kaufte der Bürgermeister und Rath der Stadt das Dorf „Bezdiek", früher im Besitze des Jaroslav Sekyrka von Schedicz, vom Könige Ferdinand um 1250 Schock Meißnisch; ebenso wurde mit Bewilligung des Königs das Dorf „Žizelitz" von Jaroslav Wrschowitz, in Vertretung seines Bruders Adalbert, sammt allen Wiesen, Hopfengärten, von der Stadtgemeinde um 79 Schock Meißn. erkauft.

6. Magister Wenzel Arpin von Dorndorf

studirte unter Melanchton in Wittenberg von 1537—42; im Jahre 1543 kam er in seine Heimat und übernahm die Leitung der Saazer Schule. Im Jahre 1533 heiratete er Katharina, die Tochter des Primators Nikolaus Czernobyl; er war von 1552—64 Senator, von 1564—73 Primas, starb am 1. Febr 1582 an der Pest.

Aus dessen Ehe mit Katharina stammt „Jan Arpin von Dorndorf", welcher 1605 als Saazer Bürger starb. Die beiden andern Söhne Nikolaus und Daniel lebten noch 1563.

Unter seinem Primat haben die Saazer einige deputirte Rathsmänner, als: Bohuslaw von Michalowicz, königlichen Richter, Mag. Arpin von Dorndorf, Primas und Senator Jan Fux (Koch) an den Kaiser Maximilian geschickt, mit der demüthigsten Bitte, die von seinem seligen Vater ihnen angedichene Strafe, „nämlich keine Sttadthore zu sperren," gnädigst nachzulassen, welches ihnen auf Intercession seiner Gemalin und seines Bruders und anderer vielvermögender Minister und Herrn gnädig ist bewilligt worden und zwar zu Wien am Mittwoch nach dem Sonntage Cantate 1565 mit weiterer

Begnadigung, daß alles, so in denen Büchern von den Saazern ist schriftlich angewendet worden, gänzlich soll ausgelöscht und völlig vergessen werden. Als denen Saazern solche Gnad begegnet, sind sie von Wien mit innerlichen Frohlocken abgegangen und den Freitag vor dem hl. Pfingstsonntag in Saaz angelangt. Den folgenden hl. Pfingstsonntag wurde unter Läutung aller Glocken das „Te Deum" abgesungen, kommenden Montag wurde die ganze Gemeinde auf das Rathhaus berufen, selben die fröhliche Nachricht angekündigt und die Thore der Stadt zumachen anbefohlen, wessentwegen Alt und Jung in vollen Frohlocken Gott Lob und Dank gesprochen.

7. **Paulus Horazdovinus** (Kožessnik)

wird 1546 als Saazer Bürger genannt, war von 1555—69 Senator, 1569 bis 73 königlicher Richter, von 73—81 und von 85—88 Primas.

Unter seinem Primat ist durch Zuthun des Rectors der Saazer Schule von dem Literaten und nachmaligen Rector der Saazer Schule „Jacob Strabo" ein neuer Schulplan entworfen worden, welcher 1575 zu Prag unter dem Titel „Jac. Strabonis Schola Zatecensis" in Druck erschienen ist. Im Jahre 1579 haben die Saazer Herren mit der Gemeinde beide Holletitz sammt allen Zugehörigen vom Herrn Heinrich Udritzky von Udrcz um 13.500 Schock Meißn. gekauft, welcher Kauf Mittwoch nach der Empfängniß in die Landbücher eingetragen worden ist.

8. Magister **Martin Humelius** (z **Prochowa**)

wird 1555 schon in Saaz erwähnt, war 1562—67 Altister, 1562—71 Senator, 1581—82 Primas, starb 1582 an der Pest. Aus dessen Ehe mit Ludmilla — seit 1586 mit Senator Tobias Ctibor verheiratet — stammen: Nikolaus, Samuel, Ludmilla und Dorothea. Nikolaus starb 1607. Samuel lebte noch 1613, Ludmilla war seit 1612 mit dem Senator Martin Paulin, Dorothea von 1586—93 mit dem Iglauer Bürger Johann Schmilauer von Schmilow verehelicht.

Unter seinem Primat brach in Böhmen die Pest aus und raffte auch in Saaz eine große Anzahl der angesehensten Bürger hin. Zum Andenken an diese Pest findet man noch heute an dem Hause Nro. 54 eine Gedenktafel. — An bemerkenswerthen Männern starben: Mag. Arpin von Dorndorf, Rector und Primas, am 1. Febr. Mag. Johann Stryalios de Pamnausch, Professor an der Saazer Schule, 24. August, Jacob Stryalios de Paumansch am 2. September, Jacob Strabo, Rector der Saazer Schule, am 11. September.

9. **Wenzel Gellinek**

wird 1561 als Saazer Bürger genannt, war von 1575—88 Senator, von 1588—97 Primas. Unter seinem Primat erhielt die Saazer Töpferzunft ihre Zunftordnung — die sogenannten Artikeln — ausgestellt am Montag in der Fasten 1589.

10. **Jan Czinowsky der Aeltere**

war von 1583—99 Senator, von 1599—1605 Primas, lebte noch 1618 in Saaz.

11. **Magister Jan Nepressius**

(z Czeske Trzebowe), ehemaliger Professor der Prager Akademie, erhielt 1584 das Bürgerrecht, war von 1585—1607 Senator, von 1607—9 Primas.

12. **Maxmilian Hoštialek von Jaworczicz,**

Herr auf Welichow und Žiželitz, Sohn des Saazer Senators Sigmund Hoštialek von Jaworczicz auf Reitschowes und der Katharina von

Welichow, war 1584—1609 Senator, von 1609—18 und 1620 Primas. In dem böhmischen Aufstande 1618 wurde er als Landesrath und Direktor aus dem Bürgerstande gewählt; als solcher kaufte er von den ständischen Kommissären das dem Nonnenkloster zu Tejnitz gehörige Theildorf „Hřiskov" um 1865 Schock. Nach der Herstellung der rechtmäßigen Regierung wurde er als Hochverräther verurtheilt und am 21. Juni 1621 am Altstädter Ringe hingerichtet; sein Kopf wurde nach Saaz geschickt und zum warnenden Beispiel an das Prager Thor genagelt und blieb bis zum 19. Febr. 1637 an demselben. Im genannten Jahre wurde seinem Sohne, dem kaiserlichen Hauptmanne Johann Sigmund Hoštialek, erst gestattet, das Haupt seines Vaters zu entfernen. — Der Kauf von Hřiskow wurde in der Landtafel gelöscht und seine Höfe in Welichow und Žiželitz confiscirt und von der königl. Kammer an die Brüxer Bürger Johann Muck und Georg Schön zusammen um 4200 Sch. verkauft. Maxmilian Hoštialek vermählte sich 1591 mit Katharina, der Tochter des Saazer Senators Paul Ellischzin — Katharina Hoštialek starb 1605 und wurde in St. Jacob in der Familiengruft beigesetzt.

Als dessen Kinder werden genannt: Johann Sigmund, Alexander, Katharina und Susanna.

Johann Sigmund Hoštialek war 1636—59 kaiserlicher Hauptmann, besaß 1659 den Besitz „Pamnausch" bei Saaz. Alexander wird 1636 erwähnt, wo er seinen Besitz an den königlichen Richter Jan Przibramsky verkaufte. Ein Sohn von Alexander mit Namen „Johann Friedrich" hatte noch 1682 einigen Besitz bei Saaz — in der sogenannten Mazierka —; Katharina war seit 1616 mit dem Saazer Primator Bohuslaw Stryal von Pamnausch vereheligt; Susanna war seit 1618 mit dem Saazer Senator Jan Matinowsky von Hlawaczow aus Rakonitz und seit 1629 mit dem Senator Adam Žlutizky verheiratet.

Aus der zweiten Ehe des Maxmilian Hoštialek mit Dorothea stammen: Karl Wenzel geb. 1617 und Benigna Juditha geb. 1620, welche später nicht mehr erwähnt werden.

13. Bohuslaw Stryal de Pamnausch,

geboren 1580 zu Budweis, erhielt 1596 als Studiosus das Bürgerrecht, stammt aus der schon 1540 den Besitz „Pamnausch" innehabenden Familie Stryal de Pamnausch, welcher laut Majestätsbrief vom 9. Jänner 1572 dto. Wien dieses Prädicat verliehen wurde. Derselbe war 1614—21 Senator, 1621 bis 31 Primas; starb wahrscheinlich 1634. Aus dessen Ehe mit Katharina Hoštialek von Jaworczicz stammt Adam Stryal, Phil. et Med. Dr., welcher 1624 nach England auswanderte, wie eine 1659 aus Manchester datirte Urkunde zeigt, worin er seinen Besitz „Pamnausch" seinem Schwager Johann Sigmund Hoštialek von Jaworczicz cedirt. Bemerkenswerthes unter seinem Primate: In den Jahren 1623 — 26 verließen viele der angesehensten Bürger der Stadt, um sich nicht von dem Glauben ihrer Väter lossagen zu müssen, lieber ihre Heimat und wanderten aus, vornehmlich nach Freiberg, Marienberg und Dresden. Unter andern werden genannt: Jan Regius Zelkowsky, Dechant von Saaz, Jan Elisäus Kralicz, ehemaliger königlicher Richter, sammt Familie, Samuel Wawrauß, Paul Skala z Horže, Senatoren, Wenzel Wissocky, Jan Pogonius, Paul Kolin, Katharina, Frau des Stadtschreibers Georg Wagner, Juditha Schaustal, Senatorstochter, Benigna von Michalowicz, Anna Skala z Horže geb. Hoštialek von Jaworczicz.

Im Jahre 1627 zur Zeit des Abtes Caspar von Questenberg wurde die Seelsorge der Stadt Saaz, nach Vertreibung der Pastoren, dem Prämon-

stratenserorden vom Strahow übergeben, welcher dieselbe seit dieser Zeit ununterbrochen versehen. Die ersten Aufzeichnungen von P. Andreas Mirecus sind vom 28. Mai 1629.

Im Jahre 1631, während des Kriegszuges Johann Georgs von Sachsen, legten die Sachsen eine starke Besatzung unter dem Befehle des Karl Bosius in die Stadt: doch wurde am 24. Febr. 1632 diese Besatzung von dem kaiserlichen Feldherrn Marzin zur Nachtszeit überfallen und niedergehauen. Die Stadt bekam eine kaiserliche Besatzung und mußte für die Erhaltung dieser Truppen bedeutende Zahlungen leisten. Da der Bürgermeister und Rath die Gelder nicht aufzubringen im Stande waren, wurden von dem Steuereinnehmer Georg Schaustal der Gemeinde 2142 fl. vorgeliehen.

14. Jan Przibramsky von Palmfels,

Sohn von Mathias und Susanna, ist ein geborener Saazer, war von 1620—21 Rathsschreiber, 1633—45 Senator, 32—36 Primas, von 38—39 königlicher Richter; starb 1646. Dessen bedeutende Besitzungen bei Saaz gingen laut Testament an Johann Georg Pock später Pock von Palmfels über.

Przibramsky war seit 1621 mit Dorothea, Witwe nach dem Stadtrichter Adam Kazda, verheiratet. Dorothea starb 1625 an der Pest, ist in St. Jacob, wie der Grabstein rechts am Kircheneingange zeigt, begraben. Aus der zweiten Ehe mit Helena z Horže stammen mehre Söhne: Johann Maxmilian geb. 1630, Felix Norbert geb. 1639, Sigmund Felix geb. 1640; dieselben werden 1646 im Testamente nicht mehr genannt.

Unter seiner Regierung wurde die Stadt durch die Kriegsereignisse mehremale arg heimgesucht; so 1634, als die Schweden in den Saazer Kreis einfielen, wurde die Stadt von 6000 Schweden, welche 3 Feldstücke und 1 „Mörschle" führten, mit Sturm genommen, und alles, die Stadt, die Kirchen, das Rathhaus, die Schulen ausgesucht und schließlich alle Bürger geplündert und der Stadt eine bedeutende Brandschatzung aufgelegt, mit der Androhung, die Stadt in einen Aschenhaufen umzuwandeln. Da der Rath dieselbe nicht aufbringen konnte, mußte er aus Steuergeldern 2858 fl. Rh. borgen, welche jedoch Se. Majestät später der Stadt in Gnaden nachließ. — (Siehe Obligationenbuch vom Jahre 1634 und Urkunde der Töpferzunft vom Jahre 1636, worin erwähnt wird, daß bei der Plünderung der Stadt 1634 die früheren Statuten der Zunft zu Grunde gegangen sind.)

Im Jahre 1635, Dienstag vor dem Feste Simeonis et Judae sind 8000 Mann „Pollacken" von Laun nach Saaz gekommen, sie nahmen ihr Quartier in den Vorstädten an der Eger, in die Stadt wurden sie wegen ihres in Laun gottlos geführten Lebens nicht eingelassen. Die Bürger mußten mit den Waffen in der Hand sie von den Thoren und Mauern zurückweisen. Diese Soldaten verursachten in den Vorstädten großen Schaden an Höfen, Malzhäusern und Chaluppen. In der Nacht legten sie in der Nähe der Noziczki'schen Mühle Feuer an, wodurch 28 Häuser und Chaluppen bis hinauf zum Priesterthore niederbrannten, wobei auch die Kirchen St. Martin und St. Magdalena mit abbrannten und selbst die Stadt in großer Gefahr schwebte.

15. Magister Samuel Labuffka,

aus Kuttenberg, Lehrer an der Saazer Schule, von 1618—36 Senator, 1637—38 Primator. Aus dessen Ehe mit Regina Gindra stammt Wratislaw geb. 1633, lebte noch 1662 in Saaz.

16. Daniel Žlutizky,

Ein Bruder des 1621 nach Saaz eingewanderten Magisters Florian

Aegidius Zlutizky aus Zlutiz, wird schon 1628 in Saaz erwähnt; er war von 1630—36 und 43—52 Senator, von 1638—41 Primator, starb 1671 und wurde in St. Jacob begraben. Derselbe war seit 1644 mit der Frau Katharina Podminsky von Dobrowiczan verwitweten Kulhanek verehelicht. Katharina starb 1684, wurde ebenfalls in St. Jacob beigesetzt.

17. Martin Jahoda

von 1636—41 Senator, von 1641—42 Primator, starb 1651. Aus dessen Ehe mit Anna (starb 1675) stammt Benigna, mit dem Herrn Wenzel Franz Wissyn von Klarenburg, Prager Rathsverwandten, verheiratet.

18. Johann Cziaczek

von 1633—38 Senator, von 1642—48 und 1654—62 Primator, starb 1666. Aus dessen Ehe mit Susanna stammt Karl geb. 1639, welcher 1678 als Bürger von Saaz starb.

Unter seinem Primat wurde die Stadt durch Kriegsereignisse hart mitgenommen, wie aus der Chronik eines Unbekannten ersichtlich ist.

1647 mußten die Saazer denen Schweden auf das Brüxer Schloß liefern: 20 Strich Korn, 40 Strich Mehl, 3 Fassel Salz, 8 Fässer Bier, 4 Ochsen, 300 Reichsthaler und dieses mit der Bedrohung bei Feuer und Schwert. Dazu ist Jedermann nach Möglichkeit beigesprungen, um ein solches Unglück zu verhüten.

1647 den 24. September ist der Obrist Banko von der schwedischen Armee mit denen Vortruppen nach Saaz ins Quartier gekommen.

1647 den 27. September näherte sich die schwedische Armee der Stadt; der Generalstab verblieb in der Stadt, in die Vorstädte kam das Fußvolk, in die Lautschka bis zum halben Trawnik die Reiterei, beim Wasser wurden die Stücke und die Munition aufgestellt. Durch die Soldaten wurden alle Stangen von denen Gärten weggenommen und verbrannt. In den Häusern und Scheuern waren die Soldaten, sonst Niemand, die Herren, so daß die Bürger um Brot bitten mußten.

1647 den 1. October haben sich die schwedischen Völker von hier erhoben und waren in 4 Tagen von hier zu Meißen. Nach diesen kam die bairische Armee und hinter dieser die kaiserliche von Prag. Was von denen Schweden übriggeblieben, haben die noch verzehrt.

1648 den 8. März ist der Obrist Tanop mit seinem Regimente in den Saazer Kreis eingerückt, hieher kam der Stab und 3 Compagnien.

1648 den 25. März ist das Regiment wieder abmaschirt und hieher kam ein Obrist von den Paschi'schen Dragonern.

1648 den 20. Juli sind der Rittmeister Pipert und Hon mit wenigen Soldaten hiehergekommen, die sich eilfertig wieder von hier wegbegaben.

1648 den 18. August sind um 3 Uhr Nachts die schwedischen Soldaten, welche die Frau des Generals Königsmark begleitet hatten, hieher gekommen und verblieben in völliger Bereitschaft auf dem Ringe bis zum Morgen. Sie blieben 3 Tage da und mußten mit Essen versorgt werden.

1648 den 30. August mußten die Saazer Proviant für die Schweden nach Prag führen.

1648 den 29. September ist der Pfalzgraf mit seiner Armee von Meißen hieher marschirt; der Generalstab kam in die Stadt, die Reiterei in die untere, das Fußvolk in die obere Vorstadt. Dieses Volk verursachte durch seine Ausgelassenheit viel Verdruß.

1648 den 1. October ist der General Königsmark von Prag hier angekommen, der mit dem Pfalzgrafen heimliche Unterredungen pflegte. Nach 2 Tagen ist der Pfalzgraf nach Prag marschirt. Ein Obrist ist mit 2 Regimentern zurückgeblieben, die nach 3 Tagen nachrückten.

1648 den 3. November sind aus Meißen etliche Wagen mit Munition, wobei 300 Pommern gewesen sind, nach Prag geschickt worden, welche am 10. November nach Saaz ins Quartier gekommen. Mit ihnen kam viel Meißnisch Volk des Stehlens wegen.

1648 den 21. December ist der Obrist Littich mit seinem Regiment und andern kaiserlichen Truppen in unsern Kreis eingerückt und sind bequartiert worden.

Andere Begebenheiten unter seiner Regierung sind:

1657 am 24. Juli ist in der St. Jacobskirche das 2. Altar der seligsten Jungfrau Maria und der hl. Mutter Anna von der Frau Anna Jahodin zum Gedächtniß der hier begrabenen Freundschaft — Wissyn de Klarenburg — errichtet worden.

1660 den 22. October wurde in der Dekanalkirche das Altar der hl. Dreifaltigkeit durch den kgl. Richter Johann Przibramsky von Palmfels errichtet; dessen Erbe Johann Georg Pock ließ dasselbe malen und vergolden.

1661 ist von dem Prager Bürger und Bewohner von Saaz Jacob Lochs und dessen Frau Katharina das St. Katharinaaltar in der Stadtkirche errichtet worden.

1662 ist in der Stadtkirche das Hauptaltar durch den Bildhauer Styrl errichtet worden; kostete 1100 fl.

1662 ist von der Frau Anna Jahodin, Saazer Bürgerin, die Kanzel errichtet worden durch den Bildhauer Styrl und den Tischler Gar, kostet 170 fl.

1662 im Mai ließ Johann Cziczek das Altar unserer lieben Frau bei den Beichtstühlen gegen Sonnenuntergang auf eigene Kosten aufrichten.

19. Johann Georg Pock (Nobilis).

Im Jahre 1633 erhielt Johann Georg Bock (Pock), Studiosus aus Chysch, das Bürgerrecht, heiratete Susanna die Tochter des Senators Wenzel Klatowsky, wurde 1635 Stadtrichter, 1639—50 Senator, von 1649—53 Primator, von 1653—75 königl. Richter, starb 1676, wurde in der Stadtkirche beigesetzt. Laut Testament 1646 wurde er in Gemeinschaft mit seiner Frau zum Universalerben nach dem königl. Richter Jan Przibramsky von Palmfels eingesetzt und erlangte so bedeutenden Besitz bei Saaz und Laun. Später erhielt die Familie Pock das Prädicat „de Palmfels".

Aus dessen Ehe mit Susanna Katharina stammen:

Daniel Ignatz Georg und Apollonia Veronica.

Daniel Ignatz Pock geb. 1638, mit Katharina Schwangfelder von Schwangtfeld vereheligt, war von 1659—75 Senator, starb 1675, wurde in der Stadtkirche begraben. Dessen Witwe heiratete 1678 den Senator Christoph Ignatz Vetter. Ein Sohn Daniel Ignatz Pocks war: Johann Daniel Ignatz Pock de Palmfels, Herr auf Libočan, v. 1692—1702 kön. Richter, starb 1713.

Apollonia Veronica Pock war seit 1655 mit dem Senator Bohuslaw Mayner de Pamnausch, später mit Ernst Nigrin verheiratet, starb 1690 und wurde in der Stadtkirche beigesetzt. Unter seinem Primat zur Sommerszeit ist die Kirchenglocke mit Namen „Kolowrat", welche 220 Jahre gedauert hat, und 8 Ctn. 5 Stein und 3 ℔ wog, auf dem Camparez zerschlagen und den 22. November an einem Samstage neuerdings gegossen worden; ihr wurde der Name „Wenzeslaus" gegeben.

(Schluß folgt).

Miscellen.

Kindtaufgebräuche im Falkenauer Lande.

Es ist gewiß sehr zu bedauern, daß die alten Sitten und Gebräuche, vor Allem aber die Trachten bei der Landbevölkerung immer mehr von ihrer Ursprünglichkeit abweichen; denn mit dem Verlassen der von den Vätern ererbten Sitte und mit dem Aufgeben der Tracht geht gewöhnlich auch ein guter Theil des Volkscharakters verloren. Am auffallendsten ist dieser Wechsel in den Dörfern jener Gegenden wahrnehmbar, welche in nahem Verkehr mit volkreichen Städten treten, oder dort, wo Bergbau und andere industrielle Unternehmungen einen raschen Aufschwung nehmen. Ein sprechendes Beispiel gibt hiefür die Falkenauer Gegend. Noch vor wenigen Jahren zeichneten beispielsweise die Falkenauer Bürgersfrauen und Mädchen durch ihre Kleidung sich aus; beide trugen nämlich lange, fast bis an die Fersen reichende Tuchmäntel mit breiten Goldkrägen, die Frauen breite Goldhauben, dagegen die Mädchen ein um den Kopf zierlich gewundenes schwarzes Seidentuch. Gegenwärtig kleidet sich fast Alles nach der herrschenden Mode und sieht man nur selten ein altes Mütterchen in Tuchmantel und Goldhaube in den Strassen unserer Stadt einherschleichen. Das Verlassen der alten Tracht scheint jedoch von dem männlichen Theile der Bevölkerung sehr übel vermerkt zu werden; denn wie zum Hohn und Spott mußte der auf dem steinernen Wasserkasten befindliche Falkenjäger, jenes altehrwürdige Wahrzeichen der Stadt, jeden Modenwechsel mitmachen. In finsterer Nacht, wenn Alles, Jung und Alt, sich im sanften Schlummer wiegte, wurde von dem Kühnsten der Kühnen der langgehegte Racheplan ausgeführt, und zum Entsetzen des zarten weiblichen Geschlechtes sah man eines schönen Morgens unseren Falkenjäger mit einer mächtigen Krinoline, ein andermal wieder mit einem runden Damenhut und Schleier geschmückt. — So in der Stadt! anders ist es bei unseren Dorfbewohnern, die hier wie auch anderwärts mit mehr Zähigkeit an ihren althergebrachten Sitten und Gewohnheiten hängen. Aber auch bei diesen bemerkt man leider, daß sie ihre Tracht und ihre Sitten allmälig mit dem städtischen Wesen vertauschen. Mit dem nahen Egerländer hat unser Bauer nur die Mundart gemein, im Übrigen unterscheidet er sich fast ganz von ihm.

Charakteristisch sind hier noch die Kindtaufgebräuche.

Gewöhnlich am zweiten Tage nach der Geburt wird das Kind zur Taufe getragen. Voran im Zuge schreitet der männliche Pathe, im Festanzuge. Dieser besteht in einer schwarzen, enganliegenden Lederhose, die in den hohen, bis über die Knie reichenden Stiefeln stecken, einer großblumigen Seidenweste, dem langen Tuchrock und einem breitkrämpigen, mit Schnur und Quaste versehenen Hut, auf dem ein aus Gold- und Silberflittern zusammengesetzter Blummenstrauß befestigt ist, wenn derselbe noch ledigen Standes ist; in diesem Falle hält er auch eine vom Baste befreite Haselruthe, an deren obersten Spitze ein rothes Seidenbändchen geknüpft ist. Hinter ihm folgt die Pathe, natürlich ebenfalls in Festanzuge. Ist die Pathe ein Mädchen — Frauen tragen über eine weiße Flügelhaube ein seidenes Tuch um den Kopf gewunden — dann trägt sie das Kopfhaar glatt zurückgekämmt; am Scheitel sitzt ein mit rothen Seidenbändchen durchwirkter Myrthenkranz, aus dessen Mitte glänzende Goldflitter hervorschimmern. Den Hals ziert ein blank geputztes, mit einem alten Familienthaler oder einer andern Silbermünze versehenes Geschmeide, an dem breite färbige Seidenbänder mit Goldfransen über den Nacken herabhängen. Ein schwarzes Seiden oder Tuchmieder umschließt den Oberkörper und am Busen prangt ein duftender Strauß aus Roßmarin oder Garthahn (abrotanum). Ein weiter Zeugrock und eine großgeblumte seidene Schürze vollendet den stattlichen Anzug. Neben der Pathe schreitet die Hebamme mit dem Täufling einher. Still und ernst bewegt sich so der kleine Zug zur Kirche. Nach vollzogener Taufe kehren die Pathen und die Hebamme mit dem Kinde zur Stärkung ein wenig in

der nächsten Wirthsschänke ein, während die Pathe für den Täufling in einem Verkaufsladen den Pathenbrief besorgt, wenn es nicht schon vorher geschehen ist. Dieser besteht in einer verzierten Karte, worauf der Name und Geburtstag des Kindes, der Tag der vollzogenen Taufe und die Namen der Pathen geschrieben werden. Viele dieser Pathenbriefe enthalten recht sinnige Sprüche, von denen nur einige hier einen Platz finden sollen.

I. Du bist mein Pathchen nun geweiht,
Dich künftig Christ zu nennen!
Vergiß nie, es mit Redlichkeit
Durch Thaten zu bekennen!
Denn nicht der Name, nur die That
Ist deines Glückes ächte Saat.

II. Möge dir dein Herz die besten Wege
Und den rechten Pfad zur Tugend zeigen.
Immer sei zum Guten wach und rege,
Immer dir der beste Wille eigen.

III. Liebe einst die Menschen, wie man dich,
Als du eintratst in das Leben, liebte.
Liebend opferte der Heiland sich,
Sei wie Er, und übe, was Er übte.
Diese Erinnerung gibt seinem lieben Taufkind.
Sein getreuer Taufzeug.

Der Pathenbrief, dem nach den Vermögensverhältnissen der Pathen einige Gold- oder Silbermünzen beigelegt werden, wird sodann in ein färbiges Couvert und dieses wieder mit einem breiten Seidenband umwunden dem Kinde entweder vor oder nach der Taufe ins Bettchen auf die Brust gelegt. Dieses werthe Andenken wird sehr in Ehren gehalten und dem Familiengliede bei seiner Verheiratung oder Entlassung aus dem Elternhause zur eigenen Aufbewahrung übergeben. Der Rest des Tauftages wird sodann im Elternhause mit einem Festmale unter fröhlichen Gesprächen verlebt, wobei es nicht selten vorkommt, daß auch die Mutter des Kindes froh und munter daran Theil nimmt.

Im 17. Jahrhunderte begleiteten den neuen Weltbürger nebst den Taufpathen auch mehre Zeugen, die in dem Geburtsbuche gleichfalls verzeichnet wurden und den Neugebornen beschenkten. Besonders zahlreich kommen Zeugen bei unehelichen Geburten vor. So sind beispielsweise bei einem unehelichen Kinde aus Birndorf am 1. November 1642 außer dem Pathen noch 34 Zeugen namentlich angeführt. Vermuthlich benützten solche gefallene Personen die Gelegenheit, sich eine reiche Beisteuer zu den Kindbettauslagen zu verschaffen. Das Pathengeld war sogar wie eine Taxe durch den Stadtrath festgesetzt. Im Jahre 1686 wurde für die Stadt Falkenau verordnet, „daß bei Kindtaufen nicht mehr als 6 Speisen auf den Tisch gebracht werden dürfen und das Einbindgeld wenigstens einen halben Reichsthaler betragen solle." So ehrenvoll es damals war, als Taufpathe oder Zeuge geladen zu werden, so kostspielig mag es auch gewesen sein. Denn bei einem Taufakte eines unehelichen Kindes aus Altstattl (6. Juli 1642), wo gleichfalls sehr viele Zeugen anwesend waren, bemerkt der Einschreiber: „Solche Taufen füllen das Buch und den Beutel." Am Rande des Buches ist beigesetzt: „Der Vater heißt N. N. aus Böhmen, ist durchgegangen wie ein Holländer."

E. Janota.

Geschäftliche Mittheilungen.

Generalversammlung am 27. Juni 1871.

Anläßlich des X. Gründungstages wurde dieselbe ganz besonders feierlich begangen und hiemit eine Festfeier verbunden, deren Erinnerung eine eigene Fest-

schrift*) verewigen wird. Nach Erledigung des festlichen Theils beschloß die zahlreiche Versammlung den Jahresbericht, ohne weiter in dessen Details einzugehen zu genehmigen; derselbe liegt, ebenso wie das Mitglieder-Verzeichniß, dem heutigen Hefte bei. Zur Bestreitung der im X. Vereinsjahre nöthigen Auslagen wurden die folgenden vom Ausschusse beantragten und einstimmig genehmigten Summen festgesetzt:

1.	Für die Herausgabe von Mittheilungen.	3100 fl.
2.	Für eventuelle selbstständige Publikationen.	1000 fl.
3.	Für die Bibliothek	600 fl.
4.	Für das Antiquarium	50 fl.
5.	Für das Archiv	500 fl.
6.	Honorar des Geschäftsleiters	500 fl.
7.	Gehalt des Kanzellisten	500 fl.
8.	Miethzins für die Vereinslokalitäten	1000 fl.
9.	Für Einrichtungsgegenstände	150 fl.
10.	Heizung, Beleuchtung und Reinigung der Vereinslokalitäten	300 fl.
11.	Kanzleiauslagen	800 fl.
12.	Extraordinarium	400 fl.
	Zusammen.	8900 fl.

Zu Rechnungscensoren wurden unter gleichzeitiger dankbarster Anerkennung ihrer Thätigkeit einstimmig wieder gewählt die Herren Anton Bretschneider Handlungsagent, Martin Mayer, Kaufmann, und Leop. Wolf, Buchhalter.

Für die Ausschußwahl wurden im Ganzen 466 Stimmzettel abgegeben und wurden gewählt:

Herr	Dr. J. V. **Grohmann**, k. k. Statthaltereirath . . .	mit 461	Stimmen
„	Edmund Graf **Hartig**, Exc. k. k. Geheimrath ꝛc. . .	„ 464	„
„	J. U. Dr. O. **Kerpal**, Redakteur	„ 463	„
„	Phil. Dr. G. C. **Laube**, Professor am deutschen Landespolitechnikum	„ 451	„
„	Friedr. **Lauseker**, k. k. Staatsanwalt	„ 452	„
„	M. **Pfeiffer**, Inspektor der Buschtehrader Eisenbahn .	„ 465	„
„	Phil. Dr. K. **Pickert**, Redakteur, Reichsraths-Abgeordneter	„ 466	„
„	Gustav **Rulf**, pens. k. k. Staatsbuchh.-Rechnungs-Rath .	„ 463	„
„	Phil. Cand. Karl **Renner**, Geschäftsleiter des Vereines	„ 457	„
„	Fr. **Theumer**, k. k. Landesgerichtsrath	„ 455	„
„	K. **Werner**, k. k. Landesschul-Inspektor	„ 464	„
„	K. **Wersin**, kais. Rath, Rector emer., Professor am deutschen Polytechnikum	„ 465	„
„	J. U. Dr. Albert **Werunski**, Advocatur-Concip. . .	„ 455	„
„	Phil. Dr. Alex. **Wiechovsky**, Schulvorsteher . . .	„ 465	„
„	J. U. Dr. Fr. **Wiener**, Landtagsabgeordneter, Landesausschuß-Stellv., Präsident der Advokatenkammer . .	„ 464	„

In der ersten Sitzung des Ausschusses wurde nach §. 10. der Statuten Se.

*) Die **Festschrift** erscheint Ende dieses Monats und wird außer den Berichten über die zehnjährige Thätigkeit des Vereines und seiner Sektionen zwei längere Aufsätze enthalten: 1) Geschichte des verschwundenen See's bei Brüx. Mit urkundl. Beilagen von Dr. L. Schlesinger. 2) Deutsches Leben. Schilderung des deutschen Volkes in allen seinen Stämmen von Prof. Bernh. Grueber. Die Herren Mitglieder erhalten dieses schöne Gedenkblatt der erhebenden und von allen Stammesgenossen mitbegangenen Feier um den Erzeugungspreis, und wir bitten die Herren Vertreter rechtzeitig ihre Bestellungen an die Geschäftsleitung (188—I) gelangen lassen zu wollen

Excellenz Hr. Edmund Graf **Hartig**, k. k. w. Geheimrath, zum Präsidenten, Herr Schuldirektor Dr. Alex. **Wiechovsky** zum Vicepräsidenten, Hr. k. k. Rechnungsrath Gustav **Rulf** zum Cassier, Herr Karl **Renner** zum Geschäftsleiter, Bibliothekar und Hausverweser, Excell. Gf. E. Waldstein'scher Archivar Hr. J. **Wiltschko** zum Archivar — alle mit Einstimmigkeit gewählt. Als Redakteure werden die Herren Direktor Dr. L. **Schlesinger** und k. k. Landesschulinspektor K. **Werner** bestätigt.

Verzeichniß

aller Geschenke, welche vom 1. Juni bis 15. August 1871 dem Vereine gemacht worden sind, wofür hier der geziemende Dank ausgesprochen wird.

1. Für das Antiquarium. Münz-, Wappen- und Siegelsammlung.

Herr **Bretschneider** Ant., Agent in Prag: 1 Bild in Goldrahm: Aufhissung der deutschen Fahne im baierischen Hochlande 1848. (Prachtvoller Stich von Hanfstängl)

„ **Groß** Josef, Pharmazeut in Salzburg: 1 Mariengroschen v. Hildesheim u. 2 andere Silbermünzen.

„ **K. D.** in Prag: 1 Denkmünze.

„ **Marschner** Rud., Etuiarbeiter in Prag: 1 sehr fein geprägte Denkmünze auf die Vermälung K. Victoria's von England 1838 s. Etui.

„ **Neumann** W., k. k. Landesgerichtsrath in Prag: 1 Denkmünze auf den Turnerausflug nach Saaz.

„ **Pfeiffer** M., Insp. d. Buschtiehr. Eisenb. in Prag: 38 verschied. Siegelabdrücke in Lack u Wachs Gypsabgüsse deutscher Kaisersiegel (Otto I, II, Wenzel I), einen gelungenen Gypsabg. des Rolandshorn im Prager Domschatz, von Sacramentarien und Reliquiarien des germ. Museums, Ausgrabungen (Celte, Urnen, Spinnwirtl, Schmuck) vom Hallstädter See, der Scharka bei Prag, aus den Ruinen von Capri, Rom u. Karthago und endlich 2 Broncehufeisen, zweifelsohne von einer röm. Statue (Unicum) und 1 Krughenkel etrusk Charakters.

„ **Renner** K., Geschäftsleiter: 1 Denkmünze auf das I. Brünner Kreisturnfest.

„ **Rulf** Gust., k. k. Rechnungsrath in Prag: Porträt des böhm. Malers Quirin Jahn sammt Orig.-Zeichnungen und Radirungen von demselben.

„ **Schmiedl** G. C., Kunstmühlenbes. und Vertreter in Weipert: 12 Silbermünzen (worunter $^1/_3$ Andreashaler vergoldet; 1 Silberthaler von Joh. Ernst von Sachsen 1539 2 Loth schw.), 1 Silbermünze (v. H. Jos. Fischer, Fabrik. in Sonnenberg, 1 Denkmünze (I. franz Republ.) und 1 Münzschein (10 Cents Nordamerika).

„ **Schmid** Georg, Archivar und Vertreter in Eger: 2 Siegelabdrücke, 2 Silbermünzen (Grossi von Wladislaw II.)

„ **Tischer** A., Med. Dr. in Liboritz: 56 St. Kupferm., 36 St. Silbermünzen (darunter 1 Braunschw. Thaler v. 1669, 1 von Sigm. von Polen 1592, 14 Silberm. Leop. II.), 8 Denk- u. Schaumünzen, 5 Privatmünzscheine; — Ausgrabungen aus Gräbern bei Saaz (ein ganzes Skelett, Celte, Donnerkugeln), 1 zersprungenes Falconet (XVII. Jahrh.?), — 1 japanesische Laterne, 2 chinesische Bilder und die Pekinger Staatszeitung vom Juli 1870 (von der ostasiat. Expedition durch Hrn. Fregattenarzt Jauke).

2. Für das Archiv.

Herr **Lauseker** Friedr., k. k. Staatsanwalt in Prag: 1 Verfügung des Censuramtes v. Jahr 1840 (orig.)

„ **Rulf** Gust., k. k. Rechn.-R. in Prag: 1 Privilegiumsbestättigung Rudolf II. de dato Donnerstag nach St. Markus 1595 für die Maler und Glasermeister der Prager Städte (čech. Copia) (8 Bl. Fol.)

„ **Schebek** Edm. JUDr und Handelskammersekretär in Prag: Verzeichniß aller im Egerer Burgarchiv aufbewahrten Urkunden.

„ **Tischer** A., Med. Dr. in Liboritz: 16 Orig.-Urk., Flöhau, Weipert Radonitz betreffend, Weglaßbriefe ꝛc. aus dem XV. XVI. Jahrh. (2 Perg)

3. Für die Bibliothek.

Alterthumsverein in Freiberg: Mittheilungen 7. Freiberg 1867. 1 Brosch.

Deutscher Juristenverein in Prag: Mittheilungen 5. 6. Prag 1871.

Deutscher pädagogischer Verein in Prag: Blätter für Erziehung u. Unterricht Nr. 25.—32. Prag 1871.

Herr **Dotzauer** Rich., Ritter von, Großhändler ꝛc. in Prag: 1 Werk (Spitzenfabrikation im Erzgeb.)
Gelehrte esthnische Gesellschaft in Dorpat: Verhandlungen Nr. 1. 2. — Sitzungsberichte 1869. Dorpat 1870.
Herr **Gerlach** H., Buchh. in Freiberg: 2 Broschüren.
Germanisches Museum in Nürnberg: Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit. 17. Jahrgg. 1870 nebst Jahresbericht.
Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde in Freiburg: Breisgau. Zeitschrift II. 1. 2. . . Freiburg 1870.
Herr **Geyer** Aug., JUDr. und k. k. Univ.-Prof. in Innsbruck: 1 Broschüre.
Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg: Sitzungsprotokoll v 8. Juni 1870.
Harzverein für Geschichte und Alterthumskunde in Wernigerode: Zeitschrift 1870. 2. 3. 4. Heft, Festschrift zur 3. Hauptversammlung . . . . . Wernigerode 1870.
Herr **Heinrich** Jos., Direktor in Prag: 1 Brosch.
Herold Verein für Münz-, Wappen- u. Siegelk. in Berlin: — „Herold" I. Jahrgg. Berlin 1870.
Historischer Verein für das Großherzogth. Hessen in Darmstadt: Baur. Hessische Urkunden I. II. Bd. in je 3 Heften — Darmst. 1861. Baur., Urkunden zur Hess. Land-, Haus- und Familiengeschichte 1.—5. Heft. Darmst. 1846—58. Archiv für hessische Geschichte X. 1. 2. . . . . 1863.
Herr **Janota** Ed., Apotheker, Bürgermeister u. Vertreter in Falkenau: 1 Werk. Richter's sociale Skizzen. 3 Bde.
Königl. Akademie der Wissenschaften in München: Sitzungsberichte der Akademie II. 1—4 1866, II. 3—4 1870; 1871. 1. 2. Abhandlungen X. 3. 1867. XI. 2. 1869. Almanach für 1871. — Haug, Brahma und die Brahmanen. München 1871.
Herr **Laube Gust. C.**, Professor am deutschen Landespolytechnikum in Prag: 14 Broschüren und kleinere Aufsätze; 1 Werk, (Schroff Jubelfeier der Univ. Wien 1868.)
„ **Lauseker Friedr.** (siehe oben): 12 Werke in 16 Bändchen. (Reisser's Erdbeschreibung, Ennemoser, Reise ꝛc), 6 Broschüren und 5 große Karten.
Museum k. k. für Kunst und Industrie in Wien: Mittheilungen Nr. 68—70.
Herr **Noback Gustav**, Brauingenieur in Prag: 1 Brosch. (Oestr. Brauereien, Prag 1871.)
Oberlausitzische Gesellschaft der **Wissenschaften** in Görlitz: Neues Lausitzer Magazin XLVIII. 1.
Herr **Rozkoschny Hermann**, Phil. Dr. in Prag: Reise in's Morgenland. . . . Prag 1872.
Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterl. Alterthümer in Kiel: Bericht 1—6. 13—15. 18—30. Warnstedt — über Alterthumsgegenstände. Kiel 1835. Petersen, Der Donnerbesen. Kiel 1862. Handelmann Prof., Verzeichniß der Münzsammlung. 2 Hefte Kiel 1868.
Herr **Schmid G.**, Archivar in Eger: 8 Brosch. und Flugschriften, Erlässe ꝛc. aus dem J. 1848.
Spar- u Vorschußverein in **Kaaden**: Ansprache und Rechenschaftsbericht des Präsidenten 1870.
Herr **Tischer Karl**, k. k. Bezirkshauptm. in Graslitz: 1 Werk. Stranský, respubl. Bohem. Elzevir 1643.
Verein für mecklenb. Gesch. in Schwerin: Jahrbücher 27. Jahrg. 1863, 34. Jahrg. . . Schwerin 1869.
Herr **Volkmann Wilh.**, Phil. Dr., k. k. Univ. Prof. Dekan und in Prag: Detailkonskription der Volksschule 1867. (Offiz.)
„ **Wiechovsky Alex.**, Dr., Direktor in Prag: 1 Werk. (Philippsohn, Geschichte Heinrich's des Löwen. 1869.)

Außerdem muß der Verein seinem erprobten Freunde Herrn Carl R. **Binder**, Weinhändler in Prag, dessen Fürsorge und gütiger Vermittelung er die billige Erwerbung einer werthvollen Büchersammlung von mehr als 500 oft seltenen Bänden, dann einer Kupfer- und Stahlstich- und Portraitsammlung von mehr als 10.000 Stück und vieler artistischer Prachtwerke dankt, den ganz besonderen Dank ausdrücken.

Vom Jahrgange VIII. der „Mittheilungen" sind die Hefte 1—7. vergriffen. Da die Geschäftsleitung gerade hiefür in letzter Zeit größere Aufträge erhalten, so werden jene P. T. Herren Mitglieder, welche geneigt wären, dieselbe dem Vereine entweder schenkungsweise oder gegen Entschädigung zu überlassen, um deren Einsendung dringend und freundlichst gebeten.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Ludwig Schlesinger.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Zehnter Jahrgang. Zweites Heft.

Hußmann und die Tachauer.[1]

Von J. Stocklöw.

Welchem Tachauer Kinde wäre die geschichtliche Größe seiner Vaterstadt unbekannt geblieben, nämlich Baron v. Hußmann. Seit mehr als 2 Jahrhunderten modert die Hand dieses stolzen Gebieters, welche einst so schwer auf Tachau lastete, in der stillen Waldesgruft; doch sein Geist will keine Ruhe finden und kehrt immer in den Erzählungen und Erscheinungen des Volkes wieder und immer als — ein Schreckenbild. Frägt man das gut katholische Herz, warum es mit kaltem Schauer vor dem Namen „Hußmann" zurückbebt, so weiß es allerhand unliebsame Geschichten von dem Manne zu erzählen, der die römisch-katholische Sache hier wieder zu Ehren brachte. Es mag sein, daß es selbst die kommenden Geschlechter nicht vergessen konnten, wie einst ihre Väter der inneren Ueberzeugung zuwider das Glaubensbekenntniß wechseln mußten; allein der finstere Schatten, den die Erscheinung Hußmanns in die Stadtgeschichte von Tachau wirft, hat noch einen anderen Grund. Während der 30jährige Krieg unaufhörlich neue Heeresschaaren in die Ringmauern wälzte, entbrannte gleichzeitig innerhalb derselben ein Streit zwischen der Bürgerschaft und ihrem Erbherrn Hußmann, welcher ebenso lange als hartnäckig geführt wurde. Denn der Preis desselben war die bürgerliche Freiheit und von deren Rückeroberung der städtische Wohlstand bedingt. Eben darum gestaltet sich das Zeitalter Hußmanns zu dem anziehendsten Theile der Stadtgeschichte von Tachau, und in dem Folgenden sei es versucht, in kurzen Umrissen ein Bild der damaligen Lage zu entwerfen.

1) Die Quellen der hiesigen Stadtgeschichte sind äußerst spärlich und beschränken sich auf das sogenannte „Hußmannische Prozeßaktenbuch," in welchem 142 Schriftstücke, betreffend den denkwürdigen Streit der Stadt Tachau mit ihrem Erbherrn Johann Philipp von Hußmann, zusammengetragen sind, und eine im Jahre 1700 verfaßte Chronik, bestehend aus 2 Theilen, von welchen der 1. eine summarische Zusammenstellung der Stadtereignisse und der 2. eine Geschichte der Klöster und Kirchen enthält. Die letztgedachte Quelle schöpft aus gedruckten Werken und hat daher einen sehr untergeordneten Werth; Urkunden aus der Zeit vor dem 30jährigen Kriege finden sich nicht vor, nicht einmal die alten Privilegien, von welchen im Laufe dieser Arbeit Erwähnung geschehen wird, und muß diesen Mangel auf die zahlreichen Brände, so in den Jahren 1126, 1434, 1466, 1472, 1492, 1536, 1543, 1558, 1611, 1666, 1715, namentlich aber 1748 zurückgeführt werden, wo mit dem Rathhause auch das Archiv, eingeäschert wurde und 7 Personen in den Flammen ihren Tod fanden. In den beigeschloßenem Aufsatze habe ich das obige Prozeßaktenbuch zu Grunde gelegt, den Verlauf des Streites in seinen wesentlichsten Punkten dargestellt, den geschichtlichen Stoff herausgezogen und noch jenes Materiale hierbei verwendet, welches nur in Bruchstücken auf dem Rathhause vorfindig war. Weitere Nachrichten über jenes Zeitalter stehen hierstadts nicht zu Gebote.

Die Stadt Tachau mußte eine seltene Blüthe erreicht haben, als sie im J. 1606 eine Summe von 30.000 Schock an Kaiser Rudolf II. darleihen konnte und von diesem hiefür die gleichnamige Herrschaft nebst dem dazu gehörigen Ober- und Niedergerichte, allen Herrlichkeiten, Unterthanen und Einkünften zum Pfandbesitze erhielt. Die Tage des Glückes waren jedoch gezählt und endeten mit der Betheiligung der Stadt an dem Aufstande und der Schlacht am weißen Berge. Gleich den anderen Städten sollte auch Tachau vor das Prager Blutgericht gestellt werden. Eine tiefe, ängstliche Stille entstand in der Versammlung, als in der 5. Sitzung neben den Städten Kaaden, Laun, Schlan, Melnik, Chrudim, Taus, Mies auch der Name Tachau aufgerufen wurde und bei diesem Wort Niemand eine Antwort gab. Während die abgeordneten Räthe anderer Städte fußfällig die kaiserliche Gnade erflehten und Treue und Gehorsam schwuren, ließen die Tachauer den verhängnißvollen Tag unvertreten vorübergehen, nicht aus Hartnäckigkeit oder Verstockung, sondern aus Furcht vor dem rächenden Tode. Denn daheim hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Kaiser schon mehreren Rittern und Stadtverordneten die widerspenstigen Köpfe vor die gefügigen Knie legen ließ und ein gleiches Schicksal auch die Tachauer Abgesandten erwarte. In der guten Meinung, daß die Tachauer Vertreter durch unvorhergesehene Hindernisse auf der Zureise aufgehalten wurden, wurde die Sitzung auf einen anderen Tag verschoben. Als aber auch diesmal Niemand erschienen war, da soll der Kaiser die denkwürdigen Worte ausgerufen haben: „Ich will die Tachauer noch mehr züchtigen!“ [1]) Die Stadt wurde „mit dem Merkmale der Rebellion und mit dem unauslöschlichen Flecken der Halsstarrigkeit gebrandmarkt“ und nicht nur ihrer Güter und Freiheiten verlustig, sondern jene Drohung des Kaisers ging nach Versicherung des Chronisten fürchterlich mit dem Manne in Erfüllung, welcher als Geißel über Tachau geschickt wurde. Ungeachtet der Gegenvorstellungen des Statthalters Fürsten Karl v. Lichtenstein wurde die Herrschaft Tachau sammt Zugehör dem Johann Philipp Hußmann, des hl. römischen Reiches Freiherrn von Namedy und Nikolsburg, Obristen über ein Regiment zu Roß, in Anbetracht der ersprießlichen Dienste, welche er dem Hause Oesterreich geleistet, namentlich weil er seine Thumpräbende bei dem churfürstlichen Erzstifte Trier an den Erzherzog Leopold Wilhelm abgetreten hatte, Anfangs pfandweise und später (1623) um den Kaufpreis von 96.859 Schock 31 gr. 3 d. Meißn. in's freie Erbeigenthum überlassen, nachdem am 17. August jenes Jahres die Bürgerschaft in Pflicht und Treue, das Landvolk dagegen in Unterthänigkeit und Leibeigenschaft genommen worden war.

Diese neue Wendung war für die Bürger von Tachau ein harter Schicksalsschlag. Vergebens wendeten sie sich an den böhmischen Statthalter und den Kaiser mit Bittschriften, vergebens klagten sie, daß Hußmann ihnen Alles ohne Unterschied weggenommen, die Stadtsiegel dem Herrn Dechant übergeben und bezüglich des Zapfengeldes unmögliche Neuerungen und Steuerungen eingeführt habe; vergebens verwiesen sie darauf, daß sie den Pfandschilling noch durch 17 Jahre zu genießen und nach Verlauf dieser Zeit 2000 fl. zu erhalten hätten, alle diese Bemühungen scheiterten an dem Grundsatze, daß, obgleich die Bürger durch diese Unbill Gut und Blut verwirkt hätten, ihnen doch das Leben durch die absonderliche Gnade des Kaisers geschenkt und bloß das erstere genommen wurde; alle diese Schritte blieben Anfangs den schweren Anklagen gegenüber erfolglos, welche Hußmann gegen die Stadt erhob und aus welchen wir des geschichtlichen Interesses wegen Nachstehendes entnehmen:

Gleich Anfangs haben die Tachauer ihren Eifer für die feindliche Sache bezeugen wollen. Als der Mannsfeldische Anschlag im Zuge war, wurden von den hiesigen Rebellen Gesänge zur Verherrlichung Friedrichs verfaßt, eine Litanei

1) Christian Hirshmenzel: Manuscr. Wellehrad.

zu Ehren desselben von dem Bürgermeisteramte und Rathe in Druck gelegt und verschickt und die Ehrfurcht und Anhänglichkeit allerorts sowohl bei den Direktoren als dem Pfälzischen Hofe ämtlich ausgesprochen. Die Kirchen wurden von den Direktoren erkauft, die Geistlichen vertrieben, die Altäre niedergestürzt, ärger denn in Prag entweiht und die Reliquien mit Füßen zertreten. Dem Dechant verbot man das Predigen, duldete ihn nicht einmal im Kloster der P. Franziskaner und führte einen Prädikanten Paulus, gewesenen Pfarrherrn in Tissa, ein, welcher jedoch, wie die Bürger einwendeten, nach Abtretung seiner Pfarrei sich bloß als Privatperson bei seinem Schwiegervater, einem Mitbürger, mit Weib und Kind in stiller Zurückgezogenheit aufhielt. Nicht nur daß die Bürger 2 feindliche Kompagnien aus der Pfalz in die Stadt aufgenommen, haben sie selbst eine Kompagnie mit dem Hauptmanne Hannß Georg Sörtel an der Spitze, einem Lieutenant, Fähnrich und anderen Befehlshabern aus ihrer Mitte errichtet und unter freiem Himmel gelobt, Ehre, Leib, Gut und Blut für Friedrich und den Mannsfelder einzusetzen. Dieses Bürgerfähnlein zog, wie noch in keinem Lande, wo Calvinisten wohnen, geschehen ist, den kaiserlichen und bairischen Truppen ins Feld entgegen und hatte an einer Stange von dem Himmel, unter welchem sonst das hl. Abendmal getragen wurde, das Stadtfähnlein befestigt. Während der Rebellion wurden alle katholischen Bauern und Weibspersonen auf das Rathhaus gefordert und gezwungen, dem Friedrich zu schwören; ein Weib, welches hierbei die Finger nicht hoch genug aufhob, zog man gefänglich ein, ebenso den katholischen Bauer Hannß Stern aus Hals, weil er gesagt hatte, daß der Mannsfelder nicht genug Geld habe, um seine Truppen zu bezahlen. Zwei kaiserliche Soldaten, welche aus dem Stifte Bamberg kamen, um zu dem Heere bei Eilsen zu stoßen, haben die pflichtvergessenen Leute gefangen genommen. Ja, der abgesetzte Stadtschreiber Barthel Fugger, welcher ehedem nach Wien gesendet worden war, richtete sogar einen Brief an den kaiserlichen Kommissär Baron Rühna, in welchem das kaiserliche Heervolk ein raub-, mord- und plünderungssüchtiger Feind gescholten wurde, gegen welchen endlich die Kurpfalz aus Erbarmen zu Hilfe gekommen sei. Sie, die Bürger, seien daher, erklärte der Schreiber weiter, nicht in der Lage, nach Wien zu kommen.

Als Mannsfeld 1618 in Tachau und Umgegend lag, unterhielten der Bürgermeister und Rath geflissentlich einen Boten, um die umliegenden Klöster und katholischen Ortschaften, sowie die Kaiserlichen auszukundschaften, wodurch den Geistlichen, namentlich dem Prälaten in Tepl, ein großer Schade zugefügt wurde; und wie die Tachauer gegen den benachbarten Adel, so Hanns Wenzl Göttsch in Tissa, Jobst Heinrich von Schirnding auf Schonwald und die Gebrüder Haugerg auf Langendörflas und Schönbrunn mit Plünderung und Verwüstung verahren, darüber könnten diese am besten berichten. Allerdings seien die Tachauer mit etlichem Volk unter dem Oberstlieutenant Illo in Mies gelegen und ihnen hiefür die Salva Quardia gewährt worden. Allein sobald der Mannsfelder einen Umschweif nahm und sich wieder gestärkt hatte, haben die Bürger die Salva Quardia übel behandelt, die Besatzung zum Thore hinausgeprügelt, dagegen Mannsfeldische Truppen eingelassen. In Folge dessen mußte auch Don Martio den Ort mit Gewalt einnehmen. Ein Bürgerfähnlein stellte sich hierbei den kaiserlichen Truppen entgegen, wurde jedoch sammt der Pfälzischen Reiterei in die Stadt zurückgeworfen. Die Eingeschlossenen zogen sich in das Schloß zurück und setzten sich hier zur Wehre, wobei mehrere Kaiserliche verwundet wurden. Schließlich mußten sie sich trotz ihres Widerstandes ergeben. Gleich nach dem großen Siege wurde ein Brief an die Direktoren aufgegriffen, in welchem die Bürgerschaft ihre Huldigung darbrachte und zugleich die Hoffnung aussprach, daß sie, zwar ein armes und kleines Städtlein, doch noch etwas für die Sache thun könnte. Noch am 12. Tage nach diesem Siege hatten die Ta-

chauer pfälzisches Volk bei sich, weil sie noch immer in froher Hoffnung leb
und als Mannsfeld wieder nach Elbogen kam, faßten sie frischen Muth
tranken auf freiem Marktplatz vollauf auf das Wohl des Mannsfelder
Beschützer des Vaterlandes. Der ehemalige Rathsfreund Sebastian Tret
verfaßte ein besonderes Gedicht, in welchem er tief beklagte, wie schmer
ihm die Prager Exekution im Kopfe herumgehe und wie die Stadt kein and
brennendes Verlangen habe als nach der Erlösung und Wiederkehr des Frie
und des Mannsfelder. Und diesen Poëten ließ der Rath ungehindert seine B
in die Pfalz nehmen, wo er nun als Stadtschreiber in Wunsiedel ungest
schalten und walten kann. Das öde Karmeliterkloster, welches von Kaiser
dinand I. sammt Zugehör und Einkünften der Stadt mit der Bedingung ü
geben wurde, einen katholischen Geistlichen zu erhalten, sei noch nicht in An
genommen, ihm (Hußmann) bereits seit mehr als einem Jahre die Herrs
eingeantwortet und alsbald der Prädikant abgeschafft, gleichwohl aber noch
ein Einziger zum katholischen Glauben bekehrt worden. Aber bei diesem gottl
Volke herrsche weder Glaube noch Gehorsam gegen die Obrigkeit und nur
empfindlichsten Mittel können die verstockten Gemüther erweichen. Damit
größeres Unheil und eine neuerliche Rebellion hintangehalten werde, so möge
Heile Seiner Majestät dieser Ort, sintemal ein Grenzstädtlein, nicht ohne Kri
besetzung gelassen werden, und darum erbiete er (Hußmann) sich, 100 und
mehr Musketiere auf eigene Kosten zu werben und so lange zu unterhalten,
Treue und Gehorsam wieder zurückkehren. Denn eine neue Rebellion drohe in
Stadt auszubrechen. Als nämlich Hußmann nach Schlesien den kaiserlichen Kri
diensten folgte, war das ganze Böhmerland voll Schrecken und Verwirrung w
des Bethlehem Gabor, der eben Gerlingen belagerte. Die Stadtgeistlichen wu
ängstlich, weil die Stimmen immer lauten wurden, der Handel werde erst
angehen, die Pfaffen hätten noch nicht gewonnen. Um die nöthigen Sicherh
maßregeln zu treffen, richtete der Gubernator Hermann von Niedrum, we
später in den Tessauer Schanzen kommandirte, eine Anfrage wegen Pul
Lunten und dergl. Obgleich nun der Rath jede Wissenschaft von Rüstungs
in Abrede stellte, wurden doch 10 Tonnen Pulvers und 18 Doppelhacken
dem Rathhause vorgefunden. Baron v. Hußmann argwöhnte daraus sofor
Einverständniß mit Bethlehem Gabor; es wurden auch 3 Bürger gefänglich
gezogen, jedoch als unschuldig wieder freigelassen. Denn nach der Rechtferti
des Rathes waren seit undenklichen Zeiten 60 Tonnen Pulver in dem Kir
thurme der XIV Nothhelfer zu Gerlingen aufbewahrt, und als Mannsfeld
Stadt mit Feuer und Schwert bedrohte, an unterschiedlichen Orten daselbst
borgen warden. Ein Theil davon wurde von Mannsfeld weggenommen,
anderer theils vom Obristen Bauer Schmidt unter das Volk vertheilt,
nach Pilsen zu Kriegsnothdurften gebracht und das Uebrige in dem Rathh
gewölbe aufbewahrt, dessen Schlüssel dem Baron v. Hußmann übergeben w
waren. Nichts desto weniger mußte die Stadt als Strafe 500 Reichsthale
legen, wie sich denn die sonstigen über Privatpersonen verhängten Geldst
auf nicht weniger als 24.000 Reichsthaler beliefen. —

Gegenüber diesen schweren Anklagen, welche Hußmann gegen die B
erhob, ermüdeten auch diese nicht, theils in Gedenkschriften, theils durch beso
Abgeordnete ihre Anliegen zu enthüllen. Sie gipfeln sich im Folgenden:

Von allen Erb- und Pfandherren seien sie als freie Bürger in ihren
heiten belassen, im Handel und in allen bürgerlichen Gewerben nicht gestört
gehindert worden. Hußmann aber habe Alles ohne Unterschied weggenom
die Rathhausschlüssel nnd Stadtsiegel dem Dechante übergeben, ohne dessen
wissen nichts ausgefertigt werden darf. Hußmann überlasse das Brauwerk
Bürgerschaft bloß auf ein halbes Jahr, lasse auch sein Bier in der Stadt

Vorstädten ausschänken, wolle auch vom Salzgefälle ein Gewisses haben und
Weinhandel an sich reißen, obgleich er hiervon Erbzinse, Losungs- und
delsgeld bezieht, den Gemeindewald „weißer Bühl" weggenommen und die
ɔt ärger als jedes Dorf behandelt werden, das nicht dergleichen Gemeinholz
Weiher besitzt. Von jeher seien die Herrschaft Tachau und die Stadt
au mit ihren Eigengütern getrennt und unterschieden, gleichwohl aber auch
re dem Baron v. Hußmann übergeben worden. In Folge der weltbekann-
unüberwindlichen Feuersbrünste, Kriegsplünderungen und unsäglichen Kontri-
nen sei ein Schuldenstand von 12.000 Schock Meißn. angelaufen und die
ɔt bei dieser bedrängten Lage kaum mehr im Stande, einen Boten auf eine
e Weges zu erhalten. Falls der Kaiser die Bürger nicht in ihren Freihei-
chütze, müßten sie unumgänglich den Bettelstab ergreifen und ihre armen
ein verlassen. Hußmann habe auch eine Anklage gegen die Stadt öffentlich
der Kanzel herab verlesen lassen und bei dem Ausmarsche der Garnison die
iere aufgestachelt, daß die Soldaten für ihre Verpflegung keinen Pfennig
Bürgern entrichteten, sondern sogar etliche Rathspersonen bis nach Eger
pten u. s. f. —

Ueber kaiserlichen Befehl wurden die Tachauer Abgesandten Hannß Georg
:l, Hanuß Zacharias Schödel und Barthel Fugger wegen ihrer verschiedenen
n von Hußmann dem Stockhause übergeben und nach mehreren Tagen über
tete Abbitte wieder auf freien Fuß gesetzt. Das Einzige, was man erreichte,
daß zu Wien am 28. April 1625 ein Vergleich zu Stande kam, in welchem
ath und die ganze Stadtgemeinde ihre schwere Versündigung gegen ihren
rrn Johann Philipp von Hußmann bekennen und sich weiter verpflichten
, diesem die Erbhuldigung zu leisten und zum katholischen Glauben zurück-
en. Dagegen versprach Hußmann, den Bürgern das Brauwerk auf ein
Jahr und das Verweglassungsrecht, welches jedoch nur mit Vorwissen des
dherrn ausgeübt werden sollte, einzuräumen, wie auch die Bestätigung der
egien, insoweit sie seinen Interessen nicht widerstreiten, bei dem Kaiser zu
en und des Geschehenen in keinerlei Weise zu gedenken.

Ueber Hußmanns Betreiben war mit der kaiserlichen Entschließung vom 24.
1625 die Erbhuldigung anbefohlen worden und zu diesem Behufe im Sep-
r jenes Jahres eine kaiserliche Kommission in Tachau eingetroffen. Rath
Bürgerschaft wurden in das Franziskaner-Kloster gefordert und hier allen
:s ermahnt, sich zur römisch-katholischen Religion als der allein seligmachen-
u bekehren. Nach einer Besprechung legten Alle im Klostergarten unter
Himmel das Bekenntniß ab, daß sie nur durch Ketzer verführt und fest
oßen seien, von dieser Stunde an der römisch-katholischen Kirche allein an-
ren, deren Glauben auch in Werken durch Beichte und Empfang des hl.
sakramentes zu bethätigen und Niemanden aufzunehmen, wenn er nicht
isch ist. Der Dechant und 2 Patres von der Gesellschaft Jesu, welche von
3 angrenzenden Gütern eigens herbeigerufen worden waren, nebst 4 Geistli-
es Franciskaner-Klosters sprachen die Leute von der Häresie los und hörten
iner seltenen Aufopferung am 22., 23. und 24. September unausgesetzlich
e. Am 26. folgte ein feierlicher Gottesdienst. Bis hierher verlief die Sache
gewünschten Weise. Als aber sodann auf dem Rathhause die Erbhuldigung
ch gehen sollte, überreichten die Bürger einen Protest und verweigerten die-
Alle sanften Ermahnungen und ernsten Vorstellungen blieben fruchtlos,
hr stellte die Bürgerschaft durch den Stadtschreiber weitere Bedingungen
ekämpfte insbesondere die Giltigkeit des zu Wien abgeschloßenen Vergleiches.
vielfaches Zureden und dreimalige Anfrage antworteten Einige mit Still-
ɔen, Andere wieder riefen beharrlich ihr „Nein". Ein Schneider, der hier-
erlaut schrie, wurde ergriffen und in den hohen Schloßthurm geworfen, ebenso

ein Schuster, welcher im Namen seiner Mitbürger die Erklärung abgab, wüßten Nichts von einem Wiener Vergleiche, zu welchem die Abgeordneten kei Vollmacht hatten, sie hätten einen älteren kaiserlichen Befehl, der ihnen Alles u Jegliches zurückgegeben habe. Unverrichteter Sache verließ die Kommission d Rathhaus. Nur die Drohung, daß in wenigen Tagen mehrere Kompagnien scheinen und bewaffneten Beistand leisten werden, bewog endlich die Bürger, Erbhuldigung ohne jeden Vorbehalt zu leisten. Mit Befriedigung erstattete Kommission Bericht, diese Leute, welche „im ganzen Kreise als die rührigsten u halsstärrigsten Ketzer" gegolten haben, zum Wege des Heiles zurückgeführt haben, wiewohl Hußmann selbst später die Ueberzeugung aussprach, daß die B kehrung viel zu geschwind und unverhofft vor sich ging, als daß sie aus wahr Erkenntniß und innerem Antriebe geschehen konnte.

Hiermit war der Streit jedoch keineswegs beigelegt. Hußmann, welcher na der Erbhuldigung in das Reich sich begab und dort sein Kürassier-Regiment a warb, ließ alle Handwerke und Malzhäuser in der Stadt in so lange sperren, a die Bürgerschaft die Zunftbriefe nicht eingelöst und deren Bestätigung erwi hätte. Fast 3 Jahre lang verblieben diese Schriftstücke in der herrschaftlich Kanzlei, und in einer Eingabe, welche hierwegen die Bürger an ihren Erbher nach dessen Rückkehr überreichten, sprachen dieselben insbesondere ihren Schm darüber aus, daß sie sich nun als Leibeigene hingeben, Manns- und Weibsperson auf das Schloß zur Scharwerk gestellig machen sollen, wodurch die ganze St in ihrer eigenen Nahrung und Einheimsung der Feldfrüchte gar sehr beeinträch würde. Ohne noch eine Entschließung Hußmanns hierüber abzuwarten, mach sich am 2. Oktober 1628 aus der Stadt 140 Personen auf den Weg zum Sto halter nach Prag, durchzogen unter großem Jubel und Aufsehen die Stadt u beschworen über Hußmann, als sie ihn auf dem Wege begegneten, Hagel, Donn wetter und alles Unglück herab. Unter dem Vorwande, sie seien zur böhmisch Kammer gerufen worden, erhielten sie Eingang bei dem Prager Thore, welc bei ihrer Annäherung geschlossen worden war. Unerschrocken erklärten sie am Oktober 1628 dem Statthalter auf seine Mahnung, ruhig nach Hause zu ge und 6 Abgeordnete zurückzulassen, daß sie sich nicht trennen, sondern Alle wie Mann für einander einstehen werden. Nur die Verhaftung von 6 Bürgern anlaßte die Uebrigen zur Heimkehr. Die Gefangenen wurden auf dem Pra Schloße festgehalten und erst am 27. Oktober 1628 freigelassen. Während i Gefangenschaft richteten sie einen Brief nach Tachau, in welchem sie ihre A bürger zur Ausdauer ermahnten, weil sich gute Freunde und Gönner für Sache in Wien gefunden hätten, und nährten so noch mehr die Hoffnungen erregten Gemüther. In und außerhalb der Stadt auf den Dörfern wurden sammenkünfte gehalten, so auch am St. Stephansfeste 1628 während des Got dienstes, und wurden hierwegen von Hußmann 3 Bürger eingesperrt. Der Thorn welcher Einen davon zur Nachtzeit aus der Stadt entweichen ließ, wurde flüc und später zur Strafe an den Pranger auf dem Marktplatze gestellt. Meh Bürger begaben sich auf das Schloß und zogen Hußmann wegen dieser Ver tungen zur Rechtfertigung. Ihr Wortführer Blasius Rumpel wurde wegen s heftigen Reden zu den 2 anderen gesteckt und mit diesen über Vorbitte der F ziskaner wieder frei.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn die Erbitterung zu den äuße Schritten die Bürgerschaft hinriß und in so kleinliche Dinge ausartete, daß Fleischhauer der Frau des Baron v. Hußmann und den Franziskanermö zur Osterzeit ein Pfund Fleisch selbst für Baargeld nicht verabfolgten, die Sc der die zur Verfertigung erhaltenen Stoffe wieder zurückschickten und Erster gar ihren Handwerksgenossen Kaspar Beck aus der Zunft ausschließen wo weil er Fleisch u. s. w. für die Herrschaft lieferte.

Auf der einen Seite ein unbeugsamer Wille und die Allmacht des Erbherrn, welchem jeder Widerspruch und Ungehorsam sofort als Rebellion erschien und auf Grund derselben Alles für verfallen galt; auf der anderen Seite eine verarmte Bürgerschaft, welche eingedenk ihrer früher genossenen Freiheit es nicht vertragen konnte, daß sie in „schnöde Leibeigenschaft und Knechtschaft" geschlagen war. Wohl mag auch den Erbherrn manche väterliche Absicht beseelt haben. So hatte Hußmann sich erboten, ein Seminar nebst Schule zu errichten und bereits einen Gedanken der Neuzeit aufgegriffen, als er die Vergesellschaftung der Handwerke und zweckmäßige Theilung der Handelsgewerbe anstrebte und hierzu auch Geldvorschüsse anbot. Allein alles dieses wurde in der Hitze des Streites übersehen. Denn das Recht der freien Selbstbestimmung ging den Bürgern über Alles. Sie konnten es nie vergessen, daß die Amtsgewalt des Rathes aufgehoben, die Gerichte abgesetzt, alle Versammlungen eingestellt und die Stadtsiegel, Thorschlüssel und vorhandenen Sekrete weggenommen waren. Und dazu kam die Lähmung der materiellen Wohlfahrt. Es ist eine trostlose Lage, welche die Stadt dem Kaiser schildert, weil alle Handwerke durch 8 Wochen ruhten, das Bräuwerk eingezogen, das Mühlgewerbe abgeschafft und die Holzzufuhr an diesem kalten und rauhen Orte eingestellt war. Bisher endeten alle Schritte mit einer Schädigung des städtischen Interesses. Zum Glücke sollte sich von jetzt ab das Blatt wenigstens einigermaßen wenden. Während Hußmann den kaiserlichen Befehl vom 28. April 1629 erwirkt hatte, daß zu seiner größeren Sicherheit eine gewisse Anzahl Musketiere aus der Prager Garnison nach Tachau gelegt werden sollte, „weil sich die Unterthanen daselbst über die Maßen rebellisch erzeigen und ein gar muthwilliges Völklein daselbst sein soll," hatten die Tachauer Bürger am 19. Mai desselben Jahres vom Kaiser Ferdinand II. ein sicheres Geleite und einen Schutzbrief vor unrechtmäßiger Gewalt erhalten. Zugleich wurde dem Baron v. Hußmann verordnet, die Zunftartikel, deren Bestätigung ihm schon unterm 6. Febr. 1629 aufgetragen worden war, wieder herauszugeben. Diese Errungenschaft brachte eine neue Bewegung in der Stadt hervor. Denn die Bürger beanspruchten nun auch die volle Bräugerechtigkeit, weil sie dieselbe zu den bürgerlichen Gewerben rechneten, und es für unritterlich und eines Edelmannes für unwürdig hielten, wenn er sich dessen anmaße. Die Folge davon war, daß Hußmann das Bräuwerk, welches er der Bürgerschaft auf ein halbes Jahr gewährt hatte, gänzlich einzog, weil angeblich viel Mißbrauch damit getrieben wurde, die Bürger fast jede Stunde zusammenliefen, unaufhörlich zechten und voller und toller Weise unter Vortragung von Bierfäßlein mit Musik und allerhand hochverbotenen Geberden in der Stadt und auch um das Schloß zum großen Aergernisse der Obrigkeit herumzogen.

Mit der kaiserlichen Entschließung vom 30. April 1629 war ferner die Revision der Stadtprivilegien verordnet worden. Die Urschriften sammt Truhe befanden sich in Verwahrung des Bürgers Hannß Renig zu Nürnberg. Sie wurden vor der kaiserlichen Kommission niedergelegt, welche am 9. Juli 1629 in Tachau eingetroffen war und den unerquicklichen Streit für immer beilegen sollte. Einzelne Rädelsführer wurden mit schweren Gefängnißstrafen belegt, das Gericht, die Siegel, Rath- und Thorschlüssel feierlich dem Baron v. Hußmann übergeben und die Bürger, welche unter freiem Himmel einen demüthigen Fußfall machen mußten, als „leibeigene Unterthanen" erklärt. Wohl verstummten auch für einige Zeit die Klagen, denn Hußmann war am 17. Juli 1630 über Regensburg nach Mantua abgegangen, wo er Roß, Waffen und sein gesammtes Gesinde verlor und er selbst an der gräßlichen Seuche so gefährlich darniederlag, daß er allgemein für todt gehalten wurde. Allein mit der im März 1631 glücklich erfolgten Rückkehr des Erbherrn brach der Kampf von Neuem los und die Streitfrage wurde diesmal endgiltig gelöst. Obgleich der vielfach angefochtene

Erbkauf aufrecht blieb, die ehedem freien Bürger als erbeigene Unterthanen vor dem stolzen Erbherrn auch ferner ihre Kniee beugen und diesem an Strittkosten 6000 fl. ersetzen mußten, so war es doch der Rührigkeit, Unerschrockenheit und Unermüdlichkeit der Bürger gelungen, daß die Stadt mit dem Rezesse vom 8. Mai 1633 ein eigenes Statut erhielt und an Stelle der herrischen Willkür ein gesicherter Rechtszustand trat. Durch dieses Statut, welches fortan die Verfassung und Grundlage des Gemeinwesens bildete, wurde die Oberbotmäßigkeit und Oberaufsicht über Kirchen, Schulen, Spitäler und andere fromme Stiftungen der Erbherrschaft vorbehalten und nur die Verwaltung und Ueberwachung dem Rathe anvertraut. Bei Bildung und Erneuerung des Rathes, welche alljährlich oder nach Belieben des Erbherrn zu geschehen hatte, sowie bei Besetzung des Stadtrichter- und Stadtschreiberamtes sollen die Ernannten Seitens der Herrschaft bestätigt und in Pflicht genommen werden, die zwei Beamten aber der Erbherrschaft und Stadt zugleich den Eid der Treue leisten. An Rathstagen soll immer ein herrschaftlicher Beamter beigezogen und ohne demselben keine Zusammenkunft abgehalten, ebenso wenig ohne Genehmigung des Grundherrn das Gemeindevermögen veräußert oder belastet werden. Bezüglich der Strafgerichtsbarkeit wurde dem Rathe das Recht über Blut, Leib und Leben belassen, dagegen die Vollstreckung und Gnade der Erbherrschaft vorbehalten; in bürgerlichen Rechtsangelegenheiten, wenn ein Bürger gegen einen Bürger oder ein Fremder gegen einen Bürger klagbar auftritt, dem Rathe die Bestrafung mit Geld bis 10 Schock Meißn., ebenso auch die Bestrafung der Handwerker nach Zulaß ihrer Zunftartikel, deren Bestätigung bei jedesmaliger Veränderung der Erbherrschaft anzusuchen war, im Uebrigen aber dieser zugewiesen und das Verweglassungsrecht und die Aufnahme Fremder dem Rathe gegen dem gestattet, daß immer ein Dukaten an das herrschaftliche Amt entrichtet und im letzteren Falle namentlich auf das katholische Gewissen Bedacht genommen werde. Weiters wurde den Bürgern das Recht, frei über ihr Vermögen unter Lebenden oder auf den Todesfall zu verfügen, mit der Beschränkung gewährt, daß Adelige vom Erwerbe städtischer Güter bei strenger Strafe auszuschließen sind, dagegen das Kaduzitätsrecht, desgleichen die Obervormundschaft über die Waisen der Erbherrschaft vorbehalten. Alle, welche in den Ringmauern wohnten, wurden ferner von jeder Roß- und Handrobot befreit, den Fall ausgenommen, wenn die Herrschaft das Schloß etwas erheben und die Stadtthöre, Mauern, Brücken, Wege und Stege der Stadtrainung ausbessern oder ein feindlicher Einfall in der äußersten Noth zur Aufführung von Schanzen drängen sollte, und die bezüglichen Leistungen der Vorstädter geregelt, die verschiedenen Handelszweige in 10 Gesellschaften gruppirt, darunter auch der Handel mit Hopfen und allerlei Kriegsrüstung, als: Küraſſe, Pistolen, Pantaliere, Musketiere, Picken u. dgl., desgleichen Pulver und Salniter, dessen Aufsuchung die Bürger auf ihren Gründen gestatten sollten, und diesen Genossenschaften gewisse Fonde zur Verfügung gestellt. Weil endlich die Stadt durch unterschiedliche Kriege, Durchzüge, Einquartierungen und mannigfaltige Unglücksfälle sehr erschöpft und zu Grunde gerichtet war, so wurde ihr das Bräuwerk, dessen sie bisher nur zur Hälfte genossen, gänzlich mit dem Rechte eingeräumt, weißes und braunes Bier nach Gefallen zu bräuen und in der Stadt, den Vorstädten und Krätschmern auf den Dörfern Lohm, Frauenreith, Wittingreith, Ullirsreith, Hals und Pürkau unterm Zapfen zu verkaufen und auszuschänken. Wie bedeutend diese Kriegsschäden waren, erhellt aus der amtlichen Zusammenstellung, welche für das

Jahr 1632:	11.365	fl. 13½	kr.
1633:	9724	„ 3¼	„
1634:	4003	„ —	„
1635:	15.668	„ 47½	„

1639:	9008	fl. —	kr.
1640:	5453	„ 36	„
1641:	16.047	„ —	„
1642 und 1643:	17.697	„ 5½	„
im Ganzen	88.966	fl. 45¾	kr.

ausweist. Nachstehende Tabelle gewährt zugleich einen Ueberblick über den Schaden, welcher den herrschaftlichen Dörfern während der Jahre 1632 bis 1643 theils von dem Feinde durch Brandsteuern, Plünderungen und Einquartierungen, theils von Freundeshand durch Wegnahme des Viehes zugefügt wurde. Demnach erlitt Schaden:

Ortschaft	durch den Feind		durch den Freund		Zusammen	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Petlaren	259	30	1384		1643	30
Wosant	219	20	881		1100	20
Albensdorf	300		643		943	
Mauthdorf	205		368		573	
Frauenreith	177		1546		1723	
Hals	116		370		486	
Pürkau	149		1094	30	1243	30
Wittingreith	173	30	659		832	30
Lahm	332	45	981	15	1314	
Allersdorf	1193		227	15	1420	15
Kleingropitzreith	204	30	1333		1537	30
im Ganzen	3329	35	8487		12.816	35

Fast kein Monat verging in diesen Jahren, wo nicht befreundete Truppen in den Häusern lagen oder die Stadt von feindlichen Heeresabtheilungen gebrandschatzt wurde. Ganze Haushaltungen gingen dabei zu Grunde, und so kam es, daß, während bei der im J. 1637 durch eine kaiserliche Kommission vorgenommenen Abzählung in der Stadt und den Ortschaften der Herrschaft Tachau 117 Mannschaften sichergestellt wurden, bei der Abzählung im J. 1640 nur noch 62 vorhanden und die übrigen 55 verwüstet waren. Von diesen 65 waren aber bei der Abzählung im J. 1643 wiederum 20 verwüstet und die übrigen 45 noch bestehend. Die größten Bedrängnisse brachen über die Stadt in den Jahren 1647 und 1648 herein. Am 5. September 1647 steckten die Schweden noch vor Ankunft der kaiserlichen Völker die Vorstadt und zugleich einen guten Theil der Stadt selbst in Brand. Im folgenden Jahre belagerten wiederum schwedische Truppen Tachau. Die Bürger setzten sich zum Widerstande und schlossen die Thore. Die Schweden aber, welche von dem Anmarsche des kaiserlichen Heeres benachrichtigt und deshalb nicht lange bei Tachau zu verweilen gesonnen waren, brachen in folgende Feinseligkeiten aus. Sie verschütteten beide Thore, das sog. „Schloß-" und „untere Thor" von Außen derart mit Steinen und Erde, daß Niemand aus- und eingehen konnte, und verwahrten überdies das „obere Thor" mit einer starken Wache. Da erscholl plötzlich die Kunde, daß die so eingeschlossene Stadt mit Mann und Maus verbrannt werden soll. Verzweiflung und Todesangst bemächtigte sich der Gemüther. Selbst der letzte Schritt brachte keine Hoffnung. Zwei Geschworene, welche zu dem feindlichen Befehlshaber geschickt worden waren und von diesem die Gnade erbitten sollten, wenigstens die Weiber und Kinder schonungsvoll aus der Stadt abziehen zu lassen, kehrten mit der bitterbösen Antwort zurück, daß, wo die Männer seien, auch Weib und Kind verbleiben sollen. Es war am 24. Juni 1648, als die Pechkränze gegen die Häuser flogen.

Des Todes gewärtig harrte Alles, Groß und Klein, in den Kellern, als dem letzten Zufluchtsorte. Die Vorstadt sammt dem Gänsebühl, auch ein Theil der Stadt und das Schloß wurden eingeäschert. Zum größten Glück ging ein Menschenleben nicht verloren. Am 3. Tage, als die Schweden abgezogen waren, erschienen die kaiserlichen Truppen, trafen aber nur rauchende Brandstätten. [1])

So gestaltete sich das Zeitalter Hußmanns zu einer wahren Schreckenszeit. Zu den Bedrängnissen von Außen gesellten sich die inneren Zerwürfnisse und die strengen Maßregeln, mit welchen die Stadt von ihrem Gebieter zur Ruhe gebracht wurde. Nicht nur, daß sie aller Rechte aus dem früheren Pfandbesitze der Herrschaft, ihrer eigenen Güter und Selbstständigkeit verlustig war, kamen auch dazu die Lähmung des städtischen Gewerbefleißes, die ungeheuere Schuldenlast und harte Strafen, welche über die Widersacher verhängt wurden. Es entstand eine allgemeine Verarmung. Gar Viele, darunter manches alte, vornehme Geschlecht, entzogen sich den Wehen ihrer Heimat und wanderten in die Pfalz, um dort ungestört ihrer Glaubensüberzeugung folgen zu können. Noch im J. 1606 zählte Tachau 272 Bürger und 15 Juden, im J. 1664 dagegen nur 147 Bürgerswohnungen und 90 Oedungen, welche in Kriegszeiten niedergebrannt waren. Bei dieser Nothlage und diesem Vorgehen konnte Baron v. Hußmann leicht jene wirthschaftliche Thätigkeit auf wirthschaftlichem Gebiete entfalten, welche ihm später so hoch angerechnet wurde. Zunächst suchte er mehrere Meiereien zu verstärken, und ließ zu diesem Behufe von Tachauer Bürgern und anderen Unterthanen, namentlich Kleingropitzreither Bauern, Grundstücke, Gebäude und Brandstätten, deren es so viele gab, einkaufen und eintauschen, theilweise entwichenen Bürgern, wie dem Stadtschreiber Barthel Fugger, Kaspar Suttner u. A. m., einziehen. Bis zum J. 1629 allein hatte Hußmann Bürgergüter für nicht weniger als 15.000 Schock eingezogen. Der „Schloßhof" wurde nach Abzug der schwedischen Armee auf der Hausesbrandstätte des Sterzhauser neu aufgebaut und „Neuhof" genannt. Aus dem Wohnhause Sörtels auf dem Gänsebühl entstand der „Oberhof." Den „Polsterhof" erkaufte Hußmann um 450 fl., die beiden „Hollinghöfe" um 2000 fl. nebst 25 Rthlr. Leihkauf. Der Langenbrucker Meierhof wurde von Grund aus neu erbaut und bei diesem sowie dem „Steinhof" eine Schäferei errichtet. So entstanden 4 Meierhöfe und 3 Schafhöfe. Hußmann vergrößerte auch die Gärten durch Zukauf von Brandstätten, so den Karmeliter- und Herrengarten, brachte die Melchior-, die Mauthdörfer, Georg-, Heiligen-, Angst- und Neumühle um die niedrigsten Kaufpreise an sich, ebenso verschiedene Gebäude in der Stadt. Er suchte weiters das Bergwesen in Aufschwung zu bringen, insbesondere zu Dreihacken, bestellte daselbst einen eigenen Schichtmeister, gestattete theils Bergleuten in der Eigenschaft als Schutzsassen, welche unter Handstreich Treue gelobten, theils leibeigenen Unterthanen, Wohnhäuser zu bauen, wodurch die Ortschaften Dreihacken, die Schmelz und bei der Geißelmühle der Ort Tanneweg nach und nach entstanden. Unter der Hußmannschen Herrschaft wurden ferner verschiedene Waldhäuser errichtet und den Ansiedlern Grundstücke theils verpachtet, theils gegen Zins widerruflich überlassen. Aus diesen Ansiedlungen sind die heutzutage so beträchtlichen Waldhäuslergemeinden hervorgegangen. Hußmann ließ auch oberhalb des Hollinghofes, da, wo heute das Dorf Thiergarten steht, einen Thiergarten herstellen, wie denn ein solcher auch im Walde „weißer Bühl" bestand u. s. f.

Besondere Erwähnung verdient das Wirken Hußmanns auf kirchlichem Gebiete. Sein Streben, die Karmeliter in der Stadt wieder einzuführen, scheiterte an den übertriebenen Forderungen dieses Ordens. Besser, freilich zum Schaden seiner Nachkommen, gedieh ein anderes Werk, die Gründung des Paulaner-Klosters

1) Tachauer Chronik §. XVI und Heinrich Rosch. Böhm. und schles. Chronik Fol. 97.

in Heiligen. Baron v. Hußmann hatte mit der vom Kaiser Ferdinand II. unterm 31. August 1640 genehmigten Stiftungsurkunde zum Baue dieses Klosters 10.000 fl. und als Stiftungsfond 40.000 fl. gewidmet, darunter den ganzen Wald „weißen Bühl," welcher der Stadt gleichfalls weggenommen worden war. Die armen Mönche waren mit diesen Anforderungen nicht zur Gänze befriedigt und in der Folge so ungestüme Gläubiger der Hußmannischen Waisen geworden, daß das Kloster, nachdem es auf Abschlag der Stiftungssumme von 40.000 fl. verschiedene Liegenschaften, darunter das Gut Hals, die Heiligenmühle u. s. w., im veranschlagten Werthe von 15.000 fl. erhalten hatte, noch immer einen Anspruch auf 31.900 fl. erhob und vorzüglich den Verkauf der Herrschaft veranlaßte. Baron v. Hußmann wurde nach seinem im J. 1651 erfolgten Tode in der Familiengruft der von ihm gestifteten Paulaner-Kloster-Kirche zu Heiligen beigesetzt. Die Unruhen, welche noch bei seinen Lebzeiten in der Stadt, namentlich im J. 1638 ausgebrochen waren, dauerten auch nach seinem Tode fort und erreichten mit dem Wernerischen Rezesse vom 2. April 1654 ihr Ende. Tachau wurde zwar in Form einer Herrenstadt wieder erhoben, im Uebrigen aber das erbunterthänige Verhältniß und der Rezeß vom 8. Mai 1633 mit der Abweichung aufrecht erhalten, daß der Stadt der heutige Gemeindewald zum Eigenthum und das Bräuwerk auf ein halbes Jahr fortan überlassen wurde. Die letztere Beschränkung entfiel erst im J. 1861 über Verwendung des damaligen Wirthschaftsleiters und gegenwärtigen Archivsdirektors Herrn Karl Ebert, welchem zum Danke die Stadt das Ehrenbürgerrecht verlieh. Mehr als 140 Jahre lang lagen die Gebeine des gefürchteten Erbherrn im stillen Grabesfrieden der Klosterkirche. Da hatte der Paulaner Konvent, obgleich er nach Abschlag der Grundstücke und Fahrnisse 60.000 fl. auf Zinsen ausstehen hatte, den Einfall, seine Vermögensverhältnisse hohenorts in so düsteren Farben zu schildern, daß man für jeden Klosterbruder die in Aussicht genommene Jahrespension von 300 fl. schon im Säckel zu haben vermeinte. Statt dessen aber erschien am 5. Mai 1787 der Kreiskommissär Peter Nigroni v. Riesenbach mit dem Administrations-Reitoffizial Peter Bellas und dem Kladrauer Kanzleischreiber Peter Güntner und hob über kaiserlichen Befehl das Kloster sammt Kirche auf. Der Volkswitz begleitete das Schicksal der frommen Väter mit der Redensart: „Drei Petrusse hätten den Paulanern die Schlüssel abgenommen." Am 20. April 1792, an welchem Jahrestage sonst immer in Heiligen die Kirchweihe gefeiert wurde, bewegte sich ein festlicher Zug unter Betheiligung der bürgerlichen Scharfschützen aus Tachau mit 2 Särgen der Waldkapelle unweit des vereinsamten Klosters zu. Es waren die sterblichen Ueberreste des Erbherrn Baron v. Hußmann und seiner ersten Gemalin Amalia geb. Burggräfin v. Dohna. Sie wurden dahin übertragen und sollten endlich eine bleibende Ruhestätte finden; doch nur die Hülle. Als die geschmückte Todtenbahre das Trauerhaus verließ, da besah, erzählt die Sage, der stolze Erbherr mit stiller Freude von den Fenstern des Schlosses aus das reichliche Gepränge seines eigenen Leichenzuges. Denn sein Geist ging nicht zu Grabe und blieb zurück. Er soll bis heute nicht erloschen sein und zeitweise in veränderter Gestalt wiederkehren.

Skizzen aus dem Böhmerwalde.

X. Der Greinerwald.

Für diejenigen, welche mit der Orographie Südböhmens vertraut sind, muß ich vor Allem bemerken, es sei mir wohl bekannt, daß der Greinerwald nicht zum Böhmerwaldgebirge gerechnet, sondern als besonderes, nach Oberösterreich zur Donau abdachendes Gebirge angesehen werde. Die Richtigkeit der Theorie will ich nicht bestreiten; in der Praxis möchte es aber etwas schwierig werden, den

Punkt zu bezeichnen, wo der Böhmerwald aufhört und der Greinerwald beginnt. Hüben wie drüben dieselben grünen Forste, dieselben saftigen, von geschwätzigen Forellenbächen durchrieselten Wiesen, dieselben niederen hölzernen Hütten, dieselben Laute, die an unser Ohr schlagen, wenn uns der Landmann beim Begegnen freundlich grüßt, — und darum sei das Wagniß unternommen, in den Skizzen aus dem Böhmerwalde, da dieselben auf eine wissenschaftliche Behandlung ihres Gegenstandes nicht den leisesten Anspruch machen — auch den Greinerwald dem Leser vorzuführen.

Der erste Ort von einiger Bedeutung, der uns auf dem Wege von Krumau gegen Süden aufstößt, ist das malerisch gelegene Städtchen Rosenberg mit dem gleichnamigen Schlosse und der Vorstadt Latron. Die Burg Rosenberg soll im Jahre 1246 von Wok aus dem Hause der Witkonen erbaut worden sein, der sich von da ab Wok von Rosenberg nannte. Doch blieb das Schloß nicht lange die Residenz der Rosenberge, denn Heinrich von Rosenberg, der nach dem Aussterben der Krumauer Linie der Witkonen die Besitzungen derselben erbte, verlegte bereits im Anfang des 14. Jahrhundertes seinen Aufenthalt nach dem viel umfangreicheren Krumauer Schlosse. Gegenwärtig ist Rosenberg im Besitze der gräflichen Familie Bucquoi, welche die Herrschaft durch Schenkung von Kaiser Ferdinand II. an den General Graf Bucquoi im Jahre 1621 erwarb.

Die Burg, auf einem steilen Felsen hart an der Moldau liegend, hat eine prachtvolle Lage, und in ihrem Innern birgt sie wahre Schätze von Alterthümern und historischen Reliquien. Zahlreiche Gemälde schmücken die verschiedenen Säle. Mehre Glieder des Hauses Rosenberg, unter ihnen die berühmt gewordene „weiße Frau" Bertha von Lichtenstein, die Tochter Ulrichs v. Rosenberg, welche hier geboren wurde, und sich, wie gläubige Seelen erzählen, bei einem bevorstehenden Todesfall in der gräflichen Familie oder sonst einem herannahenden Unglück um Mitternacht noch immer im Schlosse zeigt, — der Ahnherr der Familie Bucquoi, der Erwerber des Schlosses, General Graf Bucquoi, Kaiser Ferdinand, Maximilian I. und seine Gemalin, Don Juan d'Austria, Kaiser Karl V. und viele andere historische Persönlichkeiten sind hier im Bilde zu sehen. Da jedoch keine Garantie dafür besteht, daß die von dem Pinsel des Malers auf der Leinwand geschaffene Gestalt auch wirklich ein treues Abbild der Persönlichkeit sei, welche sie darstellen soll, so erscheinen mir, ohne übrigens dieser Portraitsammlung ein gewisses Interesse absprechen zu wollen, die übrigen Sammlungen des Schlosses viel merkwürdiger.

Der Reichthum an auserlesenen alten Waffen der verschiedensten Art, an Trinkgefäßen, Geschirren, Möbeln, Holzschnitzereien u. s. w., welche sämmtlich sehr geschmackvoll geordnet sind, ist wahrhaft erstaunlich, und Liebhaber von derlei Seltenheiten könnten hier Tage zubringen, wenn sie alles einzeln genau untersuchen und würdigen wollten. Auch die äußere Ausstattung der Zimmer selbst entspricht vollkommen ihrem Inhalte. Schmale Fenster mit bunten Glasmalereien, Wandgemälde, Getäfel aus Eichenholz und riesige alterthümliche Oefen vollenden den Gesammteindruck und versetzen uns im Geiste zurück in längst vergangene Jahrhunderte, und wir würden uns gar nicht sehr verwundern, wenn plötzlich der Thurmwart in's Horn stieße, und wir, an's Fenster eilend, auf dem vom Flusse zwischen alten Befestigungen sich heraufwindenden Wege einen mannhaften Ritter mit reisigem Gefolge heransprengen sehen würden.

Wenn die alte Burg auf diese Art Gelegenheit genug darbietet, durch den Anblick dieser Zeugen mitteralterlichen Glanzes und Reichthums und durch die Erinnerung an so viele ausgezeichnete Persönlichkeiten, deren Thaten die Geschichte verzeichnet hat, sich in eine Art von romantischer Begeisterung für die „gute alte Zeit" hineinzudenken, so ist ein Besuch des alten „Jakobinerthurms" eine wirksame Abkühlung dafür. Dieser Thurm gehörte wahrscheinlich zu den Vorwerken der

Burg, steht aber jetzt ganz isolirt. Er soll 14 Klafter hoch sein und eben so tief in die Erde hinabreichen, wie erzählt wird. Wie viele Gefangene mögen in jener „alten guten Zeit" hier geschmachtet haben, wie viele Thränen, wie viele Seufzer und Schreie der Verzweiflung könnten diese alten Mauern bezeugen, wenn ihnen die Sprache zu Gebote stünde, wie viel unschuldige Opfer der Willkür mögen hier zu Grunde gegangen sein, vergeblich bis zum letzten Augenblicke auf Rettung aus dem schauerlichen Kerker hoffend? — Und ist nicht auch dieser schauerliche Thurm ein Zeuge eines bestandenen „historischen Rechtes"?

Vergessen wir lieber die guten alten Zeiten und ihre historischen Rechte. Die nächste und beste Gelegenheit ergibt sich durch den Besuch des aus den Vorwerken der alten Burg entstandenen Neuschlosses, welches durch seine schönen freundlichen Gartenanlagen uns wieder in die Gegenwart einführt. Dieser Neubau, welcher von der gräflichen Familie manchmal im Sommer besucht wird, enthält auch die Schloßkapelle. Bis zum Jahre 1848 wurde die in der alten Burg befindliche Schloßkapelle benützt.

Wer das Schloß Rosenberg zuerst besucht, und dann erst des Eindruckes der dort gesehenen Merkwürdigkeiten voll in das Städtchen Rosenberg hinabsteigt, der wird dasselbe jedenfalls höchst uninteressant finden. Jedem, der Rosenberg besucht, wäre daher zu rathen, den umgekehrten Weg einzuschlagen, d. h. zuvor das Städtchen zu besuchen und dann erst das Schloß zu besteigen; der alterthümliche Ort mit seiner romantischen Umgebung wird ihm dann gewiß in angenehmer Erinnerung bleiben. Besonders sehenswerth ist die Pfarrkirche, einestheils wegen ihres hohen Alters, — sie soll bereits im Jahre 1150 von Witek de Rosis erbaut worden sein, — anderntheils wegen der besonders kunstvollen Konstruktion des Gewölbes, welche natürlich nur von Sachkennern gebührend gewürdigt werden kann. In dieser Kirche ist auch Graf Karl Bucquoi begraben, doch vermag man sonderbarer Weise den Ort seiner Ruhestätte nicht mit Bestimmtheit anzugeben.

Auch an den in der čechischen Journalistik nunmehr stark in Aufnahme gekommenen Husitenführer Zizka findet sich hier eine wenn auch nicht sichtbare, doch hörbare Reminiscenz. Im Jahre 1420 eroberte Zizka bekanntlich das unglückliche Prachatitz und erwarb sich durch die Verheerung dieser Stadt und des südlichen Böhmens überhaupt besondere Verdienste um die čechische Nation und die Freiheit. Auch Rosenberg war dazu ausersehen, diese Verdienste zu vermehren, doch entging es aus unbekannten Gründen, welche Zizka zum Rückzuge bewogen, diesem Schicksal. Zum Andenken an die Abwendung dieser drohenden Gefahr wurde das Läuten mit dem Zizkaglöcklein eingeführt, und diese Sitte besteht noch heute, ein trauriges Denkmal der Verblendung der Bürger von Rosenberg, welche durch 450 Jahre es noch nicht dahin gebracht haben zu begreifen, daß sie durch dieses Geläute täglich die Manen Zizkas und seiner frommen Freiheitskämpfer beleidigen.

Nicht weit oberhalb Rosenberg ändert die Moldau, welche bis jetzt so ziemlich von Süden gegen Norden geströmt, ihre Richtung, und das Flußthal streicht nunmehr von Nordwesten gegen Südosten. Diese Richtungsänderung verkündet die Nähe eines in sehr vielen Beziehungen interessanten Denkmals der Rosenberge — der Cisterzienserabtei Hohenfurth.

Die Gründung derselben geschah im Jahre 1259 durch Wok v. Rosenberg, u. z., wie die Sage erzählt, aus Anlaß eines Gelübdes, welches er, als er eines Tages über die hochangeschwollene Moldau setzend, in Lebensgefahr gerieth, für den Fall seiner glücklichen Errettung gemacht hatte. Urkundlich besteht hierüber jedoch nichts; vielmehr bestand zur Zeit der Gründung des Stiftes Hohenfurth sowohl der Markt Hohenfurth als auch eine Pfarrkirche daselbst, und so dürfte die obige Sage nur in dem Bestreben, den Namen des Klosters durch eine Wundergeschichte im Geschmack der damaligen Zeiten zu erklären, ihren Ursprung haben. Die

ersten Bewohner der Abtei kamen aus dem Cisterzienserkloster Wilhering in Oesterreich ob der Enns, waren daher deutsche Mönche. Die Herren v. Rosenberg waren dem Stifte besonders geneigt und unterstützten es nicht nur durch zahlreiche Schenkungen, sondern in den „glorreichen" Zeiten des Hussitenkrieges auch durch das Gewicht ihres Armes. Ulrich v. Rosenberg war es namentlich, welcher die Taboriten verhinderte, durch die Zerstörung von Hohenfurth ihrem reichen Ruhmeskranze ein neues Blatt hinzuzufügen. Dafür hat die dankbare Abtei den Rosenbergen die letzte Ruhestätte gewährt, und in der Gruft der Stiftskirche ruhen die meisten Glieder dieses mächtigen Geschlechtes, vom ersten Wok, dem Gründer des Klosters, bis zum letzten Rosenberg, Peter Wok. Auf seinen Befehl soll bei seinem Begräbniß im Jahre 1611 der Gruftdeckel derart vernietet und vermauert worden sein, daß die Gruft nicht mehr ohne Gewaltanwendung geöffnet werden kann.

Hohenfurth bietet des Sehenswerthen unendlich viel, und wer so glücklich ist, Zutritt in die 37000 Bände, darunter seltene Handschriften und Druckwerke, zählende Bibliothek zu erhalten, könnte sich hier wohl wochenlang beschäftigen, ohne all' die Schätze kennen zu lernen, die hier, vielleicht zum Theil noch unbekannt, verborgen liegen.

Die Kirche enthält außer einem marmornen Gedenkstein Woks v. Rosenberg, des Gründers, eine besondere Merkwürdigkeit, nämlich ein auf Goldgrund gemaltes Madonnenbild, welches bereits im 15. Jahrhundert das Ziel zahlreicher Wallfahrer gewesen sein soll, und sich in der Kapelle der rechten Kreuzvorlage befindet. Kenner sind entzückt über dieses Gemälde, welches übrigens an dem Madonnenbild in der Krumauer Minoritenkirche einen gefährlichen Rivalen hat; ich muß aber aufrichtig gestehen, daß mich dieses Bild nicht so sehr wegen seines Kunstwerthes, den ich nicht zu beurtheilen verstehe, sondern mehr seines hohen Alters wegen — es soll aus der Zeit Karl IV stammen — und deßhalb interessirte, weil es eine Probe des Geschmackes und der technischen Ausbildung der Malerkunst in jener frühen Periode darbietet.

Schön ist weiter der Kapitelsaal mit seinen Spitzbogenfenstern und einem prächtigen Zirkelfenster, dann den Grabsteinen mehrer Aebte, sämmtlich deutschen Stammes, und der gothische Kreuzgang mit seinen mit schönem Maßwerk reich geschmückten Fenstern.

Die Gemäldesammlung enthält Bilder der niederländischen, deutschen und italienischen Malerschule, außerdem 9 alte auf Goldgrund und Holz à la tempera gemalte Bilder, welche nach Herrn Professor Gruebers Ausspruch aus den letzten zwei Dezennien des 14. Jahrhunders herrühren sollen, und zusammen ehemals einen Altarschrein bildeten.

In der Schatzkammer des Klosters befinden sich außer einem goldenen, reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückten Kreuze byzantinischen Ursprunges, das von dem unglücklichen, unter der Regierung König Wenzel II. vor Frauenberg enthaupteten Zavis von Falkenstein herrühren soll, noch viele andere Kostbarkeiten; insbesondere ist darunter das goldene Vließ sammt kunstreich gearbeiteter Kette und ein Ring Wilhelms v. Rosenberg hervorzuheben. — Dieser lag bekanntlich mit seiner Gemalin Anna Maria von Baden nicht in Hohenfurth, sondern in der Krumauer Dechanteikirche begraben. Im Jahre 1788 wurden ihre Särge geöffnet, und die darin enthaltenen Kostbarkeiten mit Ausnahme der oberwähnten, die nach Hohenfurth gebracht wurden, verkauft.

Der Ort Hohenfurth selbst bietet nichts Merkwürdiges; er führt wie die meisten Städtchen und Märkte dieser Gegend in seinem Wappen die rothe 5blättrige Rose. Oberhalb Hohenfurths verengt sich das Moldauthal zu einer schmalen Schlucht. Das Flußbett ist hier in der Länge einer halben Wegstunde mit Granitblöcken angefüllt, durch welche sich der Fluß schäumend und brausend weithin hörbar die Bahn bricht. Es ist dies die sogenannte Teufelsmauer. Der

Teufel — so erzählt die Sage — ergrimmt über die Gründung von Hohenfurth, wollte das Kloster vernichten, und zu diesem Zwecke die Moldau durch eine Felsenmauer aus ihrem Bette ableiten, um ihre Wellen auf das Stift zu lenken. Nur eine Nacht war ihm zu diesem Werke gegönnt, und auch diese nur in so lange, bis ein schwarzer Hahn krähte. Der Teufel rief seine Helfershelfer zusammen, und auf der Teufelskanzel, einem hochgelegenen Felsen am Moldauufer stehend, feuerte er seine Gesellen zur Arbeit an. Allein der Hahn krähte, ehe die Mauer vollendet war, und der Teufel mußte wieder zur Hölle fahren, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Noch sieht man an den im Flußbett der Moldau liegenden Blöcken rundliche Vertiefungen; dies sind die Eindrücke der Krallen der Teufel, wie sie die Steine herbeitrugen zum höllischen Bau. Warum übrigens Satan, dem sein heimisches Element, das Feuer, gewiß im reichsten Maße zu Gebote stand, ein so schwieriges und dabei unzweckmäßiges Mittel wählte, um Hohenfurth zu zerstören, darüber schweigt die Sage gänzlich. Ein im Kloster befindliches altes Gemälde hat das Scheitern dieser höllischen Unternehmung der Nachwelt anschaulich gemacht. — Uebrigens darf man sich durch das teuflische Epitheton dieser Schlucht nicht zu übermäßig hoch gespannten Erwartungen verleiten lassen, wenn man sich nicht einer Enttäuschung aussetzen will.

Aus dem Getöse der Teufelsmauer beim Kienberge und dem Jesuitenwalde vorbei gelangen wir nach Hinterheuraffl mit seinem im Jahre 1384 von Peter und Johann v. Rosenberg gegründeten, im Jahre 1584 jedoch schon aufgehobenen Eremitenkloster, und von da in das Thal von Friedberg. Der kleine Marktflecken, der ebenfalls die rothe Rose im Wappen führt, ist der Geburtsort des bekannten Componisten Simon Sechter und des gewesenen Präsidenten der Academie der Wissenschaften und Ministers Andreas Baumgartner, welcher seiner Verdienste wegen im Jahre 1854 in den Freiherrnstand erhoben wurde. Der Markt liegt am Fuße des Sct. Thomasgebirges, welches, vom Schöninger bei Krumau aus gesehen, in blauer Ferne am südlichen Horizonte erscheint. Oben im Walde liegt einsam das Dörfchen Sct. Thomas mit einem alterthümlichen Kirchlein, höher, am Kamm des Berges, sind die Ruinen der kleinen Burg Wittinghausen, des Schauplatzes der Handlung in Stifters Studie „der Hochwald."

Wir wissen, daß die Töchter Heinrichs von Wittinghausen, die liebliche Klarissa und die zarte Johanna, nur Geschöpfe der Phantasie des Dichters sind, und doch möchten wir, zu den nunmehr leeren Fensterhöhlen hinaufblickend, unser besseres Wissen verwünschen, und gerne das Fleckchen herausfinden, wo das Wohnzimmer des Schwesterpaares lag, in welches uns der Dichter einführt, uns die lieblichen Jungfrauen zeigend, wie sie sorglos und ungetrübten Gemüthes sich des Lebens freuen, während schon die Wetterwolke drohend über ihrem Haupte schwebt, aus derem Schoße der Blitz herabfahren soll, der ihr ganzes Glück und Dasein vernichtet.

Doch die Geschichte ist unerbittlich; sie verweist, alle Illusionen erbarmungslos zerstörend, Heinrich v. Wittinghausen, seine beiden Töchter und das tragische Ende der Familie in das Reich der Phantasie, und erzählt trocken, daß noch zu Ende des 30jährigen Krieges eine Eggenbergische Besatzung unter dem Commando eines Kornets Namens „Vintjř" in der Burg lag, daß die Schweden gar nicht in diese Gegend kamen, und daß weder die Zeit noch der Anlaß der Verödung des Schlosses bekannt sei.

Wie unendlich verschieden ist hier Dichtung und Wahrheit, und wie sehr ist die letztere im Nachtheil! — Dort der ehrwürdige Heinrich v. Wittinghausen und seine lieblichen Töchter — hier ein unbekannter Kornet mit dem wohlklingenden Namen „Vintjř" — dort das tragische Ende des alten Freiherrn und seines jugendlichen Sohnes zugleich mit dem geheimnißvollen Sprößling des großen Schwedenkönigs bei der Zerstörung des alten Stammschlosses durch die siegenden Schweden,

— hier das langsame Zerfallen des wahrscheinlich freiwillig verlassenen und verwahrlosten, von den umwohnenden Landleuten seiner brauchbaren Thüren, Fenster und sonstigen Bestandtheile beraubten Gemäuers — eine Ende namenlos und unberühmt.

Dem Geschichtsforscher bietet sich als Ersatz für die erbarmungslose Zerstörung dieser schönen Illusionen die Erinnerung, daß die Burg Wittinghausen das Stammschloß der Witkoniden sei, von denen die böhmischen Herrengeschlechter der Rosenberge, derer von Neuhaus, Landstein, Austi, Stráž, Krumau, Wittingau, Gratzen u. s. w. abstammten. Witek, ihr Ahnherr, soll die Burg in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erbaut haben; doch ist urkundlich darüber nichts vorhanden.

Es ist jedoch nicht der Zweck dieser Zeilen, näher auf die Geschicke dieses Witek und seiner zahlreichen glänzenden und berühmten Nachkommen einzugehen; wir begnügen uns damit, die Ruine, so weit dies noch möglich ist, zu ersteigen, und uns der prächtigen Aussicht zu erfreuen.

„Einer der Schutthügel reicht von innen bis gegen die Fenster des zweiten Stockwerkes empor. Dem, der ihn erklimmt, wird ein Anblick, der, obwohl im geraden Gegensatz mit den Trauerdenkmalen ringsum, dennoch augenblicklich fühlen läßt, daß eben er die Vollendungslinie um das beginnende Empfinden lege, nämlich: über alle Wipfel der dunklen Tannen hin ergießt sich dir nach jeder Richtung eine unermess'ne Aussicht, strömend in deine Augen, und dich mit Glanz erdrückend. Dein staunender und verwirrter Blick ergeht sich über viele, viele grüne Bergesgipfel im webenden Sonnenschein schwebend, und geräth dann hinter ihnen in einen blauen Schleierstreifen — es ist das gesegnete Land jenseits der Donau mit seinen Getreidehängen und Obstwäldern, — bis endlich der Blick auf jenen ungeheuren Halbmond trifft, der den Gesichtskreis einfaßt: die norischen Alpen. Der große Briel glänzt an heitern Tagen wie eine lichte Flocke im Himmelsblau hängend, — der Traunstein zeichnet eine blasse Wolkenkontur in den Krystall des Firmaments. Der Hauch der ganzen Alpenkette zieht wie ein luftiger Feengürtel um den Himmel, bis er hinausgeht in zarte, kaum sichtbare Luftschleier, drinnen weiße Punkte zittern, wahrscheinlich die Schneeberge der ferneren Züge."

„Dann wende deinen Blick nordwärts; da ruhen die breiten Waldesrücken, und steigen lieblich schwarzblau dämmernd ab gegen den Silberblick der Moldau; westlich blauet Forst an Forst in angenehmer Färbung, und manche zarte schöne blaue Rauchsäule steigt fern aus ihm zu dem heitern Himmel auf."

Ich glaube, lieber Leser, wenn ich dir die Beschreibung der Rundschau von Wittinghausen mit Adalbert Stifters eigenen Worten gegeben habe, so können wir beide zufrieden sein. Du hast eine schöne, das wunderliebliche Naturgemälde in wenigen meisterhaften Zügen treu wiedergebende Beschreibung erhalten, und ich habe mir die Mühe erspart, im Schweiße meines Angesichtes eine Arbeit zu liefern, die sich vielleicht im günstigsten Falle doch zu jener Stifters nicht besser verhalten hätte, als die Crayonzeichnung eines Schülers zu dem farbenprächtigen Oelgemälde eines Meisters.

Beiderseitig hoffentlich zufrieden gestellt verlassen wir die melancholische Einsamkeit von Wittinghausen und ziehen westlich dem „dämmerblauen Waldrücken" des Böhmerwaldes entgegen. Hier stoßen wir, unten im Moldauthale angelangt, zum erstenmale auf eine charakteristische Eigenthümlichkeit des Gebirges, nämlich die Moorgründe, hier „Auen" genannt, welche in dieser Gegend den Anlaß zur Gründung mehrer Ortschaften gegeben haben. Da sie außer Torf, verkrüppelten Sumpfkiefern und Schwarzbirken nichts liefern, und ersterer bis jetzt noch nicht sehr geschätzt wird, weil der Holzreichthum noch immer ein großer ist, so werden sie als für die Produktion verlorene Flächen betrachtet, und man sucht sie allenthalben durch Anlegung von Abzugsgräben und Kanälen zu entwässern und urbar

zu machen. Zur Durchführung dieser Urbarmachung legte Fürst Josef Schwarzenberg im Jahre 1808 in der Nähe von Unterwuldau im Sumpfland der Moldau das Dorf Fleißheim, der Krumauer Herrschaftsdirektor Mayer im Jahre 1811 im Sumpfland des Urbaches das Dorf Mayersbach an, und noch im Jahre 1833 erfolgte in der weiter nordöstlich gelegenen Kirchschläger Au die Gründung des Dorfes Friedrichsau. Wenn man, wie wir bisher, fast nur lauter solche Ortschaften durchwandert hat, welche ihr Dasein nach Jahrhunderten zählen, so kann man sich kaum mit dem Gedanken vertraut machen, daß hart neben ihnen solche Sprößlinge der Neuzeit liegen, zarte Kinder neben ehrwürdigen Greisen. Es gibt aber in der Gegend noch mehre solche neue Ortschaften, Holzhauerkolonien, welche zur Verwerthung des Holzreichthums angelegt wurden, so z. B. Hüttenhof, Uhligsthal, Neuofen, Hirschbergen u. a. m. Auch Glöckelberg ist ursprünglich eine Holzhauerkolonie gewesen, zählt aber nicht mehr unter die neuen Ortschaften.

Von den wenigen Resten des ehemals im Böhmerwalde so blühenden Bergbaues befindet sich einer der bedeutendsten an unserem Wege. Das Graphitbergwerk Schwarzbach, theils dem Fürsten Schwarzenberg, theils einer Gewerkschaft gehörig, lieferte zu Anfang des gegenwärtigen Jahrzehents jährlich bis 40.000 Centner Graphit von vorzüglicher Qualität. Auch bei dem nahen Eggetschlag wird nach Graphit gegraben. Außerdem gibt nur noch die Einschichte „Bergwerk" bei Alsching Kunde davon, daß nicht nur in Schwarzbach, sondern auch anderwärts Bergbau betrieben wurde. „Bergwerk" ist jedoch bereits seit mehr als 100 Jahren aufgelassen.

Von Glashütten findet sich in dieser Gegend nur eine, nämlich Josefsthal, früher Kaltenbrunn genannt, welche in einem Walde liegt, der zum Andenken an die ehemals hier zahlreichen Bären der Bärenlochwald heißt. In früheren Zeiten bestanden hier mehre jedoch längst eingegangene Glashütten, welche den Anlaß zur Entstehung neuer Ortschaften gaben, so z. B. Stögerwald, die Glashöfe bei Deutschhaidl u. s. w. Auch bei dem näher gegen Hohenfurth zu liegenden Dorfe Kapellen, von welchem man eine schöne Aussicht auf die Alpenkette genießt, bestand ehemals eine Glashütte, welche so ziemlich eine der ältesten in der ganzen Gegend gewesen sein dürfte; denn es ist urkundlich nachzuweisen, daß sie bereits im Jahre 1579 bestanden habe.

Der einzige Ort von einiger Bedeutung, der noch erwähnt zu werden verdient, ist Oberplan, ein freundlicher Marktflecken im Moldauthale, welches, hier fruchtbar und ziemlich breit, viele Dörfer enthält, unter denen Oberplan die Rolle einer Hauptstadt spielt. Es hat eine uralte, bereits im 14. Jahrhunderte bestehende Pfarrkirche, auf deren Thurme die fünfblättrige rothe Rose prangt, das Wappen der Rosenberge, zu deren weitläufigen Besitzungen auch Oberplan gehörte. Für uns hat der kleine Ort ein besonderes Interesse dadurch, daß er der Geburtsort des leider zu früh verstorbenen Malerpoeten des Böhmerwaldes, des unvergeßlichen Adalbert Stifter, ist. Hier in diesem einsamen Waldthale hat er seine Kindheit verlebt und die Eindrücke einer schwermüthig schönen Natur in sich aufgenommen, welche sich in seinen Schriften wiederspiegelt. „Möchte es mir doch gelingen," sagt der Dichter im Hochwald, „nur zum 1000ten Theile jenes schwermüthig schöne Bild dieser Waldthale wieder zu geben, wie ich es im Herzen trage seit der Zeit, wo es mir gegönnt war dort zu wandeln und einen Theil jenes Doppeltraumes dort zu träumen, den der Himmel jedem Menschen einmal und gewöhnlich vereint gibt, den Traum der Jugend und der ersten Liebe." — Wahrlich, wenn je ein Wunsch in Erfüllung gegangen ist, so ist es dieser, denn des Dichters Werke entrollen vor unseren Augen ein Naturgemälde, dessen Farbenschönheit nur durch die Treue übertroffen wird, mit der es die Züge des Urbildes wiedergibt.

Nichts zeichnet das unscheinbare kleine Häuschen aus, in welchem Adalbert Stifter, der Sohn eines Flachshändlers, am 23. Oktober 1806 das Licht der

Welt erblickte. Wäre Adalbert Stifter ein Čeche, so hätte Oberplan gewiß schon lange ein Denkmal oder wenigstens eine Gedenktafel aufzuweisen, und die nationalen Journale hätten ihn zu einer Größe ersten Ranges erhoben, ja vielleicht wäre ihm zu Ehren sogar schon ein Jubiläum gefeiert worden. Wir Deutsche haben es zwar nicht nöthig, Jeden, der einige Lieder gedichtet oder einige Novellen geschrieben, marktschreierisch zu preisen und mit dem falschen Schimmer erlogener Größe zu schmücken; doch nimmt Stifter, wenn auch kein Dichter ersten Ranges, gewiß einen so ehrenvollen Posten unter den Schriftstellern Deutschlands ein, daß eine äußere Anerkennung seiner Verdienste von Seite seiner Stammesgenossen sicherlich gerechtfertigt erschiene. Uebrigens sollten auch die Deutschen sich bemühen, von ihren Gegnern zu lernen, und sollten ihnen in der Kunst, das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit zu wecken, wach zu erhalten und zu steigern, nacheifern; es erscheint dies namentlich des südlichen Deutschböhmens wegen wünschenswerth, wo das schmale, größtentheils nicht besonders wohlhabende Grenzland in einer bei weitem ungünstigeren und gefährdeteren Lage sich befindet wie das reiche, industrielle, gebildete, eine kompakte Masse bildende nördliche Deutschböhmen.

Wie eine Krankheit gewöhnlich die am wenigsten kräftigen Theile eines Organismus angreift, so sind auch die čechischen Bestrebungen zumeist gegen das südliche Deutschböhmen gerichtet, und die čechischen Pionniere streben immer weiter und weiter vorzudringen und festen Fuß zu fassen, ein Bestreben, das, wie die letzten Wahlen im südlichen Deutschböhmen zeigten, durchaus nicht erfolglos geblieben ist. — Von diesem Gesichtspunkte aus wäre es sehr zu wünschen, daß der Plan, ein Denkmal für Stifter am Plöckensteiner See zu errichten, bald realisirt werden möchte, und den Anlaß dazu böte, bei dem deutschen Landvolk in Südböhmen die Idee wach zu rufen und zu stärken, daß weder das zufällige Zusammenwohnen mit dem čechischen Volke innerhalb der Grenzmarken der österreichischen Provinz Böhmen, noch die gewaltsame politische Lostrennung von Deutschland ein Hinderniß dafür sein dürfe, sich als Angehörige des großen deutschen Stammes zu fühlen, und in diesem Bewußtsein den Čechisirungsplänen der nationalen Gegner mannhaft entgegenzutreten.

L..s...r.

Die Primatoren von Saaz.

Von Dr. **W. Katzerowsky.**

(Schluß.)

20. Adam Konias,

ein geborener Saazer, war von 1652—59 Gemeinältester, 1662—4 Senator, 1664—72 Primator, starb 1674, wurde in der Kirche zu St. Jacob begraben. Aus dessen Ehe mit Anna stammt: Johann Daniel, geb. 1654, von 1699—1719 Senator.

Unter seinem Primat wurde die Stadtkirche und die Kapellen durch die Unterstützung vieler Gutthäter restaurirt, wie aus dem Memorabilienbuche der Dechantei ersichtlich ist, als:

1664 den 12. Juli ließ die Frau Katharina Lochsin an der ersten Säule der Stadtkirche die Muttergottesstatue mit dem Jesuskinde errichten.

1664 den 15. August wurden auf Kosten des Senators Bohuslaw Christoph Mayner de Pannausch die beiden Statuen Christoph und Sigismund errichtet.

1664 ließ der Senator Christian Ungar de Rittersburg die Statue des hl. Joseph an der 2. Säule errichten.

1664 ließ der Stadtdechant P. Laurentius Motitor die Stühle in der Jacobskirche verfertigen und inwendig ausweißen.

1665 den 13. Jäner ließ der Senator Johann Cziczek an der 3. Säule die Statue des hl. Veit errichten.

1666 am 19. November wurde in der Stadtkirche das große Crucifix nebst 2 Schächern und der hl. Maria und des hl. Johannes durch den Senator Ritter Johann Hoßmann von Mannsfels errichtet.

1667 wurde durch den Magistrat dem Bildhauer Wenzel Waczorczek das große Altar und 8 Statuen zur Restaurirung übergeben um den Betrag von 330 Gulden.

1668 wurde das Altarbild für die Stadtkirche „Maria Himmelfahrt" von Anton Steffens von Steinfels gemalt, kostete 1300 fl.

1669 haben die Fleischhauer und Mützer die Stühle auf dem untern Chor unter der Orgel zu ihrem Sonn- und Feiertagsgebrauch machen lassen.

1669 haben die Bäcker und Müller neben den Fleischhauern ihre Stühle verfertigen lassen.

1669 den 26. August hat der Dechant Molitor das alte Altar niederreißen und ein neues, schon durch 2 Jahre fertiges, jedoch noch nicht staffirt und ohne Statuen, aufstellen lassen.

1671 ist in der St. Jacobskirche das erste und hohe Altar zu Ehren des hl. Jacob des Apostels durch den Rathsverwandten Bohuslaw Norbert Scholder errichtet worden.

1671 wurde den Schieferdeckern das Kirchel zum hl. Kreuz, wo die böhmische Uhr ist, zur Restaurirung übergeben.

1671 den 16. December ist zum großen Altar in der Stadtkirche für die Geistlichkeit ein neuer Vesperstuhl gemacht worden.

1672 wurde das große Altar zu staffiren begonnen. Auch wurden unter dem Primator Konias mehrere Bauten unternommen und ausgeführt.

1665 den 13. October ist der Bau der Brettmühle bei der Malzmühle begonnen worden, wurde am 20. October vollendet.

1666 hat Daniel Knedlich die Staffeln zur Mlynařner Pforte eingesetzt, Kalk und Steine hat er hiezu bekommen. Dafür wurde ihm das Bürgerrecht taxfrei verliehen.

1668 den 25. April begann der Bau der durch den Eisstoß am 6. Jäner weggeschwemmten Holzbrücke durch den Zimmermeister Johann Müller, wobei die Bürgerschaft mit handlangen mußte.

1669 wurde die fertige Brücke mit einem Dache versehen.

Erwähnenswerth ist das allerhöchste Rescript vom 19. October 1668, worin Kaiser Leopold I. der Stadtgemeinde das „jus patronatus" zuertheilt, mit dem Beifügen, daß der Stadt das jus patronatus jetzt und in künftige Zeit zustehe, d. i. den Dechant und ihre geistlichen Vorsteher und Kirchenpersonen zu wählen, jedoch nur exemplarisch würdige zu präsentiren und confirmiren.

21. Wilhelm Campanus.

Im Jahre 1643 heiratete Wilhelm Campanus, Sohn des Luditzer Primators Georg Campanus, Benigna, die Tochter des Saazer Senators Klatowsky, und wurde Bürger von Saaz, 1652—56 Gemeinältester, 1656—73 Senator, von 1673—75 Primator, starb 1676, wurde in St. Michael begraben. Aus dessen Ehe mit Benigna stammt: Daniel Campanus, geb. 1645. Dessen Sohn Wilhelm Ignaz, geb. 1678, war von 1705—11 Senator, starb 1711 kinderlos.

Unter seinem Primat ertheilte Kaiser Leopold de dato 28. November 1674 dem Provincial des Capucinerordens in Böhmen, Pater Martinus Moravus, den Consens, in der kgl. Stadt Saaz zur Beförderung der Ehre Gottes ein Convent und Kloster zu errichten, mit den Bedingungen, daß:

1tens die Patres Capuciner den Convent und das Kloster zwar errichten können und mögen, jedoch aber die Benefactores sich um die Baustelle mit den jetzigen Besitzern abzufinden verpflichtet seien;

2tens daß solcher Bau auf ihrer Gutthäter eigene Spesen ohne einigen von der Stadt Saaz beschehenen Beitrag, wie er auch immer Namen haben mag, in allem verfertigen, und

3tens daß die Saazer erwähnten Patribus Capucinis wegen ihres Unterhaltes weder anjetzo, noch zu künftiger Zeit mit Nichts obligirt, noch verbunden sein sollen.

Am 9. August 1675 sind die Patres Capuciner hier eingeführt worden, und ist ihnen außer der Stadt ein Kloster zu bauen vergünstigt worden. Die Stifterin des Klosters war die Gräfin Ludmila Franziska Kolowrat geborene von Hieserle, Herrin auf Teinizl, Zirhowitz und Hokoun, Gemalin des damaligen Statthalters von Böhmen. Nach herabgelangter Bewilligung sollte der Bau beginnen, doch traten wegen der Wahl des Platzes Verzögerungen ein. Erst sollte das Kloster gegen den alten Berg kommen, was aber von den Bauleitern P. Honorat und P. Samuel nicht angenommen wurde, bis man sich über den Platz beim rothen Thurme in der obern Vorstadt einigte und die 5 Besitzer des Grundes denselben abtraten.

Buhuslaw Christoph Mayner von Pamnausch mit seiner Frau Apollonia schenkten ihren Obst- und Weingarten den Capucinern.

Dem löblichem Magistrate gehörte auf dem Grunde das Hospital sammt einem Hause bei St. Jacob, welches von der Stifterin um 300 fl. gekauft wurde; der 3. Theil war Eigenthum des Rathes Hoßmann von Mannsfels, der seine Villa sammt Garten um 1900 fl. abtrat, jedoch sich nur 600 fl. auszahlen ließ, welche aus Sammlungen obiger 2 Ordensbrüder bezahlt wurden; der 4. Theil gehörte der Frau Margaretha (Schertzer), welche ihre Villa sammt Garten um 150 fl. aus Almosengeldern bezahlt bekam; der 5. Theil gehörte dem Wenzel Norbert Schertzer, von welchem der Orden 14 Klafter Obstgarten um 200 fl. erhielt. Dann begann alsbald der Bau; die beiden Bauleiter P. Honorat und P. Samuel wohnten im Hause des Herrn Norbert Schertzer. Ihre kirchlichen Functionen verrichteten sie in St. Jacob, welche Kirche ihnen der Magistrat auf 3 Jahre bis zum Ausbaue des Klosters überließ, und allwo sie am 13. August in Gegenwart des ganzen Rathes die ersten heiligen Messen gehalten.

22. Daniel Nathaniel Nahliczek

aus Melnik erhielt 1659 als Studiosus das Bürgerrecht, heiratete 165[illegible] Juditha, die Tochter des Senators Johann Bilek, ward von 1661—7[illegible] Senator, von 1675—9 Primator, starb 1691, wurde in Sct. Wenzel be[illegible]graben. Dessen Sohn Daniel Norbert geb. 1666 ist bald gestorben, die Tochter Sylvia Katharina verehelichte Rosozin starb 1693.

23. Johann Karl Hoßmann von Mannsfels

war von 1657—59 Gemeinältester, von 1660—79 Senator, von 1680—170[illegible] Primator, starb am 10. Febr. 1708 und wurde in der Stadtkirche in der Familiengruft beigesetzt. Er war seit 1654 mit Anna Marie, Wittwe nach dem königl. Richter Karl Heinrich Czaslawsky, verheiratet. Seine Frau starb 1670; in der Stadtkirche beigesetzt. Aus der 2. Ehe mit Juditha (starb 1697) stammen: Johann Josef Benedict geb. 1671 und Franz Karl geb. 1672.

Johann Josef Benedict Hoßmann von Mannsfels, Herr auf Tscheraditz, war von 1694—99 Gemeindeältester, von 1699—1708 Senator, resignirte 1708; starb 1718 in Prag. Dessen Sohn Johann Josef lebte noch 1729 mit seiner Mutter in Prag. Von Franz Carl Hoßman v. M. lebte dessen Söhnelein noch 1700 mit Namen Johann Fz. Jacob.

Die wichtigsten Begebenheiten unter seiner Regierung sind:

1681 den 18. Juli brannte die ganze obere Vorstadt, sammt der Michaelskirche ab; die Kirche wurde durch den königlichen Richter Ferdinand Ungar de Rittersburg wieder in Stand gesetzt; den Hauptaltar in derselben „Sct. Michael" ließ der Rathsverwandte Johann Michael Giesel 1699 auf eigene Kosten errichten.

1683 am 10 October wurde das Capucinerkloster sammt 2 Altären und der Capelle von dem Prager Weihbischof Joannes de longa villa (Dlauhowesky) geweiht.

1687 am 1. Dezember wurde im ganzen Senate vorgelesen, daß das hohe Landesunterkammeramt gestattet habe — laut Rescripts vom 28. November 1687 — den Lauf des Flußes Eger zu reguliren. In der Sitzung vom 28. Mai 1688 wurde beschlossen, weil die Regulirung des Flußes für die Stadt unumgänglich nothwendig sei, den Berg Drahobeyl zu durchgraben. Schon im Juni desselben Jahres begannen die Arbeiten unter der Leitung des Mauermeisters Daniel Knetlich; am 13. Dezember 1689 wurde noch am Durchstich des Berges gearbeitet und bald darauf zu Ende geführt. Seit dieser Zeit hat die Eger ihren jetzigen Lauf angenommen. Das alte Flußbett oder vielmehr die Gründe dort heißen noch jetzt „alte Eger".

1697 ist dem Primator Hoßmann das alte Stadtsiegel verloren gegangen, in diesem Jahre erhielt die Stadtgemeinde von dem königlichen Hofrichter die Erlaubniß 2 neue silberne Stadtsiegel anzuschaffen, welche durch den Primator am 24. Mai dem Rathe übermittelt wurden. Die erste Urkunde, mit dem großen Stadtsiegel versehen, wurde unter dem Bürgermeister Knezowesky am 24. Mai d. J. an den Tepler Prälaten, die zweite unterm kleinen Siegel an der Kreishauptmann das erste Mal angewendet.

24. Georg Ernst Anton Schaffer,

kaiserlicher Rittmeister, von 1701—9 Senator, v. 1709—12 Primator starb am 2. Febr. 1712. Unter ihm wurde durch Vermittlung des Landesunterkämmerers Wenzel Ritter von Hradek zwischen dem Abte des Stiftes Strahow Veit Seipel und dem Saazer Magistrat ein Vergleich dahin abgeschlossen, daß in der Folge bei Erledigung des Beneficiums und der zwei Caplanstellen das Stift 3 Priester aus dem Prämonstratenserorden vorschlägt als Candidaten, aus welchen der Magistrat einen zu wählen hat. Doch ist derselbe daran nicht gebunden, sondern kann aus dem Gremio des Stiftes nach Belieben pro decano ein Mitglied wählen, welches vom Orden aus auch unverweigerlich dahin abzuordnen ist. In Ansehung der Capläne soll es, wie es üblich gewesen, verbleiben; nur soll noch ein 3. Caplan — ein Utraquist — für den Unterricht der Jugend hinzukommen.

25. Mathias Friedrich Mauritius Rebitzer.

Die Familie wanderte 1686 ein, in diesem Jahre erhielt Johann Adam Rebitzer, Amtsschreiber der Herrschaft Litschkau, sammt seinen drei Söhnen: Mathias Friedrich, Jacob Franz (lebte 1710 als Jesuit) und Rudolf Leopold (lebte 1709 als Amtsschreiber) das Bürgerrecht in Saaz.

Friedrich Rebitzer, geboren 1667, war von 1709—12 Syndicus, von 1712—38 Primas, 1737—42 königlicher Richter und kaiserlicher Trank-

steuereinnehmer, starb 1742 als Senior Senator und wurde in der Familiengruft in der Stadtkirche beigesetzt.

Aus dessen Ehe mit Maximiliana Götzin (starb 1750) stammen: Peter Gottfried de Lauro geb. 1730; starb 1816, war viele Jahre Rathsverwandter. Dessen Sohn Anton Peter Josef geb. 1757, war von 1785 bis 1820 Syndicus, der 2. Sohn Gottfrieds war Leopold Wenzel, geb. 1765, lebte 1777—80 als Quardian in Saaz.

Die wichtigsten Begebenheiten unter seinem Primat sind:

1712 ließ Johann Josef Benedict Hoßmann von Mannsfels, Herr auf Tscheraditz die bei dem Schwedeneinfalle zerstörte Kirche St. Lazarus — bei der Gerichtsstätte — wieder herstellen und errichtete für dieselbe eine Stiftung — die Zinsungen betrugen 18 fl. 40 kr. — mit der Widmung: 1. Daß monatlich für alle in der ganzen Welt durch Feuer, Schwert, Strang hingerichtete Personen und Seelen, deren Niemand gedenkt, eine heilige Messe gelesen werde; 2. daß wenn in Saaz ein Delinquent zum Tode verurtheilt, daß gleich nach Vollzug des actus justitiae in besagter Capelle der pulsus mit der daselbigen Glocke geschehe und nachgehend für die arme Seele eine heilige Messe gelesen werde: 1722 wurde das Kirchel durch den Dechant Raymund Wilfert geweiht.

1713 am 24. Mai wurde der Grundstein zur „Lauretten kapelle" gelegt. Die Kirche unter dem Titel „Maria Opferung" wurde durch den Rathsverwandten und Apotheker Johann Clement Calderar gestiftet, wurde 1715 eingeweiht, 1722 vollendet.

1713 wurde aus den Schenkungen des verstorbenen Apothekers Clemens Calderar auf dem Ringplatze die schöne steinerne Dreifaltigkeitsstatue errichtet.

1724. In der Saazer Stadtkirche befindet sich in der Mauer neben dem Chor seit undenklichen Zeitin der Name „Joannes Hassil" eingegraben. Derselbe war mit einem Glas überdeckt und wurde von den sämmtlichen Stadtbewohnern als Erinnerung an den hl. Johann von Nepomuk, der hier seine Studien gemacht haben soll, mit aller Ehrerbietung geküßt, da von der Hauptstraße eine Stiege hinauf ging. Neben diesem hl. Namen ist das Bildniß des hl. Johannes von Nepomuk gewesen, später wurde durch den Rathsmann dort ein Altar errichtet und unzählige hl. Messen da gelesen. Als nun im Jahre 1724 von dem Prager Consistorio der Befehl ergangen, daß der in der Mauer eingeritzte Namen vermauert werden möge — so auch geschehen — wurde auch die zu obigem Altar führende Stiege abgerissen und der Eingang cassirt; da beschloß die Bürgerschaft zu Ehren des hl. Johannes von Nepomuk da eine förmliche Capelle zu errichten, zu welcher auch 1724 der Grund gelegt wurde; 1728 wurde selbe eingeweiht.

1727 wurde in der Dekanalkirche eine neue große Orgel aufgestellt mit einem Positiv; sie wurde durch die Stadtgemeinde von Josef Stark in Elbogen um 1270 fl. und Rückgabe der alten Orgel angekauft.

1728 den 7. Oktober wurde auf Antrag der Rathsverwandten Gumperle und Kujer beschlossen, den Kaufcontract über das Gut Welchow ohne Verzug auszufertigen; der Kauf wurde abgeschlossen mit Herrn Rudolph von Mülloch im Betrage von 30.500 Gulden, wobei der Herr Verkäufer von denen 500 Gulden alle Unkosten zu bestreiten auf sich genommen.

1729 den 30. August wurden bei öffentlicher Licitation von der Stadtgemeinde verkauft: die Malzmühle an H. Zacharias Bernet um 605 fl., die Mlynařner Mühle an Johann Josef Fischer um 715 fl.

1737 ist der kleine Holletizer Hof von Herrn Christoph Sekirka von Schedity um 4300 Gulden an die Stadtgemeinde verkauft worden.

26. Johann Ferdinand Kujer.

1701 erhielt Ferdinand Kujer, Studiosus aus Ziehrow, das Bürgerrecht, war 1712—15 Gemeinältester, 1716—37 Senator, 1737—42 Primator, seit Juni 1742—43 königlicher Richter. († 1753 in Capucinergruft.) Aus dessen Ehe mit Eleonora stammen: Wzl. Anton geb. 1703, Fz. Wenzel geb. 1707, Joh. Norbert geb. 1709, Mathias Wenzel geb. 1715. Doch werden die Söhne später nicht mehr genannt; es kommen blos vor: Anna Barbara verehelichte Spaczek, Barbara verehelichte Budinsky und Rosalia verehelichte Sonntag vor.

Bemerkenswerthes unter seinem Primat:

1738 ist durch den hiesigen Bürger Anton Fritsch und dessen Gemalin Anna Sylvia geb. Horzowsky die St. Annacapelle errichtet worden.

1738 den 18. Dezember um ¼4 Uhr böhmischen Schlages ist bei dem Bürger Johann Ernst Linxweiler (jetzt Erbes) nahe am untern Thor bei der alten Dechantei eine entsetzliche Feuersbrunst ausgebrochen, veranlaßt durch das Anzünden einer Rakete; wobei 3 Thürme der Stadtkirche sammt den Glocken, worunter die große „Simon" 95 Ctn. wog, die neuerbaute Schule, die Dechantei sammt nachfolgenden 29 Bürgerhäusern in Asche gelegt wurden und ein Schaden von 30.999 fl. und Gemeinschaden auf 50.000 fl. ästimirt. Das Feuer erstreckte sich bis zum jetzigen Florianusplatze — zum Andenken wurde später dort die St. Floriansäule aufgerichtet.

Zu Grunde gegangene Wohnhäuser: Johann Ernst Linxweiler locus incendii, Johann Ferdinand Fritsch, Leonard Werdbeck's Haus sammt dessen Vaters des Kreisphysicus Thomas Werdbeck's Haus, Theresia Schirtin, Johann Gantertisch Erben, Johann Störzel, Fr. Theresia Störzel, Georg Schüller, Leopold Jungwirth, Christoph Kleinhampl, Franz Hubatka Häusel, Martin Spickert, Fr. Anna Jungmeisterin, Barbara Domonin, Karl Spaczek's Gebäude und Seifensiederei, Christoph Zirzik, Barbara Kohoutin Häusel, Wenzel Weczerczik, Johann Budinski, Wilhelm Fischer, Wenzel Zkowetz, Johann Melzer, Johann Rudolph Swogetinsky, Daniel Rieß, Wenzel Rzehorz.

27. Jacob Franz Anton Lechner,

geb. 1694, wird 1717 als Saazer Bürger erwähnt, war 1724—37 Syndicus, 1738—42 Senator, 1742—7 Primator, 1747—49 königlicher Richter, starb 1750 und wurde in der Gruft der Capuciner beigesetzt.

Unter seinem Primat wurde, laut Majestatsbrief vom 3. Oktober 1746, der Stadt die Bewilligung ertheilt, einen Jahrmarkt zu Pauli Bekehrung zu halten; ingleichen erhielten die ansässigen behausten Bürger das Recht der Landtafelfähigkeit.

28. Johann Ignaz Wilhem Wiskoczil

war ein Sohn des Tobias und der Maria Wiskoczil — ein geborner Saazer — war Kauf- und Handelsmann, 1740—44 Aeltester, 44—46 Senator, 1746—59 Primator; starb am 13. December 1759, wurde in der Stadtkirche begraben.

Begebenheiten unter seiner Regierung:

1748 ist durch Zuthun vieler Gutthäter, namentlich des Herrn Apothekers und Rathsverwandten Josef Spaczek in der Johanniscapelle das hohe Altar zu Ehren der Mutter Gottes und des heil. Johannes von Nepomuk errichtet worden.

1755 ist durch den Prager Bürger und Glockengießer Jacob Löhner eine Glocke von 88 Ctn. gegossen worden statt der beim Brande 1738 geschmolzenen, kostete 1176 fl.; sie wurde durch den Dechant Herrn Andreas Loos

geweiht und bekam den Namen „Augustinus“, 1760 wurde sie das erste Mal geläutet.

1758 wurde die Stadt arg durch Krankheiten heimgesucht; im Jänner traten die Blattern auf, von Febr. bis Juni das hitzige Fieber oder dumme Krankheit, später die Ruhr auf; unter andern wurden nachfolgende Personen hingerafft:

12. Febr. Kreischirurg Leopold Giesel 72 J.
26. Febr. Fr. Dorothea Rebitzer 26 J.
11. März P. Sebestian Thamm, Professor, 32 J.
7. März Fz. Tichy 40 J.
15. März Ferdinand Fritsch 62 J.
19. März Felix Döllner 33 J.
8. April Leopold Max. Carl, Senator.
13. April Joh. Budinski 33 J.
14. Juni Zacharias Liesner 65 J.
30. Inni Julius Swogetinski 46 J.
3. Sept. Josef Spaczek, Senator.
29. Sept. David Kettler.
10. Nov. Anton Fz. Grund, Senator.
11. Nov. Fr. Katharina Formanekin.

Von dem damals in Saaz liegenden Württemberg'schen Auxiliarcorps starben außer einer großen Anzahl Soldaten auch der Stabschirurgus, ein Hauptmann, ein Lieutenant und der Feldpater.

29. Johann Carl Samuel Ungar,

ein Sohn des Saazer Bürgers Andreas Jonas und der Schneiderin Polyxena Ungar, geb. 1680, seit 1743 mit Anna Rosalia Ullrichin verheiratet, war von 1760—64 Primas und kaiserlicher Trankſteuereinnehmer, starb am 22. Dec. 1764, ist in der Gruft der Capuciner, so wie auch seine am 8. Juni 1764 zu Karlsbad verstorbene Frau beigesetzt.

Aus dessen Ehe mit Rosalia stammen:

Carl Christian Norbert, geb. 1744, Prämonstratenser des Stiftes Strahow, Th. Dr. (P. Raphael), starb 1807 als Bibliothekar an der Prager Universität.

Josef Leopold Christian, geb. 1756, Postmeister in Saaz.

Anton Wenzel, geb. 1763, Filialcassier in Saaz.

Ferdinand Christian, geb. 1755, Oberrevisor in Saaz.

Andreas Franz, geb. 1763, Hauptmann bei Fürstenberg-Infanterie.

Unter seinem Primat Bemerkenswerthes:

1760 wurde der zweite Altar in St. Michael zu Ehren des gekreuzigten Heilandes von der Frau Anna Jungwirthin errichtet.

1761 wurde der zweite Altar in der St. Wenzelskirche zu Ehren des Jesukindleins von der Jungfrau Brigitte Hegenbarthin errichtet.

1762 wurde die Stadt von dem preußischen General von Kleist, welcher die Stadt umzingelte, am 4. November eingenommen, nachdem er 110 Kanonen- und 10 Haubitzen-Schüsse in die Stadt geworfen. Die Besatzung, von 150 Mann aus verschiedenen Regimentern zusammengesetzt, stand unter dem Commando des Hauptmannes von Obbeln, mußte sich, obgleich sie sich von 4 bis 7 Uhr Nachts tapfer vertheidigt hatte — Lieutenant von Villani fiel beim unterm Thor von einer Kugel getroffen — ergeben. Am dritten Tage rückten die Preußen in die Stadt und verursachten manchen Schaden; so wurde auch die Johannes-Capelle von 2 Soldaten erbrochen und von den Altären Sachen im Werthe von 70 fl. geraubt.

30. Johann Josef Peccelius

geboren 1702, war von 1739—64 Senator, von 1764—71 Primas, starb am 17. Febr. 1771, wurde in St. Jacob begraben. Aus dessen Ehe mit Anna Veronica stammen:

Johann Josef Franz geb. 1739, Franz Jacob Peter geb. 1643 und Anton Norbert Johann geb. 1745.

Unter seinem Primat 1766 wurde das Kirchel zu St. Procop über der Eger renovirt; auch wurde die Stadt durch einen großen Brand heimgesucht; am 4. October 1767 um $^1/_2$11 Uhr brach in dem alten Carbon'schen Hause Feuer aus, welches bei dem heftigen Winde in kurzer Zeit fast 3 Theile der Stadt — rechts und links vom Ringe — an 144 Häuser in der Stadt, 9 Häuser in Mlynařen, im Ganzen 153 Häuser in Asche legte. Auch verbrannte der Thurm der Stadtkirche gegen den Platz sammt den 2 nach dem Brande von 1738 aus St. Procop geliehenen Glocken, die Glocke der Johannis-Capelle, die 2 Sanctusglöckchen und die große im Jahre 1755 gegossene Glocke unter dem Titel „hl. Augustin" von 88 Ctn. wurde geschmolzen. Die Dechantei blieb verschont; nur das Dach und einige Kammern verbrannten. Außerdem gingen zu Grunde: die Schulen, der Thurm gegen Mlynařen, der Thurm gegen Libočan, die Militärcaserne, das Gasthaus zum schwarzen Adler, das Bräuhaus vom Hausenblas, das Rathhaus sammt dem Thurme bis herab auf die Gewölbe und Kerker und die Fleischbänke. Der Schaden betrug an 308.295 Gulden. — Das Unglück war ein großes, die Verwirrung eine allgemeine. Die Sessionen des Magistrates wurden erstlich in des kgl. Richters Herrn Formaneks Haus, später im Rössel gehalten. Die Schulen auf öffentlicher Gasse. Zur Messe wurde das Zeichen mit der einzig übrigen Sterbeglocke gegeben.

Im Jahre 1768 wurde das Rathhaus mit einem neuen Thurme und Uhrwerke versehen; auch wurde ein Wächter auf dem Thurme bestellt, welcher seine Wachsamkeit alle Viertelstunden durch Trompetenstöße zeigen muß.

1768 wurden durch Johann Kuhner die alten Glocken umgegossen und am 30. Juli durch den Weihbischof Johann Andreas Kaiser geweiht; die eine hatte 84 Ctr. 88 Pfd, die andere 38 Ctr. 16 Pfd. Weil aber der große Thurm noch nicht hergestellt war, so wurden die Glocken in dem ehemaligen Dechanteigarten jetzt Buchstüttl, in einem Glockenhause aufgestellt und verblieben daselbst bis 20. September 1768. — Die erste Glocke wurde geweiht zu Ehren der Himmelfahrt Mariens und der hl. Simon (1738), Augustin (1755) und Wenzeslaus; die zweite zu Ehren des hl. Josef, Florian und Johannes.

31. Franz Karl Schickedanz.

Wenzel Anton Schickedanz († 1743) aus Reichsstadt erhielt 1704 das Bürgerrecht. Aus dessen Ehe mit Eleonore stammt Franz Karl geb. 1720, war Bürger und Senator, vom 1772—87 Primas.

Aus dessen Ehe seit 1748 mit Apollonia Zirklerin (starb 1764, in der Johanniscapelle begraben) stammt: Josef Anton Ignaz geb. 1754.

Besondere Begebenheiten unter seinem Primat:

1773 ist der große Glockenthurm durch den Baumeister Johann Paul Loschy und den Zimmermeister Franz Josef Runtsch verfertigt worden und Ende September die 2 großen Glocken dort aufgezogen worden, am 2. October wurden sie pro Ave das erste Mal angeschlagen.

1774 wurden die Dechantei und die Schulen wieder hergestellt.

1775 am Feste des hl. Augustin wurden in den kleinen Thurm der Stadtkirche 2 Glocken aufgezogen; die eine 7 Ctr. 15 Pfd., die andere 2 Ctr. 7 Pfd.; in den großen Thurm kam eine Glocke von 16 Ctr. 80 Pfd.

1784 den 8. Juni entstand in der Nähe der Normalschule Feuer und legte 14 Häuser in Asche. Das Feuer brach im zweiten Hause von der Dechantei gegen das Rathhaus zu aus, es entstand durch die Bosheit einer Magd, welche von der Frau wegen nächtlichen Ausbleibens mit einer Ohrfeige bestraft worden war. Aus Rache zündete sie, als die Frau um 1/2 6 Uhr früh in der Messe bei den Capucinern war, den Stall an, wodurch die Häuser zwischen der Kirche und dem Rathhause, die Dechantei, das Bräuhaus und rechts und links wie auch hinterwärts bis wieder zur Schule eingeäschert wurden. Die Kirche wurde durch die Hilfe der aus den Ortschaften herbeigeeilten Leute gerettet. Die Magd kam auf den Spielberg, wo sie bald ihr Leben geendet.

1788 am 5. Mai wurde abermals die Stadt von einem schweren Brandunglücke heimgesucht. Um 1/2 5 Uhr Nachmittags brach das Feuer in dem Rebitzerhofe in der obern Vorstadt aus, wodurch die ganze Stadt niederbrannte bis auf 21 Häuser und die Kirche, wo aber der Thurm, der 1767 stehen geblieben, mitabbrannte. In der Stadt wurden 139, in der Vorstadt 39 Häuser, 26 Gemeindehäuser und 24 Scheuern, im Ganzen 228 Gebäude in Asche gelegt.

In dem genannten Hofe, wo das Feuer ausbrach, wohnte ein Schneider und ein Nadler, die nicht zu Hause, sondern auf dem Hopfengarten waren. Diese wurden in Verdacht gezogen und sonderlich der Nadler, als hätte er durch Verzinnen zu diesem Unglück Ursache gegeben; man konnte ihm jedoch mit keiner Ueberzeugung beikommen. Doch wurde er von Jedermann gehaßt, bis nach vielen Jahren ein Arbeitsweib, welches wegen einer großen Schuld nicht sterben konnte, bekannte, daß sie den großen Brand veranlaßt, indem sie Wasser in die brennende Butter geschüttet, welche aus dem Kamin auf das gegenüberstehende Haus geflogen und gezündet habe. Schickedanz war der letzte Primator. Im Juni 1788 wurde der Magistrat regulirt und erneuert, es wurden

Josef Herrmann Bürgermeister (Consul),
Johann Oher, Josef Hauner (Senatoren),
Josef Fischer, Johann Kop und Franz Pernet wurden Repräsentanten.

Die Mitglieder des letzten Rathscollegiums waren:

Franz Karl Schickedanz, Primas.
Franz Hyacinth Schiel † 1788.
Franz Anton Plank † 1792.
Johann Ferdinand Pelas † 1790.
Leopold Kiesel † 1797.
Michael Carl † 1792.
Peter Rebitzer de Lauro † 1816.
Franz Karl Perwik.
Norbert Eipert † 1788.
Franz Florian Erbes † 1792.
Mathias Göbelherig.
(Johann Anton Formanek † 1788, kgl. Richter.)
Johann Oher.
Josef Hauner.

Miscellen.

Uiber die Vampyrsage in Böhmen und im Allgemeinen.

Von Kleroth.

Die Vampyre, verstorbene, im Grabe fortlebende Wesen, welche des Nachts als Gespenster aus demselben hervorgehen, um den Lebenden das Blut auszusaugen, wodurch sie ihren in der Erde liegenden Körper vor Verwesung bewahren, scheinen zu den ältesten Spukgespenstern und dämonischen Nachtgeistern im Reiche des Aberglaubens zu gehören. Schon in dem ältesten Hinduismus, im indischen Sanskrit sind die Pisachas feindselige Wesen, welche nach dem Fleisch und Blut lebendiger Kreaturen lüstern sind (Ramay B. 1 Seite 26 H. 19) und ihre grausame Lust besonders an Weibern im Zustand des Schlafes, der Trunkenheit und des Wahnsinns befriedigen.

In Manus [1]) Gesetzbuch kommen dergleichen abscheuliche Geisterracen sogar unter besonderen Namen vor, welche sie schon vor Jahrtausenden bei den Indiern führten, wie Vantasie, cataputana u. drgl.

Im Kap. XII §. 57, welches über Seelenwanderung und endliche Freiheit handelt, ist überhaupt von blutdürstigen Dämonen die Rede. Wer einem Priester Geld stiehlt, soll tausendmal in dem Körper von Spinnen, Schlangen, in die verkörperte Hülle blutdürstiger schadenfroher Dämonen fahren, die im Allgemeinen zur Kategorie der Deidyas oder Daitjas [2]) und anderer finsterer Schreck-Geister dämonische böse Nachtkinder, zauberische Spukgeister, Riesen, Menschenpeiniger, Erdzerstörer, im Gegensatze der Pidurdewedegats, als Beschützer der Todten und ihrer Ruhestäten, gehören. Auch das auf Grund der Joroustischen Lehre im persischen Reiche ausgebildete Religionssystem der Parsismus kennt und hat ähnliche Schreckgeister und Gespenster.

Auch bei den Griechen und Römern finden sich Spuren des Vampyrismus. Die Lamia, schöne, gespenstige Frauen, welche Jünglinge durch allerlei Blendwerk an sich locken, um ihnen das Blut auszusaugen, beweisen es zur Genüge. Agrippa von Nettesheim behauptet in den Jahrbüchern der Insel Kreta gelesen zu haben, daß auf derselben die Seelen der Verstorbenen, die man Catechanas nennt, öfter in der Nacht zurückkommen, um die Lebenden zu beunruhigen. Damit solchem Unglück abgeholfen würde, so hätte man in den Gesetzen verordnet, den Leibern der Wiederkommenden einen Pfahl durchs Herz zu schlagen und sie sodann zu verbrennen, worauf sich keine dergleichen Seelen mehr blicken ließ.

Gegenwärtig ist diese Gespenstergattung, so wie der Glaube daran, der noch in den ersten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts Ungarn, Deutschland und andere Länder in so große Bewegung setzte, fast gänzlich verschwunden, und selbst Lord Ruthwen, der Vampyr von Lord Byron, der die Sage nach Schottland verlegte, wird wenig mehr gelesen, und die Oper „Der Vampyr" von Marschner so wie die von Lindpaitner selten mehr gegeben. Indeß ist der Glaube an diese Blutsauger in Siebenbürgen, Serbien, der Walachei und Bulgarien sehr alt, und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unter den niedern Volksklassen fast allgemein herrschend gewesen.

In allen slavischen Ländern ist die Vampyrsage verbreitet, und auch in Böhmen begegnen wir derselben. Der Chronist Hasek beruft sich auf die Chronik des Klosters

---

1) Stifter des Reiches Ayodhya, erster König und Gesetzgeber der Inder und mythischer Verfasser des ältesten indischen Gesetzbuches.

2) Nach der indischen Mythologie sind die Riesen-Dämonen die Söhne der Diti und des Kesyapa.

Opatowitz. Er erzählt, daß im Jahre 1338 in einem Dorfe Blow mit Namen eine Meile von der Stadt Cadan der Hirt Myslata gestorben und bei der Kirche begraben worden sei. Derselbe stand alle Nacht auf, ging in den Dörfern herum, schreckte die Leute und redete mit ihnen, nicht anders, als wenn er leben würde; er würgte einige, und vor dessen Wohnung er kam, der mußte in 8 Tagen sterben. Die Nachbarn desselben Dorfes sowie aus den umliegenden Dörfern kamen zusammen, hielten Rath, ließen ihn ausgraben und einen eichenen Pfahl durch ihn schlagen, während sie Alle dabei standen. Als solches geschah, lachte er und sprach: „Ihr glaubtet mir Uebles zu thun, allein ich danke Euch daß ihr mir einen Stecken gegeben, daß ich mich besser der Hunde erwehren kann!" Die nächstfolgende Nacht ging er wieder herum und ängstigte die Leute mehr als früher. Die umliegenden Bewohner der Dörfer konnten solches länger nicht dulden, bestellten zwei Henker, ließen ihn ausgraben und auf einen Wagen legen. Während sie ihn banden, bewegte er sich, als wenn er lebte und schrie. Als sie ihn auf den Scheiterhaufen brachten, und ihn an dem in die Erde eingeschlagenen Pfahl fest banden, stach ihn der eine Henker mit einem zugespitzten Eichenpfahl in die Seiten, aus welchen das Blut wie aus einer Rinne geronnen ist. Wie man das Holz unter ihm anzündete, brüllte und schrie er. Da er aber verbrannt war, hatte das Uebel ein Ende.

Im Jahre 1345 lebte, wie die Chronisten Hajek und Beczowsky erzählen, im Städtlein Lewin bei Auscha ein Töpfer mit Namen Duchacz, welcher ein Weib hatte, das Brodka hieß, und eine böse Zauberin war. Die Priester ermahnten sie, von ihren bösen Thaten abzustehen. Und obwohl sie sich öffentlich der Zauberei enthielt, so trieb sie sie doch im Geheim. Einmal begab es sich, daß sie, als sie ihre Geister zusammenrief, desselben Tages eines jähen Todes starb, und Niemand zu sagen wußte, ob sie von ihnen umgebracht oder selbst gestorben war. Aus diesem Grunde wollte man sie unter fromme Christen nicht begraben, sondern sie wurde auf einem Scheidewege verscharrt. Bald wurde entdeckt, daß sie herumging, oft zu den Hirten auf dem Ješken, sich in mancherlei Thiere Gestalt verwandelte, die Hirten erschreckte und das Vieh verjagte, und ihnen dadurch viel Kummer bereitete. Zu Zeiten ließ sie sich auch in ihrer Gestalt, als wenn sie noch lebte, sehen. Dann kam sie auch vielmals in Lewin und in den umliegenden Dörfern in der Leute Häuser und erschien in mancherlei Gestalten, redete mit ihnen und brachte einige ums Leben. Die Nachbarn des Städtchens und die Bauern aus den umliegenden Dörfern vereinigten sich und ließen sie ausgraben. Als solches geschehen, konnten alle anwesenden Leute sehen, daß sie die Hälfte des Schleiers, welchen sie auf dem Kopf trug, im Halse stecken hatte, worauf ihr derselbe ganz blutig herausgezogen wurde. Man ließ ihr zwischen die Brust einen eichenen Pfahl schlagen, hierauf floß ihr das Blut aus dem Leibe, so daß sich Jeder darüber wunderte. Hierauf wurde sie verscharrt. Kurze Zeit darauf wurde sie wieder öfter als früher gesehen, erschreckte und tödtete die Menschen, und welche sie umgebracht hatte, auf denen sprang sie mit den Füßen herum. Deßhalb wurde sie wieder ausgegraben, und man fand, daß sie den Pfahl, welchen man ihr in den Leib geschlagen hatte, in den Händen hielt. Nun ließ man sie herausnehmen, mit dem Pfahl verbrennen und die Asche sammt der Erde in das Grab schütten und verscharren. Von dieser Zeit an nahm das Uebel ein Ende. Deßungeachtet hat man an dem Ort, wo sie verbrannt wurde, lange Zeit hindurch einen Wirbelwind gesehen.

Eine andere böhmische Local-Chronik bewahrt uns eine ähnliche Vampyrsage auf. Im Jahre 1567 lebte Stefan Hübner, ein Einwohner von Trautenau, im großen Glücke. Er sammelte viel und führte treffliche Gebäude auf, so daß Jedermann sich verwunderte und ihn ehrte als einen Auserwählten. Endlich erkrankte er, starb und wurde prunkvoll begraben. Kurz darauf aber ließ er sich wieder lebendig sehen, herzte viele Leute, umfing sie, und drückte einige so hart, daß sie theils davon starben, theils auch erkrankten. Diese sagten Alle aus, daß sie der reiche

Mann also traktire. Hierüber wurde von den Gerichten dieses Ortes also geurtheilt, daß es ein Teufelswesen wäre, befahlen deswegen dem Henker den Leichnam wieder auszugraben. Als solches geschehen, und er alsbald unter den Galgen geschleppt und ihm der Kopf abgehauen wurde, da sprang das Blut heraus, so wie aus der Brust, aus welcher ihm der Henker das ebenfalls blutende Herz gerissen, ob er gleich vor fünf Monaten begraben worden. Nun wurde er in Gegenwart einer großen Volksmenge zu Asche verbrannt. Darauf hörte der Spuk für immer auf.

Im vergangenen Jahrhundert war der Vampyrglaube in Serbien und der Walachei so verbreitet, daß die dortigen Bewohner in Furcht und Verzweiflung geriethen, weil Niemand mehr vor denselben seines Lebens sicher sei. Die Zeitungen und gelehrten Journale jener Zeit, wie die „Europäische Fama", die Acta Erudit., die Leipziger gelehrten Zeitungen u. s. f. bringen ausführliche Berichte über diese Begebenheiten.

Die berühmtesten Vampyre sind: Michael Casparek, Einwohner in Leblow in Ungarn, welcher, nachdem er dort gestorben, mit dem gewöhnlichen Gepränge zur Erde bestattet und sein Sarg mit Sammt überzogen wurde. Weil er aber die Leute öfters erschreckte, wurde er ausgegraben, ihm der Kopf abgeschlagen und verbrannt. Wurde deßungeachtet wieder gesehen, sprach mit den Leuten, aß und trank mit ihnen und zündete auch ihre Häuser an.

Peter Stogojowitz zu Kisolova starb im Jahre 1725 und erschien kaum beerdigt als Vampyr, denn in den ersten 8 Tagen nach seinem Tode starben plötzlich hintereinander nach einem Krankenlager von 24 Stunden 9 Personen in der Gemeinde. Diese Alle bekannten auf ihrem Sterbebette, heißt es in den aus Ungarn darüber mitgetheilten Berichten, daß Stogojowitz die Ursache ihres Todes sei, indem er im Schlafe zu ihnen gekommen, sich auf sie gelegt, ihren Hals gewürgt und Blut ausgesogen habe. Um dem allgemeinen Unglück im Dorf ein Ende zu machen, entschloß man sich endlich das Grab zu öffnen, und alle Umstehenden wurden zum größten Erstaunen gewahr, daß der Körper dieses Verstorbenen obgleich er schon fast 3 Wochen im Grabe gelegen, nicht den geringsten Todtengeruch von sich gab. Er war auch außer der Nase, die etwas eingefallen zu sein schien, noch ganz frisch und unversehrt. Die Haare, der Bart und die Nägel waren ordentlich gewachsen die alte Haut hatte sich wie abgeschält, und eine frische kam darunter zum Vorschein. Das Gesicht, die Hände und Füße so wie der ganze Leib waren in einem solchen vollkommenen Zustande, als sie bei Lebzeiten nur immer sein können.

In seinem Munde bemerkte man etwas frisches und gesundes Blut von welchem ein jeder der Umstehenden behauptete, daß es Peter Stogojowitz aus dem Körper des Unglücklichen, den er zuletzt getödtet, gesogen habe.

Man hob den Körper aus dem Grabe heraus, spitzte einen Pfahl und durchschlug damit das Herz dieses Vampyrs, in Folge dessen ganz frisches Blut aus Mund und Ohren geflossen kam. Hierauf verbrannte man den Leichnam. Hierüber wurde die Anzeige gemacht, und der Oberstlieutenant Büttner und der Fähnrich von Lindenfels des Regimentes Alexander von Württemberg, sowie die Regimentsfeldscherer des Baron Fürstenbuchischen Regimentes zu Fuß Johannes Flickinger, Johann Friedrich Baumgärtner und Fleck Siegel abgesendet, um den Thatbestand aufzunehmen. Sie ließen 13 Leichen, welche im Verdachte des Vampyrismus standen, ausgraben, ihnen die Köpfe durch dortige Zigeuner abschlagen, sammt den Köpfen verbrennen, die Asche in den Fluß Mornoa werfen, die anderen verwesten Leiber aber wieder beerdigen. Hierüber wurde ein Visum Repertum über die sogenannten Vampyrs oder Blutanssauger so zu Mednegya in Serbien an der türkischen Gränze den 1. Januar 1732 geschehen, wie folgt aufgenommen:" Wir Endes-Unterschriebenen attestiren hiemit, wie daß Alles dasjenige, so der Regimentsfeldscherer vom Fürstenbuchischen löbl. Regiment sambt

beiden unterzeichneten Feldscherer-Gesellen hier oben die Vampyren betreffend in Augenschein genommen, in Allem und Jedem der Wahrheit gemäß und in unserer selbsteigenen Gegenwart vorgenommen, visitirt und examinirt worden. Zur Bekräftigung dessen ist unsere eigenhändige Unterschrift und Fertigung. Belgrad den 26. Januar 1732." Und von obengenannten Personen unterschrieben worden.

Erasmus Franzisci berichtet in den Anmerkungen über Valvasocis Descriptionem des Erzherzogthums Krain in Tom. Lib. XI. Fol. 317, daß in der Mark Kring ein Mann Namens Grando gelebt habe, der ein Vampyr gewesen, und als solcher gefürchtet worden sei.

Der Glauben an die Vampyre in Serbien mag wohl darin seine Erklärung finden, daß die Einwohner von Medegya zu den sogenannten Reitzen oder Rätzen, welche sich zur griechischen Religion bekennen, jedoch als Schismatiker betrachtet werden, gehören. Die grichische Kirche hielt in früherer Zeit dafür, daß der Teufel über die Leiber derjenigen, welche in Bann starben, eine unbeschränkte Macht habe, dieselben besitze, beseele und beherrsche, und sich ihrer bediene, um den Lebenden Schaden zuzufügen. Diese Wesen, welche im Grabe eine frische und lebhafte Farbe des Gesichtes hatten, woraus der Schluß gezogen wurde, daß sie noch im Grabe aßen, die Speisen verdauten, und dann auf des Teufels Antrieb zur Nachtzeit unter den Menschen herumwandelten, wurden „Burcolaccas" genannt.

Diese Burcolaccas haben in der That eine auffallende Aehnlichkeit mit den Vampyrs.

Sie sollen wie diese in ihren Gräbern Speise und Trank genießen, im Grabe frisch und unverwest bleiben, und des Nachts herumwandeln. Die Burcolaccas werden wie die Vampyrs ausgegraben und ihre Leiber verbrannt, um ihre Seelen vom Bann zu erlösen.

Daß diese Begebenheiten allgemeines Aufsehen erregten, ist begreiflich, und in Fol e dessen erschienen mehrere Schriften, welche diese Erscheinungen zum Vorwurf nahmen; einige derselben sollen hier angeführt werden:

1. Courieuse und sehr wunderbarliche Relation von denen sich neuer Dinge in Servien erzeugenden Blutsaugern oder Vampyrs, aus authentischen Nachrichten mitgetheilet und mit historischen und phylosofischen Reflexionen begleitet von W. S. G. E. A. Leipzig 1732.

2. Christoph Friedrichs Demelii phylosophischer Versuch ob nicht die merkwürdige Begebenheit der Blutsauger oder Vampyren aus den principiis naturae hergeleitet werden könne.

3. Aktenmäßige und umständliche Relation von denen Vampyren. Leipzig 1732.

4. Courieuse Relation von denen sich in Servien erzeugend habenden Blutsaugern. Leipzig 1732.

5. Gottlieb Heinrich Voigts kurzes Bedenken von den Relationen wegen der Vampyren. Leipzig 1732.

6. Schreiben eines guten Freundes an einen anderen guten Freund die Vampyre betreffend. Frankfurt 1732.

7. Eines Weimarischen Medici Dr. Joh. Christ. Fritschi muthmaßliche Gedanken von den Vampyren und blutsaugenden Todten. Leipzig 1732.

8. Putonens besondere Nachricht von denen Vampyrs. Leipzig, 1732.

9. Joh. Christian Herenburgs (eines zu seiner Zeit sehr berühmten Gelehrten) vernünftige und christliche Gedanken über die Vampyrs oder blutsaugenden Todten. Wolfenbüttel 1732.

10. Ottonis Graben zum Stein unverlorenes Licht und Recht deren Todten unter den Lebendigen. Wirtenberg, 1732.

11. Visus et repertus über die sogenannten Vampyre. Nürnberg 1732.

12. Christliche Betrachtungen über die wunderbarliche Begebenheit mit den blutsaugenden Todten in Serbien. Leipzig, 1732.

Aber nicht allein in Druckschriften berühmter und unberühmter Männer bedeutenden und unbedeutenden Inhaltes wurde die Sache verhandelt, sondern auch in öffentlichen Dissertationen auf den berühmtesten Universitäten, wovon einige angeführt werden sollen.

1. Dissertatio physica de cadaveribus sangvisugis sub juce sidio Joh. Christ. Stockii. Jenae 1732.

2. Joh. Hein. Zopffii Dissert. de Vampiris Serviensibus Hallae 1733.

3. M. Joh. Christ. Pohlii. Dissert. de hominibus post mortem sanquisuigis. Lipsiae 1742.

Endlich wurde auch noch in vielen andern Schriften über für, und gegen die Vampyrs als einer wichtigen Angelegenheit der Zeit gesprochen. Auch dauerte das Interesse an der Sache ganze Jahrezehnte hindurch fort. Noch im Jahre 1768 erschien folgende Schrift: „Abhandlung des Daseyns der Gespenster und des Vampyrismus." Augsburg 1768.

Volksthümliches aus Plan und Umgegend.

Von Dr. J. E. Födisch.

Wenn auf einem Gebiete Theilung der Arbeit von Nutzen und darum empfehlenswerth ist, ist es sicher der Fall bei der Sammlung volksthümlicher Sitte und Sprache; mag auch manches in Brauch und Dialekt übereinstimmen, so erscheint denn doch wiederum so vieles Eigengeartete, daß gerade auf diesem Gebiete die selbstständige Behandlung einzelner Gruppen und die spätere Zusammenfassung des allen Gemeinsamen oder Verschiedenen von entschiedenem Vortheil erscheint. Es zeigt sich darin so recht deutlich, wie trotz mannigfacher Abstammung und Entwicklung das deutsche Element in Böhmen doch fest und treu an seiner althergebrachten Sprache und Sitte hält. Der Stamm hat seine Eigenthümlichkeit gewahrt bis auf den heutigen Tag. Wir Deutsche in Böhmen mögen uns aber auch darauf etwas zu Gute thun, daß unsere tüchtigsten Forscher diese Stammeseigenthümlichkeiten mit deutscher Liebe und Tiefe gewürdigt und das Beste daraus oft mit großer Mühe gesammelt und der Nachwelt aufbewahrt haben, so daß wir auch in dieser Hinsicht unseren Nachbarn in West, Nord und Süd nicht nachstehen. Schon unser leider zu früh verstorbene verdiente F. A. Schmalfuß versuchte in seinem trefflichen Werke „Die Deutschen in Böhmen" Prag 1851 eine übersichtliche Zusammenstellung der deutschen Dialekte in Böhmen, ihrer Sitten u. s. w. J. Peters behandelte in zahlreichen Abhandlungen die deutschen Dialekte des nördlichen Böhmens in echt wissenschaftlicher, mustergültiger Weise. Der Sprache und Sitte des Böhmerwaldes widmete J. Rank sein weitverbreitetes Buch: „Aus dem Böhmerwalde." Für das Egerland sind wieder J. Grabl und A. Wolf eingetreten u. s. f Mag später auf Grundlage dieser Vorarbeiten eine ordnende, sichtende Hand Einheit in das scheinbar bunte Gewirre bringen und aus dem gesammelten Materiale neue Schlüsse ziehen. Von dem Gedanken, weitere Bausteine für ein größeres Werk über deutsche Sprache und Sitte in Böhmen herbeizuschaffen, geleitet, bringe ich diesmal „Volksthümliches aus Plan und Umgegend." Einen guten Theil des gesammelten Materiales verdanke ich meinem ehemaligen Schüler E. Umlauft, der durch seine Beiträge meine Arbeit mit Liebe und Verständniß förderte.

Die Stadt Plan ist im westlichen Böhmen, im ehemaligen Pilsner Kreise, nahe Marienbad und Eger gelegen und von beiden Orten aus leicht zu erreichen. Schon 1219 wird Plan neben Lichtenstadt und Sandau u. a. als Besitz des Tepler Stiftes genannt [1]); frühzeitig wurde hier Bergbau auf Silber und Blei betrieben.

---

1) Erben, regesta 274.

Im Anfange des XVI. Jahrhunderts kam Plan an das Grafengeschlecht der Schlicke; diese legten hier eine Münzstätte an und blieben bis 1665 im Besitze der Stadt. In Sprache und Sitte schließt sich das Planer Ländchen an das Egerland an. Die Stadt selbst mit ihren Giebelhäusern, ihren hohen spitzen Dächern und so manchen Erinnerungen aus der Blüthezeit des Bergbaues, hat noch heute ein halb mittelalterliches Aussehen. Der Planer selbst sagt sprüchwörtlich von seiner Stadt, sie gleiche einem Manne: das Schloß mit dem Brauhause, der ehemaligen Münzstätte der Grafen Schlick, sei der Kopf, die Schloßvorstadt und die Neustadt seien die Arme, die Stadt der Leib und die Petersvorstadt die Füße. In der Nähe von Plan liegt eine alte vielbesuchte Wallfahrtskirche, zu Skt. Anna genannt, die in den Sagen des Planer Ländchens eine bedeutende Rolle spielt.

Der Planer Bürger, wie Städter überhaupt, hat in seiner Tracht wenig Eigenthümliches mehr, dagegen aber sind die Landleute der Umgegend noch wenig von ihrer alten Sitte abgewichen. Der Landmann trägt immer noch seinen großen hohen Filzhut mit breiten Krämpen und herabhängenden Troddeln, um den Hals gewöhnlich ein buntes, rothes Tuch, geblümte Weste, blautuchene Jacke, gelblederne, bis an die Knie reichende Beinkleider und hohe Stiefel oder Schuhe und Strümpfe und einen blauen Mantel. Sein Eßbestecke, Messer und Gabel, führt jeder in einer eigenen Tasche bei sich. In vielen Dörfern, namentlich in der Mieser Gegend um Tschernoschin herum, tragen Burschen zum Sonntagsschmuck auch noch blendend weiße Schürzen.

Wie die deutschen Bewohner des westlichen Böhmens überhaupt, liebt auch der Planer Musik und Tanz. Das landesübliche Instrument ist auch hier noch in den Dörfern, wenn besseres fehlt, der Dudelsack. Beginnt nach dem Nachmittagsgottesdienste an Sonn- und Feiertagen der Dudelsack seine einfachen Tanzweisen, dann strömen rasch Burschen und Mädchen dem Wirthshause zu. Die Mädchen warten an der Thür, der Wirthsstube bis sie der Bursche zum Tanze ruft:

Spiellent spielts áf, spielts áf
Und lässts a' sait'n klinga,
Dráus háb i ma máidl,
wir's eine bringa — [1])

ruft der Bursche, und im fröhlichen Rund drehen sich die Paare in der staubigen Stube.

Besonders feierlich, wie im benachbarten Egerlande, werden auch im Planer Ländchen die Hochzeiten („häuchzet") abgehalten. Der Hochzeit voraus geht die Einladung an Verwandte und Bekannte durch den Hochzeitbitter, im Egerlande auch Prokurator genannt. Am Tage der Hochzeit selbst zieht der Bräutigam unter Musikbegleitung vor das Haus der Braut. Nachdem das Brautpaar von den Eltern den Segen erhalten hat und ein Imbiß, in Suppe und Fleisch bestehend eingenommen ist, begibt man sich zur Kirche. Die Trauungen finden gewöhnlich erst gegen Mittag statt. Die Braut ist bei wohlhabenden Leuten ganz in Seide gekleidet und mit zahlreichen Schleifen geschmückt. Der Bräutigam erscheint im Festtagsgewand, auch er trägt am Arme seidene Bänder und einen grünen Rosmarinkranz. Nach der Trauung zieht man ins Haus des Bräutigams. Bevor die Braut ins Haus tritt, bringt ihr der junge Gatte eine Semmel oder ein Kipfel entgegen, so wie ein Glas Branntwein. Von dem Gebäcke bricht sie ein Stückchen ab, das andere wirft sie über den Rücken, ebenso wird das ausgeleerte Gläschen über den Kopf nach rückwärts geworfen. Zerbricht es, so ist es ein gutes Zeichen. Das Hochzeitmal findet erst gegen Abend statt; bei jeder Speise, die zum Tische getragen wird, wird von den Musikanten, die bei keiner Hochzeit fehlen dürfen, Tusch

1) á, langes a, vertritt hier die Stelle des nhd. au, á ist der dem Dialekte eigenthümliche Mittellaut zwischen a und o.

geblasen. Um Mitternacht wird die Braut über den Tisch gehoben und ihr eine Haube aufgesetzt: nun ist sie Frau. Bis zum frühen Morgengrauen, ja häufig noch in den nächsten Tag hinein wird getanzt und gejubelt und aus Flinten und Pistolen geschossen. In Verbindung mit der Hochzeit steht der unentbehrliche „Kammerwagen", der gewöhnlich von 4 Pferden gezogen und festlich geschmückt am ersten oder zweiten Tage nach der Hochzeit die Mitgift der Braut ins Haus der jungen Gatten bringt.

Unter den eigenthümlichen Bräuchen des Planer Landes sind insbesondere folgende erwähnenswerth: Am Neujahrstage gehen alle jungen ledigen Burschen ins Wirthshaus; es wird, wenn halbwegs möglich, getanzt und Branntwein in Menge getrunken; man nennt es „schei trinken", Schönheit fürs neue Jahr trinken. In gleicher Weise wird wieder am Dreikönigstage „Stärke" getrunken (stárk trinken). Das findet Parallelen in der Jechnitzer Gegend, wo man am Neujahrstage „neues Blut" trinkt, und am Aschermittwoch wieder, um nicht von Mücken gestochen zu werden.

Beim Leichenbegängnisse eines Jünglings tragen die Burschen ein rothes Tuch am Arme, die Angehörigen ein weißes Tuch in der Hand zum Zeichen der Trauer.

Als eine ganz seltsame Sitte muß ich erwähnen, daß man Leichen gerne bis zur Einsargung im Backofen unterbringt [1]).

Die Bauart der Häuser des Planer Landes entspricht der des Egerlandes; Riegelbauten mit Giebeln und hohen spitzen Dächern, gegen den Hofraum zu mit einem Holzbalkon versehen. Von den hie und da auf Häusern sich findenden Inschriften — eine Sitte, die übrigens mehr und mehr erlischt — erwähne ich außer den häufigeren: „Gott segne dieses Haus und welche da gehen ein und aus", noch folgende sinnigere:

„Dieses Haus gehört mein und auch nicht mein;
Der vor mir war, dach't auch, es wäre sein.
Er zog aus und ich zog ein,
Nach meinem Tod', wirds auch so sein."

„Wir Menschen bauen Häuser fest,
Und sind darin nur fremde Gäst,
Und wo wir sollen ewig sein,
Da bauen wir gar wenig' nein." (Bruck bei Plan.)

Wie bei unserer Landbevölkerung so häufig werden auch in der Planer Gegend die Bauernhäuser nicht nach ihrem jeweiligen Besitzer, sondern mit Namen genannt, die auf ältere Besitzer und deren jeweilige Beschäftigungen hinweisen. Oft lassen sich solche „Hausnamen", die man gegenwärtig häufig genug als „Spitznamen" bezeichnet, nach den alten Grund- und Flurbüchern auf mehr als ein Jahrhundert zurückverfolgen. Beim „Schmied", beim „Richter", „Altrichter" u. s. w. sind Hausnamen, die sich in den meisten Dörfern Deutschböhmens wiederfinden und in eine mehr oder minder entfernte Vergangenheit zurückgreifen. Unter den Hausnamen des Planer Landes erscheinen folgende eigenthümlich: Herrgott, Ganserbar, Ganserkodara, Gansergötze, Leiklopperа (Leinklopfer), Watschiner, Hocht, Walf, Pikuk, Leinl, Häinz, Schmälzera, Piwas, Hirzl, Zimmerlosch, Aurbarsta.

Außer dem Tanze sind als beliebteste Vergnügungen noch zu erwähnen das Kegelspiel und das Scheibenschießen, im Herbst der Vogelfang und in der Nähe von Teichen und Bächen der Fischfang. Die Jugend hat ihre eigenen überall verbreiteten Spiele; während die Mädchen „Engel und Teufel" spielen, „goldene Brücken bauen", oder „Stá räppen" (Steinchen fangen), schieben die Knaben

---

1) Über diesen eigenthümlichen Brauch, der sich auch sonst noch in Böhmen findet, und seine Bedeutung hoffe ich demnächst in einer selbstständigen Arbeit Näheres zu bringen.

Bohnen, spielen Räuber, schlagen Ball oder üben sich als angehende Turner im Wettlauf und Wettsprung.

Zahlreiche Sagen werden im Planer Lande erzählt. Daraus verdienen folgende hervorgehoben zu werden:

1. Der „Heimua".[1])

Unweit Plan steht eine Mühle dort lebte ein alter Müller; der mochte in die Stadt gehen, so oft er wollte, niemals ließ ihm der „Heimua" Ruhe. Oefters kamen die Beiden auf der Brücke zusammen und keiner wollte ausweichen. Da rauften sie dann so lange, bis der „Heimua" den Müller ins Wasser warf, daß dieser ganz durchnäßt heim kam. Der Müller meinte zwar immer: „Hat denn Dich der Teufel schon wieder da!" Der „Heimua" aber lachte nur und das nächste Mal warf er den Müller wieder ins Wasser.

2. Die Geistermette.

Bei den drei Kreuzen (einer Stelle, wo 3 Kreuze stehen) stand einst ein altes Kloster. Die Mönche dort waren „Enthäupter" (d. h. sie gingen barhaupt). Zur Erinnerung an dieses Kloster sollen eben jene 3 Kreuze unterhalten werden. Einst ging am hl. Abend der Planer Schornsteinfeger in die Dörfer, die Rauchfänge zu kehren. Dabei wurde es so spät, daß er nicht mehr zum Abendessen heimkommen konnte. Als er zu den drei Kreuzen kam, stand da eine große Kirche und die Thür war offen. Der Mann ging hinein. Drinnen wurde die Mette gehalten und eine Menge Leute waren gegenwärtig, aber Niemand davon war dem Schornsteinfeger bekannt. Als die Mette zu Ende war und die Leute die Kirche verließen, ging auch der Schornsteinfeger mit. Draußen aber sah er keinen Menschen mehr und stand allein am Berge. Als er endlich heim kam, mußte er sich zu Bette legen und ein Viertel-Jahr darauf war er todt.

3. Der Schatz beim Schloßteiche.

Beim Schloßteiche in Plan wurde früher Wäsche gebleicht. Ein Mann, der um 12 Uhr Nachts über die Bleiche ging, sah zwischen den Häusern ein Licht so groß wie ein Herdfeuer. Da nahm er eine Kohle davon und rauchte damit seine Pfeife an. Als er heim kam, fand er in der Pfeife statt der Asche einen Silberthaler. Da liefer nochmals geschwind hinab, sah aber nichts mehr von einem Feuer.

4. Der blinde Knabe.

Ein Bauer hatte einen blinden Sohn. Da hörte er einst, daß die Mutter Gottes in Skt. Anna Mirakel wirke, und meinte zu seinem Sohne: „Wir werden ein paar Ochsen hinopfern, vielleicht wirst Du sehend werden." So ging er denn mit dem Knaben hin, und als sie schon in der Nähe des Wallfahrtortes waren, rief der Knabe: „Vater, was ist denn das für ein großes Gebäude?" Ueberrascht fragte der Vater: „Siehst Du vielleicht?" — „Ja, ich sehe ein großes Haus." Da rief der Vater: „Kehren wir um, wir können unsere Ochsen ersparen." Aber als sich der Knabe umkehrte, war er wieder blind und blieb blind sein Leben lang.

5. Die Pest in Plan.

Vor dreihundert Jahren war die Stadt Plan in einer großen Drangsal. Der damalige Bürgermeister hatte zwei Söhne, von denen der eine ein Bauernmädchen liebte. Der Vater aber wollte die Liebschaft nicht dulden, weil die Mutter des

---

1) Der „Heimua," anderswo auch das Hemännchen, slav. Heikablo genannt, ist dem Volksglauben nach ein Gespenst, das nächtlicher Weile den Wanderern gern aufhockt. Im Egerlande hält sich der Häimaa im Sumpfe auf; bei Tage schläft er im Röhricht, bei Nacht stelzt er im Sumpfe umher und läßt sein Geschrei häi, häi, häi ertönen. Kalender für das Egerland 1871 pag. 51.

Mädchens als eine Hexe galt. Endlich wanderte der junge Mann nach Ungarn, wo er drei Jahre lang blieb. Als er wieder heimkehrte, rief ihm der Vater schon an der Schwelle entgegen: „O, Unglück, Du hast die Pest mitgebracht." So war es auch. Der Sohn fiel um und war todt und ganz schwarz geworden. Die Pest aber wüthete derart in Plan, daß alle Einwohner bis auf 16 Personen starben.

Die Volkslieder des Planer Landes gehören jener Gattung kleiner Liedchen an, die man im nordwestlichen Böhmen auch „Steikla", Stücklein, im Voigtlande „Runda", in bairischen Walde „Schnaderhüpfel" nennt. Es sind vierzeilige Strohpen, die über Liebe, Ehe, Liebesleid und Liebesfreude handeln, und bald tiefsinnige Gefühle, bald harmlosen Scherz, bald wieder beißenden Spott athmen.

Aus der großen Anzahl dieser Liedchen mögen hier einige der schönsten mitgetheilt werden, die zugleich einen Einblick in den Dialekt des Planer Ländchens gewähren:

1.) O du veirecketer klei!
Thåut mia ma herzel wei, —
wen i dra denken thåu,
da-r-i furt måu.

2.) Gei-wi assi in Gårten,
wei wind i mei händ,
nimmt denn des traurichs
leben koå end!

3.) wen i glei trotze bin,
beis bin i denna niat;
des is mei ålter bråuch
den låu i niat.

4.) Übers wieserl bin i gånga,
meine fusslan [1]) san nåss, —
wer wird m'rs no truckna?
Må schwårz augeta Schåtz.

5.) Håust denkt, du håust mi scho,
ouchhå, over niat, over niat —
du bist der scheiste niat,
di måg i niat.

6.) Ma ålte schweigermåutr —
weird a niat lång leb'n,
Ihåb-r-a schwåzl
min stiefelkneat geb'n.

Prag im Mai 1871.

Dr. J. E. Födisch.

Innungsordnung der Glasschneider ꝛc. in Steinschönau.

Im namen der allerheiligsten hochgelobten und unzertheileten dreyfaltigkeit, einigen Gottheit, Gott des Vaters, Gott des Sohnes, und Gott des heiligen Geistes. Amen. Ich Wentzel Norbert Octavian Kinzky, des heiligen römischen reichs graff von Kinitz und Tettaw, erbherr der herrschaft Böhaimbisch-Kammnitz, Arnaw, Newschloß, Drahobus und Radeschin, röm. kayf. May. wierklich gehaimber rath, cammerer, königl. stadthalter und obrister landrichter im königreich Böhaimb, thue auf beschehen unterthäniges ansuchen, und bittent, begehren, meiner lieben getreiuen unterthanen, der glaßschneyder, glaßmahler und schraubenmacher in meinem dorf Stainschönaw, umb destomehrer fortpflantzung ehrbarer sitten, stets haltender gutter pollicey und ihres

1) a der zwischen a und e anklingender Auslaut = neuhochd. e, en, er.

gutten aufnehmens, aus hochobrigkeitlicher macht, und gnädiger zuneigung, ihnen und allen ihren nachkommen, diese nachbeschriebene innung, in gesetzten puncten, clausulen, und articulen, sich gehorsamblich, jetzt und zu allen zeiten, darnach zu richten, und vollkommentlich, darnach zu halten, in gnaden ertheile, nemblichen:

Vors erste: sollen sie sambentlich, jeder vor sich selbsten, gebot gottes, und der heiligen christlichen catholischen kirchen fleißig halten, nachmals ihre weiber, kinder und gesindtlich darzu ermahnen, und aufmuntern.

Zum andern: sollen sie jährlichen die vier quartalzeiten, entweder in meinem gericht zum Schelten oder Parchen oder wo mein bier geschencket wird, ordentlich halten; und wann sie zusammenkunften oder quartal halten wollen, sollen die erwählete zwey ältisten, einen tag oder zwey zuvor, solches den anderen meistern, und denen, die darzu gehören, wissent machen, da dann ein jeder, er hätte dann nicht zu erscheinen, genugsambe ursachen vorzuwenden, bei straf zwei pfund wachs zu rechten zeit mit angethanen mantel, sich einfinden, nach der ordnung, wie sie nach einander meister worden; zum beten mit abgedeckten haupte niedersetzen, sechs Kreutzer auflegen, und solange das quartal, oder zusammenkunft währet, und auch sonsten, ein jeder, nach dem verordneten eltisten sich richten und selbsten einer dem andern mit aller ehrerbötigkeit entgegengehen soll. und was die innung beschliesset, soll keiner ausplaudern, bei straf zwei schock meißn. auch ist verboten aller Zanck und hader, das schelten fluchen bei straf einer halbe tonne bier; sollte einer den andern schlagen, oder ehrenschmähen, ein gantzes viertel bier; der aber gott lästerte, oder sich außerhalb der innungsversamblung in einen oder anderen ungebürlich verhielte, soll, (jedoch der innung ohne nachtheil) dem gerichte übergeben und von demselben gebührend gestrafet werden. außerhalb der quartal, seind sie nicht schuldig zusammenzukommen; verlangts einer aus der innung, soll er dreißig kreutzer, ists ein anderer, vierzig fünff kreutzer auf einen trunk bier erlegen.

Zum dritten: da einer, es sei ein frembder oder einhaimbischer, der unter diesen drei gewercken, des glasschneidens, glasmahlens und schraubenmachens eines, allhier oder ein frembder anderswo ehrlich gelernet, bei dieser innungszunft, zu der alle diejenigen, welche aus meinen dorfschaften der herrschaft Kamnitz seien, und darinnen gelernet haben, sich einzulassen, verbunden seyn sollen, meister werden wollte, soll er sich an einen quartal gebührend anmelden, und sollen die meister, darin solcher aus eigener kunst, wohlgestalte figuren selbsten entwerfen und gut abzeichnen kann, auch sein gewerck sonsten wohl verstehet, wenn er sechs schock meyßn. am gelde, eine tonne bier, vier pfund wachs, ein meistereßen, oder darfür zehen schock geld nebst einen glaesernen oder zinnern becher gibet und erleget, ihm in ihre zunft, doch daß er und ein jeder, bei seinen gewerck verbleibe, an- und aufnehmen; eines meisters sohn aber und der, so eines meisters tochter, oder wittib heirathet, soll bei diesen allen bei dem halben theil gelassen werden. ein frembder aber soll seinen geburts- und lehrbrief in mein ambt Böhm.-Kamnitz einhändigen und ein jeder solcher junge meister ist schuldig, so lange, als er sich nicht verheirathet, um seinen gewerck vor sich zu treiben, jedes quartal mir dem auffliegegeld der innung einen gulden zu geben, und der lehrjungen und der gesellen, sich gäntzlich zu enthalten, und soll denen eltisten und anderen älteren meistern mit vorwitzigen reden nicht vorgreifen, sondern sich nach ihnen allezeit zu richten, schuldig seyn, bey straf vier pfund wachs.

Zum vierten: wenn ein meister einen jungen lernen will, so soll von ihm wann er ehrlicher geburt nach vierzehntägiger versuchung, so es beeden gefällig und ich consens ertheile auf ganzer vier jahr lang vor offener laden an und aufgenommen, und so wohl wegen des lehrgeldes als seiner person mit zwei unterthänigen, wohl angesehenen bürgen auf dreißig schock meißn, verbürget werden. und soll von solcher auffnahme, ein schock geld, ein pfund wachs und eine halbe tonne bier, desgleichen auch von lossprechen auch soviel der innung gegeben wer-

den. da aber eines meisters sohn zur lehre auffzunehmen ist, wird mein haubtmann zu Kamnitz alsbald mir den consens gegen darlegung eines guldens zur unterschrift übersenden, und soll der innung neben einhändigung des consenses von auffnehmen so wohl auch von lossprechen, iedesmal nur eine halbe tonne bier gegeben werden. einem waisen, der nach eines meisters tode hinterbleibet, ist die innung schuldig, obgleich alle meister schon lehrjungen halten einen meister, der ihm ohne lehrgeld, neben seinen benor in der lehr schon habenden lehrjungen zwei jahr lang lernen zu verschaffen; wird aber nicht gestattet, daß ein meister, sonsten zwei lehrjungen auf einmal habe, vielweniger, daß einiger mein unterthan das glasschneiden oder dieser gewerk eins außer meiner herrschaft lerne noch einigen lehrjungen außerhalb derselben dergleichen gewerk lernen lasse; doch steht einem ieden meister frei, seine eigenen kinder, welche er nachmals bei der innung aufnehmen und das gebühr davon geben soll, auch nach seinen belieben wanns ihm gefället, wieder freisprechen mag neben einen lehrjungen jederzeit zu instruiren. kein meister soll auch nicht das geringste einen lehrjungen vor sich zu arbeiten erlauben weder geben, noch gestatten; derjenige meister der solches thut, soll dreimal so viel geld, als die gethane arbeit erkennt wird, ohne alle widerrede der innung erlegen. jeder meister ist auch schuldig seinen lehrjungen fleißig in der lehre zu unterweisen und ieder lehrjunge soll seinen lehrmeister und lehrmeisterin wie auch denen gesellen den gebührenden gehorsamb jederzeit leisten. —

Zum fünften: nach verstrichener lehrzeit soll ein jeder lehrmeister seinen lehrjungen vor offener laden freisprechen, uud solcher junge geselle, ehe er zum meisterwerden schreitet, soll zwei ganzer jahr lang im gesellenstande zubringen und weder er noch sonst einiger geselle sich nicht unterstehen, in gehaimb, noch offentlich vor sich zu arbeiten, bei straf vier pfund wachs und verlust der verfertigten waare. eines meisters sohn aber und der, der sich mit eines meisters tochter oder wittib verehelicht, ist solches zu thun nicht schuldig, sondern kann meister werden, wenn ihm beliebet.

Zum sechsten: es soll auch kein meister dem andern sein gesinde abhalten noch verführen, und soll in haltung der gesellen, damit einer dem andern mit allzu viel gesindlich nicht verderbe, eine billige gleichheit gehalten werden, bei strafe vier pfund wachs. ein jeder meister aber mag, wie andere zünfte frembde gesellen wann selbe ein jeder, gleich andern in arbeit stehenden gesellen, jedes quartal, bei der innung, drei kreuzer auflegen, sich unverhinderlich gebrauchen. kein geselle aber soll bei keinen andern meister arbeiten er sei denn von dem, bei denen er zu vorhero gearbeitet, verurlaubet. so viel arbeit solcher geselle verfertiget, soll der meister oder wittib, solchen gefördert, der innung das geld davor zu geben, verfallen seyn. denen wittiben aber ist nicht verwährt, so sie alle quartal ihre auflegegeld, richtig erlegen, ihrer Männer gewerk fortzutreiben.

Zum siebenten: es können auch bei dieser innung nicht nur allein die flachmahler, sondern auch andere gewerksleute, so sie ehrlicher geburt sich auffrichtig verhalten, und redlich gelernet haben auf von mir erlangten consens, in diese ehrliche zunft, umb das gebührliche angenommen und allda meister werden. kein kugelschneider, noch pollierer soll bei mir vorbehaltener straf, denen glasschneidern mit ihrer arbeit nicht den geringsten eintrag thun, und ihrer arbeit sich nicht heimblich, sondern öffentlich gebrauchen. diese innungs schraubenmacher mögen zu ihren verschraubten flaschen die futterale und klein und große schrauben von zinn und anderer materie machen, doch sollen hierinnen einer wie der ander in der bezahlung gleiche maß halten. kein meister, welches gewerks er in dieser innung sei, soll dem andern in die arbeit fallen, es sei denn der, der zuvor gearbeitet hat, völlig bezahlet, bei straff vier pfund wachs. es sollen auch diejenigen meister, welche aus dieser innung zu gemeingeschwornen gebrauchet werden, umb destomehrer ehrbarkeit willen mit dem

gebietender gemeine auß- und einführung, auch an- und losschließung der arrestierten jederzeit überhoben sein.

Achtens: ich gebe und bestättige auch nicht nur alleine denen jetzigen, sondern auch allen nachkommenden meistern dieser innung die häusler und hausleute betreffende diese Freiheit, daß ein jeder, der mir, wenn er geheirathet, jährlichen vier gulden, halb zu sanct Georgii und halb zu sanct Michaeli in mein ambt Kamnitz abführet, aller mir sonst zu thun schuldig gewesenen robothen, gäntzlich befreyet sein soll. thue auch allen meistern ihre kinder, meiner forwergs- wie auch der burger-bauer- und allen dergleichen dienste, wenn man mir von ieden sohn und tochter davor drei gulden, welche mein hauptmann ieder zeit ohne unterschied annehmen wird; doch von ieder Person nicht mehr als nur einmahl, in mein ambt eingehändiget, hiemit völlig entlassen, und selbe ob ihnen gleichbeede eltern entfielen in und allerzeit darbei erhalten. die auf diese meister und innungsgenossen fallende kais. contributionsgelder, wie auch alle andere sie angehende gaben, werden sie ein jeder selben meinen bestellten richter, der sie annehmen wird, zu seiner verräythung einhändigen.

Zum neunten: es soll auch niemand weder meine, noch anderer herrschaft unterthanen, durch ihr glashandeln dieser innungmeistern zum schaden, anderweitig geschnitten oder gemahltes glas, oder wie solches gearbeitet werde, noch andere verschraubte waren, keineswegs auf meine herrschaft bringen, noch an sich kaufen; weder meine unterthanen, ihr ungearbeitet glas anderwärts schneiden, malen noch verschrauben, weder andere weise zurichten: sondern so viel sie dessen zur handelschaft vonnöthen, eintzig und allein auf meiner herrschaft auf was vor eine manier es sei, verfertigen lassen; weder störer dieser innung zu wider, sollen auf keinerlei weise geduldet werden. sollte jemand, er sei wer er wolle, frembder oder einheimbischer, hierinnen begriffen worden, der oder diejenigen, sollen nicht nur allein, als er solcher bei ihnen befindlicher waren, gänzlich verlustig sein, sondern sollen auch noch darzu, wo der oder dieselben, auf meiner herrschaft, damit ertappet werden, von meinen, jedesorts zu nächst angelegenen gerichten, vor sich selbsten und wenn die innung sie darumb ersuchet, unverzüglich aufgehoben und ehender nicht bis doppelt so viel, als die waren werth sein zur strafe am gelde erleget ist, von dannen gefolgt werden, welche strafe und verlust halb der innung zufällt und halb mir zu fernerer disposition gelassen werden soll.

Zum zehenten: es wird auch diese innung zur zierde und ehre gottes, in der Steinschönauer kirchen einen messingenen leuchter und alle hohen festtage, als ostern, pfingsten und weinachten, auch an dem kirchenfesttage St. Joanni Baptista brennende kertzen darauf halten und durch ihre junge meister abwarten lassen. auch jeder meister und meisterinn, an corporis christi der heiligen procession beizuwohnen und die hohen festtage das kirchenopfer nebst ihren kindern und gesindtlich, bei straf ein pfund wachs, fleißig zu verrichten, schuldig sein.

Zum eilften: zur beiwohnung der Begräbnisse sollen die vorstehenden eltisten dessen meldung thun, und ein jeder meister und meisterin, ist schuldig bei den verstorbenen meistern und meisterinen, wie auch deren kindern und zugethanen begräbnis zu bestimmter zeit zu erscheinen, die jüngsten meister die leiche zu tragen und sie sambentlich, ein jeder der leichenbegägnis und so eine seelmeß gelesen würde, dem opfer beizuwohnen, bei strafe zwei pfund wachs; sollte auch einer beider jahr seelmeß, welche die innung vor die verstorbenen meister in der Steinschönauer kirchen leßen zu lassen schuldig ist, nicht beiwohnen, und sein opfer verrichten straff ein pfundt wachs. —

Endlichen: sollen dieser innungszunft ernendte der glasschneider, glasmaler und schraubenmacher, wie auch alle diejenigen, die sich, was vor gewerks sie seien, in die innung begeben, nach obbeschriebenen articulen zu vollkommentlich richten und halten, wessentwegen ich dann auch bei allen bemeldeten punkten clausulen und articulen

bestermaßen zu erhalten, zu schützen und zu handthaben, die innungsordnung umb erhaltung guter policey, zucht, und ehrbarkeit aufgerichtet, meinen beambten gehörige amtshülfe darüber zu leisten ernstlich anbefehliget — und die es ihnen gegebene privilegium, welches ich zu meinen und dieser innung nutzen gnädigst zu mindern und zu mehren, mir vorbehalte, zu mehrer urkund und stets fester haltung mit meiner eigenhändigen namensunterschrift und anhängung meines angeborenen gräflichen insigils wohlbedächtig und wissentlich bekräftiget und bestätiget, mit diesen fernern zusatz, daß ins künftige, meine erben und erbnehmer, diese meine lieben und getreuen unterthanen und alle ihre nachkommen, in und zu allen zeiten darob stets schützen und fest handhaben sollen; auch alle und jede nachfolgende, obrigkeiten und innhaber, dieser meiner herrschaft Böhm.-Kamnitz, auf mein inständiges intercedimus sie bei dieser von mir wohlerlangten begnadungen jederzeit, beständig erhalten, selbe auf unterthäniges ansuchen, weiter confirmiren, und ihren haupt- und ambtleuten weder jemand anderen, sie hierüber keineswegs zu beschweren nicht gestatten wollen.

Gegeben Prag den samstag nach St. Joanni Baptista, welches war der sechs und zwanzigste monatstag juni des nach christi unseres einigen erlösers und seligmachers freudenreichen geburt, ein tausend, sechs hundert, neunzig und vierten jahres.

Wentzel Norbert Octavian Graf Kinsky von Chinitz und Tettau m. p.

IV. Wanderversammlung

des

Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Wie wir schon zu öfteren Malen zu betonen Gelegenheit, handelt es sich dem Vereine, der nun seit 10 Jahren ununterbrochen und ausdauernd im Dienste der Wissenschaft und des Deutschthums thätig ist, nicht allein darum, die ganze große Vergangenheit des deutschen Volkes in Böhmen durch auf gelehrte Forschung basirte Schriften klar- und festzustellen, sondern ein anderer Theil seiner Aufgabe geht dahin, diese seine Forschungen auch auf dem Wege unmittelbarster Vermittelung durch das lebendige Wort und die freie Rede seinem Volke zur Kenntniß zu bringen. Darum die Wanderversammlungen, bei welchen der Ausschuß mit seinen Mandanten, den Vereinsmitgliedern, der Verein, diese schönste Schöpfung des deutschen Volksgeistes, in unmittelbarster Weise mit diesem Volke in Berührung tritt, um die Fäden, die, schon zahlreich gesponnen, immer fester und fester zu knüpfen und ihm mit der populären gemeinverständlichen Veranschaulichung vergangener geschichtlicher Thatsachen und verschwundener Ereignisse das Bewußtsein seiner nationalen Kraft und Größe, seiner Bedeutung für das Heimatland entweder zu bilden oder zu erhöhen und zu vermehren. Von diesem Zwecke getragen, mußten sich die Wanderversammlungen stets zu wahren Volksfesten gestalten — und eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für das geistige Leben unseres Volkes gewinnen. Um so größere Bedeutung und glanzvolle Großartigkeit mußte aber die in den Tagen des 27., 28. und 29. September des heurigen Jahres in Teplitz-Schönau und Dux abgehaltene 4. Wanderversammlung annehmen, weil das deutsche Volk, das den Ernst der politischen Lage nie verkannt, es ja selbst fühlt, was es aus den politischen Wirrsalen der jüngsten Tage, die seine ganze in der Geschichte seiner Ahnen begründete Existenz bedrohen, zu fürchten hat, und wie nothwendig es ist, sich wenigstens auf dem geschichtlichen,

unantastbaren Boden in Einigkeit zusammenzufinden und im gegenseitigen Verkehr die Kraft für die Zukunft zu gewinnen. Weit entfernt, uns politische Zwecke eher zur Aufgabe zu machen, als die wissenschaftlichen, mußte denn doch das Fest, das ein historisches, und so viel Anlaß zur Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart bietet, ohne Zuthun des Vereins einen politischen Anstrich gewinnen, da es doch keinem Menschen zugemuthet werden kann, in den anregendsten und gehobensten Tagen gerade von dem nicht zu sprechen — wovon das geängstigte deutsche Herz voll ist. Stolz aber kann der Verein darauf sein, daß er gerade darin den Beweis hergestellt hat, der wahrhaftige, anerkannte Centralpunkt des deutschen Volksstammes in Böhmen geworden zu sein; — darin erblüht für ihn die sicherste Hoffnung für die Zukunft, die unerschütterliche Kraft zu fortgesetztem neuen Schaffen in dem Sinne und dem Geiste wie bisher.

Darum eben danken wir allen jenen, die zur Verherrlichung unseres Festes beigetragen haben, allen unsern p. t. Herren Vertretern und unsern Vereinsgenossen, welche von den Bergen des Böhmerwaldes und des Riesengebirges, aus Städten und Dörfern herbeigeeilt kamen; darum danken wir allen jenen Vereinen, die dem unsern in diesen Tagen die wärmsten Sympathien entgegengebracht, darum danken wir vor Allem der deutschen Stadt Teplitz-Schönau und der Stadt Dux, welche so großartige und nicht genug anzuerkennende Vorbereitungen zum Empfange der Festesgäste getroffen hatten.

Teplitz hat den Ehrenplatz, den es unter den deutschen Städten Böhmens einnimmt, nur noch erhöht, Dux aber und sein ganzer Bezirk unsere vollste Liebe erworben. Schon während der Hinfahrt wurde der Verein Gegenstand mannigfacher Ovationen; vom alten historisch denkwürdigen Bergschlosse dem Schreckensteine bei Aussig wehte eine deutsche Flagge den vereinigten Prager-Braunau-Trautenauer Festgästen den ersten Willkommgruß, in Aussig selbst aber begrüßten ihn die am Bahnhofe aufgestellten Vereine und Corporationen, denen Exminister Excellenz Dr. Hasner den Dank ausdrückte. Nach kurzem kaum mehrere Minuten währenden Aufenthalte ging es auf Teplitz zu, in dessen festlich geschmücktem Bahnhof der Zug unter brausendem Zuruf der versammelten Volksmenge und bewillkommt von Dr. Stradal an der Spitze des Comités und den Vorständen der Vereine, dem Bürgermeister Dr. Stöhr, vom Vereinsvertreter Hiekel und zahlreich andern aus fast allen Städten Böhmens bereits angekommenen Gästen um $^1/_4$6 Uhr Abends einfuhr. Die eigentliche Begrüßung erfolgte erst bei der mit dem Standbilde der Germania gezierten prachtvollen Triumphpforte durch den Bürgermeister Dr. Stöhr, welcher in wenigen, aber tiefempfundenen Worten der hohen Verdienste des Vereines und seiner Wichtigkeit für die allgemeine deutsche Sache gedachte. Da der Vereinspräsident Se. Excellenz Graf Edmund Hartig zu allgemeinem Bedauern im telegraphischen Wege seine Verhinderung angezeigt hatte, erwiderte Dr. K. Pickert, als der vom Ausschusse gewählte Vertreter des Vereins, in folgender zündender Rede den Dank:

„Hochgeehrter Herr Bürgermeister! Im Namen des Ausschusses des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, wie im Namen der Festgäste, die hier versammelt sind, danke ich Ihnen, den löblichen Gemeindevertretungen der Städte Teplitz und Schönau und dem verehrlichen Festcomité wärmstens für den wahrhaft festlichen Empfang, mit dem Sie uns überraschten, für die herzlichen Bewillkommnungsgrüße, die Sie uns so eben entgegengebracht. Dieser überraschende Empfang ist uns von bester Vorbedeutung für das morgige Fest, und ein Beweis dafür, daß das Streben und die Aufgabe unseres Vereines in den Mauern dieser beiden Schwesterstädte die verständnißvollste Theilnahme findet und von den lebhaftesten Sympathien der intelligenten Bewohner dieser beiden Orte getragen wird.

Hochverehrte Landsleute und Parteigenossen! Sie kennen die Tendenzen unseres Vereines, Sie kennen seine Leistungen, die Ergebnisse seiner Forschungen.

Die Geschichtsblätter, die er entrollt, geben allerdings keine Kunde von einem derartigen Heldenzeitalter unseres Stammes in diesem Lande, in welchem etwa unsere Ahnen mit Dreschflegeln bewaffnet das Land durchzogen, um blühende Fluren zu verwüsten, Städte zu zerstören und zahllose Leichenhügel aufzuthürmen; wohl aber erfahren wir aus der Geschichte unserer Vorfahren hier im Lande, daß dieselben bei ihrem Vordringen entlang den Gewässern, die von den Grenzgebirgen herabfließen, das Land urbar machten, Städte gründeten, Recht, Gesetz, Gewerbfleiß und Bildung verbreiteten und so das schöne Boyerland einfügten in die Reihe der vorgeschrittensten Culturländer Mitteleuropas. (Zurufe.)

Wenn nun für all' das in neuester Zeit die Deutschen in Böhmen zu bloß geduldeten Bürgern zweiter Classe erniedrigt werden sollen, mit der weiteren Aussicht, durch ein famoses Nationalitätengesetz gar zu einer auf den Aussterbe-Etat gesetzten Nationalität herabgedrückt zu werden, so übersieht man wohl neben dem Umstande, daß wir durch Jahrhunderte lange Culturarbeit im Lande zu Vollbürgern desselben geworden, auch noch so manches Naheliegende, wie beispielsweise, daß auch wir theilnehmen an den Erfolgen Deutschlands im Jahre 1870, an jenen großartigen Erfolgen deutscher Kraft und deutschen Geistes, welche die Welt mit Bewunderung erfüllten, und die auch uns zu Gute kommen, wenn wir auch nicht unmittelbar mithelfen konnten an der Erringung derselben — die uns aber zu Gute kommen, weil auch wir hier im alten Markomannenlande seit Jahrhunderten auf der deutschen Grenzwacht stehen, um abzuwehren alle Angriffe auf deutsches Recht, deutsche Cultur und Freiheit, mögen diese Angriffe ausgehen von den Enkeln Zizkas oder von feudalen Rittern und deren Schildknappen, oder von einem Bund aller dieser deutsch- und culturfeindlichen Parteien zugleich. Daß die Bedeutung dieses Kampfes für Deutschthum und Cultur gegen alle Widersacher derselben in allen Theilen Deutsch-Böhmens verstanden und im vollsten Umfange gewürdigt wird, davon gibt ein lautes Zeugniß der vielstimmige und doch harmonische Chorus, der eben in diesen Tagen aus allen Theilen des Landes mächtig ertönt für das Festhalten an Recht und Gesetz — dieser Chorus der erwachten deutschen Einigkeit, die Bürgschaft unseres Sieges. Indem ich schließlich meinen Dank für den festlichen Empfang wiederhole, bitte ich Sie daher, hochverehrte Herren, mit mir einzustimmen auf ein dreimaliges Hoch auf die deutsche Einigkeit. Hoch! Hoch! Hoch!"

Die Menschenmenge, die jetzt ungefähr 10.000 Köpfe zählen mochte, brach in langanhaltende weithinschallende Hochrufe aus. Der Gesangverein stimmte das deutsche Lied an.

Und nun betrat der imposante, wohl an 20.000 Theilnehmer zählende Zug, für dessen Ordnung schmucke Turner und Feuerwehrleute sorgten, die Stadt, die in einem herrlichen, unbeschreiblich schönen Schmucke prangte. Von allen Häusern flaggten die schönsten Fahnen in des Reiches und des Landes Farben herab; um alle Mauern zogen sich grüne Festons und Kränze und Blumen und Laubguirlanden in buntester Menge; was nur zum Schmucke dienen konnte und wo etwa ein Plätzchen war, ihn anzubringen, gewiß, es war der enthusiastischen Sorgfalt nicht entgangen — mit der Teplitz-Schönau seine hoch willkommene Gäste und den Verein begrüßen wollte. — Noch charakteristischer waren die zahlreichen, oft gerade auf den Verein sich beziehenden an den Fronten der Häuser und den Triumphpforten angebrachten Inschriften und Transparente, wie z. B. folgendes, der herrlichsten Dichtung des deutschen Volkes, dem Göthe'schen Faust, entnommenes beweist:

„Herr Doctor — das ist schön von Euch
daß Ihr uns heute nicht verschmäht
und unter dieses Volksgedräng
Als ein so hochgelahrter geht . . oder

„Auch sagt mir, wer die Freunde sind
und gerechten Männer, die Euch folgen
Macht mich bekannt mit ihnen, daß wir uns
zutraulich machen und die Herzen öffnen"! —

nicht zu gedenken, der zahllosen Inschriften durch die dem Verein, der Wissenschaft u. ff. ein mehr oder minder herzliches Willkomm' oder ein Hoch ausgedrückt wurde. —

Dies der vielversprechende, unvergleichlich schöne Vorabend.

Am 28., dem Tage St. Wenzels erst war es möglich, all' die Freunde und Liebwerthen, die von allen Gauen und Ecken des Heimatslandes herbeigekommen, dem Vereine zu Ehren und dem Deutschthume zum Stolze, zu übersehen und zu begrüßen. Noch früh hatten Extrazüge zahllose Festgenossen aus Komotau und Kaaden und Bilin und Aussig und Bodenbach, besonders aber aus Brüx, wo des Vereines wackerer Vertreter Heinrich allein über 300 Karten vertheilt hatte, herbeigeführt und wir dürften daher die Zahl der Theilnehmer am Festzuge mit 25000 kaum zu hoch anschlagen. Der imposante Zug, dem das Festkomité mit Dr. Stradal und dem Vertreter Magistratssekretär Rob. Hiekel nebst den beiden Stadtvertretungen von Teplitz und Schönau voranschritten, bewegte sich unter den Klängen der Musikkapellen und bewillkommt von Zuruf und Blumengruß, woran auch die deutschen dort zur Erholung weilenden Helden von 1870 einen und nicht den geringsten Antheil nahmen, vom Clary'schen Gartensalon über den Schloßplatz durch die lange Gasse, über den Marktplatz, durch die Graupnergasse, Königs- und Lindenstraße herunter gegen Schönau und dann durch die Seumestrasse zurück in die Säle des Schützenhauses, wo die üblichen Vorträge abgehalten wurden. Von den Städten, die Vertretungen gesendet hatten, erwähnen wir:

Aussig, Auscha, Asch, Altwarnsdorf, Bensen, Böhm-Leipa, Brüx, Bilin, Braunau, Budweis, Bodenbach, Dresden, Dux, Eger (der ganze Stadtrath), Elbogen, Falkenau, Friedland, Franzensbad, Gablonz, Görkau, Graslitz, Graupen, Haida, Jechnitz, Jungbunzlau, Böhm.-Kamnitz, Karlsbad, Krumau, Karbitz, Kaaden, Komotau, Klostergrab, Klösterle, Kulm, Leitmeritz, Lobositz, Marienbad, Neudek, Oberleitensdorf, Plan, Przichowitz, Pürgstein, Reichenberg, Rumburg, Saaz, Staab, Schlackenwerth, Schluckenau, Schönlinde, Steinschönau, Trautenau, Weipert, Wernstadt.

Von Abgeordneten (zumeist Vereinsmitglieder) waren erschienen: Adam, Dr. E. Bareuther, Dr. A. Banhans, Handelskammerpräs. R. v. Dormitzer, Vicepräsident R. R. von Dotzauer, Fabrikant, Bürgermeister W. Eyssert, Fabrik. Friedrich Dr. Förster, Fabrik. Frank (Beneschau), Dr. H. Hallwich, Höfer, Excell. Dr. Herbst und Dr. Hasner, Halbmayer, Adj. Jahnel, Dr. Alfr. Knoll, D. Kuh, Notar Knötgen, Dr. Klier, Bürgerm. Kobinger (Krumau), Bürgerm. Lehmann, Fabrik. Neumann, Pichler, Dr. K. Pickert, Dr. Ruß, Dr. Raudnitz, Dr. Schmeykal, Fabrik. Seidemann, Bürgerm. Stöhr, Tachezy, Dr. Tedesco, Notar Leo Theumer, Dr. Volkelt, Dr. Weber, Dr. Fr. Wiener und Wolfrum. (Die übrigen entschuldigten brieflich und telegraphisch ihr Nichterscheinen. z. B. Dr. Edler von Plener Excell., Dir. Dr. L. Schlesinger, Kittel u. A.

Von unsern Vertretern, die so wacker das Vereinsinteresse am Lande wahren, hatten sich u. A. eingefunden die Herren: Dr. E. Theumer (Aussig), Christen A. (Dux), Heinrich K. (Brüx), Lenk (Staab), Dr. F. Klier (Tetschen), Reimann (Oberleutensdorf), R. Wessely (Bilin), Bürgerm. E. Janota (Falkenau), Dr. Adler (Gablonz), Dr. Reif (Kaaden), k. k. Notar Schubert (Böhm.-Kamnitz), k. k. Adj. Fuhrmann (Karbitz), Blömer (Leitmeritz), K. G. Schmiedl (Weipert).

Nach 10 Uhr kam der gewaltige Zug, dem — es ist wohl überflüssig zu bemerken — sich sämmtliche Vereine Teplitz's vollzählig angeschlossen hatten, beim

Schießhause an, dessen geräumige Säle die Masse nicht zu fassen vermochten; um ½ 11 Uhr eröffnete Dr. K. Pickert im Namen des Vereinsausschusses die Sitzung der 4. Wanderversammlung und bat die Herren Bürgermeister Stöhr und Siemon, sowie den Vertreter A. Hiekel mit ihm das Ehrenpräsidium zu theilen, worauf Dr. Stradal das Wort zur folgender Begrüßung nahm:

Liebe Freunde! Meine Herren! Ich begrüße Sie mit diesem Worte als Freunde, denn wir müssen alle diejenigen als unsere Freunde betrachten, welche in so ernster Zeit unserem Rufe gefolgt sind. In erster Reihe begrüße ich auch noch die geehrten Mitglieder des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Ihre Aufgabe ist in der gegenwärtigen Zeit so hochwichtig, so heilig, daß wir Ihnen mit dem ganzem Herzen zujubeln müssen. Ihre Aufgabe ist, die Geschichte der Deutschen zu erforschen und Wahrheit in die Situation zu bringen. Meine Herren! Wahrheit ist es, was wir vor Allem in allen Sphären bedürfen. Würde die Wahrheit überall durchdringen, dann gäbe es keinen Kampf um die Verfassung. Meine Herren! Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen hat sich die Aufgabe gestellt, unser volles Anrecht in Oesterreich darzulegen. Nicht Paragraphe eines alten Diploms oder auch eines neuen können dieses Anrecht mehr begründen, als andere Faktoren, viel tiefer liegende Grundlagen, auf denen sich unser volles Anrecht gründet. Diese Grundlagen sind die Zahl, der Fleiß, der Reichthum, die Intelligenz der deutschen Bevölkerung, die geographische Lage ihres Wohnsitzes und endlich ihre Bedeutung für die historische Entwicklung des ganzen Kaiserstaates. Diese Grundlagen wird man nie wegläugnen können, auf Grund alter vergilbter Landesordnungen, diese Grundlagen sind ein frisch lebendiges Recht, das wir uns nimmer nehmen lassen. Ueber uns Deutsche wird man nicht hinweggehen können. In diesem Sinne begrüße ich Sie; möge der Samen, den heute die Mitglieder des deutsch-historischen Vereins hier ausstreuen, in Ihrer Heimat reiche Früchte tragen. Die Zeit ist ernst; unsere Gegner jubeln wohl viel zu früh, denn eine Frucht hat sie schon getragen, die wenige wohl erwarteten. Während es auf jener Seite Jahre brauchte, um eine volle Einigkeit und Parteidisziplin herzustellen, haben bei uns nur wenige Wochen genügt, um alle Deutschen zur Erkenntniß zu bringen, daß sie ein einig Volk sein und bleiben müssen. Wir sind auch noch zur weitern Erkenntniß gekommen, daß wir Glieder eines großen Stammes sind.

Meine Herren! Es ist eine angeerbte Anhänglichkeit an Oesterreich, an die große österreichische Idee, die leider schon herabgesunken ist zur Unbedeutung; aber sie wird und muß wieder aufleben, denn die Deutschen in Oestereich sind von jeher von Kaiser Josef II. an die Träger der österreichischen Idee gewesen.

In diesem Sinne begrüße ich die geehrten Mitglieder und unsere geehrten Festgäste. Möge Ihnen die Theilnahme, die Sie in Teplitz gefunden haben, ein Beleg sein, daß es uns hier in Teplitz warm um's Herz ist, daß wir nicht um Schaugepränge zu machen, sondern in Erkenntniß der ernsten Zeit zusammen gekommen sind. Und wir wollen die Bedeutung des heutigen Tages tief in die Brust schreiben, und sie möge fortwuchern für die spätere Zeit der Kämpfe, die uns bevorstehen.

Mit diesen Worten, meine Herren, begrüße ich Sie und wünsche, daß der heutige Tag froh und fröhlich gipfeln möge im Bewußtsein der ernsten Bedeutung unseres Festes. (Anhaltender Beifall.)

Dr. Pickert that der Versammlung das Programm kund, dessen ersten Punkt der Vertrag des Geschäftsleiters K. Renner bildete.

Derselbe behandelt in einstündiger Rede den die ganze Geschichte des Mittelalters erfüllenden und weit in die Neuzeit, ja bis in unsere Zeit hineinragenden Streit zwischen den beiden größten Gewalten der Erde, den des römischen Papstes und des deutschen Kaisers. — Ausgehend von der Gründung des Kir-

chenstaates, mit dem eigentlich die Päpste schon aus dem Rahmen des Evangeliums getreten waren, schilderte der Redner in kurzen Strichen die Bedeutung des cäsaropapistischen Reiches, das Karl d. Gr. durch die berühmte Krönung vom J. 800 wieder aufweckte, dessen Oberlehensherrlichkeit die Päpste noch weit entfernt von dem Gedanken einer Unterordnung des Staates unter die Kirche zu wiederholten Malen anerkannten. Erst der Verfall des Reiches unter dessen schwachen und kraftlosen Erben gaben dem Papstthum unzweifelhaft damals zum Heile der Menschheit, die in der Zeit der allgemeinen Schwäche eines Rückhalts bedurfte— ein Uibergewicht, aber die Fälschung der Decrete des Isidors stellte zuerst jene Grundsätze auf, welche, einmal praktisch geworden, zum Streite zwischen Kirche und Staat, Kaiser und Papst führen mußten, sobald sich nur der rechte Mann fand, sie zu verwirklichen. Und er fand sich! Kaum hatte Heinrich III. das Papstthum aus dem Sumpfe gezogen, in den es die berüchtigten Grafen von Tusculum gebracht hatten, so erstand in Gregor VII., dem Mönch Hildebrand, ein Mann, der seine Zeit und selbst den tüchtigen Kaiser Heinrich IV. bei Weitem überragte, ein Riesengeist, gewaltig in seinen Entwürfen, energisch in deren Durchführung und dazu ein lauterer — aber mönchischer Charakter. Hätte er sich nur auf die innere Reformation der damals in Verfall gesunkenen Kirche und ihrer Diener beschränkt, — sein Werk wäre ein ewiges gewesen; aber in übermüthigem Stolze übergriff er in die Machtsphäre des Staates und erschütterte, den Grundsätzen des falschen Isidors folgend, die ganze Basis des Staates, indem er die Oberherrlichkeit des Papstthums über jegliche weltliche Würde und selbst über das Kaiserthum offen aussprach. Er drängte aber gerade durch die Durchführung von Grundsätzen, die nie zu Recht bestanden, sondern durch Fälschung erst gemacht worden waren, zugleich die Kirche auf eine trügerische Grundlage, auf die sich kein festes Gebäude aufbauen ließ und legte einen üppigen Samen zu dem berühmten, baldigst emporwuchernden Streite. Heinrich IV. wahrte, indem er auf der Belehnung (Investitur) der Bischöfe, welche einen großen Theil der Landesgüter vom Kaiser zu Lehen trugen, beharrte, nur ein altgeübtes, noch lebendiges Recht der Krone des deutschen Reiches. — Hildebrand kannte in der Ausführung seiner Entwürfe keine Gränzen, und als der Kaiser mit Halsstarrigkeit seine und des Kaiserthums Stellung mit aller ihm zugestandenen Macht vertheidigte, traf ihn Roms Bannstrahl, und zum ersten Male wagte es ein Papst, den Kaiser, den obersten Schutzherrn der Kirche, des Thrones für verlustig zu erklären. In den treulosen Großen des Reiches, deren Streben nur auf Erweiterung ihrer Territorialgewalt gerichtet war, fand der Papst willige Helfershelfer, die sich nicht scheuten, ihrem Lehensherrn zu Tribur (1076) die Treue zu künden. Und so gab es für Heinrich IV. keine Wahl; sein Stolz ließ ihn mit den Großen nicht pactiren — darum mußte er sich dem Papste fügen und zog 1077 im eisig kalten Winter hinüber nach Italien, um dessen Verzeihung zu erflehen. Da ließ sich der Papst zu einem Schritte hinreißen, der sich bald an ihm rächen sollte; er wollte nicht nur Kirchenbuße, sondern volle Demüthigung seines Gegners, und ließ ihn, den Herrscher der Welt, den Nachkommen Heinrich's III., drei Tage und drei Nächte lang in Frost und Kälte, hungernd und bebend harren im Schloßhofe der Burg Canossa, ehe er ihm Verzeihung gab. Dieser Uebermuth beleidigte nicht mehr den Kaiser, er beleidigte die deutsche Nation, die jene Tage zu den traurigsten ihrer Geschichte zählt, und in dem beleidigten deutschen Volke blieb seither die Sehnsucht nach der Rache fürder lebendig. Aus der schönen Schwabenburg auf dem Staufen entsprießt als erstes Racheglied das stolze Geschlecht der Hohenstaufen, dessen Erbe Ludwig der Baier die Wiederherstellung des Kaiserthums in seinem ideelen Glanze wieder aufzunehmen suchte. Wirklichen Erfolg aber hatte der Kampf erst, als ein neuer und keinem Wechsel unterworfener constanter Factor in denselben eintrat: das deutsche Bürgerthum. Und ein anderer Mönch — ein Deutscher — Martinus Luther — sollte zuerst das

stolze Gebäude des stolzen Mönchs Hildebrand bis in seinen Unterbau erschüttern und begründete mit der Renaissance der Kunst zugleich die Wiedergeburt des deutschen und damit des Menschengeistes. Obwohl unterbrochen durch das tiefe politische Elend, in das die sprüchwörtlich gewordene Uneinigkeit und Fremdeneinfluß die arme deutsche Nation stürzte, den Streit zeitweilig sistirten, der Hauptschlag war geschehen — die weitern Ereignisse mußten ihren weltgeschichtlichen Lauf nehmen. —

Sechshundert Jahre liegt Friedrich II., das letzte herrliche Kaiserbild, der edelste der edlen Hohenstaufen, eingesargt, und 6 Jahrhunderte geleitete die Deutschen eine Sage, die vom Kyffhauser und vom Friedrich, der bald aufstehen wird, „um die Pfaffen zu verjagen und des Reiches Glanz neu aufzurichten." Die Sage konnte nicht sterben — auch nicht in schlimmen Zeiten — sie ist der politische Spiegel unseres Volkes, der letzte Ziel seiner Sehnsucht. Heute scheint sie sich erfüllt zu haben, nicht allein ihrem zweiten auch ihrem ersten Inhalte nach. Heute ist in ungeahnter Machtfülle, mit allen innern Fähigkeiten, sich bald zu einem Staatsleben von innerster Harmonie und gesundem politischen Dasein zu gestalten, das Kaiserthum wieder erstanden wie's der Deutsche in seinen kühnsten Träument nicht erhoffte. Heute aber hat sich leider an einem edlen Papst die Unwahrheit und der stolze Uebermuth seiner Vorgänger gerächt. „Wahr sind die Worte des großen Dichters: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Der unfehlbare Papst im Vatican — der neuerstandene deutsche Kaiser in Berlin — das ist der Deutschen Rache für Canossa!" so schließt der Redner unter lebhaftem Beifalle der Versammelten seinen an historischen Daten überreichen Vortrag, dessen kurze Skizze hier genügen möge.

Rauschender Beifall folgte ebenso auch dem geistvollen Vortrag Dr. H. Hallwichs: „Ueber die Geschichte Teplitz' und des Teplitzer Thals." Derselbe, dessen vielseitige Beziehungen zur Gegenwart besonders in seiner Darstellung der die ganze schwere Culturarbeit wie mit einem Schlage vernichtenden Husitenzeiten, der einstigen auf den von den beherrschenden Schlössern etablirten Adelsherrschaft, den lebhaftesten Anklang fanden, wird in den Spalten dieser „Mittheilungen" seine verdiente und von der ganzen Versammlung gewünschte Veröffentlichung finden.

Hierauf erhob sich Herr Bürgermeister und Ehrenpräsident Stöhr, um in innigen warmen und tiefgefühlten Worten allen Anwesenden für ihre Betheiligung an dem Feste, das so schön und so herzerhebend in seiner Durchführung, gewiß aber auch nachhaltig in seinen Folgen sein werde, zu danken, besonders aber dem Vereine die vollste Anerkennung auszusprechen. Hierauf erklärte Dr. Pickert, da das Programm erschöpft war, die 4. Wanderversammlung als geschlossen. Nachmittags vereinigte einen großen Theil der Festtheilnehmer ein festliches Bankett im Neptunsaale, wozu sich eine Anzahl von ungefähr 300 Personen — so viel konnte der Saal nur fassen — um 2 Uhr Nachmittags eingefunden hatte. Eine zahlreiche Menschenmenge stand noch am Eingange des Saales und wartete neugierig auf den Augenblick, da die Reihe der Toaste beginnen wird. Diese eröffnete Herr Bürgermeister Stöhr der Sitte gemäß mit einem „Hoch" auf Se. Maj. den Kaiser. Nachdem hierauf noch Herr Bürgermeister Siemon dem „Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen" ein Hoch gebracht hatte, ergriff Dr. Pickert das Wort, um in erhebender Rede die Gefahren der politischen Lage für das Deutschthum zu schildern, die Aufgaben desselben und besonders des deutschen Bürgerthums klarzulegen und schloß unter rauschendem Beifalle mit einem Hoch auf die „Muster des fortschrittfreundlichen Bürgerthums", die Bewohner der Städte Teplitz und Schönau. Toast reihte sich an Toast, jeder dem Ernste der Situation Rechnung tragend, jeder politisch insluirt, alle von Begeisterung getragen und empfangen. Herbst toastirte mit Rücksicht auf das neugeschaffene Nationalitätengesetz, auf die echte deutsche Nationalcurie, d. h. auf die Gesammtheit der Deutschen in Böhmen, Hasner in einer glänzenden Rede auf eine bessere Zukunft, Schmey-

kal auf die von dem Geiste bewußter Zusammengehörigkeit beseelten Wähler u. s. f. — So beschloß der ewig denkwürdige Tag, wo die Besten des Stammes vereint im engsten Verkehr sich in schwerer Zeit zusammenfanden, wahrhaft ein Ehrentag für unsern Verein! —

Einen unerwarteten überraschenden Abschluß aber fand das Fest, das einen denkwürdigen Edelstein der Vereinsgeschichte bilden wird, in dem Ausfluge nach Dux. Die Stadt Dux hatte sich nämlich auch ihren Antheil daran ausgebeten und an den Verein die Einladung zum Besuche ergehen lassen, der natürlich dieselbe mit größter Freude annahm. Ein Theil der Prager Vereinsmitglieder, soweit sie sich nicht an der Schloßbergpartie betheiligten, fuhren, begleitet von den Lantagsabgeordneten Dr. Schmeykal, Dr. Wiener, Dr. Pickert, Handelskammerpräsidenten Ritter von Dormitzer, Dr. Bareuther, Dr. Hallwich u. s. f. mit dem Nachmittagszuge von Teplitz ab. Der Empfang, den sie in Dux fanden, ist unbeschreiblich und war im höchsten Grade überraschend; schon am Bahnhofe harrten sämmtliche Vereine der Stadt, der wackere Vertreter unseres Vereines, Fabriksbuchhalter Christen, dann Bürgermeister Dr. Lorenz, Bezirksobmann Deibler, die Bürgermeister von Klostergrab, Osseg und anderen umliegenden Orten ihrer Gäste,— auch die wackere Stadt Brüx hatte nochmals zahlreiche Freunde gesendet, — um sie in imposanten Zuge unter Vorantritt von zwei Musikcorps zur Triumphpforte zu geleiten, allwo Dr. Lorenz denselben ein herzliches Willkomm bot, das Dr. Schmeykal in Vertretung des Vereins erwiederte. Und nun gings vorwärts durch die Stadt unter den brausenden Zurufen des Volkes; da war kein Haus ohne Kranz, ohne Festons, und selbst die kleinsten Hütten trugen ihre Fahnen und Fähnleins, und über die Straßen herunter zogen sich große grüne Quirlanden in zahlreicher Menge. Im Festsaale „zur Krone" hieß der Notar Dr. Raab die Gäste und insbesondere die Mitglieder des Vereines in längerer und gelungerer Rede nicht allein im Namen der Vereinsmitglieder, sondern im Namen der unansehnlichen Stadt Dux und des ganzen Duxer Bezirkes, der alle seine berufenen Vertreter gesendet habe, um denen, die treu und fest für Deutschthum und Wahrheit kämpfen, ihre vollste Anerkennung zu bezeugen — willkommen. Die warmen Worte fanden ihren verdienten Nachhall im Herzen aller Anwesenden, und von den schönsten Empfindungen getragen, in wahrhaft herzgewinnender und tiefrührender Weise gaben die Worte Dr. Schmeykals der dankbaren Stimmung der Gäste beredeten Ausdruck. Nach einem Toaste von wahrhaft poetischem Schwunge, den Secretär Spiegel den Abgeordneten brachte, begann das Festmahl. Doch nein! kein Festmahl wars allein, nach alter hergebrachter Gewohnheit abgehalten, das war die schönste und weihevollste Verbrüderung zwischen Volk und Führer, Wähler und Abgeordneten, die sich hier so recht herzlich zusammengefunden. Wie's tief im Herzen lag, wie's aus dem Herzen drang — so es im Munde klang.

Eine tiefe Herzensfreudigkeit und doch eine so recht den Zeitverhältnissen angemessene, gehobene, nicht in reinem Singsang und eitlen Tand sich verlierende Stimmung durchwehte die Räume und klang in den herrlichen Worten, die hier gesprochen, und ein wahrhaft feierlicher Moment war's, als die Versammlung, nachdem Dr. Schmeykal in langer, ergreifender, kerniger Rede die politische Lage darlegte, wie mit einem Schlage sich erhob und eines Sinnes einstimmte in das von dem Musikcorps angeschlagene Kampflied des deutschen Volkes: „Die Wacht am Rhein." Im vollen Chore verhallten die Töne, und die da versammelt, schwuren sich's zwar nicht zu mit lauten Worten: „Wir wollen seinein einig Volk von Brüdern" — aber jeder war sich's bewußt geworden: „Ja, es gilt den Kampf, wir wollen nicht nur, wir werden's sein!" Ungeheueren Jubel erregte Dormitzers Toast auf das keineswegs „unansehnliche" Dux, das in echter deutscher Weise eine Wirthschaft à trois etages treibe — Fabriken bauend, die Erde mit dem Pfluge durchfur-

chend, und ihrem Schoße die schwarzen Diamanten entwindend, wie auch der des Dr. Stradal auf das Bürgerthum. In wenigen aber treffenden Worten gedachte Dr. Pickert, dem die Anstrengungen der früheren Tage eine Heiserkeit zugezogen hatten, der Verdienste des Vertreters Christen, dessen eifrigen Bemühungen der Verein seine Erfolge in dieser Gegend und hauptsächlich auch die herrlichen Stunden verdanke; ihm wurde ebenso wie auf Antrag Dr. Wiener's dem wackeren Bürgermeister, Bezirksobmann, so wie den Abgeordneten der Nachbarstädte ein begeistertes Hoch gebracht. Mit Begeisterung wurde ein humoristischer Toast des Geschäftsleiters Renner auf das deutsche Vaterland, in dessen Größe und Kraft jeder Deutsche zu allen Zeiten Muth und Stärke zum Ausharren und siegreichen Durchkämpfen findet, dann die begeisternden politischen Reden der drei jüngsten „Deutschen Declaranten" — Dr. Barenther, Dr. Hallwich und Dr. Volkelt aufgenommen. Schließlich erklärte Dr. Müller aus Brüx im Namen der Festgäste, daß sie in treuer Erinnerung an diese erhebenden Stunden treu und fest an dem Deutschthum festhalten wollen mit allen Kräften und lud den Verein für's nächste Jahr nach Brüx ein. Um 10 Uhr rief die Prager Mitglieder der abgehende Zug zur Trennung, die wohl für jeden zu früh kam, der hier so gastliche Stätte und so — gute deutsche Stammesgenossen, wahre Stammesbrüder gefunden hatte. Doch welch überraschender Anblick, als die Gäste den Festsaal verließen! Da waren gerade wie beim Einzug des Vereines, das Schützencorps, der Veteranenverein voll versammelt, die Turnvereinsmitglieder trugen prachtvolle Lampions, die Häuser erstrahlten im Glanze der Illumination, und über die Stadt breiteten unzählige leuchtende bengalische Flammen ihr vielgestaltiges, farbenreiches Licht — ein wahrhaft zauberhaftes Bild. Vorwärts ging es dem Bahnhofe zu durch die volksbedeckten Gassen; was nur Beine hatte zu laufen, alt und jung, groß und klein, gab den Gästen das Ehrengeleite.

Aber noch gewaltiger wurde das Bild, als man die Umschau gewann; hinter dem im magischen Lichte schimmernden Dux da lagert der dunkelgrüne Wald und die alten Erzberge — und oben auf ihnen flammten die Feuerzeichen, die Zeichen, daß auch dort noch Freunde wohnen, die dem Feste, wenn auch nur mit dem Herzen beiwohnen; zum Zeichen seiner Festfreude hatte das ganze Gebirge Höhenfeuer angezündet, deren Flammen hoch in die Lüfte schlugen. — Nur kurze Zeit konnte sich das Auge an diesem Anblick weiden, bald kam der letzte Gruß, der letzte Händedruck, und gehobenen Sinnes schied der Verein und seine Gäste von dieser Stätte, an der sich des Deutschen gerühmte Gastlichkeit in so glänzender Weise bewährte.

Die Festtage sind vorüber! — Mögen auch die politischen Verhältnisse einen wesentlichen Einfluß auf ihre Gestaltung in diesem Sinne genommen haben, wie sie eben verlaufen sind — der Verein wird mit Stolz die Erinnerung daran in seinen Annalen erhalten: gerade den Sinn für Deutschthum, Wahrheit, Freiheit und Recht, der dort so glänzend zum Ausdrucke kam, wollte und will er durch seine Forschungen erwecken, und darum kann er in dem so glänzenden Feste zugleich auch für sich das erhebende Bewußtsein in Anspruch nehmen, treu und redlich gearbeitet zu haben im Dienste des Volkes — nicht ohne Erfolg, nicht ohne die schönste Anerkennung. Gewiß werden diese Tage auch dazu beitragen, die tiefgehenden Sympathien, deren es sich erfreut, nur noch in weitere Kreise zu verbreiten, gewiß werden neue Freunde und Förderer seiner schwierigen Mission sich finden auch in ernster Zeit: — der Verein selbst wird fortkämpfen unter der alten Fahne für Wahrheit, Freiheit und Recht!

K. Renner,
Geschäftsleiter.

Geschäftliche Mittheilungen.

Wegen Mangel an Raum erscheint das **Verzeichniß der Geschenke**, welche vom 15. August d. J. an dem Vereine gemacht worden sind, sowie der **Nachtrag zum Mitglieder-Verzeichnisse** erst im nächstfolgenden Hefte d. Mittheilungen (X. Nr. 3).

Berichtigung.

Im Mitglieder-Verzeichniß vom 18. August 1871

Seite 18 Prag Zeile 4 von unten rechts: ist nach Herr **Dießl** Josef, einzuschalten: Med. & Chir. Dr.
„ 20 „ „ 13 von unten links lies: Herr **Krzyka** Hans J. U. C. statt stud. jur.
„ 21 „ „ 37 von oben rechts ist einzuschalten: Herr **Spillmann** Franz, k. k. Hauptzollamts-Ober-Offizial.
„ 22 Reichenberg Zeile 18 von oben rechts lies: Herr **Demuth** Aut. Fabrikant statt k. k. Major.
„ „ „ „ 2 von unten rechts lies: Herr **Knirsch** Anton, Polizei-Commissär statt Glaser.
„ 23 „ „ 14 von oben links lies: Hr. P. **Peuker** Wenzel, Kaplan statt Kaufmann.
„ 27 Trautenau „ 19 „ „ rechts lies: Löbl. **Musikverein „Harmonie"** statt Männergesang-Verein.
„ „ „ „ 27 „ „ rechts ist einzuschalten: Hr. **Schmidt** Laurenz, Gastwirth.
„ „ Trübenwasser „ 13 von unten rechts ist einzuschalten: Herr **Kuhn**, Gastwirth.
„ 29 Wien „ 32 von oben links lies: Herr **Kuhn** Moritz, Professor an der k. k. Oberrealschule am Schottenfelde statt: Adjunkt an der meteorolog. Reichsanstalt.
„ 30 Zürich „ 3 von unten rechts bei Hr. **Fiedler** Wilh., Dr. Professor ꝛc. ist einzuschalten: (Jahresbeitrag 6 fl. Oe. W.)

Vom 16. Juni bis 21. Oktober 1871 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, u. z.:

Ordentliche Mitglieder:

Herr P. **Eiselt** Emanuel, k. k. Gymn.-Professor in Budweis. († 29. Juni 1871.)
„ **Grenzner** Franz, Reallehrer in Prag.
„ **Lorenz** Konrad, Comptoirist in Trautenau.
„ **Schücker** Em., Phil. Dr., k. k. Gymn.-Professor in Prachatitz. († 21. Juni 1871.)
„ **Wanka** Vincenz, Lehrer in Pilnikau.

Der Jahrgang VIII. der „Mittheilungen" (Heft 1—8) ist vergriffen. Da die Geschäftsleitung gerade hiefür in letzter Zeit größere Aufträge erhalten, so werden jene P. T. Herren Mitglieder, welche geneigt wären, diesen Jahrgang ganz oder einzelne Hefte desselben dem Vereine entweder schenkungsweise oder gegen Entschädigung zu überlassen, um deren Einsendung dringend und freundlichst gebeten.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Ludwig Schlesinger.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Ludwig Schlesinger.

Zehnter Jahrgang. Drittes Heft.

Zur Geschichte des Teplitzer Thales.

Ein Vortrag

gehalten in der IV. Wanderversammlung des Vereins zu Teplitz, am 28. September 1871.

Von Dr. **Hallwich.**

„Wie willst du dich mir offenbaren,
Wie ungewohnt, geliebtes Thal?
Nur in den frühsten Jugendjahren
Erschienst du so mir manches Mal.“. . .

Ludwig Uhland.

Wenden Sie, meine hochgeehrten Herren, Ihren Blick von dem großen Welttheater, in welches Sie mein geschichtskundiger Vorredner eingeführt [1]), in engere, bescheidenere Kreise. Ich stehe im Geiste auf der Plattform eines Berges, von dem ich als Kind dereinst unzählige Male mein geliebtes Heimatthal überschaut, ein verhältnißmäßig kleines, aber wunderherrliches, vielberühmtes Thal; und ich lade Sie ein, zu mir heraufzukommen und mich zu begleiten auf dem Gange durch die Geschichte dieses Berges und des Thales, das zu seinen Füßen liegt.

Es gibt meines Wissens keinen Höhepunkt in Böhmen von der Eigenthümlichkeit, wie sie der Berg zu bieten hat, den ich meine, der Schloßberg bei Teplitz. In einer Höhe von nur wenig über 1200 Fuß, aus einem Kranze uralter, stämmiger Eichen blicken Sie in einen meilenweiten, blühenden Zirkel: von Südwesten gegen Nordosten begrenzt von dem ununterbrochenen, geradlinigen Höhenzuge des bewaldeten, metallreichen Erzgebirges auf der einen und den einzelnen, in malerischen Gruppen aufgestellten Kegeln des Mittelgebirges auf der andern Seite; von den kahlen Kuppen bei Bilin und Brüx, wo sich beide Gebirge zu berühren scheinen, das ganze untere Bielathal entlang mit der imposanten Höhe des Donnersberges oder Mileschauers, bis hin nach Außig an den Spiegel der Elbe und weiter in die Sandsteinfelsen der sächsisch-böhmischen Schweiz, wo wiederum die äußersten Ausläufer der beiden Grenzgebirge in einander fließen, um

1) Der dem Folgenden vorausgegangene Vortrag von Karl Renner behandelte das Thema „Der große Papst- und Kaiserstreit in der Geschichte.“

so nach allen Seiten hin dem Auge ein völlig abgeschlossenes, in seiner Art wahrhaft einziges Bild zu zeigen, mit Fug und Recht in aller Welt bekannt als das „Paradies von Böhmen."

Es ist hier nicht der Ort, von Naturschönheit zu schwärmen. Eine ziemliche Anzahl volkreicher Städte, Märkte und Dörfer unten im Thale; hohe, dampfende Essen mitten unter ihnen; qualmende Kalk- und Kohlenwerke; von den Gebirgen nieder der Rauch der brennenden Weiler; dazwischendurch auf eisernen Schienen der sausende, brausende Train — das Alles zeigt Ihnen zur vollen Genüge, wie man da unten zu schwärmen gar nicht gewöhnt ist; da herrscht ein gewaltig nüchternes und doch gar erfreuliches, ja erhebendes gewerbliches Leben: die deutsche Arbeit mit allen ihren unzählbaren Segnungen hat Besitz genommen von dem schönen Thale, das ihr von Anfang an gehört und das sie behauptet hat im Sturme der Zeit trotz allen zahllosen Widersachern, hoch und niedrig, mit deutschem Fleiß und deutscher Zähigkeit und Treue, in tausend und tausend schweren Kämpfen.

„Trotz allen zahllosen Widersachern..." Wer waren diese Widersacher? Ich nenne Ihnen nur Einen. — Blicken Sie nochmals nieder, meine Herren, in das Thal, das wir vor Augen haben. Da und dort auf ragender Höhe, zu beiden Seiten, wie in der Mitte des Thales, stehen stumm und doch beredt genug viele öde, halbverfallene Mauern, stolze Burgen dereinst, die traurigen Reste einer alten, leider noch nicht ganz vergessenen Zeit. Heften Sie Ihren Blick einen Moment auf diese Trümmer. Nach Südwesten gekehrt, erkennen Sie mit scharfem Auge oberhalb Brüx, der Stadt, den dortigen Schloßberg, das „Landeshut" oder „Landeswart" der früheren Jahrhunderte. Darüber stehen, weiter hinaus, noch wohl erhalten, die Schlösser Rothenhaus und Eisenberg. Mehr gegen Westen hin breitet sich Ossegg aus, das Kloster, über dessen Thürmen das einst so feste Riesenburg seinem gänzlichen Verfall entgegensieht. Nach Norden zu, gleichfalls am Fuße des Erzgebirges, über der alten, trauernden Bergstadt Graupen, liegt die einstige Veste dieser Stadt, die heutige Rosenburg; darunter gleich der letzte Rest der früheren Vorwerke der Stadt, der „Althof" und „Sct. Procop" und „Scheune", auf welchen letzteren Trümmern nun die moderne Zwingburg, die Jesuitenresidenz Maria-Scheune (fälschlich „Maria-Schein" genannt) sich breitmacht. Dicht daneben, über dem Paß von Kulm, erhebt sich Geiersberg, sonst auch „mons episcopalis", Bischofsberg, genannt. In dem nordöstlichen Berührungspunkte der Gebirge über Außig hinaus, mitten im Thale, stehen die Ruinen des Blankenstein. Dem Auge unsichtbar, seiner Geschichte nach in unser Thal gehörig, ragt der Wächter der Elbe, der trotzige Schreckenstein, der würdige Nachbar der Burgen Kelch und Kamaik auf dem rechten und des Wopparner Schlosses, der Wostrey, des Kostial und des Oltarik und endlich der mächtigen Hasenburg auf dem linken Elbeufer. Im Herzen des Mittelgebirges, in direct südlicher Richtung von unserm Standpunkt, gewahren Sie Kostenblatt mit seinen starken, wettergebräunten Thürmen; in fast gleichweiter Entfernung gegen Westen aber, hart hinter einander, den Berg von Poratsch oberhalb Schwatz, des einstigen Schutzbefohlenen des zerstörten Schlosses darüber, und am Fuße des „Böhmischen Löwen" des prächtigen Boren, die alte Zupenstadt Bilin mit dem verhältnißmäßig jüngeren Bau des Schlosses gleiches Namens. Das Centrum des Ganzen endlich bilde der heutige Schloßberg von Teplitz, auf dem wir stehen, Daubrawska hora, wie er vor Zeiten hieß, die ausgebrannte Burg des seit Jahrtausenden verloschenen Kraters, den sie krönt.

Denken Sie sich, meine Herren, zu all den hohen, stolzen Burgen noch eine Unzahl kleinerer Rittersitze und Edelhöfe, deren im Laufe früherer Jahrhunderte beinahe in jedem Dorfe unseres Thals Einer entstand — es läßt sich nicht

leugnen: es muß ein stattlicher, ein ganz imposanter Anblick gewesen sein in „guter alter Zeit", alle die Burgen und Schlösser und Schlößchen in baulichem Wesen, bewimpelt und beflaggt, bewohnt von rittermäßigen Herren und edlen Frauen und Fräulein und — o der schönen, der herrlichen Zeit! ruft wohl so Mancher und

„Trauernd denkt er, was vor Jahren
Diese morschen Ueberreste waren."—

Täuschen wir uns nicht, meine Herren! — Es ist mir nicht vergönnt, Sie den ganzen, vollen Strom der Geschichte, der durch dieses unser burgenreiches Thal gerauscht, hinabzuführen; nur ein einzelnes, loses Bruchstück darf ich Ihnen erzählen, bei Weitem nicht das traurigste von Allem, und doch, wie ich meine, vollkommen geeignet, Ihnen alle Sehnsucht nach der Wiederkehr jener Zeit, jener „guten alten Zeit" der bewohnten Ritterburgen gründlich zu verleiden. In der That, eine „Elegie" mag es sein, dieses Stück Geschichte, gesungen „in den Ruinen eines alten Bergschlosses" — nur nicht nach dem Herzen weiland Friedrich's von Matthisson, des gutmüthigen Schwärmers.

Mit wenigen Worten übergehen wir die früheste, wie, analog der Landesgeschichte, nicht anders zu erwarten steht, äußerst lückenhafte Periode der Geschichte unsres Thales, aus der wir zunächst nur Eines, aber mit Entschiedenheit hervorheben.

Nach den Resultaten aller bisher im Lande Böhmen vorgenommenen Ausgrabungen sogenannter vorchristlicher Denkmäler hat das untere Bielathal, d. h. im weiteren Sinn das Thal von Teplitz, die verhältnißmäßig größte Anzahl solcher Denkmäler geliefert in seinen weiten heidnischen Begräbnißstätten zu Weboschan, Ratsch, Schallan u. s. w. und den Opferplätzen des Radelsteins, der heutigen Rosenburg, des Geiersberges, des Kapellenberges bei Kulm u. s. w. und vor Allem des Teplitzer Schloßberges selbst. Zahllose Urnen und Urnenscherben, Knochen- und Aschenlager, Opferwerkzeuge, Schmuckgegenstände u. dergl. haben unwiderleglich bewiesen, daß unser Thal in sogenannter vorhistorischer Zeit nach einander von den keltischen Bojern und, was ganz besonders constatirt werden muß, in bedeutend größerer Anzahl von den deutschen Markomannen bewohnt war. Diese historische Thatsache haben einerseits die Forschungen Kalina's von Jäthenstein, freilich fast gegen dessen Willen, und noch mehr die Untersuchungen eines in solchen Dingen wohl zuverlässigen Gelehrten, Theodor Mommsen's, ein- für allemal festgestellt.

Daraus ergibt sich aber mit Naturnothwendigkeit eine andere, für uns bedeutsame Consequenz. Man hat seither, das heißt bis zum Augenblicke einer kritischen Erforschung der Geschichte des Teplitzer Thales, als die Zeit der Entdeckung der warmen Quellen, deren Heilkraft Teplitz seinen Weltruf verdankt, allgemein das Datum angenommen, welches, genau aufs Jahr bestimmt, einer der unverschämtesten Lügner unter allen čechisch-nationalen Geschichtschreibern, Wenzel Hajek v. Libočan, in seiner Lügenchronik von Böhmen als das einzig richtige angibt — pure Erfindung! Das Selbstverständliche vorausgesetzt, daß der Wunderquell, von dem wir sprechen, zu einer Zeit aus dem Innersten der Erde hervorschoß, da auf deren Oberfläche noch kein lebendes Wesen wandelte, ist mit apodictischer Gewißheit anzunehmen, daß die Existenz jenes Quells und wohl auch seine Wunderkraft bereits dem Volke bekannt war, das mit dem Fürstensohne Marbod um das Jahr 12 vor Chr. das Land der Bojer einnahm und, wie gesagt, auch unser Thal, und zwar durch mehr als fünfthalbhundert Jahre bewohnte.

Deutsch war die Hand, welche die Axt an den Urwald legte, der in ur vordenklicher Zeit diese Stätte bedeckte; deutsche Heldenleiber waren es, die zuer die stärkende Quelle dieses Bades umspülte. Segnend breitete vom nahen Opfer hügel der zeichendeutende heidnische, deutsche Priester seine Hände über das Tha Und der Gott der Deutschen war mit dem Thale und seiner Wunderquelle. –

Bekanntlich noch weit dichter als der Schleier, welcher die Markomannenze der böhmischen Geschichte verhüllt, ist der Nebel, welcher die Jahrhunderte bedeck in denen sich die erste Čechisirung des Landes vollendete. Ob schon im 5., c erst im 7. oder 8. Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung, wir haben keinen auch n schwachen Anhaltspunkt, wann ungefähr die ersten slavischen Ackerbauer bis i unser Thal vordrangen. Doch hat auch die čechische Sage das Thal verherrlich Wer kennt sie nicht, die Sage von dem Königsfelde und dem eisernen Tische, vo welchem hinweg die Boten Libuša's den Erzvater des přemyslidischen Geschlecht zur Herzogswürde beriefen? Für uns hat die eine wie noch manche andere Sa keinen weiteren Werth, als daß sie sämmtlich den Beweis herstellen, daß d Čechisirung des unteren Bielathals im 8. Jahrh. so viel wie vollendet war, e Ereigniß, welchem eine Anzahl späterer ansehnlicher Ortschaften dieser Gegen unter ihnen vor Allem die Stadt Teplitz, ihre slavischen Namen zu verdank hat (wenn man schon einmal für so etwas sich bedanken muß). —

Ueber die inneren Verhältnisse, in welchen die neuen Ansiedler sich bewegte läßt sich, wie begreiflich, nur Weniges berichten. Nach Palacky war es ein wah haft paradiesisches Leben, welches die „friedfertigen, fleißigen, gutmüthigen und ar losen" alten Čechen bei Meth und „pivo" lebten, unbekannt mit einem Unte schied der Stände u. dergl. Wie hätte unser heutiges Paradies von Böhmen sch damals der Himmel auf Erden sein müßen — wenn wir nur einigermaßen glaub dürften, was uns darüber berichtet wird.

In der Zeit, in der wir wieder eine bestimmte, zuverlässige Nachri über unsern Landstrich hören, ist daselbst die čechische sogenannte Zupenher schaft mit allen ihren Annehmlichkeiten vollkommen durchgeführt, mit ihr „Šlechticen" und „Wladyken", ihren „Zemanen", d. h. Besitzenden, und „Chlap d. h. Besitzlosen, Unfreien oder Leibeigenen. Im 10. Jahrh. unterstand un ganzes Thal dem Župan (Castellan oder Burggrafen) von Bilin; die mei Gewalt neben ihm erlangte im 11. Jahrh. der Župan von Brüx oder „Gnev most," wie der Burgflecken ursprünglich genannt wird. Außerdem werden bere im Jahre 993 die Orte Austi nad Labem, Außig an der Elbe, und die Bu Chlumec, Kulm, als Zollstätten genannt. Von ihren festen Burgen aus beherrschten die Župane mit fast unbeschränkter Gewalt das ihnen zugewies Stück Land, und wurden sie, vereinigt mit den übrigen Županen des Land bald eine für den Beherrscher desselben gefährliche Macht, zu jeder E geneigt, einen entscheidenden Einfluß auszuüben in den häufigen Thronstrei keiten in dem herzoglichen, später königlichen Hause der Přemysliden oder so Streitigkeiten selbst herbeizuführen.

Die Geschichte unsres Thals im 11., 12. und selbst im Anfange des Jahrhunderts ist daher ausgefüllt von großen und kleinen Kriegen, von Plünder und Verheerung. Zwei Ereignisse von größerer Bedeutung ragen aus all Wirrsalen hervor, Werke des Friedens und der Cultur, als welche wir sie jene Zeit gerne gelten lassen. Wir meinen die Gründung des Klosters d Benedictinerinen zu Teplitz durch die zweite Gemalin König Wlc slaw's I. (um das J. 1163) und die Verlegung der im J. 1194 gegründe Maschauer Cisterciensercolonie nach Ossegg durch den Biliner Žu Slawko (im J. 1199).

Es konnte nicht fehlen, daß die beiden Gründungen den Charakter un Gegend unmittelbar nach ihrer Durchführung wesentlich und nur zu ihrem V

heil alterirten. Es waren, was wiederum hervorgehoben werden muß, deutsche Priester, deutsche Priesterinen, die zu uns gekommen waren; deutsche Cultur brachten sie mit sich und deutsche Cultur ging von ihnen wieder aus. Eine verältnißmäßig große Zahl uns erhaltener Locationsurkunden beweist, wie von Ossegg us vom Anfang bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts eine ganze Reihe deutscher Dörfer längs der Nordwestgrenze des Landes bis über Petschau hinaus gegründet urde; Aehnliches ist anzunehmen auch von dem, wie berichtet wird, durch önigin Judith und ihren Gemal reich dotirten Jungfrauenstifte zu Teplitz, obwohl ch die bezüglichen Urkunden — wie Sie sich bald werden erklären können — icht erhalten haben. Die Dorfschaften um Teplitz mehren sich bald außerrdentlich.

Fast gleichzeitig mit den Jüngern und Jüngerinen der Heiligen Benedict nd Bernhard nahm noch ein dritter geistlicher Orden Besitz von einem Theil s Thales von Teplitz, der Orden der Johanniter, welchem bereits im Jahre 169 König Wladislaw I. die Herrschaftsrechte über die Dörfer Borislau und erbitz bestätigte, zu welchem Dominium bald auch die Orte Predlitz, Kleischa, -Kahn u. A. m. (wohl sämmtlich Schöpfungen der Johanniter) kamen. Von gleich höherer Bedeutung aber ward in gleicher Weise für dieselbe Gegend noch n anderer geistlicher Ritterorden, dessen Antheil an dem Friedenswerke der Geanisirung Böhmen's überhaupt nicht hoch genug veranschlagt werden kann, das ist r „Deutsche Orden", der, kurz nach Errichtung der böhmischen Kammerballei, rch die Erwerbung von Komotau sammt Zugehörungen (1252) seine Herrschaft s in unser Thal ausdehnte, welche Herrschaft in Folge Zuweisung des Patroates über die Kirchen Königstein und „deren Filiale" Sct. Maria, die Stadtarrkirche zu Außig (ca. 1285) [1]), sowie endlich durch die Uebertragung der arrkirche zu Bilin und des neuerbauten St. Elisabeth-Hospitals daselbst (1302) sehnlich vermehrt wurde.

Während dieser Vorgänge in unserm engen Kreise ging durch das ganze rige Land eine große, nachhaltige, tiefinnerste Bewegung. Die Uebermacht der heimischen Slechticen und Wladyken, der Zupane, zwang den König, daran zu ken, ihnen eine ebenbürtige Macht entgegenzustellen, zu Schutz und Schirm r bedrohten königlichen Gewalt, der Ordnung im eigenen Lande. Das königliche ge des ersten premyslidischen Otakar erkannte als das einzige ausgiebige Mittel ch dieser Richtung die Heranziehung und die Pflege eines deutschen ürgerstandes in Böhmen.

Das Mittel, zum ersten Male von dem genannten Herrscher versucht, von en unmittelbaren Nachfolgern eifrigst ausgebildet, erwies sich als über alle wartungen probat. — So entstanden, namentlich unter Přemysl Otakar II., ersten, durchwegs deutschen Städte in Böhmen, wohlummauert, bevölkert von en, deutschen, ihrem Könige treuergebenen Männern, so in Leitmeritz, mburg, Kuttenberg, Melnik, in Budweis und Pilsen, in Außig Brüx. Und so entstand, wie aus allem Späteren hervorgeht, entweder gleichig oder kurz nachher auch um das Teplitzer Kloster eine förmliche, mit Mauern Thürmen befestigte, mit entsprechenden Freiheitsbriefen privilegirte Stadt, , da es im ganzen Lande durch Jahrhunderte hindurch eben einzig und allein tsche Städte gab, eine unzweifelhaft vollkommen deutsche Stadt.

Wohl sind, wie gesagt, die ersten Privilegien dieser Stadt vernichtet worden, nunmehr auch ihre Befestigungsmauern beinahe ganz verschwunden sind und dem einstigen Kloster kein Stein mehr auf dem andern steht; das ändert aber ts an der mitgetheilten Thatsache. Einzelne gerettete Urkunden des 14. Jahr-

---

. hierüber die vom Verf. im Archiv für die sächs. Gesch., VII., 318 fg., mitgetheilt urkundl. Daten.

hunderts sprechen unzweideutig von der „civitas“ oder dem „oppidum“ Teplitz, dem „suburbium oppidi Teplicensis“ u. s. w., als von einer längst vorhandenen, gleichsam niemals anders beschaffenen Sache. Inmitten der Stadt erhob sich neben dem Kloster die eigentliche Stadtpfarrkirche St. Maria; die Klosterkirche, St. Johann dem Täufer geweiht, stand schon außerhalb des Weichbildes der Stadt, eben „in suburbio“, in der „Vorstadt“.

Der Erbfeind deutschen Wesens in Böhmen, der feudale Adel, sah der Entfaltung unsres Bürgerthums keineswegs müßig zu. Kaum daß im Lande der Bau der ersten Stadtmauern vollendet war, wurden auch die alten, nicht mehr recht sicheren Zupenburgen rings umher einer gründlichen, umfassenden Restauration unterzogen, größtentheils durch deutsche Baumeister; neben den Zupenburgen aber entstanden fast zur selben Zeit, d. h. in dem Zeitraume von 1250—1300, begründet von dem, wie er meinen mochte, in seiner Machtstellung gleichfalls gefährdeten niederen Adel, zahlreiche Ritterburgen und Bergschlösser, mehr oder minder fest, durchwegs dazu bestimmt, den deutschen Bürgern gegenüber als befestigtes Lager zu dienen. So wurden nachweisbar bei uns die älteren Zupenburgen zu Brüx und Ossegg in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts nach größerem Maßstabe wieder aufgebaut, und wurden ebenso bestimmt in der zweiten Hälfte eben dieses Jahrhunderts zum ersten Male die meisten anderen, jetzt mit Burgruinen gekrönten Berge unsres Thals befestigt. Merkwürdiger Weise erhielten fast alle diese neuen Bauten kerndeutsche Namen: die Namen Landeswart und Riesenburg erscheinen urkundlich zum ersten Male um das Jahr 1250; wenige Jahrzehnte später ist in gleichzeitigen Chroniken von Eisenberg, Geiersberg, Hasenburg und Kostenblatt die Rede. Zahlreiche Anhaltspunkte ergeben, daß zugleich mit ihnen die ersten Befestigungen des Berges vorgenommen wurden, den man damals nicht anders als den „Klosterberg“ nannte; es ist der heutige Schloßberg bei Teplitz.

Unzweifelhaft in der Zeit von 1300—1350 wurden die Burgen Schreckenstein, Blankenstein, Kamaik, Kostial u. s. w. und vor Allem die Befestigungen der Bergstadt Graupen errichtet, deren Erzreichthum eben damals entdeckt worden war, als Teplitz die Würde und das Aussehen einer Stadt erlangt hatte.

Die Absicht der premyslidischen Könige entgegen ihren übermüthigen Zupanen wurde trotz alledem vollständig erreicht; die Macht der Letzteren war für immer gebrochen. Wohl büßte Otakar II., der große Heldenkönig, dem die Anerkennung gebührt, das Werk vollendet zu haben, sein Beginnen und Vollenden mit dem Leben; auf dem Felde von Dürnkrut hauchte er, verrathen von den „Großen“ seines Reiches, die Heldenseele aus; die ihm getreuen deutschen Städter hielten aus bei ihm in Noth und Tod und bewiesen damit in glänzendster Weise: auf Wen ein böhmischer König sich verlassen könne.

Die Heere Rudolf's von Habsburg ließen selbst in unserm Thale traurige Spuren zurück; die Klöster Ossegg, Teplitz und Schwatz (welches Letztere bei dieser Gelegenheit zum ersten Male genannt wird) wurden von ihnen jämmerlich verheert; „omnes in dolore et amaritudine paribus cruciatibus et similibus doloribus afflicti sunt.“ Da gingen wohl auch die ältesten Freiheitsbriefe der Stadt Teplitz in Rauch auf. —

Eine herrliche, segenvolle Zeit kam für unser Thal unter der Regierung der luxemburgischen Könige und Kaiser. Mit Riesenschritten nahm da die Cultur überhand, fällte die Wälder und legte neue Dörfer an. Die „majestas Carolina“ sah sich genöthigt (ca. 1350) zu decretiren: Die Wälder um Außig und Brüx u. s. w. sollen, eine Zierde des Landes, eine Brustwehr wider die Feinde, künftighin geschont werden.

Wir zählen zur Zeit Kaiser Karl's IV. in unmittelbarer Umgebung von Teplitz einerseits im Decanate Bilin, zu welchem auch die Kirchen von Teplitz gehörten,

39, im Decanate Außig 35, im Ganzen 74 selbständige Pfarreien: mehr als heutzutage. Da stand am Fuße des Schloßberges, wo heute nurmehr ein Maierhof, Dubrawitz, zu finden, ein freundliches Kirchdorf, „Dubravic," mit einer Pfarrkirche, über welche die Herren oben auf der Burg, die „Herren von Dubrawitz," das Patronatsrecht übten. Da stand, auch nicht weit von Teplitz, ein zweites Kirchdorf, Bohusaudow mit Namen, von dem man heute nicht mehr genau die Stelle kennt, auf der es gestanden. — So sind uns auch die Namen der Besitzer der Burg, die wir vor Allem im Auge haben, fast gänzlich verloren gegangen. Im J. 1363 und das Jahr darauf wird uns als Herrin der Burg und Patronin der Kirche darunter Margaretha v. Dubrawitz genannt, eine trauernde Witwe; noch im J. 1364 treten Nicolaus v. D. und dessen Bruder in ihre Rechte; im J. 1401 erscheinen Henik und Hans v. D. an ihrer Stelle; im J. 1416 schaltet und waltet hier Herr Habart v. Habarlanth zu Dubrawitz.

Reich und angesehen, auf der Höhe seines Glanzes, steht zur Mitte des 14. Jahrhunderts das Jungfrauenkloster der Stadt Teplitz. Die Schutzherrin der Stadt war die Äbtissin des Klosters, zugleich Besitzerin der Pfarrorte Ratsch, Borislau (vormals, wie gesagt worden, Besitzung der Johanniter), Propstau, Prosanken, Praskowitz (bei Leitmeritz), B.-Bockau (bei Außig), Wollepschitz (bei Bilin), Pritschapel (bei Komotau) u. s. w. Dazu gehörten ohne Zweifel noch viele der zu den Kirchen dieser Orte eingepfarrten Dörfer.

Zahlreiche fromme Schenkungen der Ritter und Herren in der Nachbarschaft hatten den durch die Stifterin und deren Gemal begründeten Reichthum des Klosters ansehnlich vermehrt und vermehrten ihn fortwährend. Ähnlich erfreuten sich die sechs Altaristen, welche die Klosterkirche zählte, bedeutender Zinsungsbezüge aus den benachbarten Dörfern. Als Professinen des Klosters lernen wir nunmehr nur adelige, edle Fräulein („domicellae") kennen: Elisa, „dicta Chodzovska", Anna von Micholup, Kunka von Zinkow, Elise von Skalken, Maria von Struschnitz, Elise von Dlaschkowitz, Adele von Wchinitz, Margarethe von Riesenburg, Elise von Wartenberg u. s. w. So gehörten ohne Zweifel auch die Äbtissinen des Convents den edelsten Geschlechtern des Landes an, obwohl von keiner derselben der Familienname sich erhalten hat. „Miseratione Divina abbatissa monasterii Teplicensis" — nannte sich die Vorsteherin Elisabeth, die als solche in dem Jahre 1282 lebte; ebenso Äbtissin Agnes, die im Jahre 1356 in dieser Würde erscheint; ferner Anna, die durch 14 Jahre (1356—1370) das gleiche Amt versah, sowie Margarethe, ihre Nachfolgerin, die im Jahre 1416 starb, und endlich Sophia, die, am 4. Febr. 1416 zur Äbtissin ernannt, die Letzte ihres Amtes, den Untergang, den furchtbaren Untergang ihres frommen Asyls erschauen sollte.

Wie die Klosterkirche muß auch die Stadt-Pfarrkirche zu Teplitz mit Einkünften gesegnet gewesen sein. Sie zahlte im Jahre 1384 denselben kirchlichen Landeszehent wie jene, und zählte mit ihr zu den reichsten im ganzen Archidiaconate. Und daß die Bürgerschaft der Stadt nicht zu den ärmsten im Lande gehörte, beweist eine Reihe Schenkungen aus ihrer Mitte, wie denn noch im J. 1411 Äbtissin Margarethe „cum auxilio civium", mit Hilfe einiger Bürger, zwei neue Altäre in ihrem Kloster stiftete, den St. Veit- und den hl. Kreuz-Altar. —

Ein Charakteristikon unsrer Stadt, das wir nicht übergehen können, ist die daselbst bereits in ziemlich früher Zeit nachweisbare Existenz von Vertretern jener im Mittelalter nicht überall geduldeten Religionsgenossenschaft, deren beispiellose Rührigkeit und Emsigkeit einen bisher nicht genug gewürdigten eminenten Einfluß auf die gewerbliche und mercantile Entwicklung unsres Landes und bis zur jüngsten Zeit unleugbar auch dieser unsrer Stadt ausübte, ich meine die Juden. Derselben

waren schon zu Ende des 14., Anfang des 15. Jahrh. verhältnißmäßig viele in Teplitz angesessen. Unter ihnen vor allen Anderen bekannt und so zu sagen gesucht waren zwei Juden, Namens Michel, „Michel und aber Michel", wie die Urkunden besagen, auch der „größere" und der „kleine" genannt (ungefähr wie heute der „rothe" und der „schwarze"). Die Herren Ritter auf den Burgen rings um die Stadt, in ihren pecuniären Verhältnissen, wie so mancher moderne Stegreifritter, schon sehr heruntergekommen, kannten die Behausung der beiden Juden gar genau und suchten sie fleißig auf. Zeuge dessen eine leidige Anzahl Schuldverschreibungen, die sich zufällig noch erhalten haben. Darin bekennen in den Jahren 1414 u. fg. nach einander die edlen Ritter Jan v. Ohnič (Wohontsch), Waclaw v. Grenikow, Holenič von Schechlap, Waclaw Farsa von Kralowitz, gesessen zu Lukohokan, Peter von Radowesitz, China v. Chodschow (Koschow), Hanuš von Truzenitz (Trusenz), Peter von Lukow, Hanuš von Ledwitz (Ladowitz), Jan von Cheynow, Peschke Fulfis, Onsch zu Dokzawe (sic), Albrecht von Duba zu Kostenblatt und ebenso der schon genannte Habart Habarlanth zu Dubrawitz u. A. m., Alle bekennen, theils als Selbstschuldiger, theils als Bürgen, den „vorsichtigen Juden Michel und aber Michel" so und so viel Schock Groschen „guter silberner Pfennige Prager Münze" mit der Verpflichtung schuldig zu sein, „davon soll zu Wucher gehen von Datum des Briefes jede Woche vom Schock ein guter silberner Groschen" — ein ganz bedeutender Wucher; auf der Juden Mahnung aber soll die Schuld zurückgezahlt werden bei Strafe des Einreitens der Bürgen zu Teplitz. Die Schuldurkunden, was auch nicht zu übersehen, sind sämmtlich in deutscher Sprache abgefasst.

Zur Ausbreitung des Deutschthums in unserm Thale trug Kaiser Karl IV. selbst wesentlich bei. Der „Vater Böhmen's" war ehrlich bemüht, die Lehensherrlichkeit seiner böhmischen Krone, die sich seinerzeit bei uns ohnehin über die gegenwärtigen Grenzen hinaus, so über Dohna, Königstein und Pirna, erstreckte, so viel wie möglich auszudehnen, was ihm denn auch in hohem Grade gelang, indem die mit zahlreichen Gütern in Meißen wie in Böhmen belehnten Herren von Plauen, dann die Burggrafen von Dohna, die Herren von Schönburg, die Herren von Kolditz u. A. m. sich der böhmischen Hoheit unterwarfen. Zu der einen Herrschaft Kolditz gehörten nicht weniger denn 52 meißnische Dörfer. Das erhöhte allerdings den Glanz der böhmischen Krone, trug aber zugleich indirect dazu bei, den nunmehr ungehinderten Verkehr unsres Landstrichs mit dem benachbarten Meißner Lande in bisher ungekannter Weise zu heben und dadurch — wenn er's bis dahin noch nicht gewesen — diesen Landstrich wieder durch und durch deutsch zu machen. Ein weiteres, directes Mittel zu demselben Zwecke war die Verpfändung der Städte Laun und Brüx an den ältesten Sohn Landgraf Friedrich's von Thüringen, gleichfalls Friedrich geheißen, dergemäß die letztere Stadt mitsammt der Burg am 24. Febr. 1377 dem jungen Friedrich die Huldigung leistete. Der Rechtstitel Friedrich's wurde nach des Kaisers Tode wohl vielfach bestritten, mußte aber schließlich doch durch einen Vertrag zu Nürnberg am 11. October 1397 insofern neuerdings anerkannt werden, als durch denselben die genannten Städte den Markgrafen Friedrich, Wilhelm und Georg von Meißen eingeantwortet wurden. Die deutschen Herren aber, einmal im Lande, waren so bald nicht wieder zu vertreiben; von Jahr zu Jahr erweiterte sich ihr Landbesitz.

Die alten Zupane von Bilin, die Stifter des Klosters Ossegg, hatten zu Ende des 14. Jahrhunderts, wie ihre kleinen rittermäßigen Nachbarn, gründlich abgewirthschaftet. War schon zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts Bilin getrennt von der Burg über Ossegg, der Riesenburg, und in die Hände der deutschen Herren von Seeberg, dann der von Bergau und endlich der von Kolditz übergegangen, so verstand es Boreš v. Riesenburg, der letzte Inhaber der Burg aus dem Geschlechte der Hrabišice, ganz und gar nicht, den Rest der Macht

seines Hauses zu erhalten. Boreš sah sich genöthigt, Stück um Stück von seiner Herrschaft zu veräußern (wodurch z. B. Karbitz, das auch zu den Appertinentien der Riesenburg gehört hatte, zur Herrschaft Graupen kam), dann bei unterschiedlichen Juden in Brüx, Eger u. s. w. Gelder aufzunehmen und, als auch das nicht mehr verfangen wollte, am Montage nach Mariä Reinigung 1398 Schloß Riesenburg mit allen seinen Zugehörungen, die sich immer noch weit in's Land hinein erstreckten, dem Markgrafen Wilhelm von Meißen um 40.000 Mark Silber zu verkaufen. Das beste Mittel, die Erwerbungen zu sichern, war zunächst die neuerliche Befestigung der Burg von Brüx und der Riesenburg und — die Anlegung einer neuen Burg. Da wurde im Jahre 1400 der Grund gegraben zu dem Schlosse, welches entdeckt zu haben ich mir schmeicheln darf, dem Schlosse Paradies auf dem Berge Choteny oder „Kotine", wie er jetzt im Volksmunde heißt, am äußersten Ende der „Pflege" Riesenburg, drei Stunden von dieser Burg, oberhalb des Dorfes Hertine, im schönen Bielathale.[1]) Zwei Jahre später erwarben Friedrich und Wilhelm von Meißen die festen Plätze Dohna und Königstein als unmittelbares Besitzthum; im Jahre 1404 aber gewannen sie in gleicher Weise Stadt und Schloß Pirna, und „setzte sich," wie der technische Ausdruck lautet, Beneš von Duba der Jüngere, der Herr von Kostenblatt, mit dieser seiner Burg dem Markgrafen Wilhelm „zu Diensten;" ein Gleiches that im Jahre darauf Wenzel von Wartenberg mit seiner Feste Blankenstein. Andere Erwerbungen folgten.

Neben den deutschen Bürgern und Kloster-Männern und -Frauen hatte sich, wie es scheinen wollte, für alle Zeit der deutsche Machthaber festgesetzt; das Deutschthum unsres Thales schien in der That unaustilgbar.

Und wie bei uns, so stand es im großen Ganzen überall im Lande. Die von der ersten bis zur letzten durchwegs deutschen Städte mehr oder minder reich und blühend; die kleinen und großen Ritter und Herren auf den Burgen und Schlössern fast ohne Ausnahme verarmt und verliedert; die čechischen unfreien Bauern in gedankenloser Trägheit, einzig und allein dazu da, zu dienen und zu darben, wie der „gnädige Herr" es wollte — welchen Anblick hätte das Land geboten ohne das freie deutsche Bürgerthum, ohne dessen Handel und Gewerbe, dessen Kunst und Wissenschaft! Ein herrliches, großes Prachtgebäude stand es da, dieses Deutschthum, inmitten eines Waldes tiefster Uncultur.

Das große, herrliche Gebäude ward wie über Nacht fast mit Einem Schlage zerstört und dem Erdboden gleichgemacht.

Ich brauche es Ihnen, meine Herren, nicht zu erzählen, wie das Alles gekommen. Sie wissen recht gut, wie zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Hetzereien ihren Anfang nahmen, mit welchen die feudal-nationalen Herren, in Verbindung mit den Hyper-Clericalen, damals Husiten genannt, die große, gedankenlose Menge aufzuwiegeln suchten gegen den besitzenden deutschen Mittelstand — gerade wie heutzutage. Sie kennen die ersten Früchte dieser Saat, die sich — gerade wie heutzutage — in Straßenexcessen und rohen Gewaltthätigkeiten gegen einzelne Personen wie gegen ganze Corporationen in der Hauptstadt wie auf dem Lande zu erkennen gaben. Sie wissen ferner, wie sodann durch ein eigenthümliches Manöver — wenn nicht gerade, doch beinahe so wie heutzutage — an die Čechisirung der Prager Universität gegangen wurde. Sie kennen endlich auch, meine Herren (wir müßen die Parallele weiter verfolgen), das verhängnißvolle „königliche Rescript" des argverblendeten Kaisers Wenzel, wie er damals

---

1) S. „Mittheilungen d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen," VII, S. 43 fg. — Der kurze Aufsatz ist durch eine verhältnißmäßig große Anzahl sinnstörender Druckfehler entstellt. So hat es u. A. S. 45, Z. 3 v. o., statt „Hartine" zu heißen „Hertine"; das., Z. 7 v. o. statt „mächtigen" — „mäßigen;" S. 46, Z. 25 v. o. statt „Föhna" — „Dohna."

hieß, das Rescript vom 21. October 1413, das, von der „nationalen" Partei mit Jubel begrüßt, unter dem Scheine der Gleichberechtigung beider Nationalitäten im Lande die Vergewaltigung der deutschen Mehrheit zunächst im Prager Magistrate und dann in den übrigen deutschen Stadtgemeinden decretirte — ein Schritt, der consequent zu jenem schauderhaften Fenstersturze auf der Prager Neustadt führte (am 30. Juli 1419), der dem übelberathenen Könige, vormals Kaiser, zu spät die Augen öffnete und das Zeichen gab zur Erhebung der fanatisirten Massen im ganzen Lande gegen Alles, was deutsch hieß, deutsch und treu den bestehenden Gesetzen — gerade wie heutzutage.

Bereits in's dritte Jahr hauste der unmenschliche Krieg von einem Ende Böhmen's bis zum andern, ohne unser schönes, blühendes Thal unmittelbar zu berühren. Da nahte, von Südwesten her, eine entsetzliche, Tod und Verderben bringende Wetterwolke, Zizka mit seinen erbarmungslosen Schaaren. Mit eherner Faust zersprengte er den Riegel, der das Thor zu diesem Thale versperrte: Komotau fiel am Palmsonntage 1421; Männer und Weiber, Kinder und Greise, was da lebte in der unglückseligen Stadt, wurde erschlagen oder verbrannt. „Überall Menschen, in Komotau nur Deutsche" — so hieß es schon damals bei unsern slavischen Landesbrüdern — und da durfte allerdings kein Stein der Stadt auf dem andern bleiben. Nach Komotau kam Bilin an die Reihe, das am 12. Juli erstürmt und genommen wurde. „Da wurden," sagt der Chronist, „viele Priester und Bürger erschlagen und noch viel mehr in's Feuer geworfen, wo sie elendiglich verbrannten." Gleich darauf fielen Dux und Osseg und fast gleichzeitig die Klöster Doxan und Teplitz. Es scheint, daß Teplitz, die Stadt, durch Capitulation, nicht mit stürmender Hand, genommen wurde und daher zunächst der völligen Vernichtung entging. Das Kloster aber — trotzdem, wie die Chronik sagt, dessen Äbtissin mitsammt ihrem jungfräulichen Convent alles Mögliche aufbot, die feindliche Horde in ihren natürlichen Bedürfnissen zu befriedigen — das Kloster wurde besetzt, die Äbtissin und die Jungfräulein wurden hinausgejagt . . . „quas quidem virgines quidam exercitus latrunculi vestibus spoliarunt" ꝛc.

Von Teplitz wälzte sich das Heer der rohen, blutdürstigen Feinde gegen Brüx und dessen festes Schloß. Dreizehn Tage lang lag das Heer vor Brüx, das sich mit heldenhafter Tapferkeit der wüthendsten Stürme erwehrte, als endlich die Erlösung kam. Friedrich der Streitbare und Wilhelm der Reiche, die Herzoge von Sachsen, überschritten mit einer auserlesenen Heerschaar das Gebirge und schlugen am 5. August 1421 die Husiten vor Brüx so vollständig, daß dieselben alle ihre Wagen und Belagerungsgeräthe im Stiche ließen und 3000 Mann an Todten und wohl noch mehr an Gefangenen verloren und — „noch gab es deutsches Land in Böhmen."

Jahre vergingen, bevor es die Husiten wieder wagten, unser Thal zu betreten. Den Herzogen von Sachsen zu Danke überließ König Siegmund ihnen zu der Pfandschaft Brüx auch noch Außig (1423), und begaben sich auch die neuen Herren der Burgen Kostenblatt und Blankenstein, Albrecht v. Duba und Albrecht Schenk v. Landsberg, in den Schutz und Schirm Friedrich's des Streitbaren (1424), der schon vordem auch den festen Schreckenstein erworben hatte. Fast schien es, als sollte das Deutschthum in unserm Thale aus all den Kämpfen nur um so kräftiger hervorgehen.

Doch konnte es nicht fehlen, daß, nachdem bereits beinahe das ganze übrige Böhmen dem Schwerte der Husiten erlegen war, sich die volle Wuth der Fanatiker wieder und wieder an dem letzten deutschen Bollwerk des Landes versuchte. Schon 1425 drang eine nach Tausenden zählende Taboritenschaar bis nach Dux vor und überrumpelte die Stadt, um sie aber alsbald, von den rasch herbeigeeilten meißner Truppen geschlagen, diesen wieder zu überlassen — da sammelte

sich, als Herzog Friedrich der Streitbare eben in Nürnberg verweilte, was an hussitischen Streitkräften im Lande vorhanden war, um das Verhängniß unsres armen Thales zu erfüllen.

Rohač v. Duba, welcher Weißwasser und B.-Leipa zerstört hatte; Prokop der Kahle, welchem Trebnitz und die umliegenden Orte erlegen waren; Prinz Siegmund Korybut und Jakaubek von Wřesowitz, welche in Prag ein sehr ansehnliches Heer vereinigt hatten: sie Alle wandten ihre blutgetränkten Waffen zu gleicher Zeit gegen dieses unser Thal. Es war im Monat Juni 1426, der schauervollsten Zeit, die jemals über das Thal dahingegangen. Die Städte Dux, Teplitz und Graupen wurden nach kurzer Gegenwehr erobert und büßten den Widerstand mit einem gräulichen Blutbad. Äbtissin und Convent unsres Klosters, offenbar durch die Schrecken der äußersten Gewaltthätigkeit und des Todes hiezu gezwungen, gingen einen schmählichen Vertrag mit dem Feinde ein und retteten sich so abermals (für kurze Zeit) vor dem Untergange. Alle einzelnen Heerhaufen zogen sich vor Außig zusammen. Hier mußte die Entscheidung fallen.

Hart vor Außig, zwischen Türmitz und Herbitz, gegen Karbitz herauf, hebt sich, von unserm Standort deutlich sichtbar, von dem übrigen Thal eine mäßige Hochebene ab, genannt die Bihana; in der That „eines der blutigsten Felder Böhmen's."

Die kleine Bürgerschaft von Außig wußte wohl, um was es sich handelte; verstärkt durch eine meißner Besatzung, leistete sie Tag und Nacht verzweifelten Widerstand. Ein heller, leuchtender Hoffnungsstern ging auf. Von Katharina, der mannesmuthigen Gemalin Friedrich's des Streitbaren, bei Freiberg gesammelt und bis zur böhmischen Grenze geführt, erschien ein zahlreiches deutsches Entsatzheer.

Wer hat sie nicht gehört, die traurige Kunde von der Schlacht bei Außig am Sonntage nach St. Veit (16. Juni) 1426? — Der schöne Hoffnungsstern erblich; das Heer der Deutschen wurde geschlagen, Außig wurde erstürmt und ging in Flammen auf, und die Hussiten sangen noch ein Jahrhundert später:

„Gott sei gedankt! o preiset ihn!
Er hat uns Hilfe und Ruhm verlieh'n,
Die Deutschen, die Deutschen zu schlagen
Und aus dem Lande zu jagen!"

Von dem Kloster zu Teplitz ist seit 1426 in der Geschichte kaum mehr die Rede. Ebenso wenig von dem Kirchdorfe Dubrawitz am Fuße des Schloßberges. Der deutsche Ritterorden war aus Komotau, Bilin und Außig, obwohl er seine diesbezüglichen Rechtsansprüche niemals gänzlich aufgab, für alle Zeit vertrieben. Wohl stand noch die Burg auf dem „Klosterberge" über Teplitz, wie auch die Burg von Graupen und Rothenhaus u. s. w.: bis zum Jahre 1433 fielen auch sie. Rothenhaus, Geiersburg, Teplitz mitsammt dem Klosterberge oder „Daubrawská hora," wie der Berg von nun an heißt, Kostenblatt, Bilin, ja selbst Komotau und Luditz übergingen in das Eigenthum eines Mannes, den wir als das Urbild hussitisch-čechischer Gewaltthätigkeit betrachten müßen, Jakaubek von Wřesowitz[1]), der sich durch ein Menschenalter als den unumschränkten Herrn des ganzen Thales, das wir vor Augen haben, behauptete — bis auf wenige Punkte, darunter Graupen, die Bergstadt, die durch äußerste Gewaltanstrengung wie durch ein Wunder dem Deutschthum erhalten wurde, einen der wenigen, ja fast den einzigen Punkt in Böhmen, den zu čechisiren trotz alledem und alledem niemals gelingen sollte.

1) Bezüglich der oben mitgetheilten Thatsachen, insbesondere über Jakaubek v. Wresowitz und die Schlacht bei Außig s. „Mittheilungen" II, 184 fg. u. IV, 33 fg.

Was die heillosen Husitenstürme zu thun noch übrig gelassen hatten, das vollendete der vielgerühmte, vielgeschmähte Gubernator Georg v. Podiebrad, der im J. 1450 einen Krieg gegen den sächsischen Herzog — zunächst um den Besitz unsres Thales — eröffnete, einen nicht minder als die vorhergegangenen Stürme verheerenden Krieg, der erst mit dem Jahre 1459 durch den sogenannten „ewigen Frieden" zu Eger dahin beendigt wurde, daß den sächsischen Herzogen außer Dohna, Königstein und Pirna alle ihre ehemaligen Besitzungen in Böhmen definitiv genommen wurden.

Das ist der kurze Abriß der ersten Periode der Geschichte unsres Thales, des Thals von Teplitz; seine erste Germanisirung und Entgermanisirung. — Wohl wurden die zerstörten Mauern der Städte Außig, Teplitz, Dux, Bilin, Brüx u. s. w. wieder aufgebaut und ließ sich innerhalb derselben eine neue sogenannte „Bürgerschaft" nieder, wie in den Städten des übrigen Landes. Aber — welch ein Unterschied zwischen den Städten von damals und von früher! Das waren keine freien deutschen Männer; das waren rohe, ungebildete Massen čechischer Bauern, die sich festsetzten in der schönen Häuslichkeit, aus der sie vorher allen Geist, alles Leben mit ehernen Flegeln ausgetrieben hatten. Gewöhnt an Unfreiheit, begnügen sich die neuen „Bürger" mit den unscheinbarsten Resten bürgerlicher Freiheit, welche ihre deutschen Vorgänger mit vollen Zügen genossen hatten. Uneingeschränkt von jener lästigen vorwärtsstrebenden, fleißigen Mittelklasse, die im Landtagssaale wie im socialen Leben ihre Ebenbürtigkeit neben dem privilegirten Ritterstande schier schon erkämpft hatte, bereichert mit dem Raube aus den niedergebrannten Städten, fühlten sich die eingebornen Ritter und Herren erst wieder sicher und richteten sich auf ihren neuerbauten Burgen wieder ein, so gut es gehen wollte.

Und das ging sehr gut. Die robotpflichtigen Bauern und Bürger schleppten auf ihren Sklavenrücken zum Baue der Zwingburgen die erforderlichen Steinmassen, die sie mit ihrem eigenen Schweiße zusammenfügten. Bürger- und Bauernschweiß ist ein vortrefflicher Mörtel. Hei, wie die Wimpel lustig im Winde flatterten, als die Burg nun fertig war! Wie der Junker lachte, wenn er von der Zinne der Burg herunterschaute auf die niedrigen Hütten der ihm frohnenden, leibeigenen Unterthanen!

Doch, das gehört schon nicht mehr hierher; das gehört in die zweite Periode der Geschichte dieses Thales, dieser Stadt, die freudenleerste, traurigste von Allen. Ich gedenke wohl auch diese Periode zu behandeln, und nicht nur diese, sondern, wenn sonst die äußeren Verhältnisse nicht dazwischen treten, auch die dritte und letzte Periode der Geschichte meines Heimatthales, seine allmälige, friedliche, keineswegs gewaltsame Wieder-Germanisirung, seine zu Zeiten vielleicht unscheinbare, immerhin nachweisbare Theilnahme an dem großen Kampfe, der da gekämpft wurde von dem Deutschthum im Osten, wie im Westen, in der Nähe wie in der Ferne, an dem Kampfe für Freiheit und Menschenwürde.

Es ist, wie gesagt, eine Art Elegie, das Bruchstück, das ich Ihnen heute biete. Die Geschichte der Cultur ist überreich an solchen Elegien. Und doch, im Ganzen, wer kann es leugnen, ist das Lied, das uns die Weltgeschichte singt, wenn wir nur recht zu hören verstehen, keine Elegie, kein Trauerlied: ein „hohes Lied," ein Päan von dem Siege des Schönen und des Guten, von dem Siege der allmächtigen Wahrheit . . .

Welchen ungeheueren Aufschwung hat dieses Thal genommen, seitdem sein uranfänglicher Besitzer sich in ihm wieder heimisch fühlt; seitdem seinen Bewohnern die autonome Verwaltung ihres Eigen wieder zugewendet worden in freiem Genuße freisinniger Gesetze. Und seine Geschichte, das hoffe ich Ihnen zu beweisen, ist, als Ganzes, keine Elegie, ist ein Heldenlied, gar hocherfreulich, so erfreulich, wie das große, weltbekannte Lied von deutschem Fleiße und deutscher Arbeit.

Möchte mir's mit diesen flüchtigen Worten gelungen sein, zum Wenigsten einen schwachen Beleg mehr geliefert zu haben für die so oft ausgesprochene und doch nicht oft genug zu wiederholende Wahrheit: der Deutsche in Oesterreich, der Deutsche in Böhmen hat ein Vaterland, ein Land, das seine Väter erobert mit den Waffen der Cultur; das sie urbar gemacht in tausendjähriger Arbeit; in dem sie für einige Zeit wohl unterdrückt werden konnten durch die roheste Gewalt; das sie gleichwohl behauptet gegen innere und äußere Feinde mit Gut und Blut, als ein Vaterland, das wir, die Söhne unsrer Väter, uns nicht rauben lassen und uns nicht hinwegdecretiren oder -rescribiren lassen — nun und nimmermehr.

Studien aus der Rechtsgeschichte Böhmens.

I. Einleitung.

Das Studium der böhmischen Rechtsgeschichte, gleich interessant für den Historiker wie für den Juristen, liegt fast noch ganz brach. Namentlich gilt dieses für die ältere Zeit. Mit der vorliegenden Abhandlung nun soll ein Kreis von Studien über die böhmische Rechtsgeschichte eröffnet werden, die den Zweck haben, zu weitern Forschungen anzuregen. Wir beginnen mit einer Abhandlung aus der neuen Zeit, nämlich mit der Darstellung des sogenannten böhmischen Staatsrechts, wie es in dem jüngsten und letzten Gesetze, das sich über diesen Gegenstand verbreitet, nämlich der verneuerten Landesordnung Kaisers Ferdinand II. vom 10. Mai 1627 bestimmt erscheint. Wir wollen uns über die Entstehung, den Inhalt nnd die Bedeutung dieses Gesetzes verbreiten; und wollen zeigen, wie sich die realen Verhältnisse des staatlichen Lebens nach Erlassung dieses Gesetzes entwickelt haben. Dabei wird sich zeigen, wie mit der Entwicklung der österreichischen Reichsidee die Selbstständigkeit Böhmens allmälig unterging, wie sich Böhmen in den Organismus des österreichischen Staates einfügte und damit von selbst der Begriff eines selbstständigen böhmischen Staatsrechts sich verflüchtigte. Wir stellen diesen Gegenstand an die Spitze unserer Abhandlungen, weil er mit der Gegegenwart am meisten zusammenhängt; doch behalten wir uns vor, in folgenden Heften Bearbeitungen anderer, in ältere Zeiten zurückgreifender Rechtsmaterien zu bringen, so über die Wladislav'sche Landesordnung, die Prager Stadtrechte, die böhmischen Rechtsbücher, die böhmische Landtafel u. s. w.

II. Die innern Verhältnisse Böhmens vor dem böhmischen Aufstande (1618).

Zum Verständnisse der in der Ferdinandeischen Landesordnung enthaltenen staatsrechtlicher Bestimmungen und der hierdurch angebahnten Entwicklung ist es nothwendig, das Verfassungsrecht und die innern Verhältnisse Böhmens vor dem Aufstande im Jahre 1618 in der Kürze darzustellen.

Bekanntlich vereinigte Erzherzog Ferdinand im Jahre 1527 die Krone von Ungarn und Böhmen mit seinen österreichischen Erbländern.

Über das Erbrecht des königlichen Hauses hatte Karl IV. in der goldenen Bulle vom 7. April 1348 die nachstehende Bestimmung getroffen: Electionem regis Bohemiae in casu duntaxat et eventu, quibus de genealogia, progenie vel semine aut prosapia regali Bohemiae masculus vel femella legitimus superstes nullus fuerit oriundus, vel per quemcunque alium modum vacare

contigerit dictum regnum, ad praelatos, duces, principes, barones, nobiles et communitates regni praefati et pertinentiarum ejusdem declaramus rite, recte et legitime in perpetuum pertinere. (Die Wahl des Königs von Böhmens, jedoch nur für den Fall, wenn weder ein männlicher noch weiblicher, ehelicher, aus dem königlichen Geschlecht und Samen stammender Nachkomme vorhanden wäre oder der königliche Thron auf sonst eine Weise erledigt werden sollte, soll den Prälaten, Herzogen, Fürsten, Baronen, Edlen und Städten des Königreiches und seiner Nebenländer zustehen.)

Damit war das Erbrecht des Luxemburgischen Hauses in männlicher und weiblicher Linie anerkannt.

Im Jahre 1510 hatte König Wladislav den Ständen einen Revers ausgestellt, worin es heißt: Ferner versprechen wir dem Königreiche Böhmen, daß wir unsere Tochter, der Herzogin Anna, ohne Rath und Wissenschaft dieses Königreichs weder zum Ehestande versprechen, noch verheirathen sollen, weil sie in diesem Königreiche *Erbin* ist. Prinzessin Anna wurde nun im Jahre 1515 „ohne Rath und Wissen" des Konigreichs Böhmen dem Erzherzog Ferdinand versprochen und 1521 angetraut. Dadurch waren nach obigem Reverse ihre Erbrechte erloschen. Als daher die Gesandten Ferdinands I., die sich zu dem Landtage in Böhmen im Jahre 1526 eingefunden hatten, auch die Erbrechte derselben zum Vortrage brachten, wurden dieselben von den Ständen nicht anerkannt, sondern wurde von diesen erklärt, es gebühre ihnen die freie Wahl des Königs. Es stellte daher König Ferdinand I. bei seiner Wahl den böhmischen Ständen am 25. Dezember 1526 den Revers dahin aus, er sei von ihnen aus keinerlei Verpflichtung, sondern aus freiem Willen zum Könige von Böhmen gewählt worden[1]). Gegenüber diesem Reverse erklärten dann wiederum die böhmischen Stände, das für die Luxemburger in der goldenen Bulle festgesetzte Erbrecht gelte auch für die Habsburger. In der That wurden Maximilian II. und Rudolf II. von den böhmischen Ständen nicht gewählt, sondern angenommen, worin eben eine Anerkennung des Erbrechts lag. In dieses unbestrittene Rechtsverhältniß und in das Prinzip der Erblichkeit wurde jedoch eine Bresche geschossen durch die Erhebung Mathias auf den böhmischen Thron im Jahre 1608. Es war durch dieselbe eine nicht hinwegzuleugnende neue rechtliche Grundlage geschaffen worden; denn damals hatte Rudolf II. die Stände eingeladen, seinen Bruder zum König *zu wählen* und somit verdankte Mathias seinen Thron nicht dem Erbrechte, sondern der Wahl der Stände. Gemildert wurde freilich andererseits dieses gefährliche Präjudiz dadurch, daß dasselbe dem alten Landesrechte so sehr widersprach, daß dessen Wirksamkeit immerhin bestritten werden konnte, wie dies auch thatsächlich bei der Annahme und Krönung Ferdinands II. zum Könige von Böhmen im Jahre 1617 der Fall war, der trotz der heftigsten Opposition seiner Gegner von der Mehrheit der Stände als rechtmäßiger König *anerkannt* und *angenommen* wurde.

Die Grundzüge des böhmischen Verfassungsrechtes sind zuerst in der im J. 1500 veröffentlichten Wladislav'schen Landesordnung zusammengestellt worden. Die Wladislav'sche Landesordnung enthält außer dem öffentlichen Rechte noch das Privatrecht des Adels und die bei Prozessen desselben geltende Gerichtsordnung. Sie ist jedoch kein systematisches Gesetzbuch, sondern eine ordnungslose, aus verschiedenen Landtagsbeschlüssen zusammengetragene Compilation.

---

1) Nach dem Brande der Landtafel im Jahre 1541 wurde jedoch dieser erste Revers gegen einen zweiten umgetauscht, der den Erbrechten der Gemahlin Ferdinand's I., der Herzogin Anna, günstiger lautet, und in dem es heißt, die Stände hätten gemäß der Bulle Karls IV. vom Jahre 1348 und dem Briefe Wladislav's vom Jahre 1510 die Gemahlin Ferdinands I. Anna als Erbin der Krone anerkannt und angenommen und daneben Ferdinand I. zum König und Herrn gutwillig gewählt.

Nach der Wladislav'schen Landesordnung standen dem Landtage zwei wesentliche Rechte zu, die Theilnahme an der Gesetzgebung und die Steuerbewilligung. Den Landtag bildeten die drei Stände der Herren, Ritter und königlichen Städte. Die Geistlichkeit hatte in den Stürmen der Hussitenkriege ihre Landstandschaft eingebüßt.

Der Adel in Böhmen theilte sich in zwei Rangklassen, nämlich in die der Herren und Ritter. Eifersüchtig wurde darüber gewacht, daß keine neuen Abstufungen nach Art des deutschen Adels eingeführt würden. So bestimmte bezüglich der Fürsten von Plauen, die in Böhmen begütert waren, ein eigener Landtagsbeschluß, daß sie sich zwar ihres Fürstentitels bedienen dürften, dies aber keine Vermehrung der Adelsklassen und Stände in Böhmen zur Folge haben dürfe. Die Herren von Rosenberg, denen das Herkommen außerhalb Böhmens überall fürstlichen Rang zuerkannte, führten in der Heimat keinen andern als den Herrentitel und waren Mitglieder des Herrenstandes[2]). Die Zahl der Adelsfamilien in Böhmen war in der Zeit vor dem 30jähr. Kriege im Vergleiche zum Mittelalter in Abnahme begriffen. Es scheint, daß der Adel nur von jenen behauptet wurde, die sich im Besitze von Grund und Boden befanden. Familien, deren Glücksstände bedeutend gesunken waren, gingen im Volke auf. Nach einer Zählung aus dem J. 1605 waren 254 Familien des Herrenstandes und 1128 Familien des Ritterstandes im Besitze von Gütern; man kann daraus mit Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die Zahl der adeligen Familien in dieser Zeit nicht viel über 1400 betragen habe. Die mit dem Besuche des Landtags verbundenen Kosten bewirkten jedoch, daß sich auf den Landtagen nur eine verschwinden kleine Zahl der zum Besuche desselben Berechtigten einfand und daß sich in der Curie des Ritterstandes ein Repräsentativsystem auszubilden anfing, indem nämlich die Ritterschaft eines jeden Kreises Vertreter aus ihrer Mitte nach Prag sandte, denen von ihren Wählern eine Entschädigung für Landtagskosten bewilligt wurde. Diese Repräsentation schloß jedoch nicht aus, daß auch der einzelne Ritter, der kein solches Wahlmandat erhalten hatte, wenn es ihm beliebte, auf eigene Kosten den Landtag besuchen konnte.

Die Städte hatten unter der Regierung Wladislavs einen harten Kampf mit dem Adel zu bestehen, um ihre Theilnahmschaft an den Landtagen zu behaupten. Unter den Habsburgern erlitten sie und zwar im Jahre 1547 einen harten Stoß ihrer Autonomie. Wegen Theilnahme an dem Aufstande wurden sie mit Einschränkung ihrer Freiheiten bestraft. In jeder Stadt wurde ein sogenannter Königsrichter ernannt, der die königlichen Gerechtsamen wahrzunehmen und die oberste Polizeigewalt auszuüben hatte. Zugleich wurde den Städten die bisher nach Deutschland, insbesondere Magdeburg übliche Appellation verboten und für die königlichen Städte ein Apellationsgericht in Prag bestellt[3]).

Zum Verständnisse dieser letztern Maßregel sei erwähnt, daß die Grundlage der Städteverfassung in Böhmen wie in Deutschland auf dem sogenannten Stadtrechte beruhte. Die Stadtrechte Böhmens waren deutschen Ursprungs und gehörten den zwei Hauptrichtungen an, die man im deutschen Rechte unterschied, dem sächsischen oder dem schwäbischen Stamme. So herrschte auf der Kleinseite und dem Hradschin in Prag das sächsische oder sog. Magdeburger Stadtrecht, während das Recht der Alt- und Neustadt schwäbischen Ursprungs war, das in seiner Ausbil-

2) Gindely, Geschichte des böhmischen Aufstandes S. 137.

3) Gindely, S. 142. Das böhmische Appellationsgericht, das bei seiner Errichtung im J. 1548 aus einem Präsidenten, 5 Räthen aus dem Herren-, 3 aus dem Ritter- und 5 aus dem Prager Bürgerstande bestand (vergl. Auersperg Geschichte des königl. böhm. Appellationsgerichtes, Prag 1805), unterschied sich von anderen böhmischen Gerichtshöfen gleich Anfangs dadurch, daß es durch das ganze Jahr tagte und sich auch auf die der Krone Böhmens inkorporirten Länder erstreckte, während z. B. das Größere Landrecht nur dreimal des Jahres Sitzungen hielt und seine Competenz auf Böhmen beschränkt war.

dung dann das Prager Stadtrecht schlechtweg genannt wurde. Die Stadtrechte der übrigen Städte Böhmens gehörten dem einen oder andern Zweige an. So hatten die in der Mitte und dem südöstlichen Theile von Böhmen gelegenen Städte das Prager Stadtrecht angenommen; im Westen Böhmens herrschte das Nürnberger Recht, beziehungsweise die Umformung desselben, die es in dem auf dem Privilegium Rudolfs I. vom Jahre 1279 beruhenden Egerer Stadtrecht gefunden hatte. Die Städte im nördlichen und nordöstlichen Böhmen dagegen hatten das Magdeburger Recht angenommen, so Leitmeritz, Königgrätz, Chrudim, Leitomischl, Braunau, Hohenmauth u. s. w.[4])

In Deutschland nun führte der Umstand, daß neuentstehende Städte mit dem Rechte einer andern Stadt bewidmet wurden, schon frühzeitig dazu, daß in Zweifeln die Tochterstadt bei der Mutterstadt anfragte, ja geradezu einen einzelnen strittigen Rechtsfall dahin zur Entscheidung vorlegte. Hieraus bildete sich herkömmlich das Gericht der Mutterstadt zu einer höheren Instanz für die Tochterstadt. In den Ländern der Krone Böhmens war, trotz ihrer Verbindung mit dem deutschen Reiche, durch Cap. XI. der goldenen Bulle jeder Gerichtsbann des deutschen Königs ausgeschlossen und damit auch der Rechtszug an ein Gericht in Deutschland.[5]) An und für sich wäre daher die Appellation gegen Urtheile der böhmischen Stadtgerichte an jene Mutterstädte in Deutschland, mit deren Rechte sie bewidmet waren, ausgeschlossen gewesen. Allein die Entwicklung der Städte und Stadtrechte in Böhmen auf deutscher Grundlage und die Einwirkung des durch die böhmischen Könige selbst gegebenen und in seiner Entwicklung gelassenen deutdeutschen Rechtes brachte es mit sich, daß ganz wie im übrigen Deutschland Berufungen von Städten an Städte und von böhmischen Städten an Städte in Deutschland vorkamen. So gingen die Appellationen der Städte des westlichen Böhmens, die mit dem Egerer Stadtrecht bewidmet waren, nach Eger, während dieses seine Belehrungen aus Nürnberg holte. Von den Städten, die sich nach Magdeburger Recht richteten, wurde Anfangs unmittelbar an den Magdeburger Schöppenstuhl appellirt, später nach Leitmeritz, das den Mittelpunkt und Hort des sächsischen Rechtes in Böhmen bildete und seine Belehrungen aus Magdeburg holte. — Es läßt sich leicht erklären, daß von Seite der böhmischen Könige schon frühzeitig darauf hingearbeitet wurde, den Appellationen an Gerichte deutscher Reichsstädte ein Ende zu machen; doch erreichten sie nicht ihren Zweck, bis endlich Ferdinand I. mit der Errichtung des Appellationsgerichtes entscheidend eingriff.—

Betreffend die äußere Gestaltung und die Formen der Verhandlung des Landtags in den letzten Zeiten vor der Schlacht am weißen Berge, so herrschte der Gebrauch, daß die Eröffnung des Landtags an dem hiezu bestimmten Tage entweder durch den König selbst oder in Abwesenheit des Königs durch eigens hiezu ernannte Kommissäre erfolgte. In voller Versammlung der Stände ließ der König,

---

4) Gaupp, das alte Magdeburger und Hallesche Recht. Breslau 1826. S. 256. Palacky's Gesch. II. Abth. I. S. 157.

5) Diese Stelle der goldenen Bulle lautet auszugsweise: Cum per divos Romanorum imperatores et Reges illustribus Bohemiae regibus nec non regno Bohemiae ejusdemque regni Coronae concessum graciosius et indultum atque diuturnitate temporum introductum, quod nullus Princeps, Baro, Nobilis, Miles, Cliens, Burgensis, Civis nulla denique persona ejusdem regni, et pertinentiarum ejus ubicunque consistentium, cujuscunque status, dignitatis, praeeminentiae vel conditionis existat, ad quodcunque tribunal seu alterius praeterquam regis Bohemiae et judicum regalis curiae suae iudicium citari potuerit sive trahi nec vocari debeat sive possit. §. 2. Adiicientes expresse, ut nulli prorsus principi, baroni, nobili, militi, clienti, civi, burgensi seu rustico, nulli demum personae seu incolue regni Bohemiae saepedicti . . . . . a quibuscunque processibus, sententiis interlocutoriis, vel definitivis sive praeceptis regis Bohemiae aut quorumcunque suorum iudicum . . . . . aut latis, habitis vel ferendis, in antea seu fiendis ad quod cunque aliud iudicium appellare (liceat).

am Throne sitzend, die königlichen Propositionen vorlesen, worin das Begehren des Königs und andere dem Landtage vorgelegte Anträge enthalten waren. Die Stände nahmen die Propositionen entweder in ihrer Gänze oder auch einzelnen Artikeln in Berathung, und zwar berieth darüber zuerst abgesondert der Herrenstand, welcher seine Beschlüsse schriftlich dem Ritterstande mittheilte; der Ritterstand theilte nach abgesonderter Berathung seine Beschlüsse den Herren in gemeinschaftlicher Sitzung mit denselben mit, und nach erfolgter Einigung beider Stände theilten diese ihren Beschluß den Städten mit, welche gleichfalls abgesondert beriethen und hierauf ihre Meinung in der Vollversammlung der Stände vortrugen. Worüber die Stände dergestalt einig geworden, das wurde dem Könige vorgelegt, der im Falle seiner Uebereinstimmung mit diesen Beschlüssen dieselben bestätigte oder im entgegengesetzten Falle seine Einwendungen auf schriftlichem Wege mittheilte, die nun von den Ständen auf dieselbe Weise wie früher in Berathung gezogen wurden. Worüber zwischen König und Landtag Uebereinstimmung erzielt worden war, wurde in eine Schrift zusammengefasst, die in der Vollversammlung des Landtags verlesen und als Landtagsbeschluß genehmigt wurde. Nachdem der Landtag schlüssig geworden war, wurde dessen Beschluß in öffentlicher, feierlicher Sitzung in Gegenwart des Königs verkündet. [6])

Das wesentlichste Recht des Landtags bestand in der Steuerbewilligung. Das Steuersystem war roh und nicht in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Volkswirthschaft. Ursprünglich wurde meist nur eine Vermögenssteuer erhoben; jedermann mußte sein Vermögen abschätzen und hievon einen bestimmten Prozentsatz als Steuer zahlen. Im Jahre 1567 gaben die Stände definitiv die Besteuerung nach dem Vermögen auf und führten die sogenannte Haussteuer ein, die in den königlichen Städten von jedem Hause, auf dem Lande von jeder Bauernansässigkeit erhoben wurde. Diese neue Besteuerungsart wurde vorzüglich auf Verlangen des Adels eingeführt, der sich auf diese Weise fast von jeder Steuerleistung befreite. Seit dem Jahre 1593 hörte jedoch diese Begünstigung des Adels wieder auf. Die gewöhnlichste Art von Steuern, welche die Stände vor der Schlacht am weißen Berge bewilligten, ist die Grundsteuer oder Berna. Diese wurde nach gleichem Maßstabe auf alle unterthänigen Ansässigkeiten mit dem Unterschiede zwischen der ganzen Ansässigkeit der Bauern und der Theilansässigkeit der Chalupen in der Art umgelegt, daß die letzteren nur einen verhältnißmäßigen Theil zahlten. Die Zahl dieser Ansässigkeiten gründete sich auf die Fassionen der einzelnen Obrigkeiten. Jeder Herr oder andere Bewohner, der unterthänige Leute hatte, gab jedesmal bei Ausschreibung der Steuer auf Treu und Gewissen an, wie viel unterthänige Leute er habe. Weil in Zeiten langer Ruhe vor der Schlacht am weißen Berge sich die Zahl der Ansässigkeiten von Jahr zu Jahr nicht stark änderte, so war es auch nicht allzuschwer, sich von der Wahrhaftigkeit der Angaben über Veränderungen in der Zahl der Unterthanen zu überzeugen, so daß die auf Grund dieser Fassionen angelegten Verzeichnisse der Bauernansässigkeiten nicht allzuweit von der Wahrheit abweichen mochten.

Eine andere Art von Steuern war die sogenannte Biersteuer oder das Faßgeld (posudní), das von jedem Fasse gebrauten Bieres erhoben wurde. An diese Steuern schließen sich Juden-, Mühl-, Kamin-, Erwerbsteuern u. s. w. So entwickelte sich ein weites Steuernetz, dessen höchster Ertrag in das Jahr 1596 fällt (980.000 Thr.). Das Finanzwesen jener Zeiten trägt jedoch einen von dem des modernen Staates grundverschiedenen Charakter; es beruhte noch auf wesentlich mittelalterlichen Grundlagen. Das Mittelalter unterschied nicht zwischen Einnahmen und Ausgaben des Landes oder des Staates und Einnahmen oder Ausgaben des Fürsten. Dem mittelalterlichen Fürsten lag ob, die Würde ihrer Krone, mannig-

6) Gindely a. a. O.

fache Regierungsauslagen und die Vertheidigung des Landes aus ihren Einkünften zu bestreiten. So war es auch in Böhmen. Die persönlichen Einkünfte des Königs bestanden neben dem Ertrage der königlichen Güter in Zöllen, Monopolen, städtischen Gefällen, Bergwerken. Diese Einnahmsquellen und deren Erträgniß war Eigenthum des Königs und darum jede Controlle der Stände rücksichtlich ihrer Verwendung und Nutzbarmachung ausgeschlossen. Ständische Steuern waren eine Ausnahme. Erst die Noth der Türkenkriege führte zu einem zusammenhängenderen Steuersystem und zu regelmäßigen Steuerbewilligungen. Die Entwicklung des Finanzwesens in Böhmen ist analog dem Entwicklungsgange in deutschen Territorien. Schon der Ausdruck „Steuer" zeigt deren außerordentliche Natur. Steuer heißt so viel als Hilfe, Stütze (vgl. Steuerruder), daher, daß die Steuern nur dann in Anwendung kamen, wenn die übrigen Einnahmsquellen nicht hinreichten. [7]) Gerade solche Steuerbewilligungen gaben den Ständen Veranlassung, sich ihre Rechte und Privilegien nicht bloß bestätigen, sondern vermehren zu lassen, und sind die Hauptgründe der Entwicklung des ständischen Wesens geworden. Damit hängt aber auch zusammen die Roheit des Steuersystems und das Bestreben des Adels sich persönlich von jeder Steuerleistung zu befreien. Hiermit ist von selbst der wesentliche Unterschied von der modernen Auffassung der Steuer gegeben. Im modernen Staate ist die Steuer der regelmäßige, gesetzlich bestimmte, vom Staate erhobene Beitrag, den die Einzelnwirthschaft für die Bedürfnisse des Staates hergibt. Die Steuer ist bei uns eine an sich absolute, unbedingte Pflicht für den Einzelnen, weil der moderne Staat der Steuern unbedingt bedarf. Anderseits aber ist der Staat der Vertreter und Träger des Prinzips, daß die höchsten Interessen der Gesammtheit in der höchsten Erfüllung der Interessen des Einzelnen gegeben sind. So in geistigen, so auch in wirtschaftlichen Dingen. Die Steuern sind daher nicht bloß eine unbedingte Pflicht für den Einzelnen, sondern das Prinzip der Identität der Interessen fordert, daß die Steuern im Prinzip, im Maß, in der Art und Erhebung einerseits den Grundsätzen der Volkswirthschaft entsprechen, andererseits daß die Steuern alle Bürger gleichförmig belasten.

Es ist überhaupt nichts verkehrter als unsere modernen Einrichtungen, und namentlich unsere moderne Volksvertretungen als eine Fortsetzung jener Einrichtungen des mittelalterlichen Patrimonial- und Feudalstaates anzusehen. Die alte landständische Verfassung beruht auf ganz anderen Grundlagen als unsere moderne Volksvertretung. Die Entwicklung derselben sowohl in Deutschland als in Böhmen macht uns dieses klar. Sie gründet sich auf die Entwicklung des Lehenswesens. Der Adel stand zu dem Landesherrn in einem besonderen Treuverhältnisse. Die Oeffentlichkeit, die im Mittelalter bei allen Rechtsgeschäften herschte, namentlich der Grundsatz, nichts Wichtiges ohne Zeugenschaft von Leuten gleichen Standes vorzunehmen, führten dazu, daß die Landesherren kein Geschäft vornahmen, ohne sich mit den Männern ihres Vertrauens, das sind aber die Vasallen, zu berathen und deren Billigung zu besitzen. So wurden Veränderungen in dem Besitzstande des Landesherrn (z. B. Schenkungen von Gütern) oder einzelner Institute (z. B. von Kirchen, Klöstern), Verpfändungen oder Verkäufe von landesherrlichen Rechten in den deutschen Territorien durch das ganze Mittelalter mit Beirath des Landes vorgenommen. Dieses Herkommen wurde nicht bloß von Reichswegen anerkannt, sondern schon früh gesetzlich bestimmt, daß zu allen wichtigen Akten die Landesherren den Consens ihrer Stände einholen sollen, so namentlich zu Dispositionen

---

7) So sagt Seikendorf in seinem deutschen Fürstenstaat: Die Steuern und sogenannten Anlagen sind keine ordentlichen gewissen Gefälle, sondern sind Extraordinäranlagen und Einnahmen, welche ihrer rechten Art und Gelegenheit auch freiwillig und als gutherzige Beisteuer gerecht werden.

mit den Gütern des Landes, zur Erlassung allgemeiner Anordnungen. [3]) In Böhmen beruhte zwar die landesherrliche Gewalt auf anderen Grundlagen als in Deutschland; allein der Einfluß der Lehensrechtes gestaltete die nationalen Institutionen um, so daß die Entwicklung der ständischen Verfassung in Böhmen jener Deutschlands ähnlich wurde. Von den Ständen des Mittelalters kann man mit Recht sagen: „Sie fanden ihr ständisches Recht in der Verbriefung ihrer Freiheit von staatlicher Unterwerfung; sie wollten dem Landesherrn gegenüber als einzelnberechtigte, bloß „zugewandte" Individuen gelten, daher ihre persönlich oder durch Bevollmächtigte geführten Verhandlungen den Charakter privatrechtlicher Vergleiche hatten."

So war die Steuerbewilligung eigentlich nichts Anderes als ein Vertrag zwischen König und Ständen rein privatrechtlicher Natur, und soweit und umfassend die Rechte der Stände waren, welche sich auf die ständischen Privilegien bezogen, so unentwickelt war ihre Stellung zu allen Angelegenheiten, die ihren Rechtskreis nicht unmittelbar berührten, z. B. die Kontrolle der königlichen Finanzen u. s. w. Wir können daher dem Untergange der ständischen Institution keine Thräne nachweinen und nur bedauern, daß es noch heut zu Tage Leute gibt, die von einer Wiederbelebung derselben das Aufblühen unseres Vaterlandes hoffen.

Der Vollständigkeit wegen seien schließlich die bäuerlichen Verhältnisse in der Kürze behandelt. Der böhmische Bauer befand sich zwar in Leibeigenschaft, jedoch materiell in einer besseren Lage als in den Jahren vor Aufhebung der Leibeigenschaft. Seine Verpflichtungen gegenüber dem Gutsherrn bestanden in Robotleistungen (gezwungene Feldarbeit) und in Naturallieferungen (Getreide, Hühner, Enten, Eier, Gänse u. s. w.), endlich in dem zu Galli und Georgi zu entrichtenden Geldzinse. Die Zahl der Bauernansässigkeiten vor dem dreißigjährigen Kriege betrug etwa 150.000. Aber nicht bloß die materielle Lage des Bauernstandes war eine günstigere, auch seine menschliche Würde wurde höher geachtet. Dies zeigt sich sowohl in einer gewissen Theilnahme an der Rechtssprechung in den Dorfgerichten, in welchen zwölf Geschworene aus dem Bauernstande in Civil- und Kriminalfällen richteten, und in der Theilnahme der Verwaltung am Kirchenvermögen.

III. Das Verhältniß Böhmens zu den übrigen Ländern der Habsburgischen Dynastie.

Als Erzherzog Ferdinand mit seinen deutschen Besitzungen die Kronen von Ungarn und Böhmen vereinigte, war hiedurch wohl ein im Ganzen zusammenhängendes Territorium entstanden, welches von Einem Regenten beherrscht wurde, allein dieses Territorium bestand aus drei durch Sprache, Verfassung und Geschichte geschiedene Ländergebiete; der Herrscher gab allein das vermittelnde Moment zwischen diesen drei verschiedenen Ländergebieten ab, die ihre alte Verfassung und exclusiv nationale Verwaltung beibehielten. Bei diesem Charakter der Regierung dieses Habsburgischen Ländergebietes ist es erklärlich, daß eine Idee der Amalgamirung dieser Länder nicht gefaßt wurde, ebensowenig von Ferdinand I., als von Maximilian II. oder Rudolph II.; und daß, wenn je diese Idee gefaßt worden wäre, dieselbe von den Ständen ganz gewiß wäre vereitelt worden, da dieselben eifersüchtig über die Selbstständigkeit der Länder wachten. Es ging da-

3) So bestimmt Friedrich II., Sententia de jure statuum terrae vom 1. Mai 1231: ut neque principes neque alii quilibet constitutiones vel nova jura facere possint, nisi meliorum et majorum terrae consensus primitus habeatur.

Ebenso Heinr. regis sententia anni 1222: Quod nulli episcoporum liceat aliquatenus reditus distrahere vel alienare per infeodationes praeter consilium et assensum chori sui atque ministerialium suorum.

her die Politik der Habsburgischen Regenten lediglich dahin, die Kronen vo Ungarn und von Böhmen nicht zu trennen, und ist es bei so bewandten Ve hältnissen leicht zu erklären, daß Ferdinand I. vor seinem Ableben den größte Theil der österreichischen Erbländer seinen jüngeren Söhnen vermachte.[9])

Nur die gemeinsame Türkengefahr erweckte, oder sagen wir besser, hätte ge meinsame Interessen erwecken können. Um dieser Gefahr zu begegnen, war au die Thätigkeit Ferdinand's I. dahin gerichtet, die Vertheidigungsfrage gegen d Türken zu einer gemeinsamen zu machen, und eine gemeinschaftliche Machtentfa tung gegen den Erbfeind zu Stande zu bringen, welche Versuche jedoch ziemli kläglich verliefen. So hat Ferdinand I. schon im Jahre 1529 den böhmische Ständen auf dem Landtage in Prag proponirt, Boten nach Linz zu delegiren, n diese mit Delegationen der incorporirten Länder und der übrigen Habsburgische Länder über eine gemeinsame dauernde Hilfe gegen die Türken zu berathen geha hätten. Allein die böhmischen Stände gaben darauf eine entschieden ablehnen Antwort. Auch in den Jahren 1537 und 1541 scheinen seine diesfälligen Pr positionen keinen besseren Erfolg gehabt zu haben. Allein während auf diese Wei die Stände ihre Selbstständigkeit zu wahren glaubten, indem sie die Interess hintansetzten, welche die Noth des Augenblicks zu gemeinsamen gemacht hatt wuchs auf anderer Seite langsam, von ihnen unbemerkt, auf dem Gebiete d Finanzwesens, der Heeresverwaltung und der Leitung der äußeren Politik aus de Conglomerate der Länder der Keim des österreichischen Staates empor. Die Mö lichkeit dieses Processes war gerade durch die Verfassung der Habsburgischen Lä der gegeben. In unserer Zeit bedient sich der Regent zur Ausübung der Regi rungsgewalt seiner verfassungsmäßigen Behörden; in jenem Zeitalter behielt d feudale Herrscher, so abhängig er auch in gewissen Beziehungen von den Stä den war, einen weiten Spielraum, mittelst welcher Organe er seine Regierung gewalt ausüben wollte. Andererseits sehen wir die Stände nur da eingreife wo sich königliche und ständische Interessen treffen; wo dies nicht der Fall wa hatte der König freien Spielraum, und diese Gebiete, wie das Finanz- und Hee wesen waren der Controlle und Einflußnahme der Stände entrückt, und gera auf diesen Gebieten beginnt die Centralisation.

Bei den steten Kriegen gegen die Türken sahen sich die österreichischen Her scher dauernd genöthigt, auf die Organisirung des Heerwesens bedacht zu sei Die ständischen Aufgebote reichten nicht mehr hin, seitdem die Einübung der Tru pen und die Kriegsführung selbst zu einer Wissenschaft geworden war, seit d Festungswesen eine so große Rolle spielte, und eine tüchtige Artillerie etwas me als einige in der Eile ausgehobene Ackerknechte erforderte. So machte sich d Uiberlegenheit der geworbenen, weil handwerksmäßig geschulten Truppen über d gewöhnlichen Aufgebote immer mehr geltend. Die Grenzfestungen gegen die Tü ken wurden mit kaiserlichen Truppen besetzt, und so waren denn diese Besatzung und die geworbenen Truppen überhaupt der Anfang, die Wiege und die Schu einer Armee, die weder ungarisch, noch böhmisch, noch österreichisch, sondern i strengsten Sinne des Wortes kaiserlich war, weil sie zu keinem der bezüglich Länder in einem Abhängigkeitsverhältniß stand, sondern ihre Befehle allein vo dem gemeinsamen Herrscher empfing. Die gemeinsamen Angelegenheiten des ka

9) Wir lassen hier eine kurze Stammtafel der Habsburger dieser Zeit folgen:

Ferdinand I., † 1564.

Maximilian II., † 1576.			Ferdinand von Tirol.		Karl von Steiermark.		
Rudolf II. † 1612.	Mathias † 1619.	Maximilian † 1618.	Albrecht † 1621.	1. Anna (Gemalin des Mathias).	Ferdinand II. † 1637.	Leopold † 1632.	Karl † 1624

erlichen Heerwesens wurden von einem Hofkriegsrath geleitet, der aus sechs Mitgliedern bestand und das Werkzeug der österreichischen Reichsbehörde ist.

Betreffend das Finanzwesen, so haben wir bereits oben dargestellt, aus welchen Quellen die Einnahmen der Habsburgischen Regenten flossen. Es waren dies die Einnahmen aus den Krongütern, Regalien und städtischen Gefällen. Ferdinand I., der überhaupt bedacht war, seine Macht und Mittel zu vergrößern, war namentlich auf Vergrößerung seiner Einnahmen bedacht. In Böhmen und in Ungarn bestanden königliche Kammern, in welche die Einkünfte aus den zahlreichen Krongütern, den Einfuhrszöllen, Ungelten, den königlichen Bergwerken, der Münze, der Zins von den geistlichen Gütern und königlichen Städten, und der im Jahre 1547 den böhmischen Städten auferlegte städtische Biergroschen einflossen. Nach der Landesverfassung in Böhmen unterschied man Landes- und königliche Beamte, ein Unterschied, den wir bei Darstellung der Ferdinandeischen Landesordnung des Näheren erörtern werden. Die böhmische Kammer war eine königliche Behörde, der Kammerprokurator und die Beamten der Kammer waren königliche Beamte. Für das Erträgniß der Einkünfte, die Ferdinand I. aus seinen verschiedenen Ländern bezog, schien es demselben von Vortheil, die Administration derselben zu centralisiren. Diese oberste Finanzverwaltung führte den Titel Hofkammer und dehnte dieselbe ihre Competenz und ihren Wirkungskreis auf alle Habsburgischen Länder aus, so daß die ungarische und böhmische Kammer in Abhängigkeit von derselben geriethen und von ihr Befehle erhielten. Die Verwaltung der ordentlichen und außerordentlichen Einkünfte, die Ausbeutung sämmtlicher Regalien, namentlich das Zollwesen, wurden in den verschiedenen Ländern auf gleichmäßigen Fuß gebracht. — Doch war das Finanzwesen des sich entwickelnden Großstaates dessen schwächste Seite. Die bedeutenden Kriegsbedürfnisse verschlangen die Einkünfte, so relativ bedeutend sie auch sein mochten. Schon der energische und umsichtige Ferdinand I. hinterließ 230.000 fl. rh. Schulden, die unter seinen Nachfolgern immer weiter anwuchsen und unter Rudolf II. die Höhe von 12 Millionen Gulden erreichten. Es waren dies zwar persönliche Schulden der Herrscher, für welche die Länder keine Garantie übernommen hatten und für welche die Kammereinkünfte verpfändet waren. Allein die geometrische Steigerung der Schulden bei entsprechender Abnahme der Einkünfte schwächte den Credit der Fürsten immer mehr, so daß zuletzt die Stände der einzelnen Länder zu Hilfe gerufen werden mußten. Aber gerade diese Schulden zeigten, daß sämmtlichen Habsburgischen Ländern ein gemeinsames finanzielles Interesse oblag, und daß auch diese persönlichen Schulden ihrer Herrscher, die in Wahrheit eine gemeinsame Staatsschuld geworden waren, eine gemeinsame Angelegenheit zu sein anfingen.

Ein drittes wichtiges Rathscollegium, das dem Kaiser zur Seite stand, war der geheime Rath. In diesen wurden nur Personen, die das besondere Vertrauen des Kaisers genoßen, berufen. In den Geschäftskreis des geheimen Rathes gehörte Alles, was der Kaiser demselben zur Entscheidung vorlegte, namentlich aber die auswärtigen Angelegenheiten. Als Ergänzung der durch diese drei Rathscollegien angebahnten gemeinsamen Angelegenheiten kann man das Gesandtschaftswesen ansehen, da an die Stelle der Politik der einzelnen Länder die dynastische Politik getreten war.

Während auf diese Weise, den Herrschern gewissermaßen unbewußt, von den Ständen unbemerkt, die österreichische Reichsidee ihre ersten Keime trieb, wurde im Gebiete der böhmischen Krone von den Habsburgern bewußt eine stramme Centralisation angestrebt. Wenn aber der Erfolg der Maßstab der Berechtigung einer Idee ist, dann hat sich schon in jenen Zeiten die österreichische Reichsidee gegenüber der böhmischen Krone siegreich erwiesen. Denn dort stilles, aber sicheres Wachsen; hier ausgesprochener Zwang und laute Opposition der Nebenländer und schließliche Erfolglosigkeit. Das Gebiet der böhmischen Krone umfaßte bei

Beginn des 16. Jahrhunderts außer Böhmen selbst noch Mähren, Schlesien, die Ober- und Nieder-Lausitz. Zu Böhmen gehörten die Gebiete von Eger und Elbogen, die sich aber einer völligen Selbstständigkeit erfreuten. Die Centralisation zeigte sich darin, daß der Wirkungskreis der böhmischen Kammer auf die Nebenländer ausgedehnt wurde, ebenso die Competenz des im Jahre 1547 errichteten Appellationsgerichtes. Ebenso wurden Versuche gemacht mit den sogenannten Generallandtagen.

Aber diese centralisirenden Bestrebungen fanden in diesen Nebenländern die entschiedenste Opposition. Überdies war das Band der Zusammengehörigkeit durch politische Ereignisse zerrissen worden. In Folge des Liebner Vertrages vom 25. Juni 1608 fiel Mähren an Mathias und alle Suprematie Böhmens sollte für die Zeit der Trennung ein Ende nehmen. Von Seite der böhmischen Ämter und zwar namentlich von Seite der Kanzlei, des Appellationsgerichtes und der Kammer sollte keinerlei Wirksamkeit mehr ausgeübt werden. Für den Fall der Wiedervereinigung sollte jedoch das alte Verhältniß wieder hergestellt werden. Als nun durch die Ereignisse des Jahres 1611 diese Wiedervereinigung in nahe Aussicht gerückt war, traten auf dem Generallandtage im Jahre 1611 am 14. Mai 1611 die Mährer mit einer Beschwerdeschrift hervor, worin die Umgestaltung des früheren Verhältnisses zu Böhmen verlangt wurde, und in der sie nach einer vollständigen Parität mit Böhmen strebten. Gleichzeitig mit den Mährern überreichten auch die Ober- und Nieder-Lausitzer ihre Beschwerden und verlangten eine Änderung ihres bisherigen Verhältnisses zu Böhmen. Am weitesten gingen die Forderungen der Schlesier. Sie verlangten die Suspension der Wirksamkeit des Appellationsgerichtes und Errichtung eines eigenen derartigen Gerichtes für Schlesien und die Errichtung einer eigenen Kanzlei. Hatten also die Mährer sich damit begnügt, zu verlangen, daß ihnen die böhmischen Landesämter zugänglich sein sollten, so verlangten die Schlesier die völlige Loslösung von Böhmen. Zwischen Böhmen und Mähren ward am 26. Mai 1611 ein Vertrag, bestehend aus 30 Artikeln, abgeschlossen, der das künftige Verhältniß zwischen Böhmen und Mähren regelte, und worin bestimmt war, daß dem Kanzler ein Vicekanzler beizugeben sei, der die mährischen Angelegenheiten zu besorgen hatte. Rücksichtlich der Bekleidung der Landesämter sollte vollständige Reciprocität zwischen Böhmen und Mähren herrschen, dagegen Mähren in Verwaltung, Justiz- und Finanzwesen vollständige Autonomie haben; nur die Wirksamkeit des böhmischen Appellationsgerichtes in Mähren sollte fortdauern.

Die Schlesier wurden mit ihr Forderung einer besondern Kanzlei an den König gewiesen. Als nun Mathias im Monate August 1611 in Breslau anlangte, um sich von den Schlesiern huldigen zu lassen, verlangten dieselben die Errichtung einer eigenen schlesischen Kanzlei, was ihnen denn auch Mathias zugestehen mußte.

Zum Verständnisse sei bemerkt, daß die böhmische Kanzlei jenes Amt war, durch welches der König in Böhmen regierte. Die meisten seiner Befehle, Entscheidungen und Gnaden kamen nur durch die Kanzlei zur Kenntniß der Länder, wie andererseits die Eingaben der Parteien durch die Kanzlei an den König gelangten. Der Kanzler war nicht königlicher, sondern Landesbeamter und leistete den Eid nicht allein dem Könige, sondern den Ständen. Er war gewissermaßen dem Könige gegenüber ein Vertreter der Stände, durch welchen diese ihren Einfluß auf die Verwaltung zu wahren wußten. Da nun der Kanzler Böhme von Geburt sein mußte, und die böhmische Kanzlei ihre Wirksamkeit auch auf die der Krone Böhmens inkorporirten Länder erstreckte, so wurde dadurch den böhmischen Ständen Einflußnahme auf die Verwaltung dieser Länder und damit eine gewisse Superiorität eingeräumt, welche das Mißbehagen der Nebenländer genügend erklärt.

In gleicher Weise wie gegen die Centralisation der Verwaltung wendeten sich die Böhmen inkorporirten Länder gegen das Institut der Generallandtage.

So betonten Mährer, Schlesier und Lausitzer auf dem Generallandtage in Prag, daß sie nicht verpflichtet seien bei einem Landtage in Prag zu erscheinen, und ließen sich vom Könige darüber einen Revers ausstellen. Wie überhaupt die Ereignisse jener Zeiten durch die Bestrebungen und Vorgänge der Gegenwart ein erhöhtes Interesse gewonnen haben: so wird es auch dem Denkenden nicht entgehen, wie nahe verwandt die letztern sind mit den Bestrebungen und Tendenzen des 17. Jahrhunderts. Es gilt dieses von jener Seite, die vorgibt, an geschichtliche Zustände anknüpfen zu wollen. Es gibt Parteien, denen die Verbindung zwischen den Habsburgischen Ländern, wie sie zur Zeit eines Rudolf II. bestand, als die Grenze des zulässigen Maßes der Centralisation erscheint, und die blos im Heerwesen und in der äußern Vertretung gemeinsame Interessen der österreichischen Königreiche und Länder sehen wollen. Eingehenderes Studium der Geschichte müßte dieselben von der Gefährlichkeit dieser Tendenz überzeugen.

In jenen Zeiten war es wesentlich dynastische Politik, die möglich war. Heutzutage ist dies weggefallen. Krieg und die damit zusammenhängenden Finanzen sind in der Gegenwart keine selbstständigen Staatsaufgaben, sondern blos Mittel zum Zweck. Wenn nun die verschiedenen Ländergebiete wieder vollkommen selbstständig werden sollen in Gesetzgebung und Verwaltung, wenn sie zu ausschließlicher Pflege ihrer Sonderinteressen ermuntert werden, liegt da nicht die Gefahr vor, daß sie sagen, wozu jene gemeinsamen, blos zum Zwecke nicht mehr existirender gemeinsamer Angelegenheiten bestimmten Institutionen, und daß sie den Staat wiederum in ein anorganisches Gebilde zusammenhangloser Ländermassen verwandeln, gerade wie es der Fall war mit dem österreichischen Staate des 17. Jahrhunderts. Niemand hat klarer diese anorganische Natur des Staates erkannt als Kardinal Khlesl, der Minister Kaiser Mathias', in einem an seinen Herrn im J. 1615 erstatteten Gutachten. Damals handelte es sich auf dem Prager Generallandtage um die Bewilligung der Conföderation zwischen den böhmischen und schlesischen Ständen zum wechselseitigen Schutz ihrer ständischen Rechte, Freiheiten und Privilegien. Kardinal Khlesl erklärte, der Kaiser solle keine andere Conföderation gestatten außer zur Abwendung der Türkengefahr, oder gegen einen andern äußern Feind oder zur Unterdrückung jeder Rebellion in allen Ländern.

Damit hatte der Minister mit richtigem Scharfblicke die Mangelhaftigkeit des damaligen Länderverbandes erkannt. Es bestand für die österreichischen Länder keine wechselseitige Pflicht der Vertheidigung gegen äußere oder innere Feinde. Und so können wir denn diesen Abschnitt nicht schließen, ohne ein Schreiben des Kaisers Mathias mitzutheilen, das Licht wirft auf die Verwirrung und den Mangel an Organisation und auf die Zustände vor dem böhmischen Aufstande. Mathias schreibt an seinen Vetter Ferdinand II.: „Was das Erzherzogthum Österreich anbelangt, so sei er im Zweifel, ob er den Ständen von Ober- oder von Niederösterreich schlimmere Absichten zutrauen solle. In Ungarn sei er völlig machtlos, der Palatin thut was er will und kümmert sich weder um meine Befehle, noch um meine Verbote. Da er keine Deutschen in den Festungen dulden mag, sich die königliche Gewalt auf alle Weise aneignet, die Comitate und den Adel auf seine Seite zieht, und überhaupt Nichts thut, als die Mittel vorzubereiten, selbst oder durch seinen Nachfolger im Palatinate Uns die Krone zu entreißen, was bleibt Uns übrig, als Tag und Nacht auf Mittel zu sinnen, diesem Übel zu begegnen? — Was Böhmen betrifft, so wissen Euer Liebden, wie es damit steht, ich kann daselbst keinen Landtag berufen, wenn ich nicht die ständischen Conföderationen zugeben will, und berufe ich keinen Landtag, so habe ich auf keine Steuern aus diesem Lande zu hoffen. In Schlesien zettelt der Markgraf von Jägerndorf schändliche Umtriebe wider Unser Haus an. Mit Mähren steht es wie mit Ungarn. Der Landeshauptmann Karl von Zerotin regiert im Lande, als ob er Herrscher wäre, und knüpft mit dem Auslande Verbindungen an, wo und wie es

ihm gefällt. Kein Befehl langt von mir in Mähren an, ohne daß er seine Ausführung an Bedingungen knüpfen würde. [10])

IV. Der böhmische Aufstand im Jahre 1618.

Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, die Geschichte des böhmischen Aufstandes hier zu erzählen, sondern wir müssen dieselbe als bekannt voraussetzen, und uns daher damit begnügen, die in demselben hervortretenden Tendenzen zu charakterisiren, um die durch die Ferdinandeische Landesordnung dawider eingetretene Reaktion zu begreifen.

Der vorstehende Brief des Kaisers Mathias an seinen Vetter Ferdinand II. hatte treffend die Gefahren geschildert, die dem Habsburgischen Geschlechte drohten. In der That mußten die Habsburger fürchten, daß die Protestanten ihnen um jeden Preis die Reichskrone entziehen wollten, in Ungarn und Böhmen fürchteten die Anhänger der Dynastie einen allgemeinen Aufstand. Drei Umstände waren es, die in ihrem Zusammentreffen und Zusammenwirken jene Gefahr für die Habsburger herbeiführten, nämlich zunächst die tiefe Kluft, welche die religiösen Wirren zwischen den Habsburgern und ihren Unterthanen geschaffen hatten; die im Zusammenhange damit stehende Zersetzung der staatlichen Ordnung; endlich die Entschlossenheit der protestantischen Union in Deutschland.

So treten uns denn im böhmischen Aufstand zwei Momente entgegen, die ihre Betrachtung fordern, das ständische und das religiöse Moment. Unter den schwachen Jagellonen hatte sich die Umwandlung der böhmischen Verfassung in eine reine Adelsherrschaft vollzogen. Der Adel stellte den Grundsatz auf, daß er in seiner Rechtssphäre sich nach Bedürfniß neue Rechte und Freiheiten beilegen dürfe. In staatlichen Dingen strebte der Adel nicht bloß nach einer erweiterten Theilnahme an der Gesetzgebung, sondern auch nach Theilnahme an der Executive. Es lagen im böhmischen Verfassungsrechte mannigfache Veranlassungen zur Ausbildung des ständischen Rechtes in dieser extremen Richtung. Zunächst lag ein solches Moment vor in der Stellung der Landesbeamten, welche ihrer ganzen Bedeutung nach sowohl Beamte des Königs als Beamte des Landes waren, und auch ihren Amtseid nicht allein dem König, sondern auch der ganzen Gemeinde des Landes leisteten. In der That waren die Landesbeamten Vertreter der Landstände und des Landes dem Könige gegenüber.

In der Jagellonenzeit hatten sich die Stände das Recht angemaßt, sich auch ohne vorausgegangenen königlichen Ruf versammeln zu dürfen, und zwar sowohl auf den Land-, als auf den Kreistagen. Unter der Regierung Ferdinands I. war zwar die Macht des Adels, der auf eine polnische Adelsrepublik hinsteuerte, mit starker Hand zurückgedrängt worden, allein die religiösen Wirren, die Schwäche der Nachfolger des Kaisers Ferdinand I., ihre Geldverlegenheiten, die Türkenkriege gaben den ständischen Bestrebungen neue Nahrung. War schon, wie wir weiter unten erörtern werden, durch den Majestätsbrief des Jahres 1609 das ganze Schul- und Kirchenwesen der Macht der Stände überantwortet, so stellten die Stände an Mathias im Jahre 1611, als es sich darum handelte, denselben auf den böhmischen Thron zu erheben, neue weit gehende Forderungen. Die Stände verlangten das Recht, Truppen unterhalten zu dürfen, ferner sollte ein Bündniß, welches die Böhmen und Schlesier im Jahre 1609 zu wechselseitiger Hilfeleistung geschlossen hatten, im Falle sie sich im Genuße ihrer religiösen Freiheiten verkürzt sehen würden, bestätigt werden. Nicht genug daran, sollte Mathias schon jetzt zu einem ähnlichen Bündnisse zwischen den Böhmen und den Ungarn und Oesterreichern in vornhinein seine Zustimmung geben. Die Forderungen der Böhmen

10) Mathias an Ferdinand ddto. Linz 10. November 1613, nach Gindely S. 80.

fanden die vollständige Billigung der Stände der übrigen Habsburgischen Länder, deren Bestrebungen sich in den Einen Satz zusammenfassen lassen: die Executive in die Hand zu bekommen und sich mit bewaffneter Hilfe wechselseitig zu verbinden; freilich zunächst zum Schutze ihrer Rechte, Freiheiten und Privilegien; aber nie ließ sich das Bündniß je nach Belieben seiner Theilnehmer nicht auf alle möglichen Fälle ausdehnen! Zu diesen staatlichen Verhältnissen kamen die religiösen. Nach glaubwürdigen Angaben eines hochachtbaren, in den Verhältnissen jener Zeiten ausgezeichnet bewanderten Historikers [11]) verhielt sich in Böhmen die Zahl der Katholiken zu jener der Protestanten im allergünstigsten Falle wie eins zu fünf. Nach einer Zählung aus dem Jahre 1609 gab es unter den 1400 böhmischen Adelsfamilien nur 130 Katholiken. So gehörte demnach die überwiegende Mehrheit der böhmischen Bevölkerung der neuen Lehre an. Dieser Bevölkerung gegenüber mußte die streng katholische Richtung der Habsburger Anlaß zu Mißtrauen geben, und so vermochten denn auch die zum Schutze der protestantischen Stände gegebenen Gesetze (der Majestätsbrief) [12]) die tiefe Kluft, welche zwischen dem Herrschergeschlechte und dem böhmischen Volke gähnte, nicht auszufüllen. Und in der That war dieses Mißtrauen nicht ungerechtfertigt; denn der Majestätsbrief war vom Kaiser wider seine bessere Uiberzeugung und wider seine Neigung ertheilt worden, und weil die Katholiken denselben als einen Angriff auf ihre Rechte betrachteten, so dachte man an demselben Tage, an welchem der Majestätsbrief gegeben worden war, wieder an seine mögliche Beseitigung. Die katholischen Reformationen auf den königlichen Gütern und die Verletzung des Majestätsbriefes versetzten das Land in eine Aufregung ohne Gleichen, und überdieß brachte jeder neue Tag eine Zuspitzung des religiösen Streites. So konnte denn schon im Jahre 1613 der bairische Agent Viepekh seiner Regierung berichten, daß es in Böhmen wie vor einem herannahenden Sturme aussehe. Noch glückte es dem Kaiser Mathias seinem Vetter Ferdinand II. die Nachfolge zu sichern (1617); von da ab nehmen die Ereignisse einen raschen Verlauf. Der böhmische Aufstand brach aus und endete mit der Schlacht am Weißen Berge (am 8. November 1620) und mit seiner gänzlichen Niederwerfung. Die Schlacht am Weißen Berge ist der Markstein einer neuen Epoche. Die Schlacht am Weißen Berge entschied über den Bestand der österreichischen Monarchie, über das Schicksal der katholischen Kirche und über die politische Gestaltung von Mitteleuropa. Der Sieg am Weißen Berge setzte Ferdinand in den Besitz seiner Staaten, ja er gab sie ihm mit größerer Gewalt zurück; denn auf dem Gebiete der Verfassung bezeichnet dieser Sieg die Reaktion gegen die ständischen Anmassungen und die Ausbildung des königlichen Absolutismus gegenüber der früheren Allgewalt der Stände. Auf religiösem Gebiete bedeutet dieser Sieg die Vernichtung des Protestantismus in Böhmen und die Wiederherstellung der alleinigen Herrschaft der katholischen Kirche. Zum letztenmale ist Böhmen in dem Aufstande

11) Gindely, Geschichte des böhmischen Aufstandes S. 151.

12) Vermöge des Majestätsbriefes vom 9. Juli 1609 war allen Einwohnern des Königreichs Böhmen ohne Unterschied des Standes, also auch den Bauern das Bekenntniß der Konfession vom Jahre 1575 freigestellt, der Bau der Kirchen dagegen nur den drei Ständen, den Herren, Rittern und königlichen Städten eingeräumt. Gleichzeitig wurde ein „Vertrag zwischen den Katholiken und Protestanten abgeschlossen, welcher bestimmt, daß das Kirchenvermögen in Hinkunft sowohl rücksichtlich des der Katholiken als der Protestanten unantastbar sein solle, endlich daß auf den königlichen Gütern den Protestanten freier Kirchenbau zustehen solle. Bekanntlich brachte der Klostergraben und der Braunauer Streit die Frage auf, ob unter den königlichen Gütern, wie dieses nach den damals statthabenden juristischen Begriffen der Fall war, auch die geistlichen Güter zu verstehen seien. Für die bejahende Antwort dieser Frage finden wir ein unverdächtiges Zeugniß in Slavatas Memoiren, diesem entschiedenen Gegner des Protestantismus, der zugesteht, der Sinn des Vergleiches sei der gewesen, daß unter den königlichen Gütern auch die geistlichen verstanden werden.

der Jahre 1618—20 in die europäische Geschichte selbstständig mitverwickelt, und seine Geschichte nicht bloß eine innere, sondern zugleich eine äußere; seit jener Zeit ist die Geschichte Böhmens keine selbstständige mehr, sondern geht auf in der österreichischen Geschichte, und die Spezialgeschichte Böhmens wird lediglich die Entwicklung der innern Verhältnisse Böhmens, der sozialen und staatlichen Zustände zum Gegenstande haben können.

Ihren Ausdruck haben diese Veränderungen aber in der Ferdinandeischen Landesordnung gefunden, die wir in diesem Aufsatze behandeln wollen und zu deren Verständnisse wir die ihr vorausgehenden Verfassungsverhältnisse Böhmens und treibenden Momente des böhmischen Aufstandes erörtern mußten. Bevor wir jedoch zu unserer eigentlichen Aufgabe übergehen, wollen wir noch einen betrachtenden Blick werfen auf den Abschluß dieser Epoche.

Dreierlei wirft man der Entwickelung, die mit der Schlacht am Weißen Berge angebahnt worden ist, vor: die Ausbildung des königlichen Absolutismus, die grausame Reaktion auf kirchlichem Gebiete, die beginnende Germanisation. Um die Richtigkeit oder Haltlosigkeit dieser Vorwürfe zu beurtheilen, müssen wir jene Zeiten mit ihrem eigenen Maße messen, ohne unsere modernen Anschauungen unberechtigter Weise hineinzutragen. Absolutismus ist heut zu Tage ein verpönter Begriff und die Umwandlung einer modernen Repräsentativverfassung in einen Zustand absoluter Alleinherrschaft würde bei uns mit Recht einen gewaltigen Rückschritt bezeichnen. Nicht so in jener Zeit die Umwandlung der ständisch-aristokratischen Verfassung, wenn man bedenkt, daß die dadurch begründeten Privilegien und Freiheiten nicht dem Volke als solchem zu Gute kamen, sondern einem einzelnen Stande: dem feudalen Adel. Wie derselbe seine Rechte im eigenen Interesse ausübte, ist aus früherer Darstellung vielleicht ersichtlich geworden. Die feudale Adelsherrschaft bedeutete Ungleichheit der Besteuerung und Ungleichheit vor dem Gesetze zu Gunsten einer privilegirten Klasse. Das kostbarste Prinzip des modernen Rechtsstaates war in jenen Zeiten unbekannt: die Gleichheit aller vor dem Gesetze. Mit dem Erstarken der königlichen Gewalt erst war es möglich, allen Unterthanen gleichen Schutz zu gewähren, und alle Gebiete des staatlichen Lebens mit den modernen Ideen zu befruchten. Es ist wahr, die Zeit der unmittelbaren Nachfolger Ferdinands II. ist die Zeit eines ideenlosen Absolutismus; aber mit der Regierung Maria Theresias und Josephs II. beginnt die Zeit der Reformen, die Zeit der Ideen, die Epoche des allgemeinen Staatsbürgerthums, denen eine Fortdauer der alten Adelsherrschaft vielleicht für immer den Riegel vorgeschoben hätte.

Auf religiösem Gebiete wird Niemand die Maßregeln Ferdinands II. von unserem heutigen Standpunkte aus vertheidigen. Nicht nur waren dieselben ein Bruch des von Ferdinand II. feierlich bestätigten Grundgesetzes, nämlich des Majestätsbriefes, sondern sie brachten auch endloses Wehe über viele der Besten des Landes und beraubten dasselbe seiner edelsten Söhne.

Auf nationalem Gebiete soll angeblich mit der Schlacht am Weißen Berge die Germanisation des sozialen und staatlichen Lebens beginnen. Das ist unwahr, denn, wenn gleich durch die Hussitenkriege das deutsche Element in Böhmen zurückgedrängt worden ist, vernichtet war dasselbe in Böhmen deßhalb nicht, und es ist eine geschichtliche Unwahrheit, die Bevölkerung der Grenzdistrikte Böhmens mit Deutschen erst seit dem 30jährigen Kriege her datiren zu wollen. Abgesehen von den nicht zum Königreich Böhmen gehörenden Gebieten von Elbogen und Eger, die vollkommen deutsch waren, gab es Gegenden in Böhmen, die von Altersher mit Deutschen bevölkert waren, wie z. B. das sogenannte böhmische Niederland (das Rumburger Land, das Bienendorfer Plateau u. s. w.) Es ist ferner richtig, daß im Verlaufe des 17. Jahrhunderts der Niedergang der tschechischen Nationalität eintritt; aber auch ihn möchten wir nicht sowohl den einge-

tretenen staatlichen Verhältnissen als den Zeitverhältnissen überhaupt zuschreiben. Man kann zu der ersteren Annahme nur durch die Vorstellung verleitet werden, daß man irriger Weise das Zeitalter Rudolfs II. als die Zeit der höchsten Entwicklung und Blüthe der tschechischen Nationalität ansieht. Freilich, wenn man die traurigen religiösen Zustände und die hoffnungslosen Verhältnisse der tschechischen Nationalität in dem 17. Jahrhundert mit den Zeiten Rudolfs II. vergleicht, dann mögen diese einem oberflächlichen, befangenen Beobachter in einem Nimbus erscheinen, der sie nie umgeben hat. — Allein wenn wir die Verhältnisse in Deutschland mit denen in Böhmen vergleichen, so finden wir einen gleichen traurigen Niedergang des geistigen Lebens in Deutschland wie in Böhmen, ein Erlöschen alles geistigen Schwunges und somit den traurigsten Gegensatz zu der geistigen Lebendigkeit des 16. Jahrhunderts. Die Leiden des 30jährigen Krieges verschuldeten hier wie dort diese Zustände.

Endlich ist es eine historische Unwahrheit, zu sagen, daß mit dem Eintreten des königlichen Absolutismus die Staatsverwaltung in Böhmen auf deutschen Fuß gesetzt worden ist. Lassen wir zur Widerlegung dieser Ansicht die Worte Gindely's in seiner Geschichte des böhmischen Aufstandes S. 132 u. 133 folgen: „Mit dem Regierungsantritte der Habsburger änderten sich die Verhältnisse und das böhmische Staatsgebiet machte sich wieder als geschlossenes Ganzes geltend . . . . . Von großer Wichtigkeit für den einheitlichen Bestand der böhmischen Krone war die unter den Habsburgern sich entwickelnde Centralisation. Die obersten böhmischen Aemter und Gerichte, wie z. B. die böhmische Kanzlei, die Kammer und das Appellationsgericht, bekamen eine Wirksamkeit, die sich auf alle Länder der böhmischen Krone erstreckte, was vordem kaum bezüglich der Kanzlei der Fall war. *Aber diese Centralisation war ein zweischneidiges Schwert, sie kettete wohl die böhmischen Länder enger an einander, ließ Böhmen als das Haupt und am meisten berechtigte Glied erscheinen, aber sie bedrohte die böhmische Nation selbst mit den größten Nachtheilen, denn sie fing an, eine deutsche Färbung zu bekommen, was sich insbesondere beim Kammerwesen geltend machte.*"

Somit war die deutsche Färbung der Verwaltung schon lange vor Ferdinand II. und der Schlacht am Weißen Berge vorhanden, und verdankte ihr Entstehen geradezu einem Umstande, für den in jenen Zeiten wie heut zu Tage nationale Eiferer mit aller Kraft eintraten: nämlich der Idee der Zusammengehörigkeit der Länder der böhmischen Krone!

V. Die verneuerte Landesordnung.

Die verneuerte Landesordnung trägt das Datum: Wien den 10. Mai 1627. Sie zerfällt in zwei Theile: I. in die Titel über das öffentliche Recht, d. i. diejenigen, welche von Sachen, handeln, die den König, die Stände und die königlichen Ämter angehen. II. in die Titel, die das Privatrecht, nämlich die Gerichtshöfe des Landes, die Prozesse, welche von denselben geführt werden, und die Landtafel betreffen.

Die Abtheilung A über das jus publicum begreift nachstehende Titel: I Von der Erbsukzession im Königreich Böhmen. II. Von der Erbhuldigung. III. Von dem Jurament und Eid des Königs. IV—VIII. Von den Landtagen, wie selbige gehalten werden sollen. IX. und X. Von Bestellung königlicher Landesämter und dem Landrecht. XI und XII. Von der Gebühr und Schuldigkeit der Inwohner des Königreichs Böhmen, so den Krieg betreffen. XIII. Von Bündnissen und Conspirationen. XIV. Von Jahrmärkten, Schlössern und Festungen, auch Aufricht und Steigerung des Zolls und Mauten. XV. XVI. Von Nobilitationen und Wappenbriefen. XVII. XVIII. Von konfiscirten Gütern und Gleiten. XIX. XX.

Von Belehnung und Annehmung der Ausländer in das Königreich. XXI. Von Bergwerk und Münzen. XXII. Von den Privilegien wegen Alination der zum Königreich gehörigen Güter. XXIII. Von der Religion. XXIV. Vom geistlichen Stand. XXV. XXVI. Von Veräußerung der geistlichen Güter. XXVII. Vom andern Stand des Königreichs Böhmen, nämlich dem Herrnstand. XXVIII. Von den Herzogen, Fürsten, Hoch- und Wohlgeborenen, die in den alten Herrnstand besonders erhoben worden sind. XXIX. XXX. XXI. Von dem Ritterstand und wie derselbe in das Landrecht neben dem Herrnstand genommen werden soll. XXXII. XXXIII. Von der Session in und außer Landrichters. XXXIV. XXXV. Vom vierten Stand, nämlich den Städten. XXXVI. Von unsern königlichen Landesämtern. XLIII. Vom Eid unserer andern Obristenlandoffiziere und anderer königlicher Beamten. XLIV. Das Jurament und Eid, welchen ein jeder königlicher Rath und Landrechtsbeisitzer aus dem Herrn- und Ritterstande zu leisten schuldig ist. XLV. (Vom Eid unserer königlichen Räthe und Beisitzer unseres königlichen Kammer,- Hof- und Lehenrechtes. XLVI.) Eid unseres Hauptmanns auf dem Prager Schloß. XLVII. Der Eid unseres obersten Münzmeisters. XLVIII. Von der Kreishauptleute Eid und Amt. XLIX. Vom königlichen Prokurator und absonderlich von seinem Eid und Amt.

Wir lassen im Folgenden die wichtigsten staatsrechtlichen Artikel der Ferdinandea wörtlich folgen:

A. I. Von der Erbsuccession in unserem Königreich Böhmen. Demnach unser hochgeehrter Vorfahrer im Königreich Böhmen sowohl, als am römischen Reich Weiland Kaiser Karl der Vierte den Inwohnern des Königreichs Böhmen und dessen incorporirten Ländern, aus väterlicher Fürsorge zur Abwendung aller zweifelhaften Irrungen und künftigen Widerwärtigkeiten und daher besorglichen Leibes und der Seelen auch aller zeitlichen Wohlfahrt, Verlust und Gefahr, so alles Höchstgedachter Kaiser genugsamlich vorgesehen, das erfolgen würde, wenn die hergebrachte Erbgerechtigkeit des königlichen Stammes und Geblütes durch gefährliche Calumnien und Betrug, wie in der jüngst vorübergegangenen Rebellion geschehen, in Zweifel gezogen werden wollte, eine goldene Bulle sub dato Prag den 7. Aprilis 1348 gegeben, welche von gedachten Inwohner in den zwischen den Ländern vorgefallenen Streitigkeiten jederzeit als Gesetz angezogen und erkannt worden ist und für des Königreiches Privilegium und ein Hauptstück der Landesordnung neben unseres Urahnherrn Weiland König Wladislavs unterm Dato auf den Schloß zu Prag, Freitag nach dem h. Dreikönigstage Anno 1510, desgleichen unseres geliebtesten Ahnherrns Weiland Kaisers und Königs Ferdinandi des Ersten auch auf dem Prager Schloß Mittwochs nach Sct. Aegidi im J. 1545 den Ständen ertheilten Majestätsbriefs hochbeteuerlich gehalten worden: und aber kundbar und am Tag, in was für Jammer und Elend dieses Königreich und demselben incorporirte Länder durch die jüngst entstandene Rebellion gebracht, indem man die Erbgerechtigkeit des königlichen Stammes und Geblütes unrechtmäßiger Weise anfechten und sich einer nichtigen Wahl zu unterfangen gelüsten lassen; da doch aus obenangeregter Bulle und anderen Fundamentalgesetzen in ihren wahren und ungefälschten Verstand ganz klärlich erscheint, daß den Ständen und Inwohnern des Königreichs die Wahl eines Königs ehe und zuvor nicht gebührt, als wenn kein Erbe aus dem königlichen Geschlechte, Geburt, Samen und Geblüt, Manns- oder Weibsperson vorhanden und zu erwarten, oder aber mehrgedachtes Königreich etwa durch des letzten Erben oder Erbin freiwillige Renunciation und Verzicht oder auch dahero vacant und ledig befunden würde, daß derselbe oder dieselbe aus dergleichen Mangel und Abgang der Vernunft, dadurch sonsten in andern Churfürstenthümern einen von der Succession vermög der eben auch von Weiland Kaiser Karl dem Vierten im Heiligen römischen Reich aufgerichteten goldenen Bulle ausgeschlossen würde, zur königlichen Regierung nicht tauglich und dazu von ihm oder Ihr kein anderer Erb oder Erbin zum Königreich im Leben oder zu hoffen wäre.

Hierum und damit zu ewigen Zeiten alle Occasiones zu dergleichen hochabscheulichen Empörungen, als obenberührt, abgeschnitten werden: so setzen und ordnen und wollen wir, wo Einer oder Mehre unserer Unterthanen, wes Würden, Standes- oder Wesens der oder die wären, sich unterstehen würden anjetzo oder inskünftig die von den Rebellen zu unrechtmäßiger Bescheinigung ihrer nichtigen Wahl in einigerlei Weise oder Weg geführte praetext oder andere Mißdeutungen und Disputat, wie dieselbe auch immer obenvermeldeter Erbgerechtigkeit entgegen, von ihnen erdacht und auf die Bahn gebracht werden mögen, mit Worten oder Werken wiederum zu erwecken oder in anderem Wege solche unsere Erbgerechtigkeit anzufechten, daß alle dieselben ipso facto und mit der That in das Laster und Strafe der beleidigten höchsten Majestät und öffentlichen Rebellion gefallen, und Leib, Ehre und Gut verloren haben sollen.

A. III. Vom Jurament des Königs.

So oft sichs künftig zuträgt, daß aus unsern Erben ein König zu diesem Königreich consecrirt und gekrönt würde, soll jedesmal der Erzbischof zu Prag, und wofern dazumalen der Erzbischöfliche Stuhl vacirte, der Bischof zu Olmütz vor der Consecration ihm nachfolgenden Eid vorhalten und er denselben von Wort zu Wort auf das heilige Evangelium wirklich leisten und nachsprechen, nämlich:

Wir N. N. schwören Gott dem Allmächtigen, der gebeneidten Mutter Gottes und allen Heiligen auf dieses H. Evangelium, daß wir über der katholischen Religion festiglich halten, männiglich die Justiz administriren und die Stände bei den von N. N. confirmirten und wohlhergebrachten Privilegien handhaben, auch von dem Königreich Nichts alieniren, sondern vielmehr nach unserm Vermögen dasselbe vermehren und erweitern, und Alles das, was zu dessen Nutzen und Ehre gereicht, thun wollen, als Gott uns helfe, die gebeneidte Mutter Gottes und alle Heiligen.

A. IV. Von Landtägen und wie selbige gehalten werden sollen.

Nachdem allein uns und den nachkommenden regierenden Königen die Ausschreibung und Anstellung der gemeinen Landtage wie auch der Zusammenkünfte in den Kreisen zusteht und gebührt, so soll in diesem unsern Erbkönigreich Böhmen Niemand, wes Würden, Standes oder Wesens der oder die auch sein mögen, sich unterstehen, einigen Landtag oder gemeine Zusammenkunft in einem oder mehr Kreisen, ohne unsern oder unserer Nachkommen und Erben zum Königreich vorgehende gnädigste Bewilligung auszuschreiben oder in einigerlei Weise oder Weg, wie solches auch geschehen könnte, anzustellen und zu halten. Würde aber solches auf Jemanden erwiesen oder beigebracht, so hätte derselbe dadurch die Laster der beleidigten höchsten Majestät begangen, und sein Leib, Leben, Ehre, Hab und Gut mit der That verwirkt.

A. V. Betreffend aber die Contributiones, haben Wir für Uns und die nachkommenden Könige und Erben des Königreichs, Uns dahin auf Gnaden resolviert, daß Wir dieselben auf den Landtagen, und anders nicht, dann gegen gewöhnliche Reverse, von den Ständen begehren lassen wollen, als Wir dann nicht zweifeln, daß unsere getreuen Stände, Unsere und des Vaterlandes jedesmalige Lage sich treuherzig zu Gemüt führen werden, Wir auch nicht nachsehen können, noch wollen, daß die von Uns begehrten Contributionen, Uns durch unbillige conditionen, die etwa gegen Unsern königlichen Stand, Hoheit und Würden wären, sei es durch Streben nach neuen Privilegien und Freiheiten, oder durch Einwenden solcher, unserer proposition nicht zusagender, wie etwa bisher geschehen, conditionirt oder aufgehalten werden.

A. VI. Und weil auch auf solchen gemeinen Landtagen Niemand als Wir und Unserr Nachkommen und Erben des Königreichs oder in unserer Abwesenheit, Unsere königlichen Commissarii, die Wir hiezu jedesmahl verordnen werden, Macht und Gewalt hat, die proposition bezüglich der im Lande vorkommenden Bedürfnissen und Obliegenheiten zu thun; so soll sich Keiner, wessen Würde, Standes und Wesens er auch sein mag, unterstehen, selbst, ohne Unseres und der nachkommenden Könige und Erben des Königreichs eigenem gnädigsten Befehl, Etwas es betreffe, was es wolle, den Ständen zu proponiren und zur Berathschlagung mündlich oder schriftlich vorzubringen.

Wenn dennoch Jemand sich dessen unterfangen würde, so soll er nicht allein umsonst attendiert, sondern es soll auch derselbe Verbrecher, der sich also in Unser königliches Amt einzugreifen gelüsten ließ, nach Umständen, mit allen Ungnaden und Ernst gestraft werden. Hätte aber Jemand bei gemeinen Landtagen Etwas anzumelden, was Uns oder Unsern Nachkommen und Erben des Königreichs, oder aber dem Lande und dessen Inwohnern zu Wole gereichen möchte, so kann er solches, und daneben sein Gutachten, Uns als dem regierenden König, mündlich oder in Schriften unterthänigst zu erkennen geben, damit wir hierauf das Nöthige gnädigst anzuordnen wissen mögen.

A. VII. Ferner setzen, ordnen und wollen Wir, wenn auf gemeinen Landtagen, auf einen oder den andern Punkt der proposition Umfrag gehalten, und von den anwesenden Ständen vota colligirt werden, daß ein jeder hierauf in seiner Ordnung sein votum ablegen und keinem andern eingreifen, noch auch durch einen andern sein votum zu proponiren Macht haben soll, er wäre denn so schlecht beredt, daß er dasselbe selbst nicht thun könnte, in welchem Fall er den nächsten, der neben ihm sitzt, erbitten und durch ihn sein votum anzeigen lassen mag. Dagegen aber soll keineswegs zugelassen, noch erlaubt sein, daß sich auf gemeinen Landtagen Etliche heimlich oder öffentlich zusammen rottirn, und durch einen aus ihrer Mitte oder andern etwas mündliches oder schriftliches vorbringen lassen mögen, unangesehen solches treffe gleich ihr votum und Meinung auf die geschehene Proposition oder sonst an, was es wolle.

Würden aber Einer oder Mehre sich solcher Unserer königlichen Constitution und Verbote zuwider, dessen vermessentlich unterstehen, so soll das mündlich oder schriftlich Vorgebrachte gleich nicht attendirt noch angenommen werden, wie auch darzu diejenigen, die sich also zusammen rottirt, vorzüglich aber der, welcher bezüglich des Andern den Vortrag gethan, oder die oben angegebene Schrift gestellt, oder solche dem Concipisten angegeben, neben andern Rädelsführern

von Uns oder den nachkommenden Königen und Erben des Königreichs, mit allen Ungnaden ernstlich, ja nach Beschaffenheit des Verbrechens, auch als Rebellen und Beleidiger der höchsten Majestät, an Leib, Ehr und Gut gestraft, und hierin Niemand, wessen Würden, Standes oder Wesens er auch sein mag, verschont werden.

A. VIII. Wir behalten auch Uns und Unsern Erben, den nachkommenden Königen ausdrücklich bevor, in diesem Unsern Erbkönigreich Gesetz und Recht zu machen, und Alles dasjenige, was das jus legis ferendae, das Uns als dem König allein zusteht, mit sich bringt.

Der vorstehende Abdruck der Ferdinandeischen Landesordnung zeigt klar die Veränderungen, welche die politischen Zustände durch die Schlacht am weißen Berge erlitten hatten. Im Nachstehenden wollen wir diese Wandlungen in der Kürze zusammenfassen.

1. An die Spitze seiner verneuerten Landesordnung stellte Ferdinand II. die Erblichkeit des Thrones in männlicher und weiblicher Linie, um jedem sich künftig etwa erhebenden Zweifel vor Vornherein vorzubeugen.

2. Das Recht, Gesetze zu geben, nahm er als ein ausschließliches Recht der königlichen Majestät in Anspruch; er beschränkte ferner die Wirksamkeit der Landtage in der Richtung, daß auf denselben über Nichts Anderes verhandelt werden sollte, außer was in Form einer königlichen Proposition den Ständen vorgelegt würde.

3. Bis zum Jahre 1627 bestanden in Böhmen bloß die Herren, Ritter und Bürger als besondere Stände. Durch die verneuerte Landesordnung wurde auch dem geistlichen Stande Sitz und Stimme und zwar mit Vorrang vor den übrigen Ständen eingeräumt, und zwar: dem Erzbischofe, den Bischöfen und den Prälaten, soweit sie im Lande landtäfliche Güter innehatten. Hiedurch sind die Herren zum zweiten, die Ritter zum dritten, die Städte zum vierten Stande degradirt worden.

4. Bisher konnte Niemand ein landtäfliches Gut im Lande erwerben und besitzen, der nicht zuvor als Bewohner des Landes aufgenommen war, d. i. das sogenannte Inkolat erlangt hatte. Das Inkolat wurde vom Könige mit Einwilligung des Landtages ertheilt. Durch die verneuerte Landesordnung wurde diese uralte grundsätzliche Bestimmung dahin abgeändert, daß sich der König die Verleihung des Inkolates allein vorbehielt.

5. Während bisher in Gesetzgebung, Justiz und Verwaltung die tschechische Sprache die allein berechtigte war, und die deutsche Sprache bloß in den Städten und Dörfern herrschte, wurde die deutsche Sprache in allen Richtungen als eine gleichberechtigte anerkannt.

6. Alle den utraquistischen Ständen in Betreff seiner Religionsübung verliehenen Privilegien wurden aufgehoben und bestimmt, daß Niemand Bewohner des Königreiches sein dürfe, der sich nicht zur katholischen Religion bekenne.

7. Wie durch die verneuerte Landesordnung die Gesetzgebung in Justizsachen ausschließlich ohne Mitwirkung der Stände vorbehalten war, so nahm Ferdinand II. dem Landrechte das Recht, die Gesetze in zweifelhaften Füllen auszulegen und nahm dieses Recht ausschließend für sich in Anspruch, indem er in der Landesordnung anordnete, daß nur nach und ans der Landesordnung die Urtheile geschöpft, zweifelhafte oder in der Landesordnung übergangene Fälle durch besondere königliche Konstitutionen zn entscheiden wären.

8. Bisher war von dem Landrechte als oberstem Gerichtshofe des Landes keine weitere Appellation möglich. In der verneuerten Landesordnung wurde die Revision dieser Urtheile durch den König vermittelst der böhmischen Hofkanzlei zugelassen.

9. Endlich wurde das gerichtliche Verfahren bei den Landgerichten dahin abgeändert, daß an die Stelle des bisherigen mündlichen oder öffentlichen Verfahrens das schriftliche und geheime eingeführt wurde.

Wir sehen, daß durch diese neue staatsrechtliche Grundlage die königliche Macht in Böhmen auf Kosten der Macht der Stände in ungewöhnlich hohem Maße ausgedehnt wurde. Es gibt eine Partei in unserem Vaterlande (die tschechisch-nationale und feudale), welche, die Entwicklung der österreichischen Staatsidee durch dritthalb Jahrhunderte verkennend und negierend, für das Königreich Böhmen die Selbstständigkeit eines besonderen Staates in Anspruch nimmt, der mit den übrigen Ländern der Habsburger nur durch den gemeinsamen Herrscher verbunden sei. Ist nun Böhmen ein selbstständiger Staat, so muß es auch sein Staatsrecht haben. Alles Recht muß aber eine Quelle haben, aus der es fließt; da mußten sich denn auch unsere sogenannten Staatsrechtler nach einer Quelle ihres behaupteten Staatsrechts umsehen. Dabei verfolgte sich leider ein besonderes Mißgeschick. Die Ferdinandeische Landesordnung bildet in der Geschichte Böhmens nach Rücksicht des Verfassungsrechtes einen solchen Markstein, daß es füglich unmöglich war, dieselbe zu ignoriren und über dieselbe hinauszugreifen. Und so wurde denn dieses vermoderte und verschimmelte Gesetz, das die königliche Gewalt zu einer absoluten erhob, aus dem Staube der Archive hervorgeholt, um es zu neuem Leben zu galvanisiren. Denkende Männer mochten aber frühe den Widerspruch allzu tief fühlen, der darin lag, ein Gesetz, das mit dürren Worten sagte: „Alle Gewalt geht von mir aus", als die Quelle des neuen Staatsrechtes anzunehmen, weil damit von selbst die Nothwendigkeit gegeben war, die auf den Verfügungen des absolut regierenden böhmischen Königs beruhenden Veränderungen der Selbstständigkeit Böhmens als rechtsgiltige anzuerkennen. Diesen Widerspruch zu lösen, sucht man neben der Ferdinandeischen Landesordnung andere Quellen auf, nämlich uralte Gewohnheiten und andere Privilegien. So sagt Tomek in seinem übrigens werthvollen Buche über die böhmischen Landtage: „Irrthümlich nimmt man vor Allem an, daß das, was man in Böhmen vor Alters Landesordnung nannte, identisch ist mit einer Verfassung oder einer Verfassungsurkunde nach modernen Begriffen, als wie wenn dieselbe ein das gesammte zu einer Zeit giltige Staatsrecht in sich begriffe. Als die böhmischen Stände zuerst unter König Wladislav II. darüber beschlossen, ihre Rechte aus der Landtafel, aus den in Karlstein aufbewahrten Privilegien zusammenzustellen, in ein Buch zusammenzufassen und zum öffentlichen Gebrauche durch den Druck bekannt zu machen, verstanden sie unter jenen Rechten vor Allem die Gesetze, nach denen in Civil- und Strafsachen bei den Landrechten Recht gesprochen werden sollte, sowie einige andere, die sich auf die öffentliche Sicherheit und Ordnung im Lande bezogen. Daneben wurden in diese Sammlung auch einige Privilegien der Landstände und andere auf staatsrechtliche Verhältnisse sich beziehende Bestimmungen aufgenommen, insbesondere solche, die sich auf die Einrichtung und die Besetzung der Landrechte bezogen. Die Zusammenstellung der Rechte nannte man Landesordnung. Um eine vollständige Zusammenstellung alles dessen, was damals die Verfassung des Königreichs ausmachte, handelte es sich nicht. Wer aus der Wladislavischen Landesordnung sich ein Bild der damaligen Ordnung der öffentlichen Dinge bilden wollte, würde bald erkennen, daß dasjenige, was er zu diesem Behufe darin findet, völlig lückenhaft und unzureichend ist. Damit wir nur ein Beispiel anführen: Vergebens würden wir in der Wladislavischen Landesordnung eine Bestimmung darüber suchen, daß es dem Könige nur mit Bewilligung des Landtags zustand, Steuern aufzuerlegen, und doch war dieses ein grundsätzliches Recht des Landes. Das Staatsrecht gründete sich daher nicht einzig und allein auf diese sogenannte Landesordnung, sondern neben ihr auf andere, in dieselbe nicht aufgenommene geschriebene Gesetze oder Privilegien, ja zum größten Theile auf bloßer uralter Gewohnheit, die niemals in die Form eines geschriebenen Rechtes gebracht worden war. Und denselben Charakter wie diese erste Wladislavische Landesordnung trägt die verneuerte Landesordnung Ferdinands II. Wir wollen zu-

geben, daß in den Zeiten vor der Ferdinandeischen Landesordnung das Staatsrecht Böhmens auf dem Gewohnheitsrechte beruhte. Denn ist es selbst in unseren modernen Staatsrechte möglich, daß in der Form gewohnheitsrechtlicher Bildung staatsrechtliche Sätze entstehen; ist ferner die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß selbst eine Verfassungsurkunde im modernen Sinne des Wortes durch das Gewohnheitsrecht ergänzt, ja abgeändert werde: so muß dieses um so mehr gelten von jenen älteren Zeiten, in denen das Recht nicht auf dem geschriebenen Gesetze, sondern der traditionellen Uibung beruhte. Auch das geben wir dem Herrn Professor zu, daß die Wladislavische Landesordnung ein lückenhaftes Bruchstück ist, was sich leicht erklären läßt. Dem Mittelalter fehlte die Erkenntniß der organischen Natur des Staates; und darum war auch das Staatsrecht kein einheitliches Ganzes, beruhte auf lose aneinander gefügten Verträgen und Compromissen zwischen König und Ständen, die über die nach Maßgabe der Zeitverhältnisse auftauchenden Streitpunkte abgeschlossen wurden. So konnte es allerdings Verhältnisse geben, die einer rechtlichen Bestimmung gar nicht bedurften, weil sie zwischen König und Ständen noch nicht streitig geworden waren. Gibt man nun aber die Existenz eines Gewohnheitsrechtes auf dem Gebiete des Staatsrechts zu, so gibt man damit auch zu, daß sowohl ein geschriebenes Recht als das Gewohnheitsrecht selbst durch eine neue Uibung außer Wirksamkeit gesetzt werden könne. Selbst wenn es daher wahr wäre, daß die Ferdinandeische Landesordnung nicht das ganze Staatsrecht Böhmens enthalte, sondern daß daneben alte Gewohnheiten und Privilegien in Geltung waren, könnte die spätere Rechtsbildung, selbst wenn sie nicht im geschriebenen Rechte, sondern nur auf lebendiger Uibung beruhte, dieselben geändert oder aufgehoben haben. Eine bloße Behauptung dagegen ist es, daß die Ferdinandeische Landesordnung denselben Charakter trage wie die Wladislavische. Wer die Zeitverhältnisse erwägt, unter denen beide entstanden sind, wird die Unrichtigkeit derselben auf den ersten Blick erkennen. Die Wladislavische Landesordnung stammt aus der Zeit der ständischen Allgewalt, die Ferdinandeische aus der Zeit des königlichen Absolutismus. Die niedergedrückte königliche Gewalt mußte sich die Ausübung gewisser Rechte der Stände gefallen lassen, selbst wenn diese nicht verbrieft, sondern von den Ständen bloß usurpirt waren. Ein absoluter Herrscher wie Ferdinand II. konnte keine Uibung und kein Privilegium der Stände dulden, die mit seiner königlichen Allgewalt, mit dem für sich und seine Erben vorbehaltenen Rechte, in seinem Erbkönigreich Gesetze und Rechte zu machen, mit dem Rechte, die Landesordnung zu mehren, zu ändern, zu bessern, in Widerspruch wäre.

Die Armseligkeit der staatsrechtlichen Bestimmungen der Ferdinandeischen Landesordnung einsehend, beruft man sich auf die Resolution Kaiser Ferdinands II. vom 29. Mai 1627 über die ständischen Privilegien. Zwar bestätigt Kaiser Ferdinand II. in dieser Resolution die ständischen Rechte und Privilegien, *jedoch nur insoweit, als dieselben gegen die verneuerte Landesordnung nicht streiten.* Damit ist von selbst die Beschränkung gegeben. Nur jene Privilegien wurden bestätigt, die mit der verneuerten Landesordnung, d. i. mit der darin festgesetzten königlichen Alleingewalt nicht im Widerspruche waren. An dieser klar ausgedrückten Bestimmung läßt sich Nichts wegnehmen oder deuteln. Das Wort Privilegium können wir in zweifacher Bedeutung nehmen. Im modernen Sinne bedeutet *Privilegium* eine individuelle Ausnahme von dem allgemeinen Rechte. Privilegien sind strenge zu interpretiren, das heißt, sie sind nicht ausdehnbar auf analoge Fälle. In dem Sinne mittelalterlichen Sprachgebrauches bedeutet Privilegium überhaupt so viel als Gerechtsame, wohlerworbenes Recht. Da entsteht die Frage, inwiefern wir auf dem Gebiete des Staatsrechtes von wohlerworbenen Rechten sprechen können. Auf dem Gebiete des Privatrechts, das die Beziehungen der Einzelnen zu einander bestimmt, ist diese Frage leicht zu be-

antworten. Wohlerworbene Rechte sind diejenigen Befugnisse, die durch einen im Gesetze bestimmten Vorgang, d. i. entweder ein Rechtsgeschäft oder einen sonstigen Vorgang für den Vermögenskreis eines einzelnen Subjektes dauernd erworben sind. Das ganze Privatrecht hat eben diese wohlerworbenen Rechte nach ihrem Inhalte und nach der Möglichkeit des Erwerbes zum Gegenstande. Einen völlig verschiedenen Charakter dagegen trägt das Staatsrecht. Hier handelt es sich nicht um Befugnisse der Einzelnen, sondern um die Bestimmung des gesammten Lebensorganismus des Staates. Privatrechte sind reine Befugnisse, auf deren Ausübung der Einzelne verzichten kann. Öffentliche Rechte hingegen sind vielmehr öffentliche Pflichten. Darum sind die staatsrechtlichen Bestimmungen Gebote und Verbote rücksichtlich der Ausübung und der Theilnahme an der Staatsgewalt. Die Staatsgewalt ist aber etwas blos Gedachtes, Abstraktes, das zu seiner konkreten Gestaltung eine je nach der Art der Verfassung bald größere, bald kleinere Zahl persönlicher Vertreter bedarf. Somit werden subjektive Rechte zu organischen Bestandtheilen eines konkreten Staates. Dahin gehört vor Allem das Recht der angestammten Familie, dann die Rechte der Landstände. Was heißt es nun also, wenn Kaiser Ferdinand II. die wohlerworbenen Rechte der Stände bestätigt? Er will damit sagen: Diejenigen, welche bis dahin eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hatten, sollen dieselbe auch in Zukunft behalten, jedoch nur nach Maßgabe der verneuerten Landesordnung. Es bestimmt daher jene Privilegienbestätigung gar nicht den Inhalt der ständischen Rechte, sondern blos die Subjekte derselben, d. h. sie sagt: Diejenigen Personen, denen zu Folge wohlerworbener Rechte eine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zustand, sollen auch fernerhin, soweit die Ferdinandeische Landesordnung überhaupt eine solche gestattet, die Theilnahme behalten. Damit stimmt auch der im A. III. mitgetheilte Eid des Königs zusammen. Der König verspricht, die Stände bei den konfirmirten und wohlhergebrachten Privilegien zu handhaben. Was bedeutet dies? Der König verspricht, daß er die Rechte der Stände nicht verkürzen wolle, d. h. daß er sowohl den einzelnen Ständen als Gesammtheit als dem einzelnen Mitgliede jenes Maß der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten nicht verkürzen wolle, soweit nach der Landesverfassung eine solche Theilnahme überhaupt stattfindet. Damit war aber nicht gesagt, daß die Theilnahme stattfinden müsse; denn der König hatte sich die Macht vorbehalten, die Landesordnung zu mehren, zu ändern, zu bessern, und was sonst das jus legis ferendae mit sich bringt, und bei einer auf Änderung der Verfassung gerichteten Gesetzgebung konnten diese Rechte auch keine Widerstandskraft für sich in Anspruch nehmen, da sich ihr rechtlicher Bestand von ihrem Zusammenhang mit der Verfassung gar nicht trennen läßt.

Sollten wir nun das böhmische Staatsrecht, wie es auf der Ferdinandeischen Landesordnung beruht, zusammenfassen, so ergeben sich die nachstehenden Punkte:

1. Dem König kommt allein die gesetzgebende Gewalt zu, dem Landtage stand kein Gesetzgebungsrecht zu.

2. Von Altersher war die königliche Gewalt in einem gewissen Kreise unbeschränkt. Der Krone gehörten die ausgedehnten königlichen Güter, die Lehne, Zölle, Silber- und andere Bergwerke, die besonderen Einkünfte aus den königlichen Städten, von den Juden und anderweitige. Mit diesem Einkommen konnte der König ganz nach seiner Willkühr schalten. Soweit die Einkünfte hinreichten, konnte er mittelst derselben auch ein stehendes Heer erhalten, ohne hierzu der Einwilligung der Stände zu bedürfen. Der König erließ auch von Altersher selbst Gesetze und Verordnungen in den Angelegenheiten, die sich auf die Verwaltung der königlichen Einkünfte bezogen. Derartigen Gesetzen unterlagen auch die königlichen Städte, weil dieselbe ursprünglich auf königlichen Gütern angelegt waren und daher zur königlichen Kammer gehörten, freilich innerhalb der Grenzen der königlichen Privilegien, durch die den Städten eine mehr oder minder ausgedehnte

Autonomie verliehen war. Zu dem Kreise der unbeschränkten königlichen Gewalt gehörte auch die Ordnung des Verhältnisses zwischen dem Königreich Böhmen und den übrigen Ländern der österreichischen Monarchie. Daraus ergibt sich für unsere österreichischen Verfassungsverhältnisse eine wichtige Folgerung. War die Macht des böhmischen Königs in einem großen Kreise staatlicher Angelegenheiten eine völlig unbeschränkte, so muß die von ihm getroffene Verfügung als eine rechtswirksame angesehen werden. Wenn nun aber der böhmische König sich zur Ordnung dieser Verhältnisse eines Organes bedient, das aus den Vertretern der verschiedenen Königreiche und Länder zusammengesetzt ist, wenn er seinen Willen selbst in der Art beschränkt, daß er, wie dieses im Diplome vom 20. Oktober 1860 geschehen ist, sein absolutes Recht aufgibt und nur in Übereinstimmung mit diesem Vertretungsorgane ausüben will, so kann, selbst vorausgesetzt, daß das böhmische Staatsrecht eine andere als blos historische und antiquarische Bedeutung habe, darin eine Verletzung desselben keineswegs gefunden werden. Nun ist aber dieses böhmische Staatsrecht, wie wir im Folgenden in der Kürze zeigen wollen, in Vergessenheit gerathen, es ist verdrängt worden durch die Entwickelung der österreichischen Reichsidee. Um diese Entwickelung zu begreifen, erscheint es nothwendig, die Ideen, Tendenzen, Zustände und Verhältnisse ins Auge zu fassen, welche die Umwandlung der Staatsverfassung aus einer aristokratisch-ständischen in eine absolute Monarchie nicht nur in den österreichischen Ländern, sondern auch anderwärts bedingt und herbeigeführt haben.

Das Mittelalter ist das Zeitalter der regellosen ungezügelten Freiheit des Einzelnen auf der einen Seite, das Prinzip der korporativen Verbindung auf der anderen Seite. Die Idee des Staates war unentwickelt, die Staatsgewalt war schwach; der Einzelne ordnete sich dem Ganzen nur insoweit unter, als er durch Vertrag gebunden war, und er hielt diesen Vertrag nur insoweit, als man ihn zu dessen Einhaltung zwingen konnte. Diese Freiheit kam jedoch nur dem Adel zu Gute; der Bauer und der gemeine Mann standen in Leibeigenschaft und in Abhängigkeit vom Adel. Gegenüber den von Hütten der Leibeigenen umgebenen Burgen, den materiellen Bildern und Ausdrücken des Systems der Hörigkeit, erhoben sich die Städte mit den gleichen Reihen gleicher Häuser, die Burgen und Bilder der persönlichen Freiheit und wurden voll Reichthums und aller Zierrathen des Lebens.

Das im 15. Jahrhundert beginnende Studium des römischen Rechts und der historischen und politischen Schriften der Alten zeigte den Abstand der antiken Staatsformen von den bestehenden und entzündete in einzelnen Forschern ein helleres Bewusstsein über die Natur und den Zweck des Staates. Welch' ein Gegensatz zwischen der antiken und der mittelalterlichen Welt. Dort die strengste Unterordnung und Hingebung des Einzelnen an das ideale Ganze; hier dagegen kaum ein Bewußtsein des Ganzen!

Niccolo Machiavelli (1469—1527) ist es, der, durch das Studium der Alten genährt, der Geschlossenheit und Einheit des Staatswesens das Wort redete, freilich im Sinne der absoluten Fürstengewalt. In seinem Buche „der Fürst" ertheilt er Vorschriften, wie ein Fürst seine Herrschaft gründen und erhalten soll, und steht nicht an, die verruchtesten Mittel, als Lüge, Scheinheiligkeit und Meuchelmord, anzurathen. — Nicht minder ist der englische Staatslehrer Thomas Hobbes aus Malmesbury (geb. den 5. April 1588, † 1679) ein Verfechter des Absolutismus. Er faßte die Natur von ihrer düstern Seite; ihr Prinzip ist der Egoismus und die Möglichkeit des Bösen. Die bürgerliche Gesellschaft ist eine blos zufällige Erscheinung, welche die Menschen aus Furcht, aus gegenseitigem Mißtrauen geschlossen hätten. Der Staat war ihm bloße Schutzanstalt, und damit er dies sein könne, damit er den Gräueln der Anarchie vorbeuge, ist die absolute Herrschaft eines Einzigen nothwendig.

Was in der Literatur theoretisch behandelt wurde, das wurde von der Politik praktisch angewendet. Der Verfall der mittelalterlichen ständischen Ordnungen, das Aufkommen stehender Heere ermöglichten den Sieg der königlichen Gewalt über den Adel.

So war denn auch die ständische Verfassung, welche die Ferdinandeische Landesordnung geschaffen hatte, ein wesenloses Schattenbild. Sie war eine bloße Form der alten staatlichen Einrichtungen, der Geist derselben war vernichtet; und selbst wenn noch etwas vom alten Geiste in dieser Form wäre aufbehalten worden, so war er in Vergessenheit gerathen. Die Lebensgeister des Mittelalters und der Feudalzeit waren erblaßt, und es bedurfte nur einer einigermaßen kräftigen Regentenhand, um die alte Ordnung völlig über den Haufen zu werfen und der modernen Staatsidee den Weg zum Licht und Leben zu bahnen.

Das Prinzip der absoluten Herrschaft, das in Ludwig XIV. gewisser Maßen seine höchste leibliche Darstellung gewann, ward in dem Jahrhundert desselben in allen Staaten mit Ausnahme Englands das herrschende. Die Folge davon war, daß aller Reichthum der Länder an den Höfen zusammenströmte, wo bei unbeschreiblichem Prunk die höchste, feinste Kunst des äußern Lebens geübt, der Genuß irdischer Freuden auf das Aeußerste gesteigert, dabei freilich aber auch oft sogar die Sünde zum guten Tone ward. Dieser Prunk, die großen stehenden Heere, die Masse der Beamten, die unverhältnißmäßige, unproduktive Verschwendung fast auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens brachte überall den Finanzhaushalt in Verwirrung und steigerte die Abgaben bis zum Unerträglichen. Dazu kam, daß die Sitten der höhern Stände sich überall nach denen der Höfe bildeten, und eine Verzerrung der Gebräuche, eine Abirrung von dem Natürlichen eintrat, wie kaum jemals wieder in der Geschichte. Dem verirrten Geschmacke dienten Kunst und Wissenschaft. Aber als man in der Verzerrung aller gesellschaftlichen Verhältnisse, in der Unnatur der Sitten, in der Verkehrtheit des Regiments es aufs Aeußerste getrieben, entzündete sich in einzelnen großen Gemüthern die Sehnsucht nach Freiheit und einer natürlichen Gestaltung der sittlichen und politischen Verhältnisse, und der Funke glühte allmälig auf und der Sturm der Zeiten blies ihn an, so daß aus ihm das Morgenroth der neuen Zeit emporleuchtete. Montesquieu, Filangieri und Rousseau sind das leuchtende Dreigestirn, das die Gedanken der Aufklärung, des Fortschrittes, der allgemeinen Wohlfahrt, der Freiheit und Gleichheit aussprach und vertheidigte.

Die pragmatische Sanktion vom 19. April 1713, wodurch die Untheilbarkeit der Länder der österreichischen Monarchie ausgesprochen wurde, schloß dieselben zu Einem Ganzen zusammen. Die absolute Regentengewalt und die zentralisirenden Bestrebungen, indem sie die Aufnahme der obenbezeichneten Ideen der Aufklärung, des Fortschrittes und der allgemeinen Wohlfahrt ermöglichten, richteten auf den Trümmern der alten Feudalstaaten den modernen Einheitsstaat auf.

Die Reformen im Zeitalter Maria Theresias und Kaiser Josefs II. bezogen sich auf Schule, Justiz und politische Verwaltuug.

Im mittelalterlichen Staate war das ganze Schulwesen theils unmittelbar, theils mittelbar in der Hand der Kirche und Geistlichkeit. Erst mit dem Aufkeimen der modernen Staatsidee, der zu Folge der Staat auf Alles Einfluß nehmen sollte, was zur öffentlichen Wohlfahrt dienlich schien, wurde das Schulwesen in das Bereich der staatlichen Gesetzgebung gezogen. Bis auf die Zeiten Maria Theresias war der öffentliche Unterricht in Oestereich in den Händen der Jesuiten. Die im Jahre 1747 für die Universitäten Wien und Prag erlassene neue Studienordnung, der im Jahre 1751 neuerlassene Gymnasialplan, die Einführung der deutschen Unterrichtssprache an den Universitäten, die im Jahre 1773 erfolgte Aufhebung des Jesuitenordens, die Verbesserung und Beaufsichtigung des Volksschul-

wesens im Jahre 1770, die am 12. Feber 1774 erfolgte Einsetzung der Studienhofkommission waren gewichtige Fortschritte auf dem Gebiete des geistigen Lebens, sie waren eben so viele Fortschritte zur Verschmelzung der österreichischen Erbländer auf Grundlage gleicher Cultur.

Ebenso einschneidend waren die Reformen auf dem Gebiete der Gerichtsverfassung und Justiz. Das Ziel war, in dem österreichischen Staate ein gleiches formelles Straf- und Civilrecht nebst einer gleichförmigen Organisation der Gerichte in den niedern und höheren Instanzen mit einem gemeinschaftlichen Centrum in Wien herzustellen. Die Errichtung der obersten Justizstelle in Wien, die Trennung der Justiz von der Administration in den oberen Instanzen, die Erlassung eines allen Ländern gemeinsamen materiellen Strafrechts in der am 31. Dezember 1768 publizirten peinlichen Halsgerichtsordnung, der sogenannte Theresiana, waren bedeutsame Momente zur Verwirklichung jener Idee. —

Auf dem Gebiete der politischen Verwaltung war das Streben ein gleiches. Es wurde die Hofkanzlei für die böhmischen und österreichische Länder als Ministerium des Innern und für die Finanzverwaltung die Hofkammer ins Leben gerufen. Diese beiden Behörden, sowie die bereits erwähnte oberste Justizstelle waren als allgemeine obersten Behörden für die Westhälfte der Monarchie ins Leben getreten. Noch einschneidender und wirksamer waren die Reformen Kaiser Josefs II. Durch dieselben wurde vollendet, was Maria Theresia angefangen hatte, und die staatsrechtliche Einheit aller Länder der Westhälfte der Monarchie, die Gleichheit der Institutionen in Recht, Schule und Verwaltung war zum lebendigen Ausdrucke gelangt, dem gegenüber die Schatten- und Nebenbilder des böhmischen Staaatsrechts in ihr Nichts verschwanden, verschwinden müssen, und, das wolle Gott, auch verschwinden werden für alle Zukunft! Dr. J. U.

Slavische Siedlungen im westlichen Deutschland.

Von Dr. **Richard Andree.**

Von der äußersten Grenze, welche die slavischen Völker in germanischen Landen vom 4. bis ins 10. Jahrhundert einnahmen, sind zahlreiche abgesprengte Splitter des großen Volkes noch weiter nach Westen vorgedrungen, wo sie sich inmitten der Deutschen ansiedelten, oder, was noch mehr der Fall war, als Zinsbauern angesiedelt wurden. Wo geschichtliche Quellen fehlen, da geben uns die Ortsnamen Anhaltepunkte für das Dasein dieser wendischen Ansiedler, die jedoch meist sehr bald in der großen Menge der umwohnenden Deutschen aufgingen. Keinesfalls so zahlreich, wie heute deutsche Kolonien bis weit nach Polen, Rußland, Ungarn hineinreichen, noch weniger von solchem Kultureinflusse wie diese, dürfen wir uns die zerstreuten westlichen Vorposten der Slaven vorstellen: es waren Bauern, die den Acker bestellten und außer dem Namen ihres Ortes nichts weiter uns hinterlassen haben. Darin zeigt sich so recht wieder der Gegensatz zwischen den receptiven Slaven und den productiven Germanen: der deutsche Kolonist im Osten war von je ein segenspendender Lehrer seiner slavischen Umgebung auf den verschiedensten Gebieten, der slavische verschwindet fast spurlos.

Die nördlichsten solcher versprengter slavischer Siedlungen in germanischen Landen finden wir auf den dänischen Inseln. Es ist bekannt und wird von Adam von Bremen (IV. 18) ausdrücklich hervorgehoben, daß die Wenden auf den Ostseeinseln Fehmern und Rügen arge Seeräuber waren, was freilich mit der Theorie von den slavischen Friedensvölkern wenig stimmt. Von hier aus verbreiteten die Slaven sich nach den gegenüber liegenden dänischen Eilanden Laaland, Langeland

und Falster, wo wir Ortsnamen wie Kremnitze, Binitz, Tillitz, Kuditz, Koselitze finden. (Schiern, om den slaviske oprindelse til nogle stedsnavne paa den danske Smaaöer. Kopenhagen 1855).

Dem wollen wir hinzufügen, daß möglicherweise auch die Bewohner des südlichen Theiles von Bornholm Slaven sind, wenn auch weder der Name der Insel selbst (Borungia bei Saxo Grammaticus, später Boringholm und Burgundurholm) noch ein anderer Ortsname dieses nur 20 Meilen von dem ehemals slavischen Rügen entfernten Ostseeeilandes auf Slaven hindeutet. Rino Quehl, macht nämlich darauf aufmerksam (in seinem Werke: Aus Dänemark. Bornholm und die Bornholmer. Berlin 1856), daß die Südbornholmer ein durchaus anderer Menschenschlag als die Leute des Nordens seien. Letztere, mit entschieden skandinavischem Typus, sind größer, stärker gebaut und breitschulteriger als die Südländer. Fast alle haben blaue Augen, braunes, gelbes oder rothes Haar. Die Südländer dagegen sind behender, sprechen rascher, haben schwarzes Haar und braune Augen; sie ähneln, sagt Quehl, mehr den Slaven. Auffallend ist diese Scheidung einer Bevölkerung von noch nicht 30.000 Seelen in zwei Gruppen immerhin, und die Möglichkeit, daß hierher „friedliche" Seeräuber von Rügen oder der pommerischen Küste gelangten, ist nicht ausgeschlossen.

Während hier Seeräuber eine vereinzelte Ausbreitung der Slaven bewirkten, wurden diese andererseits wegen ihrer Tüchtigkeit im Ackerbaue, und da sie ohne Aufhetzung stille, friedliebende Leute waren, die ihren Herren sich gerne und willig unterwarfen, selbst in einzelnen Gegenden des westlichen Deutschlands verpflanzt, um hier Stätten, die durch den Krieg wüst lagen oder aus sonst einem Grunde nicht bevölkert waren, urbar zu machen. Bekannt ist, daß der heilige Bonifacius schon um 740 die wüsten Ländereien des Würzburger Bisthums und des Fuldaer Klosters mit Slaven besiedelte, wobei ihm 751 der Papst Zacharias die Eintreibung von Zins von den damals noch ungetauften Slaven erlaubte. Der fränkische Majordomus erlaubte ausdrücklich die Ansässigmachung dieser Slaven, die Bonifacius in einem Briefe an den angelsächsischen Krieg Ethibald 745, wohl mit Hinblick auf ihr Heidenthum, als ein ganz abscheuliches Volk hinstellt (Et Winedi, quod est foedissimum et deterrimum genus hominum). Von slavischen Menschen, Spuren slavischer Sitte oder gar Spuren des Slavischen in der Sprache ist heute in Hessen keine Rede mehr; dazu waren jene Ansiedler zu gering an Zahl, als daß sie der deutschen Bevölkerung, mit der sie sich mischten und in der sie untergingen, irgend einen Stempel hätten aufdrücken können. Wohl aber lassen sich aus den ehemaligen und noch heute bestehenden Ortsnamen einzelne Sitze dieser Slaven nachweisen.

In Hessen nämlich ist der Name Wenden in Ortszusammensetzungen noch ziemlich verbreitet. Ich lasse dahin gestellt sein, ob Wincherode, urkundlich 1309 capella in Winderade im Gericht Neukirchen, auf Slaven hindeutet, aber die Wüstung Winden im Gericht Grabenau (1270 villa Winden iuxta Waltcapelle), 1595 Windhain genannt, vielleicht Winjenhain (1254) im oberen Gericht Rohrbach, müssen dahin gerechnet werden. Brauerswend im Gericht Schwarz darf aber nicht zu wendischen Ortsnamen gezählt werden, da wir hier 1273 ein gut deutsches Bruewartisgeschwende vor uns haben. Anders liegt die Sache bei Hauptschwende in der Nähe Schwarzenborns, denn dieses tritt uns 1223 als Eizicheswynden entgegen. Ob der Name des waldeckischen Flüßchens Werbi (vrba, die Weide), die Ortsnamen Gastenhusen, Gastendorf, Gasterrod hierher gehören, lasse ich unentschieden. (Belege in Landau, Beschreibung des Hessengaus. 2. Ausgabe. Halle 1866). Weiter südlich im Fuldaischen saßen die von Bonifacius angesiedelten Slaven in verschiedenen Dörfern, deren Bewohner dem Kloster Zins leisten mußten; 958 wird Winatsazen, Wendensitz, erwähnt, und Wilmar will in dem schimmel-berüchtigten Bronzell (urkundlich Premestescella) einen slavischen Namen erkennen.

Damit möge den Hessen genug Slavisches zugemuthet sein.

Jetzt kommt Thüringen an die Reihe. Die Saale schied zwar im allgemeinen Slaven und Deutsche, doch reichten zerstreut die Slaven über die Saale nach Westen hinaus. An der oberen Unstrut und Wipper, bei Groß-Ehrich, einem sondershausischen Städtchen, wird 979 ein pagus Winidon erwähnt, worin der Ort Wolfereswinidon, heute Wolferschwende, lag. Nahe dabei liegt Greußen, und auch dieses muß als slavischer Ortsname angesprochen werden, urkundlich im 11. Jahrh. Crozina. Damit ist zu vergleichen Creußen am rothen Rain auf unzweifelhaft slavischem Boden. Dann treten auch slavische Namen in der Eisenacher Gegend auf, die eine Verbindung mit den vereinzelten slavischen Namen Hessens herstellen. So Etterwinden (958 Eitenwinidin), Groß- und Wenigen-Luppitz (779 Lupenze), wohl auch Dietlas (les- Wald). Bei Arnstadt finden wir ein Plaue, einen Flecken an der schmalen Gera; während der Flußname (ursprünglich Geraha) gut deutsch ist, ist der Ortsname slavisch und bedeutet Schwemmplatz, Holzflößplatz, von plav, das Schwemmen; zu vergleichen ist hier Plauen im Voigtland, Plauen bei Dresden, Plaue ein Dorf bei Flöha in Sachsen, für welche die urkundlichen Formen Plavia, Plave, Plavie vorliegen. Daß die slavischen Ortsnamen nach der Saale zu sich mehren, kann nicht auffallen; denn bildete dieser Fluß auch im Allgemeinen die Grenze, so reichten doch bei Rudolstadt, Jena, bis Apolda und noch weiter nördlich slavische Siedlungen über denselben hinaus; der Kunitzberg bei Remda, Krobitz und Rodelwitz bei Kahla, Nahwinden bei Stadt Ilm, Lossa (Wurzel les, Wald) zwischen Kölleda und Bibra, selbst Löbstadt bei Jena (urkundl. 1371 Lobegasticz) gehören hierher. Häufig finden wir auch zum Unterschied von den deutschen Siedlungen den Beisatz „Windischen", „Wünschen" oder „Wenigen". Wenigen-Jena, Groß- und Klein-Schwabhausen bei Jena, von denen das erstere 1190 Teutonica Snabehusin, das letztere Wyndischen Schwabhusen 1348 heißt. Der spätere Uibergang von „Deutsch-" und „Wendisch-" in „Groß-" und „Klein-" findet sich häufig. „Noch jetzt kennt man in der Altmark ein Wendisch-Apenburg, ein Wendisch-Bodenstedt, ein Wendisch-Brome, ein Wendisch-Horst und ein Wendisch-Langenbeck und in dem Landbuche Kaiser Karls IV. 1375 heißen die Dörfer Großbierstadt, Klein-Chüden, Klein-Gischau und Klein-Gravenstadt: Wendischen Bierstäde, Wendischen Chuden, Wendischen Gifthorn und Wendischen Grauenstede". (Riedel, Mark Brandenburg II. 8). Uiber die slavischen Ortsnamen des Thüringer Waldes und der umliegenden Gegenden vergleiche „Ausland" 1869 689. Bei Halle und Wettin reichten die Slaven weit auf das linke Saaleufer hinüber ins Mansfeldische; auf der ganzen Strecke, die um die beiden Seen herum liegt, und nördlich bis Gerbstadt mischen sich zahlreiche slavische Ortsnamen mit den deutschen. In einer Urkunde vom Jahre 973 werden Mansfeld, Eisleben und noch zehn andere Dörfer der Umgebung als solche bezeichnet, quas sclavonicae familiae inhabitant. Daher denn auch die Annectirung Luthers, der in Eisleben geboren wurde, durch die Slaven!

Fast ganz unbeachtet sind die sporadisch angesiedelten Slaven in meiner Heimat Braunschweig geblieben. Guthe in seiner Beschreibung der Welfenlande, der möglichst nach Slaven sucht, erwähnt zwar das Dorf Wenden, geht aber zu weit, wenn er geradezu annimmt, daß die ehemalige Slavengrenze nördlich von der Stadt Braunschweig verlief, wohl aber lag nördlich von dieser rechts und links von der Okar und an der in diese von Osten einmündenden Schunter eine slavische Sprachinsel, in der solche Ortsnamen vorherrschen, die auf eine spätere Ansiedlung der Wenden in dieser Gegend hinweisen, da die Ortsnamen selbst mit Ausnahme von zweien deutsch sind.

In der Stadt Braunschweig heißt die nach Norden führende Straße die Wendenstraße, das Thor nach Norden zu das Wendenthor. Für erstere findet sich 1267 die Bezeichnung platea Slavorum, für das Thor valva Slavorum (Dürre,

Geschichte der Stadt Braunschweig p. 718. 725) Das hat nur Sinn, wenn diese Straße ursprünglich, d. h. als Heinrich der Löwe den Stadttheil „Hagen" besiedelte, von Slaven bewohnt war. So gut es in Braunschweig eine Friesenstraße mit ursprünglich friesischen und einen Damm mit ursprünglich holländischen Bewohnern gab, so wahrscheinlich ist nach jenen Benennungen auf das Vorhandensein von Slaven in Braunschweig zu schließen, die dann in der germanischen Masse allmälig untergegangen sind. Anklänge an sie finden sich sonst nicht mehr. Die Ansiedlung von Wenden in einer deutschen Stadt erscheint hier auffallend, da sonst im Mittelalter die Wenden mit allen Mitteln von unseren Städten ferngehalten wurden und für Parias galten.

Es möge dieses durch einige Beispiele hier belegt werden. In Mecklenburg, wo die Städte sammt und sonders deutsche Stiftungen sind, wachten die Zünfte auf das strengste darüber, daß kein Wende sich in sie einschleiche, indem ein jeder, der als Lehrling bei ihnen eintreten wollte, durch seinen Taufschein nachweisen mußte, daß er nicht von slavischen Eltern geboren sei. In dem conservativen Mecklenburg hing man an dieser Forderung so zähe fest, daß noch zu seiner Zeit, wie Dr. Stieber in seiner 1714 gedruckten mecklenburgischen Kirchenhistorie versichert, ein solches Zeugniß verlangt worden sei, und die Wenden hätten traditionell damals noch in so schlechtem Rufe gestanden, daß man von Jemand, den man als einen harten, widersinnigen Kopf habe bezeichnen wollen, zu sagen pflegte: er habe eine wendische Ader im Nacken. Jedoch war die Ausübung einzelner Handwerke den Slaven nicht gänzlich untersagt, aber zünftige Meister durften sie nicht werden; von letzteren unterschied man sie durch den Zusatz des Wortes Wend-, wie dessen, z. B. der Wend-Schlächter, früher in mehreren mecklenburgischen Städten Erwähnung geschieht.

In den deutschen Städten, die nahe dem seit nun hundert Jahren germanisirten hannoverschen Wendländchen lagen, in Lüneburg und Ülzen, hielt man gleichfalls die Wenden sich fern. Ein Beschluß des Raths von Lüneburg 1409 bestimmt: dat he nur mehr keinen wendischen mann to borgher nehmen wolle (daß er nunmehr keinen wendischen Mann zum Bürger nehmen wolle) und in Ülzen sagt §. 44 einer alten Satzung vom Jahre 1619 wörtlich: Wenn derferneſt auch einige dieſer Stad Borgher sich an einige Weiber, so nicht teutscher, sondern wendischer Herkömmniß seien, verheirathen, so will Ew. Rath die Borgere wohlmeintlich gewarnt haben sich dessen zu enthalten, falls sich nun der ein oder ander dem zuwider, sich mit dero gleichen Personen befreunde sollen, so können und sollen dero Kinder, die aus solcher Ehe geboren werden in keine Aemter aufgenommen werden, noch mit einigen dieſer Orts üblichen Geburtsbriefen versehen werden."

Welche köstliche Parallele zu dem berüchtigten böhmischen Landtagsbeschlusse von 1615! Ist es nicht, als ob die Spießbürger von Ülzen denselben copirt und im deutschen Nationalgefühl wett gemacht hätten, wenigstens im kleinen Maßstabe, was im großen an ihren Stammesbrüdern an der Moldau vier Jahre früher verbrochen wurde?

Schon 1570 heißt es in einem Receß der Bürgerschaft und des Stadtraths zu Lüneburg „daß den Wenden, ob sie gleich vor Zeiten der Bürgerschaft verlustig erklärt worden, der Zugang zum Bürgerrechte nicht gänzlich mehr versagt sein solle." 1676 und 1680 wurden dann die Beschränkungen gänzlich aufgehoben. In Salzwedel hingegen sind die Wenden schon 1421 zu Bürgern aufgenommen worden; von der Aufnahme in den Stadtrath und die meisten Gilden und Zünfte sind sie wenigstens bis 1598 ausgeschlossen gewesen.

In Sachsen mußte noch bis tief in das siebenzehnte Jahrhundert, namentlich im Lausitzer Gebiete, den Lehrlingen, die in eine Zunft aufgenommen werden wollten, bezeugt werden, daß sie deutscher und nicht wendischer Abkunft seien, und Chr. Heckel

in seiner „histor. Beschreibung der Stadt Bischofswerde" führt S. 281 an, daß 1568 den 15. Juli Blasius Vetter von Schmölle in Bischofswerde Bürger geworden „weil er aber ein Wende gewesen, habe er 100 Thaler für das Bürgerrecht erlegen müssen."

Nach Limmer (Gesch. d. Voigtl.) wurden in den ältesten Zeiten die Slaven auch in den voigtländischen Städten nicht geduldet; sie sollten Ackerbauer bleiben, ihr Wohnplatz war das offene Land. Noch 1438 heißt es in den Statuten der Stadt Zeulenroda: „Sie sullen in keine weisse wissens einnehmen tzu Bürgere pömisch, echtische vndt verloffen Leuth, auch die entronnen oder unerliche geboren sind" (Köhler, Volksglaube im Voigtland. S. 23). Hier sind unter den „pömisch Leut" vielleicht die Nachkommen der Slaven im Voiglande gemeint, die, weil sie für unehrlich angesehen wurden, das Bürgerrecht nicht erlangen konnten.

Die letzte deutsche Stadt, die speziell Verordnungen gegen das Ansässigwerden der Slaven erließ, war wohl Riga. Die Kapitulation von 1710 bestimmt: daß kein Russe Bürger der Stadt werden, ja nicht einmal eine Krämerbude innerhalb derselben haben dürfe. Aus den Zünften sind die Russen dort heute noch ausgeschlossen.

Es kam mir nur darauf an aus der großen Menge der Beispiele einige auszuwählen, um die Pariastellung der Slaven gegenüber den deutschen Städtern zu zeigen. Um so auffallender erscheint daher deren Ansiedlung in einer Stadt wie Braunschweig.

Geht man von der Stadt Braunschweig durch das Wendenthor nach Norden, so trifft man nach anderthalbstündigem Marsche auf das erste der slavischen Dörfer: Wenden. Es kommt als villa schon 1031 unter dem Namen Guinuthun vor (Origin.-Urkund. im Landesarchiv zu Wolfenbüttel) und war damals in die Magnikirche zu Braunschweig eingepfarrt; 1219 erscheint ein Balduin de Wenethen (Origin. im Landesarch. zu Wolfenbüttel in dorso datirt 1219). Westlich von Wenden, wo die Schunter in die Oker fällt, schon in der Provinz Hannover, liegt Schwülper, ein Name, mit dem im Deutschen nichts anzufangen ist. Urkundlich lautet er 1191 Suilbore (Mon. Germ. XVI. 225) und 1200 Suilbere (Ungedr. Urkunde des Dorstäder Archivs). In der zweiten Sylbe ist deutlich das slavische bor, Kieferwald, zu erkennen, das so vielfach bei Ortsnamenzusammensetzungen vorkommt; nun ist es auch erlaubt das Dorf Ölper nördlich von Braunschweig zu den slavischen Dörfern zu stellen. Es heißt 1251 Elbere (Orig.-Urk. im Landesarchiv zu Wolfenbüttel), ein Ortsname, der gleichfalls undeutsch ist.

Etwas weiter westlich liegen nahe beisammen die Dörfer Wendezell und Wendeburg. Während für ersteres eine mittelalterliche Namensform nicht nachweisbar ist, erscheint letzteres in den Urkunden des Jahres 1195 zuerst in den Formen Winedeburg und Wenedeburch (Orig. Guelf. III. 611, 609). Etwa gleichzeitig erscheint in einer ungedruckten Urkunde die Form Winetheborg (Orig. im Landesarchiv zu Wolfenbüttel). Unter die wendischen Dörfer werden hier auch noch das benachbarte Zweidorf und Bortfeld gerechnet, die aber stets deutsche Namen führten (1311 Bortvelde und 1252 Twedorp). Nördlich davon, schon in der Provinz Hannover gelegen, weist das Dorf Wense noch auf Wenden hin. Es kommt circa 1290 als steterburgisches Lehngut Wendenhusen, schon 1187 als Wennenhusen vor (Nachweise im Diplom. Steterburg im Landesarchiv zu Wolfenbüttel). Eingegangen ist Wendebutte, das schon 1007 genannt wird (Mon. Germ. XVI. 201). Es lag nördlich von Wenden bei dem Dorfe Eickhorst (1308 villa Wendebutte apud Echhorst, Urkunde des Braunschw. Stadtarchivs).

Die eben genannten neun wendischen Dörfer: Wenden, Schwulper, Ölper, Wendezell, Wendeburg, Zweidorf, Bortfeld, Wense, Wendebutte liegen auf dem Raume von etwa $1\frac{1}{2}$ □ M. nördlich und nordwestlich von der Stadt Braunschweig zusammen. Außer diesen weisen nur noch Wendhausen nordöstlich von

Braunschweig an der Schunter, Wendessen bei Wolfenbüttel an der Asse und das Wentfeld östlich von Stederburg (Wenetfeld, praediolum adjacens monasterio Stederburg, Mon. Germ. XVI. 217) auf Slaven hin.

Abgesehen von diesen Namen läßt sich im heutigen Herzogthum Braunschweig keine Spur von Slaven nachweisen, wenn man von der im Magdeburgischen gelegenen Enclave Calvörde absieht. Westlich von dieser verlief die Sprachgrenze durch den Drömling: Klinze und Mieste sind hier die ersten slavischen Ortsnamen. Daß alle jene Dörfer seit Jahrhunderten völlig germanisirt sind, bedarf keines besonderen Hinweises. Nicht eine Spur vom ehemaligen Slaventhum ist dort aufzufinden. Solche Ansiedlungen, wie die Wendendörfer bei Braunschweig, waren im Anfange immer nur sehr schwach besetzt und die kleine Zahl der Slaven ging bald in der Masse der Deutschen unter.

Die Slaven an der Saalquelle, im heute bayrischen Fichtelgebirge, um Wunsiedel, Waldsassen, Tirschenreuth und Bernau, ferner im Lande an der Naab, Rednitz, am oberen Main, um Baireuth, Bamberg, Würzburg bis Ansbach dürfen nicht als versprengte Slaven angesehen werden. Sie bildeten im neunten und zehnten Jahrhundert in dieser Gegend den äußersten Vorposten der Slaven nach Westen zu; ihr Land hieß geradezu das Slavenland (In terra Sclavorum, qui sedent inter Moinum et Radantiam fluvios, qui vocantur Moinwinidi et Ratanzwinidi. Dipl. Ludov 846). Diese Slaven waren Ausläufer der Tschechen. Schafarik (Alterth. §. 44) bezeichnet sie als Poradnitschaner, Rednitzanwohner; germanisirt wurden sie erst im zwölften Jahrhundert.

Wie gesagt, diese Slaven saßen im Zusammenhange mit der Hauptmasse und von ihrem äußersten Vorposten, Windsheim an der Aisch, bis zum westlichsten Punkte, den überhaupt die Slaven heute einnehmen, dem Dorfe Kubitzen, eine halbe Stunde von der bayrischen Grenze in Böhmen, liegt jetzt eine Strecke von 24 deutschen Meilen. Sie wurde germanisch, d. h. gründlich, verdaut.

Von jenem Windsheim nun müssen, Tauber und Jagst überschreitend, entweder als gezwungene oder freiwillige Ansiedler, die Slaven sporadisch bis ins Schwabenland gelangt sein, und es ist Adolf Bacmeisters Verdienst in seinen ebenso gründlichen als liebenswürdigen „Allemannischen Wanderungen" zuerst auf diese Fremdlinge auf schwäbischer Erde hingewiesen zu haben. Es haben wohl etliche Leute am Neckar und Nesenbach darüber ungläubig den Kopf geschüttelt und geglaubt, die Slavisten träten nun in die Fußtapfen der Keltomanen.

Also, wie gesagt, Adolf Bacmeister hat in seinen Allemannischen Wanderungen slavische Siedlungen im Schwabenlande, im südlichen Württemberg nachgewiesen, wo mindestens ein Dutzend mit Winden- und Winnenden- zusammengesetzte Ortsnamen vorkommen. Auch Ganslosen, jetzt Auendorf, ferner Gießhübel in Schwaben zieht Bacmeister zu den wendischen Ortsnamen. Der am weitesten nach Westen gelegene Ort, der noch auf Slaven deutet, mag wohl Wendenheim im Elsaß, nördlich von Straßburg, sein.

Noch weiter südlich sind versprengte Slaven gesucht worden, und selbst die Schweiz war vor ihnen nicht sicher. Windisch heißt ein Ort am Zusammenflusse von Aar, Reuß und Limmat, und wer ihn so liest, wird sofort an die Wenden denken. Wie aber Bacmeister (All. Wand. 19) uns belehrt, haben wir es hier erwiesenermaßen mit einem keltischen Vindonissa zu thun. Aehnlich wird es sich wohl auch mit den von Schafarik (§. 15, 5, §. 44, 11,) aufgestellten Slaven im Canton Wallis verhalten, die von den Schweizern „Hunnen" genannt werden und heute noch einen verdorbenen slavischen Dialekt reden sollen. Die Sache erscheint höchst zweifelhaft, doch fehlen mir leider Quellen, um sie kontrolliren zu können. Diese „Schweizer Slaven" wohnen im Thale Anniviers, sechs Stunden von Sitten und ihre Ortsnamen erläutert Schafarik slavisch. So

soll Granges — Gradec, Crimenza — Kremenica, Luc — Luka sein ꝛc. Alles höchst zweifelhaft.

Endlich gelangen wir zu den slavischen Kolonien in Holland und England. Der polabische Stamm der Wilten, Wilzen oder, wie die slavische Form gelautet hat Weleten hat sich, gleichfalls nach Schafarik (§. 43, 44), im siebenten Jahrhundert bis nach Friesland und Holland hingezogen, worauf Ortsnamen wie Wiltsween, Wiltenburg bei Utrecht, Kamen hindeuten, und von diesen dunklen Slaven, die „wahrscheinlich bald untergingen oder zu ihren Brüdern zurückkehrten", können dann auch die englischen Slaven in der heutigen Grafschaft Wilts abstammen, in dem Landstriche, den die Angelsachsen nach ihrer Ankunft Wiltsäten nannten, in dem heute noch Wilton liegt. Wir legen auf die wenig bewiesene Sache keinen großen Werth, bemerken aber noch, daß sie neuerdings in England wieder aufgegriffen wurde. D. Mackintosh berichtet in den Transactions der Londoner ethnologischen Gesellschaft (Vol. I. New Series. 1861. S. 215), daß im südlichen England es schwer sei die Leute zu klassifiziren. Zwischen Salisbury und Southampton sei der sächsische Typus herrschend und man trinke dort noch allgemein das altsächsische Getränk den Meth. „Im mittleren und nördlichen Hampshire jedoch hat das Volk im Allgemeinen eine dunklere Hautfarbe, welche sich sehr von jener unterscheidet, die man in andern Theilen Englands antrifft. Man hat mir gegenüber die Ansicht ausgesprochen, diese Leute seien Wenden oder ein belgischer Stamm von wendischer Abkunft (sic!) Ob aber diese Ansicht durch den alten Namen Winchesters, Venta Belgarum, entstanden ist, oder einen besseren Grund hat, wage ich nicht zu entscheiden."

Miscellen.

Hochzeitsgebräuche im Falkenauer Lande.

Noch vor nicht gar langer Zeit waren im Falkenauer Lande mit den Hochzeiten außer den kirchlichen noch besondere weltliche Gebräuche verbunden, die diesen Festen einen nicht geringen Reiz verliehen. Nur wenige hievon haben sich im Volke erhalten, die meisten von ihnen sind in der Neuzeit bis auf geringe Spuren fast ganz verschwunden.

Nachfolgende Schilderung der vormals auf dem Lande üblichen Hochzeitsfeierlichkeiten verdanke ich einem kürzlich verstorbenen Manne, der noch ein Augenzeuge derselben war.

War der Hochzeitstag von den Eltern der Brautleute bestimmt, so ging ein Brautführer mit dem sogenannten Theilmann, auch Suppenplauderer genannt, drei bis vier Wochen vor der Hochzeit, um die Gäste einzuladen, welches Geschäft, da sie bei jedem Hochzeitsgaste mit Speisen und Getränken bewirthet wurden, oft acht Tage in Anspruch nahm. Am Hochzeitstage, wenn der Bräutigam im besten Festkleide, den Rosmarinzweig auf der Brust, mit den von seiner Seite geladenen Gästen unter Musik (Dudelsack und Geige) und öfterem Abfeuern der Pistolen in das Wohnhaus der Braut zog, um selbe zum Kirchgang abzuholen, begab sich der ältere Brautführer (gewöhnlich ein Bruder oder naher Anverwandter des Bräutigams) etwas voraus in die Wohnung der Braut und hielt vor den daselbst versammelten Gästen ihrer Seite nachstehende Ansprache, während welcher der Bräutigam und seine ihn begleitenden Gäste vor der Thür des Hauses stehen blieben: Insonders vielgeliebter Herr Schwager und andere gute Freunde, die Ihr hier versammelt seid! ich bitte ganz freundlich um ein wenig Stillschweigen, denn es wird eine kurze

Zeit und nicht lange währen. Ich bin ein vorausgeschickter Bote des Herrn Bräutigam, nicht allein vom Herrn Bräutigam, sondern auch von seinem Vater, Schwager und mehreren guten Freunden, die lassen Euch einen schönen Gruß vermelden und einen guten Morgen wünschen; nicht allein einen guten Morgen, auch einen freudenreichen Tag. Sie lassen fragen, ob Ihr noch in diesen Worten beständig seid, wie Ihr Euch vor etlichen Wochen versprochen habt, und seid Ihr noch in diesen Worten beständig, so wird es dem Herrn Bräutigam eine herzliche Freude sein, zu vernehmen und zu erfahren:

1. Läßt der Herr Bräutigam bitten um die Jungfer Braut, um einen fröhlichen Einzug und einen fröhlichen Auszug. Wir wollen sie führen auf Gass' und Straß', wir wollen sie führen in die Kirche, von der Kirche zum Tisch, vom Tisch zum Tanz, vom Tanz zu Bett, wie es uns Junggesellen gebührt und wohl ansteht.
2. Läßt der Hr. Bräutigam bitten um die Jungfer Braut, um eine ehrsame Freundschaft, sie sei reich oder arm, inner oder außer des Landes, die will er heute alle zu neuen Freunden an- und wohl aufnehmen.
3. Läßt der Hr. Bräutigam bitten um die Jungfer Braut, um eine ehrsame Fertigung, nicht allein, daß ein jedes Stück seinen Namen hat, sondern wie es hierlands gebräuchlich ist. Jetzt bitt' ich Euch, ehrwürdigster Hr. Schwager und andere gute Freunde, wie Ihr hier versammelt seid! ich bitte ganz freundlich, Ihr werdet meine wenigen Worte besser verstanden haben, als ich sie Euch gesagt habe .... ich bitte ganz freundlich um Bescheid und Antwort.

Dann antworten die Brauteltern und Hochzeitsgäste, daß sie in ihren gegebenen Worten getreu und beständig sind, der Hr. Bräutigam wolle nur hereinkommen. Während der vorstehenden Anfrage des Brautführers trachteten die anwesenden Gäste durch Lachen, Dareinreden u. dgl. Scherze ihn irre zu machen, und wenn ihnen dieses gelang, so wurde er dafür derb ausgelacht. Nach erhaltener Antwort ging der Brautführer mit entblößtem Haupte hinaus zum Bräutigam und sprach: Großgütiger Hr. Bräutigam! ich als Diener und Botschafter habe erhalten von der ehr- und tugendsamen Braut: also wenn der Hr. Bräutigam beständig ist, so sollen wir kommen und sollen bei ihnen ihre in Ehren und wohlaufgenommenen Hochzeitsgäste sein. Hierauf wurde in die Wohnung der Braut und von da nach genommenem Frühstück unter den Klängen einer Musik und Abfeuern von Pistolen zur Trauung in die Kirche gezogen. Nach beendigter kirchlicher Ceremonie ging der Zug in die Wohnung der Braut zum Hochzeitsmale. Während der ganzen Malzeit mußte die Musik spielen, der Theilmann die Gäste bedienen, das Fleisch tranchiren, vertheilen und durch seine Späße nicht nur während des Essens, sondern auch durch die ganze Dauer der Hochzeit die Gäste unterhalten, wofür er auch bezahlt wurde. Unter lauter Lustbarkeit: Späßen, Tanzen, Essen und Trinken, wurde die Hochzeitsfeier verbracht und gewöhnlich am folgenden Tage weiter fortgesetzt. Endlich am dritten Tage wird nach Auszahlung des Heiratsgutes von Seite des Brautvaters an den Bräutigam in Gegenwart sämmtlicher Hochzeitsgäste „der Kammerwagen" gepackt, wobei die Männer den Weibern ein Stück Federbett oder sonst etwas zu stehlen und zu verstecken trachten, was die Weiber von denselben mit einigen Geldstücken wieder auszulösen haben. Die größte Sorgfalt wird auf die Ausstattung des Kammerwagens verwendet; Stühle, Tische, Koffer, Bänke, überhaupt jeder einzelne Hausrathsbestandtheil hat da seinen bestimmten Platz; hoch oben aber werden die Betten, die immer mit einem rothen Ueberzug und grünen oder rothen Seidenbändchen aufgeputzt sind, ausgebreitet. Ist nun dieses Geschäft von den Hochzeitsgästen, die sämmtlich dabei mitwirkten, beendet, so setzen sich alle Hochzeitsweiber, die mit Tüchern voll Kuchen, Nüssen u. dgl. Sachen zum Auswerfen an die Zuschauer versehen sind, auf den Kammerwagen, den gewöhnlich der ledige Bruder oder ein naher Verwandter der Braut führt, und nun geht der Zug in folgender Ordnung in das

Wohnhaus des Bräutigams: Voran die Spielleute, diesen folgt der Bräutigam mit dem Hut in der Hand, nach ihm kommen die Ehrenjungfrauen, die Beistände und die männlichen Hochzeitsgäste, sodann die Braut mit den Brautführern und zuletzt der Kammerwagen.

Bei dem Wohnhaus des Bräutigams wird Halt gemacht und der Braut ein ganzer Kuchen und ein Krug oder Topf voll Bier aus dem Hause herausgebracht und dargereicht. Die Braut trinkt und wirft dann das Gefäß über den Kopf nach rückwärts, daß es zerbrechen soll; gelang dieses nicht, so wird dasselbe von den Brautführern oder Hochzeitsgästen durch Daraufspringen sogleich bewerkstelliget. Zuletzt wird auch der von der Braut gebrochene Kuchen nach rückwärts über den Kopf geworfen, damit die Brautleute Glück und Segen und nie Noth an Speise und Trank haben. Nach dieser vor dem Hause stattgefundenen Ceremonie führt der Bräutigam seine Braut in die Wohnstube und geht mit ihr, indem er sie bei der Hand führt, dreimal von links nach rechts um den Tisch herum und beide bleiben das dritte Mal in der Ecke der Stube sitzen (welchen Ort man noch jetzt den Brautwinkel nennt), worauf dann der Kammerwagen abgeladen und sodann wieder ein Imbiß genommen wird. Durch dieses Herumführen um den Tisch soll bezweckt werden, daß die Braut kein Heimweh bekommt. In anderen Gegenden ist es noch Sitte, daß die Braut, bevor sie in die Wohnstube geführt wird, in die Scheuer geht, das schon früher hergerichtete Heu in die Schürze nimmt und jedem in dem Stalle befindlichen Stücke Vieh davon gibt. Dadurch soll erzielt werden, daß das Ehepaar viel Glück und Segen mit dem Viehe habe.

In der Stadt Falkenau bestehen gegenwärtig keine besondern Hochzeitsgebräuche. Nur am Vorabende der Trauung finden sich in der Wohnung der Braut deren Freundinen ein, die sich mit der Ueberführung verschiedener Hauseinrichtungsgegenstände in ihre neue Behausung beschäftigen, was jedesmal mit Lärmen und Schreien geschieht und hier „das Plunnentragen" genannt wird. [1]) In früherer Zeit gab es aber auch in der Stadt eigenthümliche Hochzeitsgebräuche. — Die Gankelhenne, eine beliebte, gegenwärtig noch im Egerlande übliche Belustigung, wurde auch in Falkenau, besonders bei Hochzeiten und am Dienstag in der Fastnacht geschlagen. Um den Hals einer alten schwarzen Henne wurde ein Band, woran sich mehrere Silbermünzen befanden, befestiget. Selbe wurde hierauf unter einem Topfe am Marktplatze aufgestellt. Der Brautführer schlug nun, nachdem er mit verbundenen Augen in den Kreis der Zuschauer und Theilnehmer geführt war, mit einer Stange nach dem Topfe. Es ist leicht zu begreifen, daß es oft lange währte, bis er oder ein anderer aus der Gesellschaft den Topf traf, und daß das Fehlschlagen der Hiebe und die unsicher herumtappende Bewegung sehr viel Stoff zum Lachen gab. War nun endlich die Henne nach dem Zerschlagen des Topfes frei geworden, dann erfolgte eine allgemeine Bewegung unter den Umstehenden, denn Jeder wollte das umgebundene Geld erhaschen, wobei nicht selten der Henne der Hals abgerissen wurde.

Diese etwas barbarische Sitte ist zum Glück im Falkenauer Lande immer mehr im Abnehmen und wird nur selten noch angetroffen.

Brautpersonen aus der Stadt wurde vom Rathe „der Rathhausboden" zur Benützung bei dem üblichen Hochzeitstanze überlassen. Damit jedoch dabei keine Unordnung vorkomme, wurde eine Rathsperson zugezogen; Störungen der Hochzeitsgäste durch unberechtigte Theilnahme am Tanze waren bei Strafe verboten. So heißt es im Handelbuche des Jahres 1575: „Dessgleichen kumbt meyne Herren vor, das vff Hochzeytten bei nächtlicher Weil, wenn Braut und Bräutigam das Rathhaus, darauff züchtig zu dantzen vergunnet worden, alle Unordnung und Leichtfertigkeit mit Vordrehen und Eynspringen frembder Personen, so vff die Wirtschafft

1) Plunnen, gleichbedeutend mit Hausgeräthe.

nicht geladen, sowol der Kinder gespüret wird, derwegen meyne Herren (der Rath) dasselbe hiemit vff Verbesserung ernstlich abgeschaffet, das vnordentliche Dantzen, Vordrehen und Eynspringen der vngeladenen pey eyner benambten pehn [1]) so offt es geschieht ein Ort [2]) eyns guldens verpetten haben haben wollen."

Ed. Janota.

Frage.

Es gibt mehrere Orte des Namens **„Zuckmantel,"** insbesondere heißen so: eine Stadt im mährischen Kreise Troppau, ein Dorf unweit Teplitz, nördlich von Arbesau, ein Dorf bei Leipa, südlich an der Straße nach Neuschloß, deßgleichen ein Theil der Gemeinde Strawalde bei Herrnhut in der Oberlausitz.

Auch gibt es in Sachsen eine Familie des Namens Zickmantel. Kennt man die Bedeutung dieses Namens? Ist er deutschen oder slavischen Ursprungs? Zuckmantel in der Oberlausitz liegt nicht im wendischen, sondern im rein deutschen Theile derselben, etwa 1 Meile südlich von der wendisch-deutschen Sprachgrenze. Möglich wäre es, daß mährische Exulanten den fraglichen Namen dahin verpflanzt hätten, doch nicht wahrscheinlich.

Zittau, am 26./10. 1871. **Advokat Reichel.**

Geschäftliche Mittheilungen.

In der Sitzung des Ausschusses am 3. Juli, 4. und 30. August und 17. Nov. d. J. wurden zu Vertretern des Vereines ernannt, und zwar:

Für Asch:	Herr **Drexler** J., Lehrer.
„ Auscha:	„ **Schwarz** Moritz, Hopfenhändler.
„ Bilin:	„ **Wessely** Anton Robert, k. k. Oberlieut. a. D.
„ Böhm.-Aicha	„ **Braun** August, Fabriksvorstand.
„ Dobřan:	„ **Landschau** E. N., Stadt-Sekretär.
„ Elbogen:	„ **Paul** Karl, Fabriksbuchhalter.
„ Görgau:	„ **Schaller** Karl, Stadt-Sekretär.
„ Karbitz:	„ **Fuhrmann** Anton, k. k. Bezirksger.-Adjunkt.
„ Neudek:	„ **Ullmann** Hermann, k. k. Posterpedient.
„ Salzburg:	„ **Groß** Josef, Pharmazeut.
„ Schönlinde:	„ **Woratschek** Ferd., Buchhalter.
„ Villach:	„ **Müller** Adalbert, Professor an der Oberrealschule.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 8. Dezemb. 1871.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Bähr** Albin, Bergbeamter in Dux.
„ **Becher** Ludwig, Bergverwalter in Dux.
„ **Berg** Leop., J. U. Dr., Vertheidiger in Strafsachen in Wien.

1) Pehn, Strafe. 2) Ein Ort, 1/4 Gulden.

Herr **Blaschtowitschka** Anton, k. k. Hauptlehrer in Prag.
„ **Blechschmid** Johann, Kunstmühlenbesitzer in Falkenau.
„ **Böhm** Amand, Bräuer in Bensen.
Löbl. **Consumverein** in Franzenthal bei Bensen.
Herr **Czapek** Franz, Apotheker in Bensen.
„ **Czermak** Reginald, Kaufmann in Teplitz.
„ **Dimter** Josef, Rechtshörer in Grosdorf.
„ **Dix** Josef, Mühlenbesitzer in Großaupa.
„ **Dobrowolsky** Eduard, Apotheker in Bilin.
„ **Dörfler** Johann, Ingenieur der mähr.-schles. Centralbahn in Bärn. (Mähren.)
„ **Dotzauer** Alfred, Apotheker in Graslitz.
„ **Drexler** J., Lehrer in Asch.
„ **Dworzak** Friedrich, Direktor der Oberrealschule in Elbogen.
Löbl. Verein „**Erholung**" in Gablonz.
Herr **Erler** Ludwig, Landtagsabgeordneter in Plan.
„ **Ertel** Anton, Ober-Ingenieur und Betriebsleiter der böhm. Nordbahn in Tetschen.
„ **Feise** Johann, Glaswaarenfabrikant in Albrechtsdorf.
„ **Fischer** Erasmus, Wundarzt in Prag.
„ **Fischer** Heinrich, Musikdirektor in Iglau.
„ **Fleischer** Josef, Apotheker in Tetschen.
„ **Forster** Wendelin, Professor in Elbogen.
„ **Gellert** Karl, Grundbesitzer in Kammerpursch.
Frau **Geyer** Anna, J. U. Dr's.- und Advokatens-Witwe in Tachau.
Herr **Gohren** Theodor von, Professor der Chemie in Liebwerd.
„ **Grünberger** Josef, Med. & Chir. Dr., k. k. Bezirksarzt in Karlsbad.
„ **Hanika** Josef, k. k. Notar in Staab.
„ **Hartmann** Anton, k. k. Kreisingenieur in Pilsen.
„ **Heber** Franz, Oekonom in Teschnitz.
„ **Heinl** Georg Ludwig, Bürgermeister in Elbogen.
„ **Helm** Georg, Gutsbesitzer in Nedraschitz.
„ **Herglotz** Ferd., Grundbesitzer in Obergeorgenthal.
„ **Horn** Josef, Kaufmann in Franzensbad.
„ **Jaroschka** Karl, fürstlich Schwarzenberg'scher Centralbuchhalter in Wittingau.
„ **Illner** Wenzel, Oekonom in Altstadt.
„ **Jung** Eduard, k. k. Conzepts-Adjunkt in Friedland.
„ **Just** Benedikt, Phil. Cand. in Hauptmannsdorf.
„ **Kaeller** Josef, Lehrer in Jerschmanitz.
„ **Kalser** Eduard, Apotheker und Bürger in Pilsen.
„ **Khittl** Ferdinand, Apotheker in Franzensbad.
„ **Knorr** Wilhelm, Bürgerschullehrer in Tetschen.
„ **Köstler** Josef, Kaufmann in Neudek.
„ **Köstler** Karl Josef, Kaufmann in Neuhammer.
„ **Kohner** Jakob, Meierhofspächter in Luditz.
„ **Koukal** Karl, Oekonom in Teschnitz.
„ **Kühnel** Karl, städtischer Rentbeamte in Teplitz.
„ **Kunert** Josef, städtischer Badeverwalter in Teplitz.
„ **Lares** Ferdinand, Bahnbeamter in Trautenau.
„ **Langer** Anton, Kaufmann in Weipert.
„ **Lederer** Friedrich, städtischer Badeverwalter in Teplitz.
„ **Lutz** Theodor, Ingenieur der mähr.-schles. Centralbahn in Domstadtl. (Mähren.)
„ **Malý** Franz, k. k. Bezirks-Schulinspektor in Kaaden.
„ **Marschner** Josef, Fabrikant in Böhm.-Kamnitz.
„ **Meißner** Anton, Magazineur in Böhmisch-Aicha.
„ **Mendl** Daniel, Kaufmann in Gablonz.
„ **Moritsch** Anton jun., Kaufmann in Villach.
„ **Mucha** Victor, Med. et Chir. Dr., Secundär-Arzt im Findelhause in Prag.
„ **Müller** Ferd., J. U. Dr., Landes-Advokat in Görkau.
„ **Müller** Friedr. Herm., Oekonomiebesitzer in Dux.
„ **Müller** Josef, Mühlenbesitzer in Marschendorf.
„ **Myšýk** Karl, Zuckerfabriksdirektor in Münchengrätz.
„ **Nahlowsky** Anton, Phil. Dr., k. k. o. ö. Univ.-Professor in Graz.
„ **Nettel** Samuel, Kaufmann in Trautenau.
„ **Nowotny** Karl, Comptoirist in Böhmisch-Aicha.
„ **Obentraut** Adolf Ritter von, k. k. Bezirks-Hauptmann in Tetschen.
„ **Oehm** Franz, J. U. Dr., Advokaturs-Conzipient in Görkau.
„ **Panzner** Franz, Kaufmann in Wiesenthal.

Herr **Paul** Karl, Fabriksbuchhalter in Elbogen.
„ **Pawlowsky** Rudolf, städt. Beamter in Brüx.
„ **Pecher** Wenzel, Lehrer in Abertham.
„ **Peschka** Ignaz, Civilingenieur und Stadtverordneter in Teplitz.
„ **Pfeiffer** Heinrich, Buchhalter in Gablonz.
„ **Pichler** Anton J., Kaufmann in Villach.
„ P. **Plaschke** Roman, Phil. und Lehramts-Candidat in Prag.
„ **Plener** Ignaz, Edler von, Dr., k. k. wirkl. geheim. Rath, Minister a. D. ꝛc. ꝛc. Excellenz in Wien.
„ **Pohnert** Karl, Stadtrath in Brüx.
Löbl. **Politischer Verein** in Schluckenau.
„ **Politischer Leseverein „Fortschritt"** in Weipert „Grund."
Herr **Pollak** Richard, Eisenbahnbeamter in Teplitz.
„ **Polleschensky** Johann, k. k. Notar in Proß itz. (Mähren.)
„ **Prediger** Josef, Orgelbauer und Bürgermeister in Albrechtsdorf.
„ P. **Prückner** Anton, Pfarramtsverweser in Petschau.
„ **Rannert** Johann, Oberlehrer in Petschau.
„ **Richter** Rudolf, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Tetschen.
„ **Rippaus** Franz, Kaufmann in Kaaden.
„ **Rölz** Friedrich, Cassier des Spar- und Vorschußvereines in Graslitz.
„ **Rösler** Johann, Hauptschullehrer in Brüx.
„ **Rotky** A., gräfl. Waldstein'scher Verwalter in Oberleutensdorf.
„ **Rudolf** Adalbert, Bürger in Brüx.
„ **Schmidt** Franz, k. k. Bezirksrichter in Bensen.
„ **Schmöche** Josef, Ingenieur und Stationschef in Tetschen.
„ **Schöler** Josef, Glaswaarenfabrikant in Morchenstern.
„ **Schönbek** Adolf, Glashändler in Morchenstern.
„ **Schulze** Hermann, Uhrmacher in Teplitz.
„ **Setzer** Karl, Cassier der Firma: Joh. Münzberg & Comp. in Tetschen.
„ **Siebenmann** Oswald, Fabrikant in Oberleutensdorf.
„ **Simon** Josef, Bürgermeister in Schönau.
„ **Sommer** Wenzel, Grundmessungs-Commissär in Brixen (Tirol).
„ **Steinberger** Julius, Journalist in Prag.
„ **Stöhr** Hugo, Färber in Böhm.-Aicha.
„ **Stengl** Johann, J. U. Dr., Landes-Advokat in Gablonz.
„ **Stöck** Theodor, Fabrikant in Weipert.
„ **Stradal** Franz, J. U. Dr., k. k. Notar, Landes-Advokat, Stadtrath in Teplitz.
„ **Stradal** Franz Karl, J. U. Dr., Advokaturs-Conzipient in Teplitz.
„ **Telatko** Moritz, Med. et Chir. Dr., prakt. Arzt in Saaz.
„ **Tetzner** Friedrich, Fabrikant in Marienthal.
„ **Theumer** Ernst, Besitzer der Domaine Kuniowitz ꝛc. in Kuniowitz.
„ **Trummer** Dionys, k. k. Bezirks-Richter in Neudek.
„ **Turnwald** Josef, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Friedland.
„ **Uherr** Karl, Stadtrath in Teplitz.
„ **Ullmann** Guido, Fabriksdirektor in Tetschen.
„ **Unger** Friedrich, Kaufmann in Prag.
„ P. **Watzina**, Pfarrer in Haida.
„ **Weis** Georg, Beamter der böhm. Nordbahn in Prag.
„ **Wenzel** Heinrich, Kaufmann in Tetschen.
„ **Wilhelm** Wilhelm, Grundbesitzer in Brüx.
„ **Zabel** August, Gemeinderath in Schönau.

Vom 21. Oktober bis 8. Dezember 1871 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, u. z.:

Herr **Plumert** Franz, Apotheker in Friedland.
„ **Schöder** Anton, Med. et Chir. Dr., Landtagsabgeord. in Dauba. († 22. Okt. 1871.)
„ **Teuber** Maurus A., Privatier in Braunau. († 6. Oktober 1871.)
„ **Thalheimer** M., Meierhofspächter in Luditz.
„ P. **Zach** Desidor, Stifts-Capitular in Hohenfurth. († 3. September 1871.)

Verzeichniß

der Geschenke, welche vom 16. August bis letzten November 1871 dem Vereine gemacht worden sind, wofür hier der geziemende Dank ausgesprochen wird.

1. Für das Antiquarium, Münz-, Wappen- und Siegelsammlung.

Herr Dr. **Adler** Hermann, Adv. in Gablonz: 3 Silberm. (1 türkische.)

Excell. **Banhans** Ant. k. k. Minister des Handels: Wappen Baron Rothschilds.

Herr **Horsky** Bernard, Mitredakteur der Presse in Wien: **1 Thlr.** (Gew. 2 Loth) von Joh. Philipp, Fr. Joh. Wilhelm u. Friedr. W. (Söhne Wilhelm's) Herz. v. S. Altenbg. vom J. 1624: 1 Halbthaler Joh. Georg II. von Mansfeld.

„ **Janota** Eduard, Bürgerm. in Falkenau: 4 St. ostasiat. Kupfer-M. (Japan, China, Siam); 10 **Báni** (Rumänien.)

„ **Jaumann** Jos., k. k. Kriegs-Commissär in Prag: 1 Steinkugel gef. bei B. Karlstein.

„ **Krczka** Hans, J. U. C. in Prag: Scudo Urbans VIII., Silberm. (1½ Loth) vom J. 1636.

„ **Lauferker** Friedr., k. k. Staatsanwalt in Prag: 5 St. Kupferm., 2 prager Groschen von Wladisl. II. (1471 — 1506); Silberm. gef. auf Burg Klingenberg bei Pisek.

„ **Rozkoschny** Hermann, Dr. in Prag: 1 cyprische Münze.

„ **Rulf** Gust., k. k. Rechn.-Rath in Prag: Origin.-Zeichnungen vom Maler Jahn (S. Expeditus, Hochaltar in Janig), ebenso v. Kohl L. (1785) und Kupfer v. Salzer (die steinerne Brücke 1784), mehrere sehr feine Stiche von Balzer. 2. Urk.-Copien, Brief Zizka's und Hus' (herausgg. von böhm. Museum.)

„ **Fischer** Anton, Med. Dr. in Liboritz: 2 Stück alte Hufeisen, gefunden bei Eisenbahnbauten bei Liboritz. — Stadtpläne von St. Jago und Jeddo angefertigt in Japan. (Ergebnisse der ostasiat. Expedition), (ferner 1 schöne böhm. Silbermünze.)

2. Für das Archiv.

Excellenz Dr. Ant. **Banhans**, k. k. Minister in Wien: 2 Orig. Perg. Urk, Verkaufsbriefe von „der Tätz." der n. östr. Landstände an die Aebte Ernst von Klosterneuburg de dto. 22. Juni 1712 und der Stadt Krems de dto. Georgi 1662 mit je 6 anh. Siegeln in r. W. und Kapsel; — ein Paß mit der Unterschr. Erzherz. Johann's mit Visis von Andreossy, Conte Borgi de dto. 22. Sept. 1807.—

Herr **Wolrab** Veit, Goldschläger in Prag: 1 Perg Orig. Urk, Militär-Abschied des L. Wachelt aus Prag, gef. durch Gf. Ant. Esterházy de dto. 31 Mai 1786. —

Außerdem vermittelte Hr. Dr. E. Schebek, Handelskammer-Sekretär in Prag, unter günstigsten Bedingungen den Ankauf von mehr als 300 Urkunden (darunter viele Erlässe Georg Podiebrads, K. Mathias, Rudolf II.); von denen manche bis in's J. 1412 zurückreichen; der Ausschuß hat demselben für die neubewährte Antheilnahme an der Vermehrung der Urkundensammlung, die ihm schon so manche Bereicherung dankt, den wärmsten Dank ausgedrückt. —

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Der Jahrgang VIII. der „Mittheilungen" (Heft 1—8) ist vergriffen. Da die Geschäftsleitung gerade hiefür in letzter Zeit größere Aufträge erhalten, so werden jene P. T. Herren Mitglieder, welche geneigt wären, diesen Jahrgang ganz oder einzelne Hefte desselben dem Vereine entweder schenkungsweise oder gegen Entschädigung zu überlassen, um deren Einsendung dringend und freundlichst gebeten.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Ludwig Schlesinger.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne. — Verlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Zehnter Jahrgang. Viertes und fünftes Heft.

Zawisch von Falkenstein.

Von

Mathias Pangerl.

Etwa ein Dutzend Jahre darnach, als Herr Wok von Rosenberg, dessen Leben wir zuerst in diesen Blättern darzustellen versucht haben [1]), im Süden des Landes eine ebenso erfolg- als segensreiche Wirksamkeit bethätigt und dem Könige Ottokar II. bei Verfolgung großer Ziele und Zwecke mit ganz besonderer Treue und Hingebung gedient hatte, ward wieder ein Witigone berufen, im Lande eine hervorragende Rolle zu spielen, welche aber, obzwar glänzend und geräuschvoll in ihrem Verlauf, dem Lande selbst kaum anders als zu großem Unheile gereichte. Dieser Witigone war niemand anderer als Herr Zawisch von Falkenstein, dessen tragisches Ende jedoch weniger das Mitgefühl der Zeitgenossen als die Theilname späterer Geschlechter erweckt und in Anspruch genommen hat. Da derselbe, wie sich mit einigem Rechte vermuten läßt, in Krummau geboren oder doch dort erzogen worden, so ist er nicht nur der erste Krummauer von historischer Bedeutung, sondern es hat auch nach ihm kaum einen zweiten Angehörigen jenes Ortes gegeben, welcher sich zu einer gleichen Berühmtheit emporgeschwungen wie Herr Zawisch. Den Thaten dieses merkwürdigen Mannes ist nun allerdings in älteren und neueren Geschichtswerken also schon oft und oft mehr minder große Aufmerksamkeit gewidmet und dessen Leben vor 40 Jahren von einem namhaften Geschichtschreiber auch in einer besonderen Monografie dargestellt worden [2]). Wenn jetzt auch wir uns an eine Beschreibung des Lebens der unstreitig glänzendsten Erscheinung in dem vielverzweigten Hause der Witigonen wagen, so leitet uns hiebei ebenso sehr die Rücksicht auf unsere deutschen Landsleute, welchen die vorerwähnte, weil in böhmischer Sprache verfaßte Biografie unzugänglich ist, als weil wir auch nachweisen zu können glauben, daß das Bild des Herrn Zawisch von Falkenstein ein weniger ansprechendes ist, wie es von jener Seite geboten worden. Indem wir aber an die Lösung unserer Aufgabe gehen, wollen wir vor

1) IX. Jgg. S. 1—29. Einige Nachträge zu dieser Lebensbeschreibung werde ich noch ebenfalls in diesen Blättern veröffentlichen.

2) Von Palacký unter dem Titel: „O panu Záwišowi z Rosenberka", abgedruckt in dem Časopis česk. mus. 1831, p. 55—79. Ausführlich gedenkt der Landeshistoriograph der Thaten Zawisch's auch im 2. Bde. seiner Gesch. Böhmens, und hieraus ist jener Aufsatz, welcher unter der Überschrift „Zawisch von Falkenstein" in der „Illustrirten Chronik von Böhmen" II. 400—409 zur Veröffentlichung gelangt ist, „wörtlich" entnommen.

Allem dem Hause oder besser der Familie, welcher unser Held entstammte, einige nähere Aufmerksamkeit schenken.

Nun wird sich, was Ausdehnung und Großartigkeit des Baues anbelangt und das Prager Königsschloß ausgenommen, kaum eine zweite Burg im Böhmerlande mit dem fürstlich Schwarzenbergischen Schloße in Krummau messen können. Dieses Schloß, wie es sich gegenwärtig dem Auge des Beschauers darstellt, erscheint allerdings von bedeutend größerem Umfange, als welchen die erste Anlage eingenommen hat. Ob und was sich von derselben erhalten hat, müssen wir natürlich den Bauverständigen zu ermitteln überlassen. Diese Anlage fällt aber in die Zeit um das Jahr 1250 und jedenfalls nicht weit vor dieses Jahr, einmal weil es erst dazumal üblich ward, Burgen in deutscher Weise und zwar von deutschen Werkmeistern sich erbauen zu lassen, auch dieselben vornehmlich auf deutsche Namen zu taufen. Eine weitere Stütze findet solche Annahme in dem Umstande, daß der Name Krummau erst im Jahre 1253 geschichtlich zu werden beginnt. Zeugnis dessen eine Urkunde des Herzogs Ottokar von Österreich, nachmaligen Königs Ottokar II., für das Hochstift Passau. Diese Urkunde, welche von Prag aus am 1. April des bezeichneten Jahres datirt ist, hat außer anderen namhaften Zeugen aus Böhmen, Mähren, Österreich und Baiern, welches letztere damal auch noch den bei weitem größten Theil von Oberösterreich in sich begriff, auch einen Witigo von Chrumbenowe [3]), ein ander Mal aber zubenannt von Natscheradetz [4]). Also lautet die älteste Schreibung des Namens Krummau, welcher zweifellos deutsch ist und dem natürlichen Bilde jener Gegend entspricht, das durch eine mehrmalige Krümmung des Moldauflußes bedingt ist und ursprünglich noch mehr als jetzt der Vorstellung einer krummen Au entsprochen haben mußte. Auf dem Bergrücken aber, welcher die Moldau zu entschieden östlicher Richtung zwingt, erhob sich die Burg Krummau, deren Lage übrigens mit jener der Burg zu Rosenberg mancherlei gemeinsame Merkmale darbietet, wie ein Blick auf eine größere Karte belehren mag. Läßt man jedoch als ausgemacht gelten, daß die Krummauer Burg um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut worden ist, so kann der Erbauer derselben nur jener vorgenannte Witigo von Krummau gewesen sein. Und nicht allein dieser, sondern auch dessen Bruder Budiwoj, welcher nachweisbar sechs Jahre später (seit 1. Juni 1259) ebenfalls von Krummau zubenannt erscheint [5]). Die Brüder Budiwoj und Witigo von Krummau [6]) gehörten dem Geschlechte der Witigonen an und haben die Leser dieser Blätter schon in Herrn Wok von Rosenberg einen ausgezeichneten Repräsentanten dieser Sippschaft kennen gelernt. Hier wollen wir uns jedoch nur mit dem ersten derselben, nämlich mit Herrn Budiwoj, aus Gründen, welche sich im Nachstehenden von selbst ergeben, eingehender beschäftigen.

Budiwoj von Krummau nun war, um von bekannteren und unanfechtbaren Thatsachen auszugehen, einer der drei Mitstifter des Klosters Hohenfurt, wie wir solches schon früher an demselben Orte genugsam dargethan und betont haben [7]). Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, sagt ein Sprüchwort, und so ließ Herr Budiwoj, um die Kunde von seiner Theilname an der schönen Stiftung auch auf spätere und späteste Geschlechter zu vererben und zu verpflanzen, am 1. Juni 1259 eine Urkunde ausfertigen [8]), worin er uns auch den Grad

3) Erben, Reg. N. 1322.
4) D. Witigo de Natscharat in der Urk. Zawischs v. J. 1272 und von demselben „patruus meus" geheißen. Urkdb. d. L. ob d. E. III. 388. Ich kann eben nur Hrn. Witigo von Krummau in jenem Witigo wiedererkennen.
5) Bvdwoy de Krombenowe, Font. r. Austr. 2. XXIII. 5.
6) Sie erscheinen in dieser Ordnung urkundlich zweimal ebendas. p. 8 und 11.
7) IX. Jgg. S. 11 und 14.
8) Font. r. Austr. 2. XXIII. 5, N. 4.

seiner Blutsverwandtschaft mit dem Hauptstifter Wok von Rosenberg namhaft macht und Herrn Wok als seinen Vetter von Seiten des Vaterbruders (patruelis) bezeichnet. Dieser aber erkannte hinwiederum in Herrn Budiwoj seinen Oheim (patruus), wie solches insonderheit aus Woks Testament deutlich zu ersehen ist [9]). Wir führen jedoch diese Thatsachen hier nur an, einestheils um das verwandtschaftliche Verhältnis der Rosenberger und Krummauer Linien des Hauses der Witigonen zu kennzeichnen, anderntheils aber um darzuthun, daß jenen Thatsachen gegenüber die Richtigkeit des jüngsten der durch den Druck bekannt gewordenen Witigonen-Stammbäume nicht Stand halten wird, wie sehr derselbe auch nur der Überlieferung unanfechtbarer Quellen entnommen sein will [10]).

Herr Budiwoj führte, um abermals einen Schritt in der Darstellung seiner Lebensverhältnisse zu machen, ferners das Prädikat „von Skalitz" und zwar nach dem Zeugnisse sowohl eigener als auch fremder Urkunden, zum erstenmal jedoch im Jahre 1260 [11]), scheint auch dieser Benennung seitdem sogar den Vorzug gegeben zu haben [12]). Weshalb müssen wir einem subtileren Forscher zur Erörterung und Entscheidung überlassen. Die Lage der Burg Skalitz aber vermögen wenigstens wir nicht mehr nachzuweisen. An Skalitz im Bezirke von Winterberg (Pfarrei Bohumilitz) wird kaum gedacht werden dürfen. Ebenso unbestimmt müssen wir lassen, welcher Familie seine Hausfrau entsprossen war. Dieselbe führte den schönen Namen Berchta, d. i. die Glänzende. Wie muß man da unwillkürlich an die „glänzende" Laufbahn Zawisch's von Falkenstein sich erinnern, welcher ja eben der Sohn dieser Berchta war und also schon in dem Namen der Mutter ein günstiges Omen für seine Zukunft erblicken konnte! Doch hat wohl weder die Mutter noch der Sohn einen dergleichen sentimentalen Gedanken gehegt; der Name Berchta wiese aber sonst auf deutsche Herkunft der Trägerin hin und würde dieser Ursprung durch den erbrechtlichen Besitz des im Mühlviertel gelegenen Dorfes Schintau, welcher der Frau Berchta zustand, einigermaßen bestättigt. In jenem Dorfe und jener Gegend überhaupt waren aber auch die Passauischen Ministerialen von Falkenstein begütert, und so müßte dann Frau Berchta den Anhaltspunkt bieten, von welchem ausgehend das Prädikat ihres Sohnes Zawisch erklärt werden kann. Ob sie dagegen mit noch größerem Rechte als eine Tochter Witigos von Skalitz angesehen werden darf [13]), welcher jenem Aste der Witigonen angehörte, von dem sich die Herren von Landstein (Besitzer von Wittingau) und von Gratzen abzweigten, wagen wir hier nicht zu entscheiden. Sie wäre hiernach eine Nichte Hojers von Wittingau, Wilhelms von Zinkow, „Zumbrac's von Tinz" und insbesondere der Ludmilla von Reusch sowie Katharinens Äbtissin zu Tischnowitz, dann Stifterin des ehemaligen Frauenklosters Frauenthal, Cistercienserordens (im Bezirke von Deutschbrod), gewesen [14]).

9) Ibid. p. 18 und 19.

10) Veröffentlicht von Palacký in dessen Děj. nár. česk. I. b. 466.

11) Font. r. Austr. 2. XXIII. 10, N. 7. D. Budiwoy de Zcaliz.

12) Budiboy et Berchta uxor mea de Zkaliz, Urkdb. d. L. ob d. E. III. 328, während er auf dem Siegel derselben Urkunde „D. Bvdivogius de Krvmnovve" genannt erscheint. Bibiby de Zcalitz, Font. r. Austr. 2. III. 162—163, 165—166, auch bei Boczek, Cod. dipl. III. 373 und 374. Bovdiboe de Scalitz, gleichfalls in Font. r. A. 2. III. 243—245.

13) Berchta von Skalitz wird sie schon in der Rosenbergischen Genealogie des W. Brzezan (Časopis česk. mus. 1828) genannt und Palacký hat wohl nur von daher seine gleiche Ansicht genommen. Je länger ich jedoch über diesen Gegenstand nachdenke, scheint mir doch die deutsche Herkunft sicherer, weil das Erbgut von Schintau für dieselbe so deutlich spricht. Die älteste Genealogie der Witigonen bietet eben einige Schwierigkeiten, welche, weil auf Eröffnung neuer Quellen kaum mehr zu rechnen, sich wohl nimmer beseitigen lassen werden.

14) Zwettler Stiftungenbuch, F. r. A. 2. III. 162—163. Zwei andere Tanten dann hätten Gertrud und Jutta geheißen. Überhaupt sind diese sowie die ebendas. p. 163—164 und 165—166 abgedruckten Urkunden von großer Bedeutung für die Genealogie der Witigonen.

Es mag das eben Gesagte gleichsam den genealogischen Hintergrund jenes Bildes vorstellen, welches wir von Zawisch von Falkenstein, dem Sohne Budiwojs von Krummau oder von Skalitz, zu entwerfen vorhaben. Aber den Lebensumständen des Vaters, mit welchen wir den Leser bereits bekannt gemacht haben, haben wir noch Folgendes hinzuzufügen. Budiwoj machte den böhmischen Feldzug gegen die Ungarn im Jahre 1260 mit, und sah es, wie König Ottokar und seine alte Margareth im Lager an der March das Geschlecht der Witigonen in Herrn Wok von Rosenberg besonders ehrten und solcher Verehrung in der Belehnung mit der österreichischen Grafschaft Raabs auch einen höchst verständlichen Ausdruck liehen [15]). Aber noch vor Eröffnung jenes Feldzugs diente er als Zeuge jener Urkunde, womit derselbe Wok seine Stiftung zu Hohenfurt erneuerte und vermehrte [16]), und wiederum als Zeuge, da der Rosenberger Vetter solches im folgenden Jahre wiederholte [17]). Er scheint überhaupt zu diesem seinem Sippen in besonders freundschaftlichen Beziehungen gestanden zu sein. Wir schließen solches aus den Vertrauensaufträgen, womit der Herr von Rosenberg in seinem bekannten Testamente den Krummauer Vetter beehrte. Und eben darin wies derselbe in ganz freundschaftlicher Weise den Weg, auf welchem ein zwischen ihnen bislang noch bestandener Streit um das bereits vorhin erwähnte Dorf Schintau am besten beendet werden könnte. Diesen Streit wünschte nämlich Wok derart entschieden, daß Budiwoj jenes Dorf dem Kloster Schlägel zu einem Seelgeräte für den Testator gäbe, wofern es demselben von Rechtswegen zufallen sollte, oder daß er es zu selbsteigenem Seelenheile dorthin widmen möchte, wofern es auf dem Rechtswege an ihn selbst gelangen sollte, oder auch daß er es einfach auf sein Gewissen nähme [18]). Den letztgenannten Ausweg verschmähte Herr Budiwoj, sondern acceptirte vielmehr den zweiten. Bereits im anderten Jahre nach dem Tode Woks schenkte er nämlich Schintau oder Schindelau, wie das Dorf sonst noch genannt wird, dem Kloster Schlägel. Er mit seiner Hausfrau Berchta, welcher eigentlich jenes Dorf nach Erbrecht zugehörte, und sein Bruder Witigo mochten zu diesem Zwecke selbst nach Schlägel gekommen sein. Aber auch noch manch' bairischer Herr geistlichen wie weltlichen Standes war bei dem Schenkungsakte zugegen. Nennen wir hievon zuerst die Herren Wernhart von Marsbach und Reinolt, Chorherren, dann Herrn Otto, Saugmeister des Domstiftes zu Passau, und von weltlichen Herren insbesondere Herrn Pilgrim von Falkenstein, welcher sein Adelsprädikat von derselben Burg führte wie der nachmals so berühmt gewordene älteste Sohn Budiwojs. Aber auch Haideureich und Rüdiger von Haichenbach jener Burg, wegen welcher fünf Jahre zuvor Herr Wok von Rosenberg mit dem Bischofe Otto von Passau in Konflikt gerathen war, und noch manch' anderer trefflicher Ritter waren anwesend. Herr Budiwoj und seine Hausfrau schenkten das Dorf mit allen Zugehörungen an bestifteten und unbestifteten Gründen, an Plan und Busch, mit Bächen und Wäldern, mit allen Fischereien und auch mit Zehenten, welche sie bisher dort zu nehmen pflegten. Aber wenn jemand auf genanntem Erbgute wegen Diebstahl oder Todschlag oder nächtlicher Mordbrennerei zum Tode zu verdammen wäre, so sollte der Schlägler Probst wohl auf das Besitzthum des Verbrechers greifen dürfen, dieser selber jedoch dem weltlichen Gerichte überantwortet werden. Die Geschenkgeber endlich betrachteten die Widmung dieser Ortschaft, deren Gemarkung bis zu dem „klaffenden Wasser" [19]) reichte, als ein Seelgeräthe für sich, ihre Vordern und Nachkommen, weil sie eingedenk,

15) IX. Jgg. dieser Blätter, S. 19.
16) Font. r. Austr. 2. XXIII. 8.
17) Ibid. p. 11.
18) Ibid. p. 17—18.
19) Jetzt der Klafferbach, ein vom Blöckenstein und Hochficht (Alm) kommender Zufluß der großen Mühel und nahe dem Dorfe Klaffer.

daß gute Seelen die Schuld zu fürchten hätten, und wo gleichwohl die mindeste vorhanden, man etwa irgend jemand wissentlich oder unwissentlich geschädigt hätte, solches nach dem Beispiele des sel. Zachäus vierfach ersetzt werden müßte, um Verzeihung von Dem zu erlangen, welcher Himmel und Erde erhält und Allen Heil gewährt [20]).

So hatte es Herr Budiwoj an Pietät gegen Herrn Wok nicht ermangeln lassen und auch der Kirchenfreundlichkeit, wodurch das Geschlecht der Krummauer und Rosenberger Witigonen sich wie wenig andere große Geschlechter auszeichneten, einen greifbaren Ausdruck gegeben. Er überlebte aber diese Schenkung noch ziemlich lange. Im Jahre 1265 begegnen wir ihm mit vielen anderen Witigonen als Zeugen einer Kaufhandlung zwischen der schon vorhin genannten Ludmilla von Reusch und dem Cistercienserkloster Zwetl [21]) und am 26. Juni 1266 war er mit seinem Bruder Witigo in jenem Kloster, um bezeugen zu helfen, daß Herr Čeč von Weleschin oder von Budweis, wie derselbe sich vordem schrieb und nannte, mit Willen seiner Hausfrau Geisel, einer Schwester der Herren von Chuenring, dem Kloster das Dorf Reimprechts bei Weitra delegirte [22]). Es ist dann durch volle sechs Jahre weder in Urkunden noch in anderen Quellen etwas über Herrn Budiwoj zu lesen. Sein Wiedererscheinen aber im Jahre 1272, wo sein Sohn Zawisch in seinem Streite mit dem Bischofe Peter von Passau mit auf den Schiedsspruch des Vaters kompromittirt, und er, Budiwoj, den Friedensvertrag zwischen denen von Waldeck und von Tannberg, passauischen Ministerialen, am 18. August siegelt [23]), bringt uns mit diesen Handlungen die letzten Lebenszeichen, welche wir über ihn nachzuweisen vermögen. Bemerken wir weiter noch, daß er drei Söhne: Zawisch, Witigo und Wok hinterließ nebst zwei Töchtern [24]), deren Namen unbekannt sind, so haben wir dem Leser Alles mitgetheilt, was wir über ihn in den Quellen haben finden können. Bevor wir aber dem erstgenannten dieser Söhne unsere ganze Aufmerksamkeit schenken, wird es vielleicht nicht unstatthaft sein, auch einige Umschau zu pflegen über die Glücksgüter, womit der Krummauer Ast der Witigonen gesegnet war, worauf sich die Frage, ob im Hinblick auf den Güterbesitz der eine oder andere Krummauer Herr eine große Rolle zu spielen berechtigt oder auch angewiesen war nach Bereicherung zu streben, von selbst erledigen wird. Geld und Gut haben ja von jeher die größte Rolle in der Welt gespielt und sind die Triebfedern guter und noch mehr schlimmer Handlungen gewesen. Es wird aber im Verlaufe dieser Erzählung klar werden, daß jene beiden Triebfedern menschlichen Thuns auch in das Leben des Herrn von Falkenstein eine äußerst mächtige Bewegung gebracht haben.

Der Umfang der Güter, welche den Krummauer Witigonen zu Eigen gehörten, und soweit wir denselben aus den Quellen direkt oder indirekt zu erkennen vermögen, war im Ganzen kein bedeutender. Erstens zählte zu diesen Gütern die Herrschaft Krummau. Aber sowie diese Herrschaft auch noch nach dem Jahr 1848 den ersten Platz unter den größten Gütern im Lande behauptet, und was sowohl den Umfang als auch die Manigfaltigkeit ihrer Zugehörungen anbelangt, wenige ebenbürtige Genossinnen neben sich hat, ebenso unansehnlich und unbedeutend erscheint sie uns zur Zeit Herrn Budiwojs. Denn wie wir nur einen

---

20) Urkbb. d. L. ob d. E. III. 328—329.
21) Font. r. Austr. 2. III. 162—163 und 165—166.
22) Ibid. p. 243—245. Daß Čeč von Weleschin oder von Budweis eine und dieselbe Person, ist aus der deutschen Reimchronik ebendas. S. 18 (auch bei Hormayr, Archiv 1818, S. 276) zu ersehen.
23) Nachweise in den Anmerk. 38 und 46.
24) Zweier Schwestern des Zawisch gedenkt wenigstens Ottakers Reimchronik cap. 178, welche jedoch an einer anderen Stelle (c. 206) auch wieder von dreien spricht, was möglicher Weise ein Schreibefehler der von Pez benützten Handschrift ist.

Schritt über die Gemarkungen der heutigen Stadt Krummau hinaus machen, stoßen wir sofort auf Besitzungen, welche den Herren von Krummau nicht zugehörten. Wenden wir uns zuerst westlich, so tritt uns vorerst das im Besitze des Klosters Goldenkron befindliche und vormals königliche Gut entgegen, welches aus den Dörfern Krönau (Hof und Dorf), Kladen, Ahorn und Gojau bestand. Noch weiter westlich lag das mehrere Quadratmeilen große, ehemals ebenfalls königliche und nun Stift-Goldenkroner Gut Poletitz, welches nachher freilich zum Hauptbestandtheil der Herrschaft Krummau geworden ist. Es war das nordwestlich gelegene Kalsching auch nicht weniger Goldenkroner Besitz [25]), die aber südwestlich und westlich gelegenen kleinen Güter Wettern, Passern, Ruben, Lagau und Nespoding wohl schon damal wie später Eigen rittermäßiger Leute. Noch weiter im Westen lag das zwar nachmals zu Krummau gehörige Gut Schwarzbach, doch damals, wo wahrscheinlich Mugrau den Mittelpunkt desselben bildete, gehörte es dem Burggrafen Hirzo von Klingenberg, dem Leiter des Baues der Stadt Budweis, durch welchen es im Jahre 1268 an das ohnehin schon reiche Goldenkron gedieh. Südwestlich und südlich stoßen wir aber in Tweras und Ottau auf Güter, welche die Prämonstratenser am Prager Strahow und die Benediktiner auf der Moldauinsel Ostrow ihr Eigen nannten. Sonst war das gleichfalls südlich gelegene Polen, das südöstlich gelegene Priethal, dann Sedletz und Malschitz theils schon dem Stifte Hohenfurt, theils noch den Herren auf Rosenberg zugehörig [26]) und die östlich und nordöstlich gelegenen Dörfer Zwinzen, Kridel, Mojne, Zaltschitz und Černitz wohl schon damal Eigen der Herren von Baworow [27]). Das ebenfalls nordöstlich gelegene Třebonin oder Breitenstein war ehemals Eigen Herrn Woks von Rosenberg gewesen und nach dessen Tode an andere Familien gediehen [28]). Aber auch im Norden reichte Grund und Boden des Stiftes Goldenkron bis an die Kruummauer Bannmeile heran. Der Leser nun, welcher diese Angaben auf einer Specialkarte verfolgt, wird leicht einsehen, daß die Herrschaft Krummau zur Zeit des Herrn Budiwoj und seines Bruders Witigo wirklich nur ein Gebiet von gar geringem Umfange gebildet haben konnte. Was aber diesem Gute an Quantität wenn solcher Ausdruck hier statthaft ist, mangelte, ersetzte gewissermaßen die ‚Qualität desselben. Der Südwesten Böhmens war im Laufe des 13. Jahrhunderts allmälig kolonisirt worden und zwar wie es zur Ehre unseres Volkes gesagt sein soll, hauptsächlich von Deutschen; in dem Maße aber als diese Kolonisation vorschritt, gewann auch die Schöpfung der Witigonen in Krummau an Bedeutung. Der Ort bildete bald für den südwestlichen Theil des Landes gewissermaßen den Brennpunkt, in welchem die Verkehrsadern dieses Landestheiles konvergirten. Und in welch' richtiger Weise die Herren von Krummau diese günstige Lage begriffen, bewiesen sie bald dadurch, daß sie in der Nähe ihrer Burg und zwar wie es damals nicht anders denkbar war, eine Stadt nach deutscher Art zu gründen begannen. Es muß sich aber diese Stadt bei der Gunst ihrer geografischen Lage in kurzer Zeit so gehoben haben, daß als im folgenden Jahrhundert die Herren von Rosenberg ihre Krummauer Vettern beerbten, sie den Ort zum Mittelpunkte ihrer ausgedehnten Besitzthümer und zum ständigen Wohnsitz erwählten, auch auf dieser gesicherten Basis im Laufe des 15. Jahrhunderts alle nachbarliche Herrschaft insonders im Westen an sich zogen oder ließen.

Wir kehren jedoch wieder zum Nachweise der Güter zurück, welche die Herren von Krummau im 13. Jahrhunderte eigen nannten. Da ist vor Allem auf die

25) Urkundenbuch des ehemaligen Cistercienserstiftes Goldenkron, welches ich gegenwärtig ebenfalls zum Drucke vorbereite.
26) Vergl. Urkdb. d. Stiftes Hohenfurt.
27) Diese Dörfer gelangten im J. 1315 durch Schenkung gleichfalls an das Stift Goldenkron.
28) Hohenf. Urkdb.

Stammveste Wittingshausen hinzuweisen,[29]) welche aber mit ihren Zugehörungen ein Besitzthum bilden mochte, welches weder nach Umfang noch nach seinem Erträgnisse einen hervorragenden Platz behauptete. Es war eben eine Waldherrschaft im strengsten Sinne des Wortes, aber insofern doch wieder von Bedeutung, als die Veste Wittingshausen den alten Handelsweg von Linz und Passau über Helfenberg nach Friedberg beherrschte und hier nicht unbedeutende Zoll- u. Mautgefälle haben mochte. Daß dann die Krummauer Herren im Mühlviertel, wo sie das Dorf Schintau dem Kloster Schlägel geschenkt, noch mehr als dieses besaßen, wird zu vermuthen wohl gestattet werden müssen. Im Südwesten von Krummau war ihnen mancherlei zerstreutes Gut gehörig, so der Ort Kirchschlag, damals ein Markt sammt Kirche, das Dorf Pfaffenschlag[30]), die Dörfer Gillowitz, zu den Fischern und Witigenhof, Ulrichschlag, Kleindrossen und Hohenschlag[31]), welche Besitzungen nachmals theils an die Prämonstratenser in Schlägl, theils an die Cistercienser in Hohenfurt gediehen. Im Nordwesten von Krummau war das Dorf Zabor vor seinem Uibergange an das Stift Goldenkron gleichfalls ein Eigen der Krummauer Rosenherren, und der Berg, auf welchem die Burg eines gewissen Dřislaw sich erhoben, war wenigstens ein von ihnen beanspruchtes Besitzthum[32]). Endlich ist der Burg Skalitz zu gedenken, über deren Bedeutung wir jedoch keine Aufklärung zu geben vermögen. Ob auch Ledenitz, auf das wir weiter unten noch einmal zurückkommen, schon damals den Gütern der Herren von Krummau begesellt war, läßt sich jetzt nicht mehr mit Gewißheit bestimmen, und ebenso wenig, ob ein Gleiches auch schon mit Strunkowitz der Fall war. Dagegen scheint Natscheradetz im Bezirke Wlaschim im sechsten Zehntel des 13. Jahrhunderts gleichfalls Eigenthum der Krummauer Witigonen geworden zu sein.

Uibergroßer Güterbesitz war es also gewiß nicht, wodurch die Herren von Krummau sich besonders hervorthaten. So war Herr Zawisch genöthigt auf Gütererwerb bedacht zu sein, nachdem er eine machtvolle Stellung im Lande gewonnen und wofern er sich und seine Familie in derselben behaupten wollte. Jene Güter hatte er übrigens mit noch wenigstens vier anderen Familiengenossen zu theilen, nämlich mit seinen zwei Brüdern und mit den Herren Heinrich und Wok, den Söhnen des Vatersbruders Witigo. Das Jahr aber, in welchem Zawisch, der allein von der Nachkommenschaft der Brüder Budiwoj und Witigo eine geschichtliche Bedeutung erlangt hat, das Licht der Welt erblickte, läßt sich auch nicht einmal annähernd bestimmen und ebenso ungewiß ist der Zeitpunkt seines ersten Auftretens. Wir haben nämlich eine Urkunde, womit König Ottokar II. „allen Baronen in seinem Königreiche" bekannt gibt, daß er auf Bitten des Probstes[33]) und der Chorherren zu St. Florian deren Güter zu Stephanshart im Lande unter der Enns in seinen Schutz genommen, wogegen er von genanntem Kloster zu einem Mitgliede der bei demselben bestandenen Confraternität an- und aufgenommen worden. Er hätte sonst auch noch seinen Getreuen Benesch zum Defensor des Probstes bestellt und nicht allein diesen sondern auch noch drei andere Barone, allen aber strengstens befohlen, „daß sie das, was sie in eigener Person nicht bessern könnten, vor ihn den König selbst bringen sollten." Jene drei Barone werden in der erwähnten Urkunde mit Namen Buzo, Witego und Zacuso geschrieben, und wir zweifeln nicht, Recht zu behalten, wenn wir in diesen Herren

29) Ein längerer Aufsatz über diese geschichtlich und poetisch gleich merkwürdige Burg aus der Feder meines verehrten Freundes A. Berger dürfte nächstens durch den Druck in die Öffentlichkeit gelangen.
30) Urkdb. d. L. ob d. E. IV. 9—10. Annal. Praemonstrat. I b. Urkdb. p. 374.
31) Hohenf. Urkdb.
32) Goldenkroner Urkdb.
33) Arnold II. von 1258—1271.

eigentlich die Gebrüder Budiwoj und Witigo von Krummau, in dem dritten aber des ersteren Sohn Zawisch vermuthen. Die Urkunde[34]) ist jedoch undatirt, und obwohl sie von ihrem Herausgeber in das Jahr 1262 gesetzt worden, so ist das doch offenbar ein zu frühes Datum, weil es uns bis zu dem nächsten unbezweifelten Auftreten des Herrn Zawisch, welches in das Jahr 1269 fällt, eine zu große Lücke läßt.

In diesem letzteren Jahre aber begegnen wir Herrn Zawisch als Zeugen in drei Urkunden Chalhochs III. von Falkenstein, welcher dem ziemlich bekannten Hochstift-Passauischen Ministerialengeschlechte angehörte, das im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts durch die Stiftung des Klosters Schlägl den Grund zu lebendiger Erinnerung an sich bis auf den heutigen Tag gelegt hat. Das Geschlecht führte seinen Namen von jener Burg, welche im Lande der Abtei und an dem Rannafluße kaum eine halbe Stunde vor dessen Einmündung in die Donau erbaut war und gegenwärtig vollständig in Ruinen liegt. Unter dem Abteilande begriff man aber damals das Land von Passau bis zur großen Mühel und zwar nördlich von der Donau, demnach etwas mehr als das heutige obere Mühlviertel. In diesem Landstrich also, auf den man bei Verfolgung der Herkunft der Witigonen immer wieder zurückkommen müssen wird, begegnen wir auch den ersten unzweifelhaften Spuren Zawischs, des Sohnes Budiwojs, wie er zuerst genannt erscheint. Jener Chalhoch von Falkenstein aber, der Enkel des Stifters von Schlägl, hatte am 13. Jäner 1269 dasjenige, was er an seiner Familienstiftung Schlägl durch schwere Bedrückungen und Erpressungen verbrochen, mit einer namhaften Schenkung (mit seinen Gütern zu Straß) wieder gut machen wollen.[35]) Es lag solches in der Richtung des Zeitalters, das vor den schlimmsten Gewaltthätigkeiten nicht zurückscheute, dann aber insonderheit wenn es zum Sterben kam, de- und wehmüthigst zu Kreuze kroch, um sich jenseits eine halbwegs gute Aufnahme zu sichern. Zu der erwähnten Schenkung, welche wahrscheinlich in Schlägl selbst vollzogen worden, fügte Herr Chalhoch auf seinem Todtbette — in demselben Jahre — jenen Theil des Zehents in der Schintelau, welcher ihm erbrechtlich zugehörte.[36]) Herr Zawisch wie auch sein Dienstmann der Ritter Petrus waren bei diesen „Schankungen" als Zeugen zugegen, und die schon bekannte Thatsache, daß seine Mutter Berchta und der genannte Chalhoch in einem und demselben Orte erbbegütert waren, wie der gewiß nicht zufällige Umstand, daß er bei Verfassung des letzten Willens desselben Chalhoch von Falkenstein anwesend war, gestatten doch wohl auf ein verwandschaftliches Verhältniß mit den Ministerialen von Falkenstein zu schließen, dessen Grad wir jedoch nicht mehr nachzuweisen vermögen. Und nicht ganz fünf Jahre später erscheint er als Burggraf auf Falkenstein, dem Stammsitz jenes Geschlechts — auf welche Art er aber die Verwesung dieser Burg erworben, läßt sich aus Mangel an Quellen nicht mehr darlegen. Wahrscheinlich war es eben dieser Besitz, weshalb er mit dem Bischof Petrus von Passau zerfiel, von dessen Kirche Falkenstein zu Lehen ging. Es haben sich jedoch weder über den Verlauf dieser Fehde noch über deren Ausgang irgendwelche Nachrichten erhalten. Nur so viel wissen wir, daß König Ottokar II. zwischen den beiden Parteien zu vermitteln gesucht hatte, und als solches ohne Erfolg geblieben, denselben neuer-

34) Urkdb. d. L. ob d. E. III. 301—302.
35) Ebendas. p. 360 und 362.
36) Ebendas. p. 361. Über die Ministerialen von Falkenstein ist ein Mehreres nachzulesen in dem sehr fleißig gearbeiteten „Versuch einer Geschichte der passauischen Herrschaft im oberen Mühlviertel, namentlich des Landgerichtes Velden bis zum Ausgang des Mittelalters", welchen J. Strnadt im 20. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum (Linz 1860) veröffentlicht hat. Daselbst S. 112 ein Stammbaum der Falkensteiner. Der Verfasser hat jedoch etwaige verwandtschaftliche Beziehungen Zawischs zu diesem Geschlechte gar nicht in den Bereich seiner Erwägungen gezogen.

dings einen Tag auf den 24. Juni 1272 zu Neufelden im Mühlviertel zu freundlicher Einigung setzte. Also begegneten sich zum erstenmal der gewaltige Böhmenkönig und Herr Zawisch, in welchem jenem später ein unversöhnlicher Todfeind und Verräther entstehen sollte. — Von Seite des Königs scheint aber Niemand zu dem Tage in Neufelden abgeordnet worden zu sein, wogegen sich der Bischof und Zawisch richtig dortselbst einfanden. Waren aber mit dem Bischof Peter Weikart von Polheim, Probst (nachmal selbst Bischof von Passau), und Otto, der Sangmeister des Domstiftes zu Passau, dann die wohl beiden Parteien befreundeten Gebrüder Wernhart und Heinrich von Schaunberg, ferner die Herren Gundaker von Starhemberg, Pilgrim von Tannberg, Seibot von Lonstorf und Chunrat von Hartheim, dann Heinrich von Radeck und noch manche andere Passauische Ministerialen in Felden eingeritten, so scheint Zawisch sowohl mit seinem Vater Budiwoj als auch mit seinem Oheim Witigo von Ratscheradetz, in welchem wir niemand anderen als den oben schon mehrfach genannten Witigo von Krumman zu erkennen haben, dahin gekommen zu sein. Es mögen alle diese Herren mit ihren Gefolgschaften ein recht bewegtes Leben in den erst im Entstehen begriffenen Ort gebracht haben; die Unterhandlungen jedoch, derentwegen man sich dortselbst versammelt hatte, konnten nach zweitägigem Verlaufe zu keinem anderen Abschluß gebracht werden, als daß auf den Rath der beiderseitigen Freunde ein Schiedsgericht beliebt ward, welches am nächsten 15. Juli, am Feste der Apostheilung, abermals in Felden zusammentreten und dann zuerst schwören sollte, nicht eher von dannen gehen zu wollen, als bis zwischen den beiden Parteien eine Einigung über alle Streitpunkte erzielt worden wäre. Als solche Schiedsleute hatte der Bischof seinerseits die obengenannten Chunrat von Hartheim und Heinrich von Radeck namhaft gemacht, während Zawisch sich hiebei seines Vaters und Vatersbruders bedienen wollte. Würde einer der Schiedsmänner durch einen unverwerflichen Grund am Erscheinen verhindert sein, so wäre nach einer anderen beiden Parteien genehmen Persönlichkeit zu greifen. Es ward ferner vereinbart, daß der Bischof, wenn er einen der beiden Männer seines Vertrauens zum festgesetzten Tage nicht abgehen ließe, dem Zawisch mit einer Pön von 500 Talenten verfallen wäre, wogegen dieser bei gleichem Verschulden in Passau einzureiten und dort so lange zu liegen hätte, bis dem Bischof wegen eines gleich hohen Straffatzes genugsame Versicherung gegeben wäre. Man sieht, daß der Pönfall ziemlich hoch bemessen war, was einen Rückschluß auf die ungefähre Qualität des Streitgegenstandes ermöglicht. Würde aber Herr Zawisch weder nach der Bischofsstadt kommen oder vor Bezahlung der 500 Talente ohne Erlaubniß des Bischofs sich daraus entfernen, so sollte sich dieser mit sämmtlichen Gütern des Gegners schadlos halten dürfen. Und wäre, wie ein fünfter Punkt der deshalb von Zawisch gegebenen Urkunde lautet, eine der beiden Parteien am 15. Juli aus irgend einem rechtlichen Grunde nicht im Lande, der Abtei nämlich, anwesend, so sollte es bei dem von den Schiedsleuten ermittelten Stande der Dinge durch die nachfolgenden 14 Tage und auch noch weiteren gleich lange währenden Fristen verbleiben, wofern nämlich immer wieder ein rechtliches Hinderniß nachgewiesen werden könnte, was einerseits auf der Burg Falkenstein [37]) und andrerseits vor dem Passauer Domkapitel durch rittermäßige Personen zu erhärten wäre. Mittlerweile aber sollten die Leute der beiden Parteien zu Wasser und zu Lande unbehelligt bleiben und etwaige Überschreitungen in dieser Hinsicht binnen acht Tagen gut gemacht werden. Es war endlich noch ein Gegenstand in diesen Vertrag aufgenommen worden, welcher den Bischof insoferne berührte, als es sich dabei um eine von seinem Ministerialen Berthold von Hartheim an Zawisch zu leistende Zahlung handelte. Die Bürgen

37) Ein Beweis, daß Herr Zawisch wirklich schon damals im Besitze des Falkensteins war.

Bertholds sollten nämlich vor dem Austrage des Streites mit dem Bischof von Zawisch nicht zur Zahlung jener 50 Talente, welche sie schon am vorigen Feste der Kreuzerfindung (3. Mai) hätten leisten sollen, nicht verhalten werden können, sondern erst vier Tage nach der definitiven Einigung, während die inzwischen auflaufenden Zinsen zu jenen 50 Talenten zu schlagen wären.[38])

Ob nun das erwähnte Schiedsgericht am 15. Juli in Neufelden zusammengetreten ist oder nicht, ist ebenso wenig bekannt wie überhaupt das Ende, welches der Streit des Zawisch mit dem Bischofe genommen hat. Berücksichtigt man jedoch, daß jener späterhin, wie schon oben bemerkt worden ist, als Burggraf von Falkenstein auftritt, so wird sich wohl mit einigem Rechte vermuthen lassen, daß, indem dieser seinem böhmischen Gegner die Burghut auf Falkenstein übergab, hiedurch der Streit zwischen ihnen hauptsächlich beendet worden sein mag. Es wäre freilich interessant zu wissen, in welcher Weise sich das alte Geschlecht der Ministerialen von Falkenstein zu dieser Ordnung der Dinge stellte, allein es läßt sich trotz aller Mühe hierüber nichts beibringen. Da Zawisch die Burg nur als bischöflicher Beamter in seine Gewalt bekam, so war seine Herrschaft dort ohnehin bloß eine vorübergehende; dauerte dieselbe wahrscheinlich nur bis zum Schluße des Jahres 1274 und erscheinen dann die alten Herren von Falkenstein nach wie vor und bis in das 14. Jahrhundert hinein als Besitzer ihrer Stammburg.[39]) Aber da Zawisch den Falkenstein verließ, nahm er doch mit sich etwas fort, das er unter allen folgenden und nicht wenigen Wechselfällen seines Lebens treu bewahrte, sein Adelsprädikat nämlich, wie wir dergleichen heute zu benennen pflegen. Er nannte und schrieb sich seit dieser Zeit nie anders mehr als Zawisch von Falkenstein. So oft wir ihm seitdem in Urkunden oder anderen Quellen begegnen, führt er stets diesen Namen, welcher nur hie und da mit der Bezeichnung eines „Suppan Zawisch" abwechselt, die hinwiederum ebenso an den böhmischen Zupan wie an den deutschen Burggrafen erinnert. Spätere Quellen haben ihn daher ganz mit Unrecht „Zawisch von Rosenberg" genannt[40]), ein Irrthum, der, obwohl er unserem Landeshistoriographen hinlänglich als solcher bekannt war, von demselben dennoch adoptirt worden ist und auch in einem neuesten rühmlich bekannten Geschichtswerke Aufnahme gefunden hat.[41]) Zawisch kann übrigens ebenso wenig ein Rosenberger genannt werden als z. B. die Fürsten Schwarzenberg Seinsheimer, oder die Hohenberger Hohenzollern, oder die Collalto Walseer u. s. w. Die fünfblättrige Rose führte er allerdings in seinem Wappen so gut als die Herren von Neuhaus, von Landstein und noch andere Zweige der Witigonen, welche deshalb Rosenberger zu benennen doch nie üblich gewesen ist. Aber zu dieser Wappenfigur, wozu die Hundsrose (rosa canina) das natürliche Vorbild geliefert[42]), fügte er in der Zeit seines Passauischen Dienstverhältnisses auch den Falken, wie an jenem Siegel ersichtlich ist, dessen Abbildung wir unserer Monographie beigegeben haben.[43]) Wir bemerken da gleich, daß er den Falken später wieder

38) Urkdb. d. L. ob. d. E. III. 388—389. Mon. Boica, XXIX. II. 503—505.

39) Vergl. Strnadt a. a. O. S. 198—200.

40) Zuerst dürfte er von Pulkawa so genannt worden sein: „baro quidam de genere Witkonidum seu de Rossemberg, dominus in Crumlow". Dobner, M. B. III. 242. Ein anderes Prädikat als „von Falkenstein" wird ihm erst nach seinem Tode, im J. 1293, von den Herren Heinrich von Rosenberg und Smil von Gratzen beigelegt, nämlich „de Laedenitz". Font. r. Austr. 2. XXIII. Vergl. Anmerk. 160.

41) In Lorenz's deutscher Geschichte.

42) Hagedorn oder Dornstrauch im sw. Böhmen genannt, während die rothen Früchte dieses Strauches Hetschapetschn oder Hetschabern heißen.

43) Original im k. bair. Reichsarchive zu München. Einen Gypsabguß, welcher gegenwärtig im fürstl. Schwarzenbergischen Archive zu Wittingau aufbewahrt wird, verdanke ich der freundlichen Gefälligkeit der Herren Prof. Zahn in Graz und Reichsarchivs-Sekretär Dr. Primbs in München. Die gelungene Zeichnung aber dieses wie des folgends erwähnten

fallen gelassen und nur die Rose allein im Wappen behalten hat. Ein Siegel, woran dieses zu ersehen und welches an einer Urkunde aus dem Jahre 1286 hängt [44]), haben wir ebenfalls in der artistischen Beilage abbilden lassen.

Nach dieser heraldischen Abschweifung wollen wir auch nicht unbemerkt lassen, daß Zawisch bei jener großen Versammlung der Witigonen ebenfalls nicht fehlte, welche am 19. März desselben Jahres 1272 in Rosenberg stattfand und vielleicht einer besonders feierlichen Wehrhaftmachung oder Mündigkeitserklärung seiner jungen Vettern Heinrich und Witigo von Rosenberg galt [45]). Er scheint übrigens nach dem Tage von Felden fortwährend im Abteilande verblieben zu sein, und so begegnen wir ihm am 18. August in Wildenranna bei Marsbach an der Donau, wo er mit seinem alten Vater Budiwoj einen Kompromißbrief der Gebrüder Heinrich und Ortolf von Waldeck siegelte [46]), welche beiden Brüder mit einem anderen Passauischen Ministerialen, Pilgrim von Tannberg, schon längere Zeit in Feindschaft gestanden. In diesem Hintergangsbriefe, dessen Inhalt Herrn Zawisch und seinen Vater nichts weiter angeht, und der nur sonst zu beweisen scheint, daß die beiden Witigonen besonders freundschaftliche Beziehungen zu den genannten Waldeckern unterhielten, kommt folgende wenigstens uns merkwürdig scheinende Satzung vor: „Wer aber von uns (den beiden Parteien) das (gegenseitigen Schadenersatz) zu thun unterlässt, wird sein Haus betreten, wo seine Hausfrau wohnt, und von dannen nicht eher ziehen, bis er Genugthuung geleistet." Wornach also Hausarrest bei der Frau damals als Strafe angesehen worden. —

Lassen sich in dem Leben Zawischs vier unschwer von einander zu scheidende Perioden bemerken, so sind wir jetzt zur Darstellung seines zweiten und zugleich wichtigsten Lebensabschnittes gelangt. Seit dem August des Jahres 1272 wie verschollen taucht er erst nach mehr als zwei Jahren wieder auf und zwar zum erstenmal in der Umgebung jenes Königs, an dessen tragischem Ausgang er mehr als irgend einer der vielen Feinde Ottokars II. Schuld trägt. Es war das im December des Jahres 1274 und bei folgender Gelegenheit. König Ottokar hatte sich nämlich im Jahre 1253 als Herzog von Oesterreich mit dem Bischof Berthold von Passau bei Empfang der Passauischen Lehen in Oesterreich außer anderem dahin vertragen, daß er dem Bischofe für die Lehenübertragung 3000 Wiener Mark und den Räthen desselben 100 Pfund gleichfalls Wiener Münze zahlen sollte, welche Summe zum Theile auf die halbe Land- und Wassermaut in Linz versichert wurde [47]). Nun hatte aber Ottokar solche Summe auch noch nicht i. J. 1270 bezahlt, verpflichtete sich jedoch wiederholt zur Bezahlung von 1500 Mark Silber und 1500 Talenten Wiener Pfennige, als er im December jenes Jahres zu Neuenburg die Passauischen Lehen vom Bischofe Petrus empfing. [48]) Der Umstand, daß der König auch fernerhin der wiederholten Verpflichtung nicht völlig nachkam, wird vielleicht nicht der geringste der Beweggründe gewesen sein, welche den Bischof

---

Siegels habe ich meinem sehr geehrten Freunde Hrn. Moritz Felicetti von Liebenfels, k. k. Hauptmann i. P. in Graz, zu verdanken. Das Siegel hängt an der oben ausführlich besprochenen Urkunde v. J. 1272 und geben hievon auch Mon. Boica, XXIX. II. 505, eine Beschreibung.

44) Urkunde vom 28. Februar 1286, welche weiter unten erwähnt werden und deren Original im k. k. geh. H. H. und St.-Arch. in Wien aufbewahrt wird. Ein Stearinabguß hievon gleichfalls im Wittingauer Archive. Im Wiener Staatsarchive hat man auch noch den Abdruck eines dritten Siegelstämpels, welcher dem vorhergehenden Siegel ganz gleich und nur in der künstlerischen Ausführung weit hinter demselben zurückbleibt. Es hängt dieses Siegel an der unten zur Besprechung kommenden Urkunde vom 24. Mai 1284.

45) IX. Jgg. dieser Blätter, S. 28.

46) Urkdb. d. L. ob. d. E. III. 389—390.

47) Ebendas. S. 197—200. Auch in Mon. Boica, XXVIII. II. 374—377, und Wiener Jahrb. d. Lit. XL. 93—95.

48) Lang, Regg. Boica, III. 354.

Peter zu einem entschiedenen Gegner Ottokars und ebenso entschiedenen Anhänger des deutschen Königs Rudolf machten. Dieser hatte aber den Passauer im August 1274 neben dem Erzbischofe von Salzburg und dem Bischofe von Regensburg mit der Verweſung der Reichsgeschäfte innerhalb der Salzburger Kirchenprovinz betraut [49]), und indem er diese Bischöfe nebst deren Kirchen und Leuten in seinen besonderen Schutz nahm, sowie deren Gerechtsame an Leuten, Gütern ꝛc. in Österreich, Steier, Kärnten und Baiern bestätigte, denselben auch gelobt, ihren Kirchen zu den denselben widerrechtlich entzogenen Gütern wieder zu verhelfen [50]). Diese Versicherung war doch vornehmlich gegen Ottokar gerichtet, welcher nun seinerseits ebenfalls Schritte machte, den einen oder anderen jener geistlichen Fürsten von jenem engen Bunde mit dem römischen Könige abzuziehen. Zwei politische Strömungen machten sich also jetzt geltend, wenigstens am Hofe des geistlichen Fürsten von Passau. Denn während dieser sich noch im November 1274 neben den anderen Suffraganen des Erzbischofs von Salzburg vom Könige Rudolf insbesondere sicherstellen ließ, daß derselbe ihnen allen aus der Feindschaft mit dem böhmischen Könige erwachsenden Schaden vergüten und ohne ihr Wissen oder mit ihrer Ausschließung in keinen Vertrag mit Ottokar eingehen werde [51]), muß er doch auch gleichzeitig mit dem böhmischen Könige unterhandelt und demnach mindestens eine recht zweideutige Rolle gespielt haben. Die bischöflichen Unterhändler aber waren, wenn anders die Zeugenreihe der gleich zu erwähnenden Urkunde diese Annahme gestattet, Seibot von Tannberg, der durch seine Doppelstellung als Passauer Domherr und böhmischer Hofkaplan hiezu besonders qualificirt war, dessen Bruder Pilgrim, die bischöflichen Ministerialen Seibot von Lonstorf und Chunrat von Hartheim, endlich der durch seine böhmische Nationalität sowie durch sein Passauisches Dienstverhältniß gleichfalls wie zum Mittelsmann geschaffene Zawisch Burggraf auf Falkenstein. Unter deren sowie unter Zeugenschaft des Reichsfreien Albrecht von Hals, Burkarts von Klingenberg, damals Hauptmannes ob der Enns, und Dietrichs Spazmann, welcher später Schwager des Zawisch geworden sein soll [52]), verpflichtete sich der böhmische König am folgenden 11. Dezember und zwar jetzt schon zum drittenmal, die schon längst versprochenen und noch restirenden 1500 Mark in drei Fristen, zu nächsten Ostern, Michaelis und von da über ein Jahr, zu bezahlen [53]). Wir vermögen dieses Versprechen Ottokars nur aus dem Versuche, den Bischof von Passau der Partei des Königs Rudolf abtrünnig oder doch minder ergeben zu machen, erklären; weil aber dieser Versuch zu keinem weiteren Resultate führte, wie aus der ferneren feindseligrn Haltung des Bischofs zu ersehen ist, so mußte dieser Umstand auch eine Änderung in der Stellung des Herrn Zawisch zur nothwendigen Folge haben. Derselbe scheint nämlich sein Dienstverhältnis zu dem Bischofe von Passau gelöst zu haben, entweder weil seine Nationalität und seine Familienverbindungen solches räthlich erscheinen ließen oder weil Ottokar in Voraussicht des bevorstehenden Kampfes Männer von geistiger Begabung und Thatkraft für sich gewinnen mußte, und Zawisch die Aussicht, ewig die Rolle eines bischöflich Passauischen Kastellans zu spielen, nicht sehr reitzend finden mochte. Hatte jedoch Ottokar in Zawisch einen zweiten Wok von Rosenberg zu finden geglaubt, so mußte er nach gar nicht langer Zeit die Erfahrung machen, daß er sich mit diesem Manne die schlimmste Zuchtruthe gebunden, ja mit demselben so zu sagen sein Verhängnis gefunden.

---

49) Mon. Boica, XXIX. II. 509—510. Pertz, Leges II. 398.
50) Mon. Boica, XXIX. II. 510—512.
51) Ibid. p. 513—515. Sitzungsber. d. kais. Akad. d. W. XI. 222—223.
52) Nach der Reimchronik bei Pez, SS. III. cap. 178; Seiner swester er (Zawisch) ain gab, Herrn Roznat (wohl Hroznata von Husitz), Herr Dietreich Spaczmann die ander hat.
53) Mon. Boica, XXIX. II. 515—516.

Es wird vielleicht zum besseren Verständnisse der jetzt zu erzählenden Begebenheiten dienen, wenn wir hier einige Nachrichten über den Charakter des Falkensteiners einstreuen. Bezeichnend ist nun da vor allem andern die Thatsache, daß keine Quelle etwas zu seinen Gunsten berichtet. Der Fürstenfelder Mönch so wenig wie der Abt von Königssaal oder der biderbe Ritter Ottokar aus der schönen Steiermark [54]). Die beiden geistlichen Herren hielten ihn entschieden für einen Schwarzkünstler, was für uns vielleicht besagen soll, daß Zawisch bei Verfolgung seiner Zwecke von sehr zweifelhaften und zweideutigen Mitteln Gebrauch machen konnte. Schlau und verschlagen wird einmal sein Gebahren genannt, von argen Listen soll er voll gewesen sein, überhaupt ein Intriguant, hochstrebend und habgierig. Am besten kommt er beim Reimchronisten weg, welchem er ein starker und frischer Mann war, witzig und weise zu scharfen Dingen, doch auch dieser sagt ihm Hochfahrt und Ungebietigkeit nach. Der Königssaaler Chronist läßt ihn dann einmal undankbar erscheinen und wenn auch dieser, welcher die Aufgabe hatte, das Benehmen König Wenzels gegen seinen Stiefvater zu rechtfertigen, eben deshalb den Zawisch stark grau in Grau malte, so bleibt zu berücksichtigen, daß Thatsachen vorliegen, welche auf den Charakter des Herrn von Falkenstein allerdings und genug dunkle Schatten werfen [55]).

---

54) Bekannt ist, daß Palacký einen nur geringen Wert den Überlieferungen beimißt, welche in der großen steirischen Reimchronik niedergelegt sind; um so sonderbarer erscheint demnach wieder jenes in seiner „Würdigung der alten böhm. Geschichtschreiber" S. 137 ausgesprochene Urtheil: „Ottokars von Horneck Schilderung dieser Ereignisse (Zawisch betreffend) ist offenbar viel treuer (als die Königssaaler Chronik), aber für die Verehrer dieses Herrschers (Wenzel II.) betrübend". Nun der Abt von Königssaal bediente sich nur dunklerer Farben zu seinem Bilde, weil er gewissermaßen als Partheimann engagirt war; bringt man jedoch diesen leicht begreiflichen Umstand in Abschlag, so unterscheidet sich seine Zeichnung der Thaten des Zawisch nicht mehr bedeutend von jener des mehr objectiven steirischen Dichters.

55) Palacký hat nach dem Vorgange Hanka's (in dessen erster Ausgabe der Königinhofer Handschrift, 1819), soviel mir bekannt, zuerst im J. 1829 dem Zawisch auch den Rang eines Dichters zu vindiciren gesucht und zwar in jener Recension, welche er der deutschen Übersetzung derselben Handschrift (von W. A. Swoboda) in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur" (49. Bd.) zu Theile werden ließ. Er behauptete dort, gestützt auf Gründe „hoher Wahrscheinlichkeit", daß Zawisch Dichter einiger Gesänge jener Handschrift und Sammler des Ganzen sei. Es hätte nämlich wie Hajek und Balbin beweisen, außer Z. keinen böhmischen Dichter im 13. Jahrhundert gegeben, es wäre ferners derselbe Z. ein entschiedener Feind der Deutschen gewesen, was aus Dalimils Lob desselben und aus der Abneigung des Abtes Peter von Königssaal zu schließen, und endlich müßte man dem Format der Handschrift anmerken, daß es nur für zarte Frauenhände bestimmt war (s. a. a. O. S. 151). Hierauf nennt er in seiner Geschichte Böhmens (II a. 310) Z. einen „bei Mit- und Nachwelt in Böhmen gepriesenen Dichter", wie zuerst aus einer gereimten böhmischen Chronik des 15. Jahrhunderts, dann wieder aus Hajek, Balbin und Anderen zu ersehen. Und es wäre „sehr wahrscheinlich", daß die böhmische Literatur ihren höchsten Schatz dem Z. zu danken habe, u. s. w. Ich gestehe nun offen, nicht zu wissen, ob diese Ansicht in der tschechischen Literatur wirklich Bürgerrecht erlangt hat, oder ob hiefür bisher bessere Gründe als die vorhin erwähnten geltend gemacht worden sind. Denn wenn Hajek bei einer so wichtigen Sache als Gewährsmann citirt wird, so erscheint mir das für unseren Landeshistoriographen eigentlich unverzeihlich. Und Z. ein Deutschenfeind? Ich glaube vielmehr, daß er dem Dalimil deshalb gefiel, weil er den Deutschenfreund Ottokar zu Grunde richten half, und der Königssaaler Abt hatte die Aufgabe, den Stifter seines Gotteshauses völlig schuldlos an dem Tode des Stifvaters hinzustellen; aus diesem und gar keinem andern Grunde mochte er den Z. nicht leiden. Dann frage ich: wie kam der angebliche Deutschenfeind dazu, ein Schützling des deutschen Königs zu sein und den Mann zu bekämpfen, welchen die damaligen Nationalen als ihr Haupt ansahen, ich meine den famosen und leider auch deutschen Markgrafen von Brandenburg? Warum, wenn Z. ein solcher Teutophag gewesen, gedenken seiner nicht die Annales Pragenses? Wie kann dann der Mann ein Deutschenfeind gewesen sein, dessen Haus im Süden des Landes so lustig d'rauf los germanisirte? Herr Z. war hiernach eher sogar ein Freund der Deutschen, doch wollen wir Angehörigen dieser Nation hierauf nichts weniger als stolz sein, weil Männer von der Art des Z. nach meiner unmaßgeblichen Meinung eigentlich keinem Volke und keiner Parthei zur Zierde gereichen können. Das Format

Für den Hof Ottokars ward der Gewinn dieses Mannes bald verhängnisvoll und zwar in zweifacher Beziehung: rücksichtlich des Friedens im Lande und des Friedens im königlichen Hause. Es wird erzählt, daß die Erwählung des Grafen Rudolfs von Habsburg zum deutschen Könige den unter böhmischer Herrschaft stehenden Baronen insofern viele Freude bereitete, als sie von dem neuen Könige erwarteten, daß er sie von dieser Herrschaft befreien werde. Briefe und Boten gingen an Rudolf, um ihn zu bestimmen, die dem Reiche gehörigen Länder wieder demselben zu gewinnen. Einige Barone wagten es sogar, persönlich in das Elsaß an den Königshof zu reisen; aber die böhmischen Herren hatten es mit dem Abfall von ihrem Könige nicht weniger eilig als die österreichischen oder steirischen. Voran ging hierin der Baron Boresch von Riesenburg, welcher des Königs Gnade verlor, vorgeblich schuldlos und in Folge von Verläumdungen seiner Rivalen [56]). In dem Unglücksjahre 1276 aber erfolgte dann der Abfall des mächtigen Witigonengeschlechtes, dessen geistiger Urheber und Leiter Zawisch von Falkenstein war. Nicht lange war demnach derselbe an dem königlichen Hofe gewesen, als er auch schon in voller Opposition zu demselben stand und auch seine ganze Sippschaft in diese verflocht. Es wird aber nirgends angegeben, welche Beweggründe diesen Abfall herbeigeführt haben und so sind wir in dieser Hinsicht rein auf das Gebiet der Kombination verwiesen. Uns wenigstens scheint es nun sehr möglich zu sein, daß vorerst Dinge der zartesten und delikatesten Art hiebei im Spiele waren. Der Mönch von Fürstenfeld erzählt nämlich, daß die Königin Kunigunde sich auf alle mögliche Weise bemühte, den im Jahre 1276 zwischen Rudolf und Ottokar zu Stande gekommenen Frieden wieder zu Falle zu bringen, die beiden königlichen Gegner zu entzweien und in neue Kämpfe zu verwickeln, weil sie ihren Gemal lieber todt als lebend haben gewollt [57]). Und weshalb? Vielleicht nur ein Jahr vergieng nach dem Tage, an welchem Ottokar seinem alle menschliche Theilname herausfordernden Schicksale erlegen war, so fand es Kunigunde angemessen, in zweiter Ehe sich mit demjenigen zu verbinden, welcher ein „gewaltiger Bekämpfer“ [58]) ihres Gemals mehr als irgend einer zu dessen Sturze beigetragen hat. Ob man es wohl wagen darf, diese Thatsache mit jener Nachricht in einen ursächlichen Zusammenhang zu bringen und die Königin zu beschuldigen, wie es der Fürstenfelder Mönch thut [59]), daß sie in ihrer heftigen Leidenschaft für Zawisch selbst vor dem Verderben ihres Gemals nicht zurückscheute? Gegen die verderblichen Wirkungen der Leidenschaften sind die Träger von Kronen allerdings so wenig gefeit wie andere Menschenkinder, allein auch wir wollen die

---

der Handschrift aber scheint mir ein Grund zu sein, welcher just so viel wert ist wie der Geschichtschreiber Hajek und die gereimte Chronik des 15. Jahrhunderts mit ihren verschiedenen Ungereimtheiten (Časopis česk. mus. 1828, 1. H. S. 53—62, die betreffende Stelle S. 61) kann gegenüber den Zeugnissen des Fürstenfelder Mönches und des Abtes Peter, sowie der Ritter Ottokar und Dalimil eben nur unrecht haben. Diese Zeugnisse verhalten sich nämlich gegenüber dem Dichter Z. durchaus negativ, d. h. keiner dieser Herren hatte eine blaße Vorstellung von dem, was der mächtige Witigone auch als Dichter vermochte oder verschuldete. Hätte der steirische Reimheros eine Ahnung von der Dichtkunst des Herrn Z. gehabt, so würde er über ihn als einen frater in Apolline gewis milder zu Gerichte gesessen sein und der böhmische Versifex hinwiederum hätte aus demselben Grunde den Z. noch mehr loben müssen. Man sieht: ich für meinen Theil lasse einen Dichter Z. entschieden nicht gelten.

56) Annal. Prag. ad. a. 1274 ap. Pertz, SS. IX. 180: „amissa gratia regis sine culpa, aemulis ipsius sinistra regi referentibus“.

57) Böhmer, Font r. Germ. I. 3 et 9. Oefele, SS. II. 530 et 532.

58) „Qui (Zebischus) saepefati regis Bohemiae validus fuerat persecutor“. Hermanni Altah. annal. ad a. 1279 ap. Pertz, SS. XVII. 411.

59) Böhmer l. c. p. 9. Oefele p. 532. Daß Zawisch sich um die Liebe der Königin beworben, sagt ihm auch der böhmische Reimchronist nach (Časopis česk. mus. 1828, S. 54, 1. Heft), von welchem er zum Dichter erhoben worden.

Nachricht jenes Chronisten nicht buchstäblich wahr nehmen. Sie erscheint uns wenigstens nur als Reflex der Ansichten, welche man im Volke über diesen Gegenstand hatte und enthält auf diese Art ganz gewis ein Körnchen Wahrheit. Das möchte nun darin bestehen, daß Kunigunde nicht schon damals die Ehre ihres Gemals verraten, aber doch dem „starken und frischen" Herrn von Falkenstein mehr Aufmerksamkeit als billig geschenkt haben mochte. Solches wird dem dabei zunächst Betheiligten, dem Könige, nicht verborgen geblieben sein, worauf sich der durch noch andere Gründe bedingte Bruch zwischen ihm und dem den Frauen so gefährlichen Witigonen um desto leichter vollzog. Alle späteren Geschehnisse sprechen für die Möglichkeit und Statthaftigkeit unserer Ansicht und nur eine schon vorhanden gewesene Neigung konnte über den von Zawisch an Ottokar geübten Verrat hinwegsehen, sich nicht erst nach diesem Verrate einstellen, wodurch der Gegenstand derselben moralisch doch offenbar stark entwertet worden war. Der Dichter aber, welcher den Schönheiten und Schwächen des menschlichen Herzens bis in dessen geheimste Falten nachspürt und mit divinatorischem Blick selbst die Fäden erschaut, welche die Geschichtsquellen unenthüllt laßen, hat dann wohl auch das Recht hier gehört zu werden. Da ist nun genugsam bekannt, daß der berühmte Verfasser von „König Ottokars Glück und Ende" [60]) schon längst diesen Gedanken dramatisch ausgeführt hat [61]).

Vielleicht also Interessen persönlichster Natur waren es, welche den Bruch zwischen Ottokar und Zawisch zunächst herbeiführten. Aber in diese Scheidung wurde auch das gesammte Haus der Witigonen, der Herren von der fünfblättrigen Rose, mit hineingezogen. Ottokar hätte auf Grund und Boden der Witigonen die Stadt Hradisstè gegründet, auf derselben Stelle, wo sich heute Tabor erhebt, und diese Schöpfung des königlichen Städtegründers wäre hintennach von jenen zerstört worden, daher aber datire das Zerwürfnis des Königs mit dem mächtigen Rosen-

60) Grillparzers Drama erschien 1825.

61) Dem steht entgegen die gewis von edlen Motiven diktirte Ansicht Palacky's (Gesch. II a. 309, Note 399), daß die Königin bis Sommer 1279 ihre Ehre unbefleckt erhalten habe und daß „die von dem Abte Volkmar angestellten Vermutungen (die kein anderer Chronist jener Zeit selbst Horneck nicht theilte) verläumderisch wären", was „sich mit vielen haltbaren Gründen beweisen ließe. Selbst K. Rudolf spräche von ihr im Oktober 1278 noch: „„Virtutum radiis illustrata d. Chunegundis, regina Boemiae, probitate sua nos compulit et venusta morum honestate coegit"" etc. (bei Boczek, Mähren unter K. Rudolf, S. 55, nach Bodmann, Cod. epist. p. 105), was er wenigstens nicht so gesagt hätte, wenn ihm die Sache zweifelhaft gewesen wäre". — Andere Gründe jedoch führt P. nicht an. Nun wird man zugeben, daß Rudolf auch aus Höflichkeit so schreiben laßen konnte, selbst wenn er so ziemlich vom geraden Gegentheil überzeugt gewesen wäre. Und etwas überströmende Höflichkeit wurde schon von politischen Erwägungen geboten, weil ihm ja die Königin durch Übertragung der Regierung und Vormundschaft gewissermaßen auch Böhmen unterworfen hatte. Mußte dann Rudolf von den Beziehungen Zawischs zu Kunigunde schon damal gewußt haben? Jener einzige Grund ist also gewis wenigstens nicht zwingend für die Annahme der Schuldlosigkeit. Der Reimchronist ferners hat ebenfalls von der Sache nichts erfahren, und von den einheimischen Quellen ist begreiflich, daß sie über einen so kitzlichen Gegenstand lieber Schweigen beobachten. Man wird auch zugeben, daß eine Frau von der Beschaffenheit, wie sie der römische König durch seine Kanzlei preisen läßt, unmöglich so rasch die Rolle wechseln und die „frühere Zucht und Sitte" so schnell bei Seite legen kann, wie es Kunigunde gethan. Hätte eigentlich das Unglück ihre Tugend nicht noch mehr stählen sollen? Der Bericht des Fürstenfelder Mönches erscheint wenigstens mir ganz leidenschaftslos, gibt wohl nichts anderes, als was man sich hie und da in die Ohren geraunt hat und wenn sein Schreiber die Königin für keine Tugendheldin ansah, so erging es ihm eben wie dem Verfaßer dieser Monographie, welchem bei ruhiger Betrachtung der Sache nicht aus dem Kopfe gehen will, daß es mit einer Frau, welche, nachdem ihr Gemal erschlagen worden, nichts beßeres zu thun weiß, als in Liebe zu einem der Todfeinde desselben zu entbrennen, nicht „tugendstrahlend" aussehen kann. Hätte Kunigunde, wenn sie jemal auch nur eine gewöhnliche Liebe zu Ottokar getragen, dann dem Zawisch ihre Hand reichen können? — Hiernach glaube ich den Worten des Fürstenfelder Mönches oben keine ganz unrichtige Deutung gegeben zu haben.

hause [62]). Wenn wir nun auch diese einer späteren Zeit entstammende Uiberlieferung nichts weniger als wörtlich wahr nehmen können, so gibt sie uns doch den Fingerzeig, daß wahrscheinlich die civilisatorischen Bestrebungen des gewaltigen Přemysliden es waren, welche wesentlich zum Hasse der Witigonen gegen denselben beitrugen. Derselbe hatte ja mehr als irgend einer seiner Vorgänger und Nachfolger das Bürgerthum in seinem Reiche gehoben und gefördert. Mag sich daher der hohe Adel schon deshalb mehrfach in seinen Interessen beeinträchtigt gesehen oder doch geschädigt geglaubt haben, so hielt andrerseits die starke Hand des Königs jede separatistische Bewegung nieder und war seine Regierung nichts weniger als geneigt Ausnahmsstellungen zu gewähren. Es scheint jedoch, daß das Haus der Witigonen nach einer solchen rang und sich mit der Hoffnung trug, daß nach dem Zerfall der böhmischen Macht das deutsche Reich ihm eine solche gewähren würde. Hierin hätte es sich nun allerdings getäuscht, hielt sich jedoch zu solch' einem Streben für um so berechtigter, je mehr es sich auf seine hohe Abkunft etwas zu Gute that oder thun konnte. Wir haben schon bei Herrn Wok von Rosenberg auf diesen ganz eigenthümlichen Umstand hingewiesen [63]); wenn aber die Sage Recht hat, wornach die Witigonen aus dem „Reiche" nach Böhmen gekommen wären, so begreift es sich, wie sie in Erinnerung an ihre Herkunft wieder diesem Reiche zustrebten und zwar um so eher, je mehr ihnen darin eine bevorzugtere Stellung zu winken schien. Dieses Streben der Witigonen nach einer Ausnahmsstellung mußte insbesondere in dem Krummauer Zweige lebhaft sein; denn gerade dieser Zweig besaß Wittingshausen, welches von der Sage als Stammsitz bezeichnet wird, in ihm mögen daher mehr als in den anderen Zweigen die alten Erinnerungen wach gewesen sein. Merkwürdig genug bleibt, daß als die Krummauer Linie der Witigonen erlosch und von der Rosenberger beerbt wurde, diese hinwiederum ebenfalls das Streben nach einer Ausnahmsstellung aufnahm und bis in das 16. Jahrhundert verfolgte, wo es allerdings von einem gewissermaßen befriedigenden Erfolg gekrönt ward. — Sonst wird erzählt, daß, als nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Dürnkrut, in Böhmen der Bürgerkrieg an allen Ecken und Enden entbrannte, auch das Kloster Goldenkron und die Stadt Budweis ein Opfer desselben wurden. Nun war Zawisch an der Niederbrennung des ersten wenigstens als Führer der Witigonen mitschuldig und die Verheerung von Budweis wird ihm geradezu zugeschrieben. Beide aber, das Kloster wie die Stadt, waren erst in dem vorhergehenden Jahrzehent entstanden und die eigensten Schöpfungen Ottokars, der hiedurch der Ausbreitung des Deutschthums im Süden und Südwest unseres Vaterlandes eine sichere Grundlage gegeben hatte. Aber nicht deshalb weil diese zwei Orte so ausgesprochene Mittelpunkte deutscher Kultur waren, hatten sie den Haß der Witigonen und insonderheit jener von Krummau auf sich geladen. Hatten sich doch in Verbreitung deutschen Wesens dieselben bisher nicht minder eifrig erwiesen als Ottokar selbst und war namentlich Herr Wok von Rosenberg hierin mit leuchtendem Beispiel vorangegangen. Der Grund des Hasses mußte also in anderer Richtung liegen. Es scheint nun, daß schon die Herren von Krummau sich mit Absichten trugen auf jenen ausgedehnten Grundbesitz, welcher das Gut Poletitz bildete und zur königlichen Kammer gehörte. Indem aber Ottokar gerade dieses bedeutende Krongut zur Ausstattung von Goldenkron

62) Časopis česk. mus. 1828, S. 55 des 1. Heftes. (Vergl. Palacký, Gesch. II a. 288). Diese Reimchronik scheint mir das Bruchstück eines durch Willkür und Phantasiegebilde verunstalteten und vermehrten Dalimils zu sein, worin also die notorische Unverläßlichkeit dieser Quelle in potenzirter Form zu Tage tritt.

63) S. IX. Jgg. dieser Blätter, S. 6 und 19.

widmete [64]), schien er jenen für immerdar jede Hoffnung zu benehmen, sich nach dieser Seite auszubreiten und den schmalen Leib zu erweitern. Der Unmut hierüber mochte in der Thatsache, daß seitdem durch den Fleiß der als tüchtige Oekonomen bekannten Cistercienserm önche der königlichen Kammer ein reicherer Gewinn als bisher aus jenem Gute zufloß, neue Nahrung finden. Der Plan aber, den Süden und Südwesten Böhmens für die königliche Kammer einträglicher zu machen, fand in der gleichzeitig erfolgten Gründung von Budweis seinen Abschluß [65]), von welcher jedoch die Herren zu Krummau gleich mit Recht annehmen mußten, daß sie das Aufblühen ihrer gleichfalls noch nicht lange Zeit bestehenden Stadt wenn nicht unmöglich, so doch schwierig genug machen werde. Daher die Misgunst, womit sie auch dieses Werk des Königs verfolgten. Für Krummau war ja mit der Stiftung von Goldenkron und der Gründung von Budweis der Südwesten des Landes in kommerzieller Beziehung so gut als verloren; denn sowie für Budweis die Goldenkroner Klostergüter gewissermaßen das Hinterland bildeten, ward auch auf der aus dem oberen Mühlviertel über Unterwuldau, Mautstadt, Gojau und Weixeln an Krummau vorüber nach Budweis führenden Straße ein Theil jenes Handels abgelenkt, welcher sonst von eben dorther seinen Weg über Friedberg und Kirchschlag nach Krummau genommen haben mochte [66]). Schwer beeinträchtigte Familieninteressen waren es demnach, die den Angriff der Witigonen auf Goldenkron und Budweis hervorriefen und noch früher den Bruch mit dem Könige Ottokar mitgebären halfen.

Dieser Bruch vollzog sich aber wahrscheinlich im Oktober des Jahres 1276, und gereichte nicht allein dem Könige, welcher eben jetzt zum bevorstehenden Entscheidungskampfe mit dem deutschen Könige der Beihülfe der Witigonen im höchsten Grade bedurfte, als auch seinen Unterthanen und den Klosterbewohnern zum größten Verderben. Ein sehr bedeutender Zuzug gieng hiedurch demselben, welcher im Lager bei Drosendorf an der Thaya solchen erwarterte, verloren und nöthigte ihn zum Friedensschlusse mit Rudolf, in welchem er bekanntlich bis auf seine Erblande alle anderen Länder an diesen abtreten und jene vom Reiche zu Lehen nehmen mußte. Als diejenigen aber, welche ihm solches Unheil zuwege brachten, werden hauptsächlich Zawisch von Falkenstein und der schon vorhin erwähnte Boresch von Riesenburg genannt [67]).

Es wäre eine rein menschliche Regung gewesen, wenn Ottokar über diesen Verrat — und anders läßt sich die That des Zawisch nicht qualificiren — in unermeßliche Wut geraten wäre. Er wäre ganz im Rechte gewesen, wenn er auf das hin den Falkensteiner mit deßen ganzem Hause zu unwiederruflicher Verbannung verdammt hätte, und auch begreiflich wäre es, wenn er ebenso zur Konfiskation Witegoneischer Güter geschritten wäre, wie es in der That auch geschehen sein soll. So hätte er Austi (Alttabor) und Neuhaus hinweggenommen [68]). Weil aber

---

64) Die Urkunde über die Stiftung und Ausstattung des Klosters Goldenkron datirt aus dem Jahre 1263.

65) X. M. Millauer, über die Erbauung der k. befreiten Berg- u. Kreisstadt Budweis in Böhmen (auch in den Schriften der böhm. Ges. d. W.), versetzt nach Balbin die Errichtung dieser Stadt in das J. 1265 S. 10—11.

66) Erst im J. 1479, also zur Zeit, wo die Rosenberger schon im Pfandbesitze der Goldenkroner Klostergüter gewesen ward von Wladislaw II. gestattet, die von den Märkten Friedberg, Unterwuldau und Oberplan auf das Dorf Weixeln zu und an der Stadt Krummau vorübergehenden Straßen nunmehr durch diese Stadt führen zu dürfen. Krummauer Schloßarchiv.

67) Annal. Prag. & Heinrici Heimburg. annal. ad a. 1276 ap. Pertz, SS. IX. 181 & XVII. 715. In letzterer Quelle heißt es ausdrücklich: „ . . . . Witigenses opposuerunt regi Ottakaro, quorum praecipui fuerunt Sawiss et amici eius et Borso de Risemburg."

68) Hanka, Dalimil. 2. Aufl. S. 181, Neplach bei Pez, SS. II. 1034, dann die oben in der Anmerk. 55 erwähnte Chronik aus dem 15. Jhdt. (Časopis 1828 p. 54 & 58) geben Details dieser Güterconfiscation, während dieselbe vom Chron. A. R. c. 16, p. 49 nur angedeutet

sowohl der Vertrag vom November des Jahres 1276, als auch jener vom Mai des folgenden Jahres, zwischen Rudolf und Ottokar, den beiderseitigen Dienern völlige Amnestie gewährte, so wurde das Verfahren Ottokars zur Quelle neuer Zwiste mit den Witigonen, welche Zwiste für den König um so widerwärtiger waren, je mehr Rückhalt dieselben am Hofe Rudolfs fanden und ihr Streben nach einer besonderen Stellung begünstigt zu werden schien [69]). Denn daß es sich um dergleichen handelte, scheint uns unwiderleglich aus jenem Schreiben hervorzugehen, welches der böhmische König am 31. Oktober 1277 von Podiebrad aus als Antwort auf einen Brief des deutschen Königs ergehen ließ, welchen dieser hauptsächlich im Interesse der Witigonen an jenen gerichtet hatte und deßen Inhalt wir nunmehr aus der folgenden Antwort erraten können. Es heißt darin: „Euer Schreiben in Sachen der Witigoniden und änderer unserer Diener aus Böhmen, welche aber Ihr die Euren nennt und die wir seit dem ersten mit Eurer Hoheit in Gegenwart der Fürsten an der Donau geschloßenen Vertrag nie in Euren Frieden eingeschloßen gewußt, haben wir richtig empfangen. Und diesen zwischen Euch und uns abgeschloßenen sowie durch die Fürsten gefestigten Friedensvertrag haben wir bisher eingehalten, sind auch gesonnen zeitlebens dabei zu verbleiben, obgleich selber in mehrfacher Hinsicht auf uns nicht eingehalten worden. Als wir dann Herrn Bruno, den ehrwürdigen Bischof von Olmütz, den Baron Smil von Bielkaw und Meister Ulrich den Notar, unsere Getreuen, an Eure Magnificenz wegen Ausführung des Friedensvertrages abgesandt, war uns durchaus nicht in den Sinn gekommen, daß einige von den Bewohnern unseres Landes und insonderheit jene, welche uns zur Treue verpflichtet sind, deren Sippschaft nie von dem Gehorsam gegen unsere Vorfahren ausgenommen war und gleichfalls von dem Gehorsam gegen uns nicht ausgenommen werden oder sonst irgendwie sich absondern kann, in Euren Frieden und Ordnung vertragsmäßig eingeschlossen werden sollten, und wofern es welche gibt, durch deren Vermittlung, auch unter Urkunden oder welchen Instrumenten immer diese Einschließung erfolgt ist, so haben diese die Gränzen unseres Auftrages überschritten und konnten das nur ohne unser Wißen gethan haben, wiewohl wir vorgenannten unseren Landleuten, welche sich gegen uns thörichter Weise aufgelehnt hatten, in königlicher Güte und Barmherzigkeit gnädig zugestanden haben, daß sie bis zu dem Zeitpunkte, zu welchem über einige Artikel zwischen Euch und uns durch die Fürsten Erklärungen abgegeben werden sollten, mittlerweilen im Hinblick auf Euren Frieden den Vortheil eines Waffenstillstandes genießen und friedlich und ruhig verbleiben könnten. Und wie in all' dem Vorgesagten für uns die Wahrheit spricht, werdet Ihr aus folgender Darlegung deutlich ersehen können. Als nämlich Herr Friedrich der edle Burggraf zu Nürnberg bei uns in Troppau war, haben wir außer einzelnen Gnaden, welche wir durch ihn von Eurer Excellenz ohne Schädigung des Reiches erbaten, als Vornehmstes und Billigstes erbeten, daß unsere Diener insgesammt und unabgetrennt vom Körper unseres Königreiches uns und unseren Erben verbleiben, unter Beseitigung jedweden Zweifels wegen Hinneigung zu einer anderen Macht, und wie darauf derselbe Herr Burggraf Friedrich zu Nürnberg mit dem edlen Herrn Grafen zu Fürstenberg zu uns mit wiederhohlten Aufträgen nach Prag kam, sind wir gleichwie früher gesinnt gewesen, so

---

wird. Die Thatsache der Aechtung und Verbannung der Witigonen wird besonders mit Rücksicht auf die Königssaaler Chronik nicht zu bezweifeln sein und die natürliche Folge jenes Vorganges mußte die Wegname der Güter bilden. Im Allgemeinen wäre daher auch diese als richtig anzusehen, und wird nur fraglich bleiben, was den Witigonen wirklich weggenommen worden. Neplach und die böhmische Reimchronik des 15. Jhdts. haben offenbar nur aus Dalimil geschöpft, dieser aber ist selbst wieder so confus, daß seine Ueberlieferung kaum Glauben verdient.

69) Vergl. Palacky, Gesch. II. a. 259.

daß wir uns zur Einhaltung des Vertrages zwischen Euch und uns und einer freundschaftlichen Einigung eidlich verpflichtet haben, jedoch mit der laut ausgesprochenen hauptsächlichen und ersten Ausname, daß unsere Leute zusammt den Gerechtsamen unserer Länder uns ganz und unbeschnitten verblieben. Aber denen, welche gegen uns Misbrauch übten, erklärten wir im Hinblick auf Euch mit Gnade und Gunst begegnen zu wollen und sollen, und einmal zu Gnaden aufgenommen hätte man auf Eure Bitte bei uns von deren Ausschreitung fürderhin keine Erwähnung machen dürfen. Deshalb erflehen wir nochmal das Wohlwollen Eurer Durchlaucht mit ergebenster Bitte, auf daß ihr betreffs unserer Leute alles Recht, das unsere Vorfahren bisher besessen, auch uns ungeschmälert belaßen wollet und nicht achtet auf die schlimmen Einflüsterungen unserer Widersacher [70]), welche unsere und unserer Erben Macht vielfach schädigen wollen. Denn wir haben nicht zugestanden, daß wie oben berührt solche Eurem Frieden durch wen immer hätten eingeschloßen werden sollen, und wofern es anders geordnet worden, so möget Ihr verstehen, daß wir hievon nichts gewußt und nicht beigestimmt haben, wobei wir sonst von Eurer Güte die feste Hoffnung und Zuversicht hegen, daß Ihr den Bestand unserer Landesrechte, welche von unseren Vorfahren auf uns übergekommen, eher erweitern denn schmälern werdet, zumal auch wir eines von den Gliedern des Reiches sind, durch deßen Schwäche das Reich nicht gedeihen, vielmehr nur abnehmen kann" [71]).

Inwieweit König Rudolf durch die Antwort Ottokars befriedigt worden ist, läßt sich jetzt so wenig noch sagen wie das, ob überhaupt die Dazwischenkunft des deutschen Königs den Witigonen etwas genützt hat. Es wird zwar vermutet, daß diese Angelegenheit durch ordnungsmäßige Unterwerfung jener Herren noch Ende 1277 beglichen worden sei [72]); allein es ist dieser Vermutung um so schwieriger beizustimmen, je richtiger andrerseits ist, daß die Witigonen nach dem Falle Ottokars oder doch wenigstens ihr Haupt Zawisch eine sehr feindselige Haltung gegenüber den königlichen Gütern beobachtet haben. Auch ist nicht leicht denkbar, daß der letzte große Kampf zwischen den beiden Königen beendet worden, ohne daß nicht die angenommen versöhnten Witigonen hiebei eine große Rolle gespielt hätten. Es gibt sogar eine Nachricht, welche Herrn Zawisch mit den unmittelbar vor dem 26. August 1278 spielenden Eräugnissen in Verbindung bringt [73]); wir wollen jedoch auf dieselbe kein Gewicht legen und nur aus dem Inhalt des oben ausführlich mitgetheilten Schreibens sowie aus den späteren Eräugnissen schließen, daß die feindselige Gesinnung der Witigonen auch die große Kruterfelder Schlacht überdauert hat. Zawisch selbst jedoch sollte namentlich erst wieder nach dem Sturze Ottokars in den Zeitbüchern von sich reden machen.

Dieser Sturz erfolgte bekanntlich an jenem erwähnten 26. August des Jahres 1278. Da wir nicht leicht annehmen können, daß die Intervention des deutschen Königs zu Gunsten der Witigonen noch im vorhergehenden Jahre zu einem befriedigenden Resultat geführt hat, so wird man wohl gelten laßen müßen, daß diese Angelegenheit den Krieg des Jahres 1278 mit hervorrufen half. Andere Gründe wie die Differenzen Rudolfs mit dem päpstlichen Stuhle, eben desselben augenblicklich ungünstige finanzielle und militärische Lage, die Opposition des Erzbischofs von Köln, die Haltung des in seinen Erwartungen getäuschten Herzogs Heinrich von Baiern und des Pfalzgrafen Ludwig bei Rhein bestimmten den böhmischen

70) Was eine Hindeutung zu sein scheint, daß die Oppositionshäupter, also auch Zawisch damal um Rudolf waren.

71) Kopp, Gesch. d. eidgenöß. Bünde I. 891—893. Dolliner, Cod. epist. p. 79—81.

72) Lorenz, deutsche Gesch. II. 181, Anmerk. 1.

73) Hanka, Dalimil, p. 182. Bibliothek d. liter. Vereines in Stuttgart, 48. Bd. S. 205—206. Vergl. die Reimchronik im Časopis česk. mus. 1828. S. 56—57. Dalimils Worte sehen fast dem Versuche einer Ehrenrettung des Zawisch ähnlich.

König zum schnellen Losbrechen [74]), doch der Verrat, welcher in den letzten Jahren der stätte Begleiter seiner Regierung war und am besten beweist, wie unterwühlt und ohnmächtig diese eigentlich schon war, verließ ihn auch nicht in den letzten entscheidenden Tagen. Denn der unglückliche Ausgang der Schlacht am Kruterfeld wird wesentlich auf Rechnung des Verräters Milota von Diedit gesetzt, der Kommandant der Nachhut mit derselben im wichtigsten Augenblicke die Flucht ergriffen hatte. So mußte also der König bei Dürnkrut unterliegen, aber er fiel als Held, nicht weniger mit Ruhm als mit Wunden bedeckt. Treffend schön nennt dann einer unserer besten Historiker den 26. August 1278 den Geburtstag des Habsburgischen Oesterreich [75]).

So schlimme Tage aber, wie sie über unser Vaterland nach dem Falle Ottokars hereinbrachen, soll es seit dem Bestehen des Königreiches nicht gegeben haben [76]). Und all' das Elend, all' die Verwüstung des Landes hätten die bösen Deutschen verschuldet, berichten wenigstens die unserem Volke feindlich gesinnten böhmischen Quellen. Wir können aber solchen herben Vorwurf ruhig hinnehmen, weil er doch unwahr und nur von nationaler Antipathie diktirt worden ist. Es hat der abenteuernde Markgraf Otto von Brandenburg, welcher sich jetzt der Gewalt im Lande auf einige Jahre bemächtigte, allerdings manches verbrochen, wofür es keine Entschuldigung gibt; auf Rechnung seiner 400 brandenburgischen Reiter, also eines unbedeutenden Häufleins wird man jedoch, wie schon anderwärts gut bemerkt worden ist [77]), nicht alle verübten Gräuel setzen können, weil schon die physische Unmöglichkeit dagegen spricht. Auswärts hat man hierüber viel richtiger geurtheilt, wenn an dem einen Orte niedergeschrieben worden: „Die böhmischen Edlen verwüsteten das eigene Land auf's Schlimmste" [78]). Und am andern: „Die Edlen Böhmens haben im Jahre 1279 nach dem Tode des Königs gleichsam wie Glieder ohne Haupt sich zu tiefst entzweit und das eigene Land zum größeren Theile mit Raub und Kämpfen verheert, so daß in mehreren Ortschaften und Dörfern weder Mensch noch Vieh zu finden war". [79]) Von den böhmischen Landherren aber, welchen solches nachgesagt wird und die auf diese Weise ihren Namen mit Schmach und Schande bedeckten, wird vornehmlich wieder — Zawisch von Falkenstein genannt. Seit ein paar Jahren fast wie auf immer verschwunden taucht seine Gestalt jetzt in der allgemeinen Verwirrung wieder auf, jedoch nicht um zu sühnen und zu beruhigen, sondern das Unglück des Landes redlich mehren zu helfen. Seinen noch unerloschenen Haß gegen den von ihm verratenen König scheint er zunächst dem Kloster Goldenkron, der berühmten Stiftung Ottokars und seinem Nachbar in Krummau, haben fühlen laßen. Das erst seit 15 Jahren bestandene Kloster soll so gründlich zerstört worden sein, daß kaum ein Zeichen davon wo es sich erhoben übrig geblieben [80]). So wird es nun wohl nicht ganz der Fall gewesen

74) Lorenz, a. a. O. II. 203.
75) Ebendersl. S. 238.
76) Annal. Otakariani ap. Pertz, SS. IX. 193.
77) Lorenz, a. a. O. II. 251.
78) Cont. Zwetl. tertia ad a. 1279 ap. Pertz, SS. IX. 657.
79) Hist. annorum, ibid. p. 654.
80) Die Zerstörung Goldenkrons wird von den, den Deutschen bekanntlich feindlich gesinnten Annales Otakariani (ap. Pertz, SS. IX. 193) allein gemeldet. An der Thatsache selbst ist nicht zu zweifeln, denn sie wird auch durch eine Goldenkroner Urkunde aus dem J. 1281 bestättigt; „ante destructionem loci" gehörte die Paternität über G. dem Abte von Heiligenkreuz, heißt es darin. In der vorerwähnten Quelle ist nun die Sache so dargestellt, daß jedenfalls das Schuldkonto der bösen Deutschen damit belastet erscheint. Wohlgemerkt war G. eine urdeutsche Stiftung und gewissermaßen Krongut. Wie wäre nun der Markgraf von Brandenburg, welcher die Regentschaft für den jungen König übernehmen wollte dazu gekommen, die königlichen Güter zu verwüsten, ganz abgesehen davon, daß er mit seinen 400 Reitern füglich doch nicht überallhin eilen konnte? Und König Rudolf? Es ist recht leicht denkbar, daß seine Soldateska im Uebermute des Siegers das Kloster Wilimow, in deßen

sein, sondern der Annalist hat eben eine Hyperbel gebraucht, um die Thatsache der Verwüstung recht grell hervortreten zu laßen. Und nicht lange darnach kam die zweite rühmliche Stiftung des unglücklichen Ottokar, das schöne Budweis an die Reihe. In der ersten Hälfte des Jahres 1279 zu nächtlicher Weile, also wohl mittelst Überrumpelung, überfiel es Herr Zawisch und verheerte es [81]). Bedenkt man nun, daß Goldenkron sowohl als auch Budweis Schöpfungen waren, welche im Interesse des deutschen Volkes gemacht worden, so wird man kaum mehr mit Leichtigkeit behaupten können, daß die Deutschen das damalige Unglück des Landes einzig und allein verschuldet haben, sondern sogar zugeben müßen, daß sie vielmehr einen reichlichen Theil desselben zu tragen gehabt haben. Wer aber möchte nach solchen Vorgängen noch länger für den gewaltthätigen Falkensteiner Bewunderung hegen? Wirkte er doch nicht anders als ein böser Dämon und als solcher trat er bald genug auch an die Witwe des gefallenen Königs, an Frau Kunigunde heran.

Diese weilte, als König Rudolf Mähren sich unterwarf, in Prag [82]) und gedachte die Regierung von Böhmen dem Sieger zuzuwenden. Sie sandte deshalb auch Herrn Jaroslaw von Krawař an den deutschen König, welcher am 29. September 1278 mit Zustimmung eben dieses Boten dem durch sein Kriegsheer verwüsteten Städtlein Pohrlitz ein Privilegium verlieh [83]). Dieser Ort gehörte zum Leibgeding der Königin und so war es natürlich, daß Rudolf dem geschädigten Städtchen durch mancherlei Gnaden wieder aufzuhelfen bemüht war, um sich hiedurch jener gefällig zu erweisen. Der König war auch bereit die Regierung zu übernehmen, es ist jedoch unbekannt, unter welchen Bedingungen das hätte geschehen sollen. Gewis ist dagegen, daß Frau Kunigunde in den deshalb abgeschloßenen Verträgen sich für ihre Person trefflich sicher stellte. So ließ sie sich von Rudolf an Stelle der ihr von ihrem Gemal bei der Verehelichung gemach-

---

Nähe er lagerte, zu Grunde gerichtet hat. Ist es aber denkbar, daß ihr auch das von dort so entfernt liegende G. zum Opfer gefallen? Kaum, weil Rudolf im Angesichte der neu auf die Beine gebrachten böhmischen Streitmacht sein Heer nicht zersplittern und Streifkorps in so abseits liegende Gegenden entsenden konnte. Und vor gewöhnlichen Marodeurs mag wohl das Kloster durch seine Mauern geschützt gewesen sein; also setzt jene Quelle offenbar mit Absicht alle Verwüstungen auf das deutsche Konto. — Wer aber hat dann G. zerstört? Niemand anders als die „böhmischen Edlen" selbst, und von diesen kann es im Süden des Landes nur Herr Zawisch als das anerkannte Haupt und Führer der Witigonen gewesen sein. Er war bisher ein Widersacher der königlichen Macht und Schützling des deutschen Reichsoberhauptes gewesen. Er wurde jetzt als Schützling Rudolfs und Verehrer Kunigundens Gegner des die Regentschaft beanspruchenden Markgrafen von Brandenburg, er hatte wie ich schon oben gezeigt, ein Familieninteresse an der Nichtexistenz des Klosters, welches der Markgraf dagegen, wie Urkunden beweisen, nachmals wieder in guten Stand zu bringen trachtete, und er hat erwiesenermaßen die Stadt Budweis verheert, welche mit G. sozusagen einem und demselben Gedanken — Förderung des Deutschtums — ihr Entstehen verdankte. Alle diese Umstände machen es höchst wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewis, daß die Zerstörung G.'s auf Rechnung des Zawisch oder doch seines Anhanges gesetzt werden kann. Die Gründe, welche denselben zur Verheerung von Budweis bewogen haben, mußten ihn ja auch auf die Zerstörung G.'s Bedacht nehmen laßen. Hiernach und wenn noch bemerkt wird, daß die Stiftung des Klosters G. mit der Schlacht bei Kroissenbrunn gar nichts zu thun hat, wie ich an einem anderen Orte nachweisen werde, läßt sich die Bedeutungslosigkeit deßen, was Boczek, Mähren unter Rudolf I. S. 18, sagt und reflektirt, klar genug erkennen.

81) Heinrici Heimburg. annal. ad a. 1279 ap. Pertz, SS. XVII. 716. Wenn, wie wir annehmen, Zawisch schon im Sommer desselben Jahres nach Mähren gegangen war so muß die Verheerung von B. vor diese Jahreszeit gesetzt werden, während die Zerstörung Goldenkrons, wie es auch der Annalist bezeugt, schon im Jahre zuvor erfolgte. Die mehr gesicherte Stadt war eben schwerer zu überrumpeln. Das Wüten des Zawisch gegen die Deutschen, richtiger gegen die Brandenburgische Parthei bestätigt auch Dalimil.

82) Am 14. Sept. ließ sie den Prager Domherrn und Hofnotar Heinrich gefangen setzen. Annal. Prag. ap. Pertz, SS. IX. 181.

83) Boczek, Mähren ꝛc., p. 52, N. 6.

ten Schenkung[84]) 3000 Mark Rente zunächst auf das Land Troppau anweisen und wenn dort nicht so viel abfiele, so sollte sie mit dem Überrest auf andere Güter in Böhmen und Mähren gewiesen werden[85]). Wenn sie sich aber gerade Troppau verschreiben ließ, so dürfte sie schon die Überzeugung gehabt haben, daß die projektirte Ordnung der Dinge in Böhmen keine Wurzeln faßen werde, wobei natürlich auch ihre Einkünfte hätten Gefahr laufen müßen Sie handelte jedoch hierin gegen den Willen ihres Gemals, welcher jenes Land seinem natürlichen Sohne Niklas, der in der Schlacht bei Dürnkrut in die Gefangenschaft der Ungarn geraten und auf den wir noch mehrmal zurückkommen werden, zum Unterhalte angewiesen hatte[86]). Jedenfalls war dieser Schritt ein recht verhängnisvoller, weil er die nachherige Feindschaft zwischen Niklas und Zawisch einleitete. Der Vertrag zwischen Kunigunde und Rudolf über die Regierung Böhmens wurde übrigens nicht realisirt. Denn schon länger hatte sich ein anderer Bewerber um diese Herrschersorgen, der Markgraf Otto von Brandenburg, ein Sohn von Ottokars II. Schwester Beatrix, eingefunden. Eigentümlich genug stand derselbe an der Spitze einer Parthei, die sich insbesondere durch eifrigen Deutschenhaß auszeichnete und den abenteuernden Markgrafen zum Vormund des jungen Königs und Regierer des Landes erheben wollte[87]). Diese Parthei zog auch dem nunmehr in Böhmen einrückenden deutschen Könige mit einem Kriegsheere entgegen, doch kam es zu keinem Kampfe, sondern zu einem friedlichen Austrag in Sedletz. Deßen zwei Hauptpunkte bestanden darin, das der Markgraf für die nächsten fünf Jahre Vormund des Königs und Regent von Böhmen wurde und zwischen dem jungen Könige und dessen Schwester einer-, sowie zwischen den Kindern des deutschen Königs, Guta und Rudolf, andrerseits eine Doppelheirat stattfinden sollte. Was aber hinsichtlich des Unterhaltes der Königin ausgemacht worden, ist unbekannt, vielleicht sollte es deshalb bei den Bestimmungen des früheren Vertrages Kunigundens mit Rudolf verbleiben[88]).

Die erwähnte Doppelheirat wurde darauf im December 1278 trotz dem Kindesalter der vier Brautleute zu Iglau vollzogen. Aber die Rivalität zwischen der Königin, welche auch nach dem Sedletzer Vertrag sich nicht zu einem zurückgezogenen stillen Leben wird haben bequemen mögen, und dem Markgrafen, welcher die ihm zugesicherte Stellung redlich ausbeuten wollte, führte bald zu neuen Konflikten. Denn es heißt, daß die Königin im Verein mit den Baronen sich gegen den Brandenburger auflehnte[89]); Grund genug, daß jetzt dieser sich der

---

84) „Possessiones et redditus in vicem et locum donationis nobis factae propter nuptias a praedicto nostro quondam domino et marito liberaliter assignavit" (sc. Rudolfus) — sagt Kunigunde in ihrem Revers; Boczek, Mähren ꝛc. p. 57, N. 10 nach Bodmann, Cod. epist., p. 109. Mittelst dieses Reverses unterstellte sie sich auch der Gerichtsbarkeit des im Brünner und Znaimer Kreise waltenden Bischofs Heinrich von Basel.

85) Bodmann, Cod. ep. p. 105, N. 94. Boczek, Mähren ꝛc., p. 55, N. 9, welch letzterer diese Urkunde erst in den December 1278 gesetzt haben möchte. Trotzdem nun Palacky, Gesch. II. a. 293, Note 380, diesen Irrtum berichtigt hat, setzt Lorenz, Deutsche Gesch. II. 247 die Verschreibung Troppaus doch auch wieder nach dem Sedletzer Vertrag. Als Herr von Mähren verfügte Rudolf auch über das Land Troppau; Dudik, Staatsrechtl. Stellung d. Herzogt Troppau, S. 18.

86) Ein „Leben" dieses Niklas in der „Illustr. Chron. v. Böhmen" II. 567—572. Verläßlicheres jedoch über denselben von Kopetzky im 41. Bd. des Arch. f. öster. Gesch.; wo auch (S. 5) gegen Palacky (Gesch. II. a. 181) die Abstammung von einer Chuenringerin Agnes mit Recht als problematisch hingestellt wird. Uebrigens ist sowohl Kopetzky (S. 8.) als auch Dudik (a. a. O. S. 17) der Ansicht, daß das Land Troppau dem Niklas nur als eine Art Appanage angewiesen worden.

87) Lorenz a. a. O.

88) Vergl. Palacky a. a. O. S. 296.

89) Annal. S. Rudberti Salisb. ad a. 1279 ap. Pertz, SS. IX. 805.

Burg und Stadt Prag sowie auch der königlichen Kinder und Schätze [90]) bemächtigte und endlich die Königin selbst, um sie für sich möglichst unschädlich zu machen, in der Nacht auf den 25. Jänner des Jahres 1279 [91]) gefangen setzen und mit ihren Kindern auf die Burg Bösig abführen ließ. Dort unter Bewachung der „fremden wüthigen Deutschen" soll es Kunigunden nicht zum besten ergangen sein; allein die Feder, welche hauptsächlich die „Leiden" der königlichen Frau der Nachwelt überliefert hat, ist leider von einer Hand geführt worden, deren Eigentümer mit deutlich ausgesprochener Abneigung gegen die Deutschen erfüllt war. — Zwar erbaten auf dem nächsten Landtag die Barone von dem Markgrafen, welchem sie bei dieser Gelegenheit den Treueid schwören mußten, daß er Mutter und Sohn wieder nach Prag zurückbringen lassen solle, allein der Vormund hielt nicht, was er versprochen haben soll. Indeß scheint man es mit der Einschließung auf dem Bösig nicht gar so erschrecklich genau genommen zu haben. So ist erweislich, daß die Königin am 12. Februar sich in Prag aufhielt [92]), und am 23. April gestattete ihr der markgräfliche Wächter, der Burggraf Hermann, das nachbarliche Freistadt zu besuchen, dann nach einigen Tagen Münchengrätz, hierauf auch ihre Leibgedingstadt Melnik und endlich wiederum Prag, jedoch immer ohne die beiden Kinder. In der Hauptstadt, wohin sie vorgeblich zum Besuche ihrer Schwägerin der Prinzessin Agnes gegangen war, stellte sie sich, als ob sie nach Mähren abgehen wolle, um den Exequien für ihren Gemal beizuwohnen, deßen Leiche um Ostern (2. April) nach Znaim gebracht worden war [93]), wandte aber, in Mähren angekommen, ihre Schritte nach Troppau und entgieng so der Gewalt des Markgrafen Otto. „Zuweilen sind Lügen nützlich, denn zu täuschen in dem, was nicht den Glauben angeht, ist entweder keine oder doch nur eine kleine Sünde", sagt der würdige Annalist [94]), besonders hätte er hinzufügen können, wenn der Getäuschte ein Deutscher ist. Es war der Königin nicht würdig also zu handeln, nicht als ob sie auf den Markgrafen, ohne deßen Bewilligung ihr die erwähnten Ausflüge kaum gestattet worden sein mögen, gewißenhafte Rücksicht hätte nehmen sollen, sondern sie durfte nur nicht einen solchen Vorwand gebrauchen und — ihre beiden Kinder den „deutschen Wütherichen" ganz allein überlaßen.

Kunigunde floh also zunächst nach Mähren, um hierauf ihren Weg in ihr Leibgeding Troppau zu nehmen, wohin sie von vielen ehemaligen Waffengefährten ihres Gemals begleitet wurde [95]). Dort war sie jetzt vornehmlich bemüht, sich den Besitz des Landes zu sichern, und zu dem Ende auch mit dem Herzoge Wladislaw von Oppeln ein Bündnis zu gegenseitigem Trutz und Schutz abschloß [96]). Es läßt sich aber fast mit Gewisheit behaupten, daß schon damals — im Sommer 1279 — sich auch Herr Zawisch von Falkenstein in ihrem Gefolge befunden hat [97]). Uns ist es nun unmöglich zu glauben, daß dieser Mann

90) „Ad civitatem Pragensem se transtulit (marchio), liberos nostros illustres, universa exenia nostra, civitatem et castrum in suam temere redigens potestatem", schreibt die Königin an Rudolf. Boczek, Mähren ꝛc. p. 60, N. 12, nach Bodmann p. 108.

91) Palacky a. a. O. S. 299.

92) Boczek, Cod. dipl. IV. 221, N. 160.

93) Annal. S. Rudb. Salisb. ap. Pertz, SS. IX. 805.

94) Annal. Prag. ad a. 1279, ibid. p. 199—200. Ueber den „furor nimius sicuti mos est Theutonicorum" ibid. p. 201.

95) Kopetzky a. a. O. S. 9.

96) Boczek, Mähren, p. 64, N. 15.

97) Das Chron. Aulae Regiae (Dobner, Mon. Boh. V.) beginnt seine Erzählung, soweit sie für dieses „Leben" in Betracht kommt, allerdings mit dem zweiten Zuge der Königin nach Mähren (1281, etwa im ersten Viertel), allein es sagt dann gleich selbst wiederum: „Hic (Zawissius) rege Ottakaro defuncto Chunigundam reginam in Moravia manentem adiit" etc. cap. 16, p. 49.

und die Königin gegenüber dem Andenken des so tragisch unterlegenen Königs sich bisher gar nichts vorzuwerfen gehabt haben sollten; denn wie hätte Zawisch bei seinen Antecedentien sich sonst in die Nähe Kunigundens wagen dürfen, auf welche er jetzt um so weniger einen Eindruck hätte machen können, je mehr sein Charakter durch die Makel des Verrates verunstaltet war. Wir wiederhohlen daher noch einmal: die Ehre der Königin mußte bisher nicht gerade so befleckt worden sein, um zur schlimmsten Deutung zu berechtigen; aber Kunigunde war auch nimmer ganz schuldlos und sie hatte die Leidenschaft für den Mann, welcher so wesentlich zum Sturze Ottokars beigetragen, bisher wohl nur mühsam zurückgehalten, um Zucht und Anstand nicht so zu sagen mit der Faust in's Gesicht zu schlagen. Jetzt ließ sie derselben bald öffentlich die Zügel schießen und that damit einen Schritt, welcher ihr kaum zu innerem Glück und Frieden verholfen haben konnte, jedoch um so mehr bewirkte, dem Manne ihrer zweiten Wahl, welcher eben hiedurch zu ungewöhnlicher Höhe emporstieg, einst einen um so tieferen Sturz zu bereiten.

Ihre Residenz hatte die Königin auf dem Schloße Grätz bei Troppau aufgeschlagen [98]). Als „Herrin des Landes Troppau" bestättigte sie da am 31. August eine Schenkung ihres seligen Gemals an die Stadt Jägerndorf [99]). Unter denen, welche hier ihren neuen Hof bildeten, gab es aber bald keinen Ritter, welcher wie Zawisch der Königin bereiter zu Diensten stand oder mit dem sich dieselbe vertraulicher unterhielt als wie mit eben demselben Herrn Zawisch. Der scheint nun allerdings anfänglich bloß sich mit der Hoffnung getragen zu haben, mit Hilfe der königlichen Gunst leichter wieder zu seinen konfiscirten Gütern zu gelangen; doch klug, wie er war, entdeckte er bald, daß er ein viel höheres Ziel sich stecken dürfe. Die Leidenschaft, welche er der Königin schon lange eingeflößt haben mußte, brannte jetzt lichterloh; Kunigunde verzieh aus ganzer Seele, worin sich Zawisch gegen Ottokar vergangen hatte, zeichnete ihren Liebling vor allen Hofleuten aus und ernannte ihn zu ihrem Burggrafen auf Grätz [100]). Der Umgebung mochte solche Liebesbrunst wohl ungeheuerlich genug erscheinen und sie und das Volk konnten solche daher nur als Wirkung unnatürlicher Kräfte ansehen. Mit Hilfe der schwarzen Kunst wäre dem Zawisch diese Eroberung gelungen, berichten die Quellen [101]), welche eben wohl nur die Ansicht wiedergeben, die damals im Volke über dieses jedenfalls sonderbare „Verhältnis" verbreitet war. Aber dem kühnen Witigonen, welcher mit solchem Erfolge zur Witwe des „goldenen Königs" aufgeblickt hatte, genügte nicht mehr die einfache Eroberung, sondern er wollte dieselbe auch durch ein förmliches Ehebündnis besigelt wißen. Und weil nun einmal der Teufel mit im Spiele, mußte auch das gelingen. „So stellte Zawisch die reine Kunigunde bloß und befleckte er das Bett des sel. Königs der Böhmen" [102]) — sind die Schlußworte des Königssaaler Abtes über diese Mesalliance, wie wir dergleichen heute zu benennen pflegen. Dieselbe Ansicht wird auch nachmal am Hofe König Wenzels die herrschende gewesen sein und läßt uns zugleich leichter begreifen, warum man schließlich mit Zawisch gar so streng ver-

98) In neuerer Zeit als Aufenthaltsort des im J. 1848 in Frankfurt a. M. so grausam ermordeten Fürsten Felix Lichnowsky wie auch seiner ebenso schönen als geistreichen Freundin der Herzogin Dorothea von Sagan wieder bekannter geworden.

99) Boczek, Mähren, p. 61, N. 13.

100) Zauissius noster purcrauius de Gredez — als Zeuge einer Urkunde der Königin für den Johanniter-Orden ddto. Leobschütz . . . . 1281. Boczek, Cod. dipl. IV. 264, N. 199.

101) Nämlich der sog. Voltmar und die Königssaaler Chronik.

102) Chron. A. R. c. 16. „Sawischius mundam sic prostituit Chunigundam, Defunctique thorum maculat regis Bohemorum."

fahren ist. Aber nicht bloß im Heimatlande sprach man von dieser Ehe in abfälligem Sinne sondern auch auswärts:

Ihr edel und ihr hoch Geburt
Da dacht' sie nimmer d'ran,
Da sie ihren Suppan
So herzlichen minnt.
Ei wie sie sich versinnt,
Daß sie den Bauern je genam,
Der ihr zu der Eh' nicht zam —

singt etwas derb der steirische Reimchronist Ottaker [103]), welcher übrigens das Entstehen des Liebesbundes zwischen Kunigunde und Zawisch in lebhaften Farben und mit dramatischer Lebendigkeit zu schildern verstand, was dem gewaltigen Versschmied zur Ehre gereicht und ihn auf dem Gebiete der „süßen Minne" als ziemlich kundigen Mann erscheinen läßt [104]).

Wenn die Königin, als sie Herrn Zawisch ihre Hand gab, hiebei auch den Gedanken hegte, mit ihm einen starken Arm zu gewinnen, welcher sie insbesondere in dem Besitz des Landes Troppau schützen sollte, so hätte sie sich hierin allerdings nicht getäuscht, wiewohl der schließliche Erfolg sich auch hier gegen beide aussprach. Denn Zawisch war nicht bloß ein kluger, sondern auch ein tapferer Mann und so blieb er nicht zurück, als es galt die im Sommer 1279 in Mähren eingefallenen Kumanen aus dem Lande zu vertreiben [105]). Schwieriger war es, sich gegen den Bastardsohn Ottokars, gegen den Herzog Niklas zu behaupten, als derselbe aus der ungarischen Gefangenschaft zurückgekehrt war und seine sichei schon seit dem Jahre 1269 zu Recht bestandenen Ansprüche auf Troppau zur Geltung bringen wollte. Daß Kunigunde dieses Land jetzt inne hatte, war allein schon hinreichend, um sie mit Niklas zu verfeinden, und sie brauchte nicht erst noch daran zu denken, dasselbe jenem Kinde zuzuwenden, welches sie bald dem Zawisch geboren und das, wie wir gleich bemerken wollen, auf den Namen Johann getauft worden [106]). Natürlich übertrug sich diese Feindschaft auch auf den neuen Gemal der Königin, einmal als den Vertheidiger der Gerechtsame derselben, und wenn schon diese in ihrer Leidenschaft den Verrat Zawisch's übersehen hatte, so mochte der natürliche Sohn Ottokars um so tieferen Haß und Abscheu gegen den Unglücksbringer seines Vaters im Herzen tragen. — Während aber hier um den Besitz des Fürstentums Troppau gerungen ward [107]), war das nachbarliche Böhmen noch immer von einem Bürgerkrieg der schwersten Art heimgesucht. An diesem Bürgerkriege hatte sich vor seinem Zuge nach Mähren auch Herr Zawisch betheiligt und seiner Feindseligkeit gegen den Markgrafen und deßen national gesinnte Partei durch Verwüstung von Goldenkron und Budweis

---

103) Pertz, SS. III. cap. 176, p. 167.

104) A. a. O. c. 176—178, p. 167—169. Da findet man auch schon ein treffliches Seitenstück zu den volkstümlich gewordenen Versen:

„Mein Herz, ich will dich fragen,
Was ist denn Liebe? sag'!
Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag" —

unseres erst kürzlich verstorbenen Friedrichs Halm (Freiherr Münch-Bellinghausen) in den allerdings minder wohlklingenden Reimen Ottakers:

„Wann ich (die Minne) aus virn mach drew,
So daz der man und daz weib
Zwo sel werdent und ain leib." (Im 177. Kapitel.) Ließe sich also das Wort „nichts neues unter der Sonne" mit Recht nicht auch auf die Dichtkunst anwenden?

105) Boczek, Mähren, S. 28, nach Pessina.

106) Chron. A. R. c. 16, p. 49. Ottakers Reimchr. c. 179, p. 169, nach welcher letzteren Quelle diesem Söhnlein die Markgrafschaft Mähren hätte zugewendet werden sollen.

107) In einer Urkunde aus dem J. 1281 (jedoch ohne Tagesangabe) erscheint die Königin noch immer als Herrin von Troppau.

Ausdruck gegeben, wie wir schon oben gezeigt haben. Es war ein Krieg aller gegen alle, in welchen einzugreifen endlich auch der römische König genötigt worden war, den wir daher im Herbste des Jahres 1280 durch fast eilf Wochen mit einem Heere in Böhmen weilend finden, von deßen Unternehmungen jedoch keine Nachrichten auf uns gekommen sind. Wahrscheinlich die Erschöpfung aller Partheien und die damal drohende Hungersnot führten am 25. November vorläufig zu einem Waffenstillstand zwischen dem Markgrafen Otto und den gegen ihn in Waffen stehenden Baronen [108]). Der Landtag, welcher darauf zu Weihnachten begann und bis Neujahr währte, brachte dann dem Lande endlich den schon so lange entbehrten inneren Frieden. Hiebei haben wir nur zu bemerken, daß die mancherlei Verhandlungen, welche im Ausgang des Jahres 1280 zu Prag gepflogen wurden, zum Theile die Herrn von Troppau betrafen. Kunigunde war zu diesem Behufe nach Prag gekommen und hatte sich wegen ihrer Ansprüche an den Markgrafen namentlich hinsichtlich ihres Leibgedinges [109]) dem Urtheile eines Schiedsgerichtes unter der Obmannschaft des Bischofs Tobias von Prag unterworfen [110]), worauf der Markgraf eben diesem Bischof und dem Landes-Oberstkämmerer Diepolt von Riesenberg als den Landesregenten in seiner Abwesenheit [111]) den Auftrag gab, der Königin jährlich 1200 Mark auf die Münz- und Zollgefälle anzuweisen [112]). Herr Zawisch, von welchem in den Berichten über alle diese Verhandlungen keine Rede ist, dürfte auch kaum mit der Königin nach Prag, wo er aus mehr denn einem Grunde eine persona ingrata gewesen wäre, gekommen, sondern in Mähren zurückgeblieben sein.

Dorthin ging nun auch wieder die Königin, genötigt durch den Mangel an Lebensmitteln, welchen die in Böhmen fürchterlich wüthende Hungersnot zur Folge hatte [113]). Sie verblieb in Mähren, beziehungsweise im Troppauischen bis zu der Zeit, als der junge König Wenzel die Regierung wenigstens nominell übernommen hatte; es ist jedoch unbekannt, wo sie ihre Residenz dort aufgeschlagen. Einmal begegnen wir ihr in Begleitung ihres „Grätzer Burggrafen" Zawisch in Leobschütz; [114]) über diesen aber wird von den Quellen nichts weiter berichtet bis zu dem Zeitpunkt, da er von dem Könige vollkommen zu Gnaden aufgenommen und als Stiefvater anerkannt ward. Solches geschah nun im Jahre 1284. Kunigunde, welche sich drei Jahre zuvor für das zerstörte Cistercienserstift Goldenkron bei dem Generalkapitel des Ordens dahin verwendet hatte, daß Goldenkron aus dem Verbande mit seinem Mutterstift Heiligenkreuz in Niederösterreich entlassen und dem Kloster Plaß untergeordnet werde, was auch wirklich geschah [115]), wagte es im beschämenden Gefühle ihrer zweiten Wahl anfänglich nicht sich ihrem Sohne zu nahen, welcher am 24. Mai 1283 seinen festlichen Einzug in Prag gehalten und die Regierung des Landes wenigstens dem Namen nach angetreten hatte. So suchte sie ihn also erst auf brieflichem Wege zu besänftigen, und da der Knabe in König Wenzel noch immer den Herrscher überwiegen mußte — er war

---

108) Annal. Prag. ad a. 1280 ap. Pertz, SS. IX. 196—197. Heinrici Heimburg. annal., ibid. XVII. 717.

109) Hatte Troppau vielleicht keine Rente von 3000 Mark abgeworfen?

110) Boczek, Mähren, p. 80, N. 24, aus der Handschrift N. 526 der Wiener Hofbibliothek, bloß mit „Datum in Praga etc."

111) Palacký, Gesch. II. a. 303.

112) Boczek a. a. O. S. 81, N. 25, aus demselben Codex mit Jahrzahl 1281. Das „solidioris dilectionis" und „solido in amore" in diesem Vertrage zwischen der Königin und dem Brandenburger scheint mir durchaus keine Anspielung auf Kunigundens Beziehungen zu Zawisch zu enthalten, wie doch eine solche Boczek S. 40 herauslesen gewollt.

113) Chron. A. R. c. 16, p. 49.

114) S. Anmerk. 100.

115) Goldenkr. Urkdb.

ja erst 12 Jahre alt — der König auch sich stark nach dem Anblick der wiewohl schuldbeladenen Mutter sehnen mochte, so war leicht alle Schuld übersehen und der Sohn lud seine Mutter ein zu ihm zu kommen [116]). Wir wissen nun, daß Wenzel II. am 6. November 1283 zu Brünn den Pflichten seines königlichen Amtes oblag [117]), und so mag vielleicht um diese Zeit die seit ihrer Trennung am Bösig erste Zusammenkunft Kunigundens mit ihrem königlichen Sohne stattgefunden haben. War sie aber nicht schon früher mit ihm zusammengetroffen so folgte sie ihrem versöhnten Sohne nunmehr auch nach Böhmen; doch Zawisch blieb zurück, und in festen Plätzen verborgen unternahm er es vorerst, durch Briefe und Boten seine Rehabilitation im Heimatlande einzuleiten. Es wird auch erzählt, daß er nach Böhmen nicht gehen wollte, weniger aus Scheu vor der königlichen Ungnade als vielmehr aus Furcht vor dem Zorn der böhmischen Barone. Nicht alle diese Herren waren ihm jedoch abgeneigt, sondern wahrscheinlich nur die, welche ehemals so fest zu dem Regenten aus Brandenburg gehalten hatten [118]). Die Königin nun und die dem Zawisch befreundeten Barone, darunter die zu seinem Geschlechte gehörigen Herren Hojer vom Lomnitz, Heinrich von Rosenberg, der Sohn des schon bekannten Wok, Ulrich von Neuhaus, Sezema von Stráž und endlich sein eigener Bruder Witigo von Krummau, dann sein Schwager Hroznata von Husitz, Hartmann von Duba, Jaroslaw von Sternberg, Hinko von Lichtenburg, Albrecht von Seeberg, Mutina von Kostenblatt, Andreas von Amschelberg, Poto von Mschen, Wilhelm von Miltschin, Poto von Potenstein, Soběhrd von Lititz und Holen von Wildenstein [119]) vereinten sich in dem Streben, den jungen König dem Stiefvater mild zu stimmen. Wie hätte nun der Knabe, welchem gewiß noch keine allzu große Dosis Verstand beschieden war und dem daher auch so mancherlei dem Zawisch abträgliche Reflexionen fern bleiben mußten, sich seiner Bedränger erwehren sollen? Was vorauszusehen war geschah; all' die schwere dem Reiche angethane Unbill wurde dem Zawisch huldvollst nachgesehen und er selbst an den königlichen Hof berufen — etwa im Spätherbst des Jahres 1283 [120]). Wie er aber hier auftrat, war weniger dem Ernste des Augenblickes angemessen denn seinem eigenen Charakter: er gebärdete sich nämlich recht demutsvoll [121]). Doch lag schon in diesem Momente dem kühnen Manne nichts ferner als Demut; sofort nach seiner Aussöhnung mit dem Könige bestimmte er allein die Situation, führte er rücksichtslos durch, was er in seinen mährischen Schlupfwinkeln schon längst geplant haben mochte. Nur der Stiefvater des Königs konnte für diesen regieren und während er denselben, welchem es bei seinem Alter auch so lieber sein mochte in allerlei Spielen unterrichtete, schaltete und waltete er im Königreiche als Gebieter. Und es war ihm um das Wesen der Macht, nicht um irgend eine Form derselben zu thun. Ohne daher den Titel eines Obersthofmeisters zu führen [122]), war er doch in der That ein solcher, und zwar in viel weiterem Sinne, als welchen wir heute dieser Würde beimessen, und so hatte er es strenge genommen in der Titulatur nie weiter als zum Titel eines Burggrafen auf Falkenstein, später auf Grätz gebracht. Auch die wichtigsten Landesämter besetzte er mit den verläßlichsten Freunden: Hojer von Lomnitz ward Oberstkämmerer, der eigene Bruder Witigo von Krummau Unterkämmerer und Hroznata von Husitz

116) Chron. A. R. c. 17, p. 50.
117) Boczek, Mähren, p. 44. Auch in deßen Cod. dipl.
118) Chron. A. R. c. 17.
119) Diese Herren hielten nämlich zu Zawisch, wie aus den weiter unten citirten Urkunden aus dem J. 1281 hervorgeht.
120) Die Waffenstillstands-Bedingungen von 1284 reichen nämlich bis Martini 1283 zurück.
121) Chron. A. R. c. 17, p. 50.
122) Curam sibi curiae assumpsit — Chron. A. R. c. 18, p. 50. Und ebendas. p. 56: regiae dispensator curiae. Aber Palacký II. a. 318 nennt ihn geradezu „königl. Oberstthofmeister."

Burggraf zu Prag. Auf diese Weise gebot er ebenso sicher über das Landrecht als über die königlichen Finanzen und die Hauptstadt. Alles, was an den König gelangen sollte, mußte so zu sagen durch die Hand des Zawisch gehen, und während der König zum Schweigen verurtheilt war, seinem Alter angemessen füglich auch nichts Besseres thun konnte, leitete der Stiefvater die Geschäfte des Staates, wachte er über alles, ordnete er alles und befahl eben derselbe allen; der ganze Hof mußte sich seinem Belieben fügen, und bald war nicht der junge König der, welcher gefürchtet wurde, sondern der fast allmächtige Zawisch, welcher mit so demütiger Ergebenheit an den Königshof gekommen war [123]).

Ein Mann von der ausgeprägten Verstandesrichtung des Herrn von Falkenstein hätte es als eine Dummheit angesehen, Gegner, an denen es wahrlich nicht gefehlt und deren insbesondere jeder Glückspilz naturgemäß viele zählen muß, mit Schonung zu behandeln. Dieselben mußten also weichen, was freilich nicht ohne Widerstand vor sich ging, um Zawisch und seinen Kreaturen Platz zu machen. Die namhaftesten unter ihnen waren Burkart von Winterberg, sonst von Janowitz und früher auch von Klingenberg genannt, der vor Zawischs Berufung an den königlichen Hof die Rolle innegehabt [124]), welche nunmehr der schlaue Witigone spielte, Zbislaw von Trebaun, welcher vom Oberstkämmereramte, und Zdislaw von Löwenberg, welcher vom Prager Burggrafenamte hatte weichen müssen. Sonst standen noch auf Seite dieser letzteren Parthei Sezema von Kraschow, Tobias von Bechin, Benesch von Wartenberg, Bohuslaw von Klingenberg, Hermann von Hohenberg und Tobias von Klingenberg, welche Namen mit den schon vorhin erwähnten beweisen, daß das Wohl und Wehe des Landes damals in der Hand weniger Familien lag. Indem aber beide Partheien sich zum Kriege gegen einander rüsteten und insbesondere durch Anlegung neuer Festen ihre Stellung zu sichern bestrebt waren, gelang es dem Schwiegervater des Königs, der immer wieder wohlthätig eingriff, wenn wüster Partheihader das Land an den Abgrund zu bringen drohte, um den 1. Februar einen Waffenstillstand bis zur nächsten Pfingstoktav (4. Juni) zu vermitteln. Die Bedingungen, unter welchen derselbe zu Stande kam, lernen wir aus der königlichen Verschreibung kennen, welche der Gegenparthei gegeben worden. Darin verpflichtete sich der König für sich und seine Anhänger, d. i. für die Parthei des Zawisch, in dessen Händen seine Macht nun lag, den Waffenstillstand getreulich zu beobachten, doch müßten die Gegner bis Mittwoch nach dem weißen Sonntag (19. April) gleichfalls ihre hierauf bezüglichen Reversalien von sich geben. Würde der Waffenstillstand auf königlicher Seite verletzt, so müßte der königliche Truchseß Hartmann von Duba mit noch anderen in Prag Einlager pflegen und vor vollkommener Genugthuung sich nicht entfernen. Auf der Gegenseite hätte das Einlager durch Herrn Burkart von Winterberg mit entsprechender Anzahl von Partheigenossen vollzogen zu werden. Jene Festen, welche seit vorigem Martinitag errichtet worden [125]), könnten bestehen bleiben, es dürfte aber während des Waffenstillstandes keine neue Feste errichtet oder eine schon längst bestehende abgebrochen werden. Während derselben Zeit dürfen die Besitzer von königlichen Burgen und Lehen (beneficia) hierin nicht beschwert werden, aber die, welche solche Güter oder Klostergüter und fremde Güter überhaupt erst seit letztem Martinitag occupirt hätten, müßten dieselben sofort resigniren [126]). — In diesen Waffenstillstand wurde auf Verwendung namentlich des Abtes von Plaß auch Se-

123) Chron. A. R. c 18, p. 50.

124) Palacký II. a. 315 gibt ihm den Titel eines Oberstthofmeisters und behauptet, daß unter diesem Burkart zum erstenmal das Oberstthofmeisteramt als eines der wichtigsten Aemter im Staate erscheint. „Magister curiae regiae" bei Balbin, Miscell. lib. VIII. 159.

125) In der Formel heißt es irrig: „a festo beati Martini proximo futuro usque ad haec" (nämlich bis zum Datum der Verschreibung).

126) Voigt, Formelbuch des Heinricus Italicus im Arch. f. K. öster. GO. XXIX. 80—81.

zema von Kraschow einbezogen, welcher mit den Tauser Burggrafen Poto von Potenstein und Sobèhrd von Lititz in Fehde lag [127]), und schrieb der König auch den Burggrafen Chunrat (?) und Tobias auf Bechin sowie den Burggrafen Bohuslaw und Tobias auf Klingenberg, daß sie und andere, welche ebenfalls mitzukommen gesonnen wären, sich unter dem sicheren Geleite des Bischofs, wohl des von Prag, an den königlichen Hof begeben könnten [128]). Aber noch vor Ablauf des Waffenstillstandes kam es zu einem Friedensschlusse und beide Partheien gelobten am 24. Mai 1284 zu Prag erstlich dem Könige Treue und Gehorsam, dann Frieden und Eintracht unter einander. Welche Parthei oder Angehörige der Parthei dawider handeln würden, die und diese wären sofort in Acht und Bann verfallen, und zwar sowohl in die des deutschen Reiches, als auch in die des Königs Wenzel, ihre bewegliche und unbewegliche Habe könnte konfiscirt werden vom Könige Wenzel und seinen Erben, niemand dürfte sich verwenden, daß die Eidbrecher diese Habe wieder zurückempfingen und selbst zu Gnaden aufgenommen würden, keine päpstliche oder kaiserliche Intervention sollte da stattfinden können u. s. w. Die Dauer der Verpflichtung zur Beobachtung solchen schweren Eides ward aber bemessen vom nächsten Pfingstfeste (28. Mai) an bis nach Ablauf von vollen vier Jahren, also bis Pfingsten (16. Mai) 1288. Nach dieser Zeit sollte man allerdings von sothaner Verpflichtung frei und ledig sein, hauptsächlich natürlich von den Consequenzen eines etwaigen Dawiderhandelns, aber auch fernerhin gleichwohl Frieden und Eintracht pflegen [129]). So war also die Regentschaft des Zawisch für die nächsten vier Jahre gesichert und für beide Partheien Zeit gewonnen, um Mittel und Wege zu finden, wodurch die Gegner auch dann, wenn der König noch keinen eigenen Willen haben sollte, auf fernere Jahre unschädlich gemacht oder gar beseitigt werden könnten.

Der Sieg der Parthei des Zawisch wäre kein vollständiger gewesen, wenn für das Partheihaupt hiebei nicht eine ganz aparte Ehre abgefallen wäre. Die Macht war ihm unzweifelhaft in die Hände gespielt, nun sollte auch noch der äußere Nimbus dem Werke nicht fehlen. Der Nimbus aber hieß für Zawisch Anerkennung seiner Ehe mit der Königin. Nun war er sehr schlau und der König sehr jung, also war es jenem, der es hiebei nicht an „honigsüßen" Worten hatte fehlen lassen, nicht schwer geworden, die königliche Gutheißung zu gewinnen. Nach dem Dreifaltigkeitstag (4. Juni), demnach bald nach dem feierlichen Friedensschlusse mit seinen Gegnern, beging er ebenso feierlich seine öffentliche Hochzeit mit der Königin, in der Hauptstadt selbst, und hatte damit die höchste Stufe seiner Lebensbahn erstiegen [130]). Schwierig war es sich in dieser Höhe zu behaupten, und um so gefährlicher auch der Sturz, wenn jenes nicht gelang. Es konnte aber nicht gelingen, weil sich Zawisch zu schwer an König Ottokar vergangen hatte und daher früher oder später den Manen desselben zum Opfer fallen mußte. — Vor der

127) Ebendas. S. 82—83.

128) Ebendas. S. 165—166. Nach der Wiener Abschrift des Prager Domkapitel'schen Formelbuches hat diese Formel das Datum „sept. Id. Febr. indict. III.", was auf das Jahr 1283 weist. Es war der König jedoch damal noch nicht in Prag und der Gehalt der Formel weist doch sicher auf 1284 hin. Der Bischof Tobias war ein Bechiner, daher seine Sendung. Die Angabe der Wiener Abschrift, daß die Klingenberger Burggrafen Purchardus und Bouslaus geheißen, ist mit Bezug auf den ersten Namen unrichtig. Die obige Zeitangabe „1. Februar" ist mit Rücksicht auf dieses Schreiben gewählt.

129) Orig. im Wiener Staatsarch. Boczek, Cod. dipl. V. 278. Als Formel bei Voigt a. a. O. S. 44.

130) Chron. A. R. c. 18. In der Cont. Vindobon. ap. Pertz, SS. IX. 173, die Angabe des Tages: post festum trinitatis, jedoch zum J. 1285. Diese Jahresangabe wird aber doch unrichtig sein; denn es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß Zawisch gleich nach dem Siege seiner Parthei auf die königl. Anerkennung seiner Ehe gedrungen haben wird. Zudem war gerade die Ueberhebung, welche in dieser Thatsache lag, Ursache, daß er am 25. Jänner 1285 nicht in Eger einritt.

Hand jedoch und insolange seine königliche Gemalin lebte, durch welche er das Gemüt des Königs ganz in seiner Gewalt behielt, stand für ihn nichts zu befürchten. Die sociale Stellung, welche er errungen, ließ ihn sogar auf seine gewohnte Klugheit vergessen und auf alle anderen von oben herabsehen. Natürlich erregte dieses Benehmen auch den Hochmut seiner Parteigenossen, welche hiedurch zu allerlei bösen Streichen aufgelegt wurden [131]). Und die Gegner? Diese wurden, soweit sie nicht ihren Gelöbnissen vom 24. Mai nachlebten und den Frieden des Landes störten, mit Gewalt unterworfen. So Bohuslaw und Tobias von Klingenberg, deren Burg von Zawisch noch im Laufe des Jahres 1285 erobert wurde [132]), so Sezema von Kraschow, welcher die Befehdung der Tauser Burggrafen und Parteigänger Zawischs, Poto von Potenstein und Sobèhrd von Lititz, nicht einstellen wollte. [133]) Aber da er sich so seiner Macht bediente, traf ihn schon der erste schwere Schlag. Noch im Winter des Jahres 1285 konnte er seine Gemalin nach Eger begleiten, wo in der Nacht von Pauli Bekehrung (25. Jänner) das Beilager Wenzels und Gutas gefeiert werden sollte. Er selbst aber betrat nicht jene Stadt und hielt sich im Bewußtsein, daß er mit seiner Heirat sich die Ungnade des deutschen Königs zugezogen habe, von den Festlichkeiten des Beilagers fern [134]). Solchen Festtag überlebte die Königin kaum acht Monate mehr; am folgenden 9. September starb sie nämlich [135]), nachdem sie noch früher dem Kinde, welches sie dem Zawisch geboren, „vor Laien und Pfaffen 50.000 Mark fahrender Habe" geschaffen haben soll, welche ihr von Ottokar zu rechter Morgengabe verheißen worden waren [136]). Ob sie das wirklich aus Liebe zu dem Manne gethan, welchem sie ihren guten Ruf zum Opfer gebracht, oder dieser aus Habsucht, wozu in ihm ein unverkennbarer Zug hervortritt, sie zu dieser letztwilligen Verfügung bewogen, wer könnte das nunmehr noch entscheiden? Aber es war gerade dieser Punkt einer von jenen, die den Untergang des Zawisch herbeiführten, weil er sich deshalb berechtigt glauben mochte, die von seiner Gemalin bisher bewahrten königlichen Schätze als Pfand für jene Verheißung zu behalten.

Zawisch war unverkennbar habsüchtig geworden und mußte es füglich, weil ihm diese neue Leidenschaft die Mittel zuwege brachte, sich obenauf zu erhalten. Aber noch ein anderer Beweggrund trat hinzu, welcher ihn zum Gütererwerb trieb. Hatte er sich nämlich eine gewisse Ausnamsstellung in den böhmischen Landen errungen, so sollte dereinst auch sein Sohn eine solche genießen, welcher immerhin ebenso gut oder noch besser schien als Herzog Niklas von Troppau, der Bastardsohn Ottokars II. Vater und Mutter wollten mit diesem Söhnlein hoch hinaus, und wenn gar gesagt wird, daß die Königin um deßentwillen den einzigen recht-

---

131) Chron. A. R. c. 18, p. 52.

132) Occasione obsidionis nostrae coram castro Clingenberch — heißt es in dem Schenkungsbriefe K. Wenzels für das Kloster Michlecke, womit nur das ehemalige Prämonstratenserkloster Mühlhausen (Milewsko) gemeint sein kann, während Voigt, welcher die Formel dieser Schenkung bringt (Arch. f. K. öster. GQ. XXIX. 95—96), auf Michle-Michlowitz rät, was, da ersteres bei Prag und das andere gar in Mähren gelegen ist, beweist, wie Voigt nicht auch nur eine blaße Vorstellung von der Lage der Burg Klingenberg zu gewinnen bemüht war.

133) Palacký, Gesch. II. a. 319.

134) Chron. A. R. c. 19 behauptet, daß Z. „pro praesumptione sua" d. i. wohl durch die Heirat oder die Anmaßung der Regierung oder durch beides zugleich in Ungnade geraten. Das wäre also doch ein gewichtigerer Grund, als bloß „ceremonielle Verhältnisse" (Lorenz a. a. O. S. 505, Note 3), welche Z. am Betreten der Egerstadt gehindert hätten.

135) Die sonst gut unterrichteten Annal. Heinrici Heimburg. laßen die Königin „in exaltatione sanctae crucis" (14. Sept.) sterben; Pertz, SS. XVII. 718. Ich habe mich oben an Palackys Angabe II. a. 322 gehalten.

136) Reimchronik Ottokers c. 207, p. 188.

mäßigen Sohn ihres ersten Gemals hinopfern gewollt [137]), so sind wir wohl allerdings nicht geneigt, solches glaubhaft zu finden, werden es aber immer als einen Nachhall dessen ansehen, was man im Volke über diesen Gegenstand gesprochen oder für möglich gehalten hat. Hatte Kunigunde übrigens für ihren zweiten Sohn durch das erwähnte Legat schon gut gesorgt, so ließ es jetzt dessen Vater nicht weniger an gleicher Sorge ermangeln. Noch im Todesjahre der Mutter mußte der König ihm und dem Halbbruder Johann sowie den Erben dieses Johannes „die Stadt Politz [138]) mit allen zu dieser Stadt gehörenden Dörfern und Gerechtsamen, überdies die Burg Landsberg und die Stadt Landskron, sowie alle zu Landsberg und Landskron gehörigen Städte und Dörfer, welche Ulrich von Dürrenholz und Hermann von Ostej vormals in jenem Bezirke innegehabt, mit Feldern, Wäldern, Wiesen, Bergen, Gewässern, Flüssen und allen anderen Rechten und Freiheiten, welche zu vorgenannter Burg, Städten und Dörfern gehörten, geben, verleihen und schenken, von ihm, dem Sohne Johann und den Erben dieses mit Erbrecht und immerdar zu besitzen“ [139]). Die Schenkung sollte Dauer haben, und so wurde sie zu Prag auf das feierlichste vollzogen, auch mit einer reichen Menge von Zeugenschaften versehen, darunter wir sogar zwei ehemalige Gegner finden. Nennen wir diese Zeugen, weil man hieraus am besten entnehmen kann, auf welche Personen und Familien Zawisch die Macht, welche sich in seiner Person koncentrirt hatte, vertheilt hatte. Zunächst sehen wir da seinen eigenen Bruder noch immer auf dem Posten des Unterkämmerers, aber merkwürdig, Herr Witigo benannte sich nicht mehr von Krummau, sondern von Frauenberg; es war demnach bei dem Goldregen, welcher sich über Zawischs Sippen und Freunde ergoß, nachdem der Partheichef Regent des Landes geworden, eines der schönsten Krongüter — denn ein solches war Frauenberg — für Herrn Witigo abgefallen. Wir werden aber diesem Frauenberg noch einmal in unserer Erzählung Aufmerksamkeit schenken müßen und es als bedeutungs-, will sagen verhängnisvollsten Ort in Zawisch's Leben hinstellen. Neben diesem Witigo schnitt sein Rohr im Bereiche des Oberstkämmereramtes der Sippe Hojer von Lomnitz, und Herr Heinrich von Rosenberg konnte wenigstens schauen, daß nicht bloß sein Vater Wok königlicher Geschenke und Auszeichnung würdig gewesen. Boleslaw von Smečno trit uns als oberster Landrichter, Hroznata von Husitz der Schwager [140]) und Wilhelm von Miltschin als Prager Burggrafen, Hinko (sonst Hartmann) von Duba als königlicher Truchseß, Zdieslaw von Sternberg als oberster Schenk im Königreiche entgegen. Beneda von Trebel hatte damals das Burggrafenamt auf Pfraunenberg inne; Boleslaw von Bor war Kämmerer der Pilsner Župa, Benesch von Kostenblatt fungirte als Burggraf auf Kamenetz (in Lapide), endlich Poto von Potenstein und Sobiehrd von Lititz als Burggrafen zu Taus. Sonst erschienen noch bei diesem Schenkungsakte als Zeugen und demnach wohl

137) Zu welchen schlimmen Dingen das Volk die Königin geneigt glaubte, ersieht man aus der Erzählung des Fürstenfelder Mönches über des jungen Königs angebliche Vergiftung. Böhmer l. c. p. 9. Oefele p. 532 Vergl. Ottakers Reimchr. c. 179, p. 169. und oben Anmerk. 106. Gegenüber solchen Nachrichten wird ein etwaiger Anwalt Kunigundens immer einen schweren Stand haben.

138) Palacký, Gesch. II. a. 327, Anmerk. 422, hält dieses P. nicht für Herrschaft und Stadt P. im königgrätzer Kreise, sondern für eine längst verschollene alte Stadt im Chrudimer Kreise bei Polička. Tobias von Bechin, einer der Gegner des Zawisch, war wenigstens im J. 1284 und dann wahrscheinlich nur mehr im ersten Viertel dieses Jahres k. Hauptmann und Župan auf Politz. Voigt a. a. O. S. 156—157 hat aber den Mann unter Berufung auf Palacký II. a. 330 zum Bischof von Prag gemacht!

139) Abschrift im böhm. Museum aus dem Orig. im Wittingauer Archive, welches Original im 16. Jhdt. zum Einband eines Zinsbuches verwendet wurde. Der letzte Archivar der Herren von Rosenberg, W. Březan, hat diese Urkunde vor ihrem völligen Untergange bewahrt.

140) S. Anmerk. 52.

Freunde und Gönner des Herrn von Falkenstein: Hinko von Liechtenburg, Albrecht von Seeberg, Albrecht von Leschan, Benesch von Kolditz, Protiwa von Rosenthal und — Burkart von Winterberg sowie Zbislaw der Hase (von Trebaun), welche zwei Männer vor Zawisch's Erhebung bekanntlich die höchsten Posten bekleidet hatten und daher innerlich wohl deßen bitterste Feinde geblieben waren. Bezüglich des letzteren ist solches ganz gewis; sonst mochten die Gegner abseits und in stillen Winkeln immerhin über den Nepotismus und die Partheibereicherung grollen, welche sich am königlichen Hofe jetzt geltend machten, hatten sie doch noch nicht alles gesehen, was der mächtige Witigone auch nach dem Tode seiner königlichen Gemalin noch durchzusetzen vermochte. Vergeßen wir es aber nicht, es war doch nur ein schwacher Knabe, welcher alle seine Handlungen sanktioniren mußte. Die Jugend jedoch und die Unerfahrenheit des Königs, welche eben deßen Schwäche bildeten, hatten auch verschuldet, daß es in dem nachbarlichen Mähren nach dem Aufhören der Rudolfinischen Occupation wieder etwas wild und unruhig zugieng. Zu dem Partheihader, welcher ohnedies für sich allein das Land genugsam aufregte, gesellte sich dort noch ein sehr bedenkliches Räuber-Unwesen, und da war nun Herr Zawisch allerdings der Mann, welcher, weil er Land und Leute von früher her gut kannte, am ehesten die Ordnung wieder herstellen konnte. So ward also ein Kriegszug nach Mähren beschloßen und wie es scheint noch im Winter von 1285 auf 1286 an die Ausführung geschritten.

Schon am 18. Februar standen Zawisch und sein königlicher Schützling in Brünn, wie aus einer Urkunde Wenzels für das Brünner Frauenkloster Mariazell hervorgeht und welcher Urkunde der Falkensteiner sowie auch sein Bruder Witigo der Landeskämmerer als Zeugen dienten [141]). Außer dem vielen Raubgesindel aber, welches nach dem Abzug der Besatzung des deutschen Königs wieder aus seinen Schlupfwinkeln hervorgebrochen war, benamen sich als die schlimmsten Störer des Landfriedens Gerhart von Obran oder Kunstat und Friedrich von Schönburg [142]), der Eidam des Erstgenannten. Jener ward nun genöthigt, am 28. Februar zu Brünn dem Könige sich zu ergeben und zu geloben, fürderhin demselben treu und gehorsam zu sein, auch nichts mehr zum Schaden des Landes und der Einwohner zu unternehmen. Und er gelobte das nicht nur unter seinem, sondern auch unter dem Sigel anderer Herren, wie des Herzogs Niklas von Troppau und des Zawisch von Falkenstein, welche in dem bezüglichen Urfehdebriefe als erste Zeugen genannt werden [143]). Dann ward auch der genannte Schwiegersohn bezwungen und demselben zwar das Leben geschenkt, doch aber auf Befehl des Königs und gleichsam zu immerwährender Erinnerung an seine Unthaten ihm ein Finger der rechten Hand abgehauen. Sonst ward noch mit einer großen Räuberbande, welche sich im Kloster Raigern festgesetzt hatte, sehr summarisch verfahren [144]). Die Quelle aber, welche uns diese kriegerischen Ereignisse überliefert hat, wird bei Darstellung derselben ihrer Aufgabe, den Apologeten des Königs gegenüber dem Stifvater zu spielen, bis zur Ungerechtigkeit gerecht, denn der Abt von Königssaal läßt wohl den Zawisch bei erwähnten Heldenthaten gegenwärtig sein, weiß aber sie so zu erzählen, daß man das größte Verdienst daran dem fünfzehnjährigen Könige zu vindiciren hätte. Es wird aber solches gleichwohl dem Zawisch zuerkannt werden müßen, welcher damit eine unläugbare Probe staatsmännischen Wesens und noch mehr kriegerischer Energie abgelegt hatte. Sein

141) Boczek, Cod. dipl. IV. 308.

142) Schonburg, Schowenberg, Schomburg, Schaumburg — Chron. A. R. Bei Voigt a. a. O. 104—105, N. 93 & 94: Schonenburk, Schonenburc.

143) Orig. im Wiener Staatsarchive und hieran hängt das hübsche Siegel, welches wir in der artistischen Beilage abgebildet bringen. Boczek, Cod. dipl. IV. 310—312.

144) Chron. A. R. c. 22, p. 58—59.

politisches Geschick zu bekunden, hiezu ward ihm während der mährischen Expedition noch eine andere Gelegenheit geboten. Es war das der zu Brünn erfolgte Abschluß eines Vertrages zwischen seinem Stiefsohn und dem Herzoge Niklas, welcher sich ebenfalls an der ersten kriegerischen Unternehmung seines Halbbruders betheiligt zu haben scheint. Der Vertrag hatte aber das noch immer schwankende Verhältnis des Landes Troppau zum Gegenstande. König Wenzel hatte nämlich seinen Halbbruder in diesem Besitze bisher nicht anerkennen mögen [145]), und da wir Zawisch noch bis in das folgende Jahr hinein seine Stellung am königlichen Hofe behaupten sehen, so wird jener Vertrag wohl nicht ohne seine besondere Ingerenz zu Stande gekommen sein. Damit schwanden jedoch auch seine Aussichten auf die Erwerbung von Troppau für sich oder seinen Sohn Johann, wofern solche Aussichten je bestanden oder nicht schon durch die königliche Schenkung vom 23. Oktober des vorhergehenden Jahres für immer beseitigt worden waren. Der Vertrag selbst dann, womit beide Kontrahenten die schließliche Entscheidung über das Land Troppau freiwillig dem deutschen Könige Rudolf eingeräumt hatten, dürfte im ersten Viertel des Jahres 1287 zu Stande gekommen sein. Alle Zwietracht zwischen den beiden Brüdern wegen jenes Landes sollte nun vorläufig ein Ende haben und versprach der König hierauf für sich und seine Barone und Getreuen überhaupt, vom Datum des gegenwärtigen bis zum nächsten St. Georgstage (23. April) und von da durch drei auf einander folgende Jahre, also bis zum 23. April 1290, dem Herzoge, deßen Gefolge und Habe vollkommene Sicherheit zu gewähren, mag der Herzog nämlich am königlichen Hofe, bei Kriegszügen oder zu anderen Dienstleistungen erscheinen und sich einstellen. Es sollte der Herzog während desselben Zeitraumes das Land Troppau friedlich und in Ruhe besitzen und von allen dahin abzielenden Ansprüchen, dieselben möchten von woher immer kommen, befreit bleiben. Würde der König oder einer der Seinen den Herzog fangen oder ihn des Landes berauben, so hätten der Markgraf Heinrich von Meißen und der Herzog Heinrich von Baiern zwischen ihnen zu richten und eventuell wären der König und die Seinen dem Banne der beiden Landesbischöfe, von Olmütz und Prag, und beide Länder, Mähren und Böhmen, dem Interdict verfallen, bis der Herzog frei und in sein Land wieder eingesetzt wäre. Gefangen aber durch Landeseingesessene oder von solchen einer oder mehrerer Burgen beraubt verfielen diese Übelthäter dem Banne obiger Bischöfe und in königliche Ungnade, daraus sie nicht kommen sollten, bis sie dem Herzog Genugthuung geleistet hätten, und sollte der König in einem solchen Falle mit aller Macht zur Befreiung des Herzogs und zur Restitution der Güter desselben einstehen. Endlich versprach der König dem Herzoge Beistand mit aller Macht gegen jeden Fürsten und jedermann, welcher seinen Halbbruder angreifen würde. Dagegen unterwarf sich der Herzog vollkommen dem Könige und gelobte demselben Treue und Beistand — im Allgemeinen, denn die einzelnen Punkte seiner Gegenverschreibung sind bisher nicht bekannt geworden [146]).

Während seines langwierigen Aufenthaltes in Mähren hatte übrigens noch

145) Vergl. Kopetzky a. a. O. S. 11.

146) Voigt a. a. O. S. 76—79. Weil nach der daselbst gemachten Angabe die Unterwerfungsurkunde des Herzogs Niklas das J. 1287 hat, so versetze ich die königliche Verschreibung ebenfalls in dieses Jahr. Der König war am 25. December 1286 sicher noch in Brünn (Boczek, Cod. dipl.) und mag überhaupt den ganzen Winter über dort verblieben sein. Sein Versprechen hatte dann zu gelten bis zum nächsten Georgstage und von da ab durch drei Jahre. was also beweist, daß der Vertrag nicht lange vor diesem Heiligenfeste, demnach im 1. Viertel des Jahres 1287 zu Stande gekommen ist. Auf das Jahr 1287 wiese auch der Umstand hin, daß drei Jahre später der Herzog als eifriger Bekämpfer der Witigonen erscheint und das Blut des Zawisch gewissermassen für den König auf sein Haupt nahm, um hiedurch die besondere königl. Gunst und damit den weiteren Besitz seiner Herrschaft zu gewinnen. Vergl. aber Palacký II. a. 319 & 311, Note 402, dann Kopetzky a. a. O. S. 11—13.

im Jahre 1286 der König auch mit seinem Schwager, dem Herzoge Albrecht von Österreich, welcher aus unbekannten Gründen die Burg Freistein an der Thaya genommen und zerstört hatte, eine Zusammenkunft gehabt [147]). Vielleicht hing sowohl diese Begegnung als auch erwähnte Burgzerstörung mit der Bewältigung des Räuberunwesens zusammen. — Nach wohl viel mehr als einjährigem Aufenthalte kehrte der König im Frühjahre 1287 wieder in die böhmische Hauptstadt zurück. Hier bekannte er nun urkundlich am 2. Juni, daß er die beiden Dörfer „Scalicze und Krzyd" mit Zubehör allerdings zu einem Seelgeräte für seine Mutter Kunigunde (wahrscheinlich nach Goldenkron?) gewidmet hätte; weil aber diese Dörfer sein „lieber Getreuer" Zawisch von Falkenstein gegen andere Dörfer an Herrn Heinrich von Rosenberg vertauscht hätte, so bestättige er gleichwohl auf Zawisch's Bitten diesen mit seinem Willen erfolgten Tausch [148]). Immerhin wird diese urkundliche Thatsache den Schluß gestatten, daß der König und sein Stifvater noch immer auf gutem Fuße zu einander standen. An diesem Verhältnisse wurde aber auch dann öffentlich nichts geändert, als die Königin Guta im darauf folgenden Monate (4. Juli) ihrem noch immer sehr jugendlichen Gemal, welchem sie schon jetzt seit neunthalb Jahren angetraut war, endlich und für immer zugeführt wurde [149]). Denn aus der Policeigerichtsordnung, welche der König am 4. September 1287 für die Hauptstadt Prag erließ, geht hervor, daß dieselbe namentlich unter Mitwirkung seiner „Räte" Zawisch von (Falkenstein) und Jaroslaw von Sternberg zu Stande gekommen sei [150]). Der letztere hatte noch immer (seit 1284) nicht allein das Landesschenken-, sondern auch das Burggrafenamt von Böttau inne und war von jeher ein Partheigänger Zawisch's gewesen. So sieht man, daß noch im Herbste des Jahres 1287 die Parthei des Zawisch nicht bloß ihre alten Posten inne hatte, sondern auch den alten Einfluß auf die Staatsgeschäfte übte. Die Ansicht, als ob die Entfernung des Zawisch vom königlichen Hofe die conditio sine qua non gewesen, welche König Rudolf gestellt hätte, als er die Tochter nach Böhmen ziehen ließ [151]), wird sich darnach nimmer aufrecht halten laßen. Noch in demselben Monate, in welchem die Prager Policeiordnung erschien, unternahm der König einen zweiten Zug nach Mähren und weilte bis in den Oktober hinein oder noch länger dortselbst und residirte in Olmütz. Es war dieser Zug vielleicht ebenso eine allerdings verspätete Hochzeitsreise, als er den Zweck hatte, ein vom vorigen Jahre übrig gebliebenes Räubernest, welches sich Hohenstein nannte und an der böhmisch-mährischen Gränze lag, auszuheben [152]). Es gibt keine Nachricht, daß Herr Zawisch auch diesmal mit nach Mähren gegangen wäre.

---

147) Heinrici Heimburg. annal. ad a. 1286 ap. Pertz, SS. XVII. 718. Freistein liegt am rechten Ufer der Thaia und im Znaimer Bezirke.

148) Cod. privil. Rosenberg. aus dem 17. Jhdt. fol. 3b, N. 5, im Stiftsarch. zu Hohenfurt. Schon mit Rücksicht darauf, daß in die Richtigkeit der Ueberlieferung jener zwei Dorfnamen Zweifel gesetzt werden können, wäre die Bestimmung der Lage dieser Dörfer eine gewagte Sache. In einer Goldenkroner Urkunde vom J. 1418, welche ich erst jetzt kennen gelernt habe, sind diese Dorfnamen „Stadlecz et Krzida" geschrieben.

149) Lorenz a. a. O. S. 562 in der Note bemerkt gut, daß weil K. Rudolf die Tochter nach dem Beilager im Jänner 1285 wieder mit sich genommen, das nur Folge des physischen Unvermögens Wenzels (derselbe stand damal erst im 14. Lebensjahre) gewesen sein konnte.

150) Voigt, S. 144—147. Der Name des Zawisch wird am Schluße dieser merkwürdigen Ordnung genannt, jedoch in sehr verderbter Stelle: „In quorum statutorum stabilem firmitatem praefati anni unius spatium (das Statut sollte nämlich vor der Hand nur auf ein Jahr giltig sein) inviolabiliter duraturam praesentem paginam continentiae statuta nostris, Zawissii de . ., Jaroslay de Sternberch pincernae Bohemiae et purgravium in Vethau consiliariorum nostrorum, et quia" etc. Palacky S. 321 läßt den Zawisch dieses Statut einführen. Das Datum der Staatsarchivs-Abschrift: Pragae, 1287, pridie Nonas Septembris.

151) Solches behauptet nämlich der steirische Reimchronist, c. 201, p. 183.

152) Chron. A. R. c. 23, p. 59. Die im J. 1286 dem Verderben entronnenen Räuber mußten doch einige Zeit haben, um sich wieder zu sammeln und abermals furchtbar machen zu

Wir sind damit am letzten Lebensabschnitt des merkwürdigen Mannes angelangt. Vorbei war nun die Zeit, wo der königliche Name alle seine Handlungen deckte, wo er des königlichen Schutzes nicht bloß gegen seine Widersacher daheim, sondern auch gegen die in der Ferne sicher war. Hatte doch in jenen beßeren Tagen der König einen römischen Prälaten dringend aufgefordert, Verläumdungen seines Stifvaters, welche an den apostolischen Stuhl gelangen würden, ernstlich zurückzuweisen und für Zawisch so lange einzutreten, bis der König eine feierliche Gesandschaft nach Rom abgehen laßen könnte [153]). Vielleicht darf man solche Aufforderung mit der zweiten Heirat des Falkensteiners in Zusammenhang bringen, zu welcher, weil die erkorene Braut bereits der Welt entsagt hatte, die Genehmigung des päpstlichen Hofes unumgänglich notwendig war. Natürlich werden es vornehmlich politische Gründe gewesen sein, welche Zawisch zu einer zweiten Ehe veranlaßten. Seine Feinde hatten getrachtet, daß die deutsche Königstochter endlich ihrem jugendlichen Gemal zugeführt werde, offenbar in der Hoffnung, mit derselben eine nicht zu verachtende Bundesgenoßin zu gewinnen und hiedurch den stifväterlichen Einfluß auf den König zu brechen. War das der Fall, so täuschten sie sich auch nicht; denn die neue Königin nahm sofort eine Musterung ihres Hofes vor, was wir dahin verstehen möchten, daß sie alle Kreaturen des Gemals ihrer verstorbenen Schwigermutter von demselben entfernte. Sie machte auch sonst sich recht populär und suchte den Deutschen wie den Tschechen zu gefallen [154]). So wird sie also es wohl auch verstanden haben, ihrem Gemal die Augen über den wahren Charakter des Zawisch zu öffnen und deßen „Meistertum" als eine ungeeignete Sache zu Gemüte geführt haben. Da galt es nun allerdings sich nach Stützen umzusehen und Zawisch glaubte eine solche im ungarischen Königshause zu finden. So warb er also, welcher sich übrigens für eine der Töchter seiner Mitbarone schon zu hochgestellt dünkte, um die Hand der ungarischen Princessin Judith a, der jüngsten Schwester des Königs Ladislaus IV., und erhielt dieselbe [155]). Da er sich aber nicht allein den Schatz Ottokars, sondern auch überhaupt deßen ganze Hofausstattung angeeignet hatte, so war es ihm wohl nicht schwer, mit königlichem Prunk in Ungarn aufzutreten. Das war allerdings das rechte Mittel um dort zu imponiren. Auf seiner Brautfahrt, welche wir in die zweite Hälfte des Jahres 1287 setzen möchten, ereilte ihn jedoch schweres Misgeschick, was überhaupt nun in mancherlei Formen sich wiederholen sollte. Indem er nämlich mit großem Gefolge diesseits des Eisenberges (citra Montem ferreum) dahinzog, überfiel ihn ein böhmischer Baron, ein Herr von Leuchtenburg, und beraubte ihn der schätzebeladenen Wägen, während Zawisch selbst mit nur wenigen Leuten sich nach Opatowitz retten konnte. Nach abermaliger Ausrüstung gelangte er glücklich nach Ungarn, feierte dort seine Hochzeit und führte

---

können. Daher glaube ich annehmen zu sollen, daß der zweite Zug Wenzels gegen dieselben in das Jahr 1287 gehört. Auch gebraucht der Abt ausdrücklich „congregato exercitu", was für das Jahr 1286 nicht gut verständlich wäre. Palacky II. a. 320 reiht die Eroberung von Hohenstein den Begebenheiten von 1286 an.

153) Palacky über Formelbücher in den Schriften der böhm. Ges. d. W. 5. Folge II. 320, nach einer Wilheringer Handschrift.

154) Chron. A. R. c. 20. Für ein gar so „hilfloses Geschöpf" (Lorenz S. 504) kann demnach die „kindliche Königin Guta" auf keinen Fall angesehen werden. Den ihr von Zawisch geschenkten Schleier mochte sie ebenso aus Aberglauben, als aus Verachtung des Geschenkgebers dem Feuer überliefert haben.

155) Gitketha seu Juditha ex moniali monasterii S. Agnetis Zauissio Rorensi (sic) nupta; Katona, Hist. crit. VI. 615, was nach Schierius gewis wäre. — Zabisius — post mortem eius (Cunigundis) cognatam ipsius, regis Ungariæ sororem, de ordine Praedicatorum receptam duxit in coniugem. Cont. Vindob. ad a. 1289 ap. Pertz, SS. IX. 716. In Ottokars Reimchronik wird (c. 203) die ungarische Heirat als Landesverrat hingestellt und (c. 204) die Braut eine Base des ungar. Königs genannt.

nach Verlauf von vier Monaten seine zweite Gemalin nach der Burg Fürstenberg im Chrudimer Kreise, wo er sie vor der Hand zu belaßen gedachte [156]).

Als Herr Zawisch nach Ungarn gezogen war und dann auf Fürstenberg mit der neuen Gemalin weilte, mußte er seine Stellung am königlichen Hofe noch nicht für ernstlich gefährdet gehalten haben. Hatte er doch dort bewährte Freunde zurückgelassen, welche wie es scheint den König sorgfältig überwachten [157]). Aber auch die Gegner ließen es nicht an Bemühungen fehlen, um endlich das Vertrauen Wenzels und diesen selbst für ihre Parthei zu gewinnen. Das Organ der Vermittlung aber dürfte die Königin gewesen sein, deren Gunst der Falkensteiner vergeblich durch Geschenke zu gewinnen getrachtet hatte. Einen ihr von demselben verehrten Schleier (? peplum) überlieferte sie dem Feuer [158]), wohl ebenso aus Aberglauben wie aus Verachtung des im Rufe der Schwarzkünstelei stehenden Geschenkgebers. Ihr Gemal, dessen Einsicht doch auch schon eine größere geworden war, wurde nun in Folge der Einflüsterungen, welche von der gegnerischen Seite ausgingen, bald genug an seinem Stifvater irre. Und daß dieser von einem ungewöhnlichen Egoismus beseelt und von Habsucht erfüllt war, konnte ihm bei einigem Nachdenken zunächst nicht zweifelhaft bleiben; denn Zawisch hatte seine hohe sociale Stellung und die Gewalt, welche ihm die Regentschaft gewährte, weidlich auszunützen verstanden. Wie gering waren doch seine Glücksgüter, da er eine Rolle zu spielen begonnen! Wir verweisen den Leser deshalb noch einmal auf das, was wir oben über diesen Punkt geschrieben haben. Seitdem hatte er das väterliche Erbgut um die Zugehörungen des Gutes Höritz vermehrt, welches er dem Heinrich von Amschelberg (Cassowohora) abgekauft hatte [159]) und deßen Erwerbung hauptsächlich deshalb von großem Gewicht war, weil hiedurch ein geschloßenes Herrschaftsgebiet zwischen Wittingshausen und Krummau hergestellt worden zu sein scheint; war er Besitzer der Burg Lebenitz geworden [160]), hatte er seinem Bruder Witigo, außer der Gelegenheit als königlicher Unterkämmerer oder damaliger Finanzminister sich zu bereichern, auch die Burg Frauenberg unterhalb Budweis verschafft. Wie er sich dann die Städte Politz und Landskron nebst der Burg Landsberg und Zugehörungen schenken ließ, hat der Leser bereits vorhin kennen gelernt. Daß auch die Burg Fürstenberg sein Eigen war, ist oben ebenfalls erwähnt worden, und hiezu kamen noch die Schlößer und Städte Ort, Hohenmaut, Sebin und Skutsch in Böhmen, Hohenstein, Hohenstadt und Zwittau in Mähren, ferner die Schirmvogtei über das alte Stift zu Leitomyschl [161]). Mit diesem Verzeichnisse aber ist gewis nicht der ganze Güterbesitz erschöpft; es sind eben nur die Güter welche jetzt noch nachweisbar sind. Was aber für die Sippen und sonstigen Anhänger abgefallen, wird auch wohl kein Geringes gewesen sein. Die Krongüter waren demnach stark in Mitleidenschaft gezogen worden und hiezu behielt Zawisch auch den königlichen Schatz. Wie mag dann dem Könige vorgestellt worden sein, daß es seiner durchaus un-

---

156) Chron. A. R. c. 24, p. 60. Daß Z. nach der Hochzeit vier Monate in Ungarn verblieben meldet Ottaker c. 205, p. 186. Palacky. II. a. 324, Anmerk. 417, weist nach, daß die Burg Swojanow eine Zeit lang den Namen Fürstenberg geführt hat; sie hatte demnach wie auch Frauenberg (Hluboka) eine deutsche und eine tschechische Benennung. Palacky schreibt auch a. a. O. Hynek von Lichtenburg, was mir mit Rücksicht auf deßen urkundlich feststehende Zawisch'sche Partheigängerschaft durchaus unzuläßig erscheint.

157) Chron. A. R. c. 24. Qui (rex) utique nullum super terram habuit, cui confidenter rem huiuscemodi aperiret (nämlich seine Befürchtungen wegen des Stifvaters); omnes siquidem qui ipsius putabantur esse consules (consiliarii), consanguinei fuerunt Zewischii et affines.

158) Böhmer l. c. p. 11. Oefele p. 553.

159) Font. r. Austr. 2. XXIII. 43.

160) Ebendaf. p. 55. Die Burg Lebenitz erhob sich auf einer kleinen Anhöhe nächst dem gleichnamigen Marktflecken im Bezirke von Lischau. Trajer, Diöcese Budweis, S. 429.

161) Palacky, Gesch. II. a. 327—328.

würdig wäre, sich noch länger von dem gewinnsüchtigen Stifvater lenken und führen oder ausnützen zu laßen. Und wenn der Knabe über das, was Herr Zawisch an deßen Vater verbrochen, leicht hinweggegangen oder es doch nicht tief genug erfaßt hatte, so war dem werdenden Manne nicht mehr möglich, ohne tiefen Unwillen des Verrates an dem Vater zu gedenken. Und dieser selbe Verräter hatte dann sogar die Mutter zur Ehe genommen, wußte diese Mutter so zu bestricken, daß man es für möglich hielt, sie könnte um dieses Mannes und deßen Kindes willen ihn, den König, opfern! Indem aber derartig auf den König eingewirkt werden mochte, wurde endlich auch die Mauer durchbrochen, welche Zawisch um seinen Stiffohn gezogen, und womit er verhindert hatte, daß ihm Misliebiges die königlichen Ohren berührte. Es nahmen sich nämlich einige den Mut, dem Könige nicht allein vorzustellen, wie durch die Wirtschaft des Stifvaters das Königreich dem Ruin entgegen geführt würde, sondern sie machten ihn auch aufmerksam auf die gegen die Person Wenzels selbst gerichtete verderbenschwangere Gesinnung des Zawisch [162]). Das gab den Ausschlag. Der Trieb der Selbsterhaltung reifte in dem Könige den Mann, und indem derselbe der letzten schonenden Gefühle gegen den gewesenen Gemal seiner Mutter sich entäußerte, machte er dem in ihm tobenden Seelenkampfe ein Ende durch das Gelübde, nach Beseitigung der ihn bedrohenden Gefahren ein Kloster zu stiften [163]). Es war dieses, wie wir gleich bemerken wollen, das im Jahre 1292 entstandene Kloster Königssaal ob Prag, welches dem Gemütssturme des Königs sein Entstehen zu verdanken hatte. Derselbe beredete aber mit den Personen, welche jetzt sein Vertrauen besaßen, und die wir natürlich unter den alten Gegnern des Falkensteiners suchen müßen, den Stifvater ohne Aufsehen gefangen setzen zu laßen [164]). Wann jedoch diese Wendung und Schwenkung in der Stimmung Wenzels eingetreten, läßt sich nicht mehr genau bestimmen. Wahrscheinlich erfolgte sie mit Beginn des Jahres 1288 und in diesem Jahre erlosch auch die schwere Verpflichtung, auf welche die Parthei des Falkensteiners gegenüber ihren Feinden und umgekehrt diese gegen jene am 24. Mai 1284 eingegangen waren.

„Zawisch gefangen", berichten lakonisch die Jahrbücher Heinrichs von Heimburg zum Jahre 1288 [165]). Die Gelegenheit aber hiezu gab er selbst. Seine zweite Gemalin hatte ihm nämlich auf dem Schloße Fürstenberg ein Söhnlein geboren und der hocherfreute Vater gedachte die Taufe dieses Kindes mit größtem Pompe zu feiern. Beide ihm so nahe stehende Könige, sowohl der von Böhmen als jener von Ungarn, sollten solchem Feste zur Folie dienen. In Wirklichkeit aber hatte Zawisch vor, seinen König hiedurch aus Prag, wo er keinen Angriff wagte, herauszulocken und denselben unterwegs auf die Seite zu räumen. So erzählt wenigstens der Abt von Königssaal [166]). Die Frage aber, ob in der That eine solche Absicht bestand, wird sich nimmer genügend beantworten laßen. Jedenfalls hielt man es damals für ausgemacht, daß es auf einen Gewaltstreich abgesehen war, und wenn wir auch nicht glauben, daß Zawisch den König tödten wollte, so erscheint es uns doch sehr wahrscheinlich, daß er der Person des Stiffohnes sich

162) Daß Zawisch dem Leben des Königs nachgestellt, sagt Chron. A. R. p. 55—56: „quem (Z.) tamen suae (W.) vitae insidias demoliri fama volante publica invenimus." Und c. 22, p. 56—57: „dum (rex) Zewischium non solum vitae suae sed et profectibus regni occultas insidias molientem reperit." In dem 22. Capitel überhaupt Darstellung, wie sich Z's. Gegner vor deßen Sturze benahmen.

163) Chron. A. R. c. 24. p. 61. Interessant ist ebendas. nachzulesen (c. 36), daß der König seinem Gelübde hintennach gerne eine wohlfeilere Wendung gegeben und den Cistercienserorden in das benachbarte Benediktinerkloster Ostrow einführen wollte.

164) Ebendas. c. 25. Die Beratung kennen auch Ottaker (c. 206) und der Fürstenfelder Mönch (p. 11, resp. 533).

165) Zawiss captus. Pertz, SS. XVII. 718.

166) Cap. 24.

versichern gewollt. Seine arg gefährdete Stellung begründete hinlänglich ein solches Vorhaben, und dies war ein genug großes Verbrechen, welches schwere Strafe verdiente. Es handelte sich um einen zweiten Verrat — nach unserer Ansicht wenigstens, wenn wir auch deßen Fäden nicht mehr bloß zu legen vermögen. Aber der sollte nimmer gelingen. Der König war bereits durch seine Getreuen gewarnt und beschloß sich der Person des gefährlichen Stifvaters zu versichern. Welchem Seelenkampfe er jedoch bei diesem Entschluße ausgesetzt war, beweist das schon vorhin erwähnte Gelöbnis der Stiftung eines Klosters. List aber sollte den Zawisch in seine Gewalt bringen. Indem er nämlich die Einladung desselben zu dem projectirten Tauffeste annahm, befahl er zugleich, daß er hiezu von dem Stifvater abgeholt und nach Fürstenberg geleitet werde. Als nun Zawisch zu diesem Behufe nach Prag kam, ward er in der Burg daselbst gefangen genommen [167]). Wir besitzen eine sehr lebendige Schilderung dieser Gefangenname mit wahrhaft epischem Gepräge, welche zu dem Gelungensten zählt, was der steirische Dichter Ottaker geschaffen. Es wird jedoch den Details derselben kaum anderer als poetischer Wert beigemessen werden können, und jedenfalls läßt sich nicht läugnen, daß sie möglich und durchaus gut erfunden sind [168]).

Der Tag, an welchem Zawisch des Königs Gefangener wurde, ist uns nicht überliefert worden. Wenn man sich aber erinnert, daß die beiden Partheien, welche sich seit dem Aufhören der Brandenburgischen Vormundschaft um den Einfluß auf den jungen König Wenzel beziehungsweise um die Regierung des Landes stritten, vor vier Jahren eine Art Frieden bis Pfingsten (16. Mai) 1288 geschlossen hatten, so wird er wohl nicht lange darnach gefangen gesetzt worden sein. Diese Annahme stimmt auch so ziemlich mit der späteren Nachricht überein, wornach die Gefangenschaft des so mächtig gewesenen Witigonen zwei Jahre gedauert habe [169]). Es heißt aber, daß dem Oberstkämmerer Zbislaw dem Hasen die Bewahrung des Gefangenen anvertraut wurde [170]). Dieser Name allein würde schon beweisen, daß die im Jahre 1284 der Macht des Zawisch weichende Partei den Sturz desselben eingeleitet und durchgeführt hat. Als Oberstkämmerer war aber Zbislaw von Trebaun zugleich eine wichtige Person im königlichen Landrechte, vor welcher Gerichtsbehörde nun dem gestürzten Regenten förmlich der Proceß gemacht wurde [171]). Das Urtheil konnte aber dort, wo wahrscheinlich die bittersten Gegner über ihn zu Gerichte saßen, gar nicht zweifelhaft sein. Es lautete, wie das Nachfolgende beweist, auf Tod und wie in damaliger Zeit selbstverständlich auch auf Konfiskation der Güter nicht bloß jener, welche dem Zawisch, sondern auch jener, welche seinen Brüdern zugehörig waren [172]). Die Hinrichtung des Verurtheilten wurde aber aus unbekannten Gründen aufgeschoben; wahrscheinlich be-

---

167) Ibid. c. 25.

168) Cap. 206—207, p. 186—188.

169) Per biennium tenuit vinculatum. Chron. Pulkavae ad a. 1283 ap. Dobner M. B. III. 243. Der Dichter Ottaker spricht von einem Jahr, worauf Z. vor seine Burgen geführt wurde.

170) Man führte den Z. „auf den Thurm beim inneren Thor",

Da mit haus auf waz
Herr Spisla der Maz (sic)
Der waz kamrer zu den zeiten.

Ottaker c. 207, p. 188.

Zbislaw aber soll seinem Feinde übel mitgespielt haben:

Do im (Z.) Spisla der Haz
Nach dez kunigs willen und pet
In der vankchnuszz so vbel tet.

Derf. c. 208, p. 188.

171) Von dem über Z. gehaltenen Gerichte hatte offenbar auch der Fürstenfelder Mönch einige Kunde, p. 11, resp. p. 533.

172) Font. r. Austr. 2. XXIII. 43.

stand bei dem Könige die Absicht, das Leben des Stifvaters zu schonen [173]), wofern derselbe sich nur zur Herausgabe der königlichen Schätze und Insignien sowie der Krongüter verstünde [174]). Allein der Gefangene erwies sich leider zäh, oder es stand gar nicht mehr in seiner Macht, diese Herausgabe zu effectuiren. Wir finden einen Beleg für diese Behauptung in dem höchst sonderbaren Mittel, zu dem man endlich griff und deßen Erfindung dem deutschen Könige Rudolf zugeschrieben wird. Der soll nämlich geraten haben, den Gefangenen vor deßen Burgen zu führen und dieselben mit Androhung des Vollzuges der Hinrichtung zur Uebergabe zu nöthigen [175]), was einestheils beweisen würde, daß König Rudolf dem gestürzten Baron wirklich nicht grün war, und daß anderntheils die Freunde und Anhänger des Zawisch sowohl über eine große Macht verfügten, als auch gar nicht für möglich hielten, daß dem Haupte ihrer Parthei das Schlimmste angethan werden würde. Wie bedeutend die Mittel waren, welche dieser Parthei zu Gebote standen, geht aus der Thatsache hervor, daß die königliche Macht unter Führung des Herzogs Niklas von Troppau [176]), eines bekannten Feindes des Herrn Zawisch, fast zwei Jahre brauchte, um der aufrührerischen Barone Herr zu werden. Der Schwerpunkt des Widerstandes lag natürlich im Süden des Landes, wo der Hauptstock der Witigoneischen Güter lag, und höchst wahrscheinlich in der Burg Frauenberg [177]), einem Krongute, welches Zawisch's Bruder Witigo sich angeeignet hatte und noch im August des Jahres 1290 gegen das königliche Heer behauptete. Und hier erwies sich das Mittel König Rudolfs, welches im Grunde genommen ein grausames war, weil es die Todespein des Gefangenen erhöhte oder vervielfältigte, als völlig nutzlos. Herr Witigo kehrte sich nämlich nicht an die erwähnte Drohung und so wurde das wohl schon längst gefällte Todesurtheil an dem bedauerungswürdigen Zawisch vollzogen. Am Festtage des heil. Bartholomäus d. i. am 24. August 1290 fiel das Haupt desselben [178]),

---

173) Salvo corpore — gebraucht der Mönch von Fürstenfeld.

174) Quatenus per captivitatis angustias ipsum (Z.) ab impietate sua compesceret, et thesauros quoque, insignia regalia, quae sibi olim vendicaverat, ab ipsius manibus extorqueret (sc. rex). Chron. A. R. c. 25.

175) Reimchronik c. 208.

176) Chron. A. R. c. 25.

177) Der Name des Schloßes Frauenberg hat im Laufe der Zeiten seine Bedeutung gänzlich geändert. In der auch für diese Monographie benützten Urkunde vom 23. Okt. 1285 wird er geschrieben Wroburch, vom Reimchronisten Ottaker Froburg, von der Königssaler Chronik Vroburg, von Pulkawa aber Ffroburg alias Hluboka, in einer Goldenkroner Urkunde endlich aus dem J. 1411 Froburg. Froburg aber wäre etwa = Herrenburg (Burg des Herrn [vrô] nämlich des Königs), welche Bedeutung natürlich in dem modernen „Frauenberg" nicht mehr liegt.

178) Anno domini MCCLXXXX. obiit dominus Zawissius de Falkensteyn — zum 24. August im Hohenfurter Todtenbuche, welches allerdings in der vorhandenen Anlage dem 15. Jahrhundert angehört, aber gewis ältere Aufzeichnungen in sich aufgenommen hat. Dasselbe Datum in der Chronik des Jakob von Gratzen wiederhohlt. Font. r. A. 2. XXIII. 383. Jedenfalls ist merkwürdig, daß man an einem Festtage die Enthauptung vorgenommen hat. Die verläßlichen Quellen wißen nur von einer einfachen Enthauptung, welche also wohl mit dem Schwerte vollzogen werden. „Zewischium in eiusdem castri suburbio fratribus suis aspicientibus decollari mandavit" (Nicolaus dux) meldet (c. 25, p. 62) die Chronik von Königssaal. „Er (Niklas) hiez bald gahen, vnd im daz haubt abslahen", berichtet (c. 209, p. 190) der Ritter Ottaker, welcher auch bei dieser Gelegenheit seiner Art zu erzählen nicht untreu wird und mehrere Details liefert, namentlich daß der Herzog Niklas mit der Hinrichtung sich beeilte, damit ja nicht der Bruder Witigo durch die Uibergabe der Burg ihm den Zawisch entreißen könnte, und daß dieser selbst in den letzten Augenblicken seines Lebens eine Rede hielt, worin er sich als ein von dem Könige betrogener Mann hinstellte. Mit „abscissione capitis" wird wenigstens gedroht in dem Werke des Mönches von Fürstenfeld und „a Nicolao duce Oppaviensi pro suis malificiis decollatur" heißt es in der Cont. Vindob. ad. a. 1289 (Pertz, SS. IX. 716). Dagegen erzählt der soviel spätere Pulkawa (Dobner III. 243): „ante castrum praedictum poena capitis est

im Angesichte der von seinem Bruder tapfer vertheidigten Frauenburg, auf Befehl des königlichen Bastards Niklas, welcher von dem Könige mit dieser traurigen Mission betraut worden war, und inmitten des Burgfleckens Podhrad oder wie eine angeblich volkstümliche Überlieferung besagt, auf einer Wiese, welche durch ihren Namen pokutná louka d. i. Strafwiese noch heute an das strenge Gericht erinnern soll, welches dort an dem Sohne Herrn Budiwojs von Krumnau, an dem Chef eines der mächtigsten Geschlechter des Landes und einer ansehnlichen Parthei, an dem Gemal der Witwe des verratenen Ottokars, an dem gewaltigen Zawisch von Falkenstein vollzogen worden war. Was dieser aber immer verbrochen hatte — und daß schwere Schuld ihn drückte, unterliegt nach unserer Darstellung keinem Zweifel — jetzt hatte er es gesühnt und zwar schwer gesühnt, mit dem Verluste seiner Familie, mit dem Verluste seiner Ehre und seiner Güter, mit langwieriger und gewis peinvoller Gefangenschaft, endlich mit einem Tode unter Verhältnissen, wie ein solcher kaum sonst jemal vorgekommen. Wegen seiner Hinrichtung kann man aber dem König Wenzel kaum einen besonderen Vorwurf machen, derselbe war ja nur von der siegenden Parthei ebenso mißbraucht worden, wie ihn früher der Stifvater bei Verfolgung seiner eigenen Ziele misbraucht hatte. Zawisch jedoch, welcher all' seine Zeit im Partheikampfe zugebracht und wohl hiebei ebenfalls nicht durchaus den Edelmut zur Richtschnur seiner Handlungen gemacht hat, mußte schließlich an sich selber erfahren, was es zu bedeuten, dem Gutdünken siegesberauschter politischer Gegner unterworfen zu sein. Er war eben ein Opfer jenes Verhängnisses geworden, das er sich selbst geschaffen, aber wie gesagt er hat es schwer gesühnt [179]).

---

cum assere peremptus", so daß also dem Z. mit einem „scharfen Fallbrett, einer Art Guillotine" (Palacky II. a. 331) der Kopf abgeschlagen worden wäre. Dieses „Brett" hat auch in dem schon mehrmal erwähnten Reimchronisten aus dem 15. Jhdt. (Casopis česk. mus. 1828, 1. H. S. 62) Aufnahme gefunden. In einer „historisch-romantischen „Erzählung wäre dieses Detail wegen seines effectbergenden Inhalts ganz am Platze, während sonst bekannt werden muß, daß es eine Erfindung Pulkawa's oder just so viel wert ist, als wie z. B. eine andere Nachricht desselben Gewährsmannes, die Nachricht daß Zawisch das Kloster Hohenfurt gestiftet hat!! — Die Oertlichkeit aber, wo die Hinrichtung vollzogen worden, habe ich oben als problematisch hinstellen zu sollen geglaubt. Denn nach dem Zeugnisse der Königsaaler Chronik war es der Frauenberger Burgflecken (Podhrad), wo Zawisch hingerichtet worden, und wenn das wie kaum zu bezweifeln richtig ist, so hat dann die Flur „pokutná louka" diesen ihren Namen nicht in Erinnerung an den Tod Zawisch's empfangen, sondern weil dort überhaupt das Hochgericht der Herrschaft Frauenberg war. Ich selbst kenne die Localität nicht aus eigener Anschauung, habe aber von Ortskundigen hierüber so viel in Erfahrung gebracht, um behaupten zu können, daß die „Strafwiese" auch zu weit (etwa 1000 Klafter) entlegen ist, um mit dem Tode des Zawisch in Verbindung gesetzt werden zu können. Die endgiltige Entscheidung über diesen Punkt bleibt also noch einer unterrichteteren Persönlichkeit überlaßen, obwohl im Grunde genommen die Sache nur von unwesentlichem Belang ist und möglicher Weise wieder nur ein historisch-romantischer Umstand hiedurch zu Grabe getragen wird.

791) Im Gegensatze hiezu erlaube ich mir folgende Worte unseres Landeshistoriographen hier anzumerken: „Insbesondere haben sie (die Aebte Otto und Peter von Königsaal) es zu verantworten, daß einer der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit, Zawisch von Rosenberg, von allen späteren Historikern bis auf den heutigen Tag verkannt und verläumdet wurde. K. Wenzels List und Grausamkeit gegen diesen seinen Stifvater ließe sich nur durch eine Umkehrung der Geschichte zu seinen Gunsten und nach seinem Sinne beschönigen" u. s. w. Würdigung der alten böhm. Geschichtschreiber, S. 137. Man sieht, wie Hr. Palacky selbst einigermassen in den „schönen" Zawisch verliebt war, in den Mann, über den uns die Quellen so blutwenig „Ausgezeichnetes" zu berichten wißen. Wer das nicht glauben will, mag alle diese Quellen nur selber nachlesen, und ich zweifle nicht, daß er gleichfalls zu einem ungünstigen Urtheile über den angeblich „verkannten" Witigonen gelangen wird. Deßen Hinrichtung haben, ich widerhohle solches noch einmal, seine Gegner auf ihr Gewißen genommen, und es ist immer so gewesen, erst in den jüngsten Tagen, daß nach erregten politischen Kämpfen die siegende Parthei der unterliegenden nicht bloß die Aemter, sondern auch die Köpfe abgenommen hat. Man braucht kein „Verehrer" des Königs

Nur wie im Vorbeigehen bemerken wir, daß König Wenzel die der Krone verfallenen Güter seines Stifvaters zur Vermehrung des böhmischen Staatsgebietes benützte [180]), und daß die Anhänger des Zawisch zum Theile nach Ungarn und Polen flohen. Sein Bruder Witigo aber hatte wohl schon während der Gefangenschaft des Zawisch vielleicht ebenso sehr, um Mittel zum Widerstand zu gewinnen, als um doch das eine und andere Gut dem drohenden Schiffbruche seines Hauses zu entreißen, die Höritzer Güter dem Kloster Hohenfurt für 500 Mark Silber verkauft, welchen ungültigen Handel der König hintennach (am 15. Nov. 1290) aus Gnade bestättigte [181]). Und zur Zeit dieser königlichen Bestättigung dürften die Brüder des Zawisch, Witigo und Wok, sich schon dem Könige unterworfen gehabt haben und von demselben auch zu Gnaden aufgenommen worden sein [182]). Denn noch im Todesjahre des Bruders widmeten sie „in der Vollgewalt über ihre Habe zu schalten und zu walten", zu einem Seelgeräte für diesen ihren Bruder, beziehungsweise zur Vervollständigung dieses Seelgerätes dem Kloster Hohenfurt die Dörfer Ulrichschlag, Klein-Drasen und Hohenschlag mit allem Zubehör und zu einem ewigen Eigen [183]). Die Leiche des Zawisch war aber nach Hohenfurt, der gemeinsamen Stiftung der Herren von Rosenberg und von Krummau, also auch deren gemeinsamer Begräbnisstätte gebracht und dort im Kapitelsaale zur ewigen Ruhe bestattet worden [184]). Derselbe hatte übrigens dem genannten Kloster ein kleines Wunderwerk byzantinischer Goldschmiedekunst, ein großes Kreuz von Edelmetall mit einer Kreuzpartikel hinterlaßen [185]). Man erinnere sich hiebei, daß er den Schatz Ottokars in seiner Gewalt gehabt, und es ist daher nicht unmöglich, daß jenes Kreuz einst zu dem Inventar dieses Schatzes gehört hat. Der obere Theil dieses Kreuzes mit Doppelquerbalken ist noch heute im Stifte Hohenfurt zu sehen. Es besteht „aus vergoldetem Silber und ist reich mit Email, Perlen und Edelsteinen geschmückt. Auf der Rückseite erblickt man auf emaux cloisonnès ausgeführt die im byzantischen Charakter gehaltenen und mit griechischen Inschriften versehenen Brustbilder von Heiligen, die Vorderseite ist mit Filigranirungen bedeckt, die jedoch nicht wie die Emaildarstellungen der Rückseite dem 12. Jahrhundert, sondern einer späteren Epoche angehören dürften, wie überhaupt das ganze Kreuz Spuren wiederhohlt vorgenommener Restaurationen an sich trägt" [186]). Eine solche Restauration verhalf demselben auch zu einem sehr geschmacklosen Fuß; sonst ist noch dieses Prachtstück vielleicht allzu enthusiastisch als ein, weil in seiner Art einzig unschätzbares Kleinod hingestellt worden [187]).

---

zu sein, wird aber auch dem Zawisch nur jenes allgemein menschliche Bedauern schenken, welches gestürzte Größen immer bei fühlenden Herzen finden werden. Nicht nach sondern vor der Gefangensetzung des Stifvaters gelobte der König das Kloster, und dieser Umstand beweist hinlänglich, wie schwer es ihm ward, sich gegen Zawisch auszusprechen. Durch ein gottgefälliges Werk glaubte dann der junge schwache Mann am ehesten die verschiedenen auftauchenden Skrupel beseitigen zu können.

180) Palacky II. a. 326.

181) Font. r. A. 2. XXIII. 42.

182) Vergl. aber Chron. A. R. c. 67, p. 132.

183) Font. r. A. 2. XXIII. 44.

184) Ibid. p. 383: „et sepultus est hic in capitulo nostro", nach dem Todtenbuchedes Stiftes.

185) Ibid. p. 383: „qui donavit huic monasterio lignum sacrosanctae crucis domini preciose ornatum", ebenfalls nach dem Todtenbuche. Erwähnt wird dieses Kreuz auch in der Hohenfurter Urkunde aus dem J. 1464: „magnam crucem auream" (p. 303) und war damals wohl noch unverstümmelt.

186) K. Weiß in den Mitth. der k. k. Central-Commission zur Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale, Jgg. 1861, p. 101. Bei jener Ausstellung haben sich die betreffenden Herren Ausstellungskommissäre um das kostbare Kreuz insofern verdient gemacht, als das an demselben befindliche Email wegen schlechter Aufsicht wahrscheinlich bei der Verpackung bedeutend ruinirt ward! Der Mohr hatte ja seine Schuldigkeit schon gethan.

187) Ich glaube von dem erst kürzlich verstorbenen Professor E. Wocel, jedoch an einem mir nicht mehr erinnerlichen Orte.

Zum Beschluße wollen wir noch einige Worte der Familie des hingerichteten Regenten schenken. Dieselbe verschwindet mit der Nachricht, daß Zawisch zur Taufe seines zweiten Söhnleins die Könige von Böhmen und Ungarn einlud, spurlos. Vermutlich hat dieses Kind, deßen Namen wir nicht einmal kennen, nur kurze Zeit gelebt und seine Mutter mag wieder in ein Kloster sich zurück gezogen haben, um den Verlust des ihr so rasch wieder entrißenen Gemals zu beweinen. Der Sohn Kunigundens aber, Johann oder Jeschko geheißen, widmete sich dem geistlichen Stande, soll auch in den deutschen Orden eingetreten sein [188]), und starb wohl kaum erst den Knabenjahren entwachsen am 26. August 1296 als Probst von Wyschehrad [189]), demnach just sechs Jahre nach der Hinrichtung seines Vaters, des berühmten Zawisch von Falkenstein.

Die alten Wallbauten Böhmens.

Von Dr. J. E. Födisch.

Unter die Denkmäler der Vorzeit, deren Erforschung sich die Wissenschaft unserer Tage mit ebensoviel Liebe, wie Gründlichkeit zugewendet hat, gehören auch jene großartigen, oft riesigen Wälle, denen wir auch in Böhmen an zahlreichen Orten begegnen. Meistens sind es Berge oder Bergrücken, wo wir jene Umwallungen treffen. Wandern wir durch die anmuthigen Thäler unseres Mittelgebirges, durch die Vorberge des Böhmerwaldes, des Riesengebirges, oder die ausgedehnten, erzreichen Gebiete zwischen Moldau und Beraun, dann weilt unser Auge zuweilen auf einem über das Dunkel der Wälder emporragenden, die Gegend beherrschenden Berg. Bei steil ansteigenden Wänden trägt er auf seinem Gipfel ein breites, ausgedehntes Plateau, während sein Fuß von einem größeren oder kleineren Fluße bespült wird. Solche isolirte oder wenigstens von einem Höhenzuge scharf vorspringende Bergkuppen sind es in der Regel, die auf ihrem Rücken Wälle tragen, seltener finden wir sie in unserem Vaterlande in Thälern, in der Ebene.

Jedoch nicht Böhmen allein besitzt solche, aus uralter Zeit stammende Baudenkmäler; ganz Europa ist reich daran. Wir finden sie auch in Nord- und Mitteldeutschland in großer Menge; Belgien, Frankreich und insbesondere die brittischen Inseln, namentlich England mit Schottland, aber auch Polen und Rußland bis weit hinein gegen den Kaukasus zeigen ähnliche Vorkommnisse und selbst der Süden, die apeninische und Balkanhalbinsel haben gleiche oder doch wenigstens sehr ähnliche Bauten aufzuweisen. Ja selbst in weitester Ferne, auf den Berggipfeln des Himalaya in Asien, in Centralindien [1]), in einem großen Theile

188) Wie der Ritter Ottaker (c. 211, p. 191) und die Chronik von Königssaal (c. 16, p. 49) übereinstimmend berichten. Nach ersterem soll Wenzel II. sogar an ihn als etwaigen Nachfolger gedacht haben. Von dem guten Pulkawa wurde er entsprechend seiner Herkunft in der Ordensrangliste als „commendator per Almanniam et Boemiam generalis" untergebracht und mehr war füglich nicht aus ihm zu machen.

189) Obiit frater regis Jessko praepositus Wyssegradensis, 7. Kal. Septembris — berichten Heinrici Heimburg. annal. ad a. 1296. Pertz, SS. XVII. 718. Dasselbe mit Ausname des Tages bei Roepell, Chron. dom. Sar. p. 56. Hammerschmidt, Gloria eccl. Wissehrad. p. 510, hat nun wirklich einen Probst Johann II. 1289 — 1298, nennt ihn aber gewis irrig einen Sohn Ottokars V. Vergl. auch Frind, Kirchengesch. v. Böhmen, II. 169. Vielleicht komme ich in einem kleinen Aufsatze noch einmal auf denselben zurück; einstweilen mag nur noch bemerkt werden, daß die Annal. Eberhardi archid. Ratispon. (Pertz SS. XVII. 593—594) zwei Söhne kennen, welche Zawisch mit Kunigunde erzeugt haben soll. Offenbar aber sind hier die Kinder beider Ehen vermengt worden. — Daß Zawisch auch in der tschechischen Literatur zum Gegenstande eines Dramas von S. K. Machaček gewählt worden, ist mir erst jetzt bekannt geworden und mag hier noch besonders angemerkt sein.

1) Dr. Wise, proceed of the society of antiquity of Scottland 1854 pag. 154.

Nordamerikas und in neuester Zeit selbst auf den Inseln der Südsee sind ausgedehnte Umwallungen aufgefunden worden. Schon daraus müssen wir schließen, daß solche Umwallungen nicht einem einzigen Volke zuzuschreiben seien, denn kein Volk hat noch Wanderungen über so weite Theile der Erdoberfläche vollführt, sondern daß sie verschiedenen Völkern auf einer gewissen Kulturstufe eigen waren, daß sie mit einem Worte von verschiedenen Völkern aus verschiedenen Zeitaltern stammen. So ging es ja auch mit der Einführung der Metalle. Während das südöstliche Europa, speziell Griechenland, bereits im Zeitalter Homers die Verarbeitung des Erzes kannte, gebrauchten die Völker des nördlichen Europa noch Stein- und Beingeräthe, und als die hochzivilisirten Nationen Europa's nach Amerika, als James Cook auf die Inseln der Südsee kam, fanden sie dort noch Kupfer-, Stein- und Beinobjekte im Gebrauche der Menschen. Theilweise ist dies auch jetzt noch der Fall. Es dürfte uns darum auch gar nicht Wunder nehmen, wenn wir einzelne Völker selbst heute noch ganz ähnliche Wallbauten errichten sehen. Es verhält sich auch thatsächlich so. Die Maoris auf Neuseeland, ein jetzt freilich im Aussterben begriffener Volksstamm von sonst trefflichen Anlagen, führen heute noch Verschanzungen auf steilen Bergen auf; sie führen den Namen Pas und dienen bei feindlichen Einfällen als gesicherte Zufluchtsstätten, wie ein neuerer, ganz zuverlässiger Reisender berichtet [2]).

Das Materiale, aus dem jene Wälle bestehen, ist nicht immer dasselbe. Bald sind es ausschließlich Steine, aus denen unsere Wälle zusammengefügt sind, bald wieder nur reine Erde. Steinwälle sind hauptsächlich den Gebirgen eigen, wo Steine sich eben in Menge finden; in der norddeutschen Ebene dagegen, wo Steine selten sind, sind die Wälle meist aus Sand oder Erde aufgeführt. Ja wir finden selbst Fälle, wo ein Theil des Walles aus Stein, der andere aus Erde erbaut ist. Der Mensch nahm zum Baue der Wälle gerade jene Materialien, die ihm zunächst lagen; er hatte bei der Anlage derselben nur einen bestimmten Zweck im Auge: die Abschließung und Absperrung eines gewissen Raumes; ob dazu Stein oder Erde verwendet werden sollte, darüber entschied die nächste Umgebung, die leichtere Gewinnung des Materiales. Aus meilenweiter Ferne, wie wir es bei unseren entwickelten Verkehrsmitteln heute vielleicht thun würden, haben die Erbauer jener Wälle ihr Materiale nicht herbeigeschafft, sie nahmen, was der nächste Landstrich bot. Berücksichtigen wir ferner noch, daß Stein- und Erdwälle hinsichtlich ihrer Anlage, wie es von allen Forschern zugegeben wird, oft genug denselben Charakter zeigen, ja daß sie selbst in einander übergehen, so ergibt sich daraus, daß auch in dieser Hinsicht keine Scheidewand zwischen verschiedenen Völkern zu ziehen sei, d. h. daß nicht etwa die Steinwälle einem bestimmten, die Erdwälle ebenso einem anderen verschiedenen Volke ausschließlich zuzuschreiben seien. Über die Völker, welche, und über die Zeit, wann sie solche Bauten aufführten, können nur historische Zeugnisse, wo wir solche besitzen, weiter archäologische Funde und endlich Verkettungen mit ähnlichen Denkmälern Anhaltspunkte zu begründeten Aufschlüssen gewähren. Ich komme auf diesen Punkt weiter unten noch ausführlich zurück. Das ist der allgemeine Standpunkt, auf den wir uns nach den heutigen Resultaten unseres Wissens über Stein- und Erdwälle stellen müssen, wollen wir überhaupt Licht in die Sache bringen.

Die Namen, mit denen die Wälle heutzutage von verschiedenen Völkern benannt werden, sind nicht ohne Interesse. In Deutschböhmen führen sie so ziemlich gleichmäßig die Bezeichnung Husiten- oder Schwedenschanzen. Diese Namen entstammen offenbar einer späteren Zeit; sie knüpfen an die Husitenstürme und den dreißigjährigen Krieg an, wo möglicherweise eine oder die

2) F. Hochstetter „Ueber Pfahlbauten" Oesterr. Wochenschrift 1864 pag. 1614.

andere dieser Umwallungen abermals zu Verschanzungszwecken gebraucht wurde. Die Tschechen nennen sie Hradischtje (hradiště); dieser, so wie ihren weiteren Benennungen für solche Wälle, als Hradek, Hradetz, liegt der Name hrad, grad zu Grunde, der Befestigung, Burg bedeutet. Auch bei uns Deutschen in Böhmen tragen jene umwallten Berge die Namen Burberge, Burgberge, Burgstädtel. In Mitteldeutschland nennt man sie ebenfalls Schwedenschanzen, was einzelne Forscher, die in diesen Wällen lediglich germanische Befestigungen sehen, als Suevenschanzen zu erklären suchen; daneben findet sich aber auch die Benennung Burgerte, und für die Steinwälle Hünenringe, Hünenburgen. Der Russe nennt sie gorodischtje, der Pole grodzisko, der oberlausitzer Wende hrodžišco, in den Ostseeländern heißen sie Bauernburgen, bei den Esthen Maa-lin Landstadt, auch Linna-mögge Stadtberg, bei den Letten Pillskalns Schloßberg und Weene-kalne Tenfelsberg. Aus diesen verschiedenen Benennungen bei verschiedenen Völkern geht wenigstens das Eine unzweifelhaft hervor, daß die Tradition des Volkes in solchen Wällen stets befestigte Objekte, zu Vertheidigungszwecken errichtete Schanzen gesehen habe.

Seitdem die Alterthumskunde seit ungefähr 30 Jahren sich auch der wissenschaftlichen Erforschung dieser Wälle zugewendet hat, hat die Literatur darüber an Ausdehnung von Jahr zu Jahr zugenommen. Für die angrenzenden deutschen und unsere böhmischen Wälle sind neben den Abhandlungen und selbstständigen Werken von Preusker [3]), Wagner [4]), B. Cotta [5]), R. Andrèe [6]), Wocel [7]), Dreßler und Kiemann, in den „Mittheilungen", V.-116 ff. und meinen Berichten [8]), als Hauptwerke zu nennen: „Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten" von General v. Peucker und „Die alten Heidenschanzen Deutschlands" Dresden 1869 von Oskar Schuster, die sich nicht bloß mit der Beschreibung der Wälle, sondern auch mit der Untersuchung ihrer strategischen Bedeutung beschäftigen.

Was die Art und Aufführung der Wälle betrifft, so sind die Steinwälle immer aus unbehauenen Steinen ohne jede Mörtelverbindung aufgeschichtet. Dies Moment gibt Anhaltspunkte für die Bestimmung des Alters der Wälle. Ausgedehnte Steinbauten ohne Mörtel, d. h. Kalkverbindung, entsprechen im Allgemeinen Menschen auf einer niederen Kulturstufe, in Mitteleuropa speciell der vorrömischen Zeit. Erst mit den Römern kam die Kunst, behauene Steine mit Kalkmörtel zusammenzufügen, nach Norden und damit auch zu den germanischen Völkern. Das beweist das deutsche Wort Kalk, lat. calx, Mörtel lat. mortarium, so wie die Benennung der aus Steinen mit Mörtelverbindung aufgeführten Mauer, lat. murus. Überhaupt hat der Deutsche die meisten Benennungen für den Steinbau den Römern entlehnt, so Pflaster, mittell. plastrum, Ziegel tegula, Fenster fenestra, Keller cella, Söller solarium u. s. w. Für das griechische Wort „bauen" *οἰκοδομεῖν*, lat. aedificare hat der Gothe nur die Bezeichnung timrjan, nhd. zimmern, worin der Gegensatz des altgermanischen Holzbaues zum griechisch römischen Steinbau klar ausgesprochen ist.

Aber lange vorher, ehe der Steinbau mit Mörtelverbindung in Italien begann, wurden auch dort Mauern und Bauten ohne alle Mörtelverbindung aus unbehauenen Blöcken aufgeführt. Nur wählte man dazu mit Vorliebe solche Ge-

3) Preusker, „Blicke in die vaterländische Urzeit" und „oberlausitzische Alterthümer", Görlitz 1828
4) Wagner „Tempel und Piramiden der Urbewohner am rechten Elbeufer", Leipzig 1828.
5) B. Cotta im „neuen Lausitzer Magazin" 1839 Band IV.
6) Richard Andree, „Besuch einiger Heidenschanzen und Steinwälle der Lausitz", Globus XX. pag. 219 ff.
7) Wocel, pravěk země české, Prag 1868 pag. 99 ff und 388 ff.
8) Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, XIII. pag. XXV ff und pag. LXXIV ff.

steine, die möglichst polygonal, d. i. vieleckig brachen, und legte die Steine mit den entsprechenden Bruchflächen aufeinander. Aus solchen Blöcken sind die Stadtmauern uralt italischer Städte, so in Medullia, Correse, Präneste, Ferentino, Alatri, Arpino, Sora, Norba, Circello u. a. m. erbaut worden [9]). Diese altitalischen mörtellosen Bauten stimmen mit den sogenannten cyclopischen Mauern überein, wie deren in Griechenland mehrere, insbesondere an der Stelle der alten Städte Argos, Tiryns, Mycene, ferner auf den Inseln des mittelländischen und aegeischen Meeres, dann in Kleinasien gefunden werden. Alle diese cyclopischen Bauten zeichnen sich durch Kolossalität aus. So stellen sich die Reste der Umwallungsmauer der alten Burg Tiryns in Argolis als eine bloße Anhäufung roher Felsblöcke ohne Bearbeitung dar. Aber die Mauer selbst hat eine Stärke von 25 Fuß und die einzelnen dazu verwendeten Steine sind 12 Fuß lang und ebenso dick und mit den Bruchflächen an einander gelegt [10]). Diese cyclopischen Mauern besitzen eine so außerordentliche Festigkeit und Dauer, daß wiederholt Stimmen laut wurden, welche die Wiedereinführung derselben in unserer Zeit befürworteten [11]). Eine so genaue, oft schon an künstlerische Anschauung mahnende Zusammenfügung zeigen unsere Steinwälle nicht; zu ihrer Konstruktion wurden eben nur kleinere Geschiebe, Roll- oder Bruchsteine von einer Schwere verwendet, daß sie ein oder mehrere Männer mit Leichtigkeit bewegen konnten. Aber noch nach einer anderen Seite unterscheiden sich unsere Wälle von jenen Bauten des südlichen Europas. Während bei letzteren die Mauerwände senkrecht auf der Basis stehen, haben dagegen unsere Wälle schiefe, nach innen geneigte, meist sich unter einem Winkel schneidende Flächen und bilden darum eine ganz eigentliche Wallform. An Kolossalität des ganzen Baues aber stehen einzelne unserer Wälle jenen cyclopischen Mauern nicht nach. Es läßt sich daraus das Eine erschließen, daß jene Völker des südlichen Europas schon eine vorgeschrittenere Kultur und bessere Baumittel besessen haben müssen als unsere nordischen Vorahnen, womit freilich nicht gesagt sein will, daß unsere Steinwälle deßwegen älter sein müßten, als jene cyclopischen Bauten. Bekanntlich schritten uns ja die Völker des Südens in der Kultur um viele Jahrhunderte voraus.

Ich habe oben ausgesprochen, daß sich keine grundsätzliche Scheidewand zwischen Stein- und Erdwällen ziehen läßt. Beide stimmen in der Anlage überein. Vor allem wurde das Terrain, worauf der Wall zu liegen kam, möglichst geebnet. Dann wurde das Materiale, mochte es nun Stein oder Erde sein, derartig aufgeschüttet oder aufgeschichtet, daß der Wall im senkrechten Durchschnitte ein gleichschenkliches Dreieck oder ein Kreissegment bildet, das mit der Basis auf dem Boden ruht. Der Kamm der Wälle läuft dann in eine schmale Schneide aus. Nur bei Wällen von ganz besondrer Ausdehnung, von bedeutender Höhe und entsprechender Breite erscheint der Kamm geebnet, flach. Dieser ebene Rücken hatte dann offenbar die Bestimmung, daß Männer zur Vertheidigung darauf stehen und die über die Böschung heraufstürmenden Feinde abwehren sollten. Die Böschungen sind in solchen Fällen meist in einem Winkel von 40 Graden zur Basis angelegt. Auch da läßt sich kein prinzipieller Gegensatz zwischen Stein- und Erdwällen hervorheben, denn ich kenne in Böhmen sowohl einen Steinwall, den am Fuße des Wladař bei Luditz, wie einen Erdwall, am Hradek bei Groß-Tschernosek, die ganz dieselbe Konstruktion zeigen.

Worin aber die Wälle auch in Böhmen Unterschiede zeigen, das ist: 1) ihre Höhe, die von 3 Schuh bis zur Manneshöhe, aber auch bis 5 Klafter und

9) Reber, Geschichte der Baukunst im Alterthum p. 386 ff.
10) Gailhabaud, Denkmäler der Baukunst p. 21 ff.
11) Forchhammer, Die cyclopischen Mauern Griechenlands und die schleswig-holsteinischen Felsmauern. Kiel 1847, pag. 8. ff.

darüber ansteigt, 2) ihr Umfang, der an einzelnen Orten so gering ist, daß er nur wenigen, kaum hundert Männern Raum gibt, während an anderen Orten ihre Ausdehnung eine derartige ist, daß innerhalb derselben ein ganzes Heerlager mit tausenden streitbarer Männer vollkommen Platz findet, ferner 3) ihre Form, wodurch unsere Wälle sich wieder in mehrere Gruppen theilen lassen:

a) in solche, die unabhängig von dem Terrain, auf dem sie liegen, eine runde, oblonge oder viereckige Gestalt haben; ich möchte sie geschlossene Wälle nennen; sie sind in Böhmen nicht sehr häufig;

b) in solche, die am Rande eines Bergplateaus liegend, dem natürlichen Zuge desselben vollständig folgen. Ich nenne sie Plateauwälle oder Plateauumwallungen, sie bilden die in Böhmen am häufigsten vorkommende Form und

c) in solche, die entweder eine durchaus gerade Linie bilden, oder an einem geeigneten Punkte hackenförmig umbiegen und dann wieder in einer geraden Linie sich weiter erstrecken; ich nenne sie Langwälle; auch diese Form kömmt in Böhmen nur vereinzelt vor.

Die Wälle der ersten und zweiten Form erscheinen sehr häufig verdoppelt, ja selbst drei-, an einem Punkte sogar vierfach.

Hinsichtlich ihrer Lage müssen noch folgende Gruppen unterschieden werden:

a) Wälle auf isolirten Bergkuppen;

b) Wälle auf Bergkuppen, die von einem Gebirgsrücken vorspringen und

c) Wälle in der Ebene.

Ich mache gleich darauf aufmerksam, daß, so weit meine Forschungen reichen, unsere Wälle in Böhmen kein enggeschlossenes, zusammenhängendes Schanzensistem bilden, sondern bald da, bald dort in größerer Menge auftreten, während einzelne Landestheile, wie namentlich der Süden und Südosten minder reich daran sind, obwohl es mir höchst wahrscheinlich scheint, daß auch da noch, bei genauer Forschung, manche Wälle werden aufzufinden sein. Die scheinbar historische Bezeichnung Husiten- oder Schwedenschanzen beruhigt manchen und hält von weiteren Forschungen ab; ich würde es als das schönste Verdienst meiner Arbeit bezeichnen, wenn sie zur weiteren Durchforschung Böhmens in dieser Hinsicht Anregung geben würde.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen mögen nun die einzelnen in Böhmen bekannten Wälle aufgezählt werden. Ich wähle als Eintheilungsgrund geographische Grenzen, um so ein übersichtliches Bild der Verbreitung dieser Wälle möglich zu machen. Das nachfolgende Verzeichniß dürfte so ziemlich vollständig sein; wenigstens ist keine der bedeutenderen Umwallungen übergangen worden. Die mit * bezeichneten Wälle sind von erfahrenen Archäologen untersucht worden, die mit † bezeichneten habe ich selbst besucht und die mit †† bezeichneten auch schon anderweitig selbst beschrieben.

I. Wälle im nordwestlichen Böhmen

zwischen Elbe, Moldau, Beraun und den Landesgrenzen.

1. * † Radelstein bei Bilin, runder Steinwall. Der Gipfel dieses weithin sichtbaren interessanten Berges bildet einen großen, fast wagrecht ebenen Platz, den ein 8—10 Schuh dicker, an vielen Stellen eben so hoher Wall von regellos über einander geworfenen Basaltstücken in einem Kreise umgibt, dessen innerer Raum bei 9400 □Klafter enthält. Ein zweiter kleinerer Steinwall schließt den ersteren von Westen gegen Osten halbmondförmig ein, durch 4 schmale Eingänge gelangt man in den inneren Kreis des Walles. Beim westlichen Eingange finden sich drei, beim östlichen eine kesselförmige Vertiefung im

Boden [12]). Innerhalb des Walles finden sich Asche, Kohlen, Thierknochen und Fragmente von Thongefässen.

2. * Watislaw, tschechisch Wlastislaw, Dorf bei Trebnitz, Erdwälle. Nördlich vom Dorfe erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe eine dreifache Erdumwallung, die übrigens schon vielfach eingeebnet und zerstört erscheint. Der innerste Wall ist 6 Schuh hoch und 58 Klafter lang, der nächste 10 Schuh hoch und 66 Klafter lang, der äußerste 10 Schuh hoch und nur mehr 32 Klafter lang. Das innere umwallte Plateau faßt 200□ Klafter; auch hier trifft man auf Thonscherben, Knochenreste, Asche und Kohlen. Bei dem Umstande, daß der größte Theil des Walles eingeebnet ist, erscheint es unmöglich, ein klares Bild der Gestalt des Walles zu geben. Cosmas I. 24 versetzt hierher eine Burg oder Stadt des tschechischen Fürsten Wlastislaw: hic condidit urbem, quam appellavit nomine suo Wlastislaw, inter duos montes Medvez et Przipek scilicet in confinio duarum provinciarum Belina et Luto merici [13]).

3. * Krzemusch bei Teplitz, Steinwall. Bei dem genannten Orte liegt auf einem von der Biela umflossenen hohen und steilen Bergzuge das Fragment eines Steinwalles. Das Material des Walles ist Basalt; ein großer Theil desselben ist zerstört, das noch erhaltene Fragment bloß 3 Schuh hoch und 188 Schritte lang; es führt im Volksmunde den Namen Feuermauer [14]).

4. Teplitz. Auf dem bekannten und vielbesuchten Schloßberge bei Teplitz sollen sich Spuren von uralten Erdwällen finden, ebenso am Berge Hradischt bei Bilin. Sie könnten im ersteren Falle wohl mit der Burganlage im Zusammenhange stehen. Nähere Nachrichten fehlen, wären aber wie bei den nächstfolgenden Wällen sehr erwünscht [15]).

5. Stepanow, Dorf bei Bilin. Wocel erwähnt zwei Wälle mit Gräben auf einer Anhöhe bei dem Dorfe; sie führen den Namen Schwedenschanzen [16]).

6. Schalan bei Teplitz; Doppelerdwall, der eine ovale Bergkuppe umsäumt [17]). Hagek versetzt hierher ein von den Husiten zerstörtes Kloster mit der Kirche der heil. Katharina. Ihm waren also diese Wälle auch schon bekannt. In der Nähe von Schalan wurden jedoch wiederholt heidnische Grabstätten mit Bronzegegenständen gefunden, daher der Ort jedenfalls eingehende Berücksichtigung verdient.

7. Brüx; zwischen Brüx und Ossek trifft man nach Wocel bei dem Dorfe Ratschitz Spuren von Erdwällen [18]).

8. Komotau, Steinwall. Am Burberge bei dem Dorfe Tschernowitz unweit Komotau ist die eine Seite der Gipfelfläche mit einem Steinwalle gedeckt, während der andere mit senkrechten Felswänden steil abfällt [19]).

9. *† Burberg bei Kaaden. Auf der ebenen weiten Fläche des Berges finden sich ausgedehnte Erd- und Steinwälle, die jedoch, da auf dem Gipfel selbst ein Dorf liegt, vielfach eingeebnet und zerstört sind. Sie erreichen eine Höhe bis 6 Fuß und umsäumten ehedem wohl den größten Theil der Gipfelfläche. Die Steinwälle sind durchaus aus Basalt aufgeführt. Mit diesen aus uralter Zeit herstammenden Wällen dürfen jedoch einzelne Steinanhäufungen nicht verwechselt

---

12) Kalina von Jäthenstein, „Böhmens heidnische Opferplätze" pag. 145. Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen V. 121. Schlein, der Radelstein, Prag 1848 pag 1 ff. Wocel böhmische Alterthumskunde 18. Pravěk země české 99 ff.
13) Kalina von Jäthenstein a. a. O. pag. 148. Mittheilungen d. V. f. G. d. D. VII. 165.
14) Mittheilungen des V. f. G. d. D. V. pag. 121 ff.
15) Wocel, Pravěk země české, pag. 434.
16) Wocel a. a. O. pag. 434.
17) Kalina v. Jäthenstein a. a. O. pag. 145.
18) Wocel a. a. O. pag. 434.
19) Mittheilungen des V. f. G. d. D. V. 196.

werden, die erst in unserer Zeit zum Schutze der an den Lehnen des Berges liegenden Äcker errichtet wurden [20]).

10. Zettlitz bei Karlsbad; Wocel erwähnt hier Erdwälle als Überreste der Burg der tschechischen Sedlitschaner [21]). Nähere Nachrichten fehlen jedoch.

11. Asch; auf dem viel berühmten, von Unger als einen heidnischen Opferplatz betrachteten Hainberg bei Asch erwähnt der genannte Autor auch Wälle [22]). Weitere verläßliche Nachrichten über diesen am weitesten nach Nordwesten vorgeschobenen Punkt wären sehr erwünscht.

12. *†† Vladař bei Luditz. Dieser weithin sichtbare, durch seine abgestutzte Kegelform jedem Besucher des nordwestlichen Böhmens auffallende Berg besitzt Wälle, die zu den großartigsten ihrer Art gehören. Der Berg Vladař liegt an dem Flüßchen Střela, jedoch so, daß sich vom Fuße des Berges eine sanfte, schiefe Ebene bis an das Ufer des Flüßchens hinabzieht. Gegen Osten und Süden fällt der Berg sehr steil ab, weniger schroff sind seine Wände gegen West und Nord. Am Fuße des Berges nun zieht sich einer der mächtigsten Steinwälle hin; er ist durchaus aus gewaltigen Steinblöcken zusammengefügt, zumeist sind es Basaltstücke, die zum Baue verwendet wurden, hat nicht weniger als 3000 Schritte Länge und dabei eine Breite von 8 und eine Höhe von 5 Klaftern. Der Kamm des Walles ist vollständig geebnet und außer spärlichem Graswuchs vollständig vegetationslos. Vier Eingänge führen in diesen Wall, innerhalb dessen das Dorf Zahorsch liegt, wo im Jahre 1802 heidnische Gräber mit Skeletten und Urnen aufgefunden wurden. Entsprechend dem Zuge des Walles am Fuße des Berges umsäumt ein zweiter den Gipfel desselben. Der Vladař bildet auf seinem Gipfel ein fast drei viertel Stunden an Umfang haltendes Plateau, in dessen Mitte ein nieversiegender Wasserbehälter liegt. Der natürlichen Form dieses Plateaus schließt sich nun dieser zweite Wall ganz genau an. Er hat bei einer Länge von 1200 Schritten eine Breite von 12—15 und eine Höhe bis 8 Schuh und ist durchaus aus Basalt aufgeführt. Dieser obere Wall des Vladař ist verschlackt; große Basaltblöcke bilden die Basis des Walles, die Räume zwischen denselben wurden mit kleineren Stücken und Quarzsand ausgefüllt und das Ganze durch absichtliche Feuereinwirkung zu einer festen Masse zusammengeschmolzen. Über diesen verschlackten Kern des Walles wurde dann noch eine Schicht unverschlackter Steine geworfen, ein Vorkommen, das ich bei allen verschlackten Wällen, die ich in Böhmen untersuchte, gefunden habe. Zwei Aufgänge führen zum Gipfel des Berges, an der nördlichen und südwestlichen Seite. Auch diese Aufgänge sind durch Steinwälle gedeckt. Die Länge sämmtlicher Steinwälle des Vladař beträgt gut gezählt 5000 Schritte [23]). An Massenhaftigkeit wird der Wall am Fuße des Vladař von keinem zweiten weder in Böhmen noch in Deutschland übertroffen. Die großartigen Wälle des Vladař fanden schon vor Jahrhunderten Beachtung; es geht dies aus einer Notiz bei Hagek hervor, der auf den Vladař eine alte Stadt der Bojer Břimota verlegt. Selbe sei später in Verfall gerathen, aber von Rohowitz, einem Gegenherzoge Wogen's, 805 n. Ch. wieder aufgefunden und neu befestigt, aber freilich schon bald darauf 812 abermals zerstört worden. Die Worte Hageks lauten nach der deutschen Übersetzung Sandel's vom Jahre 1697: „Endlich kam er (Rohowitz) auf einen hohen Berg, Wladarz, darauf fand er des Wassers die Genüge, ließ die Seinen Holz fällen und einen Schrank machen. Und befand, daß auf diesem Berge vor Zeiten auch ein Gebäude müsse gewesen sein, und wie dazumal die alten Chroniken aus-

20) Kalina v. Jäthenstein a. a. O. pag. 160.
21) Wocel a. a. O. 434.
22) Unger, Asch, pag. 11. ff.
23) Mittheilungen der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale XIII. pag. XXV. ff.

weisen, daß ihnen vor Zeiten die Boëmi dahin eine Stadt gebauet hatten und diese Brzimota geheißen".

13. † Kriegern, Erdwälle. Unmittelbar bei dem Städtchen Kriegern erhebt sich der Kirch- oder Calvarienberg. Er fällt gegen Nordwest gegen das Städtchen zu sehr steil ab, während er sich gegen Südosten an einen Sandsteinrücken anschließt. Das Plateau des Berges, das nur 40 Klafter Umfang hat, ist vollständig geebnet und gegen Südosten mit einem doppelten Erdwall abgeschlossen. Die Wälle sind je 20 Schuh breit und 15 Schuh hoch; der innere hat eine Länge von 40, der äußere von 60 Klaftern. Genau gegen Osten findet sich ein schmaler Eingang in die Wälle. Die Erde innerhalb wie außerhalb des Walles ist mit zahlreichen Knochen- und Gefäßfragmenten gemischt; Spuren von Gemäuer finden sich nicht, dagegen erhebt sich gegenwärtig auf dem geebneten Plateau innerhalb des Walles ein großes hölzernes und ein kleineres eisernes Kreuz. An den Lehnen des Berges stehen die Kreuzwegstationen, daher der Name desselben Calvarienberg. Schaller (Top. Saazer Kreis 107) und nach ihm Sommer XIV. 271 und Heber Böhmens Burgen III. 207 versetzen hierher ohne jeden historischen Grund eine Burg; für eine Burg aber war der innere Raum viel zu klein.

14. † Woratschen, Dorf bei Kolleschowitz. Steinwälle; auf einem Hügel östlich vom Forsthause liegt ein niederer doppelter Steinwall, rund von Gestalt, 20 Klafter im Durchmesser haltend. Zwei Eingänge führen in denselben. Eine Nachgrabung daselbst ergab Kohlen, Knochen- und Thonfragmente. Der Wall führt den Namen „das alte Schloß" nach der Sage, daß hier einst eine Burg gestanden haben soll.

15—20. Bei den Dörfern Jedomělitz, Malkowitz, Rinholetz, Stochow unweit Unhoscht und ebenso bei Branow unweit Bürglitz und Plana bei Plaß erwähnt Wocel Erdwälle, ohne jedoch nähere Details anzugeben [24]).

21. * Libuschin, Dorf bei Kladno; eine Berghöhe, die auf drei Seiten von einer tiefen Schlucht umgeben ist, auf der vierten aber mit einer waldigen Hochfläche zusammenhängt, ist an den drei Thalseiten mit einem einfachen, gegen die Hochfläche aber mit einem dreifachen Erdwalle umgeben. In der Umwallung steht eine alte, dem hl. Georg geweihte Kirche, rings umher wurden Aschenschichten, Thierknochen, Fragmente von Thongefäßen, eiserne Pfeil- und Lanzenspitzen, aber auch Bronzegegenstände aufgefunden [25]). Wocel versetzt hierher eine von der sagenhaften Libuscha angelegte Burg gestützt auf Cosmas pag. 11: „Libuschie, quae etiam urbem tunc potentissimam juxta silvam, quae tendit ad pagum Ztibecznam, construxit et ex suo nomine eam Libossin vocitavit."

22. * Dřevic, Dorf bei Kornhaus an der Schlaner Straße. Erdwall. Auf einem isolirten steilen Berge liegt ein ausgedehnter, das Plateau umsäumender Erdwall von 830 Klafter Länge und 9 Fuß Höhe. In den Wall führt an der Südseite ein schmaler Zugang, das „eiserne Thor" genannt. Innerhalb des Walles steht eine kleine, dem hl. Wenzel geweihte Kapelle. Wocel versetzt auf diesen Punkt eine alte tschechische Burg Dřevic und zitirt dazu Cosmas I. pag. 70 a. a. 1002 „dux Odalricus, rediens ad patriam, intrat munitissimum castrum nomine Drevic" [26]).

23. * Budeč bei Buschtiehrad, Erdwall. Ein Bergplateau von sehr bedeutender Ausdehnung ist an drei Seiten mit einem Erdwalle umgeben und gegen den daran stoßenden Bergrücken ebenfalls mit einem Erdwalle abgeschlossen.

---

24) Wocel, Pravěk etc. pag. 431.
25) Kalina v. Jäthenstein a. a. O. p. 106 ff. — Wocel, böhmische Alterthumskunde pag. 17. und Pravěk etc. pag. 403 ff.
26) Sommer, Topographie XIV. 44, und Wocel, Pravěk etc. pag. 430.

Die Wälle erreichen eine Höhe von 3 Klaftern und schließen ein Terrain von 22.440 □Klaftern ein. Wocel versetzt hierher die alttschechische Burg Budeč, bei der Herzog Spitihněw eine Kirche des hl. Petrus gestiftet hatte [27]).

24. Levý-hradec, Dorf bei Rostok, unweit Prag. Erdwälle; in den Spuren von Wällen, die sich daselbst finden, sucht Wocel die Überreste der alttschechischen Burg gleichen Namens, von der Cosmas I. 24 berichtet: „Vlastislav — et ipsos populi primates in tantum praesidiis attenuarat, ut parv clausi in oppido, quod dicitur Levygradek, hostium incursiones timerent“ [28]).

25. Schlan; Steinwälle. Der Kreuzberg in unmittelbarer Nähe der Stadt war ehedem mit Steinwällen umgeben, von denen sich noch allenthalben Spuren zeigen. Der größte Theil der Wälle ist gegenwärtig demolirt. Auf dem Berge selbst wurden gewaltige Aschenmassen, Thierknochen, Urnen und andere Objekte des heidnischen Alterthums gefunden. Auf der Spitze des Berges stehen gegenwärtig drei Kreuze, daher sein Name [29]).

26. Maierhöfen bei Pfraumberg; in der Nähe des genannten Ortes sollen sich Erdwälle von mehr als einer Stunde Länge finden, die zu den großartigsten Böhmens zu zählen wären [30]).

27. Stiedra bei Luditz; in der Nähe des genannten Schlosses und Dorfes in der Richtung gegen Theusing finde ich auf der sonst ziemlich verläßlichen archäologischen Karte des Königreiches Böhmen von P. A. Schmitt, Prag 1856, einen Erdwall verzeichnet, über den mir jedoch nichts Näheres bekannt wurde, dessen Untersuchung ich also Freunden der Archäologie in jener Gegend angelegentlichst empfohlen wissen möchte.

28. Tetin, am rechten Ufer der Beraun; auf dem Berge, auf dem die Ruinen der Burg Tetin liegen, finden sich auch alte Erdwälle, die ein unregelmäßiges Viereck von 106 Klaftern Länge und 54 Klaftern Breite bilden. Wocel hält sie für heidnischen Ursprungs, da hier nach Cosmas I. 10 des sagenhaften Krok sagenhafte Tochter Tetka eine Burg erbaut haben soll; „Tetka, — quae ex suo nomine Thetin castrum natura loci firmissimum praeruptae rupis in culmine juxta fluvium Mzie aedificavit [31]). Ob nun freilich diese Erdwälle nicht doch mit der späteren Burg Tetin im engeren Zusammenhange stehen, könnte nur eine sehr vorsichtige Untersuchung derselben klar machen.

II. Wälle im südwestlichen Böhmen

zwischen Moldau, Beraun-Radbusa und der Landesgrenze.

29. * Hradischt bei Rischburg. Am rechten Ufer der Beraun erhebt sich der Berg Hradischt 300—400 Fuß hoch. Das Gipfelplateau desselben war ehedem ganz mit Erdwällen umschlossen, von denen gegenwärtig noch erhebliche Spuren übrig sind. Sie werden übrigens, da der Gipfel des Berges mit Feldern bedeckt ist, und die Wallerde selbst sich durch Fruchtbarkeit auszeichnet, immer mehr und mehr abgetragen. In der Wallerde und innerhalb des Walles finden sich Asche, Kohlenreste und kleine, keltische Goldmünzen, letztere sogar sehr häufig. Sie werden von den Frauen der Umgegend am Halse getragen und „dukati“ genannt.

---

27) Wocel, Pravěk etc. pag. 408.
28) Wocel, Pravěk etc. pag. 405.
29) Kalina v. Jäthenstein a. a. O. pag. 1 ff. Wocel, Pravěk etc. 434.
30) Wocel, böhmische Alterthumskunde 23.
31) Wocel, Pravěk 402.

Dr. Richard Andrée, der diesen Wall wiederholt besuchte, fand selbst nach einem starken Regen, der die Erde aufwühlte, eine solche Münze. Sie trägt wie alle daselbst gefundenen Münzen dasselbe Gepräge wie die bekannten Podmokler, die ohne allen Zweifel keltischen Ursprungs sind [32]).

30. * Hradischt bei Zwikowetz. Erdwälle. Auf einer Anhöhe bei Zwikowetz breiten sich Erdwälle aus, innerhalb deren Grenzen das heutige Dorf Hradischt liegt. Die Wälle haben eine Länge von 56 und eine Breite von 44 Klaftern. Das Plateau, das sie umgrenzen, fällt nach 3 Seiten steil ab und hängt nur an der vierten mit einem Bergrücken zusammen. Kalina v. Jäthenstein grub daselbst wiederholt nach und fand Asche, Knochen, Fragmente von rohgearbeiteten dicken Thongefäßen, eine Steinkugel u. a. m. In nächster Nähe liegt das Dorf Podmokl, das ebenfalls zum Theil in einen Erdwall hinein gebaut ist. Bei dem letztgenannten Dorfe wurden im Jahre 1771 Goldmünzen in einem Bronzekessel im Werthe von 76.800 fl. C. M. gefunden, sie tragen durchaus keltischen Charakter [33]).

31. * Bukowetz bei Pilsen. Auf dem Schafberge bei Bukowetz liegt ein ausgedehnter Steinwall; er ist schon längst als verschlackt bekannt, ja, er war überhaupt der erste verschlackte Wall, von dem man in Böhmen Kenntniß hatte. Prof. Zippe, der den Wall selbst untersuchte, hielt darüber in der Versammlung der Ärzte und Naturforscher zu Prag am 22. September 1837 einen Vortrag, worin er denselben mit ähnlichen Wällen der nachbarlichen Lausitz zusammenstellte [34]).

32. * Hradischt bei Březina, unweit Zbirow. Der Gipfel des Berges Hradischt zeigt ein künstlich geebnetes Plateau von 4200 □Klaftern Flächenraum. Dieses Plateau ist mit einem stellenweise 3 Klafter hohen Steinwall von ovaler Gestalt umgeben. Innerhalb des Walles liegen die spärlichen Reste einer ehemals daselbst befindlichen Burg. Am Fuße des Berges gegen Süden und Norden finden sich gleichfalls Überreste eines ehemaligen Steinwalles, der den Berg bis zu jenem Punkte beschützte, wo er wegen seiner Steilheit nicht so leicht zugänglich war. Bei Nachgrabungen traf man auf Thonscherben, Kohlenstücke und thierische Knochen [35]).

33. * Žďar bei Rokyzan. Der Berg Žďar fällt nach drei Seiten steil ab, die vierte, mit einem Höhenrücken zusammenhängende Seite ist mit einem doppelten Steinwall gedeckt. Der innere halbkreisförmige Wall legt sich an die Gipfelfläche des Berges an und ist 280 Schritte lang, 18—24 Schuh hoch; der äußere Wall, der tiefer liegt als der innere, hat dagegen nur eine Höhe von 3—4 Schuh [36]).

34. *† Pleschiwetz bei Ginetz. Der Berg Pleschiwetz an der Litawka im Brdywalde fällt an drei Seiten, westlich, östlich und südlich sehr steil ab, nur gegen Norden geht er sanft in eine schiefe Lehne über. Der Gipfel trägt einen doppelten Steinwall; der innere ist 1833 Schritte, der äußere eine Stunde lang. Der äußere Wall ist aus größeren Werkstücken aufgeführt, als der innere, und bis 3 Klafter hoch. Unterhalb des Berges wurden wiederholt Bronzegegenstände keltischen Charakters gefunden, so Celte, Sicheln, Armringe u. dgl. [37]). Die

32) Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen V. 196. Globus XX. 248. Wocel, Pravěk 99 ff.
33) Kalina a. a. O. pag. 85 ff.
34) Sommer, Topographie VI. 40. Kenner, Beiträge im Archiv österreichischer Geschichtsquellen XXX. pag. 254 ff. Nürnberger Anzeiger für Kunde der germanischen Vorzeit 1859 pag. 60.
35) Kalina v. Jäthenstein a. a. O. pag. 96 ff.
36) Mittheilungen des Vereines für Gesch. d. D. V. 119. Wocel, Pravěk pag. 99 ff.
37) Mittheilungen des Vereines f. G. d. D. V. 118. Wocel, Pravěk 99 ff.

Stein-Umwallungen am Pleschiwetz, stellen sich mit denen am Wladař als die kolossalsten Deutschlands heraus.

35. * Ostry. Gegenüber dem Pleschiwetz liegt am linken Ufer der Litawka der Berg Ostry; auf seinem Gipfel findet sich ebenfalls ein kleiner kreisförmiger Steinwall [38]).

36. * Hradetz bei Dobřiš. Auch der Hradetz fällt an drei Seiten steil ab und hängt nur an der vierten zungenförmig mit einem Gebirgsrücken zusammen. Das Plateau des Berges umzieht ein Steinwall, 445 Schritte lang, 3—12 Schuh hoch und an der Basis 2—6 Klafter breit. Der Wall bildet ein unregelmäßiges Viereck, in das 4 Eingänge führen. Das Plateau des Berges ist zwar nicht geebnet, aber ganz frei von Steinen [39]).

37. Byvratek. Ein dem eben beschriebenen ganz ähnlicher Steinwall findet sich auch am Berge Byvratek im Brdywalde [40]).

38. * Třemšin bei Rožmital. Der ebenfalls im Brdywalde gelegene Berg Třemsin ist 433 W. K. hoch und an seinen Lehnen von einem Steinwalle gürtelförmig umfaßt; der Wall selbst ist 1200 Schritte lang, 4 Klafter breit, aber nur 2 Schuh hoch. Das Plateau des Berges ist geebnet und von Steinwällen quer durchschnitten. Innerhalb dieser Wälle liegen die wenigen Überreste einer kleinen mittelalterlichen Burg, so wie eine Kapelle [41]).

39. Zborow. Beim Dorfe Zborow unweit Planitz liegt auf einer niedrigen Anhöhe ein halbkreisförmiger Steinwall [42]).

40. Hrad bei Cimelitz, ehemalige Domäne Worlik. Einen auf dem Berge Hrad gelegenen, vom Prof. Dastich aufgefundenen doppelten Steinwall erwähnt Wocel [43]). Auch über diesen Wall wären nähere, von kundiger Hand gegebene Details sehr wünschenswerth. In der Nähe davon bei dem Dorfe Straziscbt soll sich nach derselben Quelle [44]) auch ein Erdwall finden.

41. † Tuhoscht bei Schwihau. Der Gipfel dieses imponirenden Berges ist mit einem niedrigen Steinwall umkränzt. Das Gestein, aus dem dieser Wall zusammengefügt ist, zeigt deutliche Spuren von Feuereinwirkung, was die nicht ganz gerechtfertigte Ansicht verschuldet haben mag, daß dieser Wall unter die verschlackten zu zählen sei [45]).

42. † Herrnstein bei Taus. Von der bekannten Ruine Herrnstein durch eine Einsenkung getrennt, liegt ein sehr interessanter Steinwall, die přikopy oder auch „Husitenlager" genannt. Ein niedriger Bergvorsprung ist mit einem 2 Klafter hohen, 4 Klafter breiten ovalen Steinwalle umgeben; unterhalb desselben liegt ein niederer zweiter Wall. In die Mitte führt nur ein einziger Eingang an der Westseite. Der Gebirgsrücken, auf dem der Wall liegt, heißt Hora. Das Material, aus dem der Wall besteht, ist Dioritschiefer und Syenit. Das merkwürdigste aber ist, daß sich an diesen ovalen Doppelwall ein fast eine Stunde langer bis 5 Klafter hoher Steinwall anschließt, der sich der ganzen Länge des schmalen Bergrückens nach hinzieht und offenbar die Bestimmung hatte, eben diesen Bergrücken möglichst unzugänglich zu machen, meines Wissens das einzige Vorkommniß dieser Art in Böhmen. In der Nähe von Schwihau, so wie der Burg Herrnstein trifft man auch zahlreiche Steingrabhügel mit Bronzegegenständen jenes Charakters, den man gewöhnlich der keltischen Bevölkerung Böhmens zuschreibt.

38) Mittheilungen des Vereines f. G. d. D. V. 196. Wocel, Pravěk 99 ff.
39) Mittheilungen des Vereines f. G. d. D. V. 119. Wocel, Pravěk 99 ff.
40) Wocel, Pravěk 425.
41) Mittheilungen des Vereines f. G. d. D. V. 124.
42) Mittheilungen des Vereines f. G. d. D. V. 196. Wocel, Pravěk pag. 99. ff.
43) Wocel, Pravěk p. 425.
44) Wocel, Pravěk p. 433.
45) Památky 1866 p. 215.

43. †† Hradischt bei Strakonitz. Etwa drei Viertelstunden von der Stadt Strakonitz in südwestlicher Richtung unmittelbar beim Dorfe Sausedowitz erhebt sich der dicht bewaldete Bergvorsprung Hradischt. Er bildet auf seinem Gipfel ein oblonges Plateau, das seiner ganzen Ausdehnung nach von einem gewaltigen Steinwall umgeben ist, der bei einer Länge von 550 Schritten 2—5 Klafter hoch und an der Basis 2—4 Klafter dick ist. Der Wall ist aus Granit aufgeführt und verschlackt. In südwestlicher Richtung führt ein ziemlich breiter Eingang in den Wall. Unmittelbar an den eben beschriebenen schließt sich der sogenannte „kleinere Wall", ein unregelmäßiges Viereck bildend, 1000 Schritte lang, aber nur 6—9 Schuh hoch und 9 Schuh breit. Letzterer Wall ist nicht verschlackt. Nachgrabungen ergeben unmittelbar unter dem Rasen eine 2 Schuh mächtige, schwarze humöse Erdschicht, vermengt mit zahlreichen Thierknochen und Fragmenten von Thongefäßen. Unterhalb des Hradischt wurden wiederholt Bronzegegenstände, Celte, Armspangen, Theile eines Diadems u. s. w. in Steingrabhügeln gefunden, an denen die dichtbewaldete Umgegend des Berges überhaupt sehr reich ist[46]).

44. *†† Hora bei Katovitz. Der Berg Hora, auch Knežihora genannt, eine isolirte Kuppe, liegt ungefähr vom Hradischt 2 Stunden entfernt in nordwestlicher Richtung am Einflusse eines kleinen Baches in die Wotawa. Hier erhebt sich einer der interessantesten Steinwälle Böhmens. Der äußere Wall umsäumt den Gipfel des Berges in einem Umfange von 620 Klaftern; der Umfang des inneren Walles beträgt 192 Klafter. Letzterer bildet ein unregelmäßiges Viereck von 65 Klaftern Länge und 31 Klaftern Breite. Der äußere Wall hat eine Höhe von 15, der innere von 20 Schuh. Die Nord- und Westseite des Berges fallen sehr steil ab, hier genügten die Doppelwälle; an den anderen weniger steilen Seiten des Berges legt sich aber noch ein Doppelwall zwischen jene beiden hinein, so daß hier der Berg sogar vierfach umwallt erscheint. Der Eingang in dieses Wallsystem findet sich an der Ostseite. Auch der innerste der Katovitzer Wälle ist schon längst als verschlackt bekannt, auch er ist aus Granitblöcken aufgeführt[47]).

45. Svatobor bei Schüttenhofen. Auch der Gipfel dieses Berges, dessen Name „heiliger Hain" schon Beachtung verdient, ist mit einem Steinwall und mehreren Erdwällen umkränzt[48]). Nähere Details über diese Wälle wären sehr wünschenswerth.

46. Vènetz an der Wolinka. Dieser bei Malenitz gelegene Berg soll mit einem ringförmigen, d. h. kreisrunden Steinwalle bedeckt sein, über den jedoch nähere Details nicht bekannt sind[49]).

47. Im äußersten Westen dieses Gebietes erwähnt Wocel noch bei St. Georgen unweit Stockau einen Erdwall[50]). Auch die Umgebung von Stockau ist sehr reich an Steingrabhügeln, in denen wiederholt Bronzegegenstände und selbst keltische Silbermünzen, sogenannte Regenbogenschüsselchen, gefunden werden.

48. Endlich wird noch im Süden des Territoriums am Fuße der alten Ruine Maidstein am linken Moldauufer ein ausgedehnter Steinwall erwähnt, den Haidinger mit der Bezeichnung Markomanenwall belegte[51]). Die nähere Untersuchung dieses Walles, der in einer Gegend liegt, die an vorhistori-

---

46) Mittheilungen der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale XIII. pag. XXXV.
47) Ebendaselbst XIII. pag. XXXV. ff.
48) Mittheilungen des Vereines für Gesch. d. D. V. 196.
49) Wenzig und Krejči, Der Böhmerwald. pag. 28.
50) Wocel, Pravěk 434.
51) Wenzig und Krejči, Der Böhmerwald. pag. 73.

schen Baudenkmälern sehr arm ist, würde sicher vom höchsten Interesse sein. Leider war es mir bei meiner wiederholten Anwesenheit im südlichen Böhmen nie möglich, auch den Ruinen der Burg Maidstein einen Besuch abzustatten.

III. Wälle im nordöstlichen Böhmen

zwischen Elbe, Moldau, Sazawa und den Landesgrenzen gegen Norden und Osten.

49. Zirkowitz bei Lobositz. Bei dem Dorfe Zirkowitz am rechten Elbeufer liegt der Berg Deblik, auch Döblitz genannt. Die Kuppe des Berges ist künstlich geebnet und mit einem Steinwalle umgeben [52]).

50. *† Hradek bei Groß-Tschernosek. Die ausgedehnten Wälle auf diesem Berge, der jedem Elbereisenden der drei Kreuze wegen, die auf seinem Gipfel in der Nähe eines weithinschimmernden Winzerhäuschens stehen, in die Augen fällt, sind schon seit uralter Zeit bekannt. Der Berg steigt gegen Süden senkrecht aus den Fluthen der Elbe empor, zeigt gegen Westen und Osten steil abfallende, schwer zugängliche Wände und hängt nur gegen Norden mit dem Gebirgsrücken zusammen. Diese letztere Seite ist mit einem Doppelwall umgeben. Der innere Wall liegt mit seiner inneren Seite auf dem Rand des Bergplateaus auf und ist da 3 Klafter, an der äußeren Seite dagegen 10 Klafter hoch. Der äußere Wall hat eine Höhe von 5 Klaftern. Zwischen beiden zieht sich ein regelrechter, tiefer Graben hin. Der innere Wall ist aus Steinen und Erde aufgeführt, läuft nach oben spitz zu und gehört seiner ganzen Anlage nach unter die Steinwälle; das dazu verwendete Material ist Plänerkalk, der an der Oberfläche leicht verwittert, daher denn wohl auch der Berichterstatter in den Mittheilungen VII. 161 die Hradeker Wälle durchaus als Erdwälle betrachtet. Eine genaue Untersuchung des Walles jedoch an Stellen, wo er durchgraben wurde, ergibt unzweifelhaft seinen Charakter als Steinwall. Der äußere weit niedere Wall ist auf seinem 3 Klafter breiten Rücken vollständig geebnet; auch in seinen Körper sind bald mehr, bald minder große Steinblöcke eingefügt. In das Innere des Wallraumes, der an 12.000 □Klafter beträgt, führen zwei schmale Eingänge. Wocel versetzt hierher ohne historische Begründung eine Burg der slavischen Luthomirici.

51. Ratzken bei Lewin. Auf dem Berge Sedla bei dem Dörfchen Ratzken unweit Lewin finden sich Erdwälle [53]).

52. Die großartigsten Wälle im nordöstlichen Böhmen sind unstreitig jene von Kopidlno zwischen Neubydžow und Gitschin. Sie sind bloß aus Erde aufgeführt, liegen auf einer Anhöhe und bilden ein unregelmäßiges Viereck. Die Umwallung selbst ist eine doppelte, zwischen den beiden Wallreihen ziehen sich breite Gräben hin. Die äußeren Erdwälle sind 600 Klafter lang, 305 Klafter breit und 5 Klafter hoch. Ihr Umfang beträgt 4300 Schritte, das eingeschlossene Terrain mehr als 100.000 □Klafter [54]).

53—76. Außerdem zählt Wocel in diesem Territorium noch 24 Wälle an folgenden Orten auf: Hryzely bei Schwarzkosteletz, Libitz bei Podebrad, Alt-Kaurzim, Přistoupin, Unter-Březan, Lestèni (Cosmas a. a. 1056 versetzt dorthin die Burg Leščen: castrum munitissimum nomine Lesczen), Wratislaw bei Hohenmaut, Domanitz ebendaselbst, Rabouu bei Richenburg, Leitomischl, am Hradischt bei Nassaberg, Chodowitz bei Horschitz, Ostromèř, bei den Dörfern Kalu, Zelejow, Lhota, Zwole,

52) Kalina von Jäthenstein a. a. O. pag. 149.
53) Wocel, Pravěk 426.
54) Verhandlung der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften 1840—41 pag. 11. Wocel, böhm. Alt. 22.

Habřina, Svètla bei Böhmisch-Aicha, bei Bezděčin unweit Jungbunzlau, Stranow bei Jungbunzlau, Březi, Kralowitz, Vinař bei Prag, über die jedoch noch Berichte kundiger Archäologen abgewartet werden müssen, bevor ihr wahrer Charakter ins rechte Licht gestellt werden kann. Es sind übrigens. so weit ich mich in jenem Gebiete Böhmens umgesehen habe, meistens Umwallungen in nächster Nähe der Dörfer, denen man wohl kaum slavischen Ursprung wird absprechen können [55]).

77. Denselben Charakter mögen auch die Überreste von Erdumwallungen bei dem Dorfe Unter-Rokyta haben, die Kalina erwähnt [56]).

78—81. Außerdem sind auf der archäologischen Karte von P. A Schmitt noch vier Steinwälle in der Umgebung von Pecka und Neupaka verzeichnet, über die mir jedoch nichts Näheres bekannt ist.

IV. Wälle im südöstlichen Böhmen

zwischen Moldau, Sazawa und der südöstlichen Landesgrenze.

82. *† Der bedeutendste der spärlichen Wälle in diesem Gebiete ist jener auf dem sagenberühmten Berge Blanik, dem slavischen Kyffhäuser. Hier findet sich ein doppelter Steinwall. Der innere Wall bildet ein Oval von 236 Schritten Umfang und ist mannshoch. Das Plateau, das er einschließt, erscheint künstlich geebnet. Der äußere Wall hat eine Länge von 520 Schritten ist aber nur 2—3 Schuh hoch. Die Wälle werden im Munde des Volkes als Hussitenschanzen bezeichnet [57]).

83. Sobèslau. Im Walde Swakowa liegt mehrfachen Mittheilungen zufolge ein verschlackter Wall, der den Namen Hradischt führt [58]).

84. Rataj bei Bèchin. Bei diesem Dorfe, wo wiederholt höchst merkwürdige Bronzegegenstände in Steingrabhügeln gefunden wurden, erwähnt Wocel auch einen Erdwall [59]).

85—86. Endlich verzeichnet die archäologische Karte von Schmitt auch hier zwei Erdwälle bei Vyskytna und Rohožna.

Die vorher aufgezählten Wälle zusamengefaßt ergibt sich folgendes Resultat: Es finden sich:

	Steinwälle	Erdwälle
im nordwestlichen Böhmen	7	20
im südwestlichen Böhmen	17	4
im nordöstlichen Böhmen	6	27
im südöstlichen Böhmen	2	3
Zusammen	32 Steinwälle	und 54 Erdwälle.

Eine weitere Betrachtung ergibt auf den ersten Blick die Thatsache, daß sich unsere Wälle als ein breiter Gürtel durch die Mitte des Landes in der Richtung von Nordosten nach Südwesten ziehen. In diesem Zuge herrschen im Nordosten Erdwälle, im Südwesten Steinwälle vor. Erstere gehören den Hochplateaus an der Elbe, Iser, Eidlina, diese dem durchaus gebirgigen Theile des Landes zwischen Beraun und Moldau, so wie den Vorbergen des Böhmerwaldes an. Außerhalb dieses Gürtels begegnen wir nur einzelnen Wallbauten auf isolirten, durch

55) Wocel, Pravěk pag. 388 ff.
56) Kalina von Jäthenstein a. a. O. 164.
57) Mittheilungen des Vereines f. G. d. D. V. 123.
58) Wocel, Pravěk pag. 99. ff.
59) Památky V. 251 Wocel Pravěk 432.

ihre Lage ausgezeichneten Bergen. Nur in dem freundlichen Bielathale findet sich noch eine bedeutende Wallgruppe auf einem verhältnißmäßig kleinen Terrain beisammen. Den hohen Grenzgebirgen Böhmens fehlen sie gänzlich, wir suchen sie ebenso vergeblich auf den Kuppen des Riesengebirges, wie im Erzgebirge und Böhmerwalde. Jenen in vorhistorischer Zeit sicher fast gänzlich unzugänglichen Punkten waren die Erbauer unserer Wälle fern geblieben.

Eine ganz besondere Bedeutung haben unstreitig jene Wälle, die als verschlackte bezeichnet werden. Auch sie sind aus roh gebrochenen Steinen aufgebaut, aber diese Steine selbst sind durch lang andauernde Einwirkung mächtiger Feuerflammen zu einer derartig festen Masse zusammengeschmolzen, daß man nur mit Mühe Stücke davon losschlagen kann. Als solche verschlackte Wälle waren in Böhmen schon längst bekannt der Wall auf dem Schafberge bei Bukowetz, auf der Hora bei Katowitz und jener im Walde Swakowa bei Sobèslau; auch ein Theil der Steinwallbauten auf dem Burberge bei Kaaden ist verschlackt. Als verschlackt wurden ferner von mir nach eingehender Untersuchung auch die Wälle am Hradischt bei Strakonitz, so wie jene auf der Kuppe des Vladař bei Luditz erkannt. Wie bei dieser sonderbaren Verschlackung selbst vorgegangen wurde, ergibt eine genaue Betrachtung der Wälle. Offenbar wurde eine Schicht Steinblöcke ausgebreitet, die Zwischenräume derselben mit Kiessand ausgefüllt und nun darüber so lange Feuer unterhalten, bis der Zweck dieser Prozedur, die Verschmelzung und innige Verbindung des Materials, erreicht war. Dann wurde darüber eine zweite Steinschichte gelegt und ebenso behandelt. Daß dies wirklich der Vorgang war, beweist die Thatsache, daß man allenthalben auch im Kerne des Walles noch Holzkohlen eingeschlossen findet, Überreste des Feuerungsmaterials, mit dem die Verschlackung bewerkstelligt wurde. Offenbar mußte diese den Zweck haben, den fehlenden Mörtel zu ersetzen und die Verrollung der Steine zu verhindern, wodurch natürlich die Widerstandsfähigkeit und Dauer eines solchen Walles bedeutend erhöht wurde.

Das Verbreitungsgebiet dieser verschlackten Wälle ist sehr beschränkt. Böhmen zunächst finden wir sie in der Lausitz bei Görlitz an mehreren Orten, wo sie schon im Jahre 1839 der bekannte Geologe und Geognost Bernhard von Cotta untersuchte und beschrieb [60]). In Frankreich steht die Mauer der Stadt St. Suzanne im Departement Maine, der alten Provinz Armorica, auf einem solchen verschlackten Walle [61]). Am zahlreichsten trifft man sie im nördlichen Schottland. Sie liegen dort auf isolirten Berghöhen, sind bis 40 Fuß dick, schließen aber meist nur einen engen Raum ein. Hierher gehören der Knock-farril-Naphian oder die Fingalswohnung auf einem steilen Berge bei Dingwall in Rosshire, dann drei ähnliche Wälle in der Nähe von Inverneß, der Hauptstadt der schottischen Hochlande, bei den Schlössern Muirtown, Finlag und Dun Evan. Auch auf den Orkaden finden sich solche Wälle [62]). Englische Archäologen nennen sie vitrified walls oder forts, verglaste Wälle oder Burgen. Doch unterscheiden sich diese schottischen vitrified walls von unseren heimischen verschlackten Wällen in bemerkenswerther Weise. Während in Böhmen und in der Lausitz nämlich immer der Kern der Wälle verschlackt, die Oberfläche dagegen unverschlackt erscheint, ist in Schottland geradezu das Umgekehrte der Fall, der Kern bleibt unverschlackt, dagegen ist die Oberfläche verschlackt. In Schottland und Frankreich waren wohl sicher keltische Stämme die Erbauer dieser Wälle, wahrscheinlich aber auch in Böhmen und der Lausitz.

Zwei wichtige Fragen, die uns bei der Untersuchung der so zahlreichen Wall-

60) Neues Lausitzer Magazin 1839. IV. Keferstein, Ansichten über keltische Alterthümer I. 117.
61) Mémoires des antiquaires de France X. 358.
62) Keferstein a. a. O. I. 207.

bauten Böhmens entgegentreten, sind die nach dem Alter sind der Bestimmung dieser Denkmäler. Was den ersten Punkt anbelangt, müssen dabei jedenfalls folgende Erwägungen berücksichtigt werden. Erdwerke, Dämme, Schanzen u. s. w. hat der Mensch in den verschiedensten Zeiten aufgeworfen, und wirft sie heute noch auf. Darum können auch, wie schon oben erwähnt, nur historische Zeugnisse, bestimmte archäologische Funde und vielleicht auch hie und da Anlage und Form Aufschluß über ihr Alter geben. Ich glaube darum, daß jenen Wällen, die an Orten liegen, wo mittelalterliche Quellen ganz bestimmt slavische oppida oder castra nennen, auch slavischer Ursprung nicht abgesprochen werden kann, so bei Tetin, Libuschin, Drevic, Budetsch, Wlastislaw, Levyhradek und Leščen. Derselben Kategorie wird auch der größte Theil der kleineren Erdwälle im nordöstlichen Böhmen, dann in der Nähe von Prag anzureihen sein. Daß solche Erdaufwürfe noch in sehr später Zeit den Slaven eigenthümlich waren, das beweisen die Umwallungen, die man bei vielen Kirchen in Böhmen findet. Aus meiner Heimat selbst kenne ich mehrere solcher Fälle. So steht die Kirche im Dorfe Fürbitz bei Jechnitz auf einem umwallten Hügel, Wackerlitz genannt; im benachbarten Dorfe Golleschau erhebt sich das Glockenhaus auf einem umwallten Platze, die Dekanalkirche in Jechnitz, so wie die im XIII. Jahrhunderte im Rundbogenstile erbaute Skt. Jakobskirche in Rudig stehen ebenfalls innerhalb umwallter Räume, und ich bin vollkommen überzeugt, daß noch bei vielen anderen Kirchen Böhmens sich ähnliche Verhältnisse finden werden. Der slavische Name für Kirche, tschechisch kostel, vom lat. castellum, weist ja jedenfalls auf eine ursprüngliche Befestigung hin.

Vergebens aber suchen wir bei den alten Historikern und Chronisten Böhmens Nachrichten über die Erdwälle bei Kopidlno, am Hradetz bei Nischburg, am Hradek bei Tschernosek; eben so fehlen bei ihnen Nachrichten über unsere Steinwälle gänzlich, und doch dürften wir selbe bei ihrem oft riesigen Umfange und der Bedeutung, die sie haben mußten, mit Bestimmtheit erwarten. Sie scheinen also vorslavischen Ursprungs zu sein. Wocel selbst, der doch sonst, was nur möglich war, für die Slaven beanspruchte, spricht den Erdwällen bei Kopidlno und am Hradetz, so wie den gesammten aus Steinen ohne Mörtelverbindung aufgeführten Wällen slavischen Ursprung ab [63]). Er weist unter anderem darauf hin, daß die Slaven bereits in ihrer Urheimat (wo?) den Kalk vapno, so wie ein gemeinsames Wort für „mauern" zditi, zizdáti, zidati kannten. Daß es übrigens mit dieser uralten Baukunst der Tschechen nicht viel auf sich gehabt haben mag, bezeugt die Thatsache, daß von jenen Urbauten nichts auf uns gekommen ist, und daß die ältesten Steinbauwerke, die wir in Böhmen finden, der sogenannte Markomannenthurm auf Veste Klingenberg, der schwarze Thurm in Eger, den eifrige slavische Forscher nur des Nimbus wegen als echt römische Bauten bezeichnen wollen, so wie einzelne kleine Kirchen erwiesenermaßen erst aus dem X. oder dem Anfange des XI. Jahrhunderts stammen. Ungefähr in diese Zeit versetzt auch Cosmas die Einführung des geregelten Steinbaues aus zugehauenen Quadern, das opus romanum, indem er zum Jahre 932 erzählt, wie Herzog Boleslaus, der Grausame, die Vornehmen seines Volkes zwang, ihm um seine Stadt Bunzlau an der Elbe eine Mauer nach „römischer Art", opere romano zu bauen. (Unde factum est, ut in mente conciperet, quo sibi urbem romano opere conderet. Cosmas I. a. a. 932 pag. 41). Für uns ist das vollständige Schweigen der ältesten Geschichsquellen Böhmens ein vollgiltiges Zeugniß dafür, daß auch eine gute Anzahl und insbesondere die oben genannten Erdwälle, so wie die sämmtlichen Steinwälle Böhmens nicht slavischen Ursprungs sind.

63) Wocel, böhmische Alterthumskunde 22. Pravěk pag. 99. ff. Oesterreichische Wochenschrift 1865 pag. 394.

Ich habe mich an einem andern Orte für den keltischen Ursprung, wenigstens des größten Theils unserer Steinwälle ausgesprochen [64]). Die Gründe, die mich dazu bestimmten, liegen in archäologischen Funden in und zunächst dieser Steinwälle. Diese Funde tragen durchaus den Charakter der Bronzezeit Mitteleuropas und bestehen in Celten, Bronzesicheln, reichlichem Bronze- oder seltenem Goldschmucke, endlich auch in Bernsteingeräthen. Als Fundorte solcher Objekte sind die Umgebungen des Pleschiwetz, Tuhoscht, des Walles bei Herrnstein, des Burberges bei Komotau, des Hradischt und der Hora bei Katovitz, des Tremsin und des Radelsteins bekannt. Mit diesen Steinwällen stimmen ferner die zahlreichen Steinhügelgräber Böhmens ganz überein; auch sie sind aus Steinen und Erde, oft rein aus Steinen, ohne jede Mörtelverbindung aufgeführt. Diese Hügel enthalten in weitaus überwiegender Anzahl Bronze- und Goldgegenstände von anerkannt keltischem Typus, in einem derselben bei Stockau wurden auch keltische Silbermünzen (sog. Regenbogenschüsselchen) mit den Namen keltischer Anführer gefunden; überhaupt wurden in Böhmen die meisten Altert hümer keltischen Ursprungs im Westen des Landes und insbesondere im Brdywalde entdeckt, also gerade in jenem Landstriche, wo auch die meisten Steinwälle liegen. Dazu kommt noch der Umstand, daß wir auch in jenen Ländern, die seit den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart keltische Bevölkerung haben, wie im westlichen Frankreich (Normandie, Bretagne), in England, Schottland, auf den kleineren britischen Inseln gleiche Wallbauten treffen, und endlich besitzen wir auch unzweifelhafte historische Nachrichten, die in der klarsten, unzweideutigsten Weise darthun, daß den keltischen Völkern, als die Römer mit ihnen bekannt wurden, die Aufführung von Steinwällen auf hervorragenden Bergesspitzen eigenthümlich war. — Ich verweise in dieser Hinsicht nur auf Livius und Cäsar [65]). Den Erdwällen am Hradetz bei Nischburg, innerhalb und außerhalb deren keltische Goldmünzen gefunden wurden und noch gefunden werden, wird sich der keltische Ursprung wohl nicht abstreiten lassen; bei Kopidlno und am Hradek bei Tschernosek sind jedoch, so viel mir bekannt ist, noch keine Gegenstände gefunden worden, die für oder gegen deren keltische Herkunft sprechen würden. Was bleibt nun nach diesen Erwägungen von unseren böhmischen Wällen für die Germanen übrig, deren einer Stamm die Markomannen, bekanntlich jahrhundertelang in Böhmen wohnte? Daß auch die germanischen Völker die Aufführung von Wällen kannten, bezeugt Tacitus ann. II. 19. 20, wo er von einem Walle erzählt, den die Angrivarier im Kampfe gegen die Römer unter Germanikus aufführten, und noch aus weit späterer Zeit berichtet Helmold in seiner Chronik der Slaven I. 12. 28 von Dämmen, die zu Otto des Großen Zeit noch die Sachsen zu Vertheidigungszwecken bauten. Aber andererseits wissen wir auch aus zahlreichen Zeugnissen römischer Schriftsteller, daß gerade die Germanen den Kampf auf Bergen nicht liebten, sondern den Angriff in der Ebene vorzogen und sich, wo es nur möglich war, hinter Sümpfen und Flüssen verschanzten, um bei erster gegebener Gelegenheit wieder angreifend vorzudringen. Mit Oskar Schuster also alle auf gegenwärtig deutschem Boden und ebenso auch sämmtliche unserer böhmischen Wälle als durchaus germanisch zu bezeichnen, halte ich nicht für richtig, aber das glaube ich als gewiß ansehen zu müssen: wo Bronzegegenstände späterer sehr gelber, fast messingartiger Legirung vorkommen im Vereine mit mächtigen Lagern von Thierknochen, zumeist vom Hirsch, Reh, Pferd, Wildschwein, wo dazwischen Stein-, Bein-, insbesondere Hirschhorngeräthe nebst Eisenobjekten, Schwertern, Dolchen, Messern, Lanzen und breiten blattähnlichen Pfeilspitzen sich finden, da kann man die feste Versicherung haben, daß man auf

64) Mittheilungen der k. k. Centralkommission z. E. u. E. d. B. XIII. pag. XXXV ff., pag. LXXIV ff.

65) Livius XXXVIII 19. Cäsar bell. gall. II. 29. VII. 46. 69.

einem Boden steht, den germanische Völkerschaften einst betraten. Bis jetzt wurden die schönsten germanischen Alterthümer in Eger- und Bielathale, ferner bei Horzowitz unweit Jechnitz, endlich in neuester Zeit bei Budweis gefunden; das mag ein Fingerzeig für die Untersuchung der Wälle in diesen Gegenden sein.

Die zweite, nicht weniger schwierig zu lösende Frage behandelt die Bestimmung unserer Wälle. Hier stehen sich zwei Meinungen schroff entgegengesetzt gegenüber. Die eine, vertreten durch Oskar Schuster, sieht, wie schon oben erwähnt, in allen auf deutschem Boden aufgeführten, daher auch in unseren böhmischen Wällen Verschanzungen zu Kriegszwecken von germanischen Völkern erbaut. Die andere, als deren Verfechter Dreßler und Kiemann in ihrem trefflichen, dankenswerthen Artikel, Mittheilungen V. 116 und insbesondere 198 ff., genannt werden müssen, betrachtet unsere Umwallungen hauptsächlich zu heidnisch-gottesdienstlichen Zwecken errichtet. Ich bin überzeugt, daß auch über diesen Punkt nur eine vorurtheilsfreie Betrachtung eines jeden unserer Wälle Aufschluß geben kann. Es läßt sich gar nicht leugnen, daß Wälle von unbedeutender Ausdehnung, auf niedrigen Bergkuppen gelegen, kaum 6 Fuß an Höhe erreichend, wenig zu Vertheidigungsobjekten geeignet erscheinen. Oft ist ihr Umfang so unbedeutend, daß kaum hundert Personen drinnen Platz finden, ihre Höhe so gering, daß jeder Steinwurf in den Wall gelangt, ja nicht selten lassen sich solche Wälle von einem nahe gelegenen Punkte ganz übersehen und beherrschen. Oft fehlt auch Wasser vollständig auf den umwallten Bergen, — alles Punkte, die gegen die Beurtheilung dieser Wälle als Vertheidigungswerke schwer ins Gewicht fallen. Sie mögen demnach thatsächlich als heidnische Opferplätze oder als abgegrenzte Gerichts- und Thingstätten betrachtet werden. Darauf weist auch noch die Verehrung hin, die einzelne dieser Umwallungen heute noch genießen; innerhalb derselben sind christliche Kreuze oder Kapellen errichtet worden, man führt selbst Prozessionen auf solche Berge, andererseits aber werden manche wieder mit Scheu und Grauen betrachtet; man fürchtet solche Orte als verrufen, scheut den Besuch der Berge zur Nachtzeit und nennt sie geradezu Teufelsberge.

Dem entgegen ist es aber sicher, daß jene Wälle mit ihren riesigen Dimensionen, wie am Hradek bei Tschernosek, am Vladař, am Pleschiwetz, auf der Hora bei Katowitz, bei Kopidlno u. s. w., die entweder unmittelbar an einem Fluße liegen, oder Wasserbehälter auf ihrem Rücken tragen, mit ihrem streng dem Zuge des Plateau angepaßten steilen Rücken, oft verdoppelt, ja selbst drei- und vierfach angelegt, wirkliche Schanzwerke, wirkliche Burgen gewesen seien. Welchen Zweck, wenn nicht einen fortifikatorischen, konnte der äußere Wall am Hradek haben? Von seinem Rücken konnte niemand in den inneren Wall hinein sehen, wohl aber war er die beste Deckung für diesen. Oder zu welchem Zwecke wurden die Fußumwallungen am Vladař, am Pleschiwetz aufgeführt, wenn nicht um die Zugänge zum Berge zu decken. Hier läßt sich an eine bloß religiöse Benützung gar nicht denken. Sie waren offenbar befestigte Vertheidigungspunkte, in die sich die Bevölkerung eines Gaues, eines Landstrichs bei feindlichen Einfällen zurückzog, die sie als ein Refugium, als eine wahre Burg, ihre Familie, ihr Habe zu schützen, betrachtete. Von hier aus übersah man weithin die Gegend, beherrschte wichtige Flußübergänge oder den Fluß selbst, und konnte denselben bei Gelegenheit leicht absperren. Es mag sein, daß auch da nicht allen Anforderungen, die man an Bergvesten stellt, genügt ist; aber man darf eben jene Burgen, die wahrscheinlich vor mehr als zwei Jahrtausenden errichtet wurden, nicht mit dem Maßstabe der Gegenwart messen, deren Belagerungsmaschinen jene Wälle wohl kaum einige Sekunden widerstehen könnten. Daß Menschen thatsächlich längere Zeit in diesen Wällen gehaust, das zeigen die Funde von Bronze-, Thon- und Eisengeräthen in denselben, so wie die gewaltigen Kohlen- und Aschenmassen, die man innerhalb derselben zumeist findet.

Johann Nep. August Zimmermann.

Von

Klemens Ritter von Weyrother.

Johann Nep. August Zimmermann wurde den 14. Mai 1793 zu Bilin in Böhmen geboren, wo sein Vater, Martin Zimmermann, den Posten eines sogenannten Uebergehers oder Grenzwächters bekleidete. Derselbe war aus Bremen gebürtig, doch war diese Stadt nur der zufällige Aufenthaltsort seiner Eltern gewesen, die eigentlich aus Ruhla im Thüringer Walde aus einer reichen Bauernfamilie stammten. Sie kehrten auch nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, in welchem der Vater gegen Preußen gefochten hatte, in die Heimat zurück. Auch dem Sohne blieb eine Abneigung gegen Preußen eigen, und als im Jahre 1778 der sogenannte Kartoffelkrieg Oesterreichs gegen Preußen ausbrach, trat er in die kaiserlichen Kriegsdienste. Der Feldzug war sehr bald zu Ende, doch wollte der Oberst des Regimentes den schöngewachsenen, starken, jungen Mann nicht gerne verlieren und wandte sogar Zwang an, ihn zum ferneren Verbleiben zu nöthigen.

Der freiheitliebende Charakter des Jünglings empörte sich dagegen und seine stürmische Heftigkeit hätte traurige Folgen haben können, wenn nicht mehrere glückliche Umstände zusammengetroffen wären, die den Obersten wieder zu versöhnlicher Milde bewogen. Er blieb vorläufig in der Feldkanzlei verwendet, wo er sich durch seine außerordentlich schöne Handschrift bald einen Nebenverdienst erwarb, indem er nach einer damals Mode gewordenen Liebhaberei, fromme Sprüche in kleine Medaillons, Busennadeln oder Ringe einschrieb.

Da geschah es aber, daß er sich auch so tief in das Herz einer ehrsamen Jungfrau einschrieb, daß er diese Inschrift nicht wieder verlieren wollte. Die Jungfrau aber hatte sich gelobt, niemals einen Soldaten oder einen Protestanten zu heiraten und beides war der hübsche junge Fourier von Kinsky-Infanterie. Das Schicksal hatte sie nun aber für einander bestimmt, die Liebe überwand alle Schwierigkeiten: der Bewerber trat zur katholischen Kirche über, verließ das Regiment und suchte und fand bald ein Amt, das für's Erste das kleine Hauswesen ermöglichte. Da aber der Posten nicht ohne Gefahren war, indem er größtentheils mit verwegenen schlauen Schleichhändlern zu thun hatte, welche Kaffee, Tabak, fremde Stoffe und dergleichen den Augen der Aufseher zu entziehen suchten, so wünschte er doch, vorzüglich seiner Frau wegen, die bei seinem oft tagelangem Entferntsein in Angst um ihn war, ihn mit einem bequemeren zu vertauschen. Dies geschah auch etwa drei Jahre später, wo er eine gute Stelle in dem Comptoir des Prager Handlungshauses Ballabene erhielt. Indessen war der kleine Haushalt durch die Geburt des ersten Kindes, eines Sohnes, vergrößert worden, der, da es so kurz vor dem Johannifeste war, den Namen des böhmischen Landespatrones, Johannes von Nepomuk, erhielt. Als ein interessanter Zug aus seiner ersten Kindheit mag ein kleiner Umstand dienen, den der Verstorbene später oft zu erzählen pflegte. Während er in Bilin mit noch nicht vollendetem zweiten Jahre schon geläufig deutsch sprach, verstummte der Kindermund bei der in diese Zeit fallenden Uebersiedlung nach Prag vollständig, da ihm das Idiom der nun allgemein um ihn herum gesprochenen böhmischen Sprache fremd war. Schon begannen die Eltern zu fürchten, daß das Kind durch irgend einen Zufall Schaden genommen und die Sprache gänzlich verloren habe, als die räthselhafte Erscheinung sich zu verlieren und der Knabe auch fertig böhmisch zu sprechen anfing. Seitdem benahmen die schnellen Fortschritte, die das Kind in seiner leib-

lichen und geistigen Entwickelung machte, den Eltern alle weiteren Besorgnisse. Die sich frühzeitig verrathende Befähigung des Knaben bewog den Vater, ihn den gelehrten Studien zu bestimmen, und es wurde ihm der Besuch des Piaristengymnasiums auf der Neustadt ermöglicht. Die guten Zeugnisse und die verehrungsvolle Liebe zu einzelnen Lehrern, derer er noch in spätern Jahren dankbar gedachte, feuerten den jungen Schüler immer zu neuem Fleiß und Eifer an.

Mit entschiedener Vorliebe wurden die klassischen Studien betrieben, wobei Zimmermann noch späterhin die geringe Dosis, in welcher die griechische Sprache und Literatur verabreicht wurde, bedauerte. Eifriges Selbststudium mußte den Jüngling dafür entschädigen, und er war bald dafür bekannt, daß er einmal bei einer Prüfung ein so gelungenes griechisches Elaborat überreicht hatte, daß der betreffende Professor ganz erstaunt sagte: „Aber das ist ja noch gar nicht vorgetragen worden."

So angestrengtem Fleiße hielt die Erholung in den Freistunden das gebotene Gleichgewicht. Der frühere militärische Beruf des Vaters hatte wohl auch dabei Einfluß geübt. Militärische Spiele waren in solchen Mußestunden das Lieblingsvergnügen des Knaben, und gerne unterordneten sich ihm die Gefährten, seinem strategischen Talente und seiner kräftigen Stimme gehorchend, die man weithin hörte und kannte. Oft bedauerte Zimmermann späterhin, sie bald eingebüßt zu haben, obwohl sein Organ wohlklingend und verständlich blieb bis zu Ende. Als die im Jahre 1803 begonnenen Gymnasialstudien im Jahre 1809 mit gutem Erfolge zurückgelegt waren, trat er 1810 in die philosophischen Studien, und faßte schon zu jener Zeit den Entschluß, sich dem Lehrfache zu widmen; denn einerseits hielten ihn die geliebten Klassiker so fest gebannt, daß er ihnen nicht entsagen wollte, theils hatte er mit richtigem Takte seine Befähigung hierzu erkannt. Schon frühzeitig hatte er sich mit dem Unterrichte von Kindern und kleineren Schülern befaßt, und die Beschäftigung, bei der sonst lebhafte Naturen bald ermüden, war unerschöpflich an Reiz und interessanten Beobachtungen für ihn. An der philosophischen Lehranstalt, die zu jener Zeit aus den Jahrgängen der Logik, Physik und Metaphysik bestand, wirkten die Professoren Dr. Franz Steinsky, welcher die Diplomatik, Heraldik, Numismatik und Alterthumskunde, Dr. Franz Schmidt die Naturlehre, Anton Edler von Zürchauer die ökonomischen Wissenschaften, Alois David die praktische Astronomie, Johann Christ. Mikan die allgemeine Naturgeschichte, JUDr. Joseph Nejedly die böhmische Literatur, Franz Němeček die theoretische und praktische Philosophie, Franz Niklas Titze die allgemeine Weltgeschichte, Ladislaus Jandera die Mathematik, Joseph Meinert die Aesthetik, Aloys Klar das klassische Studium der griechischen Sprache und Philologie, Johann Novodvorsky die Botanik vortrug. Auch hörte er hier die anregenden Vorträge des Religionsprofessors Bernhard Bolzano, Verfassers des philosophischen Werkes: „Athanasia oder Gründe für die Unsterblichkeit der Seele" und mehrerer andrer religiöser, philosophischer und mathematischer Schriften. Es waren besonders diese Vorträge, welche auf Zimmermann einen außergewöhnlichen Eindruck machten, und die Verehrung, die er für diesen Mann faßte, wurde von großem Einfluß auf sein ganzes Leben. In vertrauten Briefen äußert er selbst einmal, daß er erst durch Bolzano recht eigentlich in den erhabenen Geist des Christenthums eingedrungen sei, und dieser religiöse Hauch durchwehte von nun an vorzüglich die poetischen Arbeiten, mit welchen er sich in dieser Zeit beschäftigte. Indeß waren die Knabenspiele Ernst geworden, denn auch Oesterreich schloß sich der Erhebung Deutschlands gegen Frankreich an und rief seine heranwachsende Jugend zu den Fahnen. Zimmermann sah darunter mehrere seiner besten Freunde, so auch den Sohn einer niederländischen Emigranten-Familie, Desloges, der einige Jahre früher als er in österreichischen Diensten als Obristwachtmeister gestorben ist, dem Rufe folgen und blieb selbst mit schwerem Herzen zurück. Der Kriegs-

enthusiasmus stieg mit den preußischen Erfolgen, die Bekanntschaft mit einigen deutschen Jünglingen, darunter besonders August Kopisch, der die Prager Malerakademie besuchte und später als Maler, noch mehr als Dichter und Entdecker der blauen Grotte auf Capri bekannt wurde, entflammte ihn zur Gluth. Unvergeßlich blieb für Zimmermann jener Abend, an welchem im ständischen Theater „der Landwehrmann" gegeben wurde. Mit Thränen in den Augen konnte er den allgemeinen Antheil und Jubel schildern, das ganze Publikum spielte und sang mit, man umarmte sich und heiße Schwüre für den Untergang des Usurpators Napoleon stiegen zum Himmel. In jene Zeit fällt auch das Arrangement von Tableaux zum Besten der verwundeten österreichischen Krieger, bei welchen Zimmermann als Arrangeur und Interpret der effektvollen historischen Gruppen thätig war. Das Theater begann überhaupt mehr und mehr sein Interesse zu erwecken. Er und seine Collegen versuchten sich selbst in dramatischen Aufführungen; erst galt es Kotzebue, dann Schiller, als dessen Dramen wie Strahlen einer neuen Sonne am Horizont aufstiegen. Wie früher die Feldherrnrolle, so übernahm Zimmermann jetzt die Heldenrolle in seinem Kreise; nicht nur in Privatzirkeln in Prag, auch auf dem Lande, wo die Studenten auf den Ferienreisen erschienen, war bald die Bühne aufgeschlagen.

So bot auch das unten mehr erwähnte Schloß Radič den Schauplatz solcher Leistungen. Der Besuch des ständischen Theaters in Prag ward eifrigst erstrebt und mit schwer durch Lektionen Erworbenem bestritten. Feierte doch dasselbe eben seine Glanzperiode unter Liebig, und fremde Gäste hatten Mühe, sich den damaligen Prager Koryphäen an die Seite zu stellen. Ein Weimarianer, aus Goethe's berühmter Schule, der damals in Prag gastirte und den Zimmermann sah, stach nach seinem Ausspruche fast seltsam gegen die Umgebung ab. Die philosophischen Studien waren inzwischen (1812) glücklich beendet worden; dennoch entschloß sich Zimmermann, da die Aussichten im Lehrfache eben nicht vielversprechend waren, noch ein zweites Studium zu ergreifen, das ihm möglicherweise leichter die Wege zu einem ruhigen Ziele bahnte. So trat er in die juridischen Studien und hörte von 1813—16 unter den Professoren: JUDr. Michael Schuster das österreichische bürgerliche Recht, JU. und Phil. Dr. Martin Kopetz das Natur-, Staats-, Völker- und Kriminalrecht, JUDr. Jos. Aloys Häerdtel das Handels- und Wechselrecht, JU. et Phil. Dr. Ignaz Sinke das römische und Kirchenrecht, JUDr. Wenzel Gustav Kopetz die politischen Wissenschaften und JUDr. Joseph Ritter v. Maader die Statistik. Nach absolvirten juridischen Studien fühlte er sich jedoch mehr denn je zur Lehrthätigkeit hingezogen und schnell entschlossen, hörte er einen Kursus der Pädagogik und machte das erste philosophische Rigorosum unter dem Direktor Franz Němeček. Die Aussichten hatten sich indessen im Jahre 1817 gebessert und bereits im November desselben Jahres ernannte ihn das hohe Studiendirektorat zum Professor an dem Gymnasium zu Iglau. Diese Stelle entsprach zwar nicht ganz seinen Wünschen, denn das Losreißen von den Eltern, den altgewohnten Verhältnissen sowohl, als von neugewonnenen Bekanntschaften und lieben Freunden machte ihm den Abschied von Prag schwer. Dennoch trat er frohen Muthes in seinen neuen Wirkungskreis, den er sich aus innigster Ueberzeugung freiwillig als den ihm angemessensten und liebsten erwählt hatte. Seine Thätigkeit war dort eine angestrengte, doch zugleich wohlthätige und dankbar anerkannte. Er widmete sich mit ganzer Seele seinen Schülern und diese vergalten ihm mit aufrichtiger Liebe und Anhänglichkeit. Bis in sein spätes Alter hinein ein großer Freund von Fußwanderungen, übte er sich auch hier schon darin. Nicht nur wurden die Ferienreisen nach dem lieben Prag fast stets auf diese Weise ausgeführt, sondern auch mit den Schülern mancher schöne Tag zu Ausflügen in die freundliche Umgebung benützt, wobei die Klassiker niemals fehlen durften. Möge hier die Schilderung eines solchen Ausfluges aus einem Briefe

jener Zeit Platz finden: „Noch vor Mittag gingen wir aus, gegen das schöne Breitenhof zu. Wir hielten während eines indeß entstandenen Regens im Gasthofe ein frugales Mahl, bestehend aus Eiern und Erdäpfeln, würzten es mit dem Witze des todten Plautus, dessen Captivei wir lasen; gingen nach Tisch und Regen in den schönen Park und beendigten das Plautische Lustspiel in einer heitern Wiesenau. Hierauf wandelten wir aber in die Nacht- und Schattenseite des Thales, zwischen Fels und Wald, bis an die stille Iglawa, an jenes Trauerplätzchen, wo 1698 drei Kinder eines Iglauer Bürgers in ihren falschen Wellen ihr Grab fanden. Auf dem Leichensteine, der jene Unheilgeschichte den Wanderern erzählt, und der erst kürzlich aufgefunden worden, setzten wir uns zusammen und lasen, analog unseren Empfindungen, die schauerliche Tragödie, den Oedipus von Sophokles. Er wirkte, wie er sollte, auf die jungen Seelen der Hörer ....." Ein lebhafter Briefwechsel mit den verlassenen Freunden und zahlreiche kleinere poetische Arbeiten verkürzten auch jene Zeit, die nicht zum Wandern benützt werden konnte und die auch ohnehin mit fast ununterbrochenen Unterrichtsstunden und Selbststudium wohl eingetheilt war.

Die großen Ferien wurden auf dem Lande zugebracht, meistentheils in Böhmen auf dem in der Nähe von Wotitz gelegenen Gute Radič in der Familie des Besitzers, des JUDr. und Landesadvokaten Franz Pistl. Er lernte dort in der ältesten Tochter des Hauses, Franziska, seine künftige Braut kennen, und der Freund der Familie, der verehrte Lehrer Bolzano, trat auch ihm im vertrauten Umgange näher, wodurch die Zeit der Muße zu einer wahren geistigen Erquikkungszeit wurde.

Abgesehen jedoch davon, daß die mehrmaligen Versuche, eine erledigte Lehrerstelle in Böhmen zu erhalten, fehlschlugen, und er sich mehr und mehr entmuthigt fühlte, wirkte das rauhere Klima der mährischen Grenzstadt nicht gut auf ihn ein. Er erkrankte mehrmals an Halsentzündungen und jede solche Krankheit wirkte deprimirend auf seine Nerven zurück. Dennoch hielt ihn das geliebte Lehramt immer noch fest, und ihm bangte vor nichts mehr, als vor dem Gedanken, es vielleicht gänzlich aufgeben zu müssen, den er oft in Briefen aus jener Zeit ausspricht. Das Jahr 1819 führte endlich eine langersehnte Veränderung herbei, durch seine Versetzung an das Piseker Gymnasium. Es war zwar sein Wunsch, nach Prag zu kommen, noch nicht erreicht, doch führte ihn das Schicksal nach Böhmen zurück, den lieben Freunden „zwölf Meilen näher." Auch gefielen ihm Stadt und Städter besser als in Iglau, obwohl er sich dort manchen Freund erworben hatte. Der Gymnasialpräfekt Ernst Sedlaček und mehrere der dortigen Professoren waren ihm wohlgewogen, auch die Geselligkeit eine viel lebhaftere als in Iglau. Der nahe Böhmerwald bot ihm reichliche Gelegenheit, sich seiner Lieblingsneigung zu Exkursionen zu ergeben, und seine Schüler waren wie in Iglau seine steten Begleiter.

Endlich krönte das Jahr 1823 seine Wünsche, da ihm die lang ersehnte Stelle als Humanitätsprofessor am Prager Kleinseitner Gymnasium verliehen wurde und er im November desselben Jahres seine Braut zum Altar führte. Seine ebenso eifrige, als liebevolle Thätigkeit bei dieser Lehranstalt stand bei fast allen seinen Schülern noch nach Jahren in lebhaftem, dankbarem Andenken, das sich auf oft rührende Weise noch in der Fremde kundgab. Ein echter Humanitätslehrer, war er immer bestrebt, die moralische Bildung der ihm anvertrauten Schüler mit der intellektuellen zu verbinden; ja, er setzte sogar die erstere über die letztere, und darum begegnete auch der minder befähigte Schüler jener warmen Theilnahme und verdoppelten Sorgfalt, die ihm die Schwierigkeiten auf ebenso umsichtige, als schonende Weise ebnen half, während dem reichbegabteren der feine Scharfblick des aufmerksamen Lehrers keine pedantischen Schranken zog. Seine Stellung gestaltete sich um so freundlicher, da ihn herzliche Freundschaft mit den

meisten seiner Kollegen verband, wie besonders mit Professor Wenzel Aloys Swoboda, dem Verfasser des böhmischen Originallustspieles: „Karel Skreta", der als bedeutender Linguist die Königinhofer Handschrift, Seneca's Tragödien, mehrere französische und italienische Operntexte, wie den „Belisario" und den „Postillon von Longjumeau" in die deutsche und Schillers Gedichte im Versmaße des Originals in die lateinische Sprache übersetzte, und später mit dem noch lebenden Professor Dubsky und Anderen. Vielfach beschäftigten ihn auch jetzt wieder eigene poetische Arbeiten, zu deren Vollendung jedoch die rastlose Lehrthätigkeit ihm wenig Muße gönnte. Desto mehr begann sich nun seine prägnante Fähigkeit zur ästhetisch-kritischen Beurtheilung auszubilden, besonders als ihm durch längere Zeit die ästhetische Censur der belletristischen, im Jahre 1838 von Joh. Umlauft redigirten Zeitschrift „der Novellist" übertragen wurde, eine Aufgabe, der er sich mit großer Gewissenhaftigkeit unterzog. Auch an dem damals unter dem Protektorate des Grafen Franz Thun aufblühenden jungen Kunstleben nahm er den regsten Antheil und widmete ihm so gut als möglich seine Kräfte, vorzüglich durch die ersten Entwürfe zu den Statuten des Prager Kunstvereins, welchen der nun ebenfalls dahingeschiedene Präsident des Dombauvereines, der sich um jenes Unternehmen unsterbliche Verdienste erworben, ins Leben rief. In jene Zeit fällt auch der von Zimmermann verfaßte Entwurf der Statuten der unter dem Schutze der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Sophie gegründeten Sophien-Akademie, zur Emporbringung der klassischen Musik, vorzüglich des Gesanges, in Böhmen, der sich durch prägnante Kürze der einzelnen Paragraphe bemerkbar macht. Im Jahre 1841 zeichnete die königliche böhmische Gesellschaft der Wissenschaften ihn durch die Ernennung zu ihrem außerordentlichen Mitgliede aus, und der ständische Historiograph Dr. Franz Palacký begleitete dieselbe mit einem freundlichem Schreiben, das ein schönes Zeugniß jener glücklichern Tage ist, wo reine Liebe zu den Wissenschaften ernstdenkende Männer freundschaftlich miteinander verband. Ein immer wiederkehrendes Uebel, das schon im Jahre 1816 eine Kur zu Karlsbad nöthig gemacht hatte, begann in diesen Jahren unausgesetzter Thätigkeit mehr und mehr zuzunehmen, so daß der Arzt den Wiedergebrauch einiger Bäder anrieth. So wurde denn im Jahre 1834 Franzensbad besucht, wo Zimmermann mit dem Philosophen Christian Reinhold, Professor in Jena, der sich mit seiner Familie daselbst aufhielt, freundschaftlichen Umgang pflog.

Der Gebrauch Marienbads im Jahre 1835, so wie im Jahre 1840 und eine kleine Erholungsreise nach Salzburg im Jahre 1842, woselbst er eben den Festjubel der Stadt bei Enthüllung des Mozart-Denkmals mit ansah und mitlebte, denn auch er zählte zu den begeistertsten Verehrern des großen Meisters, wirkten belebend und erfrischend auf Geist und Körper. Diese Badekuren wurden unterstützt durch fast alljährliche Sommeraufenthalte auf dem Gute des Schwiegervaters, wo er mit Bolzano, und in Bubenč bei Prag, wo er, besonders 1841, mit dem Universitätsprofessor Phil. Dr. Franz Exner vielfach verkehrte. 1844, nach der Rückkehr von einigen Wochen in Karlsbads stärkender Waldluft, wartete seiner eine neue Aufgabe. Vielfach hatte ihn der Entwurf zu einem Lehrerseminär bereits mehrere Jahre hindurch beschäftigt. Bei seiner großen Vorliebe für den Lehrerstand, und durchdrungen von der großen Bedeutung einer sorgfältigen Ausbildung desselben, erwartete er davon außerordentlich viel Gutes, besonders da der bekannte edle Charakter des hohen Unternehmers, des Fürsten Camill Rohan, zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigte. Dennoch stellten sich dem Vorhaben viele Schwierigkeiten entgegen, und Zimmermann wurde ihm endlich ganz entzogen, indem die Aufforderung des Studien-Direktorates in Wien ihn dahin berief, um sich an den Berathungen zu einer Reform des Gymnasialschulwesens mit Rath und That zu betheiligen. Schon 1840 hatte er durch den damaligen Staats- und Konferenzminister Graf Kolowrat unmittelbar den Auftrag erhalten,

einen vollständigen Gymnasialplan auszuarbeiten. Er entledigte sich desselben in umfassender Weise und die dadurch verursachte Anstrengung verschlimmerte den schon vorhandenen Grund zu seiner nachherigen Kränklichkeit. Seine Arbeit zerfiel in zwei Theile; der erste entwickelte in philosophischer Weise die allgemeinen Principien des Gymnasialunterrichtes; der zweite legte den Organismus desselben im Einzelnen, nach Unterrichtszweigen, Klassen und Stunden, mit stufenweisem Fortschritt und Fachlehrersystem dar. Das Elaborat, direkt an den Minister eingeschickt, fand von Seite desselben Belobung, hatte aber keine weitern Folgen als die im Jahre 1844 erfolgte Berufung nach Wien. Im Oktober dieses Jahres reiste Zimmermann dahin ab und seine Familie folgte ihm im nächsten Frühjahr nach, da eine längere Dauer seines Aufenthaltes voraussichtlich war. Ein ebenfalls dahin auf ultramontane Empfehlung aus Baiern berufener Benediktiner, Prof. Benedikt Richter, hatte mittlerweile selbst einen Plan ausgearbeitet und vorgelegt. Dieser unterschied sich von dem bestehenden nur dadurch, daß er etwas mehr Mathematik, etwas Naturgeschichte und Physik an das Gymnasium brachte und für die beiden letzteren Fächer Fachlehrer anstellte, im Uebrigen aber bei dem Klassenlehrersystem verblieb. Präses der Kommission war der damalige Studien-Director Hofrath Hallaschka; mit Ausnahme Zimmermanns und des administrativen Referenten, Hofrath von Schönaich, waren alle Mitglieder der Kommission Geistliche. Diese glaubten, genug nachzugeben, wenn sie die bisherige, noch von den Jesuiten herstammende ratio studiorum durch die des Benediktiners ersetzten, die allerdings noch wissenschaftlicher war. Zimmermann kämpfte energisch, aber vergebens für die vollständige Einführung des Fachlehrersystems; er mußte sich begnügen, einige Verbesserungen im Einzelnen durchsetzen zu können. Der Richter'sche Plan wurde der Hofkanzlei übergeben und blieb dort länger als zwei Jahre liegen. Als er im Jahre 1847, mit der Sanktion des Kaisers versehen, von dort zurückkam, erkannte ihn selbst sein geistiger Urheber nicht wieder. Mit Ausnahme der Naturgeschichte sollte im Wesentlichen Alles beim Alten bleiben. Glücklicherweise blieb der so übel behandelte Plan unausgeführt; das Jahr 1848 ging über ihn wie über so manche andere Frucht der vormärzlichen Zeit zur Tagesordnung über. Unter dem Ministerium Doblhoff, unter welchem von Feuchtersleben als Unterstaatssekretär und Exner als Ministerialrath das Unterrichtswesen leiteten, erschienen die von Letzterem verfaßten Grundzüge der künftigen Organisation des Gymnasial- und Realschulenunterrichtes, welche Zimmermanns Beifall hatten. Unter dem Ministerium Stadion wurden über dieselben Berathungen gepflogen, zu denen auch Zimmermann geladen wurde. Aber inzwischen hatte auch Exner seine Ansichten geändert; der stürmische Gang der Revolution hatte ihn zu der Ueberzeugung gebracht, es sei wünschenswerther, ein schon bewährtes Vorbild nachzuahmen, als etwas Neues, aber noch Unerprobtes, einzuführen. Er dachte an Preußen und auf seinen Betrieb wurde Bonitz von dorther berufen, zunächst um durch ihn die preußischen Einrichtungen genau kennen zu lernen. Dieser brachte es in den Berathungen bald dahin, daß Exner den eigenen Plan bis auf Weniges fallen ließ und den im Wesentlichen nach preußischem Muster eingerichteten Entwurf, den Bonitz lieferte, annahm. Seitdem zog sich Zimmermann, der nun auch auf Exners Zustimmung nicht rechnen konnte, von den Berathungen zurück, wozu seine, durch die nicht immer im rücksichtsvollsten Tone geführten Debatten gesteigerte Kränklichkeit hinreichenden Grund abgab (1849). Ermüdet von diesen aussichtslosen Bemühungen reichte er, da die dreißigjährige Dienstzeit mit dem Jahre 1847 vollendet war, sein Pensionirungsgesuch ein. Es wurde, nachdem die schreckensvollen ersten Monate des Umsturzjahres vorüber waren, im August 1848 gewährt. Die gewonnene Muße schien nun geeignet, manche der früher gehegten Pläne zur Ausführung zu bringen, doch waren die Kräfte durch die vorhergegangenen physischen und moralischen Anstrengungen,

namentlich auch durch die furchtbaren Katastrophen der Wiener Revolution so sehr erschüttert, daß es langer Ruhe bedurfte, um das Gleichgewicht in dem nur allzu tief empfindenden Gemüthe wieder herzustellen. Die social-politischen Fragen der durcheinander stürmenden Gegenwart hatten auch ihn ergriffen und beschäftigt, und sein reger Geist strebte eifrig darnach, sie wissenschaftlich genau festzustellen und zu beleuchten. Staatswissenschaftliche Werke fanden an ihm nicht nur einen aufmerksamen Leser, sondern er beschäftigte sich auch damit, sie Punkt für Punkt zu beantworten oder zu widerlegen, in einer Weise, die, wie sie in ihm festgewurzelt haftete, die Bolzano'sche Idee vom allgemeinem Wohle und allgemeiner Beglückung zum endlichen Ziele hatte. Mehr und mehr neigte sich hierbei seine Ueberzeugung und seine Hoffnung auf die Monarchie hin, in deren erhabener Idee er die zuverlässigste Bürgschaft für diese Bestrebungen erblickte. Durch diese Idee, deren Verwirklichung er vorzüglich vom österreichischen Kaiserthrone erwartete, wurde ihm das laute rauschende Wien, so wenig sonst diese Eigenschaften dem stillen, in sich gekehrten Manne zusagten, im tiefsten Herzen lieb, und er entschloß sich schwer, die heitere Kaiserstadt im Jahre 1855 zu verlassen und nach Böhmen zurückzukehren.

Seitdem jedoch die geschäftlichen Beziehungen in Wien aufgehört hatten und keine freundschaftlichen dafür eingetreten waren, schien es in der That am gerathensten, den häuslichen Herd wieder in der alten Heimat aufzuschlagen. Es sei hier in wenigen Worten des nun auch schon verewigten Dr. Theol. Joseph Michael Fesl gedacht, den Zimmermann schon von Prag und Leitmeritz her als Schüler Bolzanos und Präses des theologischen Seminärs an letzterem Orte kannte. In Wien im Ruhestande lebend, verbrachte er seine Zeit in unermüdlicher literarischer Thätigkeit, nicht sowohl zwar als selbstständiger Schriftsteller auftretend, als vielmehr mit eifrigem Sammeln und Zusammentragen gelehrten Baumaterials beschäftigt, das er zu einer ansehnlichen Bibliothek zusammenhäufte. Dieser durch die große Umsicht und Sorgfalt des Besitzers kostbar gewordene Bücherschatz ging nach seinem Tode (1864) an das böhmische Museum über, als Ausdruck seiner treuen Anhänglichkeit an das Heimatland. Er war der einzige, der in der großen fremden Stadt die Freunde, das Vaterland zu ersetzen, ja, was noch mehr galt, den gesunkenen Muth aufzurichten, die niedergeworfene Hoffnung zu beleben und Einklang in das bang erregte Gemüthsleben zu bringen verstand. Sein stets noch jugendfrischer ungebeugter Geist verstand trefflich, mit seiner eigenen Lebenskraft auch Andere zu beleben; seine eigene rastlose Thätigkeit konnte keine Thatkraft erliegen sehen, ohne sie wieder anzuspornen und in die ihr angemessenen Bahnen zu lenken, wozu sein köstlicher Humor oft ebenso werkthätig beitrug, als seine innig freundschaftliche Weise. Vier Jahre ungestörter Muße im Genuße reiner Landluft, im Umgange lieber Verwandten in dem ihm durch unzählige Jugenderinnerungen so theuer gewordenen Radič, übten einen wohlthätigen Einfluß auf die angegriffene Gesundheit Zimmermanns. Mit dem Schwiegervater, der jetzt ein Nestor unter den Prager Advokaten und der Patriarch der dortigen Gegend geworden war, seit jeher ein treuer Anhänger des Josephinismus, konnte der Schwiegersohn nach neun jahrelangen Erfahrungen mehr denn je seine Ideen austauschen. Durch die Zurückgezogenheit von Stadt und Praxis war manches Hinderniß in den Anschauungen des Geschäftsmannes hinweggeräumt, und der unermüdliche Trieb nach Belehrung durch Buch und Wort, der dem ehrwürdigen Greise bis zum Tode geblieben, mußte den Verkehr zwischen beiden Männern immer wieder neu und interessant gestalten. Dennoch blieb der Wunsch, in oder bei Prag, in der Nähe der lieben Jugendfreunde und seines Sohnes Robert zu leben, der damals als Professor der Philosophie an der Prager Universität wirkte, immer vorherrschend und kam auch schon im Herbste des Jahres 1858 zur Ausführung, indem die Familie ein kleines Land-

haus bei Prag bezog. Die Ruhe und Stille dieses Aufenthaltes waren von gehoffter Wirkung. Zwar fehlte so mancher von den alten Freunden, so der treue Kollege W. A. Swoboda, der Universitätsprofessor Franz Nowak, ein ehemaliger lieber Studiengenosse, und endlich sein Schwager, der als k. k. Schulrath 1852 zu Prag verstorbene Dr. Phil. Johann Silhavý, mit dem ihn schon von Iglau her eine herzliche brüderliche Freundschaft verbunden hatte. Um so erfreulicher war das Wiedersehen der gebliebenen Freunde und Schüler. Unter Letzteren namentlich Dr. Med. Anton Wißhaupt, der, früher schon im Hause als Lehrer, Erzieher und Arzt thätig, nun als Freund und Arzt bis zum letzten Augenblick ihm nahe stand. Unter den Freunden war es der Dichter Karl Egon Ebert, mit dem er seit den zwanziger Jahren in inniger Freundschaft verkehrte, und der in seiner geistvollen und liebenswürdigen Weise am besten verstand, die düsteren Schwermuthwolken zu bannen, die sich Zimmermanns zuweilen bemächtigten, und sich nicht abschrecken ließ, auch wenn seine liebevollen Bemühungen scheinbar erfolglos blieben. Zimmermann bewahrte aber auch diesem treuesten Freunde seinerseits die liebevollste Anhänglichkeit, und es waren nur Momente der düstersten Färbung, wenn er sich auch seinen herzgewinnenden Worten verschloß. Welche wahre innige Freude hätte der Verstorbene nicht empfunden, wenn er Zeuge der Ovationen geworden wäre, welche dem gefeierten Dichter an seinem 70. Geburtstage von Nah und Fern zu Theil wurden. Auch mir war es hier vergönnt, frühere, vormärzliche Beziehungen mit Zimmermann wieder anzuknüpfen, aus einer Zeit, wo er das Haus meiner Mutter häufig besuchte, daselbst unseren theatralischen und deklamatorischen Abendunterhaltungen beiwohnte und mich bei meinen literarischen Bestrebungen mit eingehendem Rath unterstützte. Ich verlebte im Kreise seiner liebenswürdigen, sich für Kunst und Literatur interessirenden Familie mir unvergeßlich schöne Stunden. Sein geistvoller, nach allen Richtungen anregender Umgang hat mir manchen Kummer verscheucht. An meinen literarischen Erzeugnissen, die ich in diesem Kreise vorlas, nahm er den freundlichsten Antheil. Die für mich durch die bis in das kleinste Detail eingehende, nicht nur belehrende, sondern auch aufmunternde Weise, mit welcher er sie beurtheilte, die Winke, die er mir gab, diese oder jene Mängel zu verbessern oder zu vermeiden, boten mir eine Fülle des Genusses für Geist und Gemüth, die ich seit seinem Verluste nicht mehr empfand. Wenn ich meine Vorlesung an heiteren Frühlings- oder Sommerabenden, gewöhnlich im Garten, beendet hatte, so nahm er mich unter den Arm, und während wir auf den Sandwegen zwischen Flieder- und Rosengebüsch promenirten, theilte er mir seine Ansichten über das Vorgelesene mit. Wir tauschten unsere gegenseitigen Ansichten aus, blieben zuweilen stehen und ließen unsere Blicke über den von der untergehenden Sonne beleuchteten Dom und das ferne, von grünen Höhen begrenzte, malerisch situirte Prag schweifen, worauf wir nach der Geist und Gemüth erfrischenden Promenade zu den Damen zurückkehrten, welche uns in freundlicher Wirthlichkeit mit einem Gouter erwarteten. Eine heitere, meistens Kunst und Wissenschaft berührende Konversation würzte das Gebotene. Die Stunden schwanden wie Minuten, und ich trat gewöhnlich erst bei Mondbeleuchtung und Sternenschein den Rückweg zur Stadt an, auf welchem mich Zimmermanns Urtheile noch lange beschäftigten und ich das Gehörte meinem Gedächtniß einprägte. Ich kann nicht umhin, mir sein Bild, wie es in meinem Innern lebt, bei dieser Gelegenheit zurückzurufen und zu verkörpern. Seine geistvollen braunen Augen, die im strengsten Sinn des Wortes seine reine Seele wiederspiegelten, seine milden, weichen Züge, sein wohlgeformter Mund, sein klangvolles Organ, seine elastische mittelgroße Gestalt und die Raschheit seiner Bewegungen ließen sein vorgerücktes Alter nicht erkennen. Im Umgang mit Fremden war er von zuvorkommender Höflichkeit und Gewandheit; sein treuherziges Wesen, mit dem er Jedem, der ihn aufsuchte, entgegenkam, gewann ihm

alle Herzen. Seine Umgangsformen verriethen den Mann von Geist und Gemüth, der sich auch in hohen Kreisen bewegt hatte, und werden Jedem, der je mit ihm verkehrte, unvergeßlich bleiben. Die Familie besitzt von ihm ein wohlgetroffenes, von seinem Bruder Karl Zimmermann in Pastell gemaltes Portrait, welches für seine Freunde photographirt werden sollte. Das Beisammensein mit seinem Sohne Robert bot ihm den in diesen letzten Jahren fast einzig begehrten Genuß rein philosophischer Diskussion, die er mit einem seltenen Scharfsinn führte. Leider war es nicht von langer Dauer, da jener schon im Jahre 1861 an die Wiener Universität berufen wurde. Dafür nahte sich ihm wieder die poetische Muse. Die Jahre 1861—62 waren überreich an kleinen Gedichten, die, fast sämmtlich politischen Inhaltes, die strenge knappe Sonettenform mit ebenso viel Sprachgewandheit als Leichtigkeit beherrschen, und oft im Zeitraum weniger Stunden entstanden.

Auch beschäftigte ihn ein Entwurf zu philosophischen Gesprächen, die vornehmlich der Ausdruck und die Feststellung seiner ihm eigenthümlichen philosophischen Anschauungsweise werden sollten, die vom modernen Skepticismus ebenso weit entfernt war als vom Supernaturalismus, und einzig und allein in fast überstreng logischer Weise die Aufstellung einer obersten Norm bezweckte, die für jedes moralische Uebel Abhülfe und für jede moralische Schönheit freie Entwickelung gewährte. Diese Gespräche, in die skizzenhafte Form eines Romans gekleidet, sind, obwohl bis zu einem siebenten Buche gediehen, dennoch unvollendet geblieben, da eine zweite umständlichere Bearbeitung dazwischen trat. Auch die Abfassung eines lateinischen Lesebuchs in tief wissenschaftlicher Weise beschäftigte ihn in den 60er Jahren, wo er sich namentlich wieder mehr den geliebten Alten zuwandte. Noch in den letzten Wochen vor seiner Erkrankung arbeitete er an der Kommentirung des Prometheus des Aeschylos. Griechisches Denken und Fühlen, namentlich der feine ästhetische Kunstsinn war in sein tiefstes Wesen übergegangen, und eine seltene Schärfe, jedoch nie Härte, des Urtheils blieb ihm eigen, ja, nahm sogar mit den Jahren zu. Mit lebhaftem Interesse verfolgte er in der letzten Zeit die neuesten Erzeugnisse der belletristischen Literatur und hatte darin einen ganz ungewöhnlich klaren, feinen und vorurtheilslosen Blick. Nichts von dem rein menschlich schönen Denken und Empfinden ging ihm verloren; er anerkannte es sowie in der schönsten, als auch in der anspruchlosesten Form, im mehrbändigen Roman eines berühmten Namens, wie in der ersten Novelle des Anfängers. Er unterzog Alles einer eingehenden achtsamen Beurtheilung und erkannte Recht ohne Ansehen der Person. Daß die österreichischen Dichter indessen gleichwohl eines kleinen Vorzuges genossen, konnte bei seinem österreichisch fühlenden Herzen nicht wohl anders sein. Mit Vorliebe betrieb er auch in den letzten Jahren die Naturwissenschaften, von welchen er in der Jugend wenig erfahren zu haben bedauerte. Schon in Wien hatte er sich nicht gescheut, an der polytechnischen Lehranstalt neben ungleich jüngeren Kollegen chemische, physikalische und landwirthschaftliche Vorlesungen zu hören, um seine Kenntnisse in diesen Zweigen zu vervollkommnen. Mit einer bewunderungswürdig raschen Empfänglichkeit für alles Neue begabt, wußte er es ebenso rasch seinem ihm persönlich eigenthümlichen Denken anzupassen und selbstständig wiederzugeben. In dieser reichen Vielseitigkeit und gleichwohl stets originellen Eigenthümlichkeit erinnerte er vielfach an Goethe, der auch in spätern Jahren sein Lieblingsdichter war. Mit ihm auch theilte er die plastisch tief betrachtende Liebe zur Natur, zu der ihn wie in frühern Jahren der poetische Schönheitssinn so in späteren Tagen die gründlichere Beschäftigung mit den Naturwissenschaften führte. Die Entwicklung des Menschengeistes in der Philosophie, in der fortschreitenden Erkenntniß des Guten und Schönen einerseits, wie die tiefsinnigen Kombinationen, womit der menschliche Geist das Entstehen und Bestehen des Weltalls zu erklären sucht,

andrerseits, galten ihm mehr als alles blos fachliche Bücherwissen, dem er späterhin fast zu wenig Werth beilegte. Wie er sich in den letzten Jahren ganz vom öffentlichen Leben zurückzog, so zwar, daß er selbst auch keine Zeitungen mehr las, so hatte er auch die Lust verloren, Selbsterlebtes niederzuschreiben. Dieses ist um so mehr zu bedauern, da in eben diese Zeit eine interessante Periode der Entwicklung des geistigen und staatlichen Lebens in Oesterreich fiel, und er alle die erforderlichen Fähigkeiten besaß, die feinen Uebergangsmomente derselben zu erkennen und klar darzustellen.

Der Grund hiervon mochte darin liegen, daß das Schicksal ihn vorwiegend trübe Erfahrungen hatte machen lassen, und daß ihm überhaupt wichtiger war, das Resultat derselben zu sammeln und niederzuschreiben, als die durchgemachten Lebensphasen selbst. Am meisten noch äußerte er sich in Briefen an vertraute Freunde und in mündlicher Rede, in welcher er Meister in Raschheit der Gedankenwendung, Klarheit und Reichthum des Ausdrucks war. Obwohl scheinbar so dem äußern Leben entfremdet, bildeten jedoch die politischen Gestaltungen und zeitweiligen Umwälzungen im Staatenleben den Gegenstand seiner lebhaftesten Betrachtung und Diskussion. Dem in neuester Zeit so prägnant hervortretenden Nationalitätenthum war er nicht nur politisch, sondern auch prinzipiell abgeneigt. Denn wie er einerseits die Idee des einigen Oesterreich, an der er mit Lebhaftigkeit hing, dadurch gefährdet sah, widerstrebte auch die Idee der Abgesondertheit in der Menschenfamilie seiner Idee vom reinen Menschenthume. Was ihn selbst betraf, so hatte Keiner, der ihm nahte, von welcher Nationalität er immer sein mochte, um deßwillen eine Zurücksetzung zu befürchten. Das bloße „Menschsein" war ihm ein Freibrief auf die große warme Menschenliebe, die Zimmermann jedem Mitbruder in hohem Grade entgegenbrachte. Tief schmerzlich berührte ihn der letzte Krieg mit Preußen, da er den Gedanken nicht fassen mochte, die beiden Brudervölker miteinander in Streit zu sehen, und er äußerte sich darüber unumwunden gegen die bei ihm einquartirten preußischen Landwehrmänner. So im Kreise der Seinen lebend, widmete er seine Mußezeit fast gänzlich jenen wissenschaftlichen Studien, zu welchen ihn seine Neigungen am meisten hinzogen. Sie wurden nur unterbrochen mit stundenweiten Wanderungen in die Umgegend von Devic, der er in seiner sinnigen Weise immer neue Reize abzugewinnen verstand, wobei mir zuweilen vergönnt war, ihn zu begleiten und mich an seinen Gesprächen zu erfreuen. Die Abende waren dem Vorlesen leichterer belletristischer Lektüre gewidmet. Sein Talent im Vorlesen war bedeutend. Da ging nicht die leiseste Nuance des Tones verloren; jedes Wort fand seine feine Betonung, seinen Nachdruck; Humor und Ironie, Ernst und Scherz, tiefstes Gefühl wie erregte Leidenschaft konnte seine klangvolle biegsame Stimme wiedergeben. Diese ebenso liebenswürdige als seltene Gabe blieb ihm bis in die letzte Zeit eigen. Wenige Wochen vor seiner Erkrankung las er seiner Familie mit Lebhaftigkeit und heiterster Laune Poly Henrion's amüsantes Lustspiel: „Der unschuldige Diplomat" vor, das kurze Zeit nachher von einer Gesellschaft adeliger Damen und Herren zum Besten des Dombauvereines auf der Sophieninsel gegeben wurde und woran der inzwischen schon schwer Erkrankte noch lebendiges Interesse nahm.

Anscheinend in der gewohnten, im Vergleiche zu seinem Alter frischen, ungebeugten Kraft stehend, überfiel ihn im März des Jahres 1869 ein Lungenkatarrh mit so entschiedener Hartnäckigkeit, daß er den durch tiefe innere Leiden bereits erschütterten Organismus in der Zeit von wenigen Wochen aufrieb. Er entschlief sanft am Morgen des 25. April nach einer schmerzlich verbrachten Nacht, in der er oftmals, wie Goethe, den Ruf nach: „mehr Licht!" wiederholt hatte, von seinen Kindern umgeben, nicht nur von diesen, sondern von allen seinen zahlreichen Freunden mit aufrichtigem Schmerze betrauert.

Was Zimmermanns literarische Thätigkeit betrifft, so war sie vielfach dem

Interesse Bolzano's gewidmet. So verfaßte er im Jahre 1838 das der Widerlegung des in der Flugschrift: „Antidoton" von Prof. Krug in Leipzig auf Bolzano gemachten Angriffes vorgedruckte Schreiben der „Aufgeforderten," das von Bolzano seiner Schärfe und Klarheit wegen sehr bewundert wurde. Eine Anzeige der „Wissenschaftslehre" aus seiner Feder brachte Wolfgang Menzel in seinem Literaturblatt. Bolzano, der oft darüber klagte, daß seine Schüler sich meist begnügten, seine eigenen Worte zu wiederholen, erklärte Zimmermann für den einzigen „freien Kopf" unter denselben und beschwor ihn unablässig, sein logisches und zugleich darstellendes Talent auf irgend eine größere Arbeit zu konzentriren. Sein Lehramt und kleinere Arbeiten, die Abfassung zahlreicher Reden und Prologe zu öffentlichen Feierlichkeiten von Schulen und Wohlthätigkeitsinstituten, Einzügen und Eröffnungen, wobei mitunter, wie z. B. bei der Einweihung der Prager Kettenbrücke 1840, höchst gelungene Produkte zu Tage kamen, raubten ihm die nöthige Zeit dazu. Sein Zimmer ward nicht leer von Eltern, die ihn über ihre Kinder, Erziehern und Erzieherinen, die ihn über ihre Zöglinge, von jungen Dichtern und Schriftstellern, die ihn über ihre Werke um Rath fragten. Jedem lieh er ein aufmerksames Ohr, hatte für Jeden ein Wort der Aufmunterung oder Anerkennung. Sein Grundsatz war, jedes Streben, es mochte sich in welcher Form immer kundgeben, anzuerkennen. Es war ihm schon genug, wenn Jeder leistete, was er zu leisten im Stande war. Zur Begründung seiner Ansicht, als man ihm den Vorwurf machte, daß er auch schwachen Produkten seine Aufmerksamkeit und Theilnahme schenke, bediente er sich einmal eines Bildes: „daß in einem Walde nicht alle Bäume gleich hoch und stark seien, ihre Wipfel nicht alle gleich in die Wolken ragen, jeder Baum aber dennoch seinen Zweck erfülle." Der Verfasser des „Horimir", „König Ottokar" und mehrerer anderer Dramen, der reichbegabte Dichter Uffo Horn wuchs in seinem Hause auf. Julius Seidliz, Siegfried Kapper und Andere, die sich als Literaten und Dichter einen Namen gemacht, waren seine Schüler. Auch das Talent des spätern größten Arztes seiner Zeit, Oppolzer, hat Zimmermann schon am Gymnasium erkannt und den damals Achtzehnjährigen hervor- und in sein Haus gezogen, wo er seinem ältesten Sohne Robert durch ihn Unterricht in der Naturgeschichte geben ließ. Julius Seidliz in seinem Buche: „Die Poesie und die Poeten in Oesterreich" hat Zimmermann als Schriftsteller zu charakterisiren versucht. Er hatte als Dichter einen stark ausgeprägten didaktischen Zug, was wohl dem Einfluße Bolzano's zuzuschreiben war, der so weit ging, daß er sich in seiner literarischen Produktion fast keine andere Aufgabe stellte, als dessen Ideen zu verbreiten. Seine persönlichen Neigungen galten der romantischen Schule, wie denn Tiek ein Lieblingsschriftsteller von ihm war; aber Bolzano, der selbst wenig Sinn für Poesie besaß, und derselben kaum ein höheres Ziel steckte als der äsopischen Fabel, brachte ihn dahin, daß er dieselbe nur als Gefäß für religiöse, sittliche, politische, metaphysische und anderweitige Belehrung zu verwenden strebte. So entstanden seine geistlichen Lieder, wovon einige, wie „Im Advent", „Auferstehungslied", aus dem Gebete des Herrn „Geheiligt werde dein Name", im Juniheft des zweiten Jahrgangs der Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums erschienen sind, und mit denen es auf eine Geist und Herz erhebende Reform des katholischen Kirchengesanges abgesehen war. „Das Gebet des Herrn" erschien 1828 auch selbstständig und „das Meßlied der Studenten" wurde später von König Otto in die königliche Hofkapelle nach Athen verpflanzt. Lieder auf verschiedene Feste der katholischen Kirche, z. B. Pfingsten und Fronleichnam, die in einer theologischen Zeitschrift erschienen, gehören ebenfalls hierher. Von Letzteren nahm Staudenmaier nachher einige der gelungensten in sein bekanntes Werk: „Der Geist des Christenthums" auf. Derselbe Einfluß bewog Zimmermann auch noch, als in Folge der Hormayr'schen Belebung vaterländischer Geschichtsstudien die Prager Poeten national-böhmische Stoffe, K. E.

Ebert die Wlasta, Bretislav und Jutta, Čestmir, Prof. A. Müller Neklan und Wlaslav als Epos, W. A. Gerle Jaromir und Udalrich und später Uffo Horn den Horimir und König Ottokar, E. V. Ernst Udalrich und Božena dramatisch zu behandeln anfingen, für sich die religiösen zu wählen. Die Monatsschrift des vaterländischen Museums unter Dr. Franz Palacky's Redaktion brachte im Januarheft des zweiten Jahrgangs die dramatisch bearbeitete Legende „der heiligen Lidmila Marienbild" und im April- und Maihefte 1829 den ersten Akt eines Trauerspieles, welches den Landespatron Johannes v. Nepomuk zum Gegenstande hatte. Die äußere Veranlassung zu dem letzteren bot das im Jahre 1829 gefeierte hundertjährige Jubiläum der Kanonisation desselben, die innere höchst wahrscheinlich wieder an Bolzano, dessen Person dem Dichter bei dem unschuldig verfolgten Priester vorschweben mochte. Einen zu derselben Gelegenheit veröffentlichten Cyklus von Radirungen seines Bruders, Szenen aus dem Leben des heiligen Johannes darstellend, begleitete er mit erläuternden Gedichten. Die Julirevolution, welche das Anbrechen einer neuen, vorzüglich politischen Zeit verkündete, scheint Zimmermann die Lust an dem kirchlichen Stoffe verleidet zu haben. Ein philosophischer Roman „Allfried", der wohl bestimmt war, der „Woldemar" der Bolzano'schen Philosophie zu werden, gedieh nicht über die Anfänge hinaus und wurde von Gesprächen über die Wahrheit abgelöst, die abermals Bolzano's System darstellen sollten. Das Jahr 1838 brachte in Nr. 12 von Glasers „Ost und West" eine „Besprechung des Jahrbuches für Lehrer, Eltern und Erzieher" herausgegeben von Ignaz Jaksch und eine ausführliche Rezension von H. M. Chalibäus: „Geschichte der spekulativen Philosophie von Kant bis Hegel", die gleichfalls eine sehr geschickte Apologie des Standpunktes Bolzano's enthielt. In demselben Jahre erschienen in Braunthal's „Oesterreichischem Musen-Almanach" drei Gedichte, von denen das „Schwimmerlied" sehr viel Beifall fand. Das Letzte, was Zimmermann veröffentlichte, war die 1845 in Schmidl's „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst" abgedruckte sehr gehaltvolle Rezension von Kants „Träumereien eines Geistersehers", herausgegeben von Bernovsky. Auch erschien im Jahre 1848 eine mit Anmerkungen von Prof. J. M. Fesl versehene österreichische Volkshymne. Die (1871) in Prag von Heinrich von Lobsdorf herausgegebenen „Lieder der Heimat" bringen pag. 595 von Zimmermann ein sowohl der Form, als der Idee nach sehr ansprechendes Gedicht: „Echte Liebe." In seinem Nachlasse befinden sich außer den obenerwähnten Sonnetten eine Metaphysik und die Entwürfe zu einer österreichischen Reichsverfassung, außerdem sehr zahlreiche kleinere und größere Aufsätze verschiedenen Inhalts.

Die Liberey von Joachimsthal.

Von **Josef Florian Vogl.**

Es wurde schon in dem Aufsatze „Die alte Lateinschule zu Joachimsthal" mitgetheilt, daß nach der „Sarepta" im Jahre 1540 eine Liberey zu Joachimsthal angelegt worden ist, zu welcher der damalige Bürgermeister Stefan Haker 50 Reichsthaler gespendet hatte. [1])

1) S. Mittheil. Jahrg. IX. S. 168 flg.

Die allererſten Anfänge dieſer Bibliothek mögen wohl noch früher zu ſuchen ſein, da der 1524 in Joachimsthal verſtorbene Dominikanerprieſter P. Johann Bindmann ſeine Bücher der Joachimsthaler Kirche vermachte. [1])

Auch hat die alte Lateinſchule in Joachimsthal ſchon 1530—1533 ihren Anfang genommen, daher ſich mit Zuverſicht ſchließen läßt, daß ſchon damals mehrere Werke zu unſerm Zweck beigeſchafft worden ſind. Da aus der erſten Epoche, in welcher dieſe Bibliothek angelegt wurde, keinerlei Verzeichniſſe vorhanden ſind, ſo läßt ſich nicht beurtheilen, ob bei den vielen Schickſalen, welche die Stadt im Laufe von Jahrhunderten durchgemacht hat, Bücher daraus verloren gegangen ſind oder nicht. Ein Verzeichniß iſt wohl in der Rathskanzlei vorhanden, allein dasſelbe ſcheint aus unſerm Jahrhunderte zu ſein, und es ſtimmt ſelbes bis auf einige wenige Bücher mit dem gegenwärtigem Stande dieſer Bücherſammlung überein.

Ueber die Anlage der ganzen Bibliothek und deren allmälige Vergrößerung ſind in dem Joachimsthaler Stadtarchive nur geringe Notizen vorhanden, und bloß die Anmerkungen in den Büchern ſelbſt geben einen Fingerzeig, auf welche Art die Bibliothek nach und nach entſtanden ſein mag, ohne jedoch die ganze Anlage vollkommen zu erklären. Es finden ſich nämlich bei mehreren Werken von der Hand des P. Johann Matheſius oder ſeiner Nachfolger oder von der Hand der Rektoren der Lateinſchule und auch von anderen Joachimsthaler Schulfreunden Anmerkungen in den einzelnen Werken eingeſchrieben, womit ſie unter Bezeigung ihrer Sympathien für die Joachimsthaler Lateinſchule dieſes oder jenes Werk der Schule zum Geſchenk machen, oder ſie geben bekannt, daß der oder jener Wohlthäter dieſes Werk der Joachimsthaler Schule oder Bibliothek geſchenkt hat. Bei vielen Werken iſt auf dem Einbanddeckel ſchwarz oder golden eingedruckt: „N. N. scolae oder Bibliothecae Joachimi valli dono dedit oder ganz kurz N. N. d. d. (dono dedit), wobei dann gewöhnlich die Jahreszahl der Schenkung mit angemerkt iſt.

So wurden geſchenkt:

Von dem Conſul und Senator Stefan Haker, dem eigentlichen Gründer der Bibliothek:

1. Chronicon. geb. zu Baſel 1510 Froben. Fol., geſchenkt 1545.
2. Concilia omnia, 2 Bände mit Wappen und dem Bilde Kaiſer Karl V. Köln 1538 geſchenkt 1545.
3. Novum testamentum von Erasmus von Rotterdam, griechiſch, lateiniſch in der vulgata editio und lateiniſch nach Rotterdam. Baſel, Froben 1541, geſchenkt 1546.
4. Opera in ecclesiasticis. Baſel 1544, geſchenkt 1546.
5. Historia. Valerius Maximus. Der eine Theil 1510, der andere 1541, geſchenkt 1545.
6. Collectae apophtegmatum von Erasmus v. Rotterdam. Baſel, Froben 1545, geſch. 1546.
7. Opera Senecae. Baſel 1529, geſchenkt 1546.
8. Herodoti Halicarnass mit Titelkupfer. 1537 Baſel, geſchenkt 1545.
9. Joh. Joviani opera prosaica. 1538 Baſel, geſchenkt 1545.
10. Horatius Flaccus. Paris 1543, geſchenkt 1545.
11. Aristotelis opera. 3 Bände, griechiſch, 1550 Baſel, geſch. 1550.
12. De natura stirpium. Baſel, Froben 1543, geſch. 1546.
13. Comentarium Raphaelis Volateranis. Baſel, Froben 1544, geſch. 1546.
14. Prisciani grammatica. Baſel 1545, geſch. 1546.
15. Pauli Orori historia. 1523 Köln, geſch. 1546.
16. De rebus gestis 1531. geſch. 1546.
17. Flavius, de Roma triumphante. Baſel 1531, geſch. 1546.
18. Strabo, Geographia. 1539 Baſel, geſch. 1546.
19. Flavius, Antiquitates. 2 Theile, 1540 Baſel, geſch. 1546.
20. De Asse von Budeus. 1542 Leiden, geſch. 1546.
21. Justini historia romana. 1543 Leiden, geſch. 1546.

1) Sarepta 1524 Chronik.

Von Alexander Kohl, Consul und Senator von Joachimsthal, wurden geschenkt:

22. Institutiones imperiales per Francis a Fradin Lion. 1517, geſch. den 9. Juni 1582.
23. Vita sanctorum per B. Mantuanum. 1513 Paris, geſch. 1582.
24. Sacra poëmata Aurelii Prudentii. Basel 1562, geſch. 1582.
25. Xenophontis opera. Basel 1568, geſch. 1582.
26. Dictionarium in sex linguis. 1568 Basel, geſch. 1582.

Von Pfarrer Joh. Mahteſius in Joachimsthal:

27. Poëtica opera. 1499 Venedig, geſchenkt 1544.
28. Antiquitatum liber. 1512 Basel, geſch. 1540. Von der Hand des Rektors der Lateinſchule Gigas, welcher ſich „puerorum informator“ unterſchreibt, iſt dieſe Schenkung beſtätigt.

Von Jakob Geus aus Schneeberg, Senator Vallensis.

29. Biblia cum concordantis. 1521, ſehr hübſch verziert. Leiden.
30. Historia naturalis von Plenius. 1518, geſchenkt 1544.
31. Etymologicon graecae linguae. 1549 Venedig, geſch. 1553.

Von dem reichen Gewerken Georg Neuſeſſer in Joachimsthal.

32. Biblia sacra testamentum vetus. 4 Bände von Mathias Doring. Mit rothen, blaue. und grünen Initialen, ſehr gut erhalten. Ohne Jahreszahl und Titel. Sehr alt, geſchenkt 1545 Von der Hand des P. Matheſius iſt dieſe Schenkung in dem Werke verzeichnet und zwar ausdrücklich für die Joachimsthaler Schule.
33. Cicero epistolae. 2 Bände, Basel 1540, geſchenkt 1545.

Von Johann Heinl in Joachimsthal.

34. Cicero. Leipzig 1560.
35. Liber de re rustica per Geog. Alexandrinum. 1535 Köln.
36. Epitheta Ravinson. Basel 1571.
37. De phrasibus linguae latinae.

Von den Erben des reichen Gewerken Paul Beer, Joachimsthal.

38. Plautii comediae. Wittenberg 1612.
39. Epigrammata graecorum von Joh. Brodeus, griechiſch und lateiniſch. Frankfurt 1600.
40. Lexicon graeco-latinum. Basel 1568.

Von Kaſpar Eberhardus von Schneeberg.

41. Cicero. 1546 Basel, geſchenkt 1554. Von der Hand des P. Matheſius dieſe Schenkung mit der Bemerkung verzeichnet, daß Eberhardus ſelbſt längere Zeit in der Schule im Thal (Joachimsthal) gelehrt hat.
42. Lexicon Calpini. 1537 Straßburg, geſchenkt 1546.

Von dem reichen Gewerken Valten Prunner in Joachimsthal.

43. Demostenes oratianes 3 Bände, griechiſch und lateiniſch, 1522 Basel, geſchenkt 1559.
44. Horatii opera. 1555 Basel.
45. Lycostheni apophtegmata. 1555 Basel.
46. Mardochai capita concordantium hebraicorum et graecorum. 1556 Basel.

Von Sebeſtian Steude, Gegenſchreiber in Joachimsthal.

47. Cœlifodina bei Martin Langberg mit Titelkupfer. 1516 Leipzig.
48. Institutio bene vivendi per Manutium. 1513 Basel.

Von Chriſtof Kempf.

49. Novum et vetus testamentum von Melanchton, griechiſch mit einer lateiniſchen Anſprache ad lectorem von Melanchton, 1545 Basel.
50. Comentarium linguae graecae von Rudeus. Köln 1530.

Von Dr. Maior Vallensis.

51. Historia deorum. 1549 Basel, geſchenkt 1554.
52. Historia animalium von Geßner, 1558 Turin, geſch. 1559.

Von Anton Rais, Conſul in Joachimsthal.

53. Conrad Gessner. 1548 Zürich, geſch. 1550.
54. Bibliotheca universalis. 1545 Zürich, geſch. 1550.

Von Georg Hochreuter, Gegenſchreiber in Joachimsthal.

55. Thesaurus linguae sanctae. 1548.
56. Liber geographicus mit kolorirten Landkarten. 1486 Ulm, geſchenkt 1580.

Von Balthasar Klein:

57. Dictionarium graecum. 1521 Basel, gesch. 1553.
58. Chronologia von Joh. Frank. 1552 Königsberg, gesch. 1553.

Von Romanus Schmidt von Brennoburg, Consul und Senator in Joachimsthal.

59. Responsa juris consilii per Ulricum Zas. 2 Bände, Basel 1541, geschenkt 1542.

Von Friedrich Schaus, Stadtschreiber in Joachimsthal.

60. Privilegien und andere Bestimmungen von 1609 gedruckt und geschrieben. Deutsch, geschenkt 1612.

Von Peter Stirba, Bürger zu Kaaden.

61. Des Königreichs Böhmen Statuten, Ordnungen, Rechte und Reformationen. Gesch. 1568.

Von Christof von Karlowitz, Oberberghauptmann in Joachimsthal.

62. Deutsche Bibel ohne Jahreszahl und Druckort mit rothen Initialen und einigen Bildern. Ohne Titel. Sehr alt.

Von Magnus Albertus.

63. Biblia sacra mit rothen und blauen Initialen, ohne Titel und Jahreszahl. Druckort nicht angegeben. Sehr alt. Ein lateinischer Widmungsvers ist in dem Werke eingeschrieben.

Von Nikolaus Hermann, Cantor Vallensis.

64. Laus sanctae crucis mit rothen und schwarzen Lettern, vielen Bildern und Tafeln. 1504 Venedig.

Von Niklas de Gorlitz.

65. Sermones Oliveni. Straßburg 1504.

Von Georg Albin von der Niederheid, k. k. Oberberghauptmann in Joachimsthal.

66. Decretum aureum Gratiani mit rothem und schwarzem Druck, schönem Einband. 3 Bände, Paris 1510 und Leiden 1511, geschenkt 1550.

Von Georg Schweiler.

67. Opera Gregorii episcopi, griechisch. Basel.

Von Christof Ritter von Gendorf, k. k. Oberberghauptmann in Joachimsthal.

68. Opera Sancti Augustini. 6 Theile, Basel, Froben 1543.

Von Johann Puschius.

69. Concordantia bei Herweg, Basel 1543.

Von Hans Welner.

70. Opera divi Basilii, griechisch, 1551 Basel, geschenkt 1585.

Von Peter Hoencias Vallensis.

71. Virgil bei Zais de Portesio. 1494 Venedig, lat.

Von Wenzel Franz Hermann.

72. Cicero. 1540 Basel.

Von Kaspar Diezmann, Fleischer.

73. Plutarchi opuscula, griechisch, 1542 Basel.

Von Georg Prinzen von Anhalt-Bernburg.

74. Plutarchi biographia. 2 Bände, griechisch und lateinisch, 1533 Basel. Von der Hand des Mathesius diese Schenkung 1554 bestätigt.

Von Johann Ulmerus Hochstettensis.

75. Sophoklis septem tragediæ, griechisch, 1524, geschenkt 1553.

Von Dr. Magnus Hunt.

76. Homeri Ilias et Odysse, griechisch, 1530 Basel, geschenkt 1552.

Von Erasmus Bek, dem guten Hebräisten in Joachimsthal.

77. Platonis opera. 1532 Basel, geschenkt 1545.

Von Thomas Praetorius.

78. Thucydidis opera, griechisch, 1541 Basel, geschenkt 1565.

Von Erasmus von Schwanberg, k. k. Oberberghauptmann in Schlaggenwald.

79. Theatrum vitæ humanæ. 4 Bände, 1563 Basel, gesch. 1569.

Von Erasmus von Köneritz, kgl. sächs. Oberhauptmann zu Schneeberg.

80. Galeni opera. 3 Bände, griechisch, 1538 Basel, gesch. 1561.

Von Valentin Mulz, Consul oppidi Schlakenvaldensis suo nomine et fratris doctissimi M. Caspari Mulcii 1559.

81. Historia animalium. 1558 Turin.

Von Hans Bauer, Zehentner in Joachimsthal.

82. Agricola. 1555 Basel, geschenkt 1558,

Von Avenarius Egranus in Wittenberg.

83. Sein von ihm herausgegebenes Werk „Liber radicum seu lexicon hebraicum“ 1568, mit einer Widmung. Wittenberg, geschenkt 1569.

Von Johann Bienert und Sebestian Rhau.

84. Lexicon græco-latinum. 1541 Basel.

Von Walter Röhling, k. k. Oberhauptmann in Joachimsthal.

85. Calii lexicon antiquarum. Basel 1550, Froben.

Von Johann Salater aus Nauris, Diakon in Joachimsthal.

86. Annales Baiorum. 1554 Ingolstadt. Von der Hand des Mathesius bemerkt, daß Salater dieses Werk 1560 der Joachimsthaler Schule geschenkt hat.

Von dem reichen Gewerken Florian Griesbek.

87. Geschichte von 1117 bis 1203, griechisch und lateinisch, 1557 Basel, geschenkt 1559.

Von Johann Müller.

88. Historia Augusti. 1595 Leiden.

Consul et senatus Vallensis.

89. Dictionarium hebraicum. Basel 1557. Von der Hand des Mathesius diese 1558 gethane Schenkung verzeichnet.

Außer diesen hier aufgezählten Werken sind noch eine große Anzahl vorhanden, welche keine Anmerkungen enthalten, daher die Art und Weise ihrer Beischaffung zweifelhaft bleibt. Aus dem **15ten** Jahrhunderte sind noch folgende Werke vorhanden:

90. Tractatus de servitutibus urbanorum prediorum von Jur. U. Dr. Cepolla. 1475 Rem, mit rothen Initialen.
91. Libri decretalium. 1486 Nürnberg.
92. Consilia et responsa p. Jur. U. Dr. Cartagni, 1488 Venedig.
93. Speculum juris von Guilelmus. 1494 Venedig.
94. Comentarium Jasonis. 1499 Venedig.
95. Comentarium Raphaelis per Bernardinez de Tridina. 1499 Breslau.
96. Biblia sacra. 1479 Venedig.
97. Lumen animæ ohne Titel und Jahreszahl.
98. Jus canonicum von Jur. U. Dr. Hyros de Zanitis. 1490 Harlem.
99. Psalterium Davidis. 1497 Leipzig. Mit Wappen und Noten.
100. Regimen sanitatis. 1491 Basel.
101. Almanach der Astronomie von Stöffler, 1499 Basel.
102. Strabo de situ orbis. 1498 Venedig.

Es befindet sich in der Bibliothek ferner eine Biblia hebraica auf Pergament sehr schön geschrieben, welche nach der Untersuchung des Karlsbader Rabbiners Herrn Dr. Oppenheimer vom Jahre 1384 stammt. Leider fehlen einige Blätter. Sie ist in steifen Deckeln gebunden mit Metallspangen versehen und sonst gut erhalten.

Für Joachimsthal besonders interessant sind die Cantica sacra Evangelia in usum ecclesiae Joachimi Vallensis von Nikol. Hermann. Dieselben sind auf Pergament geschrieben mit Noten versehen, deutsch und lateinisch. Dieser Cantor Hermann, der fromme Cantor genannt, war wegen seiner Lieder berühmt; Dr. Schlesinger sagt über denselben in seiner Geschichte von Böhmen pag. 521: „In Joachimsthal lebte und wirkte mit dem alten Haßler Nikolaus Hermann (gestorben 1561), der fromme Cantor genannt, gleich ausgezeichnet durch sein poetisches, wie durch sein musikalisches Talent. Seine Lieder gehören zu den klarsten des sechszehnten Jahrhunderts und sind voll reiner kindlicher Innigkeit.“ Mathesius sagt in seiner Sarepta 1561: „Nikol. Hermann ein guter Musikus, der viel guten Choral und deutsche Lieder gemacht, gestorben den 3. Mai 1561.“ In der

Bibliothek finden sich bloß noch diese in groß Folio Format gebundenen Cantica vor, worin auch einige deutsche Lieder mit Noten enthalten sind. In den Auszügen aus den Privilegien und der Geschichte Joachimsthal vom Jahre 1600 lib. N. 229 heißt es pag. 28: „Nikel Hermanns Gesangbücher sind den Kirchen und Bibliothek zu Ehren erkauft worden vom Rath um 50 Reichsthaler und 1 Thaler seinem Weib zu Verehrung. Den 12 April 1561." Nach dem Wortlaut dieses Rathsbeschlusses müssen daher ehemals mehrere „Gesangbücher" vorhanden gewesen sein.

Von Werken aus dem 16ten Jahrhunderte sind sehr gut erhalten.

103. Tabulæ corporis juris per Socinum. Trient 1512.
104. Annotationes in libros pandectarum von Budeus. 1508 Paris.
105. Vocabularium ad utriusque juris notitiam. 1513 Paris.
106. Nikarius super institutionibus. 1536 Mainz.
107. Prozeß und Praxis von Dr. Chiliani König (Weingarten). 1599 Leipzig.
108. Sermones Pelbarti de Themesvar. 1501.
109. Postillæ super epistolis Pauli per Nik. de Gorem. 1502.
110. Opera S. Cyrilli. 1508 und 1520. Paris, 2 Bände.
111. Textum sententiarum cum conclusionibus per Gorich. Basel 1510.
112. Opera S. Hilarii. 1510 Paris.
113. Opera S. Originis Adamantis. 2 Bände, 1512 Paris.
114. Missalia ex officina Mel. Cotheri. 1515 Leipzig.
115. Opuscula Colii Lactantii. 1515 Venedig.
116. Opera divi Hyronimi. 2 Bände, 1516 Basel.
117. Opera S. Ambrosii. 1516 Basel.
118. Missæ per excellentissimos musicos compositæ. 1516 Florenz, mit Noten.
119. Concilium Basileum. Comentarium Aeneæ Sylvii Pikolomini.
120. Rudimenta pro divino verbo.
121. Historia Longobardæ. 1516.
122. Opera S. Chrysostomi. 2 Bände, 1517 Basel.
123. Liber canticum. 4, 5 — 6 stimmig gesetzt, 1520 Augsburg.
124. Sermones divi Augustini. 1520 Leiden.
125. Opera Tertulli. 1521 Basel.
126. Ennarationes Theophilacti. 1531 Köln.
127. Ex contra Luther. 1534 Ingolstadt.
128. Symphonia ad Georgium, ducem Saxoniae. 1540 Leipzig.
129. Historia ecclesiastica von Nicephorus. 1544 Basel, 2 Bände.
130. Sententiæ Stabis, griechisch und lateinisch. 1549 Basel.
131. Cantica sacra veteris ecclesiæ cum præfatione Melanchtonis. Mit Noten, 1553 Nürnberg.
132. De missa evangelia. 1557 Köln.
133. De arcanis catholicæ veritatis von Galatinus und de arte cabballistica von Reuchlin. 1561 Basel.
134. Postillæ. 1570 Köln.
135. Comunes conclusiones Antonii Gabrielis. 1576 Frankfurt.
136. Sarepta von Matheſius. 1587 Nürnberg.
137. Ennaratio in genesim Selneker. 1578 Leipzig.
138. Thomas Stapleton contra Calvinismum. 1594 Köln.
139. Metamorphosen von Ovid. 1506 Venedig.
140. Plautii comediæ mit Titelkupfer. 1510 Leipzig.
141. Cicero de officiis. 1510 Leipzig.
142. Cicero. 1557 Leipzig.
143. Plutarchi opera mit geschmücktem Titel. 1513 Basel.
144. De republica von Thomas Morus. 1518 Basel.
145. E. de Rotterdam. Apologetica ad Martinum Dorpinum. 1515.
146. „ „ Annotationes. 1533 Basel.
147. Fabii Quintiliani institutiones. 1519 Paris.
148. Noctes atticae von Gellius. 1526 Köln.
149. Peter Criniti disciplina. 1532 Basel.
150. De disciplinis von J. L. Vivis, 1532 Köln.
151. Luciani dialogi. 2 Bände, griechisch, 1535.
152. Liber de re rustica. 1535 Basel.
153. Terenzii comediæ. 1537 Köln.
154. Thucydides historia. 1569 Wittenberg.
155. Titus Livius. 1543 Basel.
156. Euripides tragoediæ. griechisch, 1544 Basel.

157. Comentarium von Joh. Cuspiani. 1553 Basel.
158. Phytagoras carmina, griechisch und lateinisch. 1559 Leipzig.
159. Xenophontis vita von Camerarius. 1572 Paris.
160. Taubmann melodesia. 1597 Leipzig.
161. Astronomia Firmici. 1501 Venedig.
162. Astronomia de sacro Basta. 1515 Nürnberg.
163. Ptolomei diversa. 1519 Venedig.
164. „ Constructiones. 2 Bände, griechisch. 1533 Basel.
165. Astrolabii declaratio. 1535 Wittenberg.
166. Cardoni de subtilitate. 1554 Basel.
167. Ephemerides. 4 Bände, Köln und Tübingen. 1556 und 1570.
168. Institutiones gramaticae in liguam hebraicam. 1524 Basel.
169. Gramatica hebraica. 1523 Wittenberg.
170. Cornu copiae von Jaques Maillet. 1501 Leiden.
171. Gramatica Constantini, griechisch und lateinisch. 1516 Straßburg.
172. Polyanthea von Mirabelli. Lexikon. 1517 Straßburg.
173. Comentarium linguae latinae. 2 Theile. 1536 und 1538 Leiden.
174. Ephitetorum epitamen von Ravinson. 1541 Basel.
175. Rudimenta gramatices. 1544 Leiden.
176. Nomenclator omnium rerum. 1567 Antwerpen.
177. Gramatica Theodori, griechisch. 1594 Venedig.
178. M. Kitio de regibus Francorum. 1505 Basel.
179. Comentarium P. Bervaldi. 1512 Paris.
180. Dr. Nauklerus: Chronologia, 1516, sueviae urbs.
181. Weltbuch. Geographie deutsch. 1534 Straßburg.
182. Comentarium rei publicae romanae. 1551 Basel.

Es befinden sich in der Bibliothek somit:

A. Jurisprudenz. 17 Werke, darunter 4 geschenkt.
B. Theologie. 60, Werke darunter 20 geschenkt.
C. Poesie und klassische Literatur. 51 Werke, darunter 29 geschenkt.
D. Realistische Fächer. 17 Werke, darunter 8 geschenkt.
E. Hebräische Sprache. 7 Werke, darunter 4 geschenkt.
F. Linguistische Werke. 20 Werke, darunter 12 geschenkt.
G. Geschichte, Geographie und Statistik. 18 Werke, darunter 12 geschenkt.
Im Ganzen 190 Werke, darunter 89 geschenkt.

Die Joachimsthaler Bibliothek wurde im Munde des Volkes als „Schliken-Bibliothek" bezeichnet und auch von anderer Seite ist dieser Ausdruck gebraucht worden. Allein nach dem so eben Nachgewiesenen dürfte die Bibliothek eine rein städtische Institution gewesen sein, da nahe 50 % geschenkt wurden und außerdem Geldbeiträge von Stefan Haker mit 50 Reichsthaler und Paul Beer mit jährlichen 5 fl. nachgewiesen worden sind. Auffallen muß es, daß die Grafen Schlik, unter welchen doch die Stadt Joachimsthal entstanden ist, und welche der aufblühenden Stadt in jeder Richtung so viele Beweise von Güte und freundlicher Gesinnung gegeben haben, unter den Wohlthätern und Spendern der Bibliothek nicht zu finden sind.

Die Bücher sind ziemlich erhalten trotz der Unbilden und Schicksale, welche sie im Laufe von Jahrhunderten erdulden mußten. Dank der Fürsorge des jetzigen Bürgermeisters Herrn Johann Porkert und der Gemeinde-Vertretung zu Joachimsthal wurde diese seit vielen Jahren unbeachtet in verschiedenen Orten des städtischen Rathhauses aufbewahrte Büchersammlung, nachdem sie von dem Gefertigten geordnet und gesichtet worden war, durch große hölzerne Schränke geschützt und vor Schaden bewahrt. Der über diese Sammlung von dem Gefertigten ausgefertigte Katalog, in welchem auch die Amtsbücher der Stadt Joachimsthal vom Jahre 1537 angefangen eingetragen sind, dürfte wahrscheinlich in Druck gelegt werden, um diese Schätze in weitern Kreisen bekannt zu machen.

Die Amtsbücher der Stadt Joachimsthal sind entweder die eigentlichen Rathsprotokolle oder es sind Copial-, Concept-, Missio,- oder Verhandlungsbücher.

Weiter sind darunter Manuale, Bücher über Kundschaft und Weglaß, über Depositen, über Termine, über Heurathen und Eheverhandlungen, über Bau- und Wassergeld und Zinse, über die zur Stadt gehörigen Dorfschaften. Interessant ist auch die Rechnung über den Bau der schönen Joachimsthaler Kirche in den Jahren 1534 bis 1540, dann sind auch die verschiedenen Ordnungen, Polizeivorschriften und Statuten, Rechnungen, Taxbestimmungen und Geburts- und Lehrbriefverzeichnisse vorhanden. Die meisten Bücher sind mit langen eisernen oder metallenen Ketten versehen, haben lederne schön verzierte steife Einbanddeckel und sind Folianten in den größten Dimensionen.

Die Bibliothek mag ursprünglich in eine Kirchen- und in eine Schulbibliothek zerfallen sein. Denn unter dem 6. August 1630 (Konzeptbuch 1617—1637) ersucht der wieder nach Vertreibung des protestantischen Pastors fungirende katholische Pfarrer den Rath, daß die Bibliothek sowohl in der Sakristei als in der Raths-Schule soll besichtigt werden. Früher muß der Schlüssel zur Schulbibliothek in den Händen des Kantors gewesen sein, da es in dem Konzeptbuche 1617 bis 1637 unterm 17. Juni 1625 heißt: „Der Kantor wird auf sein eigen wiederholtes Loßkündigen seines Dienstes entlassen und hat derselbe die Schlüssel zur Bibliothek und zu den Ornamenten und Aparamenten abzugeben." Bei Wiedereinführung der katholischen Religion in Joachimsthal besorgte die Gemeinde, daß durch den übergroßen Religionseifer die Bibliothek gesichtet werden könnte und daß vielleicht dann die schönsten Werke eliminirt werden möchten. In Folge dieser Furcht stellte die Gemeinde das Ansuchen bei dem k. k. Bergoberamte zu Joachimsthal um ordentliche Visitation der Kirchenornate und der Bibliothek, worauf das Bergoberamt folgenden Bescheid erließ.

„Ahn E. E. Rath alhier, den Kirchenornat vnd die bibliothecam zu visitiren.

Von Ober Amtswegen E. E. Rath alhier hiemit Anzudeuten, demnach vnß die Gemein durch die Viertelmeister bittlich ersuchen lassen, daß ihnen möchte verginnt und zugelaßen werden, den Kirchenornat wie auch die Liberey bei den Schuelen zu visitiren. Diweil wir dann in deme kein bedenken haben, sintemal nichts davon verwendet werden soll, sondern nur Nachzusehen begehrt wird, ob sich auch ein Abgangk befinden möchte. Also wolle E. E. Rath durch die Vorsteher der Kirche und Schuelen ihnen Viertelmeistern die Schlüssel zu den bemelten Kirchenornat und der Liberey neben dem Inventario und Cattalogo zustellen nach beschtehener Uebersehung aber ihnen solche zur Verwahrung wieder einhendigen laßen. Signatum S. Joachimsthal den 6. May Anno 1631."*

J. G. Küttner m/p. Gregor Steinmüller m/p.

Die letzte Nachricht über die Bibliothek erscheint im Jahre 1651, wo der Oberst-Münzmeister, Ritter von Schönfeld als Reformations Kommissär für den Elbogner Kreis den Auftrag erhält: „Die bei dem Schulhause allda (in Joachimsthal) befindliche Bibliothek in ein Inventarium zu bringen." (28 Februar 1651 Gedächtnißbuch des P. Böhm pag. 147.

Außer der eben beschriebenen Bibliothek existirt noch eine Kirchenbibliothek und eine Jesuiten-Bibliothek, welche beide letztere von dem jeweiligen Herrn Dechant in Joachimsthal in Verwahrung gehalten werden und deren Durchsicht auch von dem jetzigen Dechant Herrn P. Gregor Lindner mir freundlichst gestattet worden ist. Einen Bericht über dieselben werde ich in einem späterem Aufsatze bringen.

*) Lektionsbuch des k. k. Bergober-Amts-Archivs Nr. 9 von 1612—1618 und von 1630—1680. pag. 1780.

Zwei Aktenstücke über die Eroberung des Brüxer Schlosses durch Wrangel im Jahre 1646.

Mitgetheilt von Dr. L. Schlesinger.

Die alte Burg Gnevin auf dem Brüxer Schloßberge galt während des ganzen Mittelalters als eine der ersten Festungen des Landes. Freilich darf man bei dem Worte Festung nicht an unsere heutigen militärischen Bollwerke denken, die breit und massig in der Ebene gelagert, ihre zehnfachen Gürtel und Panzer stundenweit vorschieben, um welche man den Lauf von großen Flüssen geleitet und innerhalb deren Mauern Felder und Gärten oder wohl gar prächtige Städte sich ausdehnen. Eine mittelalterliche Festung nahm sich gegen diese babylonischen Bauten der Gegenwart etwa aus wie ein Schwalbennest unter dem Dachfirst. Hoch oben auf einem möglichst isolirten Berge hing über schmalem Flächenraum ein ziemlich verworrenes Bauwerk voll Thürmchen und Zinnen, mit einer Mauer ringsum und ein Paar vereinzelten Vorwerken am Abhange. Viel Holzwerk stak in den schüttern Lehmmauern, wenn nicht wie in den allerältesten Zeiten das ganze Castell aus Sparren, Balken und Pfosten zusammengezimmert war. Daher auch als die größte Gefahr in einer solchen Feste das Brandstecken gefürchtet wurde. Mannschaft brauchte man nicht viel zur Besatzung. Den mittelalterlichen Belagerungswerkzeugen trotzte das Bergschloß immerhin, das Stürmen über die steilen Anhöhen war unendlich schwierig, und auf das langwierige Aushungern ließ man es nur selten ankommen. Wenn aber der Feind Granaten und Feuerballen schleuderte, da gerieth die Festung in nicht geringe Aufregung. Die Krieger verwandelten sich in Löschmänner, und von der Geschicklichkeit der rasch organisirten Feuerwehr, den bald hier bald dort ausbrechenden Brand zu dämpfen, hing das weitere Schicksal des Castells ab.

Die Brüxer Burg hatte die günstigste Lage, die man sich für ihre Zwecke aussuchen konnte. Der steilansteigende Kegel des Schloßberges stutzt sich oben zu einem mäßigen Plateau ab, gerade groß genug, um die Hauptbestandtheile des Schlosses zu fassen. Im Westen steht der Schloßberg in Verbindung mit einem sich weithin dehnenden Bergrücken, dem sogenannten „Breitenberge", der niedriger als der Kegel, ehedem an seiner südlichen Abdachung mit Weinbergen bepflanzt war. Zwischen dem Schloß- und Breitenberge schneidet ein tiefer Sattel ein, an dessen Ausgang gegen Süden schon im Jahre 1283 das Magdalenitinenkloster Zahras erbaut wurde. Ein Vorwerk des Castells beherrschte den Paß und widerstand den ersten Angriffen, die vom Breitenberge her, der schwächsten Seite der Festung, drohten. Vom Erzgebirge, also vom Norden angesehen, nimmt sich diese Brüxer Berggruppe wie ein liegendes Riesenthier aus, dessen langgestreckter Leib vom Breitenberg gebildet wird, während gegen Osten der Schloßberg aus dem eingeschnürten Halssattel von Zahras gleich einem Kopfe hervorspringt. Die stärkste Position hatte die Burg eben nach Norden. Hier hinderten die Wellen des Kummerner Sees jedwede feindliche Annäherung, und als der See versumpfte, konnte der Zugang vom Norden her nur durch ein komplicirtes hölzernes Brückensystem gewonnen werden. Weiß man nun noch, daß im Osten das Castell durch die wohlbefestigte Stadt, sowie durch Sümpfe und Wasser, im Süden aber durch steile

Abhänge gesichert wurde, so wird man sich nicht wundern, wenn die Feste durch das ganze Mittelalter hindurch „Jungfrau" blieb und erst den Belagerungswerkzeugen der Neuzeit kapitulirte. Stolz blickte die „Landeswart", wie man seit Ottokar II. das Castell auch benannte, weit über das Weichbild der Stadt hinaus, insbesondere nach Norden drohend, von woher die deutschen Kaiser und nachher die Meißner so oft ins Land fielen. Hier schirmte die Burg auch den seit Alters vielbefahrenen Kopitzer Handelssteig und die in Kopitz befindliche Zollstätte. Otto I. (936), Heinrich II. (1004) und Heinrich III. (1040) schon konnten bei ihren Invasionen nach Böhmen das „Gränzschloß" Gnevin nicht unberücksichtigt lassen.* Entschieden in den Vordergrund tritt dasselbe in den Kämpfen Wenzels I. mit seinem Sohne Ottokar (1248). Im Jahre 1283 wird es an Brandenburg und 100 Jahre später an Meißen verpfändet. In der Hussitenzeit war die Burg nahe daran erobert zu werden, wurde aber durch die Meißner Entsatzungstruppen, welche die Hussiten mit Hilfe der Brüxer Bürgerschaft in schimpfliche Flucht schlugen, gerettet (1421 Aug. 5.) Die Belagerung von 1421 ist oft genug, wenn auch nicht immer kritisch erzählt worden, ja die epische, wie dramatische Muse haben sich des Stoffes freilich mit zweifelhaftem Glücke bemächtigt. Die Brüxer selbst aber feiern noch heute zum Angedenken der glänzenden Kriegsthat ihr Mariaschneefest.

Seitdem hat die alte Landeswart keine rühmlichen Tage mehr erlebt. Das Kind des Mittelalters konnten den Waffen der Neuzeit kaum mehr Stand halten. Das Gränzschloß hatte seine Bedeutung verloren und wurde seines Charakters als Landesfestung bald entkleidet. Kaiser Rudolf verkaufte im Jahre 1595 die Burg sammt den dazu gehörigen Gütern an die Stadt Brüx. Diese verpflichtete sich im Kaufkontrakte, das Schloß in gutem Zustand zu erhalten, kleinere Reparaturen selbst zu besorgen, größere aber der königlichen Kammer anzuzeigen. Dafür sollte sie den Schloßhauptmann mit den ihm untergeordneten Wächtern selbst wählen und nur ersteren dem Kaiser zur Bestätigung vorschlagen. Man sieht, die Krone selbst legte wenig Gewicht mehr auf die strategische Bedeutung des Schlosses, konnte sich gleichwohl nicht entschließen, den unbrauchbaren Posten ganz aufzugeben. Die Brüxer Bürger aber, die sich wohl gerne als Burgherrn fühlten, sollten bald verspüren, daß sie einen schlimmen Handel eingegangen. Denn die Thürme der Landeswart zogen zwar alleweil die Kriegsfurie magnetisch heran, die Burg aber war nicht mehr im Stande, die Stadt zu schirmen oder sich selbst nur auf die Dauer zu vertheidigen. Es kam der dreißigjährige Krieg mit all' seinem Jammer und Elend. Die Stadt Brüx wurde mehremale niedergebrannt und ausgeplündert trotz der Landeswart. Am ärgsten erging es ihr zu Beginn des Jahres 1646. Wrangel mit vielem Kriegsvolk überrumpelte die Stadt, zwang nach kurzer Kanonade das Schloß zur Kapitulation (16. Januar), ließ seine Soldateska hausen nach Belieben und legte der ohnedies gänzlich verarmten Bürgerschaft eine unerschwingliche Contribution auf. Die Schweden hielten die Burg bis zum 5. Oktober 1649 besetzt. Die Brüxer aber klug geworden, durch den vielen Schaden, den ihnen die Nähe des Castells gebracht, beeilten sich den Kaiser um Schleifung desselben zu bitten. Durch Erlaß vom 30. Oktober 1650 ward ihr Wunsch gewährt. Das alte Gnevin wurde demoliert, und nur schwache Mauerreste zeugen heute von seinem ehemaligen Bestande. Nach Professor Grubers Versicherung läßt sich aus den wenigen Trümmern immerhin der Grundriß der Burg, der auf die sehr alte Anlage derselben hindeutet, herstellen.

Die beiden Aktenstücke, die wir mittheilen, geben ausführlichen Bericht über die Belagerung und Capitulation von 1646. Der „gründliche und wahrhaftige Verlauf" (A. 13 Fol. Bl. Copie Handschrift des vorigen Jahrh.) ist

*) Siehe die Nachweise in meiner Abhandlung: „Geschichte des Kummerner Sees bei Brüx" (Festschrift des Vereines 1871 p. 23 flg.)

offenbar von einem Augenzeugen der Belagerung abgefaßt, etwa von einem der Stadträthe oder Geistlichen, der im belagerten Schlosse sich befand und durch die Kriegszeit ein Diarium führte. Gegen die Schweden und deren Oberbefehlshaber Wrangel ist er selbstverständlich nicht gut zu sprechen, und letzteren beschuldigt er geradezu des schnöden Wortbruches. Aber auch das Verhalten des Commandanten des Schlosses Conrad Hämmerich wird scharf kritisirt und dieser ganz allein für die Capitulation verantwortlich gemacht. Es werden allerdings mancherlei Vorfälle erwähnt, die auf die Ehrlichkeit und Tapferkeit Hämmerichs kein günstiges Licht werfen; aber nach des Autors eigenen Berichten war es ja doch unmöglich das feuergefährliche Castell, in welchem sich über 2000 Menschen angesammelt hatten, das der Feind selbst nur spöttisch einen „Lehmpatzen" nannte und in dem man obendrein mit Wassermangel kämpfte, gegen den heftigen Anprall der schwedischen Armee mit ihren zahlreichen Kanonen und Feuermörsern zu halten. Im Uibrigen ist die Erzählung einfach, klar, stellenweise recht lebendig. Der Verfasser war ein nüchterner Kopf, der sich von den in Kriegsberichten so häufig vorkommenden Uibertreibungen möglichst fern hält. Er beobachtet sehr genau, und über nicht selbst Gesehenes oder Gehörtes sucht er sich gründlich zu informiren. Die Datirung ist nach dem neuen Kalender. — Da die Schweden sich im eroberten Schlosse festsetzten und durch fast vier Jahre die Nachbarschaft ringsum durch Fouragiren, Requiriren, Ranzioniren und andere Kriegsplackereien nicht wenig heimsuchten, so wurde die alte Landeswart bald als Geißel der Gegend gehaßt und die Kapitulation von 1646 vielfach verwünscht. Ja, es gab Viele, welche die Brüxer Bürgerschaft beschuldigten, als ob sie leichtsinnig ohne alle Vertheidigung den Schweden das Schloß in die Hände gespielt. Diese unbegründete Anschuldigung wiesen die Brüxer energisch zurück in einem eigenen Bericht an die Statthalter (B. $3^1/_2$ Fol. B. Copie-Handschrift des vorigen Jahrh.). Derselbe ist noch zur Zeit der schwedischen Okkupation abgefaßt und läßt in der That die Bürgerschaft als vollständig unschuldig an der Uibergabe erscheinen. Dagegen wird auf das Schärfste der Commandant Conrad Hämmerich angegriffen und unter Anführung einer Menge verdächtiger Indizien des Verraths geziehen. Da wir aber dessen Vertheidigung nicht kennen, so wird es wohl vorläufig das Beste sein, über die Schuldfrage noch nicht das letzte Wort zu sprechen.

A. *

Gründlicher und wahrhaftiger Verlauf der Eroberung des Brüxer Schlosses Anno 1646.

Nachdem sich die schwedische Hauptarmee diesen Winter aus Schlesien wiederumb erhoben, in Böhmen gewendet, etliche feste Oerter an schlesischer Gränzen erobert, den General Wrangel als schwedischen Reichsfeldzeugmeistern, welcher aus Holstein gefolget, bei Leutmeritz sich conjungieret: so hat die Stadt Brüx nach Auskundschaft- und Ausschickung keinen rechten Grund vernehmen können, wo sich selbe Armee hinwenden werde. Commothauer Boten haben mitgebracht, welche sie von dannen zu der schwedischen Armee auf etliche Meilen Wegs hinter Leutmeritz abgeordnet zurückkamen, daß der Marsch zwischen Schlan und der Eger gehen würde. Auch die Commothauer, daß (sie) Proviant nach Litzka** schaffen sollten, andere, daß der Marsch diesseits nacher Caaden zugehe, wie dann viel Boten und andere Personen mit Geschenk und neuen Jahrspräsenten dahin abgefertiget seind.

---

*) Die Orthographie, mit Ausnahme der Eigennamen, sowie die Setzung der Scheidezeichen haben wir unserm Gebrauche angepasst.

**) Litschkau

Den 5. Januarii in der Nacht kommt Bericht, daß die Schwedischen bei Leutmeritz über das Eis gangen, sich umb Budin und selben Orten der Mühlen bedienten.

Den 6. dito auf'n Abend kommt ein kroatischer Cornet, welcher sich eine Zeit lang auf der Parthei herumb befunden, auch zuvor drei schwedische Gefangene nacher Görkau gebracht, (wie vorgeben und von gemeinen Leuten geschwätzet, daß sie solche ausgelöset und zu ihrem Regiment geschicket haben sollten) bringet wiederumb 34 „Futtraschirer" sammt einem Corporal und etliche Reiter. Die andere Nacht werden nachmals überfallen in der Vorstadt, darüber ein Bürger todt, etliche beschädigt, einer gefangen, und die Croaten kommen mit Verlust ihrer Leuten davon.

Den 8. dito ist eine Partei, zu denen sich aber viele Freireiter begeben, in der Nacht anhero kommen, von denen wir keine rechte Kundschaft, wo die kaiserliche Generalität anzutreffen, sich Raths zu erholen haben können. Seind bis auf den 10. dito auf unseren Dörfern verblieben, mit den frühesten aufgebrochen, bei der Stadt vorbeigangen; wo sie weiter zukommen, hat man nicht vernehmen können.

Den 11. dito ist ein Commothauer Bote wiederumb zurückkommen von Leutmeritz mit Vermeldung, daß ein Proviantmeister mit ihm heraufgeritten, hätte aber wegen der kaiserlichen Partei nicht fortkommen können; wäre wieder zurückgangen und ihme Boten mit Schreiben fortgeschickt. Der Bot hätte vernommen, daß die Commothauer den Proviant nach Litschka schicken sollen. Wie dann die ganze Armee bei Budin Rendevous gehalten, nacher Laun und Saatz der gänzliche Marsch gehen hat sollen; weilen aber eine lange Person zu der Generalität geritten kommen, den Marsch abzuwenden mit Vermeldung, daß sie dieser Seiten gegen Brüx und Caaden bessern Unterhalt hätten, wären auch viel vornehme Herrn nebst ansehnlichen Schätzen auf der Brüxern Schloß, sie sollten sich dahin wenden. Dahero die Generalität auf einen Berg geritten, allda Rath gehalten, nachmalen sich alle diesseits und gegen Brüx gewendet, daß also die erste Verrätherei uns angeben worden.

Auf'n Abend ist wiederumb ein Commothauer mit Schreiben von selben Ort durchgangen. Darinnen enthalten, daß die Stadt Commothau nicht eine solche böse Vermuthung auf ihn tragen sollten; denn er es getreulich mit ihnen meinete. Was er mit ihren Abgeordneten contrahiret hätte, sollten sie nur in Parat halten, daß er es selbsten abholen wollte; jetzt aber die lebendige Salva quardia anlangende, dürften sie sich Nichts bekümmern, sie würden derselben genug bekommen. — Und weil der Bote noch zu Brüx gewesen, auch allbereit dunkel geworden, hat man auf'n Schloß den vollen Marsch umb Petsch* gesehen, sich alldorten auf die umbliegenden Dörfer in die Quartier eingetheilt, daß man diese Nacht aller Orten die Wachtfeuer bis auf eine viertel Meile umb der Stadt Brüx gesehen.

Den 12. dito, als es nun ein wenig Tag worden, hat sich der Marsch angefangen: erstlich die kleinen Truppen, darauf der ganze Marsch aus allen Dörfern, daß Alles von Budin und selbiger Gegend, so viel man sehen können auf unterschiedlichen Strassen bis auf die Nacht die Marsch und „Randevois" gehalten. Die Stadt oder die Bürger vermeinten zwar, es würde nun Alles vorüber und Alles überhoben sein. — Dito zu Mittage schickten die Görkauer ein Schreiben, so vergangene Nacht geschrieben, (sie) melden: wienach von unterschiedlichen Orten starker Bericht einkommen, daß die Schwedischen von Leutmeritz sich erhoben, über die Elbe sich begeben und jenseits der Eger bei Laun gegen Saatz ihr Quartier gesetzet, daß auch der Generalproviantmeister Johann Cassius heunte abends mit einem starken Truppen nach Commothau ankommen, an die Stadt

*) Hochpetsch auch „Petsch", Dorf 2 Stunden i. SO. v. Brüx.

Görkau eine Citation wegen Traktierung des begehrten Proviants ergehen lassen. Die Stadt Brüx hat sich der Communikation wegen bedanket. Sie wiederumb berichtet, was gestern und heunte von früh an, bis auf diese Stunde geschehen, daß es wohl ihren (der Görkauer) Schreiben nicht nachgehen würde.

Weil dann die Stadt Brüx diesen Tag unangefochten bliebe, unangesehen der Obristleutenant Borzita Reiter unters Schloß aufs Feld geschicket, fragen lassen: ob sie wollten ins Städtel salva guardia haben; auch nach seinem Schwager den alten Schwaben gefraget. Ist zur Antwort gegeben worden: daß sie keine salva guardia von Nöthen hätten. Hierauf ist die Bürgerschaft die ganze Nacht auf der Wacht, der halbe Theil außer der Stadt um den Berg herumb gestanden und gute Wacht gehalten. Wie es auf die Nacht umb 8 Uhr kommen, werden die Bürger auf den Schildwachen bei den „Keriggruben" bei dem Prager Thor, dergleichen auch bei der Seemühle etliche brennende Lunden gewahr. Darauf sie etliche Lärm- oder Losungsschüsse gethan, hierauf es wiederumb still geworden. Inzwischen quartieret sich ein schwedischer Trupp in die Commenda, halten den Paß bei der Seemühle, ein Trupp hinter der St. Annakirchen, der dritte bei der Steinmühl, der vierte kommt vom Saazer Weg herumb, welcher bei dem Prager Thor Lärm machen sollte. Weil aber die Bürger die schwedischen Lunden in der Seemühle wiederumb gerochen, haben die Bürger Feuer geben. Weilen darauf man auf dem Schloß den Trupp am Saazer Wege aber, so allbereit bei der Stadt waren, gesehen, haben sie mit einem Stück auf sie Feuer und dardurch auch ein Losungsschueß geben. Und haben die Bürger die Stadt verlassen müssen und sich aufs Schloß retirieret. Darauf die Schwedischen an allen vier Orten die Stadt angriffen, der Meinung, sie würden die Bürger in der Stadt bekommen. Aber es war zu spät; haben also die Stadt erstiegen und eingenommen.

Folgends als es Tag wurde, so der 13. dito war, ist wiederumb der Marsch von allen Orten von der Leutmeritz- und selbigen Strassen angangen. In der Stadt allbereit drei Regimenter, mußten aber eilends heraus, so sich gegen das Gebirge wendeten. Hierauf der General Wrangel nebst allen Generalspersonen und Stäben eingezogen, die Wachten außer der Stadt auf dem Felde und Strassen stark besetzet; wie dann die Wacht vor dem Seethor bei des „Teichelt" Presse von dem Schloß mit den Stucken stark weiter zurückgetrieben werden, davon zwei todt geschossen. Sodann alsbalden in größter Furie alle Posten umb den Schloßberg in Gässeln und Pressen besetzet worden, daß nicht das Geringste vom Schloß hat kommen können. Auch die ganze Nacht umb das Schloß am Berge herumb postieret, auch zu unterschiedlichen Malen am rothen Thor vermerken lassen: daß also die Nacht wegen ihres Heraufpassierens gar viel Schüsse geschahen und verwundet worden.

Auf den Morgen als den 14. dito hat man die Artillerie, Wagen und Stück auf freiem Felde bei der Steinmühle in der Ordnung stehen sehen, wie nachmals war gewiß gesaget worden, daß 150 Stuck gewesen, ohne diese, so General Wittenberg in seinem Hauptquartier zu Sabenitz stehen gehabt. Gegen Abend als Sonntags ist der General Wrangel, General Mordaun, General Wittenberg nebst etlichen Officiers auf'n Breitenberg geritten, allda rekognoscieret, wie oder wo die Stuck zu pflanzen. Da man mit Stucken hinunter geschossen, von ihnen geschrieen worden: „Ihr Herren können euere Stück dieses, morgen sollen unsere dergleichen und anderes thun; ja auch ihr Bauern gehet zu Haus, sonsten werden eure Häuser brennen." Sind nachmals wieder herunter, da auch viel Schueß aus Stucken, Musketen und Röhren nach ihnen geschehen; wie auch der General Wrangel bald mit einem Stuck getroffen worden, welches nach der Eroberung seine Frau Gemahlin in Gegenwart der Jungfrau Priorin* bekennet

*) Des Magdalenitinnenklosters, Anna Kramerin.

hat. Auch so zornig, daß die Bürger keine Gnade gehabt. Hierauf auch sich also erwüthet in seiner Meinung fortgefahren. — Als es auf die Nacht umb 9 Uhr kommen, seind die 10 Musketiere von ihren Posten aus der Kirchenpresse, weil nun das Vieh am Berge in den Ställen in Gesicht gestanden, herauf am Berg gangen, in Willens das Vieh wegzunehmen. Sind aber von den Bürgern, welche außerhalb der Schlosses die Wacht gehabt, dermaßen empfangen worden, daß sie wiederumb den Berg hinunter gefallen und gelaufen, eine Musketen, Degen und zwei Hüte in Stich gelassen, so die Bürger auf'n Morgen gefunden, und die Schwedischen auch zu begraben gehabt. Nichtsdestoweniger haben sie in diesem Lärm in des „Kuttners" Hause nebst des Herrn Stechers Hause Blanken gemacht, Fässer gefüllt und zwei Stuck darhinter gepflanzt. Als es Tag worden, hat man ihren Bau gesehen, daß es Stuck wären: ist auf sie von denen „Rundtelln" mit Stucken geschossen worden.

Als es umb 8 Uhr (15. Jan.) kommen, hat der General Wrangel einen Trommelschläger am Berg geschickt, das Schloß begehret: „Im Falle es nun nicht übergeben würde, müsste er Ernst gebrauchen, und sollte kein Mensch lebendig herauskommen." Darauf Herr Martin Mainer und Melchior Bigling, so herunter geschickt worden, im Namen des Commandanten zur Antwort geben: „Daß das Schloß Ihro Kaiserl. Majestät wäre und er solches bis auf den letzten Mann defendieren sollte." Als sie nun von einander und am Reiterstege oben hergehen, wird aus diesen Stucken (so sechspfündige Kugel geschossen) Feuer gegeben, und wenn sie vor dem Volk, so am Berge war, eheher fort gehen, diese beede wären getroffen; wie denn einem Mann von Wteln*) und seiner Frauen die Köpfe weggeschossen worden. Wurden auch alsobalden zwei dergleichen Stuck am böhmischen Ringe gepflanzet, dergleichen an das Schloß continui geschossen, welche aber von dem Schloß mit dem Stuckschüssen weggetrieben. Die aber bei des Küttners Garten, weil sie mit den gefüllten Fässern wohlverwahret, hat man nicht wegbringen können. (NB. Doch soll ein Stuck zu nichte gemacht worden sein.) Hierauf sind auch alsbalden die „Feuermörscher" und halbe Carthaunen, so theils von des General Wittenbergers Artillerie gekommen, auf den Schloßhof umb 11 Uhr angebracht worden. Viel Bauers Volk, so von andern Orten anhero geschicket, mitgebracht, welche die Stuck hinter dem Breitenberg hinaufgezogen, alsobalden angepflanzet. Die Bauern mit Gewalt Holz und Bretter hinauftragen müssen, daß Alles in geschwinder nicht zugangen, und alsobald auf unsere Stuck geschossen worden. Und diesen Tag also angeklopfet, in die 100 Schuß geschehen. — Der Commandant hat die äußere Schanz gegen den Breitenberg nicht wollen besetzen lassen, mit Vermeldung, es wäre nichts nutz; man solle nur die andern Posten in Acht nehmen, man würde die Schanz nicht erhalten. Wenn aber diese Schanz besetzet verblieben, wäre verhindert, daß die „Feuermörscher" nicht hätten ohne Schaden angebracht können werden; wie denn zuvor etliche von dieser Schanz getroffen und todt geblieben.

Warum der Commandant dieses gethan, hat sich nachmals befunden.

Diesen Tag ist der Commandant und Obristleutnant Krebs gefraget worden, „was denn ihr Gutachten sei, ob man sich denn auch auf'n Schloß halten könnte"? Haben sie „Ja" gesagt. Darauf sie noch zum Ueberfluß angesprochen, die Bürger zu kommandieren; auch durch Trommelschlag ausrufen lassen, daß die Bürger in Allem Einem pariren und gehorsamen sollen. Hierauf sie auch alles bestellet und die Parole ausgeben. Inzwischen ist das Schießen fortgangen, und also scharf geschossen, daß man die Stück aus dem Schloß nicht anbringen können. Da hat man gesehen und erfahren, — weil jedermann gesaget: man könnte dem Schlosse mit Stucken nicht beikommen — ob man auf

*) Wteln, Dorf 1 Stunde südöst. v. Brüx.

dem Zwinger, Basteien und freien „Zaumen" sicher gewesen. Und obzwar das gewölbte Thor eingerissen, haben sie doch auf die folgende ganze Nacht gearbeitet, Bretter und Holz aus der Stadt zum Blenden geführt, desgleichen die Stuck, Feuermörscher und Munition hinaufgezogen. Als solches der Commandant vernommen, auch gesehen und gehört, so ist er diese Nacht traurig herumgangen, gesagt: „Was nun zu machen? Es ist nun Zeit, was ihr machen wollet. Ihr könnet euch nicht erhalten. Als er angeredet worden — er solle nicht verzagt sein, sagte er: „Ich will mein Leben nebst euch hieran setzen; was ihr aber thun wollet, ihr habt Zeit."

Den 16. dito auf'n Morgen Dinstag hat der General wiederumb vom obern Kreuz, allda die Feuermörscher gestanden, einen Trompeter herauf geschickt: „Im Falle wir uns nicht ergeben, die Unschuldigen, Weib und Kinder und Seelen nicht schonen und bedenken wollen, so wolle er entschuldigt sein. Er wäre erbötig, einen guten Accord mit der Bürgerschaft zu machen. Woferne aber nicht, so wären allbereit die Feuermörscher, noch mehr Stuck und halbe Carthaunen aufgeführet, mit welchen er dieses Haus gar wohl unter seine Gewalt bringen würde." Hierauf ist dem Trompeter im Namen des Commandanten durch Herrn Martin Mainer zur Antwort gegeben worden: „Der General wolle nur einen kleinen Stillstand bis auf den andern Tag umb 10 Uhr geben, damit man sich recht miteinander unterreden könne, und ob möglichen so lang Frist zu haben, bis es der Generalität oder den Herrn Statthaltern angezeiget wäre, und alsdann eine gewisse Antwort von sich geben könnte." Darauf ist der Trompeter fort, aber alsbald wieder kommen und angedeutet: „Der General wolle nicht eine Viertelstunde warten, oder Stillstand geben, man solle sich alsbalden erklären, was man thun wolle." Dessentwegen wiederumb zur Antwort: „Die weil der Commandant auf sein Begehren kein Stillstand erlangen können, sich recht mit den Seinigen zu unterreden, als könne er sich anjetzo nicht so geschwinde nicht resolvieren, müsse also geschehen lassen, was der General weiter thun würde." Als der Trompeter hinunter kommen, ist darauf alsobalden angefangen worden, von unterschiedlichen Orten zu schießen, als in des Küttners Garten, hinter der Schloßhöferscheuer, unter des Christoph Garten oder am Klostergarten und Schöbern, auf'n breiten Berg, item bei der Herrnpreß, in des Wenzel Weidlichs Garten, dann mit denen 4 oder 5 Feuermörsern, daß also der Ernst an 7 Orten angangen. Des Commandanten Meinung ware stetig, sich in einen Accord einzulassen, das Schloß aufzugeben. Denn der General würde nicht nachlassen, nnd hätten auch keinen Entsatz zu hoffen. Da ein ziemlicher „Disputat" gehalten wurde. Und kontinuirte das Feuerwerfen von 8 Uhr früh bis umb 4 Uhr nachmittag, daß die Bürger wegen des unaufhörlichen Schießens auf auf den Posten, jener bald dieser, seine Musketen „weiste" daß sie von Stuckkugeln zerschmettert. Die Granaten und Feuerballen flogen nach der „Schwärigkeit" daß die Bauern und Arbeiter zu löschen und von den Steinwerfen nicht sicher gewesen, darmit gelähmt wurden. In dem ersten Granatwerfen schreit der Trommelschläger: „Ei ihr Herren, ihr werfet Alles hoch, müsstet niedriger werfen." Also darumben angeredet, hat er Entschuldigung vorgewendet, solches nicht böse gemeint zu haben. Darnach wußten die Feuerwerker sich darnach zu richten, warfen desto niedriger, daß sie das Schloß nicht gefehlet. Dardurch Weib und Kinder in die Keller und Gewölber sich verkriechen mussten. Von den Feuerballen und Granaten beschädigt werden und vor todt gelegen, als: Christoph Hammerlin, Lorenz Wußin, Barthl Loßin sammt den Kindern, wie auch solches zweien Geistlichen geschehen. Daß also weder Weib und Kinder an keinem Ort sicher verbleiben können, da war ein Weinen, Heulen und Wehklagen, daß nicht davon zu beschreiben.

Der Commandant hat Nichts mehr thun wollen, noch anstellen, sondern

gesaget: „Er hätte heut frühe gesaget und gerathen, man solle accordieren, man hätte ihm nicht folgen wollen, er hätte wohl gewußt, wie es würde zugehen; da habt ihr es nun ihr Herrn.“ Die Klosterjungfrauen sein auch kommen gebeten, sie wollen eine Supplication durch Herrn Mainer hinunter schicken, wie der Herr Mainer auch selber kommen und gesagt: „Nun ihr Herrn, was wollt ihr thun? Ich will jetzt anstatt der Jungfrauen hinunter, sie haben mich angesprochen. Macht es bald, was ihr thun wollt.“ Dieses ist gewiß wahr; doch muß man schweigen. Herr Obristleutnant Krebs wurde auch gefraget: Wenn nun das Unheil entstehen sollte, wie es bei Ihro kaiserlichen Majestät verantwortet könnte werden? Sagte er: „Was ihr habt nun Kanonenschüsse genug ausgestanden, desgleichen Feuerballen und Granaten; kein Kriegsrecht wird das unrecht und übel sprechen.“

Dieweil dann solche Noth und Wehklagen vor Augen, auch die wenigen, so zu dem Feuerlöschen verordnet, müde wurden, sich in die gewölbten Stöck und Winkel verkrochen, und das Feuer- und Steinwerfen kein Ende nehmen wollte, die Nacht auf'n Halse und also continuieret, daß also unmöglichen, dem Feuer zu widerstreben und zu löschen, dann allbereit über 300 Canonschüsse und etliche 30 Ballen Granaten und Steinwürfe geschehen, — ist wieder eine Zusammenkunft gehalten worden, darbei der Commandant, Herr Obristleutnant Krebs, Herr Comendator und andre Geistliche, Herr Mainer, Herr kais. Richter, Primas Bürgermeister und Rath, wie auch etliche Aelteste gewest, welche anzutreffen waren, wie es denn allen angesaget, aber nach alten Brauch nicht kommen, und aus der Gemein, so viel man hat zusammenbringen können, — welche allesammt vor gar rathsam befunden, daß, ehe man sich in Accord einließe, zuvor hinunter zu schicken und noch einmal Stillstand begehren solle. Der Obristleutnant Krebs sagte, wie obbemeldt: „Man hätte genug gethan, weil man so viel Canon und Feuerwerfen ausgestanden.“ Ist also dem Trommelschläger befohlen worden, hinunter zu gehen und im Namen des Commandanten einen Stillstand bis morgen um 10 Uhr zu begehren. Weil es schon dunkel worden, ist er fortgangen. Der Commandant, als er den Trommelschläger hinausgelassen, soll ihm befohlen haben, er soll dem General sagen, daß er nur 20 geworbene Knechte habe — und was er nun in Geheim mehr anbefohlen. Welches der Trommelschläger, was nur der Commandant und nicht der Rath anbefohlen, ausgerichtet, sondern als wenn der Rath gleichsam alsobalden accordieren wollte. Deswegen der General alsbalden zweene Geißel hinter den Trommelschläger nachgeschickt und wiederumb zweene hinunter zu schicken verlanget, damit man einen guten Accord treffen könnte. Darneben fragten sie: Wo der Comandant wäre? Und weilen er gleich auf der Batterie über dem neuen Thore gestanden und gehöret, daß sie nach ihm fragten, so steiget er alsbald herunter, kriecht durch den Ausfall hinaus, gehet zu ihnen am Berg. Was er nun mit ihnen geredet ist unwissend. Unterdessen hat man zween Andern: als Herrn Obristleutnant Krebs, welcher sich selbsten darzu anerbothen und den David Hoffmann zum Geißel hinunter geschicket, welche der General, so bei den Feuermörsern gestanden, mit sich in die Stadt genommen. Hingegen sie zweene der Commandant mit sich ins Schloß gebracht, so gewesen der Generaladjutant und ein Trompeter.

Wie nun diese zweene sich im Schlosse befanden, haben sie begehret, mit dem Commandanten und den Vornehmsten allein zu reden. Darauf sie mit ihnen in das Commandantenstübel gangen. Da hat der Generaladjutant angefangen und vorgebracht, daß sich Ihro Excellenz der Generalreichsfeldzeugmeister Carl Gustavus Wrangel zum höchsten verwundere: Was man sich eingebildt und gegen eine solche Hauptarmee also trotzig und widerspänstig erzeigen dürfen, da doch dieser Ort der Importanz nicht und gegen andere zu rechnen nur

ein „Leimpatz" oder Taubennest wäre. Der General hätte viel andere bessere und festere Oerter eingenommen und bei weiten nicht so viele Ceremonien brauchen dörfen, als von diesem. Man hätte gar wohl gesehen die Macht, daß die ganze völlige Armee, wie auch die ganze Artillerie herbeigebracht worden; wären doch so halsstarrig gewesen, daß man sich nicht accomodieren wollen bis anjetzo. Als man nun ein wenig den Ernst gesehen, bei welchem es dann gewiß nicht würde geblieben sein, sondern man würde erst noch viel einen andern und größeren Ernst gesehen und erfahren haben, woferne man diesen Abend nicht hinuntergeschickt hätte. Darzu hätte man sich auch vor diesem je und allezeit so trotzig und halsstarrig gegen der Cron Schweden erzeuget, daß dergleichen kein einziger anderer Ort im ganzen Königreich Böheimb gethan hätte. Auch wüsten sie soviel, daß gar die Stadt Prag sich Ihnen längst würde accomodieret haben, wann sie die Besatzung nicht immer auf dem Halse gehabt. Derowegen der General wohl billige Ursach hätte in keinen Accord sich einzulassen. Nichtsdestoweniger, weilen er ein sonderliches Mitleiden mit den Unschuldigen trüge, so ließe er hiemit durch seine Person bei Cavaliers Worten, Trauen und Glauben, zusagen und versprechen: daß einen jedem sein „Anmuthgen" es wäre, an was es wolle, solle sicher gefolget werden, und einen solchen Accord aufrichten, dessen sich Niemand würde zu beklagen haben. Aber hingegen begehre der General, daß man ihm alsbald ein Posto in Schloß cedieren und einräumen sollte, es wäre, wo es wolle. Dieselbe wolle er mit 50 Musketieren besetzen, und möchten die Bürger und Schloß-Garnison ihre Wache einen Weg, als den andern darbei und neben denen 50 Musketiere versehen, wie vorhin.

Als nun dieses von dem Generaladjutanten angehöret worden, hat man wegen Einräumung des Posto alsbalden protestieret und gebeten: Weilen nunmehr die Nacht auf dem Halse, solches nur bis morgen und bis der Accord aufgericht wäre, zu verschieben. Welches er aber keineswegs auf sich nehmen wollen; sondern ist wieder hinunter geritten zu dem General und sich weiter befraget. Unterdessen der Trompeter allein verblieben. Als er wieder kommen, sagte er: Der General wolle durchaus heute noch die Post haben, oder aber es würden andere Mittel vor die Hand genommen werden. Vor seine Person rathe und bitte er, man wolle den General, weil er jetzo auf einem guten Wege, nicht erzürnen. Letzlich nachdem man sich lange geweigert und sich allerseits miteinander sowohl mit dem Commandanten, Geistlichen, Aeltesten als anderen unterredet, hat man ihnen die Post gegen den Breitenberg einzuräumen und zu übergeben bewilliget, welche er, der Generaladjutant, auch besichtigt und gern wohl darmit zufrieden gewesen.

Hierauf seind 50 Mann eingelassen worden, jedoch einem Rath unwissentlich. Denn der Commandant und der Corporal hatten die Schlüssel. Aber es ist nicht darbei geblieben; es seind ihrer wohl 100 hineinkommen nebst einem Obristleutnant, einem Capitän und vielen andern. Sind auch nicht auf die Post gegen den Breitenberg geführet, sondern alsbald unter dem Thor geblieben und sich dessen bemächtiget. Der General hat seine Leute „Logvein", „Paschen" und andere einen hinaufgeschickt und unterschiedliche Befehl gethan, unter andern, daß sie wohl Achtung geben sollten, damit kein Bürger wegkomme. Die ganze Nacht haben die Officiers genug zu wehren gehabt, daß nicht geplündert worden. Nichts desto weniger haben die armen Leute viel verloren; theils doch auch geplündert. Und hat ein jeder Bürger, sowohl auch die Geworbenen ihr Gewehr alsbald hergeben müssen. Desgleichen haben sie die Schlüssel zum Thor und Munition, dann „Cammern" zu sich genommen und das Gewehr hineintragen lassen. Der Adjutant, als man sich gegen ihn beklaget, daß dieses seiner Zusage nicht geschehe, sondern vielmehr ein Betrug wäre, hat zwar viel versprochen und zugesagt: „Man solle ihm nur machen lassen, ihme doch trauen und glauben, der General thäte ohne

ihn Nichts, es würde Alles gut werden." Wie er dann auch dessentwegen ein gut Honorarium bekommen. Aber Gott erbarme es, es ist Alles zu Wasser und lauter Betrug worden.

Den 17. dito Mittwochs frühe begehrte der Generaladjutant ein Paar Person mit hinunter zu dem General, damit der Accord geschlossen und zu Papiere gebracht würde. Zu welchem Ende der Herr kaiserliche Richter sich selbsten anerboten; nebst den Herrn Primas und Johann Seidler hinuntergeschickt werden und ihnen, wie weit sie den Accord bringen könnten, anheimb gegeben worden. Als sie aber zu dem General kommen, hat er sie mit scharfen Worten angegangen, keines Accords gedacht, vielweniger sie dessen gedenken durften, sondern befohlen, daß sie alsbald auf die Hauptwach in Arrest geführt werden. Unterdessen schickte der General seinen Sekretarium und einen Obristleutenant von der Artillerie hinauf, ließ durch sie den Rath scharf examinieren; der kaiserliche Richter wurde aus dem Arrest auch darzugebracht; warumb sie sich nebst der Bürgerschaft je und alle Zeit gegen die Cron Schweden also trotzig und weiter widerwärtig erzeiget hätten? Der Rath hat zwar sich entschuldiget, daß ein jeder Unterthan seinem Herrn treu sein müsse. Auch schriftlichen Befehl, von denen Herrn Statthaltern vorweisen müssen; weil aber solches auf das vergangene Jahr geschehen, hat keine Entschuldigung helfen wollen; begehrten einen Befehl, welcher auf dieses Jahr gegeben. Weil wir Nichts vorzuweisen, sagten sie: „Es ist nichts anders als ein Muthwill; ihr seid sammt eurer Bürgerschaft in des Generals Händen. Er kann mit euch thun, was er will; wollt ihr nun euer Leben erhalten, so müsst ihr euch wohl angreifen und eine Summa Geldes auf 30.000 Reichsth. zuweg bringen. Wo dies nicht geschieht, als werdet ihr mit hinweggeführt. Wie es euch gehen wird, wollen wir jetzt nicht sagen, oder aber wohl gar euch in Schweden auf die Kupferbergweg schicken." Hierauf hat der Rath gebeten, die Armuth und Unmöglichkeit vorgeschützet. Aber alles Bitten und Lamentieren war vergebens und umbsonst. Sie wollten es schon möglich machen. Nahmen also nebst den Herrn kaiserl. Richter und Primas die vornehmsten Personen des Raths mit sich wieder hinunter in die Stadt in Arrest auf die Hauptwache, allda sie von Mittwoch bis auf den Sonnabend verbleiben müssten. Die übrigen Personen des Raths und Aeltesten wurden gleichfalls in einem Zimmer in Arrest beisammengehalten von den 17.—24. Januarii.

Da hat der General gesehen, daß nichts vorhanden, jedoch durch den „Sekretari" andeuten lassen, daß es mit der Ranzion anders nicht, als bei 12000 Reichsth. verbleiben solle. Woferne man sich noch halsstarrig hierinnen erzeugen würde und diese Gnad in Wind schlagen, so sollte der Rath sammt der ganzen Bürgerschaft unter die Regimenter vertheilt und mit hinweg geführet werden. Dieweil denn nun zu sehen, daß keine Barmherzigkeit zu erlangen gewesen, hat man das äußerste Mittel vor die Hand nehmen müssen, eine Anlage zwar auf die Bürgerschaft gemacht, daß etwan in die zwei Tausend einkommen solle. Obwohl in der großen Gefahr alle geschrien: „Wir wollen Alles hergeben," als es aber darzukommen, daß sie geben sollten, da waren wenig vorhanden. Mußten ihre Becher, silberne Gürtel, Ringe hergeben; war doch Alles nichts. Da ward der Kirchenschatz offenbar, welchen der Generaladjutant selbsten hergenommen. Wurde das beste Silber nicht höher als die Mark pr. 6 Reichsthlr., das geringere pr. 4 Reichsthlr. angenommen; wie doch, was aber von Messing und Kupfer in der Monstranze und Rauchfässern, wie auch die krystallenen Gläser in Pacificalien, darinnen vornehme Heiligthümer gewesen, Alles verunehret, nebst den Edelsteinen herausgerissen. Da ward Jammer und Elend und wurde doch nur in Allem 2191 R. Th. Werth zusammengebracht. Das übrige mußte verreversiret werden, daß man innerhalb vier Wochen noch 809 Reichsthaler baar dem Commandanten auf'n Schloß erlegen sollte, damit also der erste Termin, als 3000 R. Th. richtig

würde. Und auf S. Joannis dieses Jahres vollends 9000 R. Th; darauf eine Obligation, wie sie der Secretarius vorgeschrieben. Daß man diesen Allen, es werde Friede oder nicht Friede, unfehlbar nachkommen wolle, darinnen dann Bürgermeister, Rath, Älteste und ganze Bürgerschaft begriffen, unter der Stadt Insigl von sich geben mußten. Seind also gleichsamb von den 16. Januar, bis der gänzliche Aufbruch geschehen, auf'n Schloß gefangen gehalten worden.

Als nun der General den 25. dito aufgebrochen, ist er aufs Schloß kommen, ohne Zweifel ferner Ordre zu geben, und hat dem Rath anbefohlen, nebst der ganzen Bürgerschaft hinunter aus dem Schloß sich zu begeben. Als sie gebeten, bis ihre Häuser ausgeräumet wären, welche also zernichtet und zerstöret, voller Mist und Unsauberkeit gewesen, daß man sich gefürchtet, in die Stadt zu sehen, also auch ihre Sachen in Eil nicht hinunter bringen könnten, hat er gesagt: „Ihr müßt hinunter, ihr will euch oben nicht haben." Hat der Rath gebeten: „Dieweil die Ranzion so groß, daß doch der Wein und Getreide wo möglicher (weil man gewußt, daß nur der dritte Theil passiret solle werden) der halbe Theil gefolget würde. Darauf er sich endlichen erkläret, daß nicht mehr denn am Wein und Getreide der dritte Theil gefolget sollte werden, die Mobilien aber ganz. Hätte es auch allbereit anbefohlen. Und weil der Marsch nach Caaden, (und allbereit in der Stadt aufgebrochen), gangen, hat die Bürgerchaft alsbalden anfangen müssen, in die Stadt zu räumen. Und weil dann unmöglich den armen Leuten, ihre Mobilia und wenig Hausrath auf einmal hinunter zu bringen (weil es inner vorigen Jahre Alles in der Stadt verbrunnen, derowegen, was sie gekönnt, mit aufs Schloß genommen) des Nachts noch oben verbleiben mußten und ihre Sachen hüten wollten: sind sie, welche sich nicht verkrochen, geprügelt worden. Haben auch weder Fleisch, Mehl und Register, desgleichen auch das Weingartengeräthe, so die Leut auch mit hinauf genommen, nicht folgen lassen wollen, alle Truhen und Kasten eröffnen müssen, was ihnen beliebet ebenfalls genommen, daß also die armen Bürger Angst und Noth erlanget und überkommen. Diejenigen, welche sich vom Lande in die Wälder und ans Gebirge retirieret, ist dergleichen nicht zu beschreiben, wie es ihnen ergangen; Alles weggenommen worden, in den Büschen sich verlaufen müssen, und gar Viele an den Krautsträuken, gefrorenen Rüben sich ersättigen müssen. Auch dergleichen viel auf dem Schnee sitzen blieben und erfroren sind. Und obwohl die ganze Stadt und Bürgerschaft verhofften, weil des General-Feldzeugmeisters ganzer Will und Meinung gewesen, daß ihme der dritte Theil an Getreide, Malz, Mehl und Wein nebst den Mobilien ungehindert gefolget würde werden, so hat die Besatzung, wie oben gemeldet, Ursach genommen, selbsten zu räumen, Truhen und Kasten zu eröffnen, herausgenommen, was ihnen beliebt. Wenn sie ins Schloß gewollt, ihre Mobilien herauszutragen, nicht alle Zeit hineingelassen; auch im Heraustragen Alles besichtigt, dermaßen geprügelt, ja auch Arme entzwei geschlagen worden. Und also kein Getreide herausgelassen, außerhalb so etwan in die 50 Strich ausgetragen, welche Zettel darauf bekommen würden. Dann auch zur Abführung der Ranzion ist von dem Rath in die 250 oder 300 Strich und drei Faß Wein gerechnet worden, daß also des Generals Parola gar Nichts geachtet worden.

Den 11. Februarii ist die hinterbliebene schwedische Besatzung, so von 5 Regimenter gewesen sein sollen, mit Standarten nebst der starken Canonen, so vor drei Tagen allhier vorbei gangen und sie abgeholet, anhero nun in die Stadt kommen. Was nun die Leute noch übrig und mit höchster Leibesgefahr aus dem Schloß gebracht, ist damals wiederumb aufgangen, daß gleichsamb also eine rechte Plünderung gewesen. Was abermals vor ein Elend gewesen, ist nicht zu sagen. Sind also aufn Morgen aufgebrochen gegen Commothau. Und weil die ganze Armee aufgebrochen, in Meißen sich gewendet, sind hernach auf die Preßnitz und alsdann weiter gefolget.

Weilen dann dieser Stadt von vielen umbliegenden benachbarten bei vornehmen Herrn, wie auch bei denen Herrn Statthaltern alles Uibel nachgeredet worden und selbe übel informieret, als wenn die Schwedischen nur Einen, die Bürger aber keinen Schuß gethan, und also aus böser Begierde und höchster Unwahrheit, auch durch Schmähworte der Stadt und Bürgerschaft Vieles nachgeredet werden, welche in kurzer Zeit zweimal ganz abgebrennet, wie auch 1634 die Vorstädt und theils in der Stadt weggebrennet worden und hätten sich jetzo so leichtsinnig ergeben. Nun hat ein unpartheiischer Richter auf nachfolgende Punkta zu judiciren: Ob das Schloß zu erhalten gewest, oder ob sie es bei Gott auch zu verantworten gehabt hätten, da solches in Brand gestecket, dann so viele Seelen umkommen und verdorben wären.

Anmerkung des Mannsk. Weilen in vorbeschriebenen Diario einiger Personen ohne Beisetzung des Namens Meldung geschieht, so ist zu wissen ex archivo secundum literas responsorias interventionales secundum missivas renovationum et protocolla, daß damals Comendator gewest sein: Gasparv Ditze, Priorin: Anna Maria Kramerin, königl. Richter: Herr Jakob Andres Limpacher, Primator: Florianus Sebastianus Jobst, schwedischer Kassier: Johann Röckel benamset, der untreue Commandant: Conrad Hämmerich.

B.

Wahrhafte Motiven und genugsamb beweisliche Ursachen, warumben das Brüxer Schloß von uns Bürgermeister, Rath, Aeltesten und ganzen Gemein der Stadt Brüx wider die schwedischen Armeen endlichen nicht erhalten werden können, sondern den Feind in seine Gewalt überlassen werden müssen, den 16. Januar 1646 von dem schwedischen General Wrangel erobert worden.

1. Erstlichen ist männiglichen bewußt, daß der Feind uns mit zweien Armeen umb und umb blokiret, welche denen benachbarten Ländern seithero viel zu schaffen gemacht. Dahero, wer des Brüxer Schlosses Beschaffenheit weiß, wird bekennen müssen, daß wider eine so große Gewalt dasselbe zu erhalten unmöglich sei, wie denn der schwedische Commandant, so jetzo darauf verlassen worden, ungeacht er mit Munition, geworbenen Soldaten, Constabeln und Feuerwerkern nach Nothdurft genugsamb versehen ist, solches zwar wider eine ziemliche Macht zu defendieren vorgeben thuet. Doch setzt er allezeit diese Exception dabei: Es sei denn, daß die ganze kaiserl. Armee darfür kommen sollte; müßte er sich eines andern bedenken.

2. Hat man die ganze „Artolleria" und Munition von gedachten beeden Armeen für die Augen gestellet, welche an großen und kleinen Canonen sammt den Feuermörsern sich bis auf 150 Stück erstrecket.

3. Hat diese Bloquada der Generalfeldzeugmeister Wrangel kommandieret welcher sich sonderlich verlauten lassen, lieber das Leben darüber zuzusetzen, als unverrichter Sach von diesem Schloß zu weichen, wie er auch nacher selbsten bekennet, daß ihme dabei das Leben kaum an einem Haar gehangen.

4. Nachdeme er nun von Sonnabend an als den 13. Januar 1646 die Belagerung angefangen und folgendes am Montag früh das Schloß durch ein Trommelschlager auffordern lassen, aber von uns eine abschlägige Antwort empfangen, hat er alsobalden solches zu kanonieren von drei unterschiedlichen Orten angefangen, und bis auf die Nacht kontinuiret. Auch mehr als 300 Schuß diesen Tag hinein gethan. Als er aber gesehen, daß er damit nichts ausgericht, nach gehaltenen Rath mit der ganzen Generalität und sonderlich, als er von den Benachbarten vernommen, (wie wir berichtet worden) daß unser bei zwei Tausend Seelen nebenst all unsern Vorrath im Schloß eingesperrt, auch von Andern viel dahin salvirt sein sollte, herentgegen die Post gar enge und bei so großer Menge Volks und extra ordinari grausamber Kälte nit beizukommen sei; hat gemeldeter General Wrangel die Resolution gefaßt, das Schloß mit Feuer anzugreifen und damit

Alles ganz zu verderben. Auch des andern Tags auf erfolgte zweimalige Aufforderung durch einen Trompeter und nach seinem Intent und Willen nicht erlangten Antwort, darauf mit halben Cartaunen von unterschiedlichen sieben Orten zu spielen, dann mit Feuerball und Granaten hineinzuwerfen angefangen; und damit wir dieselben nicht löschen können, seind auf solche viel große Steine hienach geflogen, also daß man fast an keinem Ort dafür sicher gewesen, maßen diejenigen, so angetroffen, an Gewölbern, Zimmern und Dächern großen Schaden gethan und endlich unterschiedliche Leute sehr deformieret und beschädiget. Dieses hat also bis auf die Nacht kontinuiret. Zu Abends aber hat er noch einen übergroßen Feuermörser, welcher in die vier Centner geworfen, und allbereit am Berge gewesen, aufführen lassen, welcher, wenn er gebraucht worden, folgends Alles zerschmettert und übern Haufen geworfen haben würde.

5. Herentgegen auf unser Seiten haben wir erstlichen von Niemanden weder Hilf, Trost noch Hoffnung, viel weniger einstiger Entsetzung zu gewarten gehabt, weilen die kaiserl. Armee von uns weit abgelegen und benebens die in der Nähe gewesenen Völker und Regimenter abgefordert, und dabei weder von ihnen noch sonsten von keinem Menschen, wie wir uns auf dergleichen Okkasion verhalten sollten, im Geringsten keine Information hinterlassen worden.

6. Haben sich alle diejenigen von dem Land, so sich vor diesem bei dergleichen Okkasionen zu uns retirieret, diesmal wegen vorstehender Gefahr, aus Furcht sich von uns absentieret, an andere sichere Oerter salvirt, und allein die wenige Bürgerschaft verblieben. Und wiewohl sie diese Jahr hero in unterschiedlich feindlich Begebenheiten und sonsten sehr in Abnehmen kommen und kaum über 100 Mann, so fechten können, sich befunden, gleichwohl aber seind sie zur Defension bereit gewesen und den Feind, ohne Ruhm zu melden, seiner eigenen Aussag nach dennoch zu schaffen genug gemacht.

7. Hat unser gewester Commandant, so vor diesem unter den Gallas'schen Dragonerregiment die Capitainleutnantsstelle bedient, welchen Ihr. Exzellenz und Gnaden den Herrn Statthaltern zu Prag wir wegen hoher Rekomandation und Manutenirung eines vornehmen Orts in Schlesien, vor diesen gehorsamblich präsentieret, sie auch denselben gnädig konfirmiret, vor seine Person sich ganz zaghaft gemacht, uns und die Bürgerschaft weiter nicht animirt, auch Nichts mehr anstellen wollen, ungeacht ihme und andern, so den Krieg verstanden, durch öffentlichen Trommelschlag das völlige Kommando in Kriegssachen übergeben worden: sondern mit dem Feind durch seinen Trommelschlager heimliche Verrätherei prakticieret, indem er den General, wie wir anjetzo durch Geistliche bericht worden, und sie aus dessen Mund selbsten gehöret, entbitten lassen, daß er das Schloß alle Stunden gern übergeben wollte, die Bürger aber dazu keineswegs überreden könnte. Dadurch der General Wrangel so hoch wider uns „exacerbiret" worden, daß er sich wider die ehrwürdigen P. Kapuziner allhier sich öffentlich verlauten lassen mit diesen Formalibus: „Weilen die Schelmen die Bürger das Schloß nicht cedieren wollen, so will ich sie also drillen, daß ihnen das Herz im Leibe bluten solle. Sie müssen heraus und sollte die ganze Artellerie dafür gebraucht werden." Gegen uns aber hat obbemeldter unser Commandant solch seine Verrätherei im wenigsten nicht merken lassen, als allein, daß er uns mit Vorbildung allerlei Leib- und Lebensgefahr zu einem Akkord stetigs persuadieren wollen, sonderlich in Anzeigung einer gefährlichen schadhaften Stuck Mauer, welche wenn dieselbe von den halben Cartaunen, so allbereit diesen Ort entgegen gestanden, berühret werden sollte, ohnfehlbarlich niederfallen müßte, also der Graben erfüllet, und dadurch dem Feind ein öffentlicher Eingang gemacht würde. Doch dieses auch ungeachtet hat er uns dennoch von unsren vorgesagten

Eifer nicht abwenden können, oder daß auf seine Persuasion wir dem Feind uns akkomodieren wollen.

8. So haben wir zwar bei solcher Okkasion mit Lösung der Stuck, Doppelhagen und Musketen nicht gefeiert, sondern dem Feind männlichen Widerstand gethan; wie denn einstens dem General Wrangel, als er rekognosciren geritten an der Seiten einen Leutnant mit einer Stuckkugel der Arm entzwei geschossen und sonsten in die 30 Personen, des Feinds Aussage nach, todt und beschädiget worden. Allein hat der Commandant unsere Stuckel von dem Posten, da sie vorhin gestanden und darvon man dem Feind guten Abbruch thuen können, an andere unbequeme Oerter versteckt, welches auch General Wrangel nachmals bei Besichtigung des Schlosses selbsten observieret und dessetwegen den Commandanten mit spöttischen Worten öffentlich ganz schimpflich traktieret hat.

9. Zudeme ist eine ziemliche Perturbation mit vorgangen, daß wir wegen des Feinds starken Approchiren eingesperrt verbleiben müssen und uns des äußersten Wassers im Graben, wie zuvor ferner nicht bedienen können; herentgegen die inwendigen beeden Schloßbrunnen schon also erschöpfet, daß kaum die Nothdurft zur Löschung der eingeworfenen Feuerballen. Und dadurch in den Gebäuden Feuer entzunden, desselben Tags vorhanden gewesen. Dahero in vorstehender Nacht, in welcher der Feind seine größte Macht des Feuerwerfens, sonderlich aus einem großen Mörsel, so vier Centner geschossen, wider uns zu gebrauchen, intentionieret gewesen. Und solchen ihren Effekt erreichet wegen Mangel des Wassers (durch welche Ursach auch anjetzo die Schwedischen am allermeisten zur Uebergab werden können genöthiget werden); ingleichen wegen der hohen Gebäude das Feuer, so es an unterschiedlichen Orten wäre angangen, unmöglichen zu erlöschen gewesen, dessentwegen man dann das ganze Schloß hätte müssen brennen lassen. Woraus erfolget, weilen die Post eng und mit vielen Weib, Kindern und Vieh erfüllet gewesen, wir alle zugleich entweder im Feuer verderben durch Einfallung der Gebäude verschüttet oder im Rauch ersticken müssen.

Dahero weilen und endlichen bei solcher Beschaffenheit diese zwo Extremiteten vor Augen gestanden, entweder den Feind sich zeitlich zu accomodieren oder vorgesetzte Leib- und Lebensgefahr von Feuer und Rauch auszustehen. Nichts desto weniger haben wir uns dahin einhellig resolvieret, lieber des Tod's zu sein, als den Feind mit Weib und Kind in seine Händ und Gewalt zu kommen und als des Unsrigen zu entrathen. Zu welchem Ende wir uns dann auch mit der heiligen Beicht und Communion mehrentheils alle versahen. In geschehener Ermahnung aber und Betrachtung vor uns selber, daß neben uns etlich hundert unschuldig Seelen elendiglich hingerichtet werden würden, welches uns nachmalen bei der ganzen Welt vor eine übrige Vermessenheit zugerechnet und bei Gott keineswegs zu verantworten sein würde: also haben wir uns zur Verhütung dessen eines andern bedenken müssen und dahero auf etliche Stunden einen Stillstand begehret, doch einzig und allein mit dieser Intention, uns in etwas zu ermuntern, auch dardurch Zeit zu gewinnen und des Feindes Intention zu erfahren, wie auch daß aus solchem Unglück wir uns etwa entwirken und salvieren möchten. Und nachdeme wir solchen Stillstand erlanget, auch zur Haltung dessen gewisse Geißel abgewechselt, ist unser Commandant, wie wir anjetzo vernehmen, zuvoran, allein, heimblich durch einen Ausfall hinausgeschlichen und mit dem schwedischen Generaladjutanten eine sonderliche Unterredung gehalten; worauf dann kurz nach diesem in der stockfinstern Nacht, zweifelsohne durch seine Dissimulation und Anschlag wider seine Zusag und unser Verhoffen über die 100 Musketiere vor das Thor kommen, dasselbe (darzu ihme die Schlüssel vertrauet) occupiert, und also uns als des Kriegs unerfahrene hierinnen unverantwortlich betragen. Auch dardurch causiret, daß wir nachmalen ohne allen Accord in des Feinds Hände gerathen und uns in allen seinen Willen mit Hinterlassung unsers ganzen Ver-

mögens nur zur Erhaltung des bloßen Lebens mit schwerer Ranzion, nämlich achtzehn Tausend Gulden, ihme sich accomodieren müssen. Herentgegen er zum Recompens vor diese seine Verrätherei alle Gnad erlanget, ihm all das Seine ohne Entgeld gefolget, zu seiner Sicherheit zur Armee aufgenommen und künftige Beförderung versprochen worden.

Miscellen.

Zuckmantel.

(Zu Seite 141 III. H. d. Mitth.)

Dieser in Böhmen (dreimal), in Sachsen und Oesterreichisch-Schlesien vorkommende Ortsname tritt uns auch anderwärts als Ortsbenennung entgegen. Was ich aus den mir zu Gebote stehenden Behelfen zu diesem Namen zu stellen vermag, soll hier einem bescheidenen Versuche, den Namen selbständig zu deuten, voraufgeschickt werden.

Als „Gemarkungs-" oder Flurbenennung verzeichnet unsern Namen mit der Schreibung Zugmantel Kehrein in seinem zu onomatologischen Studien höchst brauchbaren Nassauischen Namenbuche (S. 501 und 629); ebenso ist in Birlingers Augsburgischem Wörterbuche (S. 440) aus dem Jahre 1416 die Form Zugmantel neben Zuckermantel als Benennung einer Flur bei Schwabeck zu finden. An Birlinger schließt sich sofort aus Bacmeisters werthvoller Sammlung alter Familiennamen in den „Germanistischen Kleinigkeiten" (S. 51) der Nürnberger Familienname Zuckermantel, über welchen der kundige Forscher sich also ausspricht: „Zuckermantel, entstanden aus Zuckmantel (vergl. Zernmantel),*) das nicht unselten als Name von Lokalitäten erscheint, z. B. einer Einöde im bairischen Landgericht Naila, ferner schon 1380 Czykmantel und 1413 Chik-, Chekmantel in Siebenbürgen. Vgl. Wendunmuth (95. Publ. des literar. Vereins S. 346): „Von einem edlen sehr alten strassenräuber. Teutscher nation und bevor des Schwabenlands edelleut und reuter sein bey den alten, daß sie gern auff den Zuckmantel, Struderaw**) und Schreckenthal ritten, im Geschrey gewesen." — zucken, zücken = rauben, stehlen; zuckäre, Räuber, Mhd. Wb. 3, 932 f." Das von Bacmeister erwähnte siebenbürgische Czykmantel wird wol das Dorf Zuckmantel bei Karlsburg sein, als dessen Nebenform Czikmantor erscheint (so nach Hoffmanns Encyclopädie). Weiter dürfen wir anschließen, was in Frischs altem Wörterbuch (2, 484 a) steht: „Zuck-Mantel. Alberus beym Wort Raub, Lust zu zücken, Rauberey, rapacitas; es heißen davon einige Raub-Löcher Zuck-Mantel, als in Preßburg unten am Schloß und in Schlesien ein Städlein."

Aus Frischs Artikel ergäbe sich denn auch, wie zu erwarten war, Zuckmantel als die bessere Form für das heute in Preßburg übliche „Zuckermandl" —

*) Zernmantel aus „zerre den Mantel", mhd. zerren, reißen, zerreißen, ferner: ziehen, recken, dehnen, schleppen, — gilt vielleicht diese letzte Bedeutung? — so (nach Bacmeister) Zuckmantel aus Zuckenmantel, wie der Name auch in Vilmars Namenbüchlein (4. Aufl. S. 65), mit den Nebenformen Zuckmantel und Zuckermantel und der Erklärung „ein Räuber, welcher die Mäntel herabreißt", aufgeführt wird. Von demselben Verbum (zucken, zücken) die Familiennamen: Zuckrigl aus zuckenrigel (vgl. Ruckenriegel Bacmeisters Kleinigk. 41a.), Zuckschwerdt aus zuckeswert — ohne Artikel, sieh Bechstein zu Tristan 5454, — Zuckseifen, Zickendrath bei Vilmar a. a. O.

**) Das Synonymum von Zuckmantel und Schreckenthal möchte ich deuten: Struterau, fingierter ON. auf — au, gebildet aus dem schon bei Nikolaus von Jeroschin begegnenden strûtêre, „Struter", Strauchdieb s. Pfeiffer S. 227 und Frischs Wörterbuch 2, 350a.

jetzt ein Stadttheil von einigen 60 Häusern — welche Verstümmelung des Namens auch die Familie eines Dr. Zuckermandel in Gnesen (Mushacke, Schulkalender) ihrem „eponymen" Ahnen zu verzeihen bereit sein wird; wäre doch auf solche Art, wenn wir uns an die bisherigen Deutungen halten, aus einem berüchtigten Straßenräuber (s. Vilmars Erklärung i. d. 1. Anm.) in unsern hochcivilisirten Tagen ein süßes „Zuckermännchen" geworden.

Was nun die Deutung unseres zweifellos deutschen Namens betrifft, so läßt sich fürs Erste an der Zurückführung des Namens in allen erwähnten Spielarten auf ein älteres Zuckenmantel oder Zückenmantel gewiß nicht rütteln, wohl aber kann gefragt werden, ob nicht die etymologische Andeutung Kehreins, der S. 629 seines Namenbuches sagt: „Da braucht man einen Mantel gegen kalten Zugwind", der von Vilmar und Bacmeister gegebenen Erklärung vorzuziehen sei. Ich wenigstens wäre sehr geneigt, Alberus', Kirchhofs (Wendunmuth) und—vielleicht nach ihnen — Vossens, des gern etymologisierenden, „auf den Zuckmantel reiten" (s. Sanders' Wörterbuch 2, 238b) für eine sprichwörtliche Redensart anzusehen, die mit unserm Ortsnamen dem Sinne nach nur so weit zusammentrifft, daß dort die Wegelagerer den Mantel herunter reißen, hier der heftige („zuckende", sieh Sanders' Belege aus Voß) Wind es thäte. Wenn der Name wirklich Raubnester meinen sollte, wo der Räuber den Mantel zuckt — der Ort wäre dann gewissermaßen der personifizierte „Zuckenmantel" — warum mußte dann gerade der Mantel als Gegenstand des Raubes genannt werden? Wäre denn nichts anderes noch mehr bedroht gewesen? Und sollte der Name, wenn der üble Sinn desselben bis in Bacmeisters Zeit herein offenkundig war, nicht schon frühzeitig von diesem und jenem Orte als unverdienter Schimpf abgewiesen und durch einen anständigeren ersetzt worden sein? Wenn der Volksetymologie im Allgemeinen mehr zu trauen wäre, so hätte thatsächlich räuberisches Gesindel dem „Städtlein" Schlesiens zu ewig fortdauernder Schmach verholfen; der Name Zuckmantel soll an die Stelle des früheren „Edelstadt" getreten sein (Peter, Volksthümliches aus Schlesien 2, 121)!

Spricht aber nicht für Kehreins Andeutung — eine vollständige Erklärung ist es nicht — der Umstand, daß eine Örtlichkeit, wo der Wind ganz besonders zu zucken pflegt, jedenfalls sehr passend als eine solche bezeichnet werden kann, wo am lang und lose herabhangenden Mantel der Wind zuerst seine Kraft zeigt, ihn zuckt, d. i. an ihm reißt oder gar ihn fortreißt, oder, wie meine ganz individuelle Auffassung lautet, wo der Mensch, den sein Weg vorüber führt, bei Zeiten nach seinem Mantel sehen, ihn zucken, d. i. an sich reißen mag? Lehrt uns doch schon ein altes Sprichwort: man sol den mantel kêren, als ie die winde sint gewant (Tristan 10430).

Niederdeutsche Namensformen für Zuckmantel scheinen zu fehlen, doch finde ich bei Förstemann, die deutschen Ortsnamen S. 60 (nicht in Hoffmanns Encyclopädie), zwischen Hengmantel und Zimmermantel ein Tückmantel, das recht gut hieher gehören könnte, nicht zu oberdeutsch Mantel = Föhre (nicht Fichte, wie Förstemann angibt); hochdeutsch zücken, zucken ist niederdeutsch tücken, tucken (Bremisches Wb. 5, 127, Stürenburg 292, Schambach 236).

Leitmeritz, 15. Febr. 1872. **J. Peters.**

Geschäftliche Mittheilungen.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 14. März 1872.

Stiftende Mitglieder:

Herr **Schmitt** Franz, Ritter von, Fabrikant in Böhm.-Aicha.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Bachmann** A., Dr., f. Realgymn.=Professor in Prag.
„ **Hannich** J. C., Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Hübner** Anton, Stations=Chef in Freiheit.
„ **Kaas** Georg, Professor am k. k. zweiten Staatsgymnasium in Graz.
„ **Krippner** Wenzl, fürstl. Schwarzenberg'scher Registrant in Wien.
„ **Lieben** Adolf, Ph. Dr., k. k. Univ.=Professor, Ritter ꝛc. ꝛc. in Prag.
„ **Loos von Losimfeldt** Heinrich, fürstl. Schwarzenberg'scher Hauptkassa=Revident in Wien.
„ **Morczek** Franz, Wirthschaftsadjunkt in Mileschau.
„ **Mündel** Norbert, Kassa=Vorstand und Kontrolor am k. k. Hofoperntheater in Wien.
„ **Olleschik** Adalbert, Kaufmann in Dux.
„ **Pecher** Wenzl, Kaufmann in Neudek.
Herren Joh. **Richter's** Söhne, Fabrikanten in Warnsdorf.
Herr **Ritschel** Philipp, Mag. der Pharm. in Falkenau.
„ **Rochelt** Leop., J. U. Dr., Landes=Advokat in Bilin.
„ **Rziha** Franz, Ober=Ingenieur in Prag.
„ **Schubert** Emil, Stadt=Sekretär in Bilin.
„ Baron **Steiger**, Herrschaftsbesitzer in Prag.
„ **Steiner** Hermann, Buchhändler in Prag.
„ **Stifter** Johann, fürstl. Schwarzenberg'scher Zimmermeister in Wittingau.
„ **Weiß** Volkmar, Hotelier in Bodenbach.
„ **Wiesner** Felix, Phil. Cand. in Prachatitz.
„ **Zelenka** Ottomar, Professor an der Ober=Realschule in Elbogen.

Vom 8. Dezember 1871 bis 14. März 1872 sind dem Vereine folgende **Sterbefälle** unter den P. T. **Herren Mitgliedern** bekannt geworden, u. z.:

Herr **Erben** Binz. Peter, emer. Landes=Archivs=Direktor in Prag. († 10. Februar 1872).
„ **Fischer** Alexander, Rentmeister in Görkau. († 26. Jäner 1872).
„ **Haase** Robert, Edler von Wranau, Fabrikant in Prag. († 1. Jänner 1872).
„ **Halder** Konrad, k. k. Landesschulinspektor in Prag. († 3. März 1872.)
„ **Müller** Hermann, Apotheker in Bilin. († 22. Jänner 1872).
„ **Strauß** Josef, Med. u. Chir. Dr., Bürgermeister in Haida. († am 8. März 1872.)

Verzeichniß

der Geschenke, welche vom 16. August 1871 bis 14. März 1872 dem Vereine gemacht worden sind, wofür hier der geziemende Dank ausgesprochen wird.

Für die Bibliothek:

Akademischer Leseverein in Graz: Jahresb. 1871.
Alterthumsverein in Wien. Berichte XI. . . . . Wien 1871.
Herr **Andree Rich.** Dr. in Leipzig: Tschechische Gänge. Leipz. 1871. — Steub's Herbstbilder aus Tirol, die wirthschaftl. Zustände im Süden und Westen Asiens. 19 Lieferungen. Stuttg. 1871. — Barrande, Trilobites und 10 kleinere Schriften und Brochüren.
Centralcomité für land.= und forstw. Statistik in Böhmen: Mitth. f. 1870.
Consum=Verein in Franzensthal: Statuten.
Deutscher pädagogischer Verein in Prag: Blätter für Erzieh. und Unterricht. N. 32—52. Jahrg. III. 1—9.
Deutscher Juristenverein in Prag: Mittheilungen II. 6—12. III. 1—3.
Deutscher Turnverein in Prag: Jahresbericht f. 1871. . . . P. 1872.
Herr **Dotzauer** Rich. Ritter von, Großhändler in Prag: Douglas, A treatise on naval gunery. (Mit eigenhändigen Randbemerkungen Admr. Tegetthofs.)
Esthnische Gesellschaft zu Dorpat. Verhdlg. VII. 1 . . . 1871. Sitzungsb. 1870.
Ferdinandeum f. Tirol und Vorarlberg Innsbruck: Zeitschr. III. 17. Heft.

Herr **Födisch** J. E., Dr. und Prof. in Leitmeritz: 1 Werk (Leitmeritz)
Gesellschaft für Salzburger Landeskunde: Mittheilg. XI. 1872. — Grabdenkmäler von St. Peter... Salzburg 1871. — Zillner F. v. Salzb. Kulturgesch. Salzb. 1871.
Herr **Hallwich** H. Dr., Reichsrathsabg.: 1 Broch. und Gesch. v. Reichenberg I. ibid. 1872.
Harzverein für Gesch. und Alterthumskunde in Wernigerode: Zeitschr. IV. 1. 2. Wernig. 1871.
Herr **Heinzel** A., Oberlehrer in Braunau: Gesch. dieser Stadt. Ibid. 1872.
„ **Hübner** J. A. Kaufmann in Prag: 27 Werke darunter viele Bohemica.
„ **Janota** E., Bürgermeister in Falkenau: Lessing's, Körner's und R. Prutz's Werke in Prachtausgaben.
„ **Jaumann** J. k. k. Kriegskommissär in Prag: 1 Fasc. Aufrufe, Proklamationen &c. aus dem Jahre 1848.
Kaiserl. Akademie der Wissenschaft in Wien (phil. hist. Cl.): Sitzungsb. LXVI. 1. LXVII. 1—3. LXVIII. 1. Archiv f. K. österr. Geschq. B. 43 1. 2. 46. 47. 1. Font. rer. austriac. B. XXI. (Zahn. Cod. Frising) XXII. (Höfler Congr. v. Soissons) XXXIV. (Mayrhofer Urkdb. in Neustift.)
Herr **Knothe** H. Dr. und Prof. in Leipzig: Gesch. des Klosters Mariastern Dresd. 1871.
Königl. sächs. Alterthumsverein in Dresden: Mittheilgn. XXI. Dresd. 1871.
Königl. bayr. Akademie der Wissensch. in München: Sitzungsber. 1871. 3. 1.
Herr **Kriegk** G. L. Dr. Prof. und Archivar in Frankfurt: Gesch. der Stadt Frankfurt 1871.
„ **Krones** Fr., Dr., k. k. Univ. Prof. in Graz. Die zeitgm. Quellen zur Gesch. der Grafen von Cilli Graz 1871.
„ **Laube** G. E. Dr. und Prof. am Polytech. in Prag: Programm des Schottengymn. 1871.
„ **Lauseker** Fr. k. k. Landesger. R. in Prag: 25 Werke u. eine große Anzahl v. Brochüren.
Museumsverein in Bregenz: Rechenschaftsber. 1859, 1860. 1861, 1871 Breg.
Herr **Pauer** B. MedDr. in Trautenau: Gesch. und Top. von Johannisbad. 1872.
„ **Renner** K. Geschäftsl. in Prag: Mehrere polit. Broschuren.
„ **Rulf** Gust. k. k. Rechn. Rath. in Prag: 24 Werke (meist Bohemica).
„ **Ruschka** A. Dr. und Prof. in Budweis: Ein deutscher Dichtername. Budw. 1872.
„ **Schebek** Edm. JUDr. und Handelsk. Sekretär in Prag: 1 Werk (Handelsreg. II.)
Schlesische Gesellsch. für **vaterl. Cultur** in Breslau; 48. Jahresbericht.
Schleswig-Holst. Lauenburg. Gesellschaft für Sammlung und Erh. vaterl. Alterthümer in Kiel: Bericht des Vorstandes 1869—71. Kiel 1871.
Sparkassa in Brüx: Rechenschaftsbericht f. 1871.
Sparkassa in Prag: Rechenschaftsbericht f. 1871.
Herr **Tobias** K. A. Dr. u. Prof. in Zittau: 1 Werk (Korschelt Gesch. v. Olbersdorf).
Verein für Siebenbürg. Landeskunde in Hermannstadt: Jahresb., Archiv IX. 2. Hermst. 1870.
Exc. Gf. **Stillfried** kais. Oberstceremonienmstr. in Berlin: Monumenta Zollerana (Regisstbd.)
Herr **Volkmann** Wilh., Dr., k. k. Univ.-Prof. &c. in Prag: Jahresber. des k. k. Kultusminist. f. 1871. . . . . Programme der Gymnasien B.-Leipa und Prag — Kleinseite.
„ **Wahlberg** W. E., Dr., k. k. Univ.-Prof. in Wien: 1 Werk.
„ **Wolf** Leop., Kaufmann in Prag: 2 Werke. —

Für das Antiquarium.

(Schluß des Verzeichnisses.)

Herr **Krczka** Hans, J. U. E. in Prag: 1 Silberm.
„ **Landschau** Em., Stadtsekretär in Dobran: Eine Ansicht von Prag (XVIII. Jahrh.) (Kupfrst.)
„ **Rössler** A., Fabriksbuchh. in Friedland: Dollarnoten der Conföder. der Südstaaten.
„ **Rulf** Gust., k. k. Rechn.-Rath (siehe oben): 2 sehr feine Kupferstiche, hoch 4°, von Nic. Borigny.

Außerdem verdient mit besonderem Danke eine Schenkung des Hrn. Landtagsabg. Dr. **Kuh** hervorgehoben zu werden, welcher der Vereinssammlung eine in Bezug auf deutsch-böhm. Städte und Geschlechter fast vollständige Sammlung von mehr als 1500 Siegelabdrücken zugewendet.

☞ Die P. T. Mitglieder werden in Rücksicht auf den Jahresschluß höflichst ersucht, die Jahresbeiträge gefälligst möglichst bald einsenden zu wollen.

Druck der Bohemia Aktien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie. — Verlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

X. Jahrgang.

Nr. VI.

Redigirt von **Dr. Ludwig Schlesinger.**

Inhalt:

1. Die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge. Von Joseph Stocklöw.
2. Studien aus der böhmischen Rechtsgeschichte. Von Dr. J. U.
3. Miscellen: Sagen aus dem Polzenthale. Von Dr. J. E. Födisch.
4. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8 b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist am Annaplatz Nr. 188—I., 1. Stock.

(Ausgegeben am 4. Juni 1872.)

Prag, 1872.
Im Selbstverlage des Vereins.

Leipzig.
In Commission bei F. A. Brockhaus.

An unsere P. T. Herren Mitglieder.

Der Jahrgang VIII. der „Mittheilungen" (Heft 1—8) ist vergriffen. Da die Geschäftsleitung gerade hiefür in letzter Zeit größere Aufträge erhalten, so werden jene P. T. Herren Mitglieder, welche geneigt wären, diesen Jahrgang ganz oder einzelne Hefte desselben dem Vereine entweder schenkungsweise oder gegen Entschädigung zu überlassen, um deren Einsendung dringend und freundlichst gebeten.

Beiträge für die Vereins-Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zugleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache, Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder, Sagen**, Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie, Statistik, Handel** und **Gewerbe**, und 5. Sekt. für **Anthropologie**.

Selbstständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden mit 16 fl. honorirt.

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte oder der Literatur und Kunst werden, in der **Literarischen Beilage** der Vereinszeitschrift einer Besprechung unterzogen. **Recensionsexemplare** bittet man entweder an deren Redakteur Herrn k. k. Landesschulinsp. Karl Werner (Statthaltereigeb.) oder an die Geschäftsleitung (188—I) gelangen zu lassen.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Ludwig Schlesinger.

Zehnter Jahrgang. Sechstes Heft.

Die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge.

Von
Joseph Stocklöw.

Einleitung.

Allgemeiner geschichtlicher Ueberblick. Der Ausdruck „Spitzen" mmt von der zähne- und sägeweisen Form, in welcher diese Kleiderzierde vor ters angefertigt wurde. Nach den Zacken oder Ecken pflegte man sie „Spitzen", Zanchen", „Zinnige" (lasciniae, englisch lace) oder „Zähnges" (gleichnig das französische dentelles) zu nennen, mit welchem letzteren Namen noch Anfange des vorigen Jahrhunderts vorzüglich die kleineren Spitzengattungen zeichnet wurden.

Der Ursprung der Spitzen ist in ziemlich grauer Zeit zu suchen. Schon die riechischen Frauen trugen an ihren Kleidersäumen viele schöne Spitzenmuster d auch die Römer mögen mit dem Worte lasciniae einen den heutigen pitzen ähnlichen Gewänderschmuck bezeichnet haben. Unter den Völkern des Morlandes hatten die alten Phrygier durch ihre Kunstfertigkeit in der Bereiung feiner Aufputzgegenstände, namentlich Stickereien, einen Weltruhm erlangt, elche auch nach ihnen benannt und unter dem allgemeinen Namen Phrygium us — einer für Spitzen häufig gebrauchten Bezeichnung — zusammengefaßt rden. Viele Erfindungen, welche der Wiege des Menschengeschlechtes entsprungen d, entfalteten sich später auf dem Boden von Italien, namentlich der Reblik Venedig, wo sie zur Pflanzstätte der nachher über einen großen Theil von ropa verbreiteten Industriezweige wurden. Neben der Glasmacherkunst der alten hönizier blühte hier noch lange nach dem Verfalle des Staates die Bereitung n Spitzen, welche von heimkehrenden Kreuzfahrern dahin gebracht worden sein llen. Wie die Sage erzählt, wurden die ersten Spitzen durch Maria von ledicis aus Venedig nach Frankreich eingeführt und ihre Erzeugung von er in der Folgezeit nach Brüssel und England übertragen.[1])

---

[1]) Paul Jakob Marperger: Ausführliche Beschreibung des Hanfs und Flachs und der daraus verfertigten Manufakturen. Leipzig 1710 S. 135; Mac-Culloch: Universal-Lexikon für Kaufleute und Fabrikanten. Augsburg 1836 II., 687. Vorzügliche Spitzen werden auch in der Schweiz, namentlich im Canton Basel verfertigt. In Spanien lieferte Calteda seine Spitzenerzeugnisse nach Amerika, ebenso Italien. In Deutschland erzeugt man außer dem Erzgebirge und Voigtlande auch in Holstein viele Spitzen. — Merkwürdig ist es, daß, wie der französische Reisende Auguste François Biard in seinen „Brasilianischen Plaudereien" erzählt, fast alle Indianerinen in ihren Baraken zu Victoria Spitzen klöppeln.

Ob aber die Spitzenfabrikation im Erzgebirge durch eine selbstständi Erfindung oder bloße Nachahmung ihren Anfang gefunden hat, kann aus urkun lichen Belegen nicht erwiesen werden.

Die verschiedenen Spitzengattungen. Alle Spitzen stellen s ihrem Wesen nach als ein durchbrochenes Gewebe dar, dessen Zeichnung weg seiner Uebertragbarkeit diesem Zierstoffe im Gegensatze zu anderen eine vielseiti Verwendbarkeit verleiht; doch unterscheidet man je nach der Art des Verfahren und des Stoffes, der dabei verwendet wird, sowie der Form verschiede Spitzengattungen.

In erster Beziehung gibt es „ächte" Spitzen, d. h. Spitzen, die von Hand entweder mittelst Klöppelns oder mittelst der Nadel erzeugt werden, u Spitzen, die auf dem Posamentir- oder Bobbinetstuhle (Zeugspitzen) gewirkt werd Das Alter der Handspitzen ist noch nicht in's Klare gesetzt. Während der En länder Mac-Culloch[2]) die Klöppelspitzen für die ursprünglich ältesten ausgi wird von unseren Schriftstellern den genähten Spitzen das höhere Alter b gelegt.[3]) Die geklöppelten Spitzen waren bis in dieses Jahrhundert der Gipf punkt der erzgebirgischen Spitzenindustrie. Dagegen sollte das Spitzennähe erst in der jüngsten Zeit durch die Gorlfabrikation eine allgemeinere Verbreitu finden. Auch das moderne Spitzenweben, die Tüll- und Bobbinetfabr kation hatte durch Anton Gottschald und Comp. im böhmischen Erzgebir Eingang gefunden; doch schien das Maschinenprodukt auf dem Boden der Han arbeit hier eben so wenig wie zu Chemnitz in Sachsen gedeihen zu wollen.

Eine Verbindung dieser verschiedenen Verfertigungsarten ist die Brüssel Spitzen-, oder wie sie im Erzgebirge genannt wird, die „Blumenfabrikatio Während nämlich bei der gewöhnlichen Klöppelarbeit Grund und Muster un Einem angefertigt werden, tritt nach dem niederländischen Verfahren eine Theilu dadurch ein, daß das Spitzenmuster (dessin, die Blumen oder Sträußche abgesondert auf einem Pergamentstreifen genäht (Points-Spitzen) oder geklöpp (Plats-Spitzen) und dann erst auf den Grund oder Boden (fond, reseau gebracht wird, welchen man nach verschiedenen Mustern klöppelt. Das Zusamme setzen der einzelnen Bestandtheile, das „Einstricken" bildet eine besond Thätigkeit, welche technisch joindre und striquer genannt wird. Auf solche We geschah die Verfertigung von Brüsseler Spitzen in den vom Staate in d Jahren 1806 bis 1822 errichteten Spitzenschulen. Gegenwärtig werden dieselb im Erzgebirge mit der Nadel zusammengehäckelt oder gestrickt. Eine Mittelgattu zwischen Hand- und Zeugspitze entsteht durch die „Applicationsarbeiten das „Tüllnähen", nämlich durch das Aufnähen der Blumen auf den von M schinen erzeugten oder sog. „unächten" Spitzengrund.

So mannigfaltig sich die erzgebirgischen Spitzen bezüglich des Verfahre gestalten, ebenso ist es bezüglich des Stoffes der Fall. Zunächst sind es d Zwirnspitzen, ursprünglich von weißer Farbe, welche seit dem Aufkomm dieses Erwerbszweiges theils aus gebleichtem, theils aus ungebleichtem Zwir hier geklöppelt wurden. Zu ihnen gesellen sich frühzeitig die Seidenspitze oder Blonden und Spitzen aus Nesselgarn. Die Seide wurde im Jahre 171 aus Italien von Roveredo über Botzen, Augsburg, Nürnberg und Leipzig b zogen. Nebenbei sei auch bemerkt, daß zu jener Zeit im Meißnischen Gebirge - in Schneeberg schon im Jahre 1685 — „Leonische Gold- und Silbe

---

2) Dictionary practical, theoretical and historical of Commerce and commercial Nav gation deutsch von L. F. E. Richter II., 730.

3) Siehe z. B. Stephan Edler v. Kees: Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesen im österreich. Kaiserstaate, II. Bd. 2 Theil, S. 467 u. A. m.

spitzen" erzeugt wurden.[4]) Neben den Zwirn- und Seidenspitzen sind in diesem Jahrhunderte die Baumwollspitzen hervorzuheben. Seit 1850 wurden auch Spitzen aus thierischer Wolle, aus Schafwolle, Kameelgarn (Mohaire-Spitzen) und Roßhaar mit und ohne Strohaufputz angefertigt.

Bezüglich der Feinheit unterschied man gemeine oder „Bauernspitzen" und feine geklöppelte oder „Herrenspitzen". Nach der Mannigfaltigkeit der Muster führten auch die Erzeugnisse besondere Namen und es ergeben sich dabei die buntesten Combinationen zwischen dem Spitzenmuster und ähnlichen Gegenständen. Ohne unseren Leser mit einer Aufzählung der unzähligen Bezeichnungen ermüden zu wollen, seien nur beispielsweise einige ältere Spitzenmuster in der Ordnung angeführt, nach welcher Zöglinge zu schwierigeren Klöppelarbeiten aufwärts schritten, wie: Messerspitzen, Mauszähnchen, Reibeisen, Schafhütten, Luft, d. h. Spitzen, die leer oder blind geklöppelt werden, gute Kette, Kammerwagen, Landstrasse u. dgl. m. Auch schon 1710 hatte man in dieser Richtung unterschiedliche Sorten, darunter mit einem „Erbißgrund", abgeschnitten und nicht abgeschnitten, ganz gemacht mit einem engen und weiten Grund.[5])

Ihre häufigste Verwendung fanden die Spitzen zur Besetzung von Kleidungsstücken, „Kanten", „Kantenspitzen". Eben darum war auch die erzgebirgische Spitzenindustrie zumeist auf die Erzeugung von Ellenstücken gerichtet und der Name „Borden" ganz allgemein auf die Spitzen ausgedehnt worden, mochten sie nun bloße Saumverzierungen oder vollständige Kleidungsstücke sein. Denn bereits 1710 wurden im Erzgebirge nicht blos schmale Besätze, sondern auch Nachtmäntel, Schürzen und ganze Touren für Frauenspersonen geklöppelt. Noch bis zum heutigen Tage werden neben den Kanten größere Stücke angefertigt und das größte Werk, als einzig in seiner Art, ist wohl das Brautkleid, welches im Jahre 1854 im Auftrage der Prager Stadtgemeinde für Ihro Majestät die Kaiserin von Gossengrüner Mädchen bereitet wurde. Welche kostbare Erzeugnisse aus der Spitzenindustrie hervorgehen, zeigte die Weltausstellung zu Paris im J. 1867, wo von den ausgestellten Spitzenkleidern einzelne 30.000 Francs und noch mehr kosteten.

Die Klöppelarbeit. Das Klöppeln dreht sich um das Hauptgeräthe, den „Klöppelsack", ein cylinder- oder walzenförmiges, 1 bis 2' langes Kissen, welches an den Rändern abgerundet und mit Werrig, Sand u. dgl. ausgestopft ist. An den beiden Seiten dieses Körpers sind unter Glas Heiligenbilder, Perlen, mitunter auch ein sinniges Sprüchlein zur Zierde angebracht. Einen wesentlichen Bestandtheil des Klöppelkissens bilden die „Klöppel", die als Spindeln dienen. Es sind dies schwache, 4 bis 5 Zoll lange Kegel, die oben zu einem kleineren und unten zu einem größeren Knopfe gedrechselt sind. Das Erstere hat den Zweck, daß der aufgewickelte Zwirn nicht abgleite, das Letztere, durch das Gewicht des Klöppelholzes den Faden fester anzuspannen und so die Dauerhaftigkeit des Erzeugnisses zu erhöhen.

Auf diese Klöppel wird der „Klöppelzwirn" oder das „Klöppelgarn" aufgewunden, und um es während der Arbeit vor Verunreinigung zu schützen, eine hölzerne Hülse, die „Klöppeldutte" darüber geschoben. Bei einfachen Spitzen werden nur bis 20 Klöppelhölzer, bei feineren dagegen 200 und noch mehr angewendet, da jedes Löchelchen 4 Klöppel erfordert. Hierauf wird der Klöppelstock eingerichtet, d. h. man zieht in seiner Mitte das Muster, den „Klöppelbrief," auch „Aufwinde" gen., herum, steckt die Nadeln auf das Kissen in die Musterpunkte und befestigt an diesen den Zwirn der einzelnen Klöppel derart, daß sämmtliche Hölzer in einer gleichen Lage von dem Polster herabhängen. Dieser so aus-

4) P. J. Marperger a. a. O. S. 140 und 142 und Christ. Melzer: Bergkläufftige Beschreibung der Bergkstadt Schneebergk S. 471.
5) P. J. Marperger a. a. O. S. 140.

gestattete Klöppelsack heißt „Klöppelstock." Nun kömmt es zur eigentlichen Klöppelarbeit. Die Fäden werden jetzt durch Handhabung der Klöppel verschlungen und verknüpft — daher der Ausdruck „Knüppeln," „Knöppeln," „Klöppeln" — durch das Einstecken von Nadeln bald getrennt, bald zusammengeführt. Bei dem steten Umstecken der Nadeln wird immer ein Theil des Erzeugnisses frei und dieser rückwärts auf einem Kartenblatte oder Brettchen, dem „Aufschlager" aufgewickelt. Anfänger werden zuerst mit 4 Kegeln in dem sog. „Schlag" unterwiesen, der darin besteht, daß man zwei zu zwei Klöppel zugleich und sodann wechselweise hin und her schlägt. Bei vielen Spitzenmustern kommt es vor, daß je nach Erforderniß der Zeichnung nicht sämmtliche Klöppel zur gleichen Zeit verwendet werden.

Man steckt sie daher mit größeren Nadeln, „Bambel-" oder „Aufsteck-nadeln" seitwärts, um sie rechtzeitig wieder „einhängen" zu können und nennt die zur Rechten hängenden Klöppel „Zängelrand" und die zur Linken schlechtwegs „Rand." Um ferner dem Klöppelstocke einen Halt beizubringen, kommt er auf ein tischhohes Gestelle „Klöppelständer" oder „Klöppellade" oder auf ein kleines Fäßchen: „Klöppelfäßchen" zu ruhen, welches auf den Tisch gestellt wird.

In Belgien und Frankreich bedient man sich viereckiger Pölster, welche etwa 2 Fuß breit, $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch sind und in der Mitte nach beiden Seiten sich sanft verflachen. Dieselben gewähren den Vortheil einer rascheren Arbeit dadurch, daß die Klöppel aufliegen und nur durch eine leise Berührung mit den Fingerspitzen geworfen werden können, wogegen im Erzgebirge bei dem jedesmaligen Ergreifen der herabhängenden Kegel eine ausgedehntere Handbewegung erfordert wird. Nachdem die älteren Arbeiterinen von den Klöppelsäcken nicht abzubringen sind, so erübrigt nichts, als den Nachwuchs der Bevölkerung an die flachen Kissen zu gewöhnen. Wer da gesehen hat, wie behende und sicher die Klöpplerin aus dem Wirrsal der einzelnen Fäden durch wohl berechnete Anwendung der unzähligen Klöppelhölzer ein harmonisch geordnetes Ganze zu schaffen weiß, der wird ihrem Kunstfleiße die verdiente Anerkennung nicht versagen.

Die Anschauungen der Vorfahren über die Spitzen und das Klöppeln. Das strenge Urtheil Petrarcas über die Kleidung, die anstatt als ein Denkmal an den Sündenfall der ersten Menschen und den ewigen Schandfleck der Menschheit zu erinnern, als „Panier und Hecke der Wollust" diene, den Unterschied der Personen, ja selbst die Ehrbarkeit aufhebe, durch Verschwendung der Mittel in Schulden stürze und so unschuldige Leute in das Mitleiden ziehe, traf nicht weniger auch die Spitzen. Ja, wir armen Menschen, schreibt Jenisius[6]), greifen für unseren Hochmuth alle möglichen Stoffe auf, ohne zu erwägen, daß, wenn wir uns des Goldes bedienen, an uns nur der Erde Staub erglänzt, wann künstlich verschlungener Fäden, so das feile Gras, und wann eines Seidenkleides, so die Würmer. Gleichwohl räumte schon dieser Annalist den Spitzen ein Recht ein, da ja der Metallschmuck ohnedies ganz abgenützt und veraltet sei, nur müsse man einen bescheidenen Gebrauch davon machen und sich hüten, zu einem Sklaven seines Wahnes und seiner Eitelkeit herabzusinken.

Selbst die Schriftsteller der späteren Zeit (1710) waren auf die Spitzen als einen Luxusartikel nicht gut zu sprechen. Sie rechneten sie unter jene Erfindungen, „welche die auf allerhand Üppigkeit abzielende Hoffart aus ihrem Gehirne hervorgebracht habe." Es sei dies eine ganz unnütze Waare, weil sie weder vor Hitze noch Kälte schütze, sondern lediglich den Eigen-

6) Chron. Annaeberg. Annal. p. 133: Miseri homines superbiae materiam undecunque arripimus, ignorantes, si auro utimur, a terra nos splendescere, si filis arte compositis, a vili gramine, si seria vesti, a visceribus.

dünkel befördere, von welcher zuletzt nichts als einige Lumpen übrig bleiben, kaum werth, den Plunder in die Zunderlade zu legen. Nur jenem Lande gewähre der Spitzenhandel einen Vortheil, welches ihn als Mittel benützt, um fremder Länder Gut und Geld an sich zu ziehen, seinen Armen und Müssiggängern Brod zu verschaffen und „so aus dem Aaße des Löwen Honigseim zu holen." Mit Recht sei daher in jedem wohlgeordneten Regiment der Gebrauch dieses Aufputzgegenstandes durch Kleidergesetze mannigfachen Beschränkungen unterworfen und der Art. VII. der vom Churfürsten Friedrich III. von Brandenburg 1696 erlassenen Kleiderordnung bestimmt: [7]) „Denen Vornehmsten in den Städten sind aber nur allein Brabantische Kanten und denen geringeren Leuten, wie auch gemeiner Bürger und Handwerker Frauen und Töchtern, wie ingleichen dem Gesinde nur allein einheimische Kanten zu tragen erlaubet." Ja, die Kleiderordnung des Herzogs Johann Georg von Sachsen vom 23. April 1612 verbot den fremden Handwerks-, insbesondere den Schneidergesellen geradezu die „Zanchen" an ihren Kleidern und die großen Hosenbänder, da sie mit derlei „Gebremel" großes Ärgerniß gäben. Das oben angeführte Verdammungsurtheil galt somit namentlich dem Prunke mit fremden Spitzen, die man für theures Geld aus dem Auslande beziehen mußte. Dagegen wurde die Spitzenerzeugung im Inlande als eine erfreuliche Thatsache begrüßt. So seien die Annaberger oder Meißnischen Spitzen eine anscheinlich geringfügige Sache und doch ziehen dieselben jährlich manches Tausend Thaler in das Land.

Noch bis um das Jahr 1770 galt die Spitzenbereitung in Oberdeutschland als eine Beschäftigung für junge Frauenspersonen vom Stande. „Sie sei", raisonnirt ein Schriftsteller im J. 1710, „bei anständigen und wohlgestellten Leuten nicht bloß das beste Mittel für den Zeitvertreib, um nicht dem lasterhaften Müßiggange anheimzufallen, „„den Personen von gutem Hause gleichsam angeboren ist und dem Wohlstande auf dem Fuße nachfolge"", sondern es sei recht und billig, wenn künstlerische und arbeitsame Frauen, sonderlich junge und zarte jungfräuliche Hände den nöthigen Putz an Spitzen selbst verschaffen und so die Früchte ihres Fleißes genießen, besonders wenn diese Arbeit mit einem christlichen Gesange oder gutem Gespräche begleitet wird. Ja, es sei sogar Töchtern von reichem und vornehmen Geschlechte dringend zu empfehlen, sich bei Zeiten an das Sitzen und diese künstliche Beschäftigung zu gewöhnen, damit sie mit dergleichen Handarbeit heimlich und in der Stille sich ernähren können, wenn ein Unfall oder „Revers de fortune" das Blättchen wenden sollte." So hat denn auch unser Geleitsmann unterschiedliche arme Baronessen, Generals- und Oberstentöchter gekannt, welchen das liebe Klöppeln ihre einzige Zuflucht und ihr alleiniges Nahrungsmittel gewesen war.[8])

Die Klöppeljungfern, Rock- und Hutzstuben. Konnte man nach der ungünstigen Wendung, welche der 30jährige Krieg in den Zuständen des Erzgebirges herbeigeführt hatte, nicht mehr sagen, daß hier das Klöppelwerk ein Spielzeug reicher Geschlechter bilde, so tritt uns doch an Stelle des Wohlstandes der Adel deutscher Ehrlichkeit und deutschen Fleißes entgegen. Während wir in den Blättern der Geschichte nicht wenige Fälle finden, wo Völkerschaften nach Erlöschen der Kriegsfackel mit Gewalt sich die Unterhaltsmittel verschaffen, welche der unersättliche Kriegsschlund verschlungen hat, hat der Sohn dieses Ge-

---

7) Kleiderordnungen waren für das ganze Reich oder in einzelnen Territorien erlassene Gesetze, welche jedem Stande eine gewisse Kleidung vorschrieben und dem Luxus ein Maß zu setzen bezweckten. Ob unter den Weibskleidern auch der Schmuck an Perlen, Ohr- und Fingerringen begriffen sei, war unter den Rechtsgelehrten streitig. Am längsten erhielten sich diese Gesetze in den Reichsstädten.

8) Marperger a. a. O. S. 135; ferner P. W. v. H.: Oesterreich über Alles, wann es nur will S. 175; Friedr. Chr. J. Fischer: Gesch. des deutschen Handels IV., 413 und H. A. Berlepsch: Chronik der Gewerke II, 72.

birges seine Nahrung im Schweiße der Hände erblickt, jetzt war es ein schwer gebeugter Volksstamm, welcher, von der Höhe des Reichthums in das tiefste Elend herabgeschleudert, seinen „nothdürftigen" Unterhalt im Klöppeln fand,[9]) es galt immerhin ehrenvoll, sich den harten Leiden und spärlichen Freuden einer „Klöppeljungfer" zu unterziehen. Da mit der Klöppelei bloß eine einseitige Beschäftigung des weiblichen Geschlechtes gegeben war, so begriff dieser Ausdruck zunächst jene Frauenspersonen in sich, welche die Klöppelei zu ihrem Erwerbe erkoren hatten, ohne Unterschied, ob sie noch ledig oder verheiratet waren. Allein in gar vielen Fällen zeigte sich auch die rauhe Hand des Bergmanns hierzu geschmeidig. Er überschritt, von der Noth getrieben, die Grenze, welche die Natur zwischen den männlichen und weiblichen Arbeiten gezogen hat, und mußte es dann freilich über sich ergehen lassen, wenn auch er vom Volksmunde als Klöppeljungfer bezeichnet wurde.[10]) Das Leben dieser Mädchen, welches ungeachtet eines rastlosen Arbeitseifers mit Entsagung und Darben verbunden ist, hat edle Menschenfreunde lebhaft mit der Frage beschäftigt: wie die Menschenhand wieder in ihre Würde eingesetzt werden könne und müsse? und selbst zu dichterischen Ergüssen hingerissen, so daß wir wahrlich den Zweck dieser Arbeit verfehlen würden, wollten wir uns weiter darüber verbreiten. Mit der Wahrheit eines getreuen Zeichners hat der Volksschriftsteller Herr Dr. Ferdinand Stamm die dortigen Bewohner mit einem Ameisenvölkchen verglichen. Denn ihre Regsamkeit bei Tag und Nacht ging zuweilen so weit, daß sie sich mit den Arbeitstagen nicht begnügte und dann freilich mit dem Religionsgesetze der Sonntagsruhe in Collision gerieth. Darum mußten auch im „heiligen" Klösterle 4 Klöppelmägde, weil sie an einem Feiertage geklöppelt hatten, als Strafe 4 fl. oder jede 6 Ellen Spitzen entrichten. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist." Dieser Spruch dürfte seine Wahrheit selbst bezüglich der Sachen bewähren. Denn bei der Reinlichkeit, welche die Klöppelarbeit erfordert, und bei dem steten Verkehre mit feinen Aufputzgegenständen ist es nicht Wunder zu nehmen, daß die Klöppeljungfer selbst der Hang zu Putz und Flitterstaat ergriff und der an den Werktagen geringe Aufwand an Sonn- und Feiertagen und bei festlichen Aufzügen, wie: Hochzeiten, Kindstaufen u. s. w. um so reichlicher entfaltet wird. Leider wurde diese Schwäche der Gebirgsmädchen nicht selten auch zu ihrem Nachtheile ausgebeutet.

Ist es eine bei allen Bergvölkern wiederkehrende Erscheinung, daß sie zufolge ihrer größeren Abgeschlossenheit eine ungewöhnliche Heimatsliebe an den häuslichen Herd knüpft, so wurde sie bei den Erzgebirgsbewohnern noch insbesondere durch das gesellige Leben getragen, welches durch die Klöppelei als Hausindustrie hervorgerufen wurde und sich in den Rock- und Hutzstuben vollzog.

Um wenigstens einige Veränderungen in die einförmige Klöppelarbeit zu bringen, liebte man den Wechsel der Arbeitsstube und ging mit dem Klöppelstocke unter dem Arme zu einer befreundeten Nachbarin „zu Rocken". Diese Zusammenkünfte mehrerer Klöppelmädchen sind die „Rockstuben". Hier sprudelte der Frohsinn in allerlei Scherzen und Schwänken. Da gab es Neuigkeiten, freilich unter dem strengen Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, welche von dieser Stelle aus wie ein Lauffeuer in den Häusern die Runde machten. Verirrte sich zuweilen eine Drehorgel in das trauliche Dorf und störte mit ihren heiteren Klängen die traurige Stille, so wurde sie nur mit Freuden begrüßt, sogleich verstummte das klappernde Spiel der Klöppel und die Beweglichkeit der Hände theilte sich alsbald den Füßen bei dem Tanze mit. Auf einem gleichen Grunde beruhen

---

9) Vergl. Chr. Melzer a. a. O. S. 471.

10) So hat die gewerbstatistische Tabelle für Sachsen im J. 1849 unter 24.996 Klöpplern 2.652 männlichen Geschlechtes ausgewiesen. Im böhmischen Erzgebirge dürfte sich bei dem Darniederliegen des Bergbaues dieses Verhältniß noch ungünstiger gestalten.

e „Hutzstuben". Doch kommt hier zu dem Geselligkeitstriebe der der Sparmkeit. Um an den langen Winterabenden mehreren Personen die Arbeit bei inem Lämpchen zu ermöglichen, werden mehrere „Klöppelflaschen" Schusterkugeln) auf dem Tische dergestalt aufgestellt, daß jeder Klöppelstock die othige Beleuchtung erhält. Und nun beginnt ein förmlicher Wettkampf. Unter ersagung von Sprüchen wird die Behendigkeit erprobt, und wer den Sieg davon tragen hat, wird heute freilich von einem kleinen Kreise und nur für diesen bend als „Klöppelkönigin" anerkannt. In das Geräusch der Klöppel ischen sich Erzählungen und Sagen und die „alte gute" Zeit lebt in den Mären von Berg- und Heimännchen, Grubengeistern u. s. w. wieder auf. Die Rock- nd Hutzstuben mochten auch der Ort sein, wo die alten Gebräuche am eifrigsten pflegt wurden und die Volksstimme über Leidenschaften und Fehler der Dorfwohner ihr Urtheil sprach. Die „Bei- oder Spitznamen", welche in manchen rten den bürgerlichen Namen gänzlich verdrängt haben — wir erinnern nur ispielsweise an Schmiedeberg — mögen hier großentheils entsprungen sein. Doch vergessen wir auch nicht, daß der Spiegel der sittlichen Zucht zuweilen durch ntartetes Treiben getrübt wurde und die Geistlichkeit genug Ursache hatte, dagegen u eifern.

Geschichtliche Entwicklung.

Vorbemerkung. In der geschichtlichen Entwicklung der erzgebirgischen Spitzenfabrikation lassen sich drei verschiedene Zeitabschnitte unterscheiden:

1. Die Zeit von dem Aufkommen der Klöppelei bis zum 30jährigen Kriege. Neben dem männlichen Arbeitszweige, dem Bergbaue, als der ursprünglichen nd natürlichen Haupterwerbsquelle, erschließt sich das Spitzenklöppeln als eine Nebenbeschäftigung der weiblichen Bevölkerung und darum auch als ein städtisches Gewerbe.

2. Die Zeit vom 30jährigen Kriege bis zum Sinken der Klöppelei, welche ortan als Hauptbeschäftigung, u. z. als freies Gewerbe betrieben wird; und endlich

3. die neue Zeit, wo das Klöppelwerk unter der Wucht des englischen Maschinenwesens zusammenbricht und die erzgebirgische Spitzenindustrie in neue Bahnen einzulenken gezwungen ist.

Sind auch nur sehr dürftige Nachrichten über die erzgebirgische Spitzenfabrikation aus dem ersten Zeitraume vorhanden, so kann davon gleichwohl nicht Umgang genommen werden, weil er ja die wichtigsten Thatsachen umfaßt, Thatsachen, die erst in der zweiten Periode für das böhmische Erzgebirge an Bedeutung gewinnen, wie die Einführung des Spitzenklöppelns durch Barbara Uttmann und des Spitzenhandels durch den Schotten Cumingham. Es sei uns daher gegönnt, im Folgenden das Leben dieser großen Erzgebirgerin in einigen allgemeinen Umrissen zu zeichnen.

Barbara Uttmann. Unweit der alten merkwürdigen Linde auf dem Friedhofe zu Annaberg liegt inmitten der sorgfältig gepflegten Hügelreihen ein Grab, dessen Denkmal die einfachen Inschriften trägt:

„Hier ruht Barbara Uttmann, gestorben den 14. Jänner 1575. Sie ward durch das im J. 1561 von ihr erfundene Spitzenklöppeln die Wohlthäterin des Erzgebirges."

„Ein thätiger Geist, eine sinnige Hand, sie ziehen den Segen ins Vaterland".

Barbara Uttmann stammte aus der Nürnberger Patricierfamilie von Elterlein, welche sich zu Anfang des XV. Jahrhunderts zu Elterlein im sächsischen Erzgebirge des Bergbaues halber ansiedelte und diesem Flecken den Namen

gegeben haben soll. Barbara von Elterlein wurde 1514, wie man allgemein nimmt, in dem gleichnamigen Orte geboren. Schon in früher Jugend erlangte eine ungewöhnliche Fertigkeit in allerlei weiblichen Handarbeiten. Ihr Vater, Fundgrübner Hans Heinrich von Elterlein (geb. 1485, gest. 158 keineswegs ein armer Bergmann, wie eine unverbürgte Sage behaupten will, s seit 1526 Bergzehntner in Annaberg, wo sein älterer Bruder Johann von El lein schon in den Jahren 1500 bis 1504 als Bergverwalter und 1505 als Sta richter fungirte, und verheiratete sie daselbst an den reichen Bergherrn Christo Uttmann. Ein geheimnißvolles Dunkel deckt die Z. 9 in welcher von der gro Meisterin mit der ersten Klöppelspitze der Grund zu dem nachher so bedeutun vollen Spitzenwesen im Erzgebirge gelegt wurde. Während nämlich die Einen B bara Uttmann als die ursprüngliche Erfinderin des Spitzenklöppelns und in Fo dessen diese Kunst als eine deutsche Errungenschaft hinstellen, wollen die Ande in dieser Frau bloß die Lehrmutter einer bereits in anderen Ländern verbreite Beschäftigung erblicken, und während diese das Aufkommen der ersten Klöppelspi in das Jahr 1561 versetzen, suchen es jene schon vor diesem Zeitpunkte oder noch später. Die selbst von gewiegteren Schriftstellern nacherzählte Sage, n welcher Barbara Uttmann in die Klöppelkunst von einer Magd aus Brabant e geweiht wurde, welche als Protestantin durch Alba's Tyrannei vertrieben word war und in ihrem Hause eine gastliche Zufluchtsstätte gefunden hatte, entbe wegen ihres Zeitverstoßes aller Glaubwürdigkeit und stammt wohl aus jener u säglichen Zeit, wo der religiöse Hader selbst in die edelsten Regungen des Volk lebens hineingetragen wurde. Denn bekanntlich fällt das Auftreten Alba's in d Niederlanden und die Einsetzung des Blutgerichtes erst in die Jahre 1567 u 1568, während doch die Spitzenklöppelei bereits im J. 1561 ihren Anfang, u wie einige behaupten, auch eine größere Verbreitung gefunden hatte. Dies l weisen die Worte des bewährten Annaberger Chronisten Jenisius: „Anno 15 filum album retortum in varias formas Phrygio opere duci coepit.“ Me Volksthümlichkeit und auch historische Wahrheit ist wohl jener Sage beizumess welche die erste geklöppelte Spitze mit dem Spitzenkragen entstehen läßt, den Ba bara Uttmann ihrem Bräutigame zum Hochzeitstage anfertigte, und welche in i die eigentliche Urheberin des Klöppelns erkennt, und zwar im Hinblicke auf d frühere Verfahren. Denn wie einige bildliche Aufzeichnungen aus dem XIV. u XV. Jahrhunderte darthun, wurden ehedem bei Bereitung von nichtgenäht Spitzen die Fäden von der Hand an Spindeln hin- und hergeführt, um Nade geschlungen und so zu einem förmlichen Gewebe verbunden. Wenn nun später i Erzgebirge die Spindel plötzlich durch die Klöppelhölzer ersetzt und so statt d mühevollen alten Verfertigungsart eine größere Einfachheit, Schnelligkeit und Zwe mäßigkeit durch Anwendung eines ganz neuen Werkzeuges erzielt ist, so muß Ba bara Uttmann immerhin die Ehre gewahrt bleiben, die eigentliche Begründer der Klöppelkunst zu sein. Hiefür spricht auch der Umstand, daß die neue Arb noch unvollkommen war und Anfangs einer Musterunterlage ganz entbehrte. Do hatte man schon 1561, wenn wir den Sinn der obigen Worte „in varias formas recht verstehen, mit dem Mustern der Spitzen begonnen, und wie später gezei wird, diesem Theile der Spitzenfabrikation frühzeitig eine große Aufmerksamk zugewendet. Noch bei Lebzeiten der Meisterin hatte die neue Arbeit zahlreiche Hän zu Annaberg beschäftigt. Denn als daselbst im J. 1568 eine bösartige Krankhe ausgebrochen war, sollen in dieser Stadt allein gegen 800 Klöpplerinen gestorbe sein. Barbara Uttmann starb als Wittwe und war mit einer zahlreichen Nach kommenschaft gesegnet, indem sie die Freude von nicht weniger als 64 Kinder und Kindeskindern erlebte. Von Annaberg ist die Klöppelei nach den übrigen Berg städten gewandert und noch im XVI. Jahrhunderte sollen 10.000 Personen si mit Spitzenklöppeln beschäftigt haben. Die Spitzenerzeugung wurde gleich de

meisten Handwerken als ein städtisches Gewerbe behandelt, und Dorfbewohner, die sie betreiben wollten, mußten zufolge einer Verordnung vom J. 1609 eine Abgabe, das „Klöppelgeld", entrichten.

Wahrlich, die Hoffnungen einer glücklichen Zeit, wie sie seitdem nimmer diesen Bergen nahen wollte, erblühten aus dem Grabe, das Barbara Uttmann zur stillen Todesruhe am 14. Jänner 1575 aufnahm! Denn während der Hausvater seiner Beschäftigung bei dem Bergbaue nachging und noch immer die Stütze seiner Familie sein konnte, sollte sich nun auch den Seinen daheim ein Erwerb im Klöppeln eröffnen.[11])

Die Weiterverbreitung der Klöppelei. Das Klöppeln ein freies Gewerbe. Allein kaum ein halbes Jahrhundert währte es und der freundliche Genius der arbeitgesegneten Zeit schied für Jahrhunderte von diesen Höhen. Von den Verheerungen des 30jährigen Krieges und der Pest wiederholt heimgesucht ward die Blüthe des Erzgebirges vernichtet. Die Basis, auf welcher die Erwerbsverhältnisse bisher ruhten, war jetzt gewichen, der Wohlstand dieser Gegenden gebrochen, allenthalben verödeten und verfielen die Gruben, und die Erschöpfung, welche nach diesem Kriege eingetreten war, gestattete an den wenigen Orten, wo der Bergbau sich erhalten hatte, nur einen matten Betrieb. Der kärgliche Lohn, welchen die Gewerke ihren Knappen entrichteten, reichte nicht hin, daß letztere mit ihren Familien bestehen konnten, „sie waren daher gezwungen, auf andere ehrliche Mittel, sich und die Ihrigen zu ernähren, bedacht zu sein." Es galt ein Ersatzmittel für den Bergbau zu finden und dieses erblickte man in der Klöppelei. Jetzt erst mochte der Zeitpunkt gekommen sein, wo die von Barbara Uttmann gelehrte Beschäftigung so recht gewürdigt wurde. Man verlegte sich allgemein auf die Klöppelei, und zwar mit solchem Glücke, daß sie im Anfange des vorigen Jahrhunderts über einen Strich Landes von 10—12 Meilen in Sachsen und Böhmen, u. z. in Annaberg, Marienberg, Schwarzenberg, Schneeberg, Eibenstock, Johann-Georgenstadt, Wiesenthal, Gottesgab, Joachimsthal und „anderen dort herumliegenden Städten, Dörfern und Waldhäusern" verbreitet war und 10.000 Menschen sich davon ernährten. Allein die Rolle hatte gewechselt. Das Familienhaupt war jetzt der Unterstützung Seitens seiner Angehörigen anheimgegeben und die zweite Periode gekommen, in welcher die Spitzenklöppelei den Haupterwerb der Erzgebirgsbewohner bildete. Im J. 1708 zeigten sich auch um Komotau Anfänge des Spitzenklöppelns, und obgleich es nicht so hoch gestiegen war, fand diese Erscheinung gleichwohl eine rühmliche Anerkennung. Der wöchentliche Erwerb eines Klöpplers betrug in jener Zeit 12—16 Meißnische Groschen, auch wohl über einen Thaler, und der Jahreslohn der 10.000 Klöppelleute, den durchschnittlichen Wochenverdienst einer Person zu 10 Meißnischen Groschen angenommen, ungefähr $4^1/_2$ Tausend Rheinische Gulden.[12]) Doch lag schon bei der im J. 1713 hereingebrochenen Theuerung die Klöppelei ganz darnieder, und da, wo sonst bei guter Zeit das Klöppelmädchen einen Thaler verdienen konnte, mußte es in diesem Jahre mit einem Wochenlohne von 4—6 Groschen im günstigsten Falle vorlieb nehmen und auch so konnten die Erzeugnisse

---

11) Siehe August Dietzmann im Album für das Erzgebirge vom J. 1847 S. 132 und Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges Jahrgg. 1869 S. 517, insbesondere die an beiden Stellen mitgetheilte Inschrift des früheren Grabsteines, welcher 1834 von dem damaligen Postmeister Reiche-Eisenstuck durch das gegenwärtige Denkmal ersetzt wurde; Chr. Melzer a. a. O. S. 471, Berthold Sigismund: Lebensbilder vom sächs. Erzgebirge S. 73, Dr. L. Wernicke: Geschichte der Neuzeit I, 494 u. a. m.

12) Oesterreich über Alles S. 166, 175 und 177, Marperger a. a. O. S. 137. Eine ausführliche Schilderung des Bergbauverfalles im Erzgebirge bringt Christian Melzer in seiner „Dissertatio historico-politica de causis diminutionum, conversionum atque destructionum metallurgiae argentariae in Hermunduris" und Prof. Dr. Peter Mischler: Zur Abhilfe des Nothstandes im Erz- und Riesengebirge. S. ff.

nicht verwerthet werden. Es waren daher die meisten verarmt und gezwungen, den Bettelstab zu ergreifen.[13])

Obgleich die Spitzenklöppelei frühzeitig auch auf böhmischer Seite Eingang gefunden und schon im J. 1666 sich in Graslitz der erste Spitzenhändler, Namens Salomon Rück, ansässig gemacht hatte, so bildete doch die Spitzenerzeugung des böhmischen Erzgebirges noch durch die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts nur einen Bestandtheil der sächsischen, welche in Annaberg, ihrem ältesten Sitze, den Schwerpunkt erlangt hatte. Die böhmischen Klöppelleute arbeiteten großentheis zu Handen der Annaberger Kaufleute und bekamen auch von dort den Klöppelzwirn und die nöthigen Dessins. Es waren die Erzeugnisse bis dahin bloß unter dem Namen „Annaberger" oder „Meißnische" Spitzen bekannt. Erst in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts entstanden auch auf der hiesigen Seite besondere Handelsunternehmungen, und vor Allem war es Neudek, dessen Zwirn- und Seidenspitzen sich wegen ihrer Feinheit im Reiche und in den Erblanden des Rufes einer „preiswürdigen" Waare erfreuten. Seitdem gingen die böhmischen Erzeugnisse auch als „Neudeker" Spitzen in den Handel. Zugleich hatte das Gebiet der Klöppelei eine solche Ausdehnung gewonnen, daß sie 1756 die vorwiegende Beschäftigung der Bewohner von Kaaden bis (Mariä-)Kulm bildete.[14])

Es lag in der Natur der Klöppelei und in der Art ihrer Weiterverbreitung, daß sie sich als eine „unzünftige Handthierung" ausbildete und zu den wenigen Gewerben gehörte, welche von dem Zunftzwange befreit blieben. Zunächst eine weibliche Beschäftigung vertrug sie sich ebenso wenig mit den Einrichtungen des Zunftwesens wie die der Zwirnmacherinen, Stickerinen u. s. w., und auch ihre ruhige Weiterverbreitung durch bloßes „Absehen" und „Ablernen" entsprach nicht dem Vorgange der Zünfte, bei welchen sich der Lehrling zum Gesellen und dieser im günstigen Falle zum Meister unter feierlichem Gepränge entpuppen mußte. War doch endlich die Klöppelei eine Lebensfrage des Erzgebirges geworden, welche ihre Lösung nicht in beschränkenden Satzungen gefunden hätte; denn Noth kennt kein Gebot, sie sucht Brot und nicht beengende Formen. So war das Klöppelwesen im Gegensatze zur ersten Periode als ein Gemeingut hervorgegangen. Dieser natürliche Entwicklungsgang wurde auch von der Gesetzgebung anerkannt und durch das Hofdekret vom 28. August 1766 die Spitzenklöppelei als ein freies Gewerbe erklärt, welches Jedermann, auch Weibspersonen freizulassen ist, um es als bloße Handarbeit zu treiben. Wenn darum in der einen oder anderen Schrift auch von „Meistern" bei der Klöppelei Erwähnung geschieht, so ist darunter keineswegs ein zünftiger Meister, sondern der Verleger zu verstehen, welcher ohne ein bindendes Verhältniß in seiner Hand die Arbeitskräfte der Klöppler vereinigte. Dasselbe gilt von dem Worte „Gehilfen", welches hier den Klöppler bedeutet.[15])

Die erste Spitzenschule in Oesterreich. Die Spitzenerzeugung als eine neue Erwerbsquelle mußte die Aufmerksamkeit der Regierung frühzeitig auf sich lenken und die staatliche Fürsorge vorzüglich dem Erzgebirge gegenüber lebhaft beschäftigen, dessen wirthschaftliche Zustände sich ja unzertrennlich an das Spitzenwesen angeschloßen hatten. Und in der That die hohe Staatsverwaltung ließ diesem Industriezweige die reichlichste Unterstützung angedeihen und zwei Mittel sind in dieser Beziehung hervorzuheben: die Errichtung von „Klöppel- (richtig Spitzen-) Schulen", um durch Unterricht die einheimische Spitzenerzeugung zur

---

13) Mitgetheilt von Dr. Herm. Schletterer im Album für das Erzgebirge vom J. 1847, S. 4.
14) Relation über alle in den 5 Commercial-Kreisen erhobenen Manufakturgattungen S. 32 (im Besitze des Vereines für Gesch. der Deutschen in Böhmen. 1)
15) W. G. Kopetz: Allgem. österreich. Gewerbsgesetzkunde I, 122 und Jos. von Riegger: Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen VIII, 106. — Vergl. z. B. Jos. Schreyer: Kommerz, Fabriken und Manufakturen des Königr. Böhmen II, 127 u. a. m.

Höhe anderer Länder emporzuschwingen,[16]) und Einfuhrsverbote, um den aufstrebenden Erwerbszweig vor der Ueberlegenheit auswärtiger Industrien zu wahren. So war in der Zollordnung vom J. 1788 die Einfuhr von fremden Spitzen geradezu untersagt; desgleichen verbot noch der Zolltarif vom J. 1818 den Verkehr mit fremden Spitzen und gestattete ihn nur gegen einen eigenen Einfuhrpaß und Entrichtung eines Zolles von 36 kr. C. M. vom Guldenwerthe. Allerdings kann nicht in Abrede gestellt werden, daß unter dem vermeintlichen Schutze des Prohibitiv-Systems sich Uebelstände einschleichen konnten, welche durch den wohlthätigen Sporn einer gemäßigten Concurrenz wohl ganz oder doch zum Theile fern gehalten worden wären.

Belangend die „Spitzenschulen", so waren bereits unter der Regierung der hochherzigen Kaiserin Maria Theresia 1766 drei Preise von 50, 75 und 100 fl. für diejenigen Klöppelmeisterinen ausgeschrieben, welche die meisten Mädchen in der Anfertigung der feinsten und schönsten Spitzen unterrichten würden, und jenen, welche sich zur Errichtung eigener Klöppelschulen herbeiließen, Unterstützungen mit Holz, Licht und Geräthschaften zugesichert worden. Noch im folgenden Jahre errichtete der Staat zu Prag eine Spitzenklöppelschule und gewährte ihr einen Betrag von 12.000 fl. nebst anderweitigen Begünstigungen. Dem Unternehmer wurde für jedes in die Lehre gestellte Kind ein täglicher Beitrag von 2 Kreuzern eingeräumt, derselbe durch die beiden Hofdekrete vom 8. Jänner 1770 und 16. Dezember 1770 auf fernere 4 Jahre verlängert und auf die niederländische Zwirnspitzenerzeugung ein ausschließendes Privilegium für das Weichbild der Stadt Prag unter der Bedingung zugestanden, durch fortgesetzte Auslernung von Zöglingen diese Industrie weiter zu verbreiten. Unter der Leitung einer Meisterin, die eigens aus Brüssel berufen war, waren 118 Personen — nach Schreyer 50 — im Spitzenverfertigen nach Brüsseler Art so weit ausgebildet worden, daß eine Elle der von ihnen erzeugten Spitzen bis zu 10 fl. bezahlt wurde. Allein schon nach sechsjährigem Bestande wurde die Anstalt wieder aufgelassen, weil, wie unser Gewährsmann sich ausdrückt, „das Werk nicht kaufmännisch, sondern dikasterialmäßig unter Aufsicht des Kanzleipersonales und Verlag des Grafen Karl von Klary betrieben worden war."[17])

Die Hungerjahre 1770 und 1771, wo in Komotau ein Metzen Korn 15 fl., Weizen 13 fl. und Gerste 9 fl. kostete, äußerten im Erzgebirge die furchtbarsten Wirkungen. Der arme Klöppler war nicht im Stande, mit seinem Fleiße das tägliche Brot zu erschwingen. Ganze Schaaren abgemagerter Gestalten kamen aus dem Gebirge und durchzogen das Land. Die unnatürlichsten Nahrungsmittel, wie Kleie, Mühlstaub, ja selbst Erde aßen sie hinein und verschämte Hausarme suchten durch abgebrühtes Heu den Hunger zu stillen. Lähmend wirkte auch auf die Spitzenindustrie der 7jährige Krieg, welcher das Erzgebirge mit preußischem Kriegsvolk und Brandschatzungen heimsuchte. Dagegen wurde das schwere Loos des armen Spitzenarbeiters wesentlich durch die Einführung des Kartoffelbaues erleichtert, welcher in den 1780er Jahren eine allgemeine Verbreitung im Erzgebirge gefunden hatte. Es war damit eine Bodenfrucht gewonnen, welche sich mit dem rauhen Klima befreundete und ein billiges Ersatzmittel für den mangelnden Getreidebau und die fast einzige Nahrung des Klöpplers bildete. Ein Blick auf seine Speisekarte, in welcher dieses Knollengewächs in zahlreichen Gerüchten und im

---

16) Ein Gegenstand des Schulunterrichtes wurde das Klöppeln zuerst in England, wo Sir Henry Borlase 1626 die freie Schule zu Great Marlow für 24 Knaben, die lesen, schreiben und rechnen, und für 24 Mädchen, die stricken, spinnen und Zwirnspitzen klöppeln lernen sollten, gründete.

17) Jos. Schreyer: Waarenkabinet oder Niederlage der in Böhmen erzeugten Waarenartikel und Naturprodukte S. 103 und Kopetz a. a. O. II, 57.

steten Wechsel mit dem Kaffee wiederkehrt, lehrt hinreichend, wie er dasselbe auszubeuten verstand.[18])

Das Klöppeln in den Industrialschulen und in Böhmen überhaupt. Die neugestaltende Thätigkeit Kaiser Josefs II. im Bereiche des Unterrichts- und Gewerbewesens bewährte sich gar bald auch auf unserem Gebiete, und vor Allem war es der als Förderer der Volksbildung unermüdliche Leitmeritzer Bischof von Schulstein, welcher bei der Frage: wie man in Böhmen die Industrie des deutschen Gebirgsbauers auf den rein böhmischen Landmann am besten übertragen könne? in der Anlegung von Industrialschulen das geeignetste Mittel erblickte, um schon der zartesten Jugend neben den nöthigen Kenntnissen auch Liebe zur Arbeit einzuflößen. Im J. 1787 gab es 100 und im J. 1791 bereits 200 solche Schulen, in welchen neben landwirthschaftlichen Arbeiten auch Unterricht in weiblichen Beschäftigungen, darunter Klöppeln, ertheilt wurde. Ein zweiter Schulstein war auch dessen Zeitgenosse Bischof Graf Engel, welcher zu Göß in Obersteiermark eine Spinn- und Klöppelschule errichtet hatte [19]).

Von den Gebirgsgegenden des ehemaligen Elbogner und Saazer Kreises hat sich die Klöppelindustrie auch über die übrigen Gegenden unseres Vaterlandes weiter verbreitet; allein die Bedeutung und der Aufschwung, welche diesem Erwerbszweige im Erzgebirge zu Theil wurden, hat er in den letzteren Distrikten nie erreicht. Nachstehende Tabelle gewährt einen Überblick über den Stand der Klöppelei im J. 1786.

	Kreis	Händler	Klöppler	Summe
1	Budweis	10	48	58
2	Bunzlau	—	443	443
3	Elbogen	126	9474	9600
4	Kaurim	2	9	11
5	Klattau	—	416	416
6	Königgrätz	—	362	362
7	Pilsen	—	201	201
8	Prachin	—	40	40
9	Saaz u. z:			
	Herrschaft Rothenhaus	1	244	245
	„ Klösterle	—	140	140
	Stadt Sonnenberg	9	340	349
	„ Preßnitz	13	365	378
	Sebastiansberg und Herrschaft Preßnitz	24	1428	1452
	Zusammen	48	2593	2641
10	Prag	—	317	317
	Hauptsumme	186	13903	14089

Am Ende des vorigen Jahrhunderts war die Zahl der Klöppelleute im steten Steigen begriffen. So gab es in Böhmen

im Jahre 1785 — 12.427 Spitzenklöppler
„ „ 1786 — 13.903 „ „
„ „ 1788 — 14.807 „ „
„ „ 1792 — 18.000 „ „

18) Prof. P. Ig. Krahl: Gesch. der Stadt Komotau im Programm des dortigen k. k. Obergymnasiums. Jahrgg. 1862 und ff. S. 69.

19) J. v. Riegger: Arch. der Gesch. und Statistik insbesondere von Böhmen I, 458 und 475, Kopetz a. a. O. II, 52, Jos. Ed. Ponfikl: Umriß einer statist. Topographie des Königr. Böhmen II, 713, Ausführliche Nachrichten über Böhmen S. 120, Jos. Rohrer: Versuch über die deutschen Bewohner im österreich. Kaiserstaate I, 171 und Mittheilungen des Vereines für Gesch. der Deutschen in Böhmen III, 97.

Der von den letzteren geschaffene Gesammtwerth repräsentirte, den durchschnittlichen Jahresertrag per Kopf zu 30 fl. W. W. angenommen, die Summe von 540.000 fl., von welchen 441.536 fl. in den österreichischen Erbländern und die übrigen 98 464 fl. in fremden Staaten abgesetzt wurden. Als die vorzüglicheren Erzeugungsorte von feinen Spitzen sind aus jener Zeit zu nennen: Preßnitz, Sebastiansberg, Sonnenberg, Wiesenthal, Bärringen, Weipert, Platten, Bleistadt, Gottesgab, Neudek, Graslitz, Heinrichsgrün und Hauenstein (Kupferberg). Auch war im Erzgebirge die Klöpplerzahl in den Jahren 1786 bis 1793 von 12.067 über 14.000 gestiegen und zu Beginn unseres Jahrhunderts sollen im Erzgebirge allein nicht weniger als 16.743 (im Elbogner Kreise 12.270 und im Saazer 4.473) Klöppelleute gezählt worden sein [20]).

Inzwischen war 1782 der Webestuhl erfunden worden, dessen man sich seitdem in England zum Spitzenklöppeln bediente. Das Erzgebirge ließ diese Errungenschaft keineswegs unbenützt an sich vorüber gehen. Denn Johanna Margaretha Kuhlmann, welche 1799 aus dem Beireuthischen nach Klingenthal eingewandert war, hatte die dem Spitzenklöppeln verwandte Stickerei auf Bobbinet und Mull eingeführt und dadurch in Graslitz und Umgegend eine neue Erwerbsquelle für tausende Hände eröffnet. Es ist dies der erste Fall, wo auf dem Gebiete der weiblichen Kunstindustrie im Erzgebirge das Maschinenerzeugniß auftaucht. Bevor also das vorige Jahrhundert seinem Ende sich zuneigte, war durch Einführung der Maschine in der Spitzenfabrikation ein gewaltiger Umschwung angebahnt worden, der zwar die Handarbeit noch nicht erreichte, aber in diesem Jahrhunderte für sie zu einem Fluche werden sollte. Mannigfache Verbesserungen und Erfindungen ermöglichten und entfesselten in der Folge die Massenerzeugung, unter welcher das muntere Geklapper der Klöppel ersterben mußte. Die heranbräuende Gefahr zu überwinden, mochte der staatsmännische Gedanke bei Errichtung der Spitzenschulen sein, welche am Schlusse dieser Periode entstanden.

Die Spitzenschulen in den Jahren 1806 bis 1822. Der Verlust der Niederlande zog abermals das Augenmerk der kaiserlichen Regierung auf diesen wichtigen Erwerbszweig. Um die Brüsseler Spitzenfabrikation in das Inland zu verpflanzen, dadurch dem Nationalfleiße überhaupt eine neue Quelle des Erwerbes zu eröffnen und insbesondere den Töchtern aus der rücksichtswürdigen Klasse der Beamten und Offiziere die Gelegenheit zu einem anständigen Verdienste zu verschaffen, wurde über Veranlassung der Kaiserin Ludowika die Familie des Oberstabsarztes van der Cruyce mit anderen zahlreichen Kunstkräften, welche auf 6 Jahre aufgenommen und mit Modellen der besten Werkzeuge versehen waren, von Brüssel nach Wien berufen und 1806 daselbst eine große Musteranstalt für Spitzenerzeugung und Battistweberei mit mehreren Schulen in den Vorstädten gegründet. Schon nach zwei Jahren wurden die herrlichsten Erzeugnisse geliefert, unter welchen besonders zwei für den kaiserlichen Hof bestimmte Kleider erwähnenswerth sind, ganz ähnlich jenen, welche für die damalige Kaiserin Josefine in Paris angefertigt worden waren. In diese Anstalt wurden im J. 1810 auch 32 Mädchen aus Graslitz, Joachimsthal, Bärringen, Abertham, Gottesgab und anderen Orten des Erzgebirges abgeschickt. Noch vor ihrem Verscheiden aus der Anstalt wurde von ihnen als Probestück eine große Couvertdecke, darstellend Apollo und Daphne, geliefert, welche, äußerst gelungen, durch 14 Tage

20) J. v. Riegger: Materialien VIII, 106 und Archiv III, 3; Jar. Schaller: Saazer Kreis S. 4; J. Schreyer: Kommerz II, 127, 152 und I, 102, während J. D. A. Höck: Statist. Darstellung des deutschen Fabriks- und Handelswesens im J. 1792 bloß 16.295 und J. Schreyer in seinen Briefen über Kommerz II, 18, 19 und I, 15 im J. 1791 gegen 19.040 und im J. 1792 19.055 Spitzenklöpplerinen annehmen. — Siehe auch Freih. v. Lichtenstern: Umriß einer statist. Schilderung des Königr. Böhmen I, 43; Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges vom J. 1869 S. 542.

öffentlich ausgestellt und sodann in der kaiserlichen Schatzkammer aufbewahrt worden war. Der erste Preis wurde der Anna Stowasser aus Graslitz zuerkannt. Bereits nach zwei Jahren kehrten diese Mädchen nach Böhmen mit der Bestimmung zurück, in ihrer Heimath Unterricht in den erlernten Arbeiten zu ertheilen. Zugleich wurden 1813 Spitzenschulen zu Graslitz, Elbogen und Joachimsthal errichtet und mit den in Wien ausgebildeten Mädchen als Lehrerinen besetzt. Die Verabreichung des Zwirnes auf Rechnung des Staatsschatzes und die Tagegelder (2 fl.) der Meisterinen erhielten sie bis zum J. 1818.

Inzwischen wurde die Spitzenmanufaktur und Lehranstalt in Wien aufgehoben und unter unentgeltlicher Überlassung aller Geräthe, sowie Gewährung eines Vorschusses von 60.000 fl. W. W. in das Privateigenthum der Charlotte van der Cruyce mit der Bedingung überlassen, diesen Manufakturszweig in Wien auf eigene Kosten zu betrieben und die Leitung der in Böhmen errichteten Spitzenschulen zu übernehmen. Erst am 2. August 1817 wurde der zu Jitschin unterm 14. Juni 1813 gefaßten A. h. Entschließung gemäß eine Hauptspitzenschule zu Prag im St. Galli-Klostergebäude eröffnet und mit der Aufsicht über die Gebirgsschulen betraut. Aus hier zu nicht erörternden Ursachen wurde noch in dem nämlichen Jahre Charlotte van der Cruyce ihres Einflußes enthoben und die Einlösung der Arbeiten für Rechnung des Ärars der Commerz- und Fabrikeninspektion übertragen. Demungeachtet hatte die Lehranstalt ununterbrochenen Fortgang und ungefähr 120 Mädchen in der Verfertigung von Reseaux, Plats und Points Unterricht ertheilt. Da bei der Uebertragung der Lehranstalt nach Prag die Absicht vorzüglich darauf gerichtet war, die Brüsseler Spitzenfabrikation in den Prager Nonnenklöstern der Ursulinerinen und englischen Fräuleins und dadurch für immer im Lande einheimisch zu machen, so wurden seit November 1817 auch mehrere Klosterfrauen von den Lehrerinen der Hauptlehranstalt in allen Theilen dieses Manufakturzweiges unterrichtet.

Die im J. 1817 eingetretene Theuerung stürzte das Erzgebirge in eine fürchterliche Hungersnoth. Viele Familien sahen sich im Frühjahre gezwungen, ihren Hunger bloß mit Kräutern, die sie auf Wiesen und Feldern suchten, zu stillen. Die unentbehrlichsten Geräthschaften, Betten und Kleidungsstücke wurden um einen „Spottpreis" losgeschlagen und bald stellten sich auch die gräßlichsten Krankheiten ein. Um die Nachwehen der Nothjahre einigermaßen zu lindern, mochte sich die landesväterliche Obsorge unter Anderm mit bestimmt fühlen, daß die erzgebirgischen Spitzenschulen zum dritten Male neu organisirt — zweimal war dies bereits unter Charlotte van der Cruyce geschehen — und bis auf 15 vermehrt wurden. In allen diesen Lehranstalten wurden nur Bestandtheile angefertigt u. z.:

1) Mit Klöppeln auf Pölstern:

a) Reseaux in der Centrallehranstalt zu Prag unter 2 Lehrerinen und im Erzgebirge in der einen Klöppelschule zu Graslitz, ferner zu Joachimsthal, Bleistadt, Frübus, Platten, Abertham, Gottesgab, Littmitz, Schlaggenwald, Kupferberg, Schmiedeberg und Preßnitz.

b) Plats zu Prag unter 2 Lehrerinen, zu Sandau und in der anderen Klöppelschule zu Graslitz.

2) Mit der Nadel gearbeitete Bestandtheile oder Points zu Prag unter 1 Lehrerin und zu Gossengrün.

Dagegen wurde das Zusammensetzen dieser Bestandtheile (joindre und striquer) bloß in der Hauptlehranstalt zu Prag gelehrt, wo zufolge der A. h. Entschließung vom 18. Dezember 1818 zwei Lehrerinen eigens hiefür angestellt waren. Der Unterricht in diesen Arbeiten begann im April 1819, in den beiden Nonnenklöstern ein Jahr später. Seitdem wurden daselbst fertige Spitzen zusammengesetzt und bis zum Herbste 1820 zwölf Mädchen, welche bisher bloß das Verfertigen einzelner Bestandtheile erlernt hatten, hierzu abgerichtet. Allein auch die erzgebirg-

schen Spitzenschulen entsprachen ungeachtet des Anfangs erfreulichen Fortschrittes, welcher zumeist in der Einlösung der Erzeugnisse auf Staatskosten seinen Grund hatte, nicht den Erwartungen in der Folge und führten zuletzt nur ein siechtes Dasein, bis sie endlich mit der A. h. Entschließung vom 8. Juni 1822 aufgelöst wurden, nachdem in $2^1/_2$ Jahren (1818 bis 1820) im Ganzen 294 Mädchen unterrichtet worden waren [21]).

Während aber diese Anstalten vereinsamten, ahnte man nicht, daß die Blüthezeit des Klöppelns ihrem Ende nahte und daß schon 1815 die Handarbeit von den Maschinenerzeugnissen in England überflügelt war.

Das Sinken der Klöppelei. Durch die Wirren des 30jährigen Krieges hatte das Erzgebirge die Klöppelei als das einzige Zufluchtsmittel in der Noth herübergebracht; doch auch dieses sollte ihm entwunden werden. Jetzt war es nicht ein Kampf mit wilden Kriegerhorden, sondern ein Heer von Maschinen, welches als ein neues feindliches Element gegen das Gebilde der Menschenhand auftrat und einen völligen Umsturz auf dem Gebiete der Spitzenindustrie heraufbeschwor. Forschen wir nach den Ursachen, welche diese finsteren Stunden jahrelanger Duldung zur Folge hatten, so können wir den dortigen Bewohner nicht gänzlich freisprechen. Zunächst war es die Verwendung von schlechtem Materiale, vor Allem der Baumwolle, welche besonders in den 1820er Jahren den Spitzenzwirn gänzlich zu verdrängen schien. Hierzu gesellte sich der Mangel neuer und geschmackvoller Muster. Mußte schon dieser Rückschritt gerechte Besorgnisse für das einheimische Klöppelwesen erregen, so war es in weit höherem Grade das brittische Inselreich, je mehr dasselbe mit seinen wohlfeilen Maschinenprodukten die Märkte überfluthete und einen Absatzort nach dem anderen wegnahm. Die Tragweite der 1782 in England gemachten Erfindung hatte zwar das Erzgebirge noch nicht erreicht; allein die Erfindung der heutigen Bobbinetmaschine 1809 durch Heathwath, ihre wesentliche Verbesserung und die Anwendung des Dampfes führten zur Massenproduktion, und diese war es, welche der vaterländischen Klöppelei den Todesstoß versetzte. Während eine Klöpplerin im günstigsten Falle nur 4 bis 5 Maschen in der Minute zu Stande brachte, wurden jetzt von der Maschine ungefähr 30.000 Maschen in der gleichen Zeit und die Erzeugnisse um $^3/_4$ des gewöhnlichen Spitzenpreises, einfache Spitzenmuster sogar 10 bis 15mal billiger hergestellt. Vier Bobbinetstühle jenseits des Kanals ersetzten die Arbeitskraft der gesammten Klöppelleute im böhmischen Erzgebirge. Erwägt man nun, daß im J. 1831 in England allein 200.000 Menschen bei 5000 Maschinen beschäftigt waren und 30 Millionen Yards Maschinenspitzen erzeugten, so gewährt dies ein kleines Bild von der ungeheueren Menge von Waaren, mit welchen die Märkte allenthalben überfüllt wurden. Bereits 1820 zeigten sich auf der Leipziger Michaeli-Messe die Todesboten der Handarbeit, die englischen Bobbinet, und 1829 wurde die heranschleichende Gefahr mit folgenden Betrachtungen begleitet: „Die auf Maschinen erzeugten Bobbinet werden gegenwärtig in so großen Quantitäten in den Handel gebracht und gewähren zugleich eine solche Leichtigkeit des Ausnähens und Stickens, daß die geklöppelten Spitzen damit nicht mehr konkurriren können. Es läßt sich daher voraussehen, daß die armen Gebirgsbewohner im sächsischen und böhmischen Erzgebirge, welche bisher große Quantitäten von Zwirnspitzen absetzten, ihren Verdienst zum größten Theile verlieren müssen und gezwungen sein werden, sich anderen Beschäftigungen zuzuwenden." Diese Befürchtungen gingen nur zu bald in Erfüllung und bereits im Anfange der 1830er Jahre — irrthümlich datiren Manche die Uebelstände erst vom J. 1844 — brachen im Erzgebirge die verhee-

21) Stephan Edler v. Kees a. a. O. S. 472 und Kopetz a. a. O. II, 57. Vergl. auch über die Spitzenschulen die Herren Max Dormitzer und Dr. Edm. Schebek: Die Erwerbsverhältnisse im böhm. Erzgebirge S. 170.

renden Folgen herein. Ungeachtet aller Geschicklichkeit und eines eisernen Fleißes konnte im J. 1833 die Klöpplerin nur 5 kr., gewöhnlich nur 2 bis 4 kr. C. M. des Tags verdienen, und Fabrikanten, die sonst 2000 Personen beschäftigten, arbeiteten jetzt kaum mit der Hälfte. Selbst das damals mehr als sonst hervortretende Klöppeln von Blonden, auf welches die Hoffnungen einer Wiederbelebung des Klöppelwesens im Erzgebirge gebaut waren, ließ die Erwartungen unerfüllt.[22]) Sowie aber jede Ueberschreitung des natürlichen Maßes zu einer Erschöpfung der Kraft führen muß, ebenso mußte auch die mit so heißem Erwerbseifer ergriffene junge Bobbinetfabrikation sich schnell überleben und zur Ueberproduktion führen, was denn auch noch in den 1830er Jahren unausbleiblich eintrat.[23]) Die Geschichte der modernen Fabrikation dürfte bis auf den heutigen Tag kein zweites Beispiel zu verzeichnen haben, welches die Folgen der Ueberproduktion so bloß legt, wie dieser Industriezweig. Nicht nur daß in England selbst Tausende Hände arbeitslos und die vielen armen Sticker und Spitzennäher in Nottingham der trostlosesten Lage ausgesetzt waren, wurden auch die Bewohner des Erzgebirges einem wirthschaftlichen Siechthume preisgegeben, indem die Geschmacksrichtung, welche bis dahin die Moden und Trachten beherrscht hatte, nicht bloß der Handarbeit, sondern diesem Artikel überhaupt entfremdet und eine gänzliche Entwerthung desselben eingetreten war. Der tödtliche Hauch, welcher von Englands Maschinenwesen herüberwehte, vernichtete die Handarbeit in den meisten Gegenden unseres Vaterlandes und bereits 1845 wurde die Spitzenklöppelei außer dem Erzgebirge nur noch zu Michelsberg, Muttersdorf, Rousperg, Kauth und Rudolphstadt angetroffen, woselbst sie heute noch besteht. Gleichwohl ergab sich für jenes Jahr nach zuverlässigen Berichten die nicht geringe Zahl von 31.731 Spitzenklöpplern.[24]) Doch auch hier kehrt die Erscheinung wieder, daß das durch die Wohlfeilheit seiner Fabrikate weit überlegene Maschinenwesen nicht im Stande ist, die Handarbeit mit einem Schlage zu verdrängen, sondern daß die letztere erst nach einem längeren Kampfe allmälig erlahmt. So haben sich auch die Klöppelspitzen des Erzgebirges bis auf den heutigen Tag, wo der Klöppelstock aus so mancher Stube ver-

---

22) Stephan Edler v. Kees und W. E. W. Blumenbach: Systemat. Darstellung der neuesten Fortschritte in den Gewerben und Manufakturen I, 518. A. Schiebe: Blätter für Handel und Industrie Jahrgg. 1836 Nr. 39. Bericht der Beurtheilungscommission vom J. 1831 S. 140 und Prof. Dr. Peter Mischler a. a. O. S. 179. Noch betrübender gestaltet sich die Einwirkung der englischen Bobinetfabrikation, wenn man das Ein- und Ausfuhrsverhältniß in Betracht zieht. Hatte auch die Erzeugung des englischen Tülls im Inlande Eingang gefunden, so in Böhmen zu Prag, Hohenelbe, Hirschenstand, so stand doch die Ausfuhr inländischer Erzeugnisse nur in einem verschwindenden Verhältnisse zur Einfuhr. Es betrug

im J.	1829	die Ausfuhr	4	Pf.	die Einfuhr	12.244	Pf.
„ „	1830	„ „	51	„	„ „	16.761	„
„ „	1831	„ „	46	„	„ „	11.873	„
„ „	1832	„ „	45	„	„ „	10.947	„
„ „	1833	„ „	51	„	„ „	8.504	„
„ „	1834	„ „	57	„	„ „	4.812	„
„ „	1835	„ „	48	„	„ „	4.700	„
„ „	1836	„ „	70	„	„ „	12.000	„
„ „	1837	„ „	75	„	„ „	—	„
„ „	1838	„ „	41	„	„ „	8.100	„

Dr. Siegfried Becher: Statist. Uebersicht des Handels der österreich. Monarchie mit dem Auslande während der J. 1829 bis 1838 S. 4 und 5, 46 und 47, dessen Zahlen freilich eine erschütternde Ueberschau erfahren haben.

23) Mit welcher Erwerbsgier sich die englischen Geldmänner auf den neuen Industriezweig warfen, schildert Mac-Culloch a. a. O. II, 733 mit den Worten: „Es ging eine neue Sonne für den Handel auf und zahlreiche Personen, Geistliche, Rechtsgelehrte, Doktoren u. s. w. steckten ihr Kapital in eine so verführerische Unternehmung.

24) Prof. Schnabel: Encyklopäd. Zeitschrift des Gewerbswesens unter der Redaktion des Prof. Balling vom Vereine zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen herausgegeben V. 55 und 689.

schwinden mußte, wegen ihrer fast „unverwüstlichen" Dauerhaftigkeit einige, wenn auch nur schwache Absatzquellen offen erhalten.

Der verschiedene Entwicklungsgang der böhmisch- und sächsisch-erzgebirgischen Spitzenfabrikation. Das dritte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts brachte somit eine ungünstige Wendung für die Spitzenfabrikation des Erzgebirges. Das Klöppeln an sich, keiner Arbeitstheilung fähig, reichte in seiner hergebrachten Weise nicht mehr hin, um der englischen Bobbinetfabrikation die Stirn bieten zu können. Ein doppelter Weg stand offen: entweder den Fortschritt zur Kunstvollendung durch Adaptirung des niederländischen Verfahrens, durch größere Theilung der Arbeit und Hebung des Formensinnes einzuschlagen oder niedergedrückt vom Alp des englischen Maschinenwesens den ärgsten Bedrängnissen entgegen zu gehen. Die verschiedene Wahl dieser Bahn gab der Spitzenfabrikation des böhmischen und sächsischen Erzgebirges, welche bis dahin Hand in Hand gegangen war, im Ganzen und Großen eine verschiedene Richtung. Während es ungeachtet der größten Opfer der österreichischen Staatsregierung nicht gelungen war, dem Erzgebirge statt der nimmer lohnenden Klöppelarbeit einen neuen Erwerb durch die Erzeugung von Brüsseler Spitzen zu eröffnen, hat das benachbarte Brudervolk in Sachsen die Forderungen der Zeit nicht verkannt und einen gar mächtigen Schritt auf dem Gebiete der Spitzenindustrie vorwärts gethan. Zunächst war es dort ein Leipziger Bankhaus, welches einen bedeutenden Kostenaufwand der Beförderung des Spitzenwesens zum Opfer brachte. Es ließ 1836 in Schneeberg und Annaberg besondere Werkstätten errichten, Stühle und Arbeiterinen aus der Normandie kommen, es verschaffte sich die schönsten Muster und scheute überhaupt kein Mittel, um die Spitzen- und besonders die Blondenfabrikation durch Einführung eines neuen Betriebssystems in Aufschwung zu bringen. Leider mußte sich das bewußte Haus damit begnügen, den Lehrsatz praktisch dargestellt zu haben, wie ein und dasselbe Unternehmen für die Volkswirthschaft produktiv, für den Einzelnwirthschafter dagegen unproduktiv sein kann. Denn obgleich es sich in seinen Bemühungen getäuscht sah, so wirkten sie doch überaus günstig auf die Spitzenindustrie im Allgemeinen ein, und inmitten der traurigsten Lage hatte sich der sächsische Spitzenarbeiter in der Verbindung der Blondenfabrikation mit der Stickerei ein Produkt geschaffen, welches die französischen Blonden nicht bloß von den deutschen Märkten verdrängt, sondern selbst in mehreren Städten der Normandie und zu Nancy zahlreiche Käufer gefunden hatte. Weiter war es dort die erfolgreiche Durchführung von Klöppel- (eigentlich Spitzen-) Schulen zu Ober- und Unterwiesenthal, Neudorf, Grottendorf, Heinrichsgrün u. s. w. durch den königl. sächsischen Hofspitzenlieferanten Friedrich August Schreiber, welcher in Begleitung eines als geschickten Arbeiters bekannten Knaben eigens eine Reise 1843 nach Belgien, Holland und Frankreich unternahm, um besonders in Brüssel, Mecheln und Valenciennes das dortige Verfahren kennen zu lernen. Noch im folgenden Jahre wurde in Oberwiesenthal ein Klöppelseminar zur Ausbildung von Lehrerinen eröffnet und sodann zur Errichtung der Klöppelschulen auf Staatskosten geschritten, in welchen die Kinder im Zeichnen unterrichtet, an Arbeitsordnung und Reinlichkeit gewöhnt und in den Stand gesetzt werden, sich frühzeitig einen ihrem Alter und ihrer Fähigkeit angemessenen Lohn zu verschaffen. Diese Anstalten werden von einer Localcommission beaufsichtigt und von einer Lehrerin geleitet, die jedoch nicht mehr als 40 Zöglinge unter sich hat. Die Lehrzeit ist von der Fähigkeit des Kindes bedingt und endigt gewöhnlich mit dessen 14. Jahre. Ein Kaufmann oder Fabrikant hat die Verpflichtung, die fertigen Arbeiten zu kaufen. Die Localitäten sind luftig und mit allen für den Unterricht nöthigen Gegenständen reichlich ausgestattet. Mit der Oberaufsicht dieser Schulen ist eine Generaldirektion betraut, welche der Behörde einen jährlichen Bericht zu erstatten hat. Bereits im J. 1847 waren ungefähr 700 Personen an den verschiedensten

Orten des sächsischen Erzgebirges mit der Verfertigung von Brüsseler Spitzen schäftigt und im J. 1860 gab es 25 solche Anstalten.[25])

Obgleich demselben Stamm entsprungen, von gleicher Zunge, gleichen Sit stellten sich doch die Dinge ganz anders bei den Bewohnern der böhmischen Se Hier konnten selbst die wohlgemeintesten Einrichtungen den gewünschten Erf nicht erreichen. Mit dem Stillstehen der Spitzenschulen war auch die Brüsse Spitzenfabrikation wieder abhanden gekommen. Ein Hinderniß für ihr freies frisches Gedeihen lag auch hier in der kostspieligen, beengenden und schwerfälli Verwaltung, in ihrer künstlichen Gliederung und dem schleppenden Geschäftsgan wie dies auch schon aus den Titulaturen der verschiedenen Anstalten erhellt, wel dabei thätig waren. So mußte, wenn es sich z. B. in Platten um Verwendu einer Lehrerin handelte, die Angelegenheit von der dortigen k. k. Aerarial-Spitz lehranstalt durch die k. k. Aerarial-Reseaux-Spitzenschule und Kreisspitzeneinlösu in Elbogen an die k. k. Aerarial-Commerz- und Fabrikeninspektion in Prag u ebenso die Ablieferung der Arbeiten durch drei verschiedene Organe mit langa migen Berichten sich ziehen. Namentlich war aber der Umstand, daß in den e gebirgischen Spitzenschulen nur einzelne Bestandtheile angefertigt wurden, der Folge nach dem Zeugnisse von Fachmännern sehr fühlbar. Es ist uns dur aus nicht unbekannt, daß die hohe Staatsregierung eine ähnliche Arbeitstheilu herbeizuführen suchte wie in Belgien, wo jede Meisterin nur auf einen Spitz stich sich verlegt; allein die vortheilhafte Verbindung dieser verschiedenen Arbeit richtungen konnte nur von einsichtsvollen Unternehmern erwartet werden, an w chen es eben auf böhmischer Seite gebrach und noch heute gebricht. Ein gro Erfolg wäre darum von diesen Schulen zu gewärtigen gewesen, wenn sie stre same Unternehmer zur Seite gehabt und wenn namentlich die vom Staate n Anton Gottschald und Comp. in Hirschenstand wegen ihrer Uebernahme gepfl genen Unterhandlungen zu einer Einigung geführt hätten.

Ein Verschulden trifft aber auch die dortigen Arbeiter. Manche unter ihn erwarteten von den Spitzenschulen eine Art Versorgungsanstalt und betrachtet ihren Besuch als eine Gefälligkeitssache. So lange sie nämlich genügend materie Vortheile boten, konnte man die Sache „ansehen" und allenfalls auch „mitthu Sobald aber die augenblicklichen Erwartungen unerfüllt blieben, hielt man es besser, das Kind bei dem Klöppelstocke zu Hause verkümmern zu lassen und d gewohnte Leid mit ihm zu theilen oder, wenn die Hungerlöhne doch zu drück wurden, statt des Klöppelsackes den Bettelsack zu ergreifen. Bei dem gänzlich Darniederliegen der Klöppelei mußte der in den Jahren 1843 und 1847 ein tretene Nothstand im Erzgebirge eine ungewöhnliche Höhe erreichen.[26]) Um zunä die Wehen des ungünstigen Jahres 1843 zu lindern, wurden von einem eige gebildeten Hilfsvereine in Prag die Erzeugnisse der armen Klöppler im Wege

25) K. J. Kreutzberg: Skizzirte Uebersicht des gegenwärtigen Standes der Leistungen Böhm S. 97 und Dr. L. Raudnitz: Beiträge für Kunst, Handel und Gewerbe V, 59. — Ue die sächsischen Spitzenschulen siehe außer dem Letzteren Aug. Dietzmann a. a. O. S 1. Berthold Sigismund a. a. O. S. und Fr. Aug. Schneider: Die Spitzenfabrikation sächs. Erzgebirge S. 28 und 65.

26) Dies beweisen die vielen Ersatzmittel, die man 1847 statt des theueren Brotes dem hungri Gebirgsvolke zu bieten suchte. So wurde ein solches künstliches Brot, bestehend aus 2 Eicheln und 75% Brotmehl, oder 100 Theilen Runkelrüben mit 50 Theilen Erdäpfel 200 Theilen Weizenkleie u. dergl. m. mit prunkenden Worten angerühmt. „Den höch Grad aber erreichte die Erfindungsgabe eines Wieners, der dem Erzgebirge ein Geschenk 300 Stücken Brot machte, das aus Oelkuchen, wilden Kastanien und einer geringen Qu tität Mehl bereitet war und selbst den ausgehungerten Hunden nicht behagen wollte." P P. Jg. Krahl a. a. O. S. 74.

herrschaftlichen Aemter und Stadtmagistrate zu höheren Preisen eingelöst. Wie Spenderhände auch im J. 1848 nicht ermüdeten, das schwere Loos des Klöpplers zu erleichtern, wird aus dem Späteren erhellen.

Erst im J. 1850 wurde das Klöppelwesen vorzüglich durch den vermehrten Bedarf, welcher durch die von Frankreich aus in die Mode gekommenen Mohairespitzen hervorgerufen wurde, und durch den starken Abzug, welchen sich die sächsischen Händler in Amerika zu bahnen wußten, einigermaßen wieder belebt.

So muß man denn bei dem verschiedenen Entwicklungsgange, welchen die sächsisch- und böhmisch-erzgebirgische Spitzenfabrikation in dieser Periode genommen hat, mit Wehmuth bekennen, daß, während Sachsen theils durch Fachschulen, theils durch unermüdliche Unternehmer in das Getriebe der Spitzenfabrikation fördernd eingreift, den Weg zu geschmackvollen Mustern durch besondere Zeichner angebahnt hat, und sich nicht nur keinen Schritt breit vom Weltmarkte verdrängen ließ, sondern sogar neue Absatzgebiete, wie: Amerika, Aegypten u. s. w. seinem Spitzenhandel zu erobern wußte, das böhmische Erzgebirge in der Entwicklung seiner Spitzenindustrie zurückgeblieben ist und leider auch ausgebreitete Spitzenmärkte verloren hat. Indessen äußert jedes Aufblühen der sächsischen Spitzenfabrikation auch auf böhmischer Seite seine wohlthätige Rückwirkung, wie dies die Erfahrung wiederholt gelehrt hat.

Die Brüsseler Spitzenfabrikation. Gleichwohl wäre es grober Undank, wollte man den staatlichen Bemühungen allen Zusammenhang mit der Brüsseler Spitzenfabrikation absprechen, welche in der neueren Zeit eine größere Verbreitung gefunden hat und die Schärfe des oben entworfenen traurigen Bildes einigermaßen abschwächt.

Vor Allem ist es die Erzeugung der Points-Spitze, welche ihren Brennpunkt in Gossengrün gefunden hat. Ueber Verwendung des Grafen Joseph von Auersperg, welcher damals nach seiner angesuchten Enthebung von dem Posten eines Landesgouverneurs von Mähren in Hartenberg verweilte, wurde daselbst, wie wir bereits früher erwähnten, vom Staate eine Schule für diese Art Spitzenfabrikation errichtet, welche Marie Richter als Lehrerin erhielt und unter die Aufsicht des dortigen Pfarrers P. Kolb, sowie Henerice und dessen Gattin gestellt wurde. Anfangs wurden 7, nach einiger Zeit weitere 7 Zöglinge aufgenommen und im Ganzen 212 Mädchen ausgelernt. Die Hoffnung der Einwohner, daß in der Folge alle Erwerbslose in dieser Anstalt Unterkunft finden würden, scheiterte an deren Auflösung, mit welcher dieser Industriezweig auch wieder abgestorben war. Erst 1834 lebte er wieder auf, als die Spitzenhändlerin Gabriele Henerice in Prag Bestellungen ertheilte, welche durch die Herren Felix Stowasser und Vincenz Stark in Gossengrün als Faktoren bewerkstelligt wurden. Es fanden hierbei jene Schülerinen Verwendung, welche in der Spitzenschule ausgebildet waren. So lange diese Aufträge ergingen und Muster und Zwirn von Prag geliefert wurden, war diese Industrie in einem guten Gange. Allein dies änderte sich, und als die Absatzquelle versiegt war, und es galt, diese Industrie selbstständig zu betreiben, drohte sie abermals zu erlöschen; denn die Arbeiterinen waren bloß mit dem Aufnähen der Blumen vertraut, keineswegs aber konnten sie vollständige, mit Grund gearbeitete Spitzen zu Wege bringen, das „Einsetzen" war ihnen fremd geblieben. Um diesen Uebelständen abzuhelfen und anderseits Verbindungen mit ausländischen Handelshäusern anzuknüpfen, unternahm Herr Stowasser Reisen, auf welchen ihm die Bekanntschaft des obengenannten Spitzenlieferanten F. A. Schreiber zu Theil wurde. Die Bestellungen des Letzteren brachten bald wieder Leben in diese Industrie. Es wurden kostbare Spitzen, darunter mehrere Taschentücher für die Prinzessin Auguste von Sachsen angefertigt, welche von der hohen Frau mehreren gekrönten Häuptern, wie der Kaiserin von Rußland, Königin von Baiern, Neapel

u. s. w. als Geschenk überschickt wurden;[27]) die dortigen Erzeugnisse waren alsbald als „Gossengrüner Spitzen" in ganz Deutschland bekannt und die „Blumenbereitung" bildete seitdem eine mächtige Erwerbsquelle dieses Ortes. Ungeachtet des festen Entschlusses der dortigen Bewohner, diese Industrie nicht über das Weichbild ihrer Stadt hinaus zu verbreiten, konnte es doch nicht gehindert werden, daß sie auch nach den umliegenden Ortschaften Schönfeld, Grünlas, Liebenau, Bleistadt, Maria-Kulm, ja selbst nach dem Hirschberger Thale in Preußisch-Schlesien übertragen wurde. In die letztgedachte Gegend verpflanzte sie der preußische Hoflieferant Herr Johann Jakob Wechselmann, ehemaliger Spitzenhändler im Erzgebirge. Von der preußischen Regierung mit einem Kapitale unterstützt, errichtete er im Juni 1855 mehrere Spitzenschulen, deren Leitung Gossengrüner Arbeiterinen übertragen wurde. Die Mutterstadt zeigt jedoch nicht die wärmste Theilnahme für die Kolonie und nicht ohne Grund, da leider zu besorgen stand, daß die erstere von der letzteren überflügelt würde. Denn während die ausländische Tochterindustrie bereits nach 6 Jahren 1256 Mädchen in 12 Schulen beschäftigte, wurde die Zahl der Personen, welche die Blumenerzeugung im Erzgebirge ernährte, auf 1000 bis 1500 angegeben. Die Spitzenfabrikation in Hirschberg und Umgegend scheint jedoch wieder im Rückschritte zu sein, weil die Arbeiterinen in anderen Industrien eine lohnendere Beschäftigung finden. Gegenwärtig beschäftigt dieser Gewerbszweig in Gossengrün allein gegen 1500 Personen bei einem Wochenverdienste von 2 bis 4 fl.[28])

Verwandt hiermit ist das Tüllnähen. Es ist in Silberbach, Sauersack, Frübus und Hirschenstand heimisch geworden und wohl den Bemühungen der dortigen Fabrikanten, insbesondere der Firma A. Gottschald und Comp. zu verdanken, welche in den 1830er Jahren die Bobbinetfabrikation in Hirschenstand einführte. Obgleich nun dieser Industriezweig zu rasch durch die Massenproduktion entblättert wurde, so blieb doch die erlangte Kunstfertigkeit bei den Bewohnern zurück.

Ähnlich wie in Gossengrün erging es zu Graslitz, dem Sitze der Plats-Spitzenfabrikation. Es waren daselbst 2 Schulen vom Staate errichtet worden: die eine für „Blumen" (Plats), welche geklöppelt, und die andere für den „Grund," in welchen die Blumen eingestrickt werden. Jene erhielt die bereits rühmlichst erwähnte Anna Stowasser, diese Victoria Sandner, später verehel. Pscherer als Lehrerin. Von dem Staate wurden die nöthigen Requisiten, als: Pölster, Zwirn, Klöppel, Nadeln u. dergl. angeschafft, jeder Lehrerin ein Monatsgehalt von 60 fl. W. W. nebst freier Wohnung, Holz und Licht zugewiesen, während die Schülerinen, im Ganzen 40, allwöchentlich auf 4 bis 6 fl. W. W. zu stehen kamen. Allein wegen mangelhafter Gebahrung und anderweitiger Gründe, namentlich weil der vorzüglichste Gönner dieser Schulen Graf Waldheim in Wien gestorben war, wurden vom Staate die Unterstützungen eingestellt und die Utensilien der Lehrerin Anna Stowasser, nunmehr verehel. Keilwerth, gegen Bezahlung überlassen, welche fortan diese Industrie mit den vorhandenen Arbeitskräften auf eigene Gefahr betrieb und die Erzeugnisse Anfangs nach Wien an die Frau Henerice und später nach Prag an deren Tochter Frau Gabriele Müller, geb. Henerice Bouffiaux, Fortifikationsrechnungsführerswitwe, absetzte, wo die einzelnen Spitzentheile zusammengesetzt wurden. So ging das Geschäft fort, wenn auch immer schwächer, bis endlich 1855 durch die Munificenz Ihrer kaiserlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Sophie, welche 1200 fl. zu diesem Zwecke spendete, abermals eine Schule für Plats-Spitzen in Graslitz errichtet und unter das Protektorat des Herrn Grafen Erwein von No-

---

27) Die betreffenden Zeichnungen nebst Wappen befinden sich noch in den Händen des Herrn Stowasser.

28) L. Brodhuber, Dr. E. Holdhans und A. Martin: Industrie und Handel im Kaiserthume Oesterreich S. 617.

stitz gestellt wurde. Die Frau Gabriele Müller machte sich erbötig, die Arbeiten zu überwachen und zu leiten, mit der gewidmeten Summe die Lehr- und Arbeitskräfte zu unterstützen, wogegen sie die fertige Waare unentgeltlich zu ihrer freien Verfügung beanspruchte. In zwei Zimmern des neuen Schulhauses zu Graslitz wurde eine sog. „Glöggelschule" errichtet, Frau Anna Keilwerth als erste und deren Tochter Margarethe Keilwerth als zweite Lehrerin angestellt. Die aufgenommenen Mädchen erhielten Anfangs täglich 6 bis 9 kr. C. M; bei größerer Fertigkeit von jedem Stücke, welches mit dem Namen der Arbeiterin versehen an Frau Müller nach Prag geschickt wurde, noch eine besondere Belohnung, so daß sich der Wochenlohn einer Person durchschnittlich auf 2 bis 3 fl. C. M. stellte. Allein auch hier wurde das sog. „Einstricken," welches bereits nach einer neuen Art geschah, nicht gelehrt und führte nach Auflassung der Schule im März 1858, nachdem im Ganzen 54 Schülerinen ausgelernt worden waren, zu ähnlichen Schwierigkeiten wie in Gossengrün. Bei dem Abhängigkeitsverhältnisse, in welchem die Anstalt ganz und gar in die Hände der Vorsteherin zu Prag gegeben war, ist es begreiflich, daß die Schule keine große segensreiche Thätigkeit zu Gunsten der dortigen Gegend entfalten konnte. Nachdem sich nun die Lehrerin Margaretha Keilwerth, jetzt verwitwete Unger auch das von der Familie Müller vorenthaltene „Einstricken" eigen gemacht hat, ist sie bis in die Gegenwart die alleinige Trägerin des Unternehmens gewesen.

Noch ist einer den Brüsseler Spitzen ähnlichen Gattung von feinen Spitzen, der „Valenciennes" zu gedenken, deren Erzeugung vorwaltend in Gottesgab, weniger in Joachimsthal und Wiesenthal betrieben wird. Man vermuthet, daß diese Industrie vom nachbarlichen Sachsen herüber gewandert sei, wo derlei Spitzen seit der Errichtung von Spitzenschulen vorzüglich im nahen Oberwiesenthal angefertigt werden. Der Verdienst der dabei beschäftigten Arbeiter (wöchentlich 1 fl. bis 1 fl. 50 kr.) und der Absatz sind gering. Die fertige Waare wird großentheils nach Sachsen geliefert, das Übrige von inländischen Kaufleuten und den Händlern der Badeorte abgenommen [29]).

Die Gorlfabrikation. In den letzten Jahren hat sich auf dem Gebiete der erzgebirgischen Spitzenindustrie ein neuer Erwerbszweig mit einer seltenen Stärke entfaltet, und es scheint an der Zeit, dieser Erwerbsquelle, bevor sie sich wieder verliert, einige Betrachtungen zu widmen.

„Gorl" (lat. cordula) bedeutet im Allgemeinen einen starken, runden, gedrehten Faden, welcher zur Verzierung von allerlei Nähwerk gebraucht wird, und die Spitzen, bei deren Anfertigung vorzüglich der Gorl verwendet wird, heißen „Cordel-" oder „Gorlspitzen," im Erzgebirge kurzwegs die „Gorle" genannt. Ihre Erzeugung geschieht auf dreierlei Weise: entweder aus freier Hand ohne vorgelegtes Muster durch das sog. „Schlingen" oder nach vorgedruckten Mustern mit der Nadel, sog. „Gorlnähen" oder endlich gleich dem Klöppeln auf dem Klöppelstock. Das Materiale, welches dabei verwendet wird, besteht aus Schafwolle, „Seidasch" gen., und wird auf den „Klöppelmaschinen" theils in Sachsen, theils in Böhmen bereitet, zum großen Theile aber aus Barmen in Rheinpreußen bezogen, oder aus Seide, deren Fäden von den böhmischen Spitzenfabrikanten gesponnen werden. Bei der Gorlarbeit werden Glasperlen oder Schmelz eingelegt und auch nicht. Das Erzeugniß, lange nur von schwarzer Farbe, wird gegenwärtig in den buntesten Farben geliefert.

Das Aufkommen der Gorle gehört keineswegs in das Bereich der Gegenwart. Bereits in den 1820er Jahren wurden sog. „Gorl" oder „Schmelzspitzen" in Annaberg von zahlreichen Händen angefertigt; allein ihre Erzeugung beschränkte

29) Siehe über die Brüsseler Spitzenfabrikation die Herren Max Dormitzer und Dr. Edm. Schebe a. a. O. S. 173.

sich auf diese Stadt und war, ohne einer größeren Ausdehnung entgegenzugehen, in der Folge wieder abhanden gekommen. Im J. 1847 trat diese Industrie abermals, jedoch in einem größeren Umfange hervor und wurde bis zum J. 1854 im benachbarten Sachsen mit Hilfe von Posamentirstühlen und auch in den angrenzenden Gegenden des böhmischen Erzgebirges als Handarbeit ziemlich schwunghaft betrieben. Doch durch das Auftauchen anderer Aufputzgegenstände, wie: Bänder, Schnüre u. drgl. wurde dieser Artikel immer wieder verdrängt, bis er endlich 1856 von einigen böhmischen Spitzenfabrikanten von Neuem aufgegriffen und im Vereine mit sächsischen Unternehmern 1860 der gegenwärtigen Vollendung zugeführt wurde. Der Unterschied gegen die in den Jahren 1847 bis 1854 erzeugte Gorle besteht vornehmlich darin, daß diese aus Baumwollgarn, welches mit Seide übersponnen wurde, und ohne Glasperlen verfertigt war. Binnen Kurzem hatte sich die Gorle in ihrer neuesten Form in die Handlungen und Modesalons Bahn gebrochen, innerhalb zweier Jahre dieser Industriezweig über das ganze Erzgebirge und 1864 auch über die an dessen Fuße sich hinziehenden Gegenden verbreitet und in einem Umkreise von 10 Meilen in Sachsen und Böhmen die Hände der gesammten weiblichen Arbeiterbevölkerung in Anspruch genommen, gewiß ein sprechender Beleg, daß die Arbeitslust des Erzgebirgers nicht ein bloßes Launenspiel ist.

Wenn auch das zeitweilige Hervortreten einzelner Spitzenfabrikationszweige auf die Einbürgerung neuer Industrien und auf junge Unternehmungen keinen fördernden Einfluß nehmen kann, indem man seine stehende Beschäftigung des augenblicklichen Vortheiles halber verläßt und sich allgemein der vorübergehenden Erwerbsquelle zuwendet, so dürfen wir der Gorle dennoch nicht alle Bedeutung besonders in Ansehung der Zeitverhältnisse absprechen. Um sie gehörig zu würdigen, müssen zunächst die Zustände, der einheimischen Industriearbeiter überhaupt ins Auge gefaßt werden. Schon längst lag das Klöppelwesen darnieder und an sein Wiederaufleben war nicht mehr zu denken. Dieser traurige Zustand sollte jedoch nicht auf diesen Landstrich beschränkt bleiben. Das Hereinbrechen der Baumwollkrisis und deren traurige Folgen sind leider nur zu bekannte Thatsachen, um sie hier des Weiteren erwähnen zu müssen. Während jedoch das Kriegsschwert jenseits des Oceans den für die kontinentale Fabrikation bedeutungsvollen Baumwollzug abschnitt und durch Lähmung des Baumwollhandels ein weit verbreiteter Zweig der inländischen Industrie abgestorben war, sollte gerade von dort der mächtigste Impuls für die Wiederbelebung der erzgebirgischen Erwerbsverhältnisse ausgehen. Denn vorzüglich dem starken Absatze der Gorle nach den nordamerikanischen Freistaaten war der schnelle Aufschwung und die Blüthe dieses Erwerbszweiges zu verdanken. Inmitten dieser bedrängten Lage der Arbeiterbevölkerung hatte sich diese Erwerbsquelle erschloßen und wenigstens einem Theile derselben, dem hart heimgesuchten Erzgebirgsbewohner, zu Brod und Nahrung verholfen und darin liegt die eine bedeutungsvolle Seite der Gorlfabrikation.

Eine weitere ergibt sich aus der verhältnißmäßig hohen Ergiebigkeit, welche dieser Industrie innewohnte. Bei dem neuerlichen Auftauchen der Gorle stieg ihr Ertrag wohl nicht viel über den gewöhnlichen Klöppellohn von täglichen 10 bis 12 kr. Als sich aber in der Folge die Absatzkreise immer mehr erweiterten und dieser Aufputzgegenstand fast in allen Ländern Eingang gefunden hatte, in welchen man der französischen Mode huldigt, mußte auch diese Erwerbsquelle immer reichlicher und erträglicher fließen. Wenn ein Arbeiter bei mittelmäßiger Geschicklichkeit und Thätigkeit täglich 50 kr. verdienen konnte, so war dies bei den Verhältnissen, welche dieser Industrie vorangefolgt sind, gewiß ein namhafter Erwerb.

Der eigentliche Sitz des Gorlhandels war auf böhmischer Seite Weipert, welche Stadt die Erzeugnisse zumeist nach Annaberg lieferte, im Übrigen aber an inländische Kaufleute absetzte.

Die Blüthezeit der Gorle fällt in den Frühling des J. 1864. Der im

August des nämlichen Jahres eingetretenen Stockung folgte zwar alsbald ein lebhafterer Betrieb; doch kehrte diese Erscheinung mit jedem Jahre immer häufiger und nachhaltiger wieder und seit einem Jahre liegt diese Industrie, wie leicht vorauszusehen war, ganz darnieder. So lieferte dieser Erwerbszweig einen glänzenden Beweis, welche verwendbare Arbeitskraft sonst im Erzgebirge sich bei Hungerlöhnen verzehren muß.

Die Förderungsmittel zur Hebung der Spitzenindustrie in dieser Periode. Seitdem der Preis der Klöppelspitzen durch die englische Maschinenproduktion unter ein Minium herabgedrückt wurde, über welches hinaus sich ihr Werth nimmermehr hoch erheben wird, ist das Klöppeln gemeiner Spitzen unhaltbar geworden, und neuestens scheint man sich dahin geeinigt zu haben, das alte Verfahren seinem Schicksale zu überlassen, damit es nach und nach zur Gänze verfalle. Anderseits aber ist die Spitzenerzeugung für das Erzgebirge eine Lebensfrage und darum wiederholt ein Gegenstand wissenschaftlicher und fachkundiger Erörterungen geworden [30]) und die darin niedergelegten Vorschläge hat bereits Dr. August Dietzmann 1847 in den Worten niedergelegt: „Jede Mühe, um dem Klöppeln weiter ein armseliges Dasein zu fristen, ist vergebens; alle, die es wohl meinen, sollen vielmehr ihre ganze Kraft aufbieten, das Klöppeln Brüsseler und Mechelner Spitzen zu fördern oder neue Industriezweige zu wecken." Im Einklange hiermit stehen die Maßregeln, welche zur Hebung der Spitzenindustrie in dieser Periode ergriffen wurden. Das Verdienst, den ersten Schritt zur Lösung dieser Frage gethan zu haben, gebührt Seiner kaiserlichen Hoheit, dem Erzherzoge Stephan, einstigen Landesgouverneur von Böhmen, dessen Name darum von jedem Erzgebirgsbewohner nur mit Dankesgefühlen genannt werden sollte. Der Lieblingsgedanke dieses edlen Menschenfreundes, den kranken Wirthschaftsorganismus in jenem Gebirgsstriche wieder zu beleben, fand seine segensreiche Verwirklichung in der Begründung eines Hilfsvereines für das Erz- und Riesengebirge, aus welchem das gegenwärtige Centralcomité zu Beförderung der böhmischen Erz- und Riesengebirgsbewohner hervorgegangen ist. Die rege Thätigkeit, welche diese gemeinnützige Anstalt zum Besten der dortigen Arbeiterbevölkerung entfaltet [31]), war zunächst auf die Erschließung neuer Erwerbsquellen gerichtet und diese durch Einführung der Handschuhnähterei, Strohflechterei, Sammt- und Seidenweberei glücklich angebahnt worden. Ebenso wird durch die Errichtung einer Musikschule in Graslitz die Hebung der Fabrikation von Blas- und Streichinstrumenten angestrebt. Was nun die Brüsseler Spitzenfabrikation anbelangt, so haben wir bereits einen Theil der Spitzenarbeiter, im J. 1863 ungefähr 4000, dabei angetroffen und um den Übergang zu dieser Beschäftigung zu ermöglichen, wurden vom Centralcomité im vorigen Jahrzehnte für Tüllstickerei, Applikationsarbeiten und Points besondere Schulen errichtet, so zu Trinkseifen (1854—55), Bleistadt (1854—62), Heinrichsgrün (1856—57), Bärringen (1856—58), Preßnitz (1857—58) und Katharinaberg (1857—60). Das Opfer, dem sich diese Klasse der Spitzenarbeiter mit dem Wechsel ihrer Beschäftigung unterzog, ward durch Verbesserung ihrer Lage einigermaßen aufgewogen.

Ein beträchtlicher Theil dagegen, die Zahl wurde im J. 1863 auf 8000 Personen geschätzt, hat an seiner ererbten Beschäftigung, dem Klöppeln, festgehalten und auch fernerhin die damit verbundenen Drangsale auf sich genommen. Das

30) S. Max. Dormitzer und Dr. Ed. Schebek a. a. O. S. 187; Prof. Dr. Peter Mischler a. a. O. S. und Theophil Pisling: Volkswirthschaft und Arbeitspflege im böhm. Erzgebirge.

31) Anderer Meinung ist natürlich jener nationale Pamphletist, der in seinen „böhmischen Skizzen" jedes edle Streben mit Hohn begeifert. Der „doppelgradige" Anonymus hat jedoch vergessen, daß die Bemühungen des Centralcomités auch der Spitzenerzeugung gelten, welche von den slavischen Schriftstellern des Auslandes zu den eigenthümlichen Kunstarbeiten der böhmischen Nation gezählt und wegen welcher diese so sehr gerühmt wird.

Klöppelgewerbe hat sich dabei in folgende Distrikte gegliedert: in Gegenden, wo weiße Spitzen erzeugt werden, wie in Platten, Bärringen, Abertham, Schönlind, Heinrichsgrün, Griesbach, Tatterwies, Rothau, Frühbuß, Sauersack, Hirschenstand u. s. w.; Gegenden, wo man Seidenspitzen klöppelt, wie in Wiesenthal, Dürnberg, Stolzenhain, schwarze Spitzen dagegen in Neuhammer, Trinkseifen, Neudek und Umgebung und endlich die Gegend von Pürstein als Erzeugungsort von Kirchenspitzen. Bei der großen Entwerthung der Klöppelspitzen und dem niedrigen Stande des Klöppellohnes drängt sich unwillkürlich die Frage auf: wie der mangelnde Erwerb von dieser Klasse der Spitzenarbeiter ersetzt werde? Zunächst sucht man durch Mehrarbeit das kärgliche Einkommen zu steigern. Die Folge davon ist, daß eine Fülle von Waaren aufgespeichert wird, die, ohnedies auf einen beschränkten Absatz angewiesen, bei dem geringsten Modewechsel als „Ladenhüter" im Werthe noch mehr sinken. Ja, der Nachtheil dieser Vielproduktion ist noch ein weiterer. Um nämlich die Arbeitsmenge zu erhöhen und so den allernothwendigsten Lebensunterhalt zu beschaffen, werden nicht nur die Arbeitskräfte der Kinder, sondern auch solcher Personen, welchen es bereits an der erforderlichen Gesichtsschärfe und Gelenkigkeit gebricht, ausgenützt und häufig auch schlechte Waaren in den Handel gebracht. Die Zahl dieser Arbeiter wird noch durch jene vermehrt, die sich nur zeitweise, meistens im Winter hinter das Klöppelkissen flüchten. Bei solchen Verhältnissen darf es nicht befremden, wenn der niedrige Klöppellohn immer ungünstiger sich gestaltet, und der Zustand dieser Arbeiterklasse wird desto bedenklicher, je mehr es dem menschlichen Erfindungsgeiste gelingt, die Verrichtungen der Menschenhand auf die Maschinen zu übertragen. So erzeugt Frankreich auf den letzteren schwarze und weiße Seidenspitzen, welche nur ein geübter Kennerblick von den ächten Blonden unterscheiden kann. Ohne Aussicht auf eine freudigere Zukunft trösten sich die meisten Klöppelleute mit der Hoffnung auf bessere Zeiten, und bei ihrem kümmerlichen Leben hat sich der Erbfeind jedes wirthschaftlichen Fortschrittes eingeschlichen: allzu große Genügsamkeit. Namentlich diese war es, welche den Klöppler oft die Nützlichkeit von wohlgemeinten Einrichtungen verkennen ließ. Nur Unterricht und Belehrung können hier fruchtbringend wirken. Das Centralkomité, auch für das Wohl dieser Arbeiter bedacht, suchte durch Gründung von Klöppelschulen diesen Industriezweig nach Kräften zu heben. Derlei Anstalten wurden errichtet zu Joachimsthal (1848—57) und Sonnenberg (1852—58) für geklöppelte Baum- und Schafwollspitzen, zu Kunau (1854—56) und Schmiedeberg (1856—61) für Klöppelspitzen aus Hanf und Roßhaar mit Strohverzierung. Es wurde zwar die Errichtung von Klöppelschulen zu einer Zeit, welche mit dem Klöppelwesen abgeschlossen haben sollte, zumal im Erzgebirge, wo das Kind schon von Geburt aus gleichsam ein kleiner Meister im Klöppeln sei, als zwecklos hingestellt; doch hat man dabei übersehen, daß durch Verarbeitung eines neuen Stoffes einigermaßen der Markt wieder gewonnen und der Klöppellohn gesteigert wurde. Wenn aber einzelne seit dem J. 1850 errichtete Spitzenschulen den gehegten Erwartungen nicht entsprachen und nach kurzem Bestande wieder eingingen, so ist die Schuld dem Mißverständnisse Seitens der Bevölkerung, theilweise aber auch der verfehlten Wahl des Standortes, der Unternehmer und Lehrkräfte beizumessen.

Allein auch diese wiederholten Anstrengungen, so gut sie gemeint waren, konnten doch ein alteingewurzeltes Leiden nicht beseitigen, an welchem die böhmisch-erzgebirgische Spitzenindustrie langsam dahinsiechte, welches ihr die frische Triebkraft benahm und die edelsten Kräfte aufzehrte. Worin dieser Krebsschaden besteht und auf welche Weise eine gründliche Heilung desselben gegenwärtig angestrebt wird, wird im Folgenden gezeigt.

Fortsetzung. Die Musterwerkstätten. Soll die Menschenhand gegenüber der Concurrenz der Maschinenprodukte sich behaupten, so kann die Massenerzeugung nicht genügen. Je mehr sich die Handspitzen ihr nähern, desto

gleichförmiger muß die Arbeit sich gestalten, die Gleichförmigkeit aber ermöglicht den Maschinenbetrieb und nur die Mannigfaltigkeit gewährt der Handarbeit einen für die Maschinen unerreichbaren Vorsprung. Die Ausnützung dieses Vortheiles allein kann der menschlichen Hand, welche mit jeder Bethätigung ein neues Werk und eine Fülle von Originalien zu schaffen vermag, im Kampfe mit der Maschine zum Siege über ihre willenlose Feindin verhelfen. In wie weit höherem Grade erheischt aber die Natur der Spitzen einen steten Wechsel der Formen. Als Schmuck- und Luxussache unterliegen sie der Mode, dieser stolzen Gebieterin der Gesellschaft, welche sich nur durch Neuheit gefällt. Die bloße Erzeugung von Quantitäten kann daher den Spitzenwerth nicht erhöhen, wir müssen ihn anderswo suchen.

Die Spitze ist als kostbarer Schmuck bei allen gebildeten, theilweise auch bei rohen Völkern und fast zu allen Zeiten, selbst von den Gesetzgebungen den theuersten Zierwerken, den edlen Metallen und Edelsteinen zur Seite gestellt worden, und doch ruht ihr Werth nicht wie bei diesen im Stoffe, sondern in der Form, in der Arbeit, und je mehr der künstlerische Genius den Stoff beherrscht und je mehr darin Fleiß, Geschick und Geschmack sich sammeln und das Ideal verkörpert hervortritt, desto mehr kann sich die Spitze den kostbarsten Gütern des Erdenlebens anreihen und selbst darüber hinaus erheben. Hierin liegt eben das Erhabene der Menschenhand, daß sie als Werkzeug des nimmer ruhenden Geistes den todten Stoff in ewig wechselnden Formen zu beleben weiß. Es ist dies freilich eine hohe Aufgabe, welche dadurch dem Spitzenarbeiter zugewiesen ist, aber gerade diese hohe Bestimmung wird seinen Kunsterzeugnissen für alle Zeiten ihren Werth und Absatz sichern und auch die Klöppelspitzen wieder zu Ehren bringen, wie sich dieses immer mehr herausstellt. Das eigentliche Schwergewicht der Handspitzen ruht somit in ihrer Qualität, deren Vielseitigkeit sie von den Maschinenprodukten entfernt und deren Vollendung sie ihrem Zwecke zuführt. Die richtige Erkenntniß dessen hat sich in den Fortschritten anderer Länder, besonders Belgien und Frankreich, schon längst vollzogen, und hierin liegt der Grund, warum in Frankreich, welches in diesem Industriezweige fast achtmal so viel Menschen als Oesterreich beschäftigt, der Verdienst eines Arbeiters dreimal höher als bei uns ist. Im böhmischen Erzgebirge wurde dieses leider bis heute übersehen; man ließ unbekümmert um die herrschende Geschmacksrichtung von der Arbeiterin die Erzeugnisse mechanisch gleich einer Maschine vervielfältigen, und so ist es gekommen, daß die dortige Spitzenindustrie mit jedem Jahre immer tiefer gesunken ist. Ganze Familien haben oft ein und dasselbe Muster durch Jahrzehnte fortgearbeitet. Die böhmisch-erzgebirgische Spitzenfabrikation aus dieser falschen Fährte zu leiten und ihr durch einen intensiven, kunstgerechten Betrieb eine bleibende Stätte auf dem Weltmarkte zu verschaffen, ist das neuestens von der hohen Staatsregierung und dem Centralcomité durchgeführte Princip der Musterwerkstätten, wie solche im J. 1867 durch den Berliner Spitzenhändler Herrn Johann Jakob Wechselmann, u. z.:

je eine in Bärringen (später nach Neuhaus verlegt) für Chantilly und Quipures;

in Gossengrün, Bleistadt, Heinrichsgrün, Schönlind, Frühbuß für Points à l'aiguille;

in Neudek und Trinkseifen für Chantilly;

in Seifen und Gottesgab für Valenciennes;

und zwei in Graslitz, die eine für Points duchesse, die andere für Points à l'aiguille errichtet worden sind. Sie bieten dem Spitzenarbeiter nicht nur Gelegenheit, sich technisch zu vervollkommnen und durch den steten Zufluß der neuesten Muster, sowie durch Einführung neuer Verfertigungsarten und Werkzeuge der Fortschritte zu bemächtigen, welche sich auf dem Gebiete der Spitzenindustrie in anderen Ländern immer mehr geltend machen, sondern sichern ihm auch eine Absatzquelle, die dem Unternehmer dieser Werkstätten nicht minder wie ande-

ren Spitzenhändlern zugänglich ist. Die Großmuth unseres Kaisers, welcher die halben Erträgnisse von zwei Wohlthätigkeitslotterien hierzu widmete, ermöglichte es auch hier zu einer Zeit, wo mit dem Erlahmen der Gorlfabrikation neue Bedrängnisse über einen großen Theil der erzgebirgischen Arbeiterbevölkerung hereingebrochen sind, ihr hilfreich beizustehen und die Spitzenindustrie endlich in feste Bahnen zu bringen.

Für die Errichtung und Erhaltung der Musterwerkstätten erhält Herr Wechselmann während der ersten 3 Jahre eine jährliche Unterstützung von 36.000 fl., dagegen hat er dieselben durch weitere 2 Jahre auf eigene Kosten fortzuführen. Bei der Wahl der Spitzengattung wurde vorzüglich der Arbeit Rechnung getragen, welche früher daselbst angefertigt wurde, um so den Uebergang zur edleren Spitze zu vermitteln, und zugleich eine räumliche Gliederung des Spitzengewerbes ins Auge gefaßt, so daß sich das Gebiet der Points à l'aiguille von Gossengrün bis Frühbus, das der Chantilly-Spitze von Neuhaus bis Neudek und das der Valenciennes von Platten bis Gottesgab und die angrenzenden Gegenden erstrecken würde. Der Unterricht wird meist von belgischen Meisterinen, welche einen Monatsgehalt bis 120 Franks beziehen, ertheilt. Die ärmeren Lehrlinge erhalten gleich beim Eintritte täglich 10 bis 12 Kreuzer Lohn, außerdem das nöthige Geräthe, welches ihnen theils gegen Abschlagszahlungen, theils als Prämie überlassen wird. Bei größeren Stücken wird die Entlohnung nach dem Werthe des fertigen Erzeugnisses bemessen und wöchentlich nach Maß der vorgeschrittenen Arbeit ausgezahlt. Ausgelernte Zöglinge erhalten bei ihrem Austritte ein Fertigkeitszeugniß. Größere Kunstarbeiten werden in den Musterwerkstätten ausgestellt, und um den Besuch und Fortschritt ersichtlich zu machen, Präsenzlisten und Musterbücher geführt. Die Centralleitung hat in Neudek ihren Sitz. Außerdem soll daselbst eine Appretirungsanstalt und, um die Arbeiterinen in den verschiedenen Werkstätten mit dem Verfertigen vollständiger Spitzenerzeugnisse vertraut zu machen, eine wandernde Applicationsanstalt ins Leben gerufen werden. Erfreulich und ein Zeichen gewissenhafter Fürsorge ist die von dem Unternehmer angeregte Gründung eines allgemeinen Kranken-Unterstützungsvereines der Spitzenarbeiter. Einen Einblick in die Leistungen der Musterwerkstätten gewährte die kunstgewerbliche Ausstellung des österreichischen Museums in Prag, dessen Organ sich in lobenswerther Anerkennung, wie folgt, darüber ausspricht:[32])

„Die Sache selbst, trotzdem sie eine verhältnißmäßig neue ist, die wenigsten Musterwerkstätten bestehen über ein Jahr, ein Theil derselben noch nicht 10 Monate, verspricht bedeutende Resultate für die Zukunft, denn jetzt schon sind die aus diesen Werkstätten hervorgegangenen Leistungen der Qualität nach sehr befriedigend, theilweise können sie sogar schon belgischen und französischen Fabrikaten an die Seite gestellt werden. Der Leiter selbst, Herr Wechselmann, läßt für das Gelingen des Unternehmens das Beste hoffen, und daß diese Aussicht eine gegründete ist, beweisen die auf der Ausstellung befindlichen Proben. Von Seite der technischen Vollendung bleibt wohl wenig, was nicht wenigstens in der Zukunft erreichbar schiene, zu wünschen übrig."

Von den verschiedenen Spitzensorten, welche hier ausgestellt waren und sich durch ihre gelungene Ausführung auszeichneten, verdienen außerdem wegen ihrer Größe Erwähnung:

1. unter den Nadelspitzen: ein dreieckiges Tuch (Pointe in pointe à l'aiguille à reseau) in der Musterwerkstätte zu Gossengrün von 103 Arbeiterinen in 239 Theilen und zusammen 1912 Arbeitstagen verfertigt;

ein Volant in der Musterwerkstätte zu Schönlind von 60 Arbeitern in zusammen 1278 Arbeitstagen bereitet;

---

32) Mittheilungen des k. k. österreich. Museums für Kunst und Industrie, IV. Jahrgg. S. 282.

eine Volant-Gaze in der einen Musterwerkstätte zu Graslitz von 23 Arbeiterinen in zusammen 1002 Arbeitstagen vollendet;

2. unter den Klöppelspitzen: eine Volant-Application in der anderen Musterwerkstätte zu Graslitz von 17 Arbeitern in zusammen 870 Arbeitstagen bereitet.

Um das Verfahren zur Anschauung zu bringen und den Besucher von der Identität der ausgestellten Arbeiten zu überzeugen, waren im Ausstellungslocale 6 Mädchen unter Aufsicht einer Lehrerin mit der Anfertigung verschiedener Spitzenarbeiten beschäftigt. Die fertigen Waaren finden jetzt schon zum großen Theile im Auslande ihren Absatz. Gegenwärtig genießen bis 8000 Personen Unterricht in den Musterwerkstätten, und eine größere Betheiligung würde hie und da die Kräfte der Anstalten übersteigen. So beschäftigt in Graslitz die eine Musterwerkstätte allein 70 Mädchen und außerdem einige zu Hause. Als daselbst wegen des starken Zudranges mehrere ausgelernte Mädchen die Anstalt verlassen sollten, um anderen Zöglingen Platz zu machen, bestürmten sie den Unternehmer mit Bitten, sie fernerhin darin zu belassen, weil sie eine noch höhere Ausbildung zu erlangen hofften, und Herr Wechselmann säumte nicht, diesem Eifer durch Adaptirung des herrschaftlichen Rentamtsgebäudes zu willfahren. Bedenkt man nun, daß etwa 12.000 Arbeiterinen für die Kunstindustrie gewonnen werden sollen, so bleibt für die noch laufenden 4 Jahre des Bestandes der Musterwerkstätten allerdings sehr viel zu thun übrig und die ihnen gesetzte Dauer erscheint darum viel zu kurz. Dazu kömmt, daß sich jetzt auch andere Gegenden um die Wirksamkeit der Musterwerkstätten bewerben, welche bisher davon geschlossen waren, nämlich Weipert und Kupferberg. Bei dem Mangel der nöthigen Fonds können jedoch dieselben einstweilen nicht berücksichtigt werden, es steht aber zu hoffen, daß bei Verlegung der Musterwerkstätten auch die anderen Gebirgstheile in deren Wirkungskreis einbezogen werden. Mit welchen Schwierigkeiten das neue Unternehmen zu kämpfen hat, und wie sich hie und da Neid und Mißverständniß demselben hindernd entgegenstellen, werden wir später zeigen. Nur so viel sei hier bemerkt, daß in Neudek bei den sich mehrenden Anfeindungen der Spitzenhändler kein anderer Ausweg übrig bleibt, als die Musterwerkstätte nach Bernau zu übersetzen, wo sich gewiß ein fruchtbarerer Boden dafür finden wird. Hoffentlich wird an den übrigen Orten das innige Wort, das in dieser Beziehung an die Erzgebirgsbewohner erging, seine Wirkung nicht verfehlen.[33])

Studien aus der böhmischen Rechtsgeschichte.

I. Das deutsche Recht in Böhmen.

Es läßt sich leicht begreifen, daß die Deutschen in Böhmen sich nicht dem dort vorgefundenen slavischen Rechte unterwarfen, sondern ihr eigenes Recht in ihre neue Heimat mit hinübernahmen. Nicht als rechtlose Fremdlinge betraten die Deutschen die slavische Erde, sondern als Vollbürger; nicht die Könige, die sie aufnahmen, bestimmten die Bedingungen, unter denen sie aufgenommen werden sollten, sondern die neuen Colonisten selbst waren es, die in selbstbewußter Erkenntniß ihres Werthes ihrerseits die Modalitäten der Einwanderung festsetzten. Das Recht nun ist ein Moment des ganzen Volkslebens und ist als sittlicher Begriff abhängig von der sittlichen Einsicht und den sittlichen Anschauungen des

33) Herr Richard Ritter von Dotzauer: Aufruf an die böhmischen Erzgebirgsbewohner zur thätigen Mitwirkung an der durch das Central-Comité in Prag angestrebten Hebung der Spitzenindustrie.

Volkes. Wie daher die Deutschen ihre Sprache in die neue Heimat mit hinübernahmen, so auch ihr Recht, und wie das geistige Leben in Böhmen durchtränkt wurde vom deutschen Geiste, wurden deutsche Ideen im Rechte selbst dort recipirt, wo sich das Leben noch nach alter slavischer Grundlage bewegte.

Für den Historiker sind die anziehendsten Partien diejenigen Abschnitte der Weltgeschichte, in denen sich zwei Kreise des geschichtlichen Lebens berühren. So z. B. in der antiken Welt die Einwirkung griechischer Kunst und Literatur auf den römischen Geist; oder am Ausgange der alten Geschichte die Berührung zwischen der antiken heidnischen Welt und dem Christenthum, oder der Zusammenstoß zwischen dem sinkenden und gesunkenen Römerthum und dem jugendkräftigen, die Welt verjüngenden Germanenthum. Wie nun die Geschichte überhaupt derartige Receptionen fremder Culturkreise erzählt, so weist uns auch die Rechtsgeschichte mehrfache derartige Receptionen fremden Rechtes Seitens eines andern Volkes auf. Eine derartige Reception ist z. B. die Aufnahme des römischen Rechtes in Deutschland im 15. und 16. Jahrhundert. Diese Reception hat in der deutschen Rechtswissenschaft, freilich theilweise aus praktischen Gründen, eine mehr oder minder erschöpfende Darstellung gefunden. Aber jene andere Reception, die des deutschen Rechts in den Ländern der slavischen Zunge, in Schlesien, Polen, Böhmen, ist noch nicht zu einem Gesammtbilde vereinigt. Die Verpflanzung des deutschen Rechtes nach Böhmen und Mähren erfolgte bekanntlich im 13. Jahrhundert. Die Gründung der Städte unter Ottokar II. entwickelte das deutsch-städtische Weichbildrecht (jura civitatum), dem gegenüber das böhmische Landrecht (jus provinciale) steht. Beide verfolgen abgesondert und von einander unberührt ihren Gang. Doch verbreitete sich das deutsche Recht von seinem Mittelpunkte, den Städten im Lande immer mehr und mehr. Nicht nur die Dörfer der nächsten Umgebung, die von Bürgern nach deutschem Recht angesetzt wurden, richteten sich nach ihm, auch die slavischen Dorfanlagen suchten sich allmälig die Wohlthaten der deutschen Rechtspflege zuzuwenden, so daß nach Palacky in der 1. Hälfte des XIV. Jahrhunderts wohl kaum ein nicht nach deutschem Recht angesetztes Dorf zu finden war. Die Geltung des Landrechts verengerte sich immer mehr und mehr und beschränkte sich zuletzt auf den Adel. Zwischen dem böhmischen Landrecht und dem deutschen Stadtrecht gibt es kein Vermittlungsglied, und doch tritt uns die merkwürdige Erscheinung entgegen, daß die böhmischen Rechtsbücher des XIV. Jahrhunderts, welche das böhmische Landrecht behandeln, von vielen deutschrechtlichen Instituten und Anschauungen durchgezogen sind. Es muß einer späteren Abhandlung vorbehalten bleiben, diese böhmischen Rechtsbücher näher zu behandeln, und die Gründe dieser interessanten Erscheinung darzulegen. Es seien daher an dieser Stelle nur einige Momente aus dem reichen urkundlichen Material herausgehoben, aus denen zu entnehmen ist, wie sich das deutsche Recht in Böhmen immer weiter ausbreitete.

Eine der ersten Colonien der Deutschen in Böhmen, von denen die Geschichte berichtet, ist bekanntlich die Ansiedlung der Deutschen am Porschitz in Prag. Es steht fest, daß sie schon unter der Regierung Wratislaw II. (1061—1092) sich nach ihrem heimatlichen Rechte, nach ihrem Gebrauch und Herkommen gerichtet haben. Aus den Zeiten Sobieslaw II. (1173—1178) rührt das Privilegium, wodurch dieses Recht der deutschen Colonie neuerdings anerkannt und confirmirt wurde. In diesem Privilegium heißt es: „Ich Sobieslaus, Herzog der Böhmen, mache der Mit- und Nachwelt bekannt, daß ich die in der Prager Vorstadt wohnenden Deutschen in meinen gnädigen Schutz aufnehme und verordne, daß diese Deutschen, wie sie durch ihre Nationalität von den Böhmen unterschieden sind, auch von dem für die Böhmen geltenden Rechte ausgenommen seien. Ich gestehe denselben zu, nach deutschem Recht und Gesetz zu leben, wie sie es haben schon seit den Zeiten meines Großvaters, des Herzogs Wratislaw. Ihren Pfarrer an

ihrer Kirche und ingleichen ihren Richter sollen sie sich selbst wählen, und der Erzbischof soll ihrer Wahl in keinerlei Weise widersprechen. Wenn ein Böhme mit einem Deutschen eine Rechtssache hat, in der ein Zeugenbeweis vorkommt, so soll der Böhme gegen den Deutschen zwei Deutsche und einen Böhmen, sämmtlich unbescholtene Männer, als Zeugen haben. Ebenso umgekehrt, wenn ein Deutscher mit einem Böhmen einen Streit hat, soll der Deutsche wider den Böhmen zwei Böhmen und einen Deutschen, aber unbescholtene Männer, als Zeugen haben. Ebenso wenn ein Böhme oder sonst wer einen Deutschen verklagt, dann soll der Oberstkämmerer seinen Boten an den Richter der Deutschen senden, und der Richter der Deutschen wird die Sache selbst aburtheilen; der Oberstkämmerer dagegen hat mit dieser Sache weiter Nichts zu schaffen."

Aus dem Jahre 1204 stammt die Urkunde des Markgrafen Wladislaw von Mähren, in der er dem Johanniterorden das Recht zugesteht, Colonisten auf seine Besitzungen zu berufen, die nach deutschem Recht leben sollen. Im Jahre 1231 unter der Regierung Wenzel I. begegnen wir einer neuerlichen Bestätigung und Vermehrung des Privilegiums Sobieslaw II. für die Deutschen in Prag. In diesem Privilegium werden die Deutschen bereits „unsere Bürger" benannt. Aus dem Jahre 1243 stammt das Privilegium König Wenzel I., womit derselbe die Stadt Brünn mit dem Stadtrecht bewidmet; dieses Brünner Stadtrecht ist zugleich die erste ausführlichere Zusammenfassung des Municipalrechts. Es zerfällt in zwei Theile, von denen der eine ältere im Contexte der Urkunde selbst „Privilegium majus" genannt wird, daher man den zweiten Theil gemeiniglich „privilegium minus" zu nennen pflegt. Der erste Theil enthält gemeines deutsches Recht, der zweite besondere, auf örtlichen Verhältnissen beruhende Bestimmungen. Es heißt in diesem privilegium minus: Wir wollen und bestimmen daher unverbrüchlich, daß keiner der Barone oder Adeligen des Landes irgend eine Gewalt in der Stadt Brünn haben solle, noch irgend eine Gewaltthätigkeit ausüben, noch irgend Jemand ohne Benachrichtigung und Erlaubniß des Stadtrichters in Gewahrsam nehmen dürfe. Wir wollen, daß über die Bürger, wenn dieselben außerhalb der Stadt Besitzungen haben, das Landgericht seine Gerichtsbarkeit ausüben solle. Auch verordnen wir, daß derjenige, der in der Stadt Eigenthum hat, damit ohne Rücksicht auf die Verwandtschaft einer Person schalten könne. Wir verordnen weiter, daß wenn ein Bürger mit Hinterlassung von Weib und Kindern stirbt, die hinterlassenen Güter keineswegs dem Stadtrichter, sondern der Witwe und den Kindern zufallen solle. Wenn aber derjenige, der stirbt, Weib und Kinder nicht zurückläßt und ohne Testament und letztwillige Anordnung verstorben ist, so soll seine Verlassenschaft dem nächsten Erben anheimfallen. Zwischen den Jahren 1249 bis 1253 bestätigt König Wenzel I. die Privilegien der Stadt Iglau. Dieses Iglauer Stadtrecht besteht aus drei Theilen, nämlich dem Privilegium des König Wenzel und des Markgrafen Premysl, enthaltend die städtischen Freiheiten; aus den Schöffensprüchen, aus dem Bergrechte. Dieses Iglauer Stadtrecht ist für die Rechtsgeschichte von eminenter Bedeutung. Es ist bekannt, daß die Colonisation der slavischen und ungarischen Länder Oesterreichs größtentheils auf flandrische Ansiedler zurückzuführen ist. So ist es z. B. höchst wahrscheinlich, daß die deutsche Ansiedlung in Prag unter Wratislaw II. (1061—1092) gleichfalls niederländischen Ursprungs gewesen sei. Der Bodenreichthum des Landes scheint niederländische Kaufleute angezogen zu haben, sich an den wichtigsten Verkehrspunkten und Märkten, insbesondere an den Sitzen der slavischen Burgen feste Niederlassungen zu gründen, um sie als Mittelsstationen für den weitern Handelszug nach Ungarn zu benützen. So entstanden nach und nach, insbesondere am Sitze der slavischen Burgen, deutsche Gemeinden mit besonderen Freiheiten und Immunitäten, die sich allmälig auch durch Herbeiziehung anderer deutschen Elemente verstärkten, zu Märkten heranbildeten und die Segnungen ihrer Rechtspflege auch auf

die eingeborenen Bewohner des Landes verbreiteten. Es ist somit sehr wahrscheinlich, daß Iglau einer Colonie flandrischer Kaufleute seine Entstehung verdankte. Wenigstens erscheinen die Bestimmungen seines Stadtrechtes in nächster Verwandtschaft mit den flandrischen und wallonischen Stadtrechten. Bergbauende Colonien gingen von Iglau aus, die zahlreiche deutsche Gemeinden in Böhmen und Mähren gründeten, die, gehoben durch den aus dem Boden sprießenden Reichthum, bald zu Städten heranwuchsen. So fehlt es denn nicht an Stadtrechten und Rechtsdenkmälern, für die das Iglauer Stadtrecht selbst als Quelle gedient oder bei welchen sich wenigstens eine solche Uebereinstimmung zeigt, daß an einem äußern oder innern Zusammenhang nicht gezweifelt werden kann.

Das der Stadt Brünn im Jahre 1243 von König Wenzel verliehene Stadtrecht scheint bei zunehmender Bevölkerung dem erweiterten Rechtsbedürfnisse nicht mehr genügt zu haben. Daher findet sich im Anfange des XIV. Jahrhunderts das im Lande bereits zu allgemeiner Geltung und zu großem Ansehen gelangte Iglauer Stadtrecht vor.

Auch auf das Prager Stadtrecht äußerte das Iglauer Stadtrecht seinen Einfluß. Im Norden Böhmens hatte sich bekanntlich das Magdeburger Recht ausgebreitet; Leitmeritz und Königgrätz waren daselbst die bedeutendsten Städte, die sich nach Magdeburger Recht richteten, und erstere Stadt war ein wichtiger Oberhof. Auch in Prag galt auf der Kleinseite das Magdeburger Recht, während das auf der Altstadt Prags geltende Recht schwäbischen Ursprungs war. Das Recht beruhte auf Gewohnheit; erst unter der Regierung König Johanns ging man daran, dieses Prager Stadtrecht zusammen zu fassen und nieder zu schreiben. Man beabsichtigte dabei ein für alle königlichen Städte anwendbares Stadtrecht abzufassen. Am 5. Oktober 1341 wurde von der Prager Bürgergemeinde eine Commission gewählt, damit „ein geschrieben Recht gemacht und gedichtet werde, und ewiglich dem Armen und dem Reichen bei der genannten Stadt und allen Städten, die nicht im Bergrechte sitzen, bleiben soll." Als Resultat dieser Berathungen erscheint das in deutscher Sprache in zwei Handschriften des Prager und Olmützer Domkapitels uns erhaltene und im Jahre 1845 von Dr. Rößler herausgegebene Prager Stadtrecht. Dieses Rechtsbuch ist nichts Anderes als eine Uebertragung des Iglauer Rechtes mit Aufnahme einzelner Bestimmungen des Sachsen- und Schwabenspiegels und des Magdeburger Rechts. — Aus uns unbekannten Ursachen hat diese Compilation keine Gesetzeskraft erhalten; doch ist dieselbe insofern werthvoll, als dieselbe immerhin als der Ausdruck der in Böhmen im XIV. Jahrhundert geltenden praktischen Rechts angesehen werden kann. Wir finden, daß nach dem Jahre 1341 wie zuvor die Rechtssatzungen auf der Altstadt Prags durch Beschlüsse der Schöffen zu Stande kamen, und daß eine Bezugnahme auf die oberwähnte Sammlung sich nirgend vorfindet. Diese Rechtssatzungen wurden nach wie zuvor in ein im J. 1310 angelegtes altes Buch eingeschrieben, das sich noch heutigen Tags in der Verwahrung des Stadtbuchamtes befindet. Dieses Buch scheint ursprünglich zur Aufzeichnung von Stadtrechnungen bestimmt gewesen zu sein und erst später zur Aufnahme einzelner Schöffensatzungen, welche gegenwärtig von Fol. 175, aber weder in einer chronologischen noch systematischen Folge, nach Zulaß des Raumes bald da, bald dort aufgezeichnet wurden. Seit dem Jahre 1371 wurden diese Beschlüsse in ein anderes ähnliches Buch eingetragen, aus dem im Jahre 1418 dieselben in ein noch demal erhaltenes Buch „Liber vitustissimus privilegiorum, statuorum et decretorum" überschrieben wurde. Dieser Codex enthält auf 42 Pergamentblättern die wichtigsten Privilegien Prags, deren Originalien sich theilweise nicht mehr vorfinden, nebstdem auch andere wichtige Urkunden, Briefe und Privatverträge. An diese Pergamentblätter reihen sich an 300 Blätter starkes pergament-

artiges Papier, wo auf pag. 175 von einer andern Handschrift das Stadtrecht von Prag anhebt.

An dieses Statutenrecht reihen sich sodann zahlreiche andere Privat- und öffentliche Urkunden, die nach und nach darin eingeschrieben wurden. Insbesondere für das XV. Jahrhundert sind höchst wichtige Dokumente enthalten und dauerte diese Benützung zur Aufnahme wichtiger städtischer Urkunden bis ins XVII. Jahrhundert.

Aus den drei genannten Handschriften, nämlich der Handschrift des Prager Stadtbuches, des Prager Stadtarchives und der Prager Domcapitularbibliothek, welche letztere außer dem oben erwähnten, in deutscher Sprache verfaßten Rechtsbuche von Seite 73 bis 133 gleichfalls Statuten enthält, hat Dr. Rößler das Prager Stadtrecht, soweit es auf dem Statutenrechte beruhte, im Jahre 1845 in seinen „Deutschen Rechtsdenkmälern aus Böhmen und Mähren" edirt.

Die Anzahl dieser Schöffensatzungen ist so wenig bedeutend, so wenig systematisch, daß sie an und für sich allein keineswegs als Richtschnur zur Entscheidung der vielfältigen und vielgestaltigen Rechtsverhältnisse dienen konnte. Die Rechtssprechung der Richter beruhte daher noch immer znm großen Theile auf der Findung des Rechtes durch die Richter selbst, die durch die Kenntniß der althergebrachten Gewohnheit vermittelt wurde. Weil nun aber das Prager Recht nicht isolirt dastand, vielmehr seine Wurzeln im gemeinen deutschen Recht und insbesondere im süddeutschen Rechte hatte, hatten die Prager Richter nicht nothwendig, sich ausschließend auf ihr Gedächtniß und ihre amtliche Erfahrung zu berufen, sondern sie konnten ihre Rechtskenntniß auch aus dem anderwärts geübten Rechte schöpfen, so weit dasselbe dem heimischen Rechte nicht widersprach. Es scheint, daß gerade seit jener Zeit, wo man den Gedanken der Abfassung eines besondern Stadtrechts für Prag wieder aufgegeben hatte, dieses Subsidiarrecht in ausgedehnterem Maße als zuvor angewendet wurde.

Im Prager Stadtarchive wird ein interessantes Rechtsdenkmal aufbewahrt, aus dem, wenngleich nicht mit Gewißheit, so doch mit größter Wahrscheinlichkeit zu entnehmen ist, welcher fremden Rechtsquellen man sich zu diesem Behufe bedient habe. Es ist dies ein Pergamentbuch, in den Jahren 1413 bis 1419 geschrieben, welches nach gewissen Randbemerkungen auf jeden Fall in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, aber höchst wahrscheinlich schon früher dem Rathe der Altstadt gehörte. Dieses Buch enthält außer den ältesten, das böhmische Landrecht behandelnden Rechtsbüchern: 1. das von König Weuzel I. bestätigte Stadtrecht von Iglau; 2. das Stadtrecht von Brünn, bestätigt von König Wenzel im Jahre 1243; 3. eine tschechische Uebersetzung des Schwabenspiegels; 4. cursus seu registrum civilium sententiarum, eine Abschrift der im Jahre 1353 vollendeten Sammlung von Rechtssprüchen und Urtheilen der Brünner Schöffen, nach ihrem Urheber, dem Stadtschreiber Johann von Brünn, Codex Johannis notarii genannt. Dieses Rechsdenkmal ist ein Folioband von 266 Blättern und rührt von einer einzigen Hand her.

Die Neustadt Prag war mit dem Alt-Prager Stadtrecht bewidmet und es ging daher von dem Neustädter Rathe der Rechtszug an den Schöffenhof der Altstadt. Obwohl demnach die Verwaltung der Neustadt autonom war, mußten sich doch die Neustädter Schöffen an die auf der Altstadt geltenden Rechtsgrundsätze halten. Es läßt sich daher erklären, daß die Neustädter Schöffen sich derselben Rechtsquellen bedienten wie die auf der Altstadt. Außerdem aber waren eine Rechtsquelle für die Neustadt auch die von den Altstädter Schöffen in den an sie appellirten Sachen ergangenen Erkenntnisse. Im Jahre 1389 wurde daher ein noch erhaltenes Buch angelegt, das sog. liber sententiarum aureus ab anno 1389, in das neben Beschlüssen des Rathes und der Bürgerschaft der

Neustadt Prags alle wichtigen Erkenntnisse der Altstädter in Sachen, in denen der Rechtszug an sie gegangen war, eingetragen wurden.

Wie bereits erwähnt, galt auf der Kleinseite Prags das Magdeburger Recht. Auch der Hradschin und manche der Stadt anliegende Dörfer, z. B. Koschiř, Botowic richteten sich nach diesem Rechte und erkannten den Kleinseitner Schöffenrath als Oberhof an.

Leitmeritz hatte schon unter Wenzel (1230—1253) Magdeburger Recht und es wurde Oberhof für viele Städte, z. B. Aussig, Tetschen, Leipa, Kamnitz und von vielen Dörfern. Ebenso richteten sich Königgrätz, Trautenau, Braunau nach Magdeburger Recht.

Nach Iglauer Recht dagegen richtete man sich in den Bergstädten Kolin, Bergreichenstein, Tschaslau, Schüttenhofen, Chrudim.

Diese im 13. und 14. Jahrhundert erfolgte Ausbildung des städtischen Weichbildrechts ist für die spätere Rechtsentwicklung in Böhmen entscheidend geworden.

Die Folgezeit bildet zwar die bereits vorhandenen Elemente fort und entwickelt sie, ohne jedoch etwas wesentlich Neues zu schaffen, das nicht bereits damals wenigstens im Keime nachzuweisen wäre.

Als im Anfang des 15. Jahrhunderts in den böhmischen Städten das tschechische Element das Uebergewicht erlangt hatte, dauerte der Einfluß und die Geltung des deutschen Rechtes fort; und begegnen uns seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zahlreiche Uebersetzungen der deutschen Rechtsbücher, wie des Sachsenspiegels, des Magdeburger Weichbildrechts, zum Theil auch des Schwabenspiegels.

Um das Jahr 1536 hielten sich noch Laun, Schlan, Melnik, Nimburg nach dem Magdeburger Recht.

Wie in Deutschland mit der Reception des römischen Rechts Modifikationen oder sog. Reformationen der Stadtrechte vorgenommen wurden, in denen die Stadtrechte auf römisch-rechtlicher Grundlage weiter gebildet wurden, ebenso tritt uns dieselbe Erscheinung in Böhmen entgegen.

Aus dem J. 1536 stammt die Arbeit des Magisters Brictius von Liczko († 1543), eine dem römischen Rechte nachgebildete Reformation der städtischen Gesetzgebung. Im Jahre 1579 wurde von Paul Christian von Koldin und auf Martinis ein Rechtsbuch verfaßt, welches in demselben Jahre mittelst Landtagsbeschlusses als das in Böhmen geltende Stadtrecht publicirt und bis zum Erscheinen des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs für den Bürgerstand in gesetzlicher Kraft verblieb. Dieses Rechtsbuch gründet sich auf die Benützung des Brictiusschen Stadtrechts.

Damit haben wir zugleich die Neuzeit erreicht und können die Skizze abbrechen.

II. Das böhmische Landrecht.

Jakob Grimm sagt in der Vorrede zu Rößlers Rechtsdenkmälern: „Wie zwischen deutscher und böhmischer Sprache gibt es auch zwischen deutschem und böhmischem Recht eine zweifache Berührung, deren beider Kunde wünschenswerth erscheinen muß. Einmal besteht zwischen Deutschen und Slaven überhaupt uralte Gemeinschaft, die schon auf die Wurzeln ihres Rechts gewirkt, sicher in dessen Ausbildung, wie weit sie sich von einander entfernt haben mögen, manche Spur eingedrückt hat. Dann aber ist späterhin Nachbarschaft und wechselseitiger Einfluß der Herrschaft Ursache geworden, daß einzelne Gesetze und Rechtsbräuche von dem einen Land übergingen auf das andere.“ Die Darstellung des Einflußes, den das deutsche Recht auf das slavische Landrecht geübt hat, müssen wir einer spätern Untersuchung vorbehalten, welche die böhmischen Rechtsbücher zum Gegenstande haben wird. Hier wollen wir nur in der Kürze einige Blicke auf dieses slavische Landrecht werfen und einige verwandte Züge hervorheben.

Im slavischen Recht tritt uns in der ältesten Zeit die patriarchalische Gestaltung des Familienlebens entgegen. Es gibt in der Cultur zurückgebliebene Slavenstämme, welche diese unvollkommene Form des Familienlebens bis auf die heutigen Tage bewahrt haben. Die durch Blutsverwandtschaft verbundenen Personen haben ein gemeinschaftliches Gesammteigenthum und leben unter einem gemeinschaftlichen Hausvater. Die Familie war eine Rechtsgenossenschaft, die gleich einer juristischen Person fortdauerte trotz des Wechsels der einzelnen Personen. Das Stammvermögen der Familie hieß dědina, dědictví, der Ausdruck dědic bedeutet so viel wie Eigenthümer, dominus. Dieses Stammvermögen der Familie gehörte nicht bloß den gegenwärtigen, sondern auch den zukünftigen Gliedern der Familie. Stirbt der Hausvater, so dauert die Hausgemeinschaft unter einem neuerwählten Hausvater fort. Der Verwalter dieses Stammvermögens war der Hausvater (vladyka, hospodář). Die Töchter, welche aus einer Familie in die andere heirateten, bekamen bloß ein Heiratsgut (věno), d. h. eine in beweglicher Habe bestehende Ausstattung. Ebenso erhielt ein Mann, der mittelst einer Heirat in eine andere Familie eintrat, nichts als eine Abfertigung, und er wurde ein Glied der neuen Familie in der Art, daß er auch seinen früheren Familiennamen mit dem neuen vertauschte. In enger Verbindung mit der Familie steht die Gemeinde. Die Gemeinde ist die Verbindung der Nachbarn zu gemeinschaftlicher Benützung des Weidelandes (compascuus ager). Vergleichen wir, was ein berühmter Nationalökonom über diese Organisation des Vermögens sagt: „Übrigens lehrt die Erfahrung, daß die meisten sehr armen und rohen Culturstufen wirklich eine mehr oder minder vollständige Gütergemeinschaft haben. Erst in demselben Verhältnisse, wie sich hernach der Wohlstand und die Bildung entwickelten, pflegte sich zugleich als Wirkung und Ursache das Privateigenthum schärfer auszubilden." Noch heut zu Tage sind in Rußland eine Menge derartiger Einrichtungen vorhanden, welche aus der Idee des patriarchalischen Gemeinwesens entspringen: „Kein Erbrecht der Kinder, die Gemeinde Besitzerin alles Bodens, die nationale Gewerbthätigkeit auf Association der Gemeinde beruhend."

Den Gegensatz zu dem gebundenen Grundeigenthum bildet die bewegliche Habe. Für die bewegliche Habe finden wir in den Rechtsquellen zwei Ausdrücke: nábytek und svrchky. Nábytek bedeutet den auf dem Erbgute befindlichen fundus instructus; svrchky dagegegen bedeutet alles Dasjenige, was sich im Haus, Hof oder Acker an Erzeugnissen der Natur oder der menschlichen Arbeit vorfand, als Getreide, Heu, Kleider, Holz u. s. w. — Bei der Gebundenheit des Vermögens konnte von letztwilligen Verfügungen keine Rede sein; denn die Testamentsfreiheit entwickelt sich erst in den Zeiten des ausgebildeten Individualismus. Die Hauptregel des Erbrechts war daher, daß die Verlassenschaft ein Ganzes bildete, zu dem alle Erbberechtigten ein gleiches Recht hatten. Die Erben konnten nach ihrem eigenen Gutdünken entweder die Verlassenschaft ungetheilt fortbesitzen oder sie konnten dieselbe nach gleichen Theilen unter sich vertheilen. Die Töchter verblieben, so lange sie nicht verheiratet waren, unter dem Schutze der Brüder; bei ihrer Verheiratung war der Bruder verpflichtet, derselben ein Heiratsgut zu geben, wie es der Vater hätte thun müssen. Die Witwe des Verstorbenen hatte die freie Wahl, entweder mit ihren Kindern in weiterer Hausgemeinschaft oder aber von denselben abgesondert von ihrem Heiratsgute zu leben. Blieben Söhne und Töchter zurück, so überging die Verlassenschaft auf die Söhne allein mit Ausschluß der Töchter, die lediglich ihre Mitgift erhielten, wogegen allein übrigbleibende Töchter die Erbschaft mit vollem Rechte übernahmen. In Ermanglung von Kindern fällt das Erbgut an die nächsten Verwandten.

In den Zeiten des unentwickelten Staatslebens war die Selbsthilfe etwas sehr Gewöhnliches. Daher begegnen wir in dem alten Rechtsleben mehrfachen Fällen, wo die Verfolgung und Durchführung des Rechtes dem Berechtigten allein

anheimgegeben war, während sie heut zu Tage nur mit Hilfe des Staates erfolgt und erfolgen darf. Des Folgenden wegen erwähnen wir nur zwei Fälle. Ging dem Eigenthümer entweder durch Zufall oder durch Entwendung eine Sache verloren, und hatte er auf dem Markte vor versammeltem Volke diesen Verlust bekannt gemacht, und die Sache nach ihren unterscheidbaren Merkmalen beschrieben, und fand er diese Sache später in Jemandes Innehabung, so konnte er ohne gerichtliche Intervention, ohne Rücksicht darauf, wie der Besitzer in den Besitz der Sache gelangt war und ohne Verpflichtung zum Ersatz eines Werthes die Sache an sich zurücknehmen. Die Verlautbarung am Markte hat die rechtliche Wirkung, daß jeder andere Inhaber dieser Sache als ein unrechtmäßiger Besitzer angesehen wurde. Geschah es jedoch, daß der Eigenthümer eine Sache antraf, welche ihm verloren gegangen war, ohne daß er jene Verlautbarung am Markte durchgeführt hatte, so durfte er die Sache nicht einfach nehmen, sondern war verpflichtet, wollte er dieselbe zurückerlangen, den Besitzer zum sogenannten „Svod“ aufzufordern. Der „Svod“ ist nichts Anderes als die sogenannte „nominatio autoris,“ d. h. die Angabe des jeweiligen Vormannes, von dem man den Besitz der Sache erhalten hatte, bis man an einen Besitzvorgänger gelangte, der selbst keinen Vormann anzugeben vermochte und daher für einen unechten Besitzer gehalten werden konnte. Für dieses Verfahren galt folgende Bestimmung: Dasselbe erfolgte in Gegenwart eines Gerichtsabgeordneten, in Gegenwart der Nachbarn, und sollte sich nicht über den dritten Vormann zurückerstrecken, d. h. wenn der Kläger in dem dritten ihm namhaft gemachten Vormann keinen solchen gefunden hatte, an dessen Seite sich der Besitz als ein unrechtmäßiger, unechter und unredlicher herausstellte, wurde er abgewiesen und zu einer Gerichtsbuße verurtheilt. Dieses eigenthümliche Verfahren führt uns wieder zum deutschen Rechte zurück. Auch das Iglauer Stadtrecht hat dieselbe Bestimmung, daß der Angesprochene, der bei der Vindication beweglicher Sachen behauptet, die Sache gekauft zu haben, den Vindicanten zum Gewähren hinführte; nothwendig war auch hier die Anwesenheit der Nachbarsleute, die dann bei der wirklichen Anklage den Beweis herzustellen hatten; es unterscheidet sich vom slavischen Rechte lediglich dadurch, daß es nicht beim dritten Gewährsmann stehen bleibt. Die Bestimmung des Iglauer Stadtrechts lautet: Si quis equum suum cum justitia apud aliquem detinuerit, quod dicitur „anefang,“ judici cedent XXX denarii, scriptori duo. Si autem ille dicit, sequum apud alium emisse et ad illum vult deducere, quod dicitur in vulgari „schuben“ sic deducetur, donec verus venditor inveniatur, et tunc cum justitia equus obtinebitur. Dieses deducere, schieben, ist identisch mit svésti, wie denn in der Kuttenberger tschechischen Uebersetzung dieser Bestimmung des Iglauer Stadtrechts dieses außer Zweifel setzt: Kdyžby kdo kůň svůj u jiného obdržal, kteréž slove „Anefang,“ rychtaři se dostane 30 peněz. Paklyby ten řekl, že kůň u jiného koupil a to chce svésti k onomu, tak s jednoho na druhého svod půjde, dokudž jistý prodavač nebude nalezen. Nun müssen wir aber erwähnen, daß obiges Verfahren, wie es im slavischen Rechte galt, vorgezeichnet war in den sog. Statuta ducis Konradi aus dem Jahre 1189, also zu einer Zeit, wo dem Vorangeschickten zu Folge von dem städtischen Weichbildrechte noch keine Rede war. Somit scheint es denn allerdings, daß die obige Bestimmung des Iglauer Stadtrechts aus dem slavischen Landrecht herübergenommen war. Auch kann uns diese Erscheinung durchaus nicht befremden, wenn wir bedenken, daß die neuen Ansiedler in Folge des lebendigen Verkehrs mit dem Volke einzelne Institute und Sitten, die mit dem Wesen ihres mitgebrachten Heimatsrechtes nicht in offenem Widerspruche waren, besonders dann sich aneigneten und weiter fortbildeten, wenn wie z. B. bei der Verfolgung einer gestohlenen oder geraubten Sache eine Berührung mit der Landessitte nicht zu vermeiden war.

Allein einen andern als diesen vereinzelten Einfluß hatte das slavische Recht nicht; es ist vielmehr, wie wir im Folgenden einmal zeigen werden, aus der lebendigen Geltung zu Gänze verdrängt worden. Das bei uns geltende bürgerliche Recht hat seine Wurzeln im deutschen und dem später recipirten römischen Recht; vom Slavischen findet sich nichts bei uns. Es gibt daher streng genommen keine slavische Rechtsgeschichte, sondern höchstens slavische Rechtsalterthümer; denn „alte Geschichte," sagt Dahlmann, „soll in die Gegenwart einmünden;" es hat daher bloß jenes Rechtssystem eine Geschichte, welches sich organisch von seinen Wurzeln an bis zur Gegenwart entwickelt hat; dasjenige, dessen Entwicklung im Strome der Zeit abgebrochen wurde, das abgestorben ist, und daher mit seinen Ideen nicht in die Gegenwart hereinreicht, das werfen wir dorthin, wohin es gehört, zu den Todten, zu den Rechtsalterthümern!

III. Einige Blicke auf das altprager Rechtsleben.

Mit diesem Abschnitt wollen wir schließen. Wir wollen einige Blicke werfen auf das Rechtsleben Prags im 13. und 14. Jahrhundert, um zu zeigen, wie dasselbe in der That verwandt ist mit dem der übrigen deutschen Städte und Länder. Vor Allem müssen wir, was die Nationalität Prags anlangt, bemerken, daß im 13. und 14. Jahrhundert die Deutschen, wenigstens auf der Altstadt Prags, das entschiedenste Uebergewicht hatten. In dem ältesten Prager Stadtbuche, in das vom Jahre 1340 bis 1393 die neu aufgenommenen Bürger eingetragen wurden, sind öfter, leider aber nicht immer, die Städte benannt, aus denen die Bürger gebürtig waren. Aus diesem Stadtbuche ist zugleich zu entnehmen, daß zu der alten deutschen Einwohnerschaft Prags, der die ersten städtischen Privilegien und Freiheiten verliehen waren, noch immer neue Stammesgenossen aus Deutschland hinzu wanderten. Wir finden da Zuwanderer aus Regensburg, Nürnberg, Passau, Würzburg, Augsburg, Bamberg, aus Freising, Furth, Kufstein, München, Burghausen, Eichstädt, Ansberg, Beireuth, Schweinfurt, Konstanz, Basel, Eßlingen, Frankfurt, Ingolsheim, Mainz, Reutlingen, Speyer, Straßburg, Mühlhausen, Koblenz, Köln, Dresden, Leipzig, Altenburg, Torgau, Halberstadt, Erfurt, Schmalkalden, Thorn, Marienburg u. s. w. Nicht nur an Zahl, sondern auch an Ansehen und Reichthum waren die Deutschen auf der Altstadt überlegen. Fast alle Bürgerfamilien waren deutschen Ursprungs. Es zeigt dieses nicht allein ihr deutscher Geschlechtsname, sondern noch mehr das Alter dieser Namen, welche zum größten Theile aus der ersten Hälfte des 14., ja zum Theile dem 13. Jahrhundert, mithin aus einer Zeit stammten, in der die Ausbreitung des deutschen Elements am stärksten war. In den Händen dieser Familien befand sich der größte Geldreichthum; ihnen gehörten die in der Umgebung Prags liegenden Güter; sie besaßen die Häuser in den belebtesten Straßen, sie theilten sich in das Stadtregiment. In deutscher Sprache wurden die Beschlüsse der Bürgerschaft und des Rathes in öffentlichen Angelegenheiten in das Stadtbuch eingetragen; ebenso wurde die Correspondenz mit andern Personen in deutscher Sprache geführt. Auf der Neustadt finden wir derartigen ausgedehnten Gebrauch der deutschen Sprache nicht. —

Sollen wir nun versuchen in einigen großen Zügen das Verfassungs- und Rechtsleben der Prager Stadtgemeinde zu schildern, so können wir schon in Vornherein den Eindruck andeuten, den dasselbe auf uns macht. Die Prager Bürgerschaft steht da eine markige mittelalterliche Gestalt in kräftigen Mannsjahren, in würdiger, bewußter Selbstständigkeit.

Die Verfassung in den drei Prager Städten: der Altstadt, Neustadt und Kleinseite war eine analoge, und es geht daher an, daß wir uns bei unserer

Darstellung vorzugsweise an die Altstadt halten, welche das entwickelste Gemeindeleben hatte und über die sich die zuverlässigsten Daten erhalten haben.

Die Gemeindeverwaltung befand sich in allen drei genannten Prager Städten in den Händen des Richters, der Schöffen und des Rathes.

Der Richter wurde vom Könige eingesetzt und bildete mit den Schöffen (jurati, consules, scabini) den Vorstand der Stadtgemeinde und zwar in einer zweifachen Bedeutung: 1. als Stadtgericht (judicium), in dem sie die Gerichtsbarkeit über Gut und Blut der Insassen der Stadt ausübten; dann 2. als Stadtrath (consilium) als Verwaltungsbehörde der Bürgergemeinde.

Die Schöffen (scabini, consules) wurden vom Könige ernannt, aber nur aus einer dem Könige vorgelegten Liste. Die Altstädter erhielten von König Wenzel IV. im Jahre 1413 ein Privilegium, in dessen Gemäßheit die jeweilig abtretenden Schöffen dem Könige eine Liste von 50 Namen ansässiger Bürger mitzutheilen hatten, aus denen der König achtzehn ernannte. Die Erneuerung sollte alljährlich stattfinden; doch unterblieb diese Erneuerung häufig, was nicht im Interesse der gesammten Bürgerschaft lag, indem durch längere Verwaltung des Schöffenamtes einzelne Familien zu mächtig wurden. Die Unregelmäßigkeit der Erneuerung erregte unter der Bürgerschaft mancherlei Unzufriedenheit, weßhalb König Wenzel in dem vorerwähnten Privilegium versprach, daß in Hinkunft die Schöffen nur Ein Jahr und nicht länger im Amte sitzen sollen.

Das Collegium der Schöffen übte, wie bereits gesagt, sowohl die richterliche als die vollziehende und verwaltende Gewalt aus. Der Vorsitzende derselben im Gerichte war der Richter oder in dessen Verhinderung der Unterrichter; in den Rathssitzungen, wo es sich bloß um Verwaltungsangelegenheiten handelte, war Vorsitzender der Bürgermeister (magister civium). In dem Amte des Bürgermeisters wechselten die Schöffen in einem monatlichen Turnus ab. Handelte es sich um irgend eine Verordnung, welche dauernde und allgemeine Geltung haben sollte, sei es in Rechts- oder anderen Sachen, zogen die Schöffen die ältesten Bürger (potiores seu seniores, seniores et sapientes) zu Rathe, deren Verfassung, wie es scheint, im Laufe der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine festere Gestaltung annahm, so daß es nicht mehr bald die bald jene der angesehneren Bürger waren, welche von den Schöffen zu Rath gezogen wurden, sondern ständig dazu Ernannte, daher dieselben unter dem Ausdrucke „Genannte" in den Rechtsquellen erscheinen und ohne Zweifel als geschworene Rathsglieder des größeren Ausschusses anzusehen sind. So lange das deutsche Element in der Altstädter Stadtgemeinde das Uebergewicht hatte, war das Amt der Schöffen nur in den Händen der ältesten und reichsten Kaufmannsfamilien, welche ein Uebergewicht über die Handwerker ausübten. Mit dem Ende des XIV. Jahrhunderts war der Einfluß dieser Geschlechter schon sehr geschwunden, zahlreiche Handwerker erscheinen im Schöffenamt und Rathe, und mit ihnen waltet ein mehr demokratisches Element, welches schon eine Reaktion gegen das deutsche Wesen erkennen läßt, die mit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zum Ausbruche kam. Neben der größern Rathsversammlung erscheinen seit Karl IV. auch Versammlungen der ganzen Gemeinde (plena communitas). Mit dem Vordringen des demokratischen Elements bemächtigte sich diese Bürgerversammlung immer mehrer Rechte, die bisher bloß von dem Schöffencollegium ausgeübt worden waren.

Unter den besoldeten oder ständig angestellten Beamten der Gemeinde war stets der erste und wichtigste der oberste Stadtschreiber (protonotarius civitatis). Auf der Altstadt war im Jahre 1354 der Gehalt bestimmt worden, den der Stadtschreiber beziehen sollte. Derselbe bestand in einer anständigen Amtswohnung für ihn sammt Familie und Gesinde im Rathhause, im Bezug des nöthigen Brennholzes und einer jährlichen Zahlung von 40 Schock Groschen in zwei Raten zu Georgi und Galli. Sechs Jahre später wurde von den Schöffen und dem

Rathe der Beschluß gefaßt, daß der Stadtschreiber zugleich Abgesandter der Stadt bei auswärtigen Botschaften sein solle, weßhalb seine Zahlung auf 90 Schock Groschen erhöht wurde. Dafür sollte er sich die erforderlichen Pferde halten, jedoch die baaren Reiseauslagen von der Gemeinde ersetzt erhalten. Die Ernennung des Stadtschreibers erfolgte in den ältesten Zeiten Seitens der Schöffen; in den spätern Zeiten Seitens der Bürgergemeinde. Der Notarius war eine ebenso wichtige als einflußreiche Person. Er ist das Auge der Stadtgemeinde; ihm liegt die Ausfertigung der Gerichtsbriefe und die Führung der Stadtbücher ob. Es wurden daher, wenigstens auf der Altstadt, wissenschaftlich gebildete Männer, insbesondere Rechtsgelehrte zu diesem Amte berufen. Der oberste Stadtschreiber hatte auf der Altstadt von Altersher einen Gehilfen bei sich, der subnotarius genannt wurde. Außer diesem finden wir noch andere mehrere Schreiber zu gewissen Zwecken, als z. B. des notarius collectarum, notarius thelonei, notarius ungelti u. s. w.

Unter den Dienern der Stadt war der Büttel, Fronnbote, præco als niedere Gerichtsperson mit den wichtigsten Amtsverrichtungen betraut. Er hatte vor Gericht zu laden, im Gericht aufzuwarten, die Güter im Stadtgericht vorzubieten. Ein Zeugniß über seine Amtsverrichtung hatte Beweiskraft. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Verwaltung des städtischen Gemeinwesens, namentlich die städtische Polizei schildern. Wir müssen uns daher mit der Darstellung des eigentlichen Rechtslebens begnügen. Daher zunächst eine kurze Darstellung des Privatrechts nach seinen Gebieten:

1. Personen- und Familienrecht. 2. Vermögensrecht. 3. Erbrecht.

I. Personen und Familienrecht. Die Bestimmungen sind in unserem Stadtrecht nicht sehr zahlreich.

1. Die Mündigkeit (aetas debita) tritt bei Jünglingen mit dem 18., bei Mädchen mit dem 15. Jahre ein (Rathsbeschluß vom 15. Febr. 1360). Dieses Alter kann im Zweifel auch erwiesen werden, wozu die Aussage von drei bis vier glaubwürdigen Verwandten genügt (24. Oktober 1354).

2. Schutz der Minderjährigen. Minderjährige stehen entweder unter dem Mundium des Vaters oder des rechten Vormunds. Ueber die väterliche Gewalt finden wir im Stadtrecht bloß eine Bestimmung, nämlich, daß weder ein Sohn noch eine Tochter sich ohne Einwilligung des Vaters verloben oder verehelichen dürfe; kein Rathsherr durfte bei solchen Verträgen Zeuge sein. Zahlreicher sind die Vorschriften über

3. die Vormundschaft. Das Recht den Vormund zu benennen stand dem Vater zu. Hierüber der Rathsbeschluß vom 20. November 1350: „Wenn Jemand einen letzten Willen errichtet und den ernannten Vollstreckern seines letzten Willens (d. i. den Vormündern) sein Vermögen anvertraut, so sollen diese sein Vermögen bis zur erreichten Mündigkeit seiner Söhne verwalten, und sobald diese die Mündigkeit erreicht haben, ist ihnen das Vermögen zu übergeben. Wenn jedoch den Verwandten dünkt, daß diese Vormünder mit dem Vermögen nicht gut umgehen, so sollen sie es dem Schöffengerichte vortragen, und dieses darüber nach Recht und Gewissen erkennen." Das Rechtsbuch enthält die Bestimmung: „Stirbt ein Mann ohne Geschäft (d. i. ohne letzten Willen), der Kinder zurückläßt, die zu ihren Jahren noch nicht gekommen sind, so soll ihr nächster Schwertmagen bis zu ihrer Mündigkeit ihr Vormund sein. Haben sie Erbe und Eigen, er soll es ihnen bessern und nicht ärgern, und alle Jahre vor den nächsten Freunden Rechnung darüber legen; haben sie aber fahrendes Gut, das Kaufmannschaft heißt, und arbeitet er damit, so soll er alle Jahre davon haben, als da vorgeschrieben ist, und soll den Kindern ihr Gut mehren und nicht mindern, es sei denn, daß ein Unglück dazu schlage, was ehrhafte Noth heißt, das soll er beweisen. Beweist er das nicht, so soll er den Kindern ihr ganzes Gut wiedergeben,

den Gewinn dazu." Mündelgut durfte ohne Einwilligung des Rathes nicht verkauft werden. Die Schöffen waren überhaupt Obervormünder über alle Waisen in der Stadt neben oder nach dem König, dem gleichfalls ein oberstes Schutzrecht gewahrt war. Aus dieser obervormundschaftlichen Gewalt entsprang das Recht, die Gebahrung der Vormünder zu überwachen, Rechnungslegung zu fordern und sie zu entsetzen.

4) Stellung der Frauen. In Hinsicht der Frauenrechte setzt das Stadtrecht fest, daß Frauen nicht das Geschäft der Vertretung vor Gericht haben (Rb. 96). Die Frau steht unter dem Schutze des Ehegatten, der sie in gerichtlichen und außergerichtlichen Geschäften vertritt. Die Frau hatte über ihr Vermögen nur ein beschränktes Verfügungsrecht; sie soll, heißt es im Rathsbeschlusse vom 8. August 1364 keinerlei Sache fortschaffen, weder kleine noch große, es sei Kleinod, Gewand oder Gut, ohne ihres Mannes Willen; ausgenommen die Frau hat ein Gut oder Kleinod, das ihr eigen Gut wäre und das sie auch ausgenommen hat, da sie ihm das Wort gelobte, das sie beweisen mag mit Briefen oder mit dem Gerichtsbuch der Stadt, als da vorgeschrieben steht, dieses Gut mag sie schaffen, wenn sie will, ohne alle Hindernisse. Aus der Vormundschaft, welche der Mann über die Frau ausübte, folgte, daß, wenn Jemand der Frau creditirte, der Mann nicht verbunden war, diese Schuld weder aus seinem, noch aus dem Vermögen der Frau zu bezahlen. Nur aus dem vorbehaltenen Vermögen war sie verpflichtet zu zahlen, und hatte sie keines, mußte der Gläubiger warten, bis sie nach des Mannes Tode zum freien Verfügungsrechte gelangte. Eine Jungfrau oder Witwe, die zu ihren Jahren gekommen, verfügte selbstständig mit ihrem Vermögen; wenn jedoch die Witwe wiederum heiratete, so konnte die Bezahlung der von ihr vorher gemachten Schulden nur binnen Jahr und Tag gefordert werden.

5. Ehe- und eheliches Güterrecht. Verlobungen sollen vor den Heiratsleuten, d. i. vor den nächsten Verwandten oder vor den Blutsfreunden beider Theile geschehen. Vor diesen erfolgte Versprechen und Verhandlung über die Morgengabe und die übrigen Punkte der Ehepakten. Das Zeugniß derselben hatte durch Jahresfrist Beweiskraft über die Morgengabe; was aber sonst noch verabredet ist, soll binnen 42 Tagen verbrieft oder ins Gerichtsbuch geschrieben werden. Was die Güterrechte des Ehegatten betrifft, so findet man keine Spur der Dos im römischen Sinne; die Bestellung derselben war ebenso wenig nothwendig, als die Ehe Gütergemeinschaft zur Folge hatte.

II. Vermögensrecht. In Bezug auf das Sachenrecht tritt uns in dem Prager Stadtrecht wie in sämmtlichen deutschen Rechtsbüchern der Unterschied zwischen den beweglichen und unbeweglichen Sachen entgegen. Das unbewegliche Vermögen wird Eigen, Erbe, hereditas genannt. Geschäfte über Häuser, Landgüter und andere unbewegliche Sachen wurden vor Zeugen abgeschlossen. Auch intervenirten anstatt der Zeugen die sogenannten Leitkaufsleute. Leitkauf, leitkup, litkop, hies ursprünglich das Getränke „lit," was nach der Vollendung eines Vertrages getrunken zu werden pflegte, und daher das Zeichen des abgeschlossenen Vertrages war. Leitkaufsleute bedeuteten daher Anfangs die bei dem Vertrage intervenirenden Zeugen. Später bedeuteten Leitkaufleute Personen, die ein Gewerbe daraus machten, Käufer und Verkäufer zusammenzuführen und Kaufverträge zu Stande zu bringen, also Mäckler, Unterhändler. Ein Zeichen des Vertragsabschlusses war auch der sogenannte Gottespfennig, d. i. Angeld, welches der Käufer dem Verkäufer gab. Durch diesen außergerichtlichen Vertrag wurde jedoch das Eigenthum nicht erworben; vielmehr erlangte man die rechte Gewere, welcher Ausdruck das Eigenthum bedeutet, an einem unbeweglichen Gute, Erb und Eigen, an einem Stadtgrunde oder Hause nur durch die gerichtliche Auflassung. Die Auflassung bestand darin, daß beide Theile an drei Gerichtstagen vor gehegter Bank, d. i. vor Gericht erschienen, und daselbst der Eigenthümer sein Eigenthum

aufließ und der neue Erwerber es annahm. Dies wurde in das Gerichtsbuch eingetragen. Wenn binnen Jahr und Tag, d. i. binnen Einem Jahre und sechs Wochen Niemand Einspruch erhob, so war das Eigenthum gegen jeden weitern Einspruch gesichert und erhielt zugleich der Eigenthümer einen Gerichtsbrief, d. i. ein Zeugniß über die erfolgte Erwerbung der rechten Gewere. Wir sehen darin, daß die Uebertragung des Eigenthums öffentlich erfolgte und daß in diesen Eintragungen in die Stadtbücher die Wurzeln des Institus der Grundbücher liegen. Auf der Altstadt haben wir derartige Aufzeichnungen seit dem Jahre 1351; am Hradschin seit dem Jahre 1350; die Neustädter Stadtbücher haben sich seit dem Jahre 1377, die Kleinseitner seit dem Jahre 1403 erhalten. Sprach Jemand die verkaufte Sache binnen Jahr und Tag an, so war der Verkäufer verpflichtet, dem Käufer gegen den Ansprecher Vertretung zu leisten. Kam er damit nicht auf, so mußte er dem Käufer den Kaufpreis rückstellen und mußte ein Drittheil des Kaufpreises dazu zahlen. In derselben Weise wie Häuser und Grundstücke wurden auch Renten, Zinsen, welche auf Häuser versichert waren, verkauft. Da die Darlehensgeschäfte im Mittelalter sehr beschränkt waren, auch das verzinsliche Darlehen insbesondere seit dem Einfluße des kanonischen Rechts verboten war, so geschah es häufig, daß gegen ein bestimmtes Capital von einer Liegenschaft eine jährliche Abgabe bezahlt wurde. Auf diese Weise wurde das im kanonischen Rechte beruhende, alttestamentarische Satzungen irrig auslegende Verbot des Zinsennehmens umgangen, das so gänzlich die Produktivkraft des Capitals und das Opfer verkannte, welches der Capitalist bringt, wenn er sein Capital dem andern überläßt, und das das natürlichste Recht des Menschen kränkt, über seine Güter frei zu verfügen. So entstanden diese verschleierten Darlehen, welche dem Gläubiger zwar den Genuß von Zinsen gewährten, ohne ihnen aber diesen Namen zu geben. Es entwickelte sich der Renten- und Giltenkauf, welcher es dem Grundbesitzer möglich macht, auf seinem Grund und Boden gegen Verschreibung ablösbarer Renten Geld aufzunehmen, und dem Capitalisten Gelegenheit gab, sein Geld trotz der kirchlichen Verbote nutzbar anzulegen. Der Gülthner, d. i. der Rentenkäufer konnte den Besitzer der Liegenschaft in dem freien Verkaufe des Gutes nicht hindern. Später wurde aus öffentlichen Rücksichten die übermäßige Belastung der Häuser mit Renten verboten. So bestimmte Karl IV. bei Gründung der Neustadt Prag, daß die dortigen Häuser nicht über die Hälfte des jährlichen Nutzens verpfändet werden durften. Im Jahre 1351 erhielten von demselben die Kleinseitner ein Privilegium, daß sie ihre Häuser frei machen konnten vor derartigen Renten, und zwar nicht allein durch einmalige Zahlung des Capitals, sondern auch durch Zahlung von Theilbeträgen. Ebenso erhielten im Jahre 1418 die Altstädter das Privilegium, daß sie derlei Renten ablösen konnten, und zwar mit je 10 Schock für ein Schock mit der weitern Bestimmung, daß wenn der Gülthner die Ablösungssumme nicht annehmen wollte, dieselbe bei dem Bürgermeister und den Schöffen der Stadt deponirt werden könne. Die Rentenbriefe, die Rentenscheine wurden in der Regel mit dem Beisatze ausgestellt, daß derjenige, der diesen Rentenschein auf echte Art erworben hatte, d. i. dem derselbe von dem Rentenverkäufer abgetreten worden war, gleich seinem Vorgänger das Recht zum Bezug der Rente haben sollte. Diese Rente haftet auf dem Objekte, auf dem sie versichert war; sie bezog sich daher nicht auf das anderweitige Vermögen des Eigenthümers des verpfändeten Objektes.

III. Das Erbrecht. Das Erbrecht ist ein dreifaches: ein gesetzliches, vertragsmäßiges und ein Erbrecht nach dem Geschäfte. (Testamente.) Das gesetzliche Erbrecht und die gesetzliche Erbfolge ist die Regel. Sie beruht auf deutsch-rechtlichen Prinzipien, es ist keine Spur einer besondern Besitzergreifung der Erbschaft zu bemerken; daher trat der Erbe sogleich als Nachfolger des verstorbenen Familiengliedes ein, nach dem Rechtssprichwort: Der Todte erbt den Lebenden, oder

der Todte setzt den Lebenden an die Gewere. Die Erbfolge ist an zwei Momente gebunden, nämlich an die Gemeinschaft des Blutes und an die Ehe geknüpft. Zunächst berufen zur Erbfolge sind die Kinder (Busen) des Verstorbenen und die Ehegattin. Die Ehegattin erhält ein Drittel des Nachlasses, wenn sie mit einem Kinde, einen gleichen Kindstheil, wenn sie mit mehreren Kindern zusammentrifft. Beim Abgange von Abstämmlingen erbt die Gattin mit den männlichen Blutsverwandten des Verstorbenen, so daß sie ein Drittel des Nachlasses erhält. Die andern zwei Dritttheile fallen den Blutsverwandten zu. Ist die Gattin nicht am Leben, so erben die männlichen Schwertmagen allein; und erst in Ermangelung dieser sind die Schwestern des Erblassers berufen [1]). Spielleute, Kämpfer, unehlich Geborene sind rechtlos, haben daher kein Erbrecht. Ueber das Erbrecht der Geistlichen sagt das Rechtsbuch: „Der Pfaffe nimmt einen gleichen Theil mit andern Geschwistern an Erb und Eigen. Der Pfaffe nimmt Theil mit den Brüdern, dagegen nicht der Mönch oder die Nonne." Frauen verlieren durch unehrenhaften Lebenswandel ihr Erbrecht nicht. (R. B. 155. Eine Frau mag mit Unbescheidenheit ihre Ehre kränken, ihr Erbe mag sie damit nicht verlieren.) Auf das Erbrecht der Kinder hatte es einen wesentlichen Einfluß, ob sie bereits abgetheilt waren oder nicht. Stirbt ein Kind ohne Nachkommen, so erbt der Vater das Vermögen, nach ihm erst des Verstorbenen Geschwister. Sterben abgesonderte Kinder ohne Nachkommen, so folgt in dieses Vermögen nicht der Vater, sondern die Geschwister.

Die zweite Art des Erbrechts ist die vertragsmäßige, die Erbfolge durch Geding. Sie besteht in der bei Lebzeiten vorgenommenen Absonderung und Vertheilung des Vermögens, also gewisser Maßen eine verfrühte Erbfolge. Darüber sagt das Rechtsbuch: Gibt ein Mann bei seinem lebendigen Leib sein Gut seinen Kindern vor Gericht auf oder seinem Weibe, es mag ihm das Niemand verkümmern.

Die dritte Art des Erbrechts, das testamentarische, wird in dem Statutenrechte umständlich erwähnt. Es ist hier zu erwähnen, daß letztwillige Verfügungen überhaupt erst in den Stadtrechten aufkamen. Anfangs gab es bloß Verfügungen über die Fahrniß; Dispositionen über das Eigen wurden erst später zugelassen. Im Prager Stadtrecht erscheint die Testirfreiheit bereits ziemlich ausgebildet. Wir können in der Testirfreiheit nur einen wirthschaftlichen und rechtlichen Fortschritt erblicken. Fraglich ist es nur für das Prager Stadtrecht, ob diese Testirfreiheit eine unbeschränkte war, oder nur für den Fall eintrat, wenn der Testirende weder Weib noch Kind hinterließ. Das Iglauer Stadtrecht sagt: Et ubicunque locorum aliquis moritur compos rationis, quidquid de rebus suis ordinaverit, ratum erit. Tomaschek bemerkt ganz richtig, daß nach Iglauer Stadtrecht die Testirfreiheit nur eine bedingte war und obiger Satz zu ergänzen ist: „Si is qui moritur non habet uxorem vel liberos;" denn alle verwandten Stadtrechte haben diese Beschränkung. Es ist daher wohl kaum anzunehmen, daß das auf gleichen Grundlagen ruhende Prager Stadtrecht hierin abweichen sollte, und dürfte der in demselben enthaltene Rechtssatz: „Ein Jeder der Bürger und Bürgerinen der Stadt Prag mag sein Gut, auf dem Lande oder in der Stadt gelegen, fahrende und unfahrende, schicken und schaffen, wem und wie er will" nur mit der obigen Beschränkung zu verstehen sein. Damit der letzte Wille Giltigkeit habe, mußte derselbe, von Gesunden oder Kranken, bei gutem Verstande und so lange er reden konnte, gemacht sein. Dagegen kennt unser Stadtrecht nicht wie der Sachsenspiegel eine Beschränkung der Geschäftserrichtung auf dem Siech-

1) Urkunde König Wenzels vom 26. Mai 1384. Gingen aber Bürger oder Bürgerinen ab ohne Geschäfte und ohne ehelichen Erben, derselben Gut soll auf die nächsten geborenen Freunde Schwertshalber männlichen oder weiblichen Geschlechtes fallen; wären aber keine Freunde da von Schwertes halben, so sollten dieselben Güter alle auf die nächsten Freunde Spinnehalben fallen.

bette. Als Zeugen des Testaments werden die Todbettleute erwähnt, sie müssen angesessene Biederleute sein. Zur äußern Förmlichkeit eines Testaments gehörte, daß das Testament mit des Erblassers und zweier Schöffen oder des Richters und zweier Schöffen oder zweier Freunde als Todbettleuten und zweier Schöffen Siegel verbrieft sei. Ist das Testament nicht so verbrieft, so soll der Testamentsvollstrecker und die Todbettleute, welche gegenwärtig waren, einen Geschäftsbrief ausfertigen und selben von zwei Schöffen besiegeln lassen, jedoch binnen einer Fallfrist von dreier 14 Tagen; nach Verstreichung dieser Frist hat die Aussage der Zeugen ihre Kraft verloren. Stirbt Jemand ohne Hausfrau und ohne Kinder und hat er sein Geschäft nicht gethan, so soll sein Gut seinen nächsten Erben werden; und wenn er keinen Erben hinterläßt, so soll sein Gut also getheilt werden: Ein Theil für seine Seele; das andere zu Stegen und Wegen und das dritte an die Stadt-Nothdurft (Rb. 107). Stirbt aber ein Gast d. i. ein Fremder, der sein Ding nicht geordnet hat, so sollen die Schöffen sein Gut unter dem Stadtsiegel durch Jahresfrist behalten und das so durch die Stadtsiegel gesicherte Gut den sich als Erben Legitimirenden herausgeben (Rb. 109). Nicht zum Nachlaß gehören Lehen, Zinsgüter, Gerade, Morgengabe, Herrgeräthe, Leibgeding und Mußtheil der Frau. Zur Gerade gehören: der weibliche Kopfputz, die Kleider der Frau, die Kleidertruhen, der Ehering, die Ehebetten. Der Gegensatz der Gerade bildet das Herrgeräthe als Inbegriff gewisser beweglichen Sachen aus dem Nachlasse des Mannes, welche ausschließend den nächsten Schwertmagen zufallen. Dasselbe findet jedoch in den Prager Rechtsbüchern keine Erwähnung. Erwiesene Schulden müssen aus der Erbmasse bezahlt werden; doch war die Haftung keine persönliche Verbindlichkeit der Erben, sondern eine sachliche der Erbmasse. Die Vertheilung des Nachlasses unter mehrere Anwärter erfolgte durch Vergleich, durch das Loos oder durch Ausspruch der Schöffen.

An diese gedrängte Darstellung des Privatrechts schließen wir noch zwei Momente, nämlich die Darstellung des gerichtlichen Verfahrens und die Rechtsbildung.

Das Verfahren vor Gericht war mündlich. Die streitenden Theile wurden durch den Frohnboten vor Gericht geladen. Das Gericht war bald das volle Gericht (judicium plenum, bannitum, contestatum), auf dem der ganze Schöffenrath mit dem Richter saß, bald das kleinere Gericht, aus dem Richter und zwei Schöffen bestehend, nach dem Unterschied zwischen größern und kleinern Streitigkeiten. Geringere Streitigkeiten waren jene, bei denen es sich nur um 10 Schock oder um weniger handelte. Anfangspunkt des Civilverfahrens ist die Klage. Das Gericht hörte die Klage und die Antwort auf dieselbe und die weitern Reden beider Theile, deren Zahl, wie es scheint, nicht beschränkt, sondern nach dem jeweiligen Bedürfniß bemessen war. Als Beweismittel erscheinen Zeugen, Urkunden und der Eid. Was die Zeugen betrifft, so konnten regelmäßig auswärtige Leute nicht Zeugen sein. Als Zeugen bei besonderen Geschäften werden beim Kaufe die Leitkaufleute, bei Testamenten die Todbettleute, bei Verlobungen über die Morgengabe Heiratsleute erwähnt. Derlei wie auch andere Zeugen von Verträgen sollten nach einem Rathsbeschlusse vom Jahre 1358 im bürgerlichen Wesen angesessen sein und eine Ansässigkeit von mindestens 20 Schock haben. Durch einen spätern Rathsbeschluß wurden zur Zeugenschaft über Rechtsgeschäfte vorzugsweise die Schöffen und geschworenen Genannten berufen. Zum Beweise einer Thatsache sind zwei Zeugen und die eidliche Aussage des Zeugenführers genügend; über Thatsachen, die sich im Gerichte ereignet hatten, genügte die eidliche Aussage des Richters oder eines Schöffen. Die Urkunden (literae, Briefe) zerfallen: 1. in öffentliche und 2. in Privaturkunden. Als öffentliche Urkunden erscheinen: die Stadtbriefe, literae cum magnis sigillis. Sie wurden von den Schöffen ausgefertigt und mit dem Siegel der Stadt versehen. Solche Briefe wurden über Häuser und Ewigzins ausgefertigt. Auch Schenkungen und fromme Stiftungen soll-

ten mit dem Stadtsiegel bekräftigt werden. Literae cum parvis sigillis sind dagegen ämtliche Ausfertigungen anderer Privatgeschäfte. Unter den Privaturkunden finden wir erwähnt: Schuldbriefe, Quitbriefe über Morgengabe u. s. w. Der Eid ist keine Last der Partei, sondern eine Begünstigung, indem man nur im glücklichen Falle zum Eide zugelassen wurde. Besonders wurde der Beklagte zum Eide zugelassen, um eine Schuld abzuleugnen, über die der Forderungsberechtigte keine Zeugen hatte. Der Eid wurde am Kreuze abgelegt. Juden mußten in größern Sachen auf das alte Testament schwören. —

Zur Verhandlung vor Gericht und dem Rathe konnten die Parteien sich sogenannter Fürsprecher bedienen, d. i. Leute, welche zur Parteienvertretung berechtigt waren. Bekannt ist uns nur der Schöffenbeschluß auf der Altstadt über deren Gebühren aus dem Jahre 1355, wornach, wenn es sich um eine Schuld von 10 Schock Groschen oder darüber handelte, zwei Groschen, unter 10 Schock aber 6 Heller ihnen gebührten. Die Ueberschreitung dieser Taxe wurde mit 10 Schock Groschen zu Handen der Stadt oder mit Ausweisung auf zwei Jahre bestraft.

Gegen Urtheile der Altstädter Schöffen gab es nur Berufung an den König selbst; doch war dieses Berufungsrecht bedeutend eingeschränkt durch den Beschluß der Schöffen und des Rathes vom Jahre 1356, wonach derjenige, der gegen das Urtheil appellirte, den Schöffen 10 Schock zahlen und das Urtheil des Königs in 14 Tagen, wenn dieser im Lande, und binnen dreimal 14 Tagen, wenn dieser außer Landes ist, bringen mußte. An den Altstädter Rath hingegen ging die Berufung aus andern Städten des Königreichs und insbesondere Berufungen gegen Urtheile der Neustädter Schöffen. Außer der Neustadt waren noch andere Städte an die Prager Schöffen als Oberhof gewiesen; doch ist die Zahl der Städte, von denen dies urkundlich feststeht, gering. (Rokycan, Beraun, Buchowic). Auf das Urtheil folgte die Exekution. Handelte es sich um eine Geldschuld und der Schuldner zahlte nicht, so griff man zuerst auf die bewegliche Habe. Nach Pfändung derselben mußte dieselbe dreimal in gehegtem Gericht verlautbart werden, damit man erfahre, ob nicht Jemand dritter zu diesen Sachen ein besseres Recht habe; dann mußte der Gläubiger dieselben dem Schuldner vor zwei Schöffen oder zwei Rathsherren zur Auslösung antragen, und löste der Schuldner die Sachen sofort nicht aus, durfte er sie verkaufen. Genügte das bewegliche Vermögen nicht, so griff man auf das unbewegliche. Dabei machte man den Unterschied, ob es eine Darlehensschuld war, oder ob dieselbe aus einem andern Titel herrührte. Im ersten Falle mußte der Gläubiger das Haus oder das Gut, auf das er gewiesen wurde, in drei Gerichtsterminen verlautbaren. Hierauf wurde er in das Haus eingewiesen, mußte dasselbe aber wiederum wie die beweglichen Sachen dem Schuldner anbieten entweder vor zwei Schöffen oder vor zwei Rathsherren, damit er dasselbe auslöse; zahlte der Schuldner nicht, so konnte der Gläubiger das Haus verkaufen. War es eine andere Schuld, so mußte der Gläubiger zwar auch das Exekutionsobjekt dreimal verlautbaren, allein er mußte hierauf noch ein Jahr warten, bevor er eingeführt wurde.

Hatte der Schuldner gar kein Vermögen, so wurde die Exekution auf seine Person geführt, und zwar in der Art, daß er seinem Gläubiger zur Gefangenhaltung übergeben wurde. Der Gläubiger sollte seinen Schuldner gefangen halten nicht in Kälte, nicht in Hitze; er durfte ihm weder Fesseln noch Handschellen anlegen; und sollte ihn bei Wasser und Brod verköstigen, außer er wollte ihm aus Gnade mehr geben oder bewilligen, daß ihm seine Verwandten mehr geben. Er konnte ihn gefangen halten, so lange er wollte; starb er im Gefängnisse, so trug er keine Verantwortung. Ein Jude, welchem ein Schuldner ausgeliefert wurde, durfte denselben nicht bei sich, sondern nur bei einem Christen gefangen halten. Ein besonderer Rathsbeschluß vom J. 1407 traf Verkehrungen, damit dieses Recht der Gefangenhaltung nicht durch die sogenannten Hilfebriefe illusorisch ge-

macht werde. Hilfebriefe waren nämlich Schuldverschreibungen, die von dem Schuldner gewissen Personen nur zum Scheine und nur zu dem Zwecke ausgestellt wurden, damit er durch Gefangenhaltung bei diesen ihm befreundeten Personen seinen wirklichen Gläubigern entgehe. In einem solchen Falle sollten die wahren Gläubiger sofort in dieses von den Scheingläubigern erwirkte Recht eintreten. Auf der Neustadt war die Art der Gefangenhaltung eine andere. Es wurde nämlich der Schuldner nicht vom Gläubiger selbst in seiner Wohnung, sondern im öffentlichen Gefängniß angehalten und zwar acht Tage im leichteren Gefängniß und hierauf, wenn er sich mit dem Gläubiger nicht ausglich, in engerer Haft acht Tage oder länger nach Ermessen des Gerichtes. Zu seiner Verpflegung sollte er täglich einen Heller Brod und einen Krug Wasser bekommen. Befriedigte er auch dann nicht seinen Gläubiger zur Gänze, so konnten ihn die Schöffen nach ihrem Ermessen aus der Stadt verweisen. Dadurch sollte er jedoch seiner Schuld nicht ledig werden, sondern immer zur Zahlung verhalten sein, sobald er wieder zu Vermögen käme.

Starb der Schuldner oder wurde er flüchtig, ohne seine Schulden bezahlt zu haben, so wurde seine ganze Habe zum Zwecke der Befriedigung der Gläubiger mit Beschlag belegt. Dem Entwichenen wurde eine Frist zur Rückkehr bestimmt. Kehrte er nicht zurück, so wurden die Schulden nicht allein an diejenigen, welche ordentliche Beweismittel über ihre Forderungen hatten, sondern auch jenen, die ihre Ansprüche mit Eid bekräftigten, bezahlt. Ueber das zurückgelassene Vermögen fand quotientale Vertheilung statt. Zuerst nämlich wurden die Forderungen der Bürger, soweit das schuldnerische Vermögen zureichte, und erst der Ueberrest an die Fremden, in beiden Fällen quotiental vertheilt, wobei wieder verbriefte Forderungen unverbrieften vorangingen. Genügte das Vermögen nicht einmal zur Befriedigung der Bürger und hatte die Frau des Schuldners Kleinode, Kleider oder andere fahrende Habe, so mußte sie für die Schulden des Mannes aufkommen, und durfte aus ihrer Habe nur einen Mantel, einen Rock, einen Schleier und ein Bettgewand ausscheiden. Ein Hinderniß der Exekution waren die sogenannten Freibriefe, welche zuweilen einzelne Bürger vom Könige erwirkten, nämlich Verbote, daß wider sie und ihr Vermögen keine Exekution geführt werde. Des häufigen Mißbrauchs willen, der mit derlei leicht erwirkbaren Befreiungen verbunden war, bestimmte der Rath, daß derjenige, der von dem Könige einen solchen Freibrief gewinnt, rechtlos und treulos sein soll. Fragen wir zum nun Schluße, wie hat sich dieses Recht gebildet? Die Antwort hierauf ist die, die wir bereits in unserer Einleitung gegeben haben. Die Fortbildung des Rechtes geschah nicht im Wege des Gesetzes, sondern dem der Gewohnheit. Doch kam den Schöffen als dem obersten Stadtcollegium in Bezug auf die Fortbildung des Rechts eine wichtige Rolle zu. Die Schöffen waren es, welche den Gerichtsgebrauch aussprachen, bestätigten und aufzeichnen ließen; sie waren es, welche vorhandene Lücken des Rechts durch neue Rechtsfindungen ergänzten. Diese Satzungen (Statuta, Austragungen, consuetudines) bildeten das Stadtrecht Prags und wurden in dem Stadtbuche (liber civitatis, ubi antiqua jura civitatis conscripta sunt) bewahrt. Auf diesen Auszeichnungen haben wir die vorstehende Skizze geschöpft.

Dr. J. U.

Miscellen.

Sagen aus dem Polzenthale.

III.

Der Mann im Felsblock.

Im Polzenthale erhebt sich ein mächtiger Granitblock, aus dem eine Quelle entspringt, die sich seit Jahrhunderten ihr schmales Bett im harten Felsen ausgewaschen hat. Dort lebt ein verwunschener König mit seinen Schätzen eingemauert in einen weiten Saal und muß dort schmachten bis ans Ende der Welt. Ein Mann, der weit und breit in der Umgegend als Dieb und Schatzgräber bekannt war, nahm sich vor, den Schatz des Königs zu rauben. Mit Fäustel und Meißel arbeitete er an dem Steine bis tief in die Nacht hinein, um ihn zu sprengen. Als die Thurmuhr im nahen Dorfe die Mitternacht verkündete, wälzte sich eine furchtbare Gestalt mit feurigen Augen und Rachen gegen den Mann heran. Aber der unerschrockene Schatzgräber arbeitete weiter, Stück um Stück des Felsens sprang ab, und als die erste Stunde des jungen Tag nahte, da erblickte er plötzlich in der Höhlung des Felsens einen Ritter in einen Panzer aus Gold und Edelstein gehüllt. Der führte den Mann zu einem Blocke, der sah aus wie heller Krystall und herrschte ihn an: „Hier arbeite, und wenn du den Felsen durchbohrt haben wirst, dann sage es mir.“ Seitdem sitzt der Mann im Felsblocke und bohrt fleißig und das unter dem Meißel abfließende Wasser bildet die oben erwähnte Quelle, — mit der Arbeit aber ist er noch nicht fertig geworden. Alte Leute wollen sogar noch den Schlag seines Hammers im Felsen vernommen haben.

IV.

Zipserlein am Brankenbache.

Im Polzenthale lebte einst eine arme kranke Witwe, die hatte eine einzige Tochter Zipserlein genannt. Zipserlein ging tagtäglich in den Wald, um heilende Kräuter zu suchen. So kam sie auch eines Tages an die kräuterreichen Ufer des Brankenbaches. Da fand sie mächtige Stauden von Anglikawurz und Engelsüß und sammelte davon nach Herzenslust. Da vernahm sie plötzlich ein Ächzen und Wehernfen, und siehe! was kam da den Bach herabgeschwommen? Ein Zwerglein auf einem morschen Baumaste, das hatte einem Manne im Walde die Stunde verrathen, wann die Zwerge Hochzeit hielten und da hatte der Mann vorwitzig hinabgesehen in den Hochzeitssaal. Die ergrimmten Zwerge aber entdeckten den Verräther und warfen ihn in den Bach. Auf einen Baumast hatte er sich gerettet und so schwamm er nun heran. „Hilf mir,“ rief der Zwerg dem Mädchen entgegen und ich helfe Dir wieder.“ Ruhig zog Zipserlein den Zwerg ans Land. Da baumelte vor ihr ein Männchen von der seltsamsten Gestalt auf dem Aste. Seine Jacke glich am besten einer Froschhaut, seine Kappe der Hülse einer Haselnuß, sein Bart der Flechte, die an den Fichten- und Tannenstämmen im Walde wächst, und sein Gesicht war so russig und schwarz wie das eines Köhlers. Aber Zipserlein rettete den Zwerg doch. „Pink, pink“, fielen dem Mädchen zwei harte Thaler auf die Schuhe. Ehe sie sich darnach bückte, war das Zwerglein verschwunden und in den Bergen hallte „Weitere Hülfe!“ tausendfach wieder. Zipserlein nahm Wurzeln und Thaler und eilte heim zur Hütte der kranken Mutter. Ein Zehrpfennig wahr wohl für den Augenblick gefunden, aber

er reichte nicht lange aus und Zipserlein mußte wie früher wieder in den Wald, um Wurzeln und Kräuter zu suchen. Aber die Krankheit der alten Mutter wurde immer schlimmer und schlimmer und endlich starb sie. Da war nun Zipserlein allein. Kraft- und rathlos wandelte sie im Walde umher, sie sammelte wie früher und fand genug, aber sollte es sie freuen? Die gute Mutter war ja nicht mehr! So kam Zipserlein einst auch wieder an die Stelle am Brankenbache, wo sie dem Zwerge das Leben gerettet. Da fand sie noch den Ast, auf dem der Zwerg herabgeschwommen war, und der Ast war vom purem Golde. Zipserlein aber beachtete den goldenen Schatz kaum; sie setzte sich unter eine hohe Tanne und weinte und schlief ein und erwachte nie wieder.

Der dankbare Zwerg begrub das Mädchen in einer Höhle der Felsenwand; er legte den Leichnam in einen goldenen Sarg und darauf den goldenen Ast. Noch heute heißt die Höhle am Bache Zipserleins Grab und die goldenen Körner, die der Brankenbach einst führte, stammen von dem goldenen Aste, der auf Zipserleins Sarge liegt.

Dr. J. E. Födisch.

Geschäftliche Mittheilungen.

In der Sitzung des Ausschusses am 14. März und 3. Mai d. J. wurden zu Vertretern des Vereines ernannt, und zwar:

Für Albrechtsdorf:	Herr	**Prediger** Josef, Orgelbauer und Bürgermeister.
„ Bilin	„	J. U. Dr. **Rochelt** Leopold., Landes-Advokat.
„ Gabel:	„	**Lang** Karl Th., k. k. Bezirks-Schulinspektor.
„ Georgswalde:	„	**Bitterlich** Josef, Landtags-Abg, Badehausbesitzer und Genossenschafts-Vorsteher.
„ Haida:	„	**Grohmann** Josef sen., Handelsmann.
„ Innsbruck:	„	J. U. Dr. **Ullmann** Eman., k. k. Univ.-Professor.
„ Karlsbad:	„	**Prokſch** Wenzel, Hauptschullehrer.
„ Warnsdorf:	„	**Jirka** Johann, Volksschullehrer.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 25. Mai 1872.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Adler** Eduard, Volksschullehrer in Eger.
„ **Anton** Josef, Lehrer in Saaz.
„ **Arlt** Anton, Bergdirektor in Pilsen.
„ **Benndorf** Otto, Dr., k. k. Univ.-Professor in Prag.
„ **Duhm** Gustav, Kaufmann in Prag.
„ **Ferlick** Anton, Ingenieur in Graz.
„ **Filip** Adolf, Handelsmann in Großaupa.
„ **Fischbach** Johann, Hopfenhändler in Saaz.
„ **Fleck** Anton, Med. & Chir. Dr., Stadtarzt in Schatzlar.
„ **Gaberle** Hugo, Bürger in Schatzlar.
„ **Gaßmann** Leopold, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Aussig.
„ **Häring** Stanislaus, J. U. Dr., k. k. Gerichts-Adjunkt in Joachimsthal.
„ **Hahn** Wenzel, k. k. Oberförster in Joachimsthal.
„ **Hammer** Josef, Hopfenhändler in Saaz.
„ **Heidler** Vinzenz, k. k. Notar in Joachimsthal.
„ **Jarosch** Johann, Gasthausbesitzer in Braunau.
„ **Jennel** Engelbert, J. U. C., Advokaturs-Cand. in Bilin.
„ **Kundratitz** Wilhelm, Ritter von, Hörer der Rechte in Prag.
„ **Kunze** Wenzel, Oberlehrer in Schatzlar.
„ **Lang** Karl Theod., k. k. Bezirks-Schulinspektor in Gabel.
„ **Lederer** Siegmund, Hopfenhändler in Saaz.
„ **Leederer** in Trautenau.

Löbl. **Lehrer-Verein** in Friedland.
Löbl. **Lehrer-Verein** in Joachimsthal.
Herr P. **Lindner** Gregor, Stadtdechant in Joachimsthal.
„ **Maschke** Ferdinand, k. k. Hauptmann in Bilin.
„ **Mayer** Siegmund, Med. & Chir. Dr., k. k. a. ö. Univ.-Professor in Prag.
„ **Meinl** Karl, Fabrikant in Mailand.
„ **Müller** Peter, Hörer der Thierheilkunde in Wien.
„ **Neubauer** Johann, Phil. Stud. in Prag.
„ **Paulus** Simon, Hopfenhändler in Saaz.
„ **Pollak** Oswald, Agent in Braunau.
„ **Rubritius** Emanuel, Ingenieur der k. k. p. Franz-Josefsbahn in Prag.
„ **Sabathil** Josef, Lehrer in Saaz.
„ **Sänger** Karl, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Aussig.
„ **Schaller** Josef, Oekonomiebesitzer in Liebotschan.
„ **Schierreich** Franz, Gutsverwalter in Liebotschan.
„ **Schmidt** W., k. k. Gymn.-Professor in Iglau.
„ **Scholz** Adolf, Bergmeister in Schatzlar.
„ **Urban** Michael, Med. & Chir. Cand. in Prag.
Vogl August, Dr., Professor am deutschen polytechn. Institut in Prag.
„ **Weidler** Franz Jos., Lehrer in Saaz.
„ **Winterstein** Adalbert, Fabrikant in Bilin.
„ **Wondra** Karl, Lehrer in Liebotschan.
„ **Wurdinger** Franz Xav., Hopfenhändler in Saaz.
„ **Zwack** Josef., Stud. jur. in Wien.

Vom 14. März bis 25. Mai 1872 sind dem Vereine **folgende Sterbefälle** unter den P.T. **Herren Mitgliedern** bekannt geworden, und zwar:

Herr **Damm** Franz, Med. & Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Forster** M. C., Med. & Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Gruner** C., königl. würtemberg. Ober-Justiz-Revisor in Ulm. († 1. März 1872.)
„ **Kiemann** Johann, J. U. Dr., Landes-Advokat in Prag. († 18. April 1872.)
„ **Knoll** Karl, Fabriksbesitzer in Karlsbad.
„ **Manschinger** Josef, k. k. Notar in Lobositz. († 30. März 1872.)
„ **Melzer** Jos. Nik., Bäckermeister in Saaz. († 22. April 1872.)
„ **Pfeiffer** W., Photograph in Reichenberg. († 22. Jänner 1872.)
„ **Prinzl** Paul, J. U. Dr., Landes-Advocat in Kaaden.
„ **Přibram** Eman., Med. & Chir. Dr. in Prag. († 14. März 1872.)
„ **Putzlacher**, Thom. Edler von, k. k. Statthaltereirath, jub. Kreishauptmann in Pilsen. († 21. Februar 1872.)
„ **Seemann** J. C., Kaufmann in Prag. († 19. April 1872.)
„ **Spindler** Moritz, Ingenieur der Südbahn-Gesellschaft in Innsbruck. († 8. April 1872.

Verzeichniß

der Geschenke, welche vom 11. März bis 20. Mai dem Vereine gemacht worden sind, wofür hier der geziemende Dank ausgesprochen wird.

I. Für das Antiquarium, Münz-, Wappen- und Siegelsammlung.

Herr **John** Vincenz, J. U. Dr., gräfl. Kinsky'scher Centraldirector in Prag: 1 Denkmünze, 1 Assignate (1792).
„ **Kauders** Otto, Techniker in Prag: 2 italienische Kupfermünzen.
„ **Schneider** Fz., k. k. Bezirksschulinspektor in Trautenau: 3 schöne Silbermünzen, worunter ein Sechskreuzerst. Leopold's I. (1676).
„ **Tischer** Anton, Med. Dr. in Liboritz: Pagodenornament von gebranntem Thon aus Bangkok in Siam. — 100 verschiedene Kupfermünzen, worunter viele russische, Steigbügel, Hufeisen, Sporen, ein Bund alter Schlüssel aus Funden auf der Flur „Ewigen" bei Jechnitz, bei Liboritz u. Teschnitz, 3 sogen. Donnerkugeln, Bruchstücke von Hirschgeweihen, gefunden in Schuhtiefe unter der Ackerkrume bei Teschnitz, von denen eines bearbeitet, und endlich ein Porträt von Tilly auf Perg.

Herr **Weidner** Vict., Historienmaler in Prag: Urnen, gefunden beim Grundgraben in Prag 1868 (Bredauergasse), am Weleslawin bei der Scharka (1871). — 1 Netzsenker, 1 Thongefäß ist, seiner Rohheit und Unfertigkeit nach zu schließen, nur als Versuch zur Bildung einer Urne zu betrachten.

II. Für das Archiv.

Herr **Tischer** Anton (siehe oben): 2 Perg.-Urk.: Geburtsbrief des Fabian Sebast. Mann de dto. Sebastiansberg 29. Jänner 1725 mit anhängendem Stadtsiegel in Kapsel; detto für Georg Hohlfeld de dto. Bensen 11. Juni 1654.

III. Für die Bibliothek.

Herr **Caspari**, Dr. und Director in Chemnitz: Programm der Realschule. I. Ordnung daselbst.
Deutscher pädagogischer Verein in Prag: Blätter für Erziehung u. Unterr. III. 9—24.
Herr **Gerstel** Arnold, Cassier in Prag: Illustrierter Anzeiger über gefälschtes Geld. 1865—70.
Gesellschaft für die Geschichte von Schleswig, Holstein u. Lauenburg: Zeitschrift Bd. II. Kiel 1872. — Alberti, Register über d. Zeitschriften 2c. 1871.
Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg: Sitzgs.-Protokolle v. J. 1871. Reichenb. 1872.
Harz-Verein für Gesch. u. Alterthumskunde in Wernigerode: Zeitschrift IV. 3. 4. Wernigerode 1871.
Historischer Verein in Bern: Archiv VII. VIII. . . . . 1868—71.
Historischer Verein für den Canton **Glarus**: Jahrb. VI. VII. VIII. Zürich 1870—2.
Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenb. in Würzburg: Archiv XXI. 1. 2. W. 1871.
Historischer Verein für Oberfranken in Bamberg: Bericht XXXII. . . . 1870.
Historischer Verein für Oberfranken in Bayreuth: Archiv. XI. 1. 2. Regesten der Grafen von Orlamünde 2.
Historischer Verein für das Großh. Hessen in Darmstadt: Archiv XII. 3. Darmstadt 1870.
Historischer Verein für Niedersachsen in Hannover: Zeitschrift 1870.
Historischer Verein f. Steiermark: Mittheilungen 19. Heft. . . . Beiträge z. Kunde steier. Geschichtsquellen 8. Jahrgg. . . . . Graz 1871.
Historisch-statist. Sektion der k. k. mähr. schl. Gesellsch. in Brünn: Geschichte derselben; d' Elvert, Geschichte der Pflege der Naturwissensch., Gesch. d. Steuerwesens, Gesch. des Glaubens an Zauberer, Hexen u. Vampyre, der Verkehrsanstalten, zur Gemeindefrage von Brünn (1860), die Desiderien der mähr. Stände (1864), die Bestrafung der Rebellion (1868), — Dundalek, Entwurf der Jägerndorfer Landesordnung (1868), zur Geschichte der St. Datschitz (1859), — Eder, Chronik von Seelowitz u. Pohrlitz (1859), — Friedrich und Czibulka, Geschichte. v. Hradisch, — Dibl, Reminiscenzen (1870) — Quellenschriften I. Sektion, Scriptores I. (1861), — Schriften (XVI.) Brünn 1867.
Kaiserl. k. geographische Gesellschaft in Wien: Mittheilungen XIV. (Neue Folge, 4. Band). Wien 1871.
Kaiserl. k. stat. Central-Commission in Wien: Mittheilungen. XVIII. 4. XIX. 1. . . . Wien 1871—2. Statist. Jahrbuch für 1871.
Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Hannover: Nachrichten 1871.
Herr **Keindl** Ottomar in Prag: 1 Werk.
„ **Kirchhoff** Albr., Chef der Firma Kirchhoff und Weigand in Leipzig: Die Anfänge kirchl. Toleranz in Sachsen. Leipz. 1872.
„ **Klutschak** Franz, Chefredacteur der Bohemia in Prag: Bonfiniia Ant. Rerum Ungaricarum decades quatuor cum dimidia (tres priores edid. Martin Bremerus, quarta Jan. Sambucus). Basil. 1568. Fol. Prgtbd. (Sehr gesuchte Ausg.)
„ **Laube** G. C., Dr. u. Prof. in Prag: 1 Brosch.
Liedertafel der deutschen Studenten in Prag: Jahresbericht.
Maatschapii der nederlandsche Letterkunde in Leiden: Handelingen en Mededeelingen over het jaar 1871. — Levensberichten der aafgestorvene Medeleden. — Alphabetische Lijst der Leden . . . . Leiden 1872.
Herr **Penk** E., Generalinsp. in Leipzig: Uiber den Urkundenschatz der Handwerkerladen von Dr. Pfalz. (Progr.) Leipzig 1872.
„ **Singer** Josef, Fabrikant in Prag: Voigt. Beschreibung der bisher bekannten böhm. Münzen. 4 Lederbde. mit Kpfrn. (Sehr selten u. geschätzt.)
Sparkassen in Eger, Graslitz, Schlukenau: Rechnungsabschl. pro 1871.
Se. Exc. **Graf. R. Stillfrid**, k. k. Oberceremonienmeister in Berlin: Alterthümer u. Kunst denkmale des Hauses Hohenzollern. Stuttg. 1855. gr. Fol. Mit 23 feinen Kunstblättern. Die Insignien des deutschen Reiches . . . . 1872.

Herr **Tischer** Ant., Dr. Mylla Angel. Wallfahrtsbeschreibung nach Italien u. Palästina. (1737.) (Titel fehlt.)
Verein für Landeskunde von Niederösterr. in Wien: Blätter III. — Topographie von Nieder-Oesterr. Wien 1871.
Verein für Kunst u. Alterthum in Ulm u. Oberschwaben: Verhandlgn. Neue Reihe 4. Heft. Ulm 1872.
Verein für Geschichte von Frankfurt a. M.: Mittheilungen IV. 3. Frankf. 1872. Batton J. G. Frankfurt 6. Heft. Frankf. 1871.
Verein für Gesch. u. Naturgesch. in Donaueschingen: Schriften I. Karlsruhe 1871.
Verein für Gesch. u. Alterthumsk. in Sigmaringen: Mittheilung. IV. 1870/71.
Verein für Gesch. u. Alterthum Schlesiens in Breslau: Zeitschr. X. 2. nebst Reg. zu B. VI—X., A. — Schultz A., Schles. Siegel bis 1250. — Script. rer. siles. VI. Breslau 1871.
Verein für Siegel- u. Wappenk. in Berlin: Deutscher Herold II. 1871.
Verein für Mecklenburgische Geschichte u. Alterthum in Schwerin. Jahrbuch. u. Jahresbericht. 36. Jahrg. Schwerin 871.
Verein für Nassauische Alterthumsk. u. Geschichtsforschung V. 2. Mit 4 Tafeln. Wiesbaden.
Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn: Jahrbücher L. LI. . . . Bonn 1871.
Verein für Gesch. u. Alterth. des Herzogth. **Bremen u. Verden** in Stade: Archiv 1871. 4.
Verein für Gesch. u. Alterthumskunde in Erfurt: Mittheilgn. V. . . . 1871.
Verein für Erdkunde in Dresden: Jahresber. VI., VII. und Nachtrag zu VII. Dresden 1872.
Herr **Zöllner** R., Dr. u. Prof. in Dresden: Zur Vorgeschichte des deutschen Bauernkrieges. Leipz. 1872.

☞ Die diesjährige ordentliche Generalversammlung wird am 28. Juni l. J. abgehalten werden.

Wir erlauben uns in Erinnerung zu bringen, daß in Gemäßheit der Geschäftsordnung (§. 25) nur jene selbstständigen Anträge in der Generalversammlung zur Verhandlung kommen, welche wenigstens 14 Tage vor Abhaltung derselben dem Ausschusse schriftlich vorgelegt worden sind.

Jedem Exemplar der Mittheilungen für die außerhalb Prag wohnenden P. T. Herren Mitglieder liegt ein Stimmzettel für die in der General-Versammlung am 28. Juni stattfindende Neuwahl des Ausschusses bei. Es wird ersucht, denselben gefälligst auszufüllen, zu unterfertigen und bis zum 28. Juni entweder versiegelt und **franko** direkt an den Verein oder durch den Herrn Vertreter einzusenden.

☞ Die P. T. Herren Mitglieder werden in Rücksicht auf den Jahresschluß freundlich ersucht, die restirenden Jahresbeiträge möglichst bald einzusenden.

Druck der Bohemia, Aktien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie. — Verlag des Vereines.

Der Verein hat bisher folgende selbstständige Werke publicirt, welche durch Ausschußbeschluß vom 9. Dezember 1868 gegen nachstehende **ermäßigte** Preise durch die Geschäftsleitung bezogen werden können.

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert**. 1. u. 2. Abth. Gr. 8. 10 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher — fl. 90 kr., jetzt 40 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 1 fl. 50 kr., „ 80 kr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. **Ferd. Hecht**. Gr. 4. 16¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 1 fl. 70 kr., jetzt — fl. 80 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 2 fl. 50 kr., „ 1 fl. 50 kr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl**, k. k. Gymn.-Professor. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 20 kr., jetzt 10 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 30 kr., „ 20 kr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Peters**. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 35 kr., jetzt 15 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 50 kr., „ 30 kr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von **R. A. C. Höfler**. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher — fl. 70 kr., jetzt 40 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 1 fl. 10 kr., „ 80 kr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber**. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 2 fl. 50 kr., jetzt 1 fl. 25 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 5 fl. — kr., „ 2 fl. 50 kr.

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann**. I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 1 fl. 25 kr., jetzt — fl. 60 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 2 fl. — kr., „ 1 fl. 20 kr.

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von Prof. K. A. C. Höfler. Gr. 4. 3 1/4 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 40 kr., jetzt 20 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 70 kr., „ 40 kr.

Würdigung der Angriffe des Dr. Fr. **Palacky** auf die **Mittheilungen** des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. I. II. und III

(Separatabdruck der literar. Beilage der Mittheilungen IV. Jahrg. 7. Heft 1868, IX. Jahrgang 7. und 8. Heft 1871.)

Ladenpreis . . . . . 15 kr.

Die Vorschuß- und Kredit-Vereine. Volksbanken in Böhmen. Ein Beitrag zur Vereinsstatistik Böhmens von J. U. Dr. **Binz. John.** Gr. 8. 6 1/2 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 15 kr.
Ladenpreis . . . . . 25 kr.

Die Hauptperioden der mittelalterlichen Kunstentwicklung in Böhmen, Mähren, Schlesien und den angrenzenden Gebieten. Von Bernh. Grueber. Gr. 8. 3 1/2 Bogen.

(Separatabdruck aus den „Mittheilungen" IX. Jahrg. 7. u. 8. Heft. 1871.)

Ladenpreis . . . . . 30 kr.

Geschichte Böhmens von Dr. **L. Schlesinger.** 2. verm. Auflage. — Gr. 8. 43 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 2 fl. — kr.
Ladenpreis . . . . . 3 fl. 50 kr.

Den P. T. Mitgliedern ist gestattet, nach Thunlichkeit bis drei Exemplare zum ermäßigten Preis abzunehmen.

Geschichte der Stadt Leitmeritz von Julius Lippert. Gr. 8°. 42 1/4 Bogen. 2 Karten.

Für Mitglieder . . . . . 2 fl. — kr.
Ladenpreis . . . . . 3 fl. 50 kr.

Festschrift zur Erinnerung an die Feier des 10. Gründungstages im Jahre 1871. Prag, 1872. Gr. 8. 6 1/4 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 50 kr.
Ladenpreis . . . . . 80 kr.

Ueberdieß gibt der Verein eine periodische Zeitschrift (Mittheilungen) heraus, von welcher bis jetzt X Jahrgänge (I. Jahrg. zu 4; II. und III. Jahrg. zu je 6; IV. Jahrg. zu 7; V. Jahrg. zu 6; und VI. bis IX. Jahrg. zu je 8; X. Jahrg. zu 6 Heften) erschienen sind, welche die Mitglieder unentgeltlich beziehen. — Soweit der Vorrath reicht, können frühere Jahrgänge (für Mitglieder gegen ermäßigte Preise) bezogen werden.

Prag.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1872.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Geschichte.

Geschichte der Stadt Leitmeritz von Jul. Lippert, Direktor der Volks- und Bürgerschule in Budweis. Herausgegeben vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen mit 2 Karten. Prag 1871. Druck von D. Kuh.

I.

Die hohe Bedeutung, welche Städtegeschichten besitzen, ist in Oesterreich noch immer nicht gewürdigt genug, während in dem benachbarten Baiern mit riesigen Kosten und ungeheurer geistiger Anstrengung planvoll die Archive mit ihrem reichen Inhalte durchstöbert werden, um Alles, was sich auf die Geschichte der Städte des Landes bezieht, zu veröffentlichen und eine Sammlung von Stadthistorien in's Leben zu rufen, die geeignet sind, die Entwicklung des Landes in deutlichster Weise zu zeigen! Wo hat denn auch in den Zeiten unserer Vorfahren die Kultur ihren Sitz aufgeschlagen! Während die Geschichte der Dynastien nur die traurigen Blätter der Kriege und Schlachten entrollt — wenige freundliche Lichtblicke in den vielen Jahrhunderten ausgenommen — während sie nur so nebenher von einer höheren geistigen Entwicklung zu erzählen weiß, kann gerade die Geschichte der Städte uns so recht deutlich das allmählige Wachsen und Keimen einer Entwicklung vor Augen bringen, die in ihren Anfängen unscheinbar, in den ersten Zeiten sogar verachtet, von den höheren Ständen mit Mißgunst und Neid angeschaut und vielfach angefeindet, immer mächtiger anwuchs, immer herrlichere Blüthen entfaltete, immer reichlichere segensvolle Früchte brachte. Aus den engen dumpfen Stuben der Städte giengen jene Denker und Gelehrte, jene Dichter und Künstler hervor, welche mit ihren Ideen die Welt eroberten und sie in neue Bahnen lenkten. Das rege Leben, der große Verkehr, der sich in ihnen kund gab, alle Bildung, die sich in ihren Mauern zusammen drängte, machten sie zu Stätten der Menschheitsentwicklung, die bis in die untersten, früher ganz vernachlässigten Gesellschaftsschichten drang und auch nach obenhin reformirend wirkte.

Städtengeschichten schreiben, heißt also Entwicklungsgeschichte aufzeichnen, und kein Land kann davon sprechen, auch nur eine politische Geschichte in des Wortes eigentlichster Bedeutung zu besitzen, das nicht vorher die Spezialgeschichte der hervorragenderen Städte aufzuweisen hat

Von diesem Geschichtspunkte aus beurtheilt, hat sich unser Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen ein wesentliches Verdienst erworben, diesem Zweige der vaterländischen Historienschreibung seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken und das Erscheinen solcher städtischen Spezialgeschichten zu ermöglichen, die sonst wohl nur schwer zum Abdrucke gelangen, da der Leserkreis häufig nur ein beschränkter ist, der buchhändlerischer Absatz demnach nicht garantirt erscheint und dadurch die Publikation unmöglich gemacht wird. Es ist deshalb allerdings eine Sache von Akademien und Vereinen, in dieser Richtung einzugreifen, und schon ist es in der kurzen Zeit des Bestehens unseres Vereins die zweite Städtegeschichte, welche publicirt wird, während bereits weitere Publikationen in dieser Richtung für die nächste Zukunft in Aussicht genommen sind.

Diesmal ist es die Geschichte einer für die Entwicklung des deutschen Lebens und der deutschen Bildung in Böhmen höchst wichtigen und bedeutenden Stadt, die Geschichte von Leitmeritz, welche von dem als vaterländischen Forscher und Geschichtschreiber bereits rühmlichst bekannten Direktor Julius Lippert herausgegeben wurde. In deren „Vorwort" bezeichnet er den Standpunkt, von dem aus er sein Werk beurtheilt wissen will, es soll eben nichts sein als ein Baustein für eine künftige „Geschichte des Bürgerthums in Böhmen" — eine Ansicht, die wohl allzu bescheiden ist, wenn wir betrachten, wie der Verfasser die politische Geschichte des Vaterlandes benützte, welche umfassende Vorstudien er machte und wie er seine reichen archivalischen Forschungen ausbeutete. Tief einge-

hend in die eigenthümlichen Entwicklungsverhältnisse der Stadt und mit sicherem Takte die charakteristischen Momente hervorhebend, weiset er auch auf allen Blättern die Einwirkung der äußeren Umstände und der politischen Verwicklungen auf die Stadt selbst nach und entrollt uns ein eben so anziehendes und interessevolles als lebendiges Bild. Er theilt die ganze Geschichte in drei Zeiträume ein, deren Ersten die Schicksale von Leitmeritz und zwar von den ältesten Zeit bis zur Čechisirung im Jahre 1421 umfaßt, indeß der zweite Zeitraum von 1421 bis 1547 reicht und uns die Begebenheiten von der Čechisirung bis zur Beschränkung der Autonomie durch Ferdinand I. erzählt. Der dritte Zeitraum zeigt uns die Zeit der beschränkten Gemeinde-Autonomie bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges (1547—1650) und der letzte Zeitraum reicht vom westphälischen Frieden bis zu den Zeiten Kaiser Josefs des Zweiten. Als Anhang behandelt der Verfasser die neueste Periode, die „Zeit vom Absolutismus und die neueste Zeit" auf wenigen Seiten, mehr, um der Pflicht des Historikers, einen Abschluß bis auf unsere Tage zu geben, nach zu kommen und auch die letzten Striche des Bildes zu vollenden, als daß in dieser Periode dieselbe sorgfältige Geschichtschreibung Platz greifen könnte, die sich ja eben durch ihre Neuheit der eigentlich historischen Betrachtung noch entzieht. Dem Werke, welches 664 Druckseiten enthält, ist ein werthvolles Register und zwei Karten beigegeben, von denen die eine die Besitzverhältnisse in der Umgebung von Leitmeritz im vierzehnten Jahrhunderte, die zweite aber das jetzige Leitmeritz in seiner Ausdehnung um das Jahr 1843 enthält. Der von D. Kuh in Prag besorgte Druck, so wie die ganze äußere Ausstattung des Buches ist äußerst anständig.

Diese allgemeinen Betrachtungen glaubten wir voransenden zu müssen, ehe wir auf die Beurtheilung der einzelnen Zeiträume selbst übergehen.

Geschichte Heinrich des Löwen, Herzogs von Baiern und Sachsen und der welfischen u. staufischen Politik seiner Zeit. Von Dr. M. Philippson. 2 Bände. Leipzig, Oskar Leiner 1867.

Das ältere Werk von Böttiger (1819) über Heinrich den Löwen und die Dissertation von Dr. Prutz (1866), ebenso das fleißige Werk von Dr. Weiland (1866) zeigen nebst der zu besprechenden Arbeit hinlänglich, wie die deutsche Historiographie die Geschichte Heinrich des Löwen für einen wichtigen und bedeutenden Stoff ansah. Es nimmt sich aber einigermaßen sonderbar aus, wenn der Verfasser in der Vorrede S. V meint: „Meiner Ansicht nach ist die Geschichte von Heinrichs Streben und Wirken völlig unverständlich, wenn man ihn nicht mitten unter den allgemeinen politischen Verwicklungen zeigt, unter denen er sich wirklich befand." Wie soll den überhaupt anders die Geschichte Heinrichs geschrieben werden, wenn sie Anspruch haben soll den Anforderungen der neuern historischen Schule gerecht zu sein? Die geistvoll geschriebene Einleitung gibt ein objectives Bild der weltgeschichtlichen Entwicklungen im Mittelalter, geht dann auf die Urgeschichte des welfischen Hauses über, das zweite Buch behandelt Heinrichs Jugendgeschichte. Die Kämpfe zwischen den Staufen und Welfen werden, übersichtlich dargestellt, ebenso die Verhältnisse der Slaven, im deutschen Tieflande, die Colonisirung von Wagrien und die Bekämpfung der Slaven aus den Ländern an der Elbe durch den jugendlichen Heinrich. Heinrich nahm schon damals unter allen Fürsten Deutschlands die erste Stelle ein. Friedrich des Rothbarts Freundschaft zu dem Herzog, seine unparteiische Haltung dem Welfen gegenüber wird vom Verfasser aufs klarste dargethan. Bei Heinrich hatte sich übrigens, nachdem ihm bisher Alles geglückt war, jene rastlose Herrschsucht und jene Mißachtung der Rechte Anderer entwickelt, welche ihn später in so arge Konflikte mit dem Kaiser und mit seinen Nachbarn brachte. Die Befestigung der kirchlichen Macht in den neu erworbenen Slavenländern sicherte dem Herzog Heinrich mächtige Anhänger. Die Machtentfaltung Friedrichs des Kaisers stellt der Verfasser zu weitläufig dar, sie konnte, da ihre Darstellung nichts Neues bietet, kürzer gefaßt werden, besonders da, wo keine Beziehungen zu Heinrich dem Löwen hervortreten. Papst und Kaiser waren Heinrich, der sich auf dem Römerzug Lorbeeren geholt, günstig gestimmt, und als er 1156 Baiern wieder erlangt hatte, stand seine Macht der königlichen fast gleich. Der Verf. nennt Friedrichs Vorgehen, das rivalisirende Haus der Welfen zu einer solchen Höhe zu erheben, falsche Berechnung; Friedrichs Fehler in dieser Angelegenheit sei der gemeinsame des staufischen Hauses gewesen, welcher ein Jahrhundert später dessen

Untergang herbeiführte. Seine Ziele waren zu hoch für seine Mittel. So mußte der Kaiser, der schon auf Italien seine Bestrebungen lenkte, statt, wie es das sächsische Kaiserhaus mit so vielem Erfolg gethan, die Macht seines Hauses in Deutschland fest und sicher zu begründen — dem gewaltigen Welfen schmeicheln und ihm alle Wünsche erfüllen; um nur dessen Mitwirken bei den Römerfahrten sicher zu sein. Es dürfte sich diese Anschauung keineswegs rechtfertigen lassen. Friedrichs Heldengröße und sein hochherziger Sinn dachte an so kleinliche Mittel, den Welfen zu gewinnen, gewiß nicht; daß dieser in seiner unersättlichen Ländergier niedrigen Motiven zugänglich war, ist Thatsache. Des Kaisers gerader echt deutscher Sinn versah sich von seinem Lehensmann, dem er gethan, was er nur thun konnte, das nie, was später geschah. Heinrichs kluge Sorge für seine Länder stellt der Verfasser im 3. Buche dar, wie dessen Pläne, die Herzogsgewalt in seinen Ländern wieder zu der alten Machtfülle nach innen und außen zu restauriren. Er unterstützte den Kaiser bei der Züchtigung der übermüthigen Polen. Doch der Konflikt zwischen dem Kaiser und dem Papste spitzte sich um das Jahr 1159 immer mehr zu. Heinrich wagte es nicht sich entschieden für Alexander zu erklären, wohl aber suchte er und Welf eine offene Vermittlerrolle zu spielen. Der Verfasser spricht hier von einer falschen Stellung der Welfen, in die sie durch Heinrichs Schuld geriethen, da sie für das Kaiserthum Partei ergreifen mußten gegen die Tradition und die eigentlichen Interessen ihres Geschlechtes. Es ist dieselbe mangelhafte Beurtheilung der Sachlage, wie sie sich schon oben bei dem Urtheil über das Verhalten Friedrichs zu Heinrich gezeigt. Welcher Grund hätte Heinrich jetzt schon zur Felonie treiben sollen? Heinrich zeigte sich eben noch fortwährend als Genosse des Kaisers und seiner Partei, wie es sich für ihn geziemte. Der erste Band schließt mit einer Reihe kritischer Erörterungen. Die Erzählung von der Weinsberger Weibertreue bringen zuerst die Annales Colonienses Maximi (Pertz Scr. XVII p. 759.) Schon Dr. Prutz hat sie in seinem Heinrich dem Löwen S. 442 fg. hinreichend widerlegt, ebenso lügenhaft ist die Nachricht, daß in dieser Schlacht zum erstenmale die Rufe Hie Welf! Hie Waiblingen gehört wurden, wie schon Behrens Herzog Welf VI. Seite 101 nachgewiesen. Auch diese Angabe erscheint erst im XV^te^. Die kritische Untersuchung über den Krönungstag Friedrichs I., bei dem großen Widerspruch der Quellen nothwendig, kommt zu dem plausiblen Resultat, daß Friedrich am 3. März zu Frankfurt gewählt und am 9. März zu Aachen gekrönt wurde, gegen die bisherige Anschauung, nach welcher Friedrich am 5. März gewählt und am 9. gekrönt wurde. Der Friesenzug Heinrichs wird in einer kritischen Note für Ende April oder Anfang Mai 1156 festgestellt. Der Brief des Kaisers Friedrich an den Erzbischof Hillin von Trier (Archiv der Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtsk. IV. S. 418—426) wird gegen Sybel Gildemeister, Jaffés und Wattenbach's, wie auch Hefeles Autorität, die in ihm eine Fälschung des XVI. Jahrhunderts sehen, als echt angenommen. — Der Kaiser eroberte mit Heinrichs Hilfe Mailand, ja er setzte ihn mit Friedrich von Schwaben sogar zum Feldhauptmann ein im Falle seines Ablebens; sodann befestigte Heinrich seine Macht in Sachsen und Slavien; alles was er unternahm, gelang ihm, aber das machte ihn eben stolz und übermüthig, er bedrückte seine Nachbarn und Vasallen, in einer förmlichen Verschwörung der Fürsten gegen ihn trat der dankbare Kaiser versöhnend dazwischen. Seit dem Mainzer Reichstag 1163 schieden sich, wie der Verfasser meint, die Wege des Welfen und des Kaisers. Aber er gibt doch selber zu, daß Heinrich dem Staufen nicht im geringsten hindernd entgegengetreten, vielmehr folgte er noch viele Jahre demselben in seinen politischen Bahnen. Selbst von einer kälteren Stellung des Welfen gegen den Kaiser, die der Verfasser als einen ersten, aber entscheidenden Schritt zur gegenseitigen Gegenüberstellung auffaßt, läßt sich nichts merken. Auf dem großen Reichstag zu Würzburg, wo der Kaiser durch einen Eid die Fürsten und Bischöfe binden wollte, Roland nie anzuerkennen, zeigten sich des Kaisers beste Freunde, schwierig, selbst Friedrich von Schwaben, aber Heinrich ging mit „unbedachtsamem Eifer gänzlich auf die Wünsche des Kaisers ein". Das gibt nun der Verfasser zu, daß damit Heinrich alle Traditionen seines Hauses, die ihn doch so mahnend auf ein Bündniß mit der Kirche hinwiesen, vergessen habe, er war der erste weltliche Fürst, der nach dem Willen Friedrichs schwor; ist das nicht ein Beweis, daß des Verfassers Anschauung, seit dem Mainzer Tag sei die Spaltung da gewesen, eine Fiction sei. Während des unglücklichen, die Blüthe des Heeres vernichtenden Römerzuges Friedrichs lag Heinrich im Streit mit den

sächsischen Fürsten. Friedrichs und Heinrichs Lage war bedrängt, auch hier schloßen sie sich aneinander. Heinrich konnte die sächsischen Fürsten nicht ohne des Kaisers Hilfe demüthigen, dieser ohne Heinrich keinen ernsten Schlag gegen Italien ausführen. Am Bamberger Reichstag trat der Kaiser (1166) entschieden auf die Seite des Herzogs gegen die klagenden Fürsten. Jetzt stand Heinrich, der sich mit der englischen Königstochter vermählt, auf dem Gipfel seiner Macht, der Kaiser hielt die sächsischen Fürsten noch 1168 für Heinrich in Ruhe. Der alte Welf von Altorf war endlich die Ursache des Zwistes, er verlangte von Heinrich Geld und versprach ihm das Erbe aller seiner Besitzungen. Heinrich schlug dies unkluger Weise aus, nun wandte sich der prassende Alte an Friedrich und Friedrich griff zu. Wie sollte er sich auch eine solche Gelegenheit der Machtvergrößerung, die doch Heinrich selber verschmäht, entgehen lassen? Der Kaiser mochte in seinen immerwährenden Kriegen endlich eingesehen haben, daß eine tüchtige Hausmacht den Kern seiner Kraft bilde, aber noch trat 1169 der Kaiser auf dem Erfurter Reichstage für die Pazifizirung Sachsens ein, und zeigte dadurch, wie gewogen er dem mächtigen Heinrich sei, seinem Rivalen, dem er leicht durch eine Begünstigung der sächsischen Gegner einen empfindlichen Schaden bereiten konnte; Heinrich konnte ruhig seine Pilgerfahrt unternehmen. Den Römerzug Friedrichs 1174 begleitete Heinrich nicht, aber Friedrich bedurfte auch seiner nicht. Der Kaiser kämpfte in Italien, aber unglücklich, und Heinrich verweigerte plötzlich alle Hilfe, die Unterredung zwischen beiden zu Chiavenna endete resultatlos; es war von Seite Heinrichs reine Habsucht, er wollte Ersatz für die reichen Länder Welfs; wenigstens Goslar sollte der Kaiser ihm übergeben; der Kaiser verweigerte dies, das Bündniß war zerrissen; aber Heinrich schien die ganze Sache für einen mehr persönlichen Zwiespalt zu halten, wenigstens benützte er die ihm günstigen Umstände keineswegs, erst als die Verhältnisse des Kaisers sich in Italien günstiger gestalteten, erhob er sich zu energischeren Handeln. Heinrich war eben nichts weniger als ein Staatsmann, er erkannte nicht einmal die Kluft, welche ihn vom Kaiser trennte; als dieser 1178 aus Burgund zurückkehrte, eilte ihm Heinrich entgegen, um bei ihm über Angriffe des Kölner und Halberstädter Bischofs zu klagen. Friedrich stellte die Entscheidung auf den Wormser Tag fürs nächste Jahr fest, kein tadelndes Wort entschlüpfte dem staatsmännischen Kaiser. Heinrich erschien am Wormser Tag nicht. Bei einer Unterredung, die Heinrich selber verlangte (in der Nähe von Haldensleben), versprach ihm der Kaiser mit hochherziger und einsichtiger Milde den Frieden wieder herzustellen, wenn Heinrich 5000 Mark Silber zum Zeichen der Unterwerfung, zur einigen Vergütung des Schadens, den er dem Kaiser in Italien beigefügt, zahlen wolle. Die ganze Unterredung zerschlug sich. Auf dem Würzburger Reichstag erschien Heinrich zum drittenmale nicht — und hier verurtheilten die Fürsten den Heinrich; Friedrich hatte sich vollständig objectiv verhalten. Der Entscheidungskampf endete mit Heinrichs Unterwerfung und Verbannung 1181. Sehr gut charakterisirt (p. 265) zusammenfassend das ganze Vorgehen Heinrichs seit dem Tag von Chiavenna, er war eben ein stets bereiter Schwertkämpfer und sonst nichts. Heinrichs Verbannung wollte der Kaiser auf dem Goslarer Reichstag 1189 lösen, aber trotz der Aussöhnung entschied sich Heinrich für den dritten Vorschlag des Kaisers, abermals in die Verbannung zu gehen, während der Kaiser den Kreuzzug unternahm. Die Kämpfe zwischen Heinrich VII. und dem Löwen nach Friedrichs Tod endeten 1193; im Jahre 1195 starb der greise Fürst. Den belehrenden Uiberblick über Heinrichs ganzes Wirken (S. 399) schließt der Verfasser mit den die Bedeutung Heinrichs scharf zeichnenden Worten: Die Stanfen hinterließen von ihrem großartigen Streben nichts als gänzliche Zerrüttung des Reiches, Heinrich der Löwe aber hat Ostholstein an Deutschland gebracht, er wurde mit Lübecks Begründung und Begünstigung der eigentliche Urheber des später so glänzenden norddeutschen Handels, er hat Mecklenburg erobert und den Keim gelegt für den wackern, tüchtigen deutschen Stamm, der dort wohnt. Und deshalb ist auch die deutsche Nation dem Welfen nicht undankbar gewesen, er lebt noch bei ihr fort in gutem Gedenken in Sage und Lied mannigfach gepriesen. Die angehängten kritischen Erörterungen zeigen wie die des ersten Bandes von dem genauen kritischen Eingehen und von der Akribie des Verfassers; besonders interessant ist die Untersuchung, ob die Zusammenkunft Heinrichs mit Friedrich zu Chiavenna stattgefunden. Ottos von St. Blasiens objektiver Bericht über die Selbstdemüthigung des Kaisers wird von den späteren Geschichtschreibern vielmehr herausgeputzt, daß

bei der Aussöhnungsscene der Papst dem Kaiser den Fuß auf den Nacken gesetzt, ist eine alberne Fabel, welche Amalrich (Muratori Sc.) mit dem Beisatz ut legitur allein erzählt, die Augenzeugen wissen nichts davon. Das gelehrte Werk ist wohl als ein abschließendes über Heinrich den Löwen zu betrachten. Die Darstellung ist interessant, und die Ereignisse in dieser so wechselvollen Zeit so gruppirt, daß das Buch nicht bloß für den Geschichtskenner, sondern auch für den Laien lesbar ist, was bei der gelehrten deutschen Geschichtsforschung leider nicht immer der Fall ist. Dr. Ch.

Hroznata und die Prämonstratenser-Abtei Tepl. Nach Urkunden des Stiftsarchivs verfaßt von P. Hugo Johann Karlik. Pilsen 1870.

Es beschlich mich ein wehmüthiges Gefühl, als ich das vorliegende Büchlein von 118 Seiten in die Hand nahm, in welchem ein Ordensmönch die Geschichte seines Klosters erzählt. Das alte reiche Prämonstratenserstift Tepl und diese so kleine geringfügige Arbeit über seine nichts weniger als arme oder unbedeutende Historie! Wo sind die Mönche hin, die mit imponirender Sachkenntniß und unsäglichem Fleiße große Folianten zusammenschrieben und sich und ihrem Orden glänzende Denkmale der Wissenschaft setzten. Wo sind die Äbte hin, die als wahre Mäcenaten dem Bruder Geschichtschreiber im Kloster alle nur möglichen Hilfsmittel und Erleichterungen gewährten und mit Stolz ihre wohlgeordneten Archive und reichhaltigen Bibliotheken pflegten! Noch ist es allerdings in andern Ländern besser als in Böhmen und besonders Nieder- und Oberösterreich zählen noch manch tüchtigen Forscher im Ordensgewande. Selbst Mähren hat seinen vortrefflichen Dudik! Wo aber findet sich in unserm klosterreichen Heimatsland auch nur ein hervorragender Historiker aus der stattlichen Reihe der Ordensmönche! Und doch thut es bei uns so Noth! Sollen denn nur die Laien die Urkundenbücher der Klöster zusammenstellen? Will man die so mühsame Arbeit etwa nur unserm überaus fleißigen Pangerl überlassen, der für Hohenfurt und Strahow schon so viel gethan und so eben mit Goldenkron sich beschäftigt?

Die vorliegende Arbeit hat nichts gemein mit den Worten der gelehrten Benediktiner oder anderer Orden früherer Zeiten. Sie trägt vielfach den Stempel des Dilettantenhaften an sich, und viele Spuren verrathen den allerersten Anfängler in der Wissenschaft. Aber selbst von diesem verlangt man doch die Auflösung der mittelalterlichen Urkunden-Daten, die Herr Karlik überall mit fortschleppt, wo er nicht etwa schon Auflösungen vorfand. Chronologisch aneinander geordnet, wie es weiland Brusch gethan, werden die 47 Äbte des Klosters von Hroznata bis auf Hrn. P. Maximilian Ant. Liebsch, dem gegenwärtigen Stiftsvorstande, dem die Schrift vom Verfasser gewidmet wurde, durchgegangen, und es wird lose durcheinander erzählt, was unter diesem oder jenem etwa geschehen. Die Geschichte des Klosters als die eines wachsenden und gedeihenden, nachmals sinkenden und sterbenden und neuerdings wieder erwachenden Organismus aufzufassen, die Wechselwirkung zwischen Landes- und Lokalgeschichte zu betonen und an dem richtigen Platze weiter auszuführen, fiel dem Verfasser nicht im entferntesten ein. Eine sonderbare Ansicht scheint Hr. Karlik von dem Emphiteutisiren der Dörfer zu haben. Tepl setzte im XIV. Jahrhundert eine Menge Dörfer nach deutschem Rechte aus und frischte durch dieses Mittel seine Finanzen nicht wenig auf. Und doch soll nach dem Verfasser der Convent des Klosters mit der Emphiteutisirung nicht einverstanden gewesen und namentlich gegen den Abt Beneda klagbar geworden sein. Die Ursachen des Unzufriedenheit der Mönche waren ganz andere, wie der Verfasser selbst andeutet, und dieser hätte wohl noch bei andern Gelegenheiten seiner tschechischen Gesinnung Ausdruck geben können als durch sein in der Klostergeschichte angebrachtes Mißbehagen über deutsche Einrichtungen und Gewohnheiten. Muß er doch selbst zugeben, daß die bedeutendsten Äbte, wie Ering, Bohusch, Racko u. a. die deutsche Colonisation fortsetzten und zwar zum Nutzen und Frommen der Gegend wie des Klosters. — Möchte doch bald das vom Verfasser in Aussicht gestellte Diplomatorium erscheinen; dann wird es wohl auch möglich sein, genauere Untersuchungen und Forschungen auch über das vom ihm hier Gebrachte anzustellen. L. S.

Verhandlungen des historischen Vereines von Oberpfalz und Regensburg. 27. Band der gesammten Verhandlungen und 19. Band der neuen Folge. Mit einem Porträte und einer historischen Karte. Stadtamhof 1871. Druck von Jos. Mayr.

Der Jahrgang 1870 enthält zwei Abhandlungen: Die Oberpfalz und ihre Regenten in den Jahren 1404 bis 1448 mit 17 noch ungedruckten Urkunden und einer Karte, und Joseph Rudolph Schnegraf, der verdiente bairische Geschichtsforscher.

Die erste Arbeit verdient auch in weiteren Kreisen beachtet zu werden, da sie aus der Feder des Herrn Reichsarchivassessors Dr. Chr. Häntle, der sich als bairischer Geschichtsforscher durch seine gediegenen Arbeiten einen guten Ruf erworben hat, stammt, und über eine bisher noch ziemlich dunkle Partie der oberpfälzischen Geschichte ganz neue Aufschlüsse liefert. Zum besseren Verständnisse der verwickelten territorialen Verhältnisse der Oberpfalz hat der Vorstand des Vereines Hugo Graf v. Walderdorff eine historische Karte der Oberpfalz unter Pfalzgraf Johann hergestellt.

Der Inhalt der Abhandlung ist ungefähr folgender:

Ruprecht III. mit dem Beinamen Clem, welcher nach dem am 6. Januar 1398 erfolgten Tode seines Vaters die Rhein- und Oberpfalz geerbt hatte, übergab am 28. Mai 1404 zu Heidelberg alle seine Besitzungen in Baiern mit Land und Leuten seinem zweitältesten Sohne Johann zu beinahe souverainer Regierung also, daß er fernerhin damit thun konnte, was ein Herr mit seinen Landen und Leuten thun kann. Mit der Stiftung dieser Art von Secundogenitur riß jedoch König Ruprecht die Oberpfalz nicht völlig vom pfälzischen Staatskörper los, sondern blieb nach wie vor Beherrscher derselben. Aus einer Urkunde vom 16. Juni 1404 geht sogar hervor, daß der Pfalzgraf Johann sein oberpfälzisches Regiment nur so lange führen sollte, als der König am Leben bliebe, dann aber sollten diese Lande wieder an die pfälzische Kur heimfallen. Johann gerirte sich jedoch als souverainer Regent, schloß Bündnisse, bestätigte Privilegien, setzte Land und Hofbeamte ein und ab, kurz er handelte, als wenn die Oberpfalz sein alleiniges unbestrittenes Erbe wäre. Ohne unliebsame Auftritte konnte vorläufig an der Sachlage nichts geändert werden. Damit aber Johann sich einst zufrieden gebe und dessen jüngere Brüder nicht leer ausgingen, dachte König Ruprecht an eine Theilung der kurpfälzischen Lande. Diese kam nach seinem Tode am 3. Oktober 1410 zu Stande (von 7 Theilherren ausgeführt). Für den Pfalzgrafen fiel sie nicht günstig aus; denn die Theilherren bestimmten für den Churfürsten Ludwig III. beinahe die Hälfte von Johanns bisherigen Herrschergebiets zum Churpräcipuum. Diese Oktobertheilung gab die Veranlassung zu vielen heftigen Streitigkeiten zwischen Johann und seinem Bruder Ludwig III., welcher schon wenige Tage darauf am 7. Oktober seiner oberpfälzischen Hauptstadt Amberg ihre Privilegien bestätigte. Am Sterbetage der Witwe Königs Ruprecht 26. September 1411 kam zwar durch gegenseitige Nachgiebigkeit eine Versöhnung zu Stande, allein dieser Frieden dauerte nicht lange. Pfalzgraf Johann unzufrieden mit den gewonnenen Resultaten war eifrig bestrebt, nicht nur das ihm in der Oktobertheilung entrissene beträchtliche Territorium wieder zu erlangen, sondern sich auch nach Ludwigs III. Ableben auf den pfälzischen Kurstuhl zu schwingen, wie es aus einer Urkunde Wenzels vom 16. März 1412 und Mosers deutschem Staatsrecht ersichtlich ist. Als Antwort auf diese verwegenen Pläne ist Ludwigs III. Testament vom J. 1413 anzusehen, durch welches der Churfürst im Widerspruch mit allen in der Wittelsbachischen Familie bisher üblich gewesenen und durch klare Reichsgesetze sanctionirten Observanzen nicht den zur Vormundschaft berechtigten ältesten Bruder Johann, sondern gerade den jüngsten Pfalzgrafen Otto zum Vormund seines Sohnes, sowie zum eventuellen Churadministrator bestimmte. Hiedurch wurde die Spannung zwischen den Brüdern derart gesteigert, daß beide für den bevorstehenden Krieg Kräfte sammelten.

Pfalzgraf Johann schloß am 30. Mai 1418 mit Kaiser Sigismund einen Vertrag, worin dieser sich verpflichtete, den Pfalzgrafen wider Ludwig den III., welcher „seinen Bruder auf manchem Wege bedränge und ihm in das Seinige gegriffen habe und noch greife, unter seinen königlichen Schutz zu nehmen und im Falle eines Krieges zwischen beiden Brüdern dem Herzog Johann nicht nur Hilfe zu leisten, sondern auch den Beistand der Reichsfürsten und Städte zu verschaffen. Aus einer 2. Urkunde vom gleichen Tage ist zu ersehen, daß König Sigismund den Johann förmlich in seinen Sold nimmt und die Bezüge festsetzt, welche diesem, so oft er sich in des Königs Diensten befände, ausgezahlt werden sollten. Zu dieser Zeit faßte der Pfalzgraf Johann im Vertrauen auf die Gunst des Kaisers den Plan, seinen Bruder oder dessen Söhne vom churfürstlichen Stuhle zu verdrängen.

Ludwig der III. blieb auch nicht unthätig. Er schloß in den oberpfälzischen Ländern mit

verschiedenen adeligen Geschlechtern Bündnisse und brachte die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln und den Markgrafen Friedrich von Brandenburg dahin, daß sie sich urkundlich verpflichteten, nur ihn und seinen ältesten Sohn als Churfürsten anzuerkennen.

Glücklicher Weise wurde der Ausbruch des Krieges dadurch verhindert, daß Sigismund und der Pfalzgraf Johann von den hussitischen Unruhen in Anspruch genommen wurden, während die Thätigkeit des Churfürsten sich dem Kriege zwischen Frankreich und England zuwandte.

Unterdessen änderte Ludwig III. sein Testament 9. Oktober 1436, zu Gunsten seiner Brüder Johann und Stefan, um eine Brücke zur Verständigung herzustellen. Obgleich nach diesem Testamente Otto Vormund bleiben sollte, so mußte er sich es doch in dem mit seinem Bruder Johann abgeschlossenen Vertrage gefallen lassen, die Vormundschaft aus den Händen Johanns anzunehmen. Nebstdem erhielt Johann die oberpfälzischen Kurlande auf so lange Zeit, bis Ludwig IV., der junge Churfürst, sein 18. Jahr erreicht hat.

Der so lange sehnlichst gehegte Wunsch Johann's war auf diese Weise größtentheils realisirt; er war Obervormund seiner Neffen und Besitzer der oberpfälzischen Länder. Leider mußten die Neffen diesen Streit der ehr- und länderfüchtigen Oheime mit ihrem Erbe bezahlen. —

In der zweiten Arbeit hat der Vorstand des historischen Vereines Hugo Graf v. Walderdorff einem sehr eifrigen und verdienstvollen Mitglied des Vereines, dem ehemaligen Sekretär Josef Rudolf Schnegraf, ein unsterbliches Denkmal gesetzt. Diese Biographie beschränkt sich jedoch nicht bloß auf die Erzählung seines einfachen mühseligen Lebens, sondern greift auch in die Zeitgeschichte ein; namentlich liefert das Tagebuch, welches er während der Kriegsjahre 1813 und 1814 in Tirol führte, recht interessante Beiträge zur damaligen Kriegsgeschichte, und die eingeschalteten Briefe Westenrieders, Finks, Zschokkes, von Schranks gewähren uns einen Einblick in die damaligen literarischen Bestrebungen und in die Verhältnisse der bairischen Akademie der Wissenschaften. Hier ein kurzer Auszug aus der Lebensgeschichte.

Schnegraf war 8 Februar 1790 in Cham geboren. Seine Kindheit brachte er theils im elterlichen Hause, theils in der Benediktinerabtei Prüfening bei Regensburg als Chorknabe und Ministrant zu. Im Jahre 1804 studierte er am bischöflichen Gymnasium v. St. Paul in Regensburg; verließ die Anstalt jedoch, als er in den Genuß eines Familienstipendiums gesetzt wurde, und setzte seine Studien am churfürstlichen Gymnasium zu Amberg und zwar als Seminarist fort. Die bedrängte Lage seiner Eltern bewog ihn jedoch, nach dem ersten Semester der philosophischen Vorbereitungsklasse 1808 das Amberger Gymnasium zu verlassen und bei dem k. Landgerichte als Schreiber einzutreten, da er hier günstige Aussichten auf baldige Versorgung hatte. In Cham hielt er sich jedoch nur vom Mai 1808 bis 15. J. 1809 auf, da er beim gräfl. Törringschen Pflegamt Falkenstein eine Anstellung als dritter Schreiber erhielt. Hier leistete er der französischen, damals mit Baiern befreundeten Armee dadurch einen wesentlichen Dienst, daß er in jugenlicher Unüberlegtheit die Rekognoscirung des feindlichen österr. Lagers übernahm. Den Ort Falkenstein verließ er wieder am 28 Okt. 1809; im Abgangszeugnisse wird der Patriotismus hervorgehoben, den er durch diese Rekognoscirung bethätigt hatte.

Später wurde er Sekretär bei der k. Steuerkataster-Kommission, welche Stellung er bis zu seinem Eintritte in die Armee bekleidete. Im Jahre 1813, als ganz Europa unter Waffen stand, veranlaßten ihn Patriotismus und Liebe zum Militärstande seine vortheilhafte Stellung aufzugeben und sich zum Eintritte in die Armee zu melden. Als das Kriegsministerium sein Gesuch um Verleihung einer Offiziersstelle längere Zeit unerledigt ließ, trat er beim 3. Bataillon der mobilen Legion als Gemeiner ein. Schon nach 6 Wochen wurde er Lieutenant beim 1. Bataillon der 5. mobilen Legion und kurz darauf Adjutant beim 3. Bataillon. Seine Erlebnisse im Jahre 1813 und 1814 hat er in einem eigenen Tagebuche niedergeschrieben, das der Verfasser größtentheils wörtlich zum Abdrucke bringt, weil es nicht unwichtige Beiträge zur damaligen Zeit- und Kriegsgeschichte liefert.

In diesem zeigt sich Schnegrafs besondere Vorliebe für alte Burgen und historische Orte, für die Eigenthümlichkeiten und Gebräuche des Volkes. Nach hergestellten Frieden 1815 veranlaßten ihn Heiratsgedanken und ungünstige Avancementsverhältnisse, bei seiner früheren Branche, dem Finanzwesen, in Praxis zu treten; allein die Nichtbewilligung des Urlaubs zur Vollendung der rentamtlichen Praxis hatte ihn an der Erlangung einer neuen Civilbedienstung gehindert. Seine

Lage wurde noch schlimmer, als er in Folge eingetretener Reduktionen und seiner früheren Kränklichkeit durch allerhöchste Entschließung vom 27. Jänner 1823 mit einem Gehalte von monatlich 24 fl. pensionirt wurde. Als Pensionist hielt er sich in den Jahren 1823—1827 in Eschelkam, Cham und Bärnau in der Oberpfalz auf und schlug seinen dauernden Wohnsitz in Regensburg auf.

Er starb 28. Oktober 1861. Das Jahr 1815 bildet einen Wendepunkt im Leben Schuegrafs. Von da ist er trotz Mangel und Entbehrungen jeder Art, trotz wiederholter Kränklichkeit unabläßig bemüht, die Geschichte seines Vaterlandes zu erforschen, und tritt zu diesem Zwecke mit den damaligen Geschichtsforschern Westenrieder, Feßmaier, Lipowsky, Schmeller, Zschokke und anderen in innigen Wechselverkehr. Der Verf. gibt am Schlusse S. 385–417 ein Verzeichnis von Schuegrafs sämmtlichen Schriften.

Bl—.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Hohezollern I. II. und III Jahrgang. Sigmaringen.

Am 18. April 1867 ist in Sigmaringen ein Verein ins Leben getreten, der sich die löbliche Aufgabe stellt, zu dem Aufbau einer Geschichte Hohenzollerns dadurch beizutragen, daß das reiche geschichtliche Material aufgesucht und nachgewiesen wird.

In den bisher erschienenen 3 Jahrgängen kommen folgende Abhandlungen vor: Urkunden zur Geschichte des Dominikaner-Nonnenklosters Hedingen, Beiträge zur Geschichte der Stadt Sigmaringen, Regesten zur Geschichte der Grafen von Veringen, urkundliche Nachrichten über die Kaplanei Laugenenslingen von der Zeit ihrer Stiftung bis zur Renovation im Jahre 1695, die Feste Bittelschieß an der Lauchert und ihre Besitzer.

Den Inhalt der 3 ersten Abhandlungen wollen wir näher können lernen.

Urkunden zur Geschichte des Dominikaner-Nonnen-Klosters Hedingen vom Gymnasiallehrer Lichtschlag.

Das Dominikaner-Nonnenkloster zu Hedingen wurde, wie uns der Verfasser mittheilt, in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vom Junker Itel Folkwin aus einem dort ansäßigen Adels-Geschlecht gegründet; anfangs war es unbedeutend, später aber wurde sein Besitz durch Schenkungen und besonders durch Kauf vermehrt. Im 15. Jahrhunderte besaß es ansehnliche Güter nicht nur an vielen Orten Hohenzollerns sondern auch Württembergs und Badens. Im 16. Jahrhundert aber sank das Kloster in moralischer und ökonomischer Hinsicht, und die Herren der Grafschaft Sigmaringen, denen die Vogtei über das Kloster zustand, konnten weder durch geistliche Ermahnungen, noch durch materielle Unterstützungen irgend welchen Erfolg erzielen. Daher wurde das Kloster 1597 aufgehoben und das nach Abzug der Schulden verbleibende beträchtliche Vermögen größtentheils dem Augustiner-Nonnenkloster Inzigkofen zugewandt, in welchem auch die Hedinger Nonnen untergebracht wurden. Das Klostergebäude wurde zu einem Spitale verwendet, mit welchem das schon bestehende Spital der Stadt Sigmaringen vereinigt wurde.

Als Hauptquelle für die Geschichte des Klosters dienten dem Verfasser die Urkunden des ehemaligen Klosterarchivs, von denen er uns 23 theils vollständig, theils im Auszug mittheilt.

Der Inhalt der abgedruckten Urkunden bezieht sich großteü theils auf Kauf und Verkauf von Gütern, Lehensübertragung, Befreiung von Zehnten und Schlichtung von Civilprozessen.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Sigmaringen von Sebastian Locher, Lehrer in Sigmaringen.

Dieser Aufsatz ist nicht nur ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der Städteentwicklung, sondern liefert auch den Beweis, daß die Habsburger längere Zeit Herren dieser Stadt gewesen. Der Inhalt ist in Kürze folgender:

Der Verfasser bekämpft die Ansicht Johlers, daß Sigmaringen seinen Ursprung einem Grafen Sigmar v. Pfullendorf in der Mitte des 9. Jahrhunderts verdanke, mit dem Nachweise, daß es zu dieser Zeit gar keinen Grafen v. Pfullendorf gegeben hat. Im 9. und 10. Jahrhundert bestanden zwar sehr viele Ortschaften in dieser Gegend, aber von Sigmaringen ist nichts bekannt. Soviel läßt sich jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Grafschaft Sigmaringen aus der alten Goldineshuntare entstanden sei, weil die aus Urkunden ermittelte Ausdehnung dieser Goldinscent mit einer späteren Beschreibung des Umfanges der Grafschaft Sigmaringen auffallend übereinstimmt. Die erste sichere Nachricht von Sig-

maringen findet er in der Geschichte des verheerenden Parteikampfes zwischen Kaiser Heinrich IV. und Herzog Rudolf v. Schwaben. In der Chronik von St. Gallen heißt es, daß letzterer als Gegenkönig im Frühjahre 1077 die Anhänger Heinrichs in der festen Burg Sigmaringen längere Zeit belagert habe. Heinricus Rudolfum regem in castro Sigmaring in obsessum turpiter fugavit. Kurze Zeit nach der Belagerung sind auch in den Urkunden die Herrscher von Sigmaringen bezeichnet. Man erfährt, daß zu Ende des 11. Jahrhunderts 3 Brüder Ulrich, Ludwig und Manegold Herren von Sigmaringen waren. Der Verfasser sucht nun zu ermitteln, welchem Geschlechte diese 3 Brüder angehören, und kommt zu dem Resultate, daß die genannten 3 Brüder wahrscheinlich aus einer Eheverbindung der Grafenhäuser Alshausen und Bregenz hervorgegangen seien. Eine Stadt wurde es ungefähr im Anfange des 13 Jahrhundertes. Beim Verkaufe an Oesterreich war sie bereits Stadt, wie aus Böhmens Regesten 1023 hervorgeht: „König Rudolf verpfändet dem Hugo, ehelichen Sohne des Grafen Ulrich von Monfort, den Bregenzer Wald um 1000 Mark Silber, und bemerkt dabei, daß seine Söhne Albrech und Rudolf dafür, von gedachtem Hugo und dessen Vormund die Burg und Stadt Sigmaringen und die Hälfte der Burg Kallenberg erkauft und er ihm deshalb deshalb diese Pfändung verschafft habe. Ums Jahr 1300 hatte Sigmaringen noch wenige Bürger, die Steuer trug höchstens 10 Mark Silber ein. Im Jahre 1325 weiset Herzog Leopold den Grafen Ulrich v. Wirtemberg mit seinem Guthaben v. 5000 Mark Silber fünf Jahre lang, jährlich mit 1000 Mark, auf die Maut zu Linz an und verpfändet dafür die Burg und Stadt Sigmaringen ꝛc. unter der Bedingung, daß im Falle der Nichtauslösung dem Grafen von Wirtemberg dieser Besitz als Eigenthum zufalle Stälin. III. 171.

Diese Pfandschaft haben aber die Herzoge von Österreich nicht mehr ausgelöst und Sigmaringen blieb längere Zeit wirtembergisch.

Wann Sigmaringen als Stadt bezeichnet wird, ist nach dem Mitgetheilten bekannt; ob sie aber damals schon das Marktrecht und verschiedene andere Rechte und Freiheiten hatte, ist ungewiß. Im Jahre 1362 ertheilte ihr Kaiser Karl IV. das Recht, jeden Montag einen Wochenmarkt abzuhalten, und nimmt die Besucher und Waaren derselben in besonderen kaiserlichen Schutz. Zu diesem Markte gibt an dem Orte und den Bürgern daselbst die nämlichen Rechte, Freiheiten und Ehren, deren sich seine Reichsstadt Pfullendorf zu erfreuen hat.

Aus diesem Privilegium und dem der Stadt Pfullendorf ist ersichtlich, daß die Stadt Sigmaringen im Jahre 1362 bedeutende Rechte erworben hat. Sie konnte fortan ihre inneren Angelegenheiten und Einrichtungen selbst ordnen; ihre Bürger erhielten eigene Gerichtsbarkeit; sie sollte nicht verpfändet werden und konnte zu ihrem Schutze mit anderen Städten Bündnisse schließen.

Auf Grundlage dieser Privilegien ist wahrscheinlich das älteste Sigmaringer Stadtrecht eingerichtet oder das schon vorhandene verändert und mit Zusätzen versehen. Im städtischen Archive sind vier derartige Statute aufbewahrt. Die erste Abfassung ist ohne Datum, die zweite vom Jahre 1460, die dritte in 3 Abschriften vorhanden vom Jahre 1623 und die neueste vom Jahre 1810. Der Verfasser beschreibt zuerst die erste A. und zweite Redaction B. und vergleicht sie der Form und dem Inhalte nach.

Das A. enthält größtentheils nur strafrechtliche Bestimmungen, von der Organisation der Verwaltnng von Gericht, Rath wird darin nichts erwähnt. In einem Zusatze in B. wird der Modus der jährlichen Gerichtsbesetzung bestimmt. Der Verfasser gibt uns jedoch aus anderen alten Urkunden Aufschlüsse über verschiedene städtische Einrichtungen. Die Mitglieder des Stadtvorstandes waren Schultheiß, Bürgermeister, Richter und Sechser.

Der Schultheiß war Gerichtsvorstand und Kriminalrichter. Der Bürgermeister, welcher zugleich einer der 12 Richter war, erscheint als der ökonomische und finanzielle Beamte der Stadt. Das Stadtgericht bestand aus der gewöhnlichen Anzahl von 12 Mitgliedern, worunter sowohl Richter als Räthe zu verstehen sind, weil sie einen richterlichen und verwaltenden Vorstand hatten. Es fand daher keine vollständige Trennung der Verwaltung und Justiz statt, sondern dieselben 12 Männer fungiren bald als Richter, bald als Rath. Das Recht hatten sie auf des Schultheißen „Umbfrage" auszusprechen. Alle wichtigeren Verhandlungen, besonders Verfügungen über Liegenschaften und Sachen die Leib und Leben angehen, mußten unter offenem Himmel auf der freien Königsstraße und unter Beobachtung gewisser Symbole

vorgenommen werden. Die Sechser sind kein besonderes Kollegium, sondern nur Stellvertreter und Ersatzmänner der Richter.

Als herrschaftlicher Beamte erscheint ein Vogt, der aber zugleich der höchste Beamte des ganzen Bezirkes war und in Urkunden rein städtischer Angelegenheiten nie genannt wird.

Dieses weist auf eine ziemlich freie Stellung der Stadt gegenüber ihrer Herrschaft hin.

Regesten zur Geschichte der Stadt Veringen.

Zwischen Sigmaringen und Gammertingen liegt an der Lauchert das Städtchen Veringen. Hier erheben sich auf einem kühnen Felsenvorsprunge die Ruinen der Burg Veringen, die spärlichen Überreste des Wohnsitzes der alten Dynasten. Ihre Abstammung sucht nun der Verfasser zu ermitteln.

„Eigentliche Grafen von Veringen, die hier wohnten und sich selbst diesen Namen beilegten, erscheinen urkundlich vom Jahre 1130—1145. Dieser Name wird von Schriftstellern auch auf die gleiche Familie übertragen, die sich nach dem damaligen Wohnsitze Alshausen benannte. Über die Abstammung der Grafen von Alshausen fehlen alle zuverlässigen Nachrichten. Abkömmlinge jener rhätischen Familie, aus welcher Herzog Burkard † 926 hervorgegangen ist, waren sie deshalb nicht, weil man sie irrthümlich für das gleiche Geschlecht mit den dorther stammenden alten Grafen von Nellenburg ansah." Der Verfasser sucht nun durch eine kurze Betrachtung ihrer Besitzungen und ihrer früheren Inhaber zum erwünschten Ziele zu gelangen. „Die Grafen von Alshausen haben im Jahre 1004 das Grafenamt über den Evitgau erworben; dazu kam noch, wie aus den Regesten hervorgeht, die Cent Affa und die Munterishuntare, welche Besitzungen zusammengenommen im Jahre 805 Folchottbaar genannt wurden. Als Besitzer dieser Foslchotbaar erscheinen im 8., 9. und 10 Jahrhunderte die Glieder einer Familie, die für eine Nebenlinie der alt alemanischen Volksherzoge der Berchtoldinger angesehen wird. Da nun die Grafen von Alshausen als deren Rechtsnachfolger erscheinen, ohne daß jedoch der Grund ihrer Nachfolge angegeben wird, so schließt man daraus ihre Abstammung von den früheren Inhaber.

Die schwäbische Abkunft bekunden sie übrigens außer dem Besitze der Güter eines in Schwaben alteinheimischen, berühmten Geschlechtes auch noch durch die Farben ihres Wappens, worin sie das schwäbische Gelb Roth führen. Dieser Schluß hat offenbar viel Wahrscheinlichkeit für sich. **Bl—.**

Volkswirthschaft.

Die böhmische Nordbahn. Eine volkswirthschaftliche Studie von Constantin von Novicki. J. G. Calvesche Buchhandlung in Prag 1871.

Diese inhaltreiche Schrift enthält eine Schilderung der im Verkehrsgebiete der böhmischen Nordbahn vorhandenen orographischen, geognostischen und volkswirthschaftlichen Verhältnisse, sowie der sich daselbst darbietenden Landschaftsbilder. Die böhmische Nordbahn, am 16. Jänner 1869 dem Betriebe übergeben, begreift die Linien Tetschen über Bensen, Böhmisch-Kamnitz bis Warnsdorf, dann die Strecke Backofen über Weißwasser, Böhmisch-Leipa, Haida bis Rumburg, beide zusammen in einer Länge von 18.3 Meilen. Das Verkehrsgebiet der Nordbahn ist somit ein Theil des sogenannten böhmischen Niederlands, welches geographisch zu Deutschland gehörig, durch das Iser-, Jeschken- und Sandsteingebirge von dem ringförmig geschlossenen Kesselande Böhmens getrennt ist. Ansehnliche Theile dieses Gebietes, wie z. B. das Rumburger Land, die Tanneberge, das Bienendorfer Plateau sind seit ihrer Colonisation und seitdem das Licht der Geschichte auf dieselben gefallen ist, von Ansiedlern deutschen Namens bewohnt. Zuerst den Gebirgswald Colonisirend wie die zahlreichen Ortsnamen, die sich auf den Wald beziehen (Forstwalde. Kaiserswalde, Königswalde, Georgswalde, Hainspach), beweisen, haben die Deutschen im Laufe der Geschichte auch die von slavischen Bewohnern bevölkerten Flußthäler der Elbe und Polze für sich erobert, so daß dermal die Sprachgrenze, wenn wir von Böhmisch-Aicha beginnen, über Altaicha, Javornik, Kessel, Großlesnov, Kostritz nördlich von Weißwasser über Kleinbösig und Lobes der Elbe zuläuft. Zwischen den Stationen Weißwasser und Bösig schneidet somit die Nordbahn die Sprachgrenze.

Auf die Schrift selbst eingehend, finden wir den Grundgedanken derselben ausgedrückt in dem in der Vorrede citirten Worte Buckle's: „daß unstreitig ein inniger Zusammenhang zwischen den Äußerungen der menschlichen Thätigkeit und den physikalischen Grundlagen bestehen muß"

und in des Verfassers eigener Behauptung, daß auch die ethnographischen Faktoren eine Grundlage der Entwicklung von wirthschaftlichen Zuständen abgeben. Es werden daher die orographischen und geognostischen Zustände und die ethnographischen Verhältnisse eingehend geschildert, um daraus die Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens zu erklären. Vegetationsgruppen, Urproduktion und Comunikationen hängen zunächst von den Terainverhältnissen ab. Die absolute Meereshöhe bezeichnet die Grenze gewisser organischer Produkte. Mit 1265, hört im nördlichen Böhmen der erfolgreiche Roggenbau auf, über welche Maximalhöhe nur noch Gerste, Hafer, Kartoffel mit Erfolg angebaut werden. Weizenbau hört mit 949' Meereshöhe auf. Ebenso wirksam sind geognostische Zustände für die Vegetation. Im Rumburger Lande finden wir Waldboden, ebenso hat in dem Binnendorfer Plateau, in der böhmischen Schweiz und in der Centralgruppe des Sandsteingebirges der Waldbau das entschiedene Übergewicht über den Feldbau, während das Iserſandsteinplateau von Weißwasser und Dauba und das Mittelgebirge rechts von der Elbe die vorzüglichste Eignung zum Ackerbau besitzen. Diese natürlichen Verhältnisse wirkten bestimmend auf die ethnographischen Verhältnisse. Der Slave begnügte sich in Böhmen mit den fruchtbaren Niederungen und den Flußthälern; Wälder zu lichten, und auch dort zu leben, zu wirken, zu wirken, zu schaffen, wo die Natur ihre Gaben keineswegs mit üppiger Fülle ausgießt, hat der Slave dem Deutschen überlassen. Deutsche aus Franken und Thüringen siedelten sich in den früheren Wildnissen des Rumburger Landes an und lernten dort von den Nachkommen der Wenden und Sorben, Flüchtlingen, die in den früheren Wildnissen des Rumburger Landes Schutz suchten, den Flachsbau und die Leinweberei; die Absicht den Wald zu verwerthen und das Vorhandensein eines brauchbaren Quarzes riefen den Glashüttenbetrieb hervor. Der Bergbau bevölkerte das Waldgebirge noch über die Region des Ackerbaues hinaus. Erst als sich mit der steigenden Industrie im Norden die Bevölkerung vermehrte, urd daher die Nachfrage nach landwirthschaftlichen Produkten stärker wurde, steigt der Überschuß der deutschen Bevölkerung herab auf den fruchtbaren Basaltboden südlich von der Polzen, in das Daubaer Sandsteingebirge, in die Hirschberger Niederungen, um die fehlende Arbeitskraft der dünn gesäeten slavischen Bevölkerung in diesen Gegenden zu ergänzen. Dort im Norden aber hat die deutsche Bevölkerung durch die Energie ihrer Thatkraft und ihre Ausdauer alle jene Schwierigkeiten überwunden, welche der Bo- ihr entgegengesetzt hatte. Vorzüglich schildert der Verfasser in dem sechsten Abschnitte die Geschichte der Industrie in dem Verkehrsgebiete der Nordbahn, auf deren Entfaltung die Bevölkerung durch die natürlichen Bodenverhältnisse, die Lage des Landes, eigene natürliche und sittliche Anlagen und geschichtliche Entwicklungen angewiesen ist. Daran reiht sich die Statistik der Industrie und des Handels. So gelangt denn der Verfasser, vom Natürlichen zum Geschichtlichen, von der Vergangenheit zur Gegengenwart fortschreitend in dem achten Abschnitte zur Beschreibung der böhmischen Nordbahn, woran sich im neunten Abschnitte als dankenswerthe Zugabe die Schilderung der Landschaftsbilder reiht, und das, was der Verfasser in den vorausgehenden Abschnitten über die Voraussetznngen, über die natürlichen und geschichtlichen Entwicklungsbedingungen der industriellen Thätigkeit im nördlichen Böhmen in klarer, eingehender Weise dargestellt hat, überhebt ihn der Mühe, die wirthschaftliche Notwendigkeit der böhmischen Nordbahn zu erörten. Ihre Notwendigkeit fließt wie ein Schlußsatz aus der vorausgelesenen Prämissen. Dr. J. U.

Die Musterwerkstätten für Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge. Bericht an das Central-Comité zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit der böhm. Erz- und Riesengebirgsbewohner, erstattet von Rich. Ritter v. Dotzauer und Dr. Edmund Schebek. Prag 1871. Im Selbstverlage.

An den Namen der edlen Frau Barbara Ulmann aus dem Nürnberger Patriziergeschlechte derer von Elterlein knüpft die dankbare Erinnerung der armen Bewohner des Erzgebirges die Einführung der Spitzenindustrie; fast mehr als 300 Jahre sind vergangen, seit diese unvergeßliche Wohlthäterin des sterilen Gebirges sich zur ewigen Ruhe begab (sie starb 1575 in Annaberg), doch ihre ursprießliche Kunst, die sie den armen Bergkindern gelehrt, sie drang schnell im raschen Laufe über den ganzen Kamm des Erzgebirges, dessen von dem wilden Fanatismus der Gegenreformation fast ganz ruinirten Bewohner sie in den Zeiten des Verfall des Bergbaues wie einen Rettungsengel

begrüßen mußten. Doch heute ist ihre Blüthepe-riode längst vorbei und wenn auch hie und da und in wechselnden Perioden ein größerer Aufschwung diesen Industriezweig ergriff, der einst das ganze Gebirge ausreichend genährt hatte, so war dieser doch ein kurzer und vorübergehender, daß sichs Niemand verhehlen konnte, es würde in wenigen Jahren der Klöppelsack nur noch ein altes liebgewordenes Hausmöbel geworden sein, an das sich nur eine trübe Erinnerung der vergangenen Zeit knüpft. Da glaubte das Centralcomité zur Beförderung der Erwerbs-thätigkeit der böhm. Erz- und Riesengebirgs-bewohner — an dessen Spitze der Vater des Erzgebirges R. Ritter von Dotzauer steht — in richtiger Erwägung, daß durch Einführung neuer moderner Muster, durch Beseitigung des antiquirten Erzeugungs- und Verkaufsverfahrens der an sich — wie Belgien mit seiner colossalen Industrie beweist — lebensfähige Fabri-kationszweig wieder zum frischen Leben ge-bracht werden könne, die Nothwendigkeit ge-geben, hier helfend und reorganisirend einzu-schreiten. Man trat also mit Hrn. Wechselmann der in Hirschberg (Schlesien) in schwunghafter Weise die Spitzenfabrikation betreibt, in Verbin-dung unter dessen Leitung neuerrichtete Muster-werkstätten, welche aus dem Erträgnisse von Wohlthätigkeitslotterien durch die Gnade Se. Majestät subventionirt sind, gestellt wurden. Heranziehung neuer Arbeiter, Errichtung von Bil-dungsanstalten für Zeichnen und Mustervorrich-tungen — das waren allerdings die richtigen Mittel, um die vorgefundene Thätigkeit neu-aufzufrischen und ihre Erzeugnisse zur selben Höhe zu bringen wie die französischen und belgischen, welche den Weltmarkt beherrschen. Ein freilich etwas seltsamer Vertrag, der voll der sanguinischsten Hoffnungen lebt, verpflichtete Herrn Wechselmann bis Ende des Jahres 1872, diese Absichten zur Durchführung gebracht zu haben. Allein — man hatte mit viel Thatsa-chen nicht gerechnet; trotz der mühevollsten Reisen, denen sich Herr von Dotzauer un-terzog, trotz der schärfsten Controlle der Werk-stätten und ihrer Gebahrung blieb — wie die Schrift zugesteht — der Erfolg weit hinter der Absicht zurück. Als eine traurige Thatsache muß es constatirt werden, daß nicht von dem Ar-beitsmateriale, welches die neue Institution mit Freude begrüßte, sondern von den Fabrikanten und Spitzenverschleißern in einer Weise — sei's aus Indolenz, sei's aus egoistischer Furcht vor Erhöhung der Arbeitspreise — Opposition gleich von vornhinein gemacht wurde, die oft bis an's Kleinlichste, ja Gemeine streifte. „Calum-niare audacter semper aliquid hæret". — Das scheint bei einigen Leuten, die gerade berufen waren, die Sache zu fördern, Grundsatz ge-wesen zu sein. Auch die Behörden griffen nur in zu schwacher Weise und oft gar nicht ein. — Diesen Thatsachen gegenüber müssen wie die in dem uns vorliegenden, elegant ausgestatteten Werkchen von Herrn von Dotzauer und dem Herrn Handelskammersekretär Dr. Schebeck auf einer neuerlichen Reise gewonnenen und veröf-fentlichten Resultate als ausnehmend günstige bezeichnen. In den Bereich der Lehrthätigkeit der Musterwerkstätten, welche theils französische (bel-gische) oder deutsche Lehrerinen leiten, wurden zwei Gattungen von Spitzen gezogen: Points plats, Chantilly und Valenciennes, bei welchen die Fäden mittelst Klöppeln um die angesteckten Muster geflochten wurden, und Points à l'aiguille (Nadelspitzen), d. h. durchaus oder doch im Ornament mit der Nadel ausgeführte Spitzen. Letztere wurden in Graslitz, Gossengrün, Hein-richsgrün, Schönlind, Frühbuß, Platten, Bär-ringen, Bleichstadt und Silberbach gefertigt, woran sich seit der Errichtung der Anstalt über 1200 Mädchen betheiligten. Plattspitzen, Chan-tilly (schwarze Seidenspitzen), Valenciennes (Elfenspitzen) beschäftigten über 700 Mädchen, von denen mindestens 80% als vollkommen ausge-bildet betrachtet werden können. Nach der sehr variabeln Arbeitszeit, dem Alter und der Aus-bildung reguliren sich die Lohnverhältnisse; der Verdienst einer Arbeiterin schwankt zwischen 2—4 fl. per Woche. Einem Ziele aber sind die Musterwerkstätten vollkommen gerecht geworden: dem der Verbesserung und Modernisirung der Muster, wodurch an die Stelle der alten Styl-losigkeit Geschmack, Schönheit und Correctheit, die Grundbedingungen einer gedeihlichen Ent-wicklung und eines genügenden Absatzes am Welt-markte, getreten sind. Es ist dies Verdienst we-sentlich der von Wechselmann geleiteten Mu-sterzeichnen-Anstalt und Vordruckerei in Graslitz zu danken.

Mit Recht bezeichnen auch jetzt noch die Hrn. Berichterstatter als Mittel zur intensiven He-bung dieses Industriezweiges, und zur Ermögli-chung der Concurrenz mit dem deutschen und franz. Markte: Herstellung guter Muster, An-wendung zweckmäßiger Utensilien, gutes Ma-terial und Verbesserung der Fabrikation.

Das ganze eingehende Referat trägt den Stempel reiner Wahrhaftigkeit, und, wenn es das Erreichte nicht zu hoch anschlägt, vergißt es nie, scharf hervorzuheben, was noch gethan und angestrebt werden muß, um die edlen Absichten des Centralcomités vollständig zu verwirklichen. Dies wird wohl unter einer derart opferwilligen und nimmermüden Fürsorge, mit der sich Hr. von Dotzauer der Frage angenommen hat, bestens gelingen. **rr.**

Poesie.

Gedenkblätter an Friedrich Halm (Eligius Freiherr v. Münch-Bellinghausen.) Aus den Manuscripten des in Herausgabe befindlichen literarhistorischen Sammelwerkes „Österreichs Lyriker der Gegenwart in Wort und Bild". Redigirt v. Dr. Jürg Simani. Wien 1871. Selbstverlag der Redaktion.

Das Jahr 1871, das sich gegen die berühmteren Österreicher verschworen zu haben scheint, entriß uns auch den besonders bei Frauen beliebt gewesenen Halm am 22. Mai. Das veranlaßte nun die Redaktion des obgenannten Sammelwerkes einen kurzen Aufsatz über den Dahingeschiedenen und damit zugleich einen Prospect über „Österreichs Lyriker" zu veröffentlichen.

I.

Der erstere behandelt in etwa 17 Seiten den ruhigen Lebensgang und ganz kurz auch die dichterische Persönlichkeit Halms. Er meldet uns die Freundschaft desselben mit dem merkwürdigen, ebenso geistreichen als hochgebildeten Professor Michael Enk von der Burg, Capitular des Benediktinerstiftes Melk, der sich 1848 aus Unzufriedenheit mit seinem Stande in den Wellen der Donau den Tod gab. Wir erfahren, welchen Einfluß dieser Mann auf Halm ausübte, indem er ihn auf die Spanier hinwies deren Einfluß man in Halm's Werken wiederfinden kann. Enk war es auch, der den Freiherrn Eligius Münch-Bellinghausen in den unansehnlichen Halm ummodelte. „Welch' ein bescheidener Name für solch' einen Königsbaum!" ruft der Verfasser aus.

Er gibt uns nun ein Verzeichniß der Dramen, unseres Dichters, indem er nur auf die „Griseldis," den „Sohn der Wildniß" und „Wildfeuer" etwas näher eingeht. Kurz werden auch noch die Gedichte behandelt, das Leichenbegängnis geschildert und mit den Worten geschloßen: „Der Frühling gab ihn, der Frühling nahm ihn — doch seine Blumen ließ er uns!"

Die weiteren 13 Seiten füllen Gedichte Halm's, u. z. „Ein's möcht ich sein," „Drei Wunder," „An —," „Stammbuchblatt," „Schwermuth," „Schmerz und Freude," „Ein grauer Tag," „Hoffe nur, warte nur!" „Auf dem See," „Vor dem Heiligenbild," „Am Brunnen I—VI," „Wollen und Sollen," „Streitfrage," „Ghasel," „Dämonologisches," „Ganymed," „Thusnelda," Wittekind," „Das taube Mütterlein" und endlich die bisher noch ungedruckten „Dichter und Dichtung" und „Zum Abschied."

Was diese beiden betrifft, so sei es uns gestattet, noch einiges über sie hinzuzufügen. Halm fragt sich, wie es komme, daß, „was erst in ihm noch glühte, fremd läge vor ihm," daß es ihm nicht als sein eigen Gedicht erscheine. Er betrachtet eine Rose, die „Knospe auf Knospe blühend treibt", obwohl sie „kaum weiß, daß sie blüht"; sie thut es eben „weil sie Rose ist", und „Du", ruft er sich zu, „Du dichtest, weil Du Dichter bist!" Und dieses Gefühl, das sich ihm aufgedrungen erklärt er:

„Der Strauch ist nicht die Rose; Deine Lieder
Sind nicht Du selbst. Doch ohne euch hinwieder
Wär nicht Dein Lied, und wär die Rose nicht."

Die Natur ruft er nun herbei und diese löst das Räthsel vollständig auf:

„Vertheilt an alles Sein sind eigne Gaben,
Und mehr, als er empfing, wird keiner haben,
Und keiner werden, was er nicht schon ist.
Die Frucht, die in ihm keimt, muß jeder bringen.
Dir gab ich, daß vom Mund Dir Lieder klingen,
Dem Strauche dort, daß die Rose ihm entsprießt!"
„Ich dicht in Dir, ich glühe in der Rose,
Und Dein Gedicht und ihre Gluth ist mein!"

Diese Verse sind charakteristisch für Halm und seine Werke. Sie athmen die Gluth seiner übrigen Gedichte and erklären diese selbst.

Das zweite nun „Zum Abschied" scheint Halm für sich selbst gedichtet zu haben. Er nimmt Abschied von einem treuen Freunde und ruft ihm zu:

„So flattre hin, folg' Deinem Sterne
Nur sage nicht, Du kehrst zurück!"

Von sich selbst sprechend sagt er:

„Und ich? — Je nun! Es trafen Blitze
Und brausend schüttelte der Sturm
Vom Fundament oft bis zur Spitze
Mich alten Thurm!"

Zwar meint er, er würde es „überdauern, ob mehr ein Vöglein flugverirrt, ob weniger um die alten Mauern im Kreise schwirrt," doch würde es ihm leid thun, wenn der Vogelgesang um ihn aufhörte.

„Doch was Dir quillt aus Brust und Kehle", singt er, „ist Waldgesang!"

Dieses Gedicht ist noch neu, wahrscheinlich kurz vor dem Tode gedichtet, da „der Lenz erwacht!"

So sang er sich denn selbst seinen „Abschied" und verließ uns mit seinen süßen Klängen! Er hat sich aber die Ewigkeit erworben, er ist trotz mancher Fehler, die Niemand läugnen kann, unsterblich!

II.

Was nun den Prospekt anbelangt, so möchten wir doch auch gerne einige Worte darüber sagen, da natürlich von einer Kritik nicht die Rede sein kann.

Es sollen 100 bis 120 Lyriker in Wort und Bild, vertreten sein, darunter wolbekannte Persönlichkeiten, wie Grillparzer, Hammerling, Frankl, Fercher v. Steinwand, Weilen u. s. w. Nur einen vermißten wir u. z. Emil Kuh, der, sowohl was seine Gedichte und Erzählungen, als auch was seine literar-historischen Arbeiten betrifft, bekannt ist; wir möchten den Herrn Redakteur auf ihn aufmerksam machen, und glauben, daß wir in dem Werke diesem wohlklingenden Namen begegnen werden.

Das Sammelwerk ist auf 3 Bände berechnet und wird auf 9 fl. Ö. W. kommen. Das wird unserer Meinung nach nicht sehr zur Subskription verleiten, doch ist es in Anbetracht der Ausstattung begreiflich. Wir sind auf dieses für die Literaturgeschichte Österreichs so hochwichtige Unternehmen sehr gespannt und werden uns sehr freuen bald mehr in die Hand zu bekommen. **R. r.**

Pädagogik.

Lehrbuch der Elementar-Arithmetik. Zunächst für den Gebrauch an Lehrerbildungsanstalten, sowie Bürger-, Handels- und Realschulen und zum Selbststudium. Von Johann Mrazek, Hauptlehrer an der k. k. deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag. Erster Theil. Prag. Selbstverlag. 1871.

Vor uns liegt die erste Frucht der neuen Periode im Lehrerbildungsfache. Der Herr Verfasser, der schon durch seine Zeichnungsvorlagen u. s. w. in weiteren Kreisen bekannt ist, legt hier der Lehrerwelt seine durch langjährige Schulpraxis sanktionirte Methode vor. Dieser Theil, dem in nächster Zeit der zweite (er befindet sich schon unter der Presse) nachfolgen wird, behandelt den laut dem Verordnungsblatte des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 27. August 1870 vorgezeichneten Unterrichtsstoff für die I Klasse an Lehrerbildungsanstalten.

Herr Professor Mrazek hatte, wie er im Vorworte darlegt, die Absicht, daß die Wahl, Anordnung und Behandlung des gebotenen Lehrstoffes sich als zweckentsprechend darstellen möchte.

Dieser Band gliedert sich in zehn Abschnitte, wovon der erste das dekadische Zahlensystem (die Numeration), der zweite die vier Rechnungsarten in ganzen Zahlen und Dezimalbrüchen, der dritte das Rechnen mit mehrfach benannten und mehrnamigen Zahlen, der vierte die Theilbarkeit der Zahlen, der fünfte das Rechnen mit gemeinen Brüchen, der sechste die wälsche Praktik, der siebente die Elemente der allgemeinen Arithmetik, der achte die allgemeine Arithmetik oder das Rechnen mit Buchstabengrößen, der neunte die Theilbarkeit der Zahlen und der zehnte endlich das Rechnen mit gebrochenen algebraischen Ausdrücken behandelt.

Ein besonderer Vorzug sind auch die Beispiele, die, in großer Anzahl vorhanden, meist sehr hübsch sind und gewiß die jugendlichen Geister sehr erfreuen werden. Der Herr Verfasser hat sein möglichstes gethan, um seinem Werke alle möglichen Vorzüge zu gewähren.

Die Ausstattung und der Druck, in der Buchdruckerei von Rohlicek und Sievers in Prag ausgeführt, ist wirklich brillant und verbindet sich großer Druck mit glänzender Weiße des Papiers.

Wir werden uns sicherlich nicht irren, wenn wir vermuthen, daß dieses Werk so manchem Schüler und Lehrer willkommen sein wird, und so empfehlen wir es allen jenen, die sich für Schulsachen interessiren. **St.**

Sammlung gemeinnütziger Vorträge.

Herausgegeben vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.

Nr. 5. Wie soll unsere Nahrung beschaffen sein? Vom Med. Dr. Ignaz Treulich.

Nr. 6. Die Gegenreformation und die Jesuiten. Von Dr. Karl Grün.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.

Nr. 7. Die kirchliche Bewegung und die katholisch-politischen Casinos.

Wie schon die neben einander gestellten Titel zeigen, sorgt der genannte unermüdlich und nicht minder ersprießlich thätige Verein für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse thatsächlich nach den verschiedensten Richtungen hin.

Dr. Treulich schildert das Wesen des gesammten animalischen, speziell menschlichen Ernährungsprozesses, beschreibt die hiebei in Betracht kommenden Organe und ihre Thätigkeit, stellt hiedurch begründend die wichtigsten Grundsätze für die Auswahl, Zusammensetzung und Zubereitung unserer Nahrung auf. Man kann dem Aufsatze kein besseres Lob spenden, als das, daß er einerseits in sachlicher Hinsicht auf dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft stehe, und daß es ihm anderseits in der Form gelungen sei, die wichtigsten Resultate der bezüglichen Wissenschaft allgemein und ohne weitere Voraussetzungen verständlich darzulegen. Hiezu haben die zutreffend gewählten und klar durchgeführten Vergleiche wesentlich beigetragen.

In der zweitgenannten Brochure behandelt der in weiten Kreisen wohl bekannte Culturhistoriker mit einigen, aber scharf markirenden Zügen jene Culturbewegung, die eigentlich den Brennpunkt wie den Vermittlungspunkt der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit bildet. Die Würdigung der Reformation selbst ist nicht Sache seines Themas; sein culturgeschichtliches Werk, dem wir entgegensehen, wird dieselbe bringen: hier zeigt uns der Verfasser, wie zunächst die Reformation, selbst indem sie auf halbem Wege stehen blieb, — ja selbst theilweise wieder zurückschritt, in Verbindung mit den sozialen Noth der Zeit die Wege zur Gegenreformation ebnete. Da konnten Päpste, wie der III. und IV. Paul, den Gedanken einerumfassenden Reaktion erfassen und mit der Einführung einer neuen Inquisition an seine Durchführung gehen. Das treffliche Werkzeug derselben, den Jesuitenorden, schildert nun der Verfasser nach seiner Organisation, wie nach seinem Einfluße auf Moral und Jugenderziehung bündig, aber treffend. Interessant ist die im Worte knappe Parallele zwischen Luther und Loyola. Den zweiten Theil und den Schluß der Schrift bildet eine kurze, aber übersichtliche Darstellung des Ganges der Gegenreformation in den deutschen und österreichischen Ländern. Wollten sich Männer, wie Grün, doch recht oft herbeilassen, mit ihrem Wissen in dieser Weise belebend und belehrend unter das Volk zu treten. **F. S.**

In der dritten Broschüre endlich der ungenannte Verfasser schildert zunächst das Unheil, das einst seuchenartig in mannigfaltiger Gestalt die Menschheit heimsuchte und stellt dem unsere gegenwärtigen unstreitbar freundlicheren Lebensverhältnisse entgegen, die sich indeß derartig nicht durch die finstere Weltauffassung des Mittelalters, sondern einzig und allein durch den Fortschritt des menschlichen Geistes und die Verallgemeinerung der Resultate der modernen Wissenschaft umgestaltet haben. Wenn nun eine Partei in unserem Staate dem Fortschritte und der Wissenschaft den Krieg ankündigt und für die Wiederbelebung mittelalterlicher Verhältnisse eintritt, so gefährdet sie hiedurch nicht allein die weitere Fortentwickelung, sondern auch das materielle Wohlbefinden der Gesellschaft. Von diesen Grundsätzen ausgehend, zeigt der Verfasser in klarer und eindringlicher Weise, wie eben unsere ultramontane Partei zu solchem Beginnen einen immer gefährlicher werdenden Anlauf nimmt. Die Kirche selbst aber hat sich bereits zum guten Theil mit jener Partei identifizirt, was die einzige Bemerkung zeigen könne, „daß die Kirche mit allen Bedrückern des Volkes in bester Freundschaft lebte, mit dem freien Rechtsstaate aber nicht in Freundschaft leben kann." In gleich sachkundiger wie von der Liebe zur guten Sache zeigender Weise bespricht dann der Verfasser die Kampfesweise der Clerikalen und als deren neuestes und hauptsächlichstes Mittel die Gründung und Organisirung sogenannter katholisch-politischer Casinos. Von da an wird die Darstellungsform fast dramatisch und der Leser gewinnt thatsächlich einen ebenso richtigen wie tiefen Einblick in das Treiben unserer ultramontanen Geistlichkeit, die durch gleiche Herrschsucht verbündet, mit dem feudalen Adel und den Nationalen den leichtgläubigen Theil des Volkes selbst dazu zu mißbrauchen sucht, daß er sich seine frühere Knechtschaft und Einfalt zurückerobere. Die ganze Brochure ist mit Geist und Empfindung geschrieben und tritt an das Volk als eine Mahnung heran, in dem bevorstehenden großen Kampfe die Gegner und

ihre Mittel nicht zu unterschätzen. Der Verein, der dieselbe herausgegeben hat, hat hiedurch ebenso wie der Verfasser den Anspruch auf die Anerkennung aller Gutgesinnten sich erworben.

F. S.

Bibliographie.

A.

Schulte, Prof. Dr. Joh. Frdr. Ritter von, Die Macht der röm. Päpste über Fürsten, Länder, Völker, Individuen nach ihren Lehren und Handlungen seit Gregor VII. zur Würdigung ihrer Unfehlbarkeit beleuchtet und den entgegengesetzten Lehren der Päpste und Concilien der ersten 8. Jahrh. über das Verhältniß der weltl. Gewalt zur Kirche gegenübergestellt. 2. sehr verm. Aufl. gr. 8. (VII, 151 S.) Prag, Tempsky.

Skřivan, Dir. Ant., Lehrbuch der kaufmännischen einfachen Buchhaltung m. vorangehender Erklärung der Hilfsbücher. 4. Aufl. Lek. 8. (IV. 286 S.) Prag, Rziwnatz.

— — Münzen u. Courszettel, ferner Maße u. Gewichte der wichtigsten Länder u. Plätze verbunden m. dem österreich. Calculateur, enth. Schlüssel f. verschiedene Waarenberechnungen. 6. verm. u. umgearb. Aufl. 8. VII. 109 S. Ebd.

Stubba, Oberlehr. A., Aufgaben zum Zifferrechnen für Schüler in Stadt- und Landschulen. 2., 4. u. 5. Heft. Bearbeitet nach der neuen Maß- u. Gewichtsordnung v. 1868. 3. Aufl. 8. 16 S. Bunzlau, Appun's Verl.

Studnička, Alois, Schattenschule, für höhere Klassen der Bürger- u. Töchterschulen u. f. die unteren Klassen der Real- u. Gewerbeschulen zusammengestellt u. durchgeführt. qu. Fol. (2 S. und 12 Steintafeln.) Prag, Dominikus in Comm.

Tagebuch f. Comptoire, Bureaux u. Kanzleien auf alle Tage im Jahre f. d. J. 1871. Fol. (240 S.) Prag, Mercy.

Taschen-Ausgabe der Gesetze für das Königreich Böhmen. **Nr. 46.** Instruktion zur Ausführung des Wehrgesetzes vom 15. Juli 1869 sammt allen dazu gehörigen Formularen und Beilagen nebst dem Wehrgesetze vom 5. Dez. 1868 und einem Anhange enthaltend das Landwehrgesetz v. 13. Mai 1869 sammt der kais. Verordnung betreffend die Ausübung der Gerichtsbarkeit über die Landwehr vom 8. Mai 1870, mit einem ausführlichen alphabetischen Materien-Register zum Wehrgesetze und der dasselbe erläuternden Instruktion. Prag, 1870. Heinr. Mercy.

— — **Nr. 47.** Erlaß des Finanz-Ministeriums über das bei der gegen Verzehrungssteuer-Rückvergütung erfolgenden Ausfuhr von gebrannten geistigen Flüssigkeiten zu beobachtende Verfahren vom 5. December 1870. — Verordnung des Ministeriums für Cultus und Unterricht betreffend prov. Anordnungen betreffs der Orts- und Bezirksaufsicht über die Volksschulen in Galizien vom 1. December 1870. — Verordnung des Ministeriums für Cultus und Unterricht betreffend eine Schul- und Unterrichtsordnung für Volksschulen in Istrien vom 13. Oktober 1870. — Verordnung des Ministeriums für Cultus und Unterricht über die Prüfung von Candidaten für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen vom 20. Oktober 1870; nebst 17 in dem Zeitraume vom 25. Oktober bis 31. Dezember 1870 durch das Reichs-Gesetz-Blatt veröffentlichten Gesetzen, Verordnungen, Kundmachungen, &c. Prag, 1871. Heinr. Mercy.

Unfehlbarkeits-Dekret. das, vom 18. Juli 1870, auf seine kirchl. Verbindlichkeit geprüft. Herausgegeben von Prof. Dr. Joh. Frdr. Ritter von Schulte. gr. 8. 43 S. Prag, Tempsky.

Vereinsschrift für Forst-, Jagd- u. Naturkunde. Hrsg. vom böhm. Forstvereine. Red. v. Ob.-Forstmstr. Ludw. Schmidl. Jahrg. 1871. 4 Hefte. (Der ganzen Folge 73—76. Hft.) gr. 8. (1. Hft. 103 S.) Prag, Reichenecker in Comm.

Vierteljahrschrift für die praktische Heilkunde Hrsg. v. der medicin. Facultät in Prag. Red. Prof. Jos. Halla, Prof. Jos. Hasner Ritter von Artha. 28. Jahrg. 1871 oder 109—112. Bd. der ganzen Folge. Lex. 8. (109 Bd. VI. und 294 S. mit eingedr. Holzschnitt.) Prag, Reichenecker.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landesschulinspektor.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 23. Oktober 1871.

II.

Geschichte.

Geschichte der Stadt Leitmeritz. Bearbeitet von Julius Lippert.

II.

Im ersten Artikel handelt der Verfasser von den ältesten Zeiten, weiset die von Hajek erfundenen Sagen zurück und zeigt, wie die slavische Gauburg den Anfangspunkt der späteren Stadt bildete und wie ein reicher Kranz von Dörfern sich in weitem Bogen um diesen Mittelpunkt herum legte. Aller Grund und Boden wurde als dem Fürsten des Landes gehörig angesehen, insoferne dieser ihn nicht verschenkte oder verkaufte. Hieraus entstanden freie Grundeigenthümer, welche den Stand der Wladyken oder Ritter bildeten und als Herren gelten konnten. Die übrigen Bewohner waren Unterthanen und zwar entweder persönlich freie, die doch Robot und Zinsungen leisten mußten, oder Leibeigene. Die Beschäftigung der Unterthanen um Leitmeritz war der Ackerbau — wozu auch der schon in frühesten Zeiten betriebene Weinbau gehörte — und die Viehzucht. Und über alle diese Unterthanen hielt der Burggraf Aufsicht und Gericht. Das Burggrafenamt v. Leitmeritz war schon im 12. Jahrhunderte von großem Gewichte und großer Bedeutung. Außer dem Burggrafen gab es in jeder Gauburg einen Gaurichter, Kämmerer, Maier, Jägermeister, welche eine Art Richtercollegium bildeten, dann untergeordnete Beamte, die aus den Einkünften der verschiedensten Art erhalten wurden.

Unter den ersten Burggrafen, die aus ihrer Fürstenstellung bald in die Abhängigkeit gethen, wird das Geschick des edlen Mutina was ausführlicher behandelt, und es wird nun gezeigt, wie bei dem allmählichen Uebergange des Heiden- in das Christenthum das Streben der besitzgesinnten Fürsten es war, durch Vermehrung der Geistlichkeit ihre eigene Macht zu befestigen, und dem Clerus eine imponirende Stellung sowohl im Volke selbst, als auch dem Adel gegenüber zu verschaffen. Dieß konnte nach den Begriffen der Zeit nur durch einen bedeutenden Besitz geschehen, was den Fürsten auch keine Schwierigkeit machte, weil sie reich an liegenden Gütern waren. So kam es denn, daß auch in der Umgegend von Leitmeritz den Geistlichen sehr bald bedeutende Besitzungen eingeräumt wurden, besonders als Herzog Spitihněw II. die Collegiatkirche des hl. Stephan auf der Leitmeritzer Burg gründete. So kamen Kreschitz, Tschrebotitz und andere Dörfer aus der Burgherrschaft unter die Herrschaft des Stifts. Später erhielt die Collegiatkirche von Wyschehrad durch Wratislaw II. das schöne und ergiebige Gut Schüttenitz geschenkt; anderes erhielten die Prämonstratenserinen zu Doxan, einiges der Johanniterorden. Da dem Clerus noch überdies andere Vorrechte gewährt wurden, welche, wie Mauten, Zölle, Gerichts-, Buß-, Marktgelder u. dgl., eine bedeutende Einnahme für die Burg gewesen waren, da ferner auch viele Besitznugen in die Hände weltlicher Personen übergegangen waren, so versiegte die Quelle, aus der die königlichen Burgherren ihre Einkünfte bezogen hatten, immer mehr und doch stiegen, besonders seit Przemysl Ottokars I. Zeit die Bedürfnisse des fürstlichen Hofes um so mehr, je mehr Böhmen anfing aus seiner isolirten, dunklen Stellung heraus zu treten.

In der Verbindung mit Deutschland lernte man ein neues Element, ein Element der Kultur kennen, nämlich den Bürgerstand, der das Städtewesen gegründet hatte, ein Wesen, welches sich von den bisher geschilderten Ansiedlungen um eine Burg himmelweit unterschied. Von Deutschland wurde der Bürgerstand importirt, u. wie Lippert mit Recht sagt: „Es war eine That, die das böhmische Volk seinen weisesten Fürsten nie genug danken kann, daß diese die Errungenschaft einer Jahrhunderte langen, mühsamen Kulturentwicklung als reife Frucht in ihr Haus eintrugen. Ohne Einführung deutschen Bürgerthums in Böhmen hätte dieses Land wohl noch Jahrhunderte für

eine eigenthümliche Entwicklung und Heranbildung desselben in Anspruch nehmen müssen."

Es waren aber nicht etwa Bettler, welche durch die Fürsten aus Deutschland hereingerufen wurden, oder Glücksritter, die sich in Böhmen ein Vermögen sammeln wollten, sondern wohlhabende, ja zum Theile reiche Leute — einzelne in Leitmeritz aber angesiedelte Bürger kauften sogleich Landgüter — und es war selbstverständlich, daß „unmöglich einem zugelaufenen Habenichts" vom Könige die schwierige Aufgabe anvertraut werden konnte, „eine neu begründete Stadt in einem Lande, dessen Verhältnisse in Nichts einen Anschluß boten, politisch und administrativ zu ordnen, zu verwalten, zu regieren und eine neue Rechtspflege einzuführen und zu handhaben."

So wurde ungefähr um 1228—1230 auch Leitmeritz als eigentliche Stadt gegründet, mit dem Magdeburger Stadtrecht ausgestattet und als Vorort aller deutschen Städte Böhmens mit gleichem Stadtrecht bestimmt, wodurch ihr das Recht eingeräumt wurde, in zweiter Instanz alle Streitigkeiten zu entscheiden, woraus später der so berühmte „Schöppenstuhl" hervorging. Die neuen Bewohner lebten vom Handel und Gewerbe, worin sie durch verschiedene Freiheiten geschützt wurden, und zahlten jährlich bestimmte Abgaben in die königliche Kammer. Bald blühte die Stadt auf; es wurde die Pfarrkirche zu Allerheiligen gebaut und die Gründung der Klöster der Minoriten und Dominikaner ermöglicht.

Während der Herrschaft der ersten Přemysliden gediehen die deutschen Städte in Böhmen mehr und mehr und hingen aus Dankbarkeit nach dem Sturze und Tode Ottokars II. dem Otto von Brandenburg an, der eine Menge deutscher Ritter in's Land brachte, die nur, um Beute zu machen und zu plündern, ihm gefolgt waren und die den deutschen Namen in Verruf brachten. Diese „fremden" Deutschen waren es auch, die 1280 aus dem Lande gewiesen wurden, während die bisher angesiedelten Deutschen in ihren Rechten und Freiheiten nicht nur von den Herrschern geschützt, sondern noch mit weiteren Privilegien bedacht wurden.

Etwas schlimmer sah es mit dem Gedeihen des Städtewesens unter der Regierung des Königs Johann aus; Streitigkeiten zwischen Leitmeritz einerseits, dann Aussig und Melnik andrerseits füllen diese Zeiten; als aber der bürgerfreundliche Karl IV. zur Regierung kam, wuchs der Wohlstand von Leitmeritz immer mehr durch Schenkungen von Seite des Königs, so wie durch neue Handelsbefugnisse u. dgl. Der Reichthum vermehrte, die Bevölkerung vergrößerte sich, und bald mußte die Stadt erweitert werden, so daß die außerhalb den bisherigen Mauern gelegenen Klöster und Kirchen jetzt durch die neuen Ringmauern innerhalb die Stadt versetzt wurden. Auch unter Wenzel gieng es anfänglich noch gut, allein schon begannen sich die Vorboten jenes Sturmes zu zeigen, welche die Wurzel der Entwicklung des deutschen Gemeinwesens zu zerbrechen drohte; es war die Entfesselung des religiösen und nationalen Fanatismus. Konrad Waldhäuser, ein Deutscher, hielt seine reformatorischen Predigten, und bald suchte Canonicus Milič v. Kremsier dem böhmischen Volke das zu werden, was Waldhäuser dem deutschen war. Endlich kam Johann Hus, und mit ihm jener Zustand, wo „zum erstenmale seit dem Bestehen des deutschen Bürgerthums in Böhmen ein übelberathener König sich von diesem, seinem allergetreuesten Stande lossagte, ja sogar Partei gegen ihn nahm." Was folgte ist bekannt genug; die Čechisirung der Prager Universität, die Vertreibung der Deutschen und jene Landtagsbitten, welche an den Thronerben Sigmund gerichtet waren, worin es hieß „daß die Vertriebenen nicht mehr zurückkehren dürften, Ausländer zu keinem Amte im Lande zugelassen würden, und daß besonders in den Städten kein Deutscher zu einem Amte komme, wofern es möglich sei, daß daselbst Čechen zu regieren fähig wären, daß ferner die Gerichte nur čechisch verhandeln und die Čechen die ersten Stimmen überall im Königreiche und in den Städten haben sollten."

Was Leitmeritz in dieser Zeit anbelangt, so blieb es deutsch und katholisch; ja das harte Urtheil, welches am 30. Mai 14[illegible] an den eingesperrten 17 Husiten vollzogen wurde, zeigte, daß der Fanatismus nicht blos auf der Seite der Gegner war; allein [illegible] Zdislaus v. Zwěřetitz, ein Glied [illegible] berühmten böhmischen Herrenfamilie „von Wartemberg", Probst des Leitmeritzer Collegiatstiftes wurde, begann sich das Husitenthum auch in Leitmeritz auszubreiten, denn der Probst war ein Haupthusit, und in seinem Hause, der bestigten Probstei, fanden alle Husiten Schutz, deren Absicht es war, die Stadt zu schädigen

Inzwischen war auch Prag für Sigmund verloren gegangen und daselbst eine Art theokratischer Republik hergestellt worden, welche bald die Hegemonie in Böhmen beanspruchte und man muß es noch als Glück betrachten, daß die Prager statt der noch fanatischeren Taboriten die Oberhand erhielten, denn mit Jenen ließ sich am Ende noch paktiren, mit Letzteren aber nicht. Das erfuhr auch Leitmeritz. Nachdem es sich lange in seinem Deutschthum und Katholicismus zu erhalten gesucht hatte, mußte es, als der Hussitismus selbst in seine Mauern getragen wurde und Zizka mit seinen Horden nordwärts von der Stadt lagerte, gute Miene zum bösen Spiele machen und das Kleinere von den beiden Uebeln wählen, kurz sich der Stadt Prag unterwerfen. Sie schlossen mit den Pragern einen Vertrag, wornach sie sich dieser Stadt „auf Gnade" ergaben und eigentlich ihrer Selbstständigkeit vollkommen beraubt wurden, indem sie selbst „keine Beamten annehmen oder ihnen dienen würden, außer denen, die ihnen von den Herren Pragern gesandt, gegeben und eingesetzt würden." Die Prager forderten nun den Zizka auf, von der Belagerung der Stadt abzustehen, allein dieser wollte nichts hören und unternahm einen Sturm, der aber abgeschlagen wurde, worauf er abzog. Leitmeritz aber war nun eine unterthänige Stadt geworden und hiemit schließt der 1. Theil der Lippert'schen Geschichte.

Geographie.

Znaim und seine Umgebungen. Für Einheimische und Fremde geschildert. Mit einer Karte und einer Ansicht. Znaim 1871. Verlag von Leopold Ritter von Haberler.

„Hier (in Znaim) möchte ich wohl wohnen, so lieblich und freundlich ist die ganze Gegend, selbst unter dem Schnee."
Seume, Spaziergang nach Syrakus.
(Sämmtliche Werke. I. 181.)

Dieses verdienstliche Büchlein gibt uns auf 160 Seiten ein getreues Bild der Stadt Znaim und ihrer wundervollen Umgebungen. Es läßt uns die Gegend durchwandern, zeigt uns die schönsten Plätze und Aussichten und schildert uns mit lebhaften, vom Herzen kommenden Worten die prachtvolle Natur.

Es ist uns hier nicht gestattet, näher auf die Einzelnheiten einzugehen, obgleich es interessant und lehrreich wäre; denn wie „Verfasser und Verleger" in der „Vorrede" sagen, waren ihnen bei der Zusammenstellung des Ganzen vor Allem unser Reichsrathsabgeordneter Stadt-Secretär Fux meist durch historische Notizen, dann aber Herr Apotheker Hauer durch seine Fülle von touristischer Erfahrung behilflich. Schon die beiden Namen bürgen für die Correctheit der Nachrichten.

Aus dem Büchlein erfahren wir, daß der Name „Znaim" (das Medoslanium der Römer) von den klimatischen Verhältnissen herstammt, wie dies häufig bei slavischen Ortsnamen vorkommt. Altslavisch Znoj bedeutet: Hitze, Wärme, Glut, daher Znoj-mo: eine warme Stätte, Stadt in der warmen Gegend. Die alte Schreibung in den deutschen Urkunden bis ins 16. Jahrhundert ist Znojm, Znoym.

Prof. Kořistka gibt folgende Höhen über dem adriatischen Meere an: „Oberer Platz 940', Rathhausthurm 911.34', südlicher Ausgang der Stadt 821.04', Thaiabrücke bei Altschallersdorf (in der Nähe von Klosterbruck) 680'. Aus diesen Angaben sieht man, daß Znaim auf einem Bergabhange gebaut ist, so daß die Straßen manchmal recht stark bergauf gehen.

Das Werk stellt nun vor Allem die Vorstädte, deren Znaim vier besitzt, und die interessantesten Quartiernamen zusammen, und gibt die Hauptstraßen und Plätze an. Der nächste Abschnitt behandelt Klima, Wasser (i. e. Wasserleitungen, Röhrkästen u. s. w.) und Boden. Der folgende, das ist der dritte gibt Statistisches. Nach der Zählung am 31. Dezember 1869 befinden sich in Znaim 878 (842 bewohnte, 36 unbewohnte *)Häuser mit 2190 Wohnparteien und 10.415 Einwohnern; davon fallen auf die Stadt selbst 516 bewohnte, 15 unbewohnte Häuser mit 1543 Wohnparteien und 7311 Einwohnern.

Natürlich sind in diesen Zahlen die am Zählungstage abwesenden 486 Einheimischen und die aktiven Militärspersonen nicht miteinbezogen. Die Einwohner sind der Nationalität nach $^4/_5$ Deutsche und nur $^1/_5$ Tschechen! Man sieht eine ganz deutsche Stadt!

Abschnitt vier ist „eine Wanderung durch die Stadt." Wir wollen nur die Daten über das „Archiv" hervorheben, das von früheren Historikern das reichste von Mähren genannt wurde, jetzt aber unersetzliche Verluste erlitten hat; das älteste Grundbuch der

*) Nämlich Löschrequisiten-Depots, Scheunen, Lederfabriken, das Theater u. s. w.

Stadt Znaim von 1261, Municipalrechte derselben von 1292 und von Brünn (1323), ein Manuscript: Beati Gregorii de cura pastorali (1392), der Sermo de animabus Joannis de Hussinez (1412), Magni Stanislai sermones contra hereticos (1516), ein altes Gedenkbuch der Stadt von 1474 sind, nebst vielem Andern, verschwunden.

Das Archiv*) enthält 426 Handschriften (Privilegien, Verträge u. a. Rechtsurkunden), die ältesten von 1281 und 1293. (Sie sind chronologisch geordnet in einem werthvollen Kasten aus dem 15. Jahrhundert.) II Aktenstücke von größerem Umfange (Bücher) in großer Anzahl. (Die Ordnung wurde vor 7 Jahren durch den Stadt-Sekretär Herrn J. Fux vorgenommen.)

Aus den angeführten Urkunden nennen wir nur noch einen Schatz, „wie ihn keine andere Stadt Mährens aufzuweisen hat;" es ist dies eine prachtvolle Handschrift des 16. Jahrhunderts auf Pergament von Ziegenfell: „Liber municipalis inclytae civitatis Znoimensis redactus et confectus per dominum Steffanum de Wischao Notarium hujus civitatis" 1525. Auf 408 Blättern in Groß-Folio (20" hoch, 14" breit), darunter 21 unbeziffert, stehen, sehr genau übereinstimmend mit dem alten Brünner Mutterrechte, die Satzungen des Stadtrechtes in deutscher und lateinischer Sprache, eingeleitet durch eine Anrede „Liber ad lectorem" in lat. Distichen, durch König Ludwigs Bestätigungs-Diplom von 1523 und ein alphabetisches Register — ein überaus reiches, leider noch wenig verarbeitetes rechtshistorisches Materiale.

Sechs prächtige, in künstlerischer Beziehung beachtenswerthe Gemälde zieren außer den zahlreichen Initialen das Buch, darunter vor Allem interessant die älteste Ansicht der Stadt Znaim von der Thaiabrücke aus aus dem Jahre 1523." — Die Handschrift ist von „Wolfgang von Olmütz, „cui nomen Froelich candida vita dedit," angefertigt. Auch der Einband (rother Sammt, Goldschnitt, kunstreiche Clausuren und Buckeln aus getriebenem Silber (letztere aus 1460 und 1462) ist sehr kostbar.

*) Uiber dasselbe findet man Näheres: „Brünner Wochenblatt 1827 S. 25. — Hübner S. 54, 58 - 64. Verzeichniß der Handschriften! Znaimer Wochenblatt 1851 Nr. 8. — Verzeichniß der Bücher. Ebd. 1864 Nr. 31. — Die Deutschen Handschriften verzeichnet Julius Feifalik im Notizbl. der k. k. mähr.-schl. Ges. zur Bef. des Ackerb. ꝛc., 1857, Nr 8.

Das über das Archiv. Ausführlich ist noch der „Heidentempel" behandelt. Doch reicht hier der Platz nicht aus, auch darauf einzugehen.

Der im 5. Abschnitte enthaltenen „Uebersicht der Geschichte der Stadt Znaim" entnehmen wir folgende Einzelndata.

Pessina berichtet zwar schon 947 — 949 eine Belagerung und Eroberung der Burg durch die Magyaren, es mangelt ihm aber jedes glaubwürdigere Zeugnis. Erst 1048 wird der Burg Znaim urkundlich Erwähnung gethan. Denn in Folge des pragmatischen Gesetzes Bretislaw's, des Herzogs von Mähren und Böhmen, aus dem Jahre 1054 fiel die Znaimer Provinz an seinen Sohn Konrad als Herzog (1055 — 1092). Angegeben ist auch, wie weit sich die damalige Herrschaft erstreckte, doch müssen wir davon absehen.

In dem Streite des Znaimer Fürsten Konrad mit dem Böhmenherzoge Wladislaw soll die Stadt 1046 durch die Böhmen gänzlich zerstört, 300 Bürger getödtet, 1500 in Gefangenschaft geführt worden sein. Diese Nachricht wie die von der vollständigen Schleifung der Burg und des Fleckens, gehört aber zum großen Theil in das Gebiet der Uebertreibung. — Ottokar I., König von Böhmen, ist der Gründer einer neuen Stadt Znaim. 1226 faßte er den Beschluß zum Baue und erwarb zu diesem Ende vom Stifte Bruck den Grund Culchov. Zur Hebung der neuen Stadt trugen vor Allem zwei Momente bei: die Verleihung der Stadtrechte und die Heranziehung deutscher Elemente besonders aus Baiern, Sachsen, Franken, Thüringen. Noch wurde die Entwicklung des Ortes durch keine Mauern gehindert, doch hatte diese Unbeschütztheit Znaims auch seine schlechte Seite, denn 1241 überfiel sie Friedrich der Streitbare von Oesterreich (in seinen Kriegen mit König Wenzel I.) und verwandelte die ganze Umgebung in eine Einöde.

Przemisl Ottokar II., dessen Lieblingsaufenthalt Znaim war, umgab sie 1260 nach seinem Siege bei Kressenbrunn mit einem festen Steinwalle und Thürmen; überhaupt that er sehr viel für sie, erweiterte ihre Municipalrechte, verbesserte ihr Zunftwesen und begann den Bau des Rathhauses. Nachdem er 26. August 1278 in der Schlacht bei Jedenspeugen (Marchfeld) gefallen war, drangen die Kumanen des kaiserlichen Heeres schnell bis Znaim vor, wurden aber gezwungen sich zurückzuziehen. 1279 wurde

die Leiche des Königs von Wien in das Znaimer Minoritenkloster überführt, wo sie bis 1297, also 18 Jahre lang ruhte, um dann nach Prag übertragen zu werden.

Znaim ergriff das beste Mittel, das sich ihr Rudolf gegenüber darbot, es unterwarf sich dem Sieger. In dem zu Eibenschitz ausgefertigten Diplome ward die Unterwerfung angenommen, alle Gnaden ꝛc. bestätigt, ihr das sogenannte „Meilenrecht" für fünf Jahre Steuer- und Mautentrichtungsfreiheit ertheilt, ihr ein Wald (Leska, Leskovec?) und ein Dorf zum Geschenke gemacht.

In dem nach dem Aussterben der Przemisliden 1306 entstandenen Thronstreite neigten, sich Znaims Sympathien auf Heinrich von Kärnthens Seite. Znaim wurde von Friedrich dem Schönen belagert, arg mitgenommen, aber nicht erobert. In Znaim wurde der Friede geschlossen, Friedrich verzichtete auf Böhmen, erhielt aber Znaim u. a. mährische Städte zum Pfand. Nach der Schlacht bei Mühldorf (1322) erfolgte die Rückstellung. Vom Kärnthner hatte sie das Recht der freien Stadtrichterwahl erhalten, verlor es aber 1336; 1341 erhielt sie die Mautfreiheit in ganz Böhmen und Mähren und 1375 eine ganz unabhängige Strafgerichtsbarkeit an Leib und Leben.

Der Schluß des 14. und der Anfang des 15. Jahrhunderts gehören zu den blutigsten Zeiten der Stadt. Jodok von Mähren und Prokop wechselten in der Herrschaft; zuletzt nahm sie Jodok ein und befreite sie von einer lästigen Räuberbande. Herzog Albrecht V., Ladislaus Posthumus, Georg von Podiebrad und Mathias von Ungarn waren ihr günstig. 1542 der erste protestantische Pfarrer, bald ist ganz Znaim reformirt, nach der Schlacht am weißen Berge trat die Reaktion ein. 1624 kamen die Jesuiten dahin und blieben bis 1773. — Wallenstein hielt sich daselbst auf und 1645 im März überzogen auch die Schweden die Stadt mit ihrer Belagerung und blieben bis in den August in derselben. Friedrich der Große und später Napoleon hielten sich in der Stadt auf. Am 10. Juli 1809 entbrannte der Kampf in der nächsten Nähe Znaims, dem erst ein Waffenstillstand, dann der Preßburger Friede ein Ende machte.

Das ist in Kurzem die Geschichte Znaims. Die beiden Beilagen, eine Karte der Umgebung und eine Ansicht der neuen 27° hohen Eisenbahnbrücke über die Thaia sind recht hübsche Lichtdruckbilder von Th. Sandrucek in Znaim Verfasser wie Verleger haben sich durch dieses Werk ein großes Verdienst erworben und wünschen wir ihnen, daß sich dasselbe eine recht große Verbreitung verschaffe, und so Znaim und Umgebung in der Welt und bei Einheimischen recht bekannt mache. **R—r.**—

Pädagogik.

Schema des Gesammtgebiets der Haushaltungskunde. Ein Handbuch für Lehrer u. Lehrerinen von R. Zollikofer. Hg. v. „Deutschen Verein zur Verbreitg. gemeinnütziger Kenntnisse in Prag." Druck v. Kuh. 1871.

Unter den Lehrgegenständen, welche in neuester Zeit auch in Oesterreich bei der Erziehung der weiblichen Jugend eine hervorragende Rolle einnehmen, befindet sich auch die „Haushaltungskunde." Diese Disziplin — überall noch ziemlich neu — entbehrte u. entbehrt noch immer des nöthigen Lehr- oder Handbuchs, u. deßhalb entschloß sich der „Deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag" einen Preis auszuschreiben, um ein solches Lehrbuch in's Leben zu rufen. Von den eingelieferten Concurrenzarbeiten konnte aber — wie das Urtheil des Preisrichtercollegiums lautete — keiner die ausgesprochene Prämie zuerkannt werden, denn es wurde hie u. da Nothwendiges vermißt, Ueberflüssiges zu breit behandelt u. überhaupt ohne rechte Einsicht in den Kern u. das Wesen der Sache die Arbeit in Angriff genommen. Es zeigte sich, daß die Preisbewerber weder über den Inhalt, noch über den Umfang, noch endlich über die klare und logische Anordnung des Stoffes im Reinen seien, und es wäre wünschenswerth gewesen, dem Publikum Winke und Andeutungen geben zu können, auf welche Weise etwa ein solches Lehrbuch ungefähr einzurichten und wie bei der Ausarbeitung etwa vorzugehen wäre.

Um „zu diesem gemeinnützigen Zwecke wenigstens etwas beizutragen", hat Pfarrer K. Zollikofer in Rorschach am Bodensee dem Vereine ein Manuskript zur Verfügung gestellt, welches „eine wirksame Anregung und Wegleitung" werden könnte, wie die Sache in die Hand zu nehmen sei, um dem vorhandenen Mangel abzuhelfen. In der That war wohl auch kein Mann geeigneter, ein solches Schema zusammenzustellen, als eben Zollikofer, welcher schon 1864 im Vereine mit mehren gemeinnützigen

Männern das „Mädchen-Erziehungsinstitut zum Bäumlistockel“ gegründet hatte, wo es Hauptaufgabe ist, den Zöglingen eine vorwiegend praktische Ausbildung zu geben. Damit er dieß ermögliche, stellte er sich ein Schema zusammen, „das unter Benützung alles einschlägigen Materials an Büchern und Sammlungen in der Hand einer intelligenten und zugleich praktisch erfahrenen Lehrerin ein förmliches Handbuch zu ersetzen vermöchte.“

Dieses Schema zerfällt in zwei Theile, einen allgemeinen und einen besonderen. Im Ersteren sind als Erfordernisse begehrt die Betrachtung des Wirkungskreises der Frauen und Töchter im Hause, und zwar sowohl auf dem materiellen Gebiete, als auch in der sittlichen Sphäre, und als Anhang das Verhältniß der Hausfrau zu den Dienstboten.

Im besonderen Theile müßte nach Ansicht des Verfassers zuerst der Zweck und Inhalt der Haushaltungskunde besprochen und auseinander gesetzt werden, wobei er auf Kattiger's „Arbeitsschulbüchlein“ hinweiset; dann wird auf die Hauswirthschaft und ihre verschiedenen Zweige selbst eingegangen. Hiebei kommen folgende Gebiete in Betracht: Die weiblichen Handarbeiten, die Rohstoffe und ihre Vorbereitungen, die Bekleidung, die Betten, die Hauswäsche, die Wohnung, die Heizung, die Beleuchtung, die Besorgung von Speisekammer und Küche, das Geschirr, der Keller, die Nahrungsmittel, der Hausgarten, der Zimmergarten und die Topfpflanzen und endlich die Hausthiere. — In den Beilagen ist von den schriftlichen Aufzeichnungen, wie sie Schülerinen für die Haushaltungskunde zu machen haben, und von den Lehrmitteln für die Haushaltungskunde, sowohl was Sammlungen, als auch Bücher und Bilderwerke anbelangt, die Rede.

Aus der von uns im Allgemeinen gegebenen Uebersicht mag der Leser schon im Stande sein, zu beurtheilen, wie werthvoll eine solche „Anleitung“ für die Verfassung eines Lehrbuches ist. Mag vielleicht auch in einzelnen Fällen die Anordnung des Stoffes geändert werden, so viel steht wenigstens fest: Uebergangen dürfte kein in die Haushaltungskunde einschlagender Zweig sein. Und noch mehr erhöht wird der Werth dieses mit außerordentlichem Fleiße und tiefem Verständnisse zusammengestellten Schema's, wenn man das innerhalb des Rahmens ausgearbeitete Detail betrachtet. Es fehlt uns hier der Raum, um auch nur Einiges hervorzuheben, und wir müssen es dem Leser überlassen, sich hievon zu überzeugen.

Doch ist das Büchlein nicht etwa blos für diejenigen nützlich, welche gerade als Lehrerinen Haushaltungskunde treiben, oder die als Schülerinen sich diese Disziplin eigen machen wollen, sondern es ist für jede Hausfrau und erwachsene Tochter ein wahrer Schatz, da es nicht blos das Nothwendige angibt, sondern überall auf die Quellen hinweist, aus denen zu schöpfen ist. Ja, auch damit hat sich der umsichtige Verfasser nicht begnügt: er hat sogar bei jedem Werke, das er zitirt, an der betreffenden Stelle sogar die Seite angemerkt, auf welcher das in Rede stehende Objekt bei dem angegeben Fachschriftsteller zu finden ist.

Mit Einem Worte: das Schema ist eine ganz vortreffliche Arbeit und wieder einmal hat der „Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“ bewiesen, daß er es versteht, wahrhaft tüchtige Leistungen im Volke bekannt zu zu machen und ihnen den größtmöglichen Lesekreis zu sichern Der Preis dieses aus D. Kuh's Druckerei hervorgegangenen und nett ausgestatteten, 76 Seiten enthaltenden Büchleins ist so niedrig, daß sich Jedermann dasselbe anschaffen kann. L. S. R.

Kalender-Literatur.

Deutscher Volkskalender für 1872. Hsg. vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigirt von Lippert. Mit einem Titelbilde und vielen Holzschnitten. Prag 1871. Druck v. D. Kuh.

Der zweite Jahrgang des „Deutschen Volkskalenders,“ der uns hier vorliegt, ist noch bei weitem reichhaltiger, als der erste Jahrgang es war, während dieselbe Gediegenheit der Aufsätze vorhanden ist, was schon daraus hervorgeht, daß die geachtetsten Schriftsteller Deutschlands, wie Bock, Schulze-Delitzsch Dr. Vogel u. a. es nicht verschmähten, als Mitarbeiter an diesem Jahrbuche sich zu betheiligen. Außer dem Kalendarium und den sonst gewöhnlichen Kalendernotizen, wie Verlosungskalender, Jahrmärkte u. drgl. heben wir eine Erzählung von Andreä „im Irrenhause“ und „aus guter alter Zeit“ ein Culturbild v. Lippert hervor. Dann Aufsätze belehrender Art aus den verschiedensten Disziplinen; so aus der Geschichte: Kaiser Josef II., der Deutsche Sieg, die Sittlichkeitslehre der Jesuiten, ein Jesuitenbüchlein, ein

Prememoria der Friedensliguen in Frankreich; ferner aus der Naturgeschichte: „Geist der Naturwissenschaften; Zur Orientirung über den gegenwärtigen Stand des Studiums der Natur; über das Athmen, etwas vom Blute; über den Kaffee, die Wetterprophethen des Thierreichs;" dann aus der Pädagogik: „Zur Kindergärtnerei, über das Verhältniß der Schule zur Kirche, ein Wort über Anpflanzungsvereine und Schulgärten;" endlich aus der Landwirthschaft: „Welche Fruchtfolge soll der Landwirth wählen; wie ihr mit dem Boden rührt, so rührt er sich wieder." Noch manche andere Arbeiten trefflicher Art sind vorhanden und es ist das Buch mit vielen guten Holzschnitten und dem Titelbilde, „Kaiser Josef II. vorstellend," geziert. Indem wir es uns vorbehalten, in der nächsten Nummer ausführlich den Inhalt dieses Jahrbuchs zu besprechen, wollten wir durch diese vorläufige Anzeige nur das Publikum auf diesen Kalender aufmerksam machen, und können nur hinzufügen, daß der beispiellos geringe Preis von nur **15** Kreuzern gewiß eine bedeutende Abnahme in Aussicht stellt. — r —

Bibliographie.

A.

Abhandlungen der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften vom Jahre 1870. 6. Folge. 4. Bd. Mit 37. lith. Taf. (in gr. 4 u. gr. Fol.) gr. 4. IX, 327 S. Prag, Tempsky.

Beschreibung der bisher bekannten böhmischen Privatmünzen u. Medaillen. Beschrieben von Jos. Neumann. 27. u. 28. Heft. gr. 4. Prag, 1870. Gregr & Dattel. Inhalt II. Abthl. Münzen der Geistlichkeit u. III. Abth. Münzen der Städte u. Ortschaften.

Blätter für Erziehung u. Unterricht, herausgegeben vom „Deutschen pädagogischen Verein in Prag." Redigirt von Dr. Alex. Wiechovsky. 2. Jahrg. Nr. 11.—40. Lex. 8. Prag, H. Dominicus in Comm.

Bleyer S., Stenographische Schreibhefte nach Gabelsberger's System. Ein Hilfsmittel in kürzester Zeit stenographisch schreiben u. lesen zu lernen. 5 Hefte 9. verb. Auflage quer 4. Prag, Calve.

Catalog, illustrirter, der Fabrik f. Agricultur-Werkzeuge, landwirthschaftliche und landwirthschaftlich-industrielle Maschinen v. Bernh. Eichmann in Prag. 5. verm. Aufl. gr. 4. Prag, Reichenecker.

Delhaes, Dr. Geo., Die Wirkungen der Thermalquellen u. Moorbäder zu Teplitz-Schönau u. das beim Gebrauche derselben zu beobachtende Verhalten für Curgäste dargestellt. 8. VII, 56 S. Teplitz, Pörzler.

Frind Ant., Der geschichtliche heil. Johannes von Nepomuk. 2. verb. Aufl. 8. Prag, Calve.

Fric, Dr. Ant., Die Fluß-Fischerei in Böhmen u. ihre Beziehungen zur künstlichen Fischzucht u. zur Industrie. (Aus „Archiv d. naturw. Landesdurchforschg. v. Böhmen.") hoch 4. 45 S. m. 1 Steintaf. Prag, Rziwnatz in Comm.

Gindely, Dr. Ant., Lesebuch der allgemeinen Geschichte für Ober-Gymnasien. 2. u. 3. Bd. 2. dchg. verb. Aufl. gr. 8. VI. 264 u. VI. 250 S. Prag, Tempsky.

— — Dasselbe für die oberen Klassen der Real- und Handelsschulen. 2. Bd. Das Mittelalter u. die Neuzeit. 2. dchg. umgearb. Aufl. gr. 8. IX. 398 S. Ebd.

Heinrich's Jos. Schreib-Lese-Fibel, hrsg. vom „Deutschen pädagogischen Vereine in Prag." 14., verb. Aufl. 8. 96 S. Prag, Hunger.

Herold Ed., Malerische Wanderungen durch Prag. 5.—7. Lfg. gr. 8. S. 257—448 m. Holzschn. Prag, Gregr & Dattel in Comm.

Hickmann A. L., Die Umgegend von Prag in plastischer Aufnahme. gr. Fol. Reichenberg, Schöpfer.

Kalousek Jos. Dr., Einige Grundlagen des böhm. Staatsrechtes. Zusammengestellt u. erläutert. gr. 8. 80 S. Prag, Mourek.

— — Dasselbe, 2. stereotyp. Aufl. 8. 80 S. Ebd.

Kleinwächter Ludw. Dr., Die Lehre von den Zwillingen. gr. 8. VII. 246 S. Prag, Haerpfer.

Laube Gust. C. Prof. Dr., Reise der Hansa in's nördliche Eismeer. Reisebriefe und Erinnerungsblätter. br. 8. VII. 103 S. Prag, Calve.

Liturgie der bischöfl. Consecration. Nach dem latein. Text d. römischen Pontifikales. 8. 31 S. Prag, Hunger.

Lustig Adf. Dr., Erfahrungen u. Erlebnisse auf dem Kriegsschauplatze in Frankreich. 8. 24 S. Teplitz, Pörzler in Comm.

Mocnik, Dr. Frz., Anfangsgründe der Geometrie in Verbindung m. dem Zeichnen. Für Unterreal- u. Bürgerschulen. Mit 225 Holzschn. 14. Aufl. VII, 228 S. Prag, Tempsky.

Mrazek Joh., Lehrbuch der Elementar-Arithmetik. Zunächst für den Gebrauch an Lehrer-

bildungsanstalten, sowie Bürger-, Handels u. Realschulen u. zum Selbststudium. 1. Thl. gr. 8. VIII, 312 S. Prag, Dominicus in Comm.

Nowicki Const. v., Die böhmische Nordbahn. Eine volkswirthschaftliche Studie. Schilderung der böhm. Nordbahn u. der in ihrem Verkehrsgebiete vorhandenen orograph., geognost. u. volkswirthschaftl. Verhältnisse, so wie der daselbst sich darbietenden Landschaftsbilder. Ein Beitrag zur näheren Kenntniß d. Gebites zwischen Elbe, Polzen u. Iser und ein Wegweiser für Reisende in demselben. gr. 16. VIII, 224 S. Prag, Calve.

Odenthal, Prof. Jos., Das kaufmännische Contocorrent. Zur Erinnerung f. meine Zöglinge. 2. Aufl. gr. 8. 38 S. Prag, Hunger.

Pokorny, Dr. Alois, Illustrirte Naturgeschichte der drei Reiche. Für die unteren Klassen der Mittelschulen bearb. 3. Thl. Illustr. Naturgeschichte des Mineralreichs. 7. verb. Aufl. m. 148 Abbildg. gr. 8. XII, 120 S. Prag, Tempsky.

Pröckl Vinc., Franzensbad, seine Heilmittel u. Kuranstalten in Berücksicht. seiner Umgebung. 8. VI. 92 S., mit 2 Steintafeln in gr. 4°. Franzensbad, Saemann.

Reichenecker Alb., Aufbereitung der geschwefelten Golderze in den Rocky-Mountains im den Colorado-Territorium der Vereinigten Staaten. Mit 2 lith. Taf. in Fol. (Aus „B. S. u. Hüttenmänn.-Zeitg.) gr. 8. VIII, 80 erg. Prag, Reichenecker.

Roffetti Ant. Costa, Die Truppenführung im Felde in taktischer Beziehung, e. Sammlg. wissenschaftl. beurtheilter kriegsgeschichtl. Beispiele. 1. Lfg. m. 6 Schlachtenplänen u. 4 Skizzen. gr. 8. 64 S. Prag, Hunger in Comm.

— — Dasselbe. 2 Lfg. m. 11 Xylograph. gr. 8. 65—128 S; — dasselbe 3. Lfg. gr. 8. 129-208 S; mit eingedr. Holzschn. Ebd.

Ricard Anf., Kurzgefaßte Conversations-Grammatik der französischen Sprache. gr. 8. VIII, 281 S. Prag, Hunger.

Sammlung gemeinnütz. Vorträge. Hrsg. vom „Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütz Kenntnisse in Prag." Nro. 4. gr. 8. Prag, Hunger in Comm. Inhalt: Die Stellung der Deutschen in der Geschichte Böhmens. Von Dr. Ludwig Schlesinger. 15 S.

Schulte Joh. Frdr. Ritter von, Prof. Dr., Denkschrift über das Verhältniß d. Staates zu den Sätzen der päpstlichen Constitution vom 18. Juli 1870, gewidmet den Regiergn. Deutschlands und Oesterreichs. gr. 8. 94 S. Prag, Tempsky.

— — Die Stellung der Concilien, Päpste u. Bischöfe vom historischen und canonischen Standpunkte und die päpstliche Constitution vom 18. Juli 1870. Mit den Quellenbelegen. gr. 8. VIII, 286 S. Ebd.

Sitzungsberichte der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag, Jahrg. 1870. 2. Heft, Juli — Dezer. gr. 8. 89 S. Prag, Tempsky.

Skřivan Ant. Dir., Münzen- und Courszettel, ferner Maße u. Gewichte der wichtigsten Länder und Plätze, verbunden mit dem österr. Calculateur, enth.: Schlüssel für verschiedene Waarenberechnungen. 6. verm. u. umgearb. Aufl. 8 109 S. Prag, Rziwnatz in Comm.

Statistik des böhmischen Braunkohlenverkehrs. Mit 3 Übersichtskarten. Teplitz, Pörzler.

Sorgt für euere Dienstboten! Ein Mahnruf an Dienstgeber und edle Menschenfreunde. Für den Verein zum Wohle der Dienstboten in Prag geschrieben vom Verfasser der Schrift: „Armuth u. Armenpflege, ein Beitrag zur Lösung der Armenfrage." gr. 8. 28 S. Prag, Dominicus in Comm.

Tafeln landwirthschaftliche, 26 — 28 Chromolith. Imperial Fol. Wien, Prag, Calve in Comm. Inhalt: 26. 27. Geflügelzucht 1. u. 2. Zusammengestellt u. bearb. von Max Baron von Washington. — 28. Schafzucht. Zusammengestellt und beschrieben von Const. Curti.

Thein J., Die Weinveredelung in ihrem ganzen Umfange. Rationelles Verfahren zur Verbesserung des Mostes u. zur Veredlg. fert. Weine; prakt. Anweisg. zur Darstellung von Ausbrüchen und Liqueur-Weinen aller Art u. genaue Anleitung zur Klärung (Schöng.) trüber Weine. Praktische Anleitung zur Darstellung aller Arten Obst- u. Kunst-Weine, nebst e. Anh., enth. die genaue Anweisung zur Darstellung des künstl. Champagners. 2. Aufl. gr. 8. 50 S. Prag, Dominicus in Comm. Verklebt.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landesschulinspektor.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne in Prag. Selbstverlag

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 12. December 1871.

III.

Geschichte.

Geschichte der Stadt Leitmeritz. Bearbeitet von Julius Lippert.

III.

Der zweite Theil bespricht die Kultur der früher erwähnten Periode. Das Recht und die kirchlichen Einrichtungen unterschieden sich im Ganzen wenig von den Institutionen anderer deutscher Städte, namentlich solcher, die gleichfalls wie Leitmeritz Magdeburgerrecht hatten; dagegen ist das Kapitel, welches von der Stadt und ihren Bewohnern, so wie dem Weinbaue handelt, natürlich eigenthümlich und charakteristisch. Den letzteren betrieben außer den Bürgern mittelbar besonders die Mönche von Altzell, die als Besitzer der bedeutendsten Weinberge bei Lobositz und Černosek erscheinen. Bekanntlich leistete für diesen Zweig der Landwirthschaft Kaiser Karl IV. das Meiste, doch auch Wenzel IV. war ein Beförderer desselben. Für die niedere Volksklasse war der Fischfang auf der Elbe von Bedeutung. Die Bewohner von Leitmeritz waren durch all diese Einrichtungen, so wie durch den Handel mit Deutschland selbst ganz deutsch geworden, und sowohl nach außen hin, als auch in ihrem Verkehr mit der königlichen Hofkanzlei und der Kammer repräsentirte sich die Stadt als deutsch. An Bewohnern haben wir nach der streng gegliederten Anschauung des Mittelalters Bürger, freie Inwohner, unterthänige Ansiedler und Israeliten zu verzeichnen, welch letztere eine eigene blühende Gemeinde bildeten und unmittelbar vom Könige abhingen. Die Umgegend von Leitmeritz, die von Lippert mit besondrer Sorgfalt gearbeitet ist, zeigt das Verhältniß des Bauernstandes zum allmälig entstehenden Adel, zur Geistlichkeit und der Stadt selbst, und höchst bedeutend ist der Einblick, den er uns in dieser Beziehung eröffnet. Er zeigt, daß es keinen freien Bauernstand gab. „Die in den altslavischen Zuständen ihr Ideal sehen", sagt der Verfasser, „behaupten allerdings, der Bauer sei zwar unfrei gewesen betreffs eines Eigenthums, aber persönlich dennoch frei". „Wir fragen aber, wo blieb im 11. Jahrhunderte bereits die persönliche Freiheit dessen, den sein Herr, der Fürst, dem oder jenem Probste als Glöckner oder Ofenheizer schenken durfte sammt seinen Söhnen und Töchtern? Die einzige Stätte, in die sich die gemeine Freiheit gerettet hatte, war der ummauerte Raum der deutschen Stadt."

Hiemit schließt der erste Zeitraum ab.

Der zweite Zeitraum reicht von der Čechisirung der Stadt bis zur Beschränkung ihrer Autonomie durch Ferdinand I. und umfaßt die Jahre von 1421 bis 1547.

Das erste Kapitel bespricht die Zeit des Hussitenkriegs, welcher den Untergang des Deutschthums, des Katholizismus und der alten Freiheit entschied. Die Verwaltung der Stadt geschah durch die „prager große Gemeinde" und Leitmeritz war aus einer ehemals freien in eine der Stadt Prag unterthänige Gemeinde umgewandelt worden. „Mord und Hinrichtung, Gräuel aller Art kamen nun an die Tagesordnung." Nach manchem Wechsel unter Prinz Korybut wurde Leitmeritz in die extreme Partei der Taboriten — wenngleich sehr unfreiwillig — hineingedrängt und es herrscht bis 1434 über ihre Geschichte großes Dunkel. In der Schlacht von Lipan standen die Leitmeritzer Bürger auf Seite der Taboriten und die Folgen des Sieges der Compactatenpartei wurde auch für die Geschicke unsrer Stadt maßgebend. Man muß den Sieg des Herrenbundes als ein Glück betrachten, denn die čechische Demokratie hatte nur destruktiv gewirkt und statt der Freiheit nur Anarchie, statt einer festen Regierung nur die Schreckensherrschaft verbreitet. Natürlich aber betrat man aus Furcht vor dem Wiederkehren ähnlicher Zustände den Weg der Reaktion und der Privilegien. Leitmeritz befand sich in einem Städte-

bunde, der Laun, Saaz und Schlan inbegriff und der endlich mit dem seit 24. Juni zu Prag tagenden Landtage in Unterhandlung trat. Dieser und der nächste Landtag, der mit Kaiser Sigmund verhandelte, setzte fest, daß kein kirchliches Amt einem Fremdlinge übergeben werden dürfe. Der Kaiser sollte weder Deutsche noch Katholiken in seinen Rath aufnehmen, ja ein Deutscher durfte selbst dann, wenn er Utraquist wäre, nie zu einer Rathsstelle oder einem andern Amte in einer Stadt gelangen dürfen. Erst auf dem denkwürdigen Landtage zu Iglau am 5. Juni 1436 kam der Vergleich zwischen Sigmund und dem Königreiche Böhmen zu Stande, an welchem der Erstere die Deutschen preisgab, die für ihn gekämpft hatten. „In den Weinbergen von Leitmeritz", heißt es bei Lippert, „die deutscher Fleiß geschaffen, hielten nun Leute die Lese, die vielleicht als Troßknechte dahin gekommen, und ein deutscher Kaiser bestätigte sie nicht nur in Amt und Würde, sondern auch in dem leicht erworbenen Besitze!"

Leitmeritz, in das nun bei den neuen čechischen Bürgern, die sich in den Häusern der Ausgewanderten breit machten, Ordnung und Friede einkehrte, blieb der extremen Partei fern und schloß sich nach Sigmunds Tode seinem Schwiegersohne Albrecht an. Nach dessen kurzer Regierung kam es zur ersten eigentlichen Königswahl, da alle vorangegangenen Akte nur eine Art Huldigung waren. Unter den Wahlmännern befand sich auch ein Leitmeritzer Bürger. Da Albrecht von Baiern die Wahl nicht annahm, so litt das Land, besonders die Umgegend von Leitmeritz, wieder unter den Fehden und Angriffen des Adels, so wie der Wegelagerer, die den Handel sperrten und die Straßen unsicher machten. Erst mit der Regierung Königs Ladislaus besserten sich die Verhältnisse der Bürger in etwas. Unter ihm wurde ein Mauttarif für die erste Brücke, die seit Ostern 1452 bei Leitmeritz über die Elbe führte, vom Könige erbeten.

Ladislaus starb sehr früh und die noch kraftvollere Regierung Georgs dauerte nur 14 Jahre. Dieser machte sich durch Hebung des Handels und Hintanhaltung der Mißwirthschaft, die mit der Münze getrieben wurde, vielfach verdient, doch wütheten auch noch unter ihm Bürgerkriege, die namentlich den Bauernstand verarmen machten. „Das Land", so schildert ein Zeitgenosse die Zustände, „war zum großen Theil durch Feuer verheert, die Aecker lagen ungebaut und es mußte theuer werden. Wenn ja etwas wuchs, so kamen sie (die vom Herrenbunde und die Königlichen) und verbrannten es, wenn es geerntet werden sollte."

Unter der Regierung des nunmehr folgenden schwachen Königs, des polnischen Wladislaw's II., ging es den Städten eigentlich am schlimmsten, da der Adel das ihm unbequeme Bürgerthum unterdrücken wollte und in dieser Handlungsweise von dem ewig schwankenden, uneinsichtigen und undankbaren Herrscher nur allzu bereit willig unterstützt wurde. Besonders als Wladislaw nach dem Tode des Mathias auch auf den ungarischen Thron berufen wurde und Böhmen verließ, um in Ofen seine beständige Residenz aufzuschlagen, ließ er der Adelspartei in Böhmen freie Hand „und diese brachte es bald zu einer förmlichen Oligarchie, die bei den bekannten Tendenzen derselben einen traurigen Rückschritt in der Entwicklung des böhmischen Städtewesens bezeichnet. Die Verletzungen, ja Verhöhnungen der bisherigen Städteprivilegien von Seite des Herrn- und Ritterstandes, die theils unblutigen, theils blutigen Streitigkeiten, die beständigen zeitraubenden und kostspieligen Gesandschaften, welche von den Städten am Hofe des Königs unterhalten werden mußten, und die fortwährende Unsicherheit der Straßen, so wie aller Rechtsverhältnisse zeigen den tiefen Verfall der Städte in dieser Zeit. Die beiden von Lippert erzählten Episoden mit Thomas Behem, und besonders der große Streit, der aus dem Anspruche eines Bürgers auf eine silberne Schale, die der Witwe Ludmila Polensk gehören sollte, entstand, und der in seinen Consequenzen an Kleist's „Michel Kohlhaas" erinnert, beweist nur die gänzliche Verkommenheit aller Rechtszustände. Und diese schlimmen Verhältnisse dauerten so bis zum Tode des Königs Wladislaw, der am 13. März 1516 starb, obgleich er in seiner letzten Regierungszeit den Städten besser gesinnt gewesen war, so daß bei seinem Ableben die Städte Trauer erfüllte, vielleicht auch deshalb, weil man nicht wußte, wie sein Nachfolger sein werde.

eichenberg und Umgebung. Eine Orts-
geschichte mit besonderer Rücksicht auf gewerb-
liche Entwicklung von Dr. H. Hallwich.
I. Halbbd. Reichenberg, F. Jannasch. 1872. 8°.

Wenn man den Deutschböhmen bisher eine
wisse Nachlässigkeit und absichtliches Vergessen
rer geschichtlichen Vergangenheit nicht ganz mit
nrecht zum Vorwurfe gemacht, so gilt dies seit
r Zeit nicht mehr, wo der Gedanke einiger
niger Männer zur That reifte, einen Verein
r Geschichte der Deutschen in Böhmen zu be-
ünden. Nicht Quellengeschichte, nicht Archivfor-
nung, nicht Antiquitäten-Sammlung allein wer-
n berücksichtigt; am meisten wird von da ab
ücksicht auf jenen Kreis genommen, in dem der
assende und zeugende deutsche Geist am schönsten
h zum Ausdrucke durch Werke des Fleißes und
s Denkens, Dichtens und Bauens brachte,
ir meinen die Geschichte der deutschen
tädte. Innerhalb der 10 Jahre ist viel ge-
stet worden. Noch sind diese Blätter mit der
esprechung der Lippert'schen Geschichte von Leit-
eritz nicht fertig und bereits liegt uns der I. Band
es neuen Werkes vor, das die geschichtliche
ntwickelung der Metropole der östr. Tuchwaa-
nfabrikation, Reichenbergs, zum Vorwurfe
t. Der Vers., schon seit Jahren auf dem gesegn-
ten Felde deutscher Lokalgeschichte mit bestem
folge thätig, auch Mitgründer des Geschichts-
reines, Dr. H. Hallwich, hat die vor-
ndenen Quellen gründlich erforscht, der Pflicht
s Historikers, sich um das Erreichbare zu
mühen, in vollem Maße genügt, und die
wonnenen Resultate in geistvoller und knap-
r Weise zur Darstellung gebracht. Mit be-
nderem Lobe muß man es aber hervorheben,
ß der Verfasser nie den Rahmen seiner Auf-
be überschreitet, nie sich in Einzelnheiten und
einlichem verliert, sondern den Faden der
eschichte und die Grundtendenz des Werkes,
e Faktoren besonders zur Geltung zu brin-
, welche der Culturentwickelung des Neisse-
les am meisten förderlich waren, und wie sie
in guten und schlimmen Zeiten, in den ersten
fängen der von Görlitz herüberdringenden
lonisation, wie nach dem schweren Schlage
r hussitischen Mordbanden zum wiederholten
rchbruche brachten, — fest im Auge behält.
eselbe Zurückhaltung bewährt er auch durch
Fernelassung nutzloser und weitschweifiger
nealogien und pikanter Familiengeschichten,
zu doch der ostmalige Wechsel der Geschlechter
Biberstein, Rüdern, Waldstein, Clam — im
Besitze der Stadt genügenden Anlaß gegeben
hätte. Dagegen findet z. B. die staatsrechtliche
Bedeutung des fast souveränen Herzogthums
des „Friedländers" Albrecht von Waldstein ge-
bührende und verdiente Würdigung, und da-
durch gestaltet sich das II. Cap. des III. Buches
zu einem Stück werthvoller Zeitgeschichte und
zu einem schätzenswerthen Beitrag zur Charakte-
ristik des großen und gefürchteten Mannes, den
die Egerer Blutthat von der erklommenen Höhe
des Jahrhundertes sammt all' den Seinen stürzte.
In dem vollständigen Erfassen und Concentriren
des Stoffes müssen wir einen wesentlichen Fort-
schritt des Verfassers der „Geschichte von Grau-
pen" konstatiren.

Besonderes Interesse erweckt die etwas zu
knappe Darstellung der Unterthänigkeitsverhält-
nisse der Bauern gegenüber der Biberstein'schen
Herrschaft; daß der Verfasser dieselben später
unberücksichtigt ließ, mag wohl darin seinen
Erklärungsgrund finden, daß gerade die In-
dustrie und die gewerblichen Verhältnisse, deren
Darstellung den Höhepunkt des Werkes in dessen
3. Buche bildet, die ganze Aufmerksamkeit in
Anspruch nahmen. — Die Abschnitte über die
Tuchindustrie, Glashandel, Glasfabrikation, dann
die geschichtlichen Ueberblicke über das Zunft-
wesen sind der größten Beachtung werth; der
Verfasser möchte überhaupt der deutschen Sache
und der Gewerbegeschichte einen großen Dienst
erweisen, wenn er, seinem hier offen ausgespro-
chenen Talente folgend, die (Bd. II Kap. 23)
gegebenen Skizzen in einer eigenen getrennten
Spezialgeschichte der gewerblichen Entwicklung
oder in einzelnen monographistischen, in sich zu-
sammenhängenden Abhandlungen zu gelungenen
Bildern werden ließe. Ebenso die Darstellung
der Religionswandlungen, das Eindringen des
Lutheranismus mit Zugrundlegung der treff-
lichen Festschrift des Dr. Tobias (Zittau 1868)
(II. B. I. K. S. 76) und die fast mit leiden-
schaftlicher Ergriffenheit gegebene Schilderung
der durch Ferdinand II. eingeleiteten Gegen-
reformation (B. IV. K. I. S. 234). Eine bei-
gegebene Tabelle der von den Jesuiten vertrie-
benen Exulanten nebst deren Charakter und
Besitz, aus dessen Verschleuderung die Obrigkeit
allein 10080 Sch. Groschen löste, ist ein ge-
fundener Beitrag zur Statistik jenes bodenlosen
Elends, jener beispiellosen Zernichtung aller
Thätigkeit, wie sie Böhmen der religiösen In-
toleranz und dem „ad majorem Dei gloriam"
und „propter reformationem fidei" arbeitenden

Jesuitenheere verdankt. Mit der „Katholischmachung" Reichenbergs, das man nicht „im Geiste", sondern in Wahrheit zum Evangelium der Armuth zwang, endet der I. Halbband. Die Eintheilung des Werkes ist nach dem vorliegenden I. Halbbande wohl ersichtlich; der Verfasser beabsichtigt den ganzen Stoff in je 4 Büchern mitzutheilen — ob aber die bis jetzt durchgeführte, freilich dem Aeußern nach gefällige Unterabtheilung jedes Buches in 4 mit ängstlicher Sorgfalt zugeschnittene Kapitel praktisch und unter der Form nicht die sachliche Darstellung leidet, darüber erlauben wir uns kein verneinendes Urtheil. — Wir halten den besonders in den ersten zwei Büchern festgehaltenen Eintheilungsgrund der Regierungsepochen der Grundherren nicht für wichtig genug, um darnach den Inhalt zu reguliren; und uns möchte es scheinen, daß durch die Zusammenziehung der Geschichte Christophs und Melchiors und Katharinas von Rädern z. B. und Ausscheidung und Zusammenziehung der culturgeschichtlichen Theile des II. und III. Kapitels des II. Buches die so vortreffliche Darstellung an Plastik und Uebersichtlichkeit noch mehr gewonnen hätte. — Doch bietet uns das Buch zu viel des Guten, um darauf Gewicht legen zu können. Eine bündige, klare und gewählte Sprache, frische, freisinnige und lebendige Auffassung, strenges Fernhalten von compilatorischer Chronikschreiberei, interessante, oft ganz Neues fördernde Detailforschung sind, um Alles zusammenzufassen, die Vorzüge des Buches, dessen äußere geschmackvolle und splendide Ausstattung dem Verleger auch einen Theil des Lobes wahrt. Hoffen wir, daß es dem strebsamen und begabten Verfasser gegönnt sein möge, auch jenen Zeiten ein gleiches Denkmal zu setzen, in welchen offenbar ihm ein reicheres erschlossenes Material zu Gebote stehen wird!

I. r.

Das böhmische Staatsrecht und die Entwicklung der österreichischen Reichsidee vom Jahre 1627 bis 1848. Eine rechtsgeschichtliche Studie von Dr. Hugo Toman. Prag, Calve'sche Universitätsbuchhandlung 1872.

Eine Schrift aus dem Lager der historischen Staatsrechtler. Die Schrift behandelt den Stoff nach vier Perioden. Erste Periode vom Jahre 1527 bis 1627. Zweite Periode vom Jahre 1627 bis 1740. Dritte Periode vom Jahre 1740 bis 1790. Vierte Periode 1790 — 1848. Das sogenannte böhmische Staatsrecht lag bekanntlich lange Zeit vergraben im Staube der Archive, und das lebendige Leben der Gegenwart wußte nichts mehr von jenen Gebilden der Vergangenheit, bis es der tschechischen Partei gelungen ist, in dem sogenannten böhmischen oder vielmehr tschechischen Staatsrecht einen wirksamen Bundesgenossen für ihre nationalen Ansprüche zu entdecken und dasselbe der wohlverdienten Vergessenheit zu entreißen. Fast drohte dieses tschechische Staatsrecht zu einem realen Faktor zu werden; zum mindesten aber ist es für den Politiker wichtig, die Summe jener Ansprüche zu kennen, die man unter dem Namen des tschechischen Staatsrechtes begreift.

Die vorliegende Schrift sucht geschichtlich und daher anscheinend objektiv und unbefangen die Entwicklung des böhmischen Staatsrechts und der österreichischen Reichsidee darzustellen. Sind das aber nicht unversöhnliche Gegensätze? Und lehrt nicht die Geschichte, daß je mehr die Reichsidee, d. i. das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der österreichischen Stämme und das Bewußtsein gemeinsamer Staatsaufgaben sich kräftigt, desto mehr verblaßt und vergilbt das Gebilde eines besonderen Staatsrechtes der einzelnen Länder? Und lehrt nicht die Gegenwart, daß je mehr man die Reichsidee zurückdrängt und verflüchtigen läßt, um so stärker werden die Sonderansprüche der Königreiche und Länder.

Doch vertiefen wir uns aus dem Schmerze der Gegenwart in die Geschichte. Die erste Periode, welche das Recht der Erbfolge der böhmischen Könige behandelt, wollen wir auch minder interessant übergehen. Wenden wir uns zu der zweiten Periode (1627 — 1740). Diese ist jedenfalls eine der wichtigsten Partien des Buches. Alles wirkliche Recht hat bekanntlich eine Quelle, aus welcher es fließt. So mußten sich demnach die Vorfechter des geschichtlichen Staatsrechts Böhmens nach einer solchen Rechtsquelle umsehen. Ein eigenthümliches Mißgeschick begleitete sie dabei. Bekanntlich ist die Schlacht am weißen Berge in der Geschichte Böhmens namentlich rücksichtlich der Verfassungszustände ein entscheidendes Ereigniß und der Markstein einer neuen Periode. Das Jahrhundert vor der Schlacht am weißen Berge bezeichnet das ungemessene Wachsen der ständischen Macht, deren progressives Steigen zuletzt Zustän-

erbeigeführt hätte, wie sie im Königreiche olen herrschten. Durch die Schlacht am weißen erge wurde der Uebermuth des Adels besiegt nd der königliche Absolutismus begründet. ach der Schlacht am weißen Berge sistirte aiser Ferdinand II. alle Rechte der Stände nd des Landtags und verwaltete das Königich mit Hilfe des Kriegsheeres durch einen vollmächtigten Kommissär. Wenn sich nun aiser Ferdinand im Jahre 1627 zu einer einbaren Restitution der ständischen Rechte tschloß, so kann man mit Sicherheit anhmen, daß diese Restitution eben ein Kind ar der Zeitverhältnisse und kaum etwas Anres aussprach als den unbeschränkten könighen Absolutismus. Und in der That, die rneuerte Landesordnung Kaisers Ferdinand II. m 10. Mai 1627 trägt dieses Gepräge. Da hen sie nun die armen Staatsrechtler wie r einem unlösbaren Problem! Weiter, vor : verneuerte Landesordnung zurückzugehen, rbietet den Staatsrechtlern ihr historisches nd juristisches Gewissen, weil die verneuerte ndesordnung an Statt aller früheren, durch aufgehobenen Landesordnungen getreten ist. nd doch anderseits verdankt diese Landesordng einem Ereignisse den Ursprung, das den urigsten Niedergang und Verfall der tschesschen Nationalität bezeichnet und dessen hrestag leichter erregbare Patrioten noch mer zu Klageliedern, zu Wallfahrten auf t weißen Berg schmerzlich bewegt.

Die verneuerte Landesordnung ist ein systetisches Gesetzbuch, das sich über alle Zweige öffentlichen und privaten Rechtes verbreitet, r eben darum das ganze Staatsrecht in a 7 Artikeln sehr kurz abfertigt und fast hts Anderes sagt als: Alle Gewalt geht vom nige aus. Der König behält sich das jus is ferendae, die Landesordnung zu mehren, ändern und zu bessern, ausschließlich vor. müssen sich dann die Staatsrechtler wieder langen Argumentationen und Deduktionen elfen, welche beweisen sollen, daß jene abte Macht des Königs doch nicht so weit ging, derselbe sämmtliche Rechte und Freiheiten der ände je nach Willkür rechtsbeständig hätte ändern aufheben können. Wir überlassen es dem r des Buches, sich in diesen weitläufigen sführungen zu recht zu finden und dieselben prüfen.

Der Verfasser nennt die Periode seit dem ährigen Kriege bis Maria Theresia das Zeitalter der ideenlosen Herrschaft der Formen, der Bornirtheit, die Blüthezeit der jesuitischen Lehren und des Junkerthums. Wenn es wahr ist, daß Gesetze gleich den Menschen Kinder ihrer Zeit sind, werden wir in dem Staatsrechte nicht derartigen Spuren begegnen? —

Doch die Geschichte will vorwärts. Es kommt das Zeitalter Maria Theresias. Schon mit der pragmatischen Sanktion Karls IV. war für den staatlichen Einheitsprozeß in den westlichen Erbländern eine wichtige staatsrechtliche Grundlage gegeben worden. Dieser Einheitsprozeß vollzieht sich nur auf dem Gebiete der Gerichtsverfassung und Justiz, der politischen Verwaltung, der Schule mit Hilfe der Errichtung von Zentralbehörden in Wien. Maria Theresia und ihre Nachfolger verfolgten und verwirklichten die Idee, ein gleiches, formelles und materielles Straf- und Civilrecht nebst einer gleichförmigen Organisation der Dikasterien und Instanzen für alle österreichischen und böhmischen Erbländern mit dem Centrum in Wien herzustellen. Im Jahre 1749 wird die böhmische Hofkanzlei aufgelöst und hiemit die Vereinigung der böhmischen und österreichischen Erbländer zu Einem Verwaltungsgebiete vollzogen. Die politische Verwaltung nicht nur in Böhmen, sondern auch in den übrigen Ländern der Westhälfte der Monarchie wurde vollständig unabhängig von den bisherigen ständischen Landesbeamten und Landesvertretungen gemacht und in die Hände landesfürstlicher Beamten mit der Centralstelle in Wien gelegt. Von unmittelbarer staatsrechtlicher Wichtigkeit ist die in §. 3 des zweiten Hauptstückes des mit dem Patent vom 1. November 1756 kundgemachten ersten Theils des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches enthaltene Bestimmung: „Alle, die in den Erbländern unter der landesfürstlichen Gewalt vereinigt leben, sind für Inländer und Unterthanen zu halten und genießen ohne Unterschied die den Unterthanen und Inländern gebührenden Rechte."

Damit wurde also für alle Angehörigen der Erbländer ein allgemeines österreichisches Staatsbürgerrecht geschaffen. Und was sagte das Volk zu diesen Reformen und zu dieser Ausbildung des österreichischen Reichsgedankens? Noch heut zu Tage lebt im Bauer und namentlich im böhmischen und mährischen Bauer das Andenken an Kaiser Josef fort. Im tschechischen Bauer lebt Nichts, was als nationale Erinnerung an das alte böhmische Königthum

und an seine Geschichte anknüpfen würde. Aber der Schöpfer des österreichischen Reichsgedankens lebt im Herzen des Volkes. Und wenn er eine Beschwerde, eine Bitte hat an den Höchsten im Staate, spricht er nicht von einem „böhmischen Könige", sondern von dem „kaiserlichen Herrn" (cisař pán). Und ist das durch eine so lange Reihe von Jahren genährte Gefühl der Zusammengehörigkeit, sind die auf dem Gebiete der Justiz, der politischen und Finanzverwaltung, auf dem Gebiete der Kultur und Volkswirthschaft geschaffenen realen gemeinsamen Institutionen nicht mächtiger als jene sieben vergilbten Artikel der Ferdinandea?

Das letzte Aufflackern des ständischen Gedankens findet statt in den Jahren 1790—94, die der Verfasser die Periode der Restauration nennt; aber erfolglos. Der Absolutismus und die Reichseinheit behielten die Oberhand.

Einem werthvollen Geständnisse begegnen wir auf der vorletzten Seite des Buches: „Aus dieser Darstellung ist zu ersehen, daß seit dem Jahre 1795 durch den Absolutismus faktisch ein einheitlicher Staatsorganismus in den außerungarischen Ländern hergestellt war". Wir möchten den Herrn Verfasser fragen: Bloß faktisch? warum nicht auch rechtlich? Alle diese Anordnungen, wodurch die Verschmelzung allmälig herbeigeführt wurde, beruhten auf giltigen Dispositionen der absoluten Herrscher; aber noch mehr, sie haben sich auch eingelebt in die Volksüberzeugung und sind dadurch Recht geworden; denn das Recht beruht eben auf der gemeinsamen Volksüberzeugung. Und das tschechische Staatsrecht? Von ihm können wir das klassische Wort der Römer gebrauchen: in desuetudinem abiit.

Wir können daher mit obigem Geständnisse des Herrn Verfassers diese Anzeige befriedigt beschließen. Dr. J. U.

A. Frind, der geschichtliche heilige Johannes von Nepomuk. Zweite verbesserte Auflage. Prag, katholischer Preßverein, 1871.

Schon im Jahre 1861 veröffentlichte P. A. Frind, der als Verfasser einer Kirchengeschichte Böhmens einen ehrenvollen Ruf genießt, in Eger bei Kobrtsch und Gschihaj ein Schriftchen unter dem gleichen Titel. Das gegenwärtige Büchlein, 1871 in Prag im Verlage des katholischen Preßvereines erschienen, ist nun zwar ein nur in einzelnen Ausdrücken geänderter Abdruck jener Schrift, verdient aber doch seines Gegenstandes wegen, der ja doch eine vielbesprochene Persönlichkeit behandelt, Beachtung. Gegenüber der Angabe des Hajek und der an ihn zurückgehenden Chronisten und Historike es habe zwei Männer des Namens „Johanne von Nepomuk" gegeben, von denen der ein 1383, der zweite aber 1393 den Märtyrerto ganz in gleicher Weise erlitt, sucht P. A. Frin den Nachweis zu liefern, daß es nur eine Persönlichkeit dieses Namens gegeben, die späte heiliggesprochen wurde, und daß dies der Prage erzbischöfliche Generalvikar Johannes von Pomu sei, der erweislich am 20. März 1393 den To in den Fluthen der Moldau fand. Ausgehen von dem Nachweise, daß Pomuk und Nepomu Bezeichnung für ein und dasselbe Cisterzienser kloster ist, das von den Herren von Sternber um 1146 in der Nähe von Klattau erbau wurde, zeigt Frind, daß die Urkunden des Prage Metropolitankapitels, sowie die ältesten Quelle überhaupt nur einen Johannes von Pomu oder Nepomuk (auch da finden sich beide Name gleichmäßig) kennen der im Jahre 1393 erträn wurde, während nur drei jüngere Quellen, d Prager Domdechant Johann von Krumma (um 1470—1487), eine Zittauer Chronik a dem XV. Jahrhundert und endlich ein alt Bildniß, das Jahr 1383 als Todesjahr ein Johannes von Pomuk nennen. Da aber a dere Quellen wieder 1392, auch 1390 a Sterbejahr des Johannes von Pomuk angebe so dürften wohl diese letzteren wechselnden u dazu noch aus späterer Zeit herrührenden A gaben auf Rechnung falscher Berichte od Citate, wie sie noch nicht selten vorkomme zu setzen und das von der Mehrzahl der ält sten urkundlichen Quellen angegebene Jahr 139 als das richtige anzusehen sein*). Nachde dies Resultat gewonnen, bringt Frind weite einige Bruchstücke der Biographie des Genera vikars Johannes von Pomuk, wovon freilich no mancher Punkt bei dem Abgange streng u kundlicher Beweise noch Hypothese ist, aber z weiteren Forschungen anregen kann. Im Jah 1372 finden wir Johannes von Nepomuk b

*) In einem Copialbuche aus dem XIV. Jah hunderte, daß sich im Besitze des Referen ten befindet und demnächst veröffentlicht we den wird, sind noch mehrere Urkunden e halten, die Johannes Pomuk, Archidiako von Saaz und erzbischöflicher Generalvik im Mai 1392 ausstellte, die also auch fü obige Ansicht sprechen.

reits als Geistlichen der Prager Diözese und zugleich als kaiserlichen Notarius, 1378 wird er erster Notar der erzbischöflichen Kanzlei, 1381 Pfarrer bei Skt. Gallus auf der Neustadt, 1387 Doktor des Kirchenrechtes, 1389 Canonikus am Wyschehrad und Stellvertreter des Erzbischofs in der Verwaltung der Erzdiöcese, endlich 1390 Archidiakon von Saaz und dadurch Mitglied des Metropolitankapitels. Als solcher fand er auf Befehl König Wenzels IV. am 20. März 1393 seinen Tod in den Fluthen der Moldau. Als Beweggrund bezeichnet Frind, der hier begreiflicherweise auf streng kirchlichem Standpunkt steht, die Wahrung des Beichtgeheimnisses. Die von Johannes von Nepomuk vollzogene Bestätigung des beim Könige nicht beliebten, neugewählten Abtes Odolenus von Kladrau, die einzelne Historiker als einzigen Grund der Ertränkung hinstellen, läßt Frind nur als einen für den König willkommenen Anlaß zur Verfolgung des Johannes gelten. Hier in diesem Punkte können wir des geehrten Herrn Verfassers Beweisführung nicht billigen. Frind bringt nur jüngere Quellen, so den Chronisten Paul Židek, die Stadtchronik von Zittau und endlich die Ueberlieferung des Volkes als Beweise für seine Meinung; uns will es scheinen, als ob denn doch das gänzliche Schweigen der gleichzeitigen Quellen über die Wahrung des Beichtgeheimnisses mit gewaltiger Wucht in die Wagschale fällt. So führt die meiner Ansicht nach entscheidende Klageschrift des Erzbischofes an den Papst nur die Bestätigung des Kladrauer Abtes als Ursache der Folterung und Ertränkung an, und diese erbitterte Klage, die den König als echtesten Wütherich darstellt, hätte sicher den wahren Grund nicht verschwiegen. So weit der rein historische Theil des Schriftchens. Wir müssen dem Herrn Verfasser gründliche Kenntniß der einschlagenden Literatur, eine gerundete Darstellung und überhaupt das nachrühmen, daß er eben so verständig, wie verständlich für die Kreise geschrieben, für welche das Schriftchen zunächst bestimmt ist; über manchen Punkt freilich wird er dem Fachmann schon gestatten, eine Lanze mit ihm zu brechen. Der weitere Inhalt des auch recht nett ausgestatteten Schriftchens über die Johannischen Wunder und den Heiligsprechungsprozeß entzieht sich natürlich der Besprechung vom rein geschichtlichen Standpunkt aus. Dr. J. E. F.

Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben im Namen des Vereins von dessen erstem Schriftführer Dr. Ed. Jakobs, gräflich Stolb.-Wernigerod. Archivar u. Bibliothekar. III. Jahrgang 1870. Wernigerode. Selbstverlag des Vereins.

Aus dem reichen Materiale, welches der 3. Jahrgang dieser Zeitschrift bietet, will der Referent nur einige Artikel, welche auch in weiteren Kreisen Beachtung verdienen, zur Besprechung herausheben.

a) Der Brocken und sein Gebiet. Zweite Hälfte. Seine Bedeutung für die Volksvorstellung als Geisterberg, sein Einwirken auf das Gemüth und die Naturanschauung, von Dr. Ed. Jakobs.

Der Verfasser hat bereits im 1. Theile dieser Mittheilungen das geschichtliche Hervortreten des Brockengebietes nach seiner natürlichen Erscheinung, seiner Lage und seiner Bedeutung für Jagd-, Forst- und Bergwerkswesen erörtert. Im 4. Hefte dieses Jahrganges versucht er nun auch die Beziehung des Brockens und des hohen Harzes zur alten Götterverehrung und die Bedeutung der Brockenspitze als Ziel der Hexenzüge zu erforschen.

Während der gründliche Forscher Delius aus Mißtrauen gegen die Ergebnisse der deutschen Mythologie fast gar keine bestimmten Spuren alteinheimischen Götterglaubens im Harzgebiete anerkennt, findet der Verfasser in Resten alten Brauches, in mythischen Namen und vorchristlichen Fundstücken Andeutungen über altheidnische Götterverehrung, und vermuthet, daß die umliegenden Wodans-, Donar-, Peters-, Bocks- und Bockshornberge alte Gerichts- und Kultusstätten gewesen seien; er tritt jedoch der Annahme heidnischer Opfer- und Kultusfeier auf der Brockenkuppe entschieden entgegen. Von diesen alten Namen scheidet der Verfasser sorgfältig jene, womit der Harz erst seit dem 16. und 17. Jahrhunderte in Folge der Verbreitung des Hexenglaubens bevölkert wurde.

Nachdem der Verfasser die erste Frage in diesem Sinne erledigt hat, beschäftigt er sich im 2 Abschnitte, ehe er an die Lösung der zweiten Frage geht, mit dem Alter, der Verbreitung und den Opfern des Hexenwahns in den Harzgegenden, und liefert im 3. Abschnitte den Nachweis, daß auch in den finsteren Zeiten jenes Aberglaubens nüchterne und besonnene Männer im Harze und namentlich in der Wer-

nigerodeschen Brockenlandschaft einen kräftigen Widerspruch gegen eine solche schmachvolle Verirrung des menschlichen Geistes erhoben und die finstere Wolke des Aberglaubens zu zerstreuen suchten.

Interessant ist der 4. Abschnitt, welcher die Untersuchung über den Ursprung, die Verbreitung und Bedeutung des Mythus und Aberglaubens von den Blocks- und Brochelsbergfahrten und das Verhältniß des Brocken zu dieser Sage enthält.

Obwohl der Verfasser eine Herleitung und unmittelbare Entstehung des Aberglaubens von den nachtfahrenden Unholden aus heidnischen Vorstellungen des Alterthums entschieden in Abrede stellt, so gibt er doch zu, daß bei der Berührung des Ideenkreises der alten Welt mit den Volksvorstellungen der neueren Völker Europas seit der Völkerwanderung auf mündlichem und literarischem Wege eine Beeinflussung und Kreuzung verwandter Mythologien in Bezug auf die nächtlichen Götterversammlungen stattgefunden habe. Welche Aehnlichkeit das nächtliche Treiben der antiken Waldgötter mit dem Bocksdienst der Hexen bei ihren nächtlichen Orgien auf den Unholdenbergen hat, beweist der Verfasser durch eine Stelle aus der Naturgeschichte des Plinius (VI 1), worin es heißt, daß mitten im sandigen Mauretanien der sagenreiche Atlas sich erhebe, auf dessen die Wolken überragenden Höhen es nach einem altüberlieferten Aberglauben Nachts von Lichtern erglänze, in deren Schein bei Flöten, Cymbeln und Schalmeien bocksfüßige Waldgötter, Aegipane und Satyre ihr wollüstiges Spiel treiben.

Als ältestes Zeugniß einer nächtlichen Waldgötter- oder Unholdenversammlung führt der Verfasser den 364. Kanon des 2. Buches einer Sammlung kirchlicher Verordnungen an, welche ums Jahr 906 der Abt Regino von Prüm zusammenstellte. Dieselbe Stelle findet sich fast wörtlich auch in dem Beichtspiegel des im Jahre 1025 verstorbenen Bischofs Burchard von Worms. Hiezu kommt noch das Synodalstatut des Bischofs Augerius aus dem 13. Jahrhunderte: „Nulla mulier se nocturnis equitare cum Diana, dea paganorum vel cum Herodiade seu Bensozia et innumera muilerum multitudine profiteatur.“

Hier sind die mythischen Nachtversammlungen von den im Vergleich kommenden des griechisch-römischen Alterthums schon grundverschieden dargestellt, und beruhen, obgleich verschiedene Elemente zur Gestaltung dieses Aberglaubens mitgewirkt haben, doch größtentheils auf Vorstellungen der modernen keltisch-romanischen und germanischen Völker. Unter den Gestalten der altheidnischen Diana und der neutestamentlichen Herodias sind göttliche Wesen der Kelten und Germanen verborgen.

Als Grundlage der späteren Vorstellungen und Urgichten der Hexen von ihren Nachtfahrten und Unholdenbergsversammlungen bezeichnet jedoch der Verfasser eine im Jahre 1867 in München gefundene und aus dem Ende des 13. oder Anfang des 14 Jahrhunderts stammende Quelle (den Nachtsegen). Hier sind die Nachtfahrerinen, die Unholden, der Brochelsberg als Unholdenberg, die Truten, Elben, Maren, und was sonst die peinlichen Aussagen der Hexen enthalten, schon erwähnt, besonders auch bestimmte, den Hexen zugeschriebene Wirkungen, ihr böser Blick, Bein- und Fußsperre, das Molkenstehlen. Trotz dieser Aehnlichkeit unterscheidet sich aber der spätere Aberglauben von der in diesem Nachtsegen enthaltenen Vorstellung dadurch, daß weder die Bezeichnung Hexe vorkommt, noch von böswilligen, Schaden stiftenden menschlichen Weibern die Rede ist, sondern von allerlei bestimmten mythischen Gestalten, die theils dem deutschen, theils dem slavischen Götterglauben angehören. Damit bringt der Verfasser die Zurechnung und Behandlung der zauberläubigen Weiber vor und seit der Zeit der kirchlich-weltlichen Verfolgung durch den Hexenprozeß in Zusammenhang. Während nämlich die Nachtfahrten seit der ersten Zeit ihrer Erwähnung bis zu Ulrich Molitor, Geiler von Kaisersberg und Luther als Wahn und Aberglauben bezeichnet wurden, statuirte der Hexenhammer die Wirklichkeit derselben, und diese wurden dann einer der gravirendsten Punkte der peinlichen Frage. Dies Ergebniß ist für den Verfasser insofern von Wichtigkeit, als seit dieser Zeit die Unholdenzusammenkünfte an bestimmte, hervorragende Oertlichkeiten geknüpft, also von den Gerichtsstätten auf geographisch hervorragende Höhen übertragen wurden.

Nachdem der Verfasser so einige nothwendige Bemerkungen über das Alter, Wesen, die Herkunft und Entwicklung des Nachtfahrerinenglaubens bis zum 15. Jahrhundert vorausgeschickt hat, wendet er sich zur Frage nach den Unholdenversammlungen auf dem Blocksberg, Bruckelsberg oder Brocken.

Die ältesten Quellen bestimmen die Orte der Zusammenkünfte nicht näher, sondern verlegen sie nur in weite Fernen (multa terrarum spatia), während die späteren Angaben darüber sehr mannigfaltig sind, ja sogar in einem Widerspruch unter einander stehen. Der Verfasser nimmt nun zweierlei Arten von Versammlungs- und Tanzplätzen der Unholden und Hexen an. Während die auf romanisch-keltischem Boden entstandene Sage die Unholdenzusammenkünfte den Orten menschlichen Verkehrs entrückt und sie in unbesuchte und völlig unbewohnbare Stätten versetzt, läßt die auf germanischem, vielleicht auch germanisch-slavischem Boden heimische die Nachtfahrer von den durch Gericht und alte Opferfeier geweihten Orten inmitten des Volkes Platz ergreifen und diese dadurch entweihen. Hervorragende Gebirgshöhen nimmt der Verfasser in Deutschland erst in Folge des mit dem 15. Jahrhunderte beginnenden Hexenprozesses als Versammlungsplätze der Hexen an. Den Beweis für diese Annahme findet er bei Bintler, in Doctor Hartliebs „Buch aller verbotenen Kunst", bei Ulrich Molitor und im Hexenhammer, in denen keine unzugängliche, dem Verkehre der Menschen entrückte geographisch bestimmte Berghöhe als gemeinsamer Versammlungsort der Hexen und Unholden bezeichnet wird.

Die Giltigkeit dieser allgemeinen, wenn auch nicht vollkommen erwiesenen Behauptung sucht nun der Verfasser hinsichtlich des bekannten deutschen Hexenberges, des Blocksberges oder Brocken zu begründen.

Er gesteht, daß die herrschende Ansicht von den Hexenfahrten nach dem Blocksberg oder Brocken, die sogar bis zu den Sachsenkriegen Karls des Großen zurückgeführt werden, und der im Nachtsegen bereits am Ende des 13. Jahrhunderts erwähnte Brochelsberg seiner Annahme widersprechend entgegenstehen; allein er beweist aus einheimischen Urkunden, daß der geographische Name für die hohe Brockenkuppe ursprünglich Brackenberg, Brockenberg, Brocken lautete, daß dieser Name bei den nächsten Anwohnern fortwährend im Gebrauche blieb, und daß die Unholdenbergnamen Blocksberg und Brochelsberg bei ihnen nicht einheimisch waren. Ferner ergeben die Wernigerodeschen Prozeßakten, daß in der Brockengegend nie auf die Hexenfahrt nach dem Brocken inquirirt wurde, daß die Eingebornen diese Urgicht niemals thaten, sondern daß diese Vorstellung im Volke vielmehr verhältnißmäßig früh verlacht wurde.

Diesem eigentlichen rechtmäßigen Namen stellt nun der Verfasser die Unholdenbergnamen Bocksberg, Blocksberg, Brochelsberg ꝛc. entgegen, in denen er nicht eine nur einmal vorhandene Höhe, sondern einen Gattungsbegriff, einen Hexen- oder Götzenberg im Allgemeinen anerkennt, der seit dem 16. und 17. Jahrhunderte durch den Einfluß weit verbreiteter Schriften (Carpzov, Prätorius, Samuel Pomarius) auf den Brocken bezogen wurde.

Die Möglichkeit dieser Uebertragung erklärt der Verfasser aus dem Zusammenhange, welcher zwischen der Vorstellung von den nächtlichen Unholdenfahrten und dem alten heidnischen Volksglauben bestand; der einheimisch deutsche Kern dieser nächtlichen Umfahrten, die auf die Wodansmythe bezügliche Vorstellung der wilden Jagd, mischte sich mit der wahrscheinlich im Slaventhum wurzelnden Vorstellung von den Blocks- oder Prockelsbergfahrten.

Dies sind des Verfassers Ansichten über ein Thema, das zwar schon häufig behandelt, aber noch immer nicht in ein klares Licht gestellt ist. Refer. muß gestehen, daß der Verfasser durch fleißige Benützung der Hilfsschriften und durch gründliches Studium und sorgfältige Vergleichung der Hexenprozeßakten zur Lösung dieser Frage redlich beigetragen hat. Seine Resultate, die in manchen Punkten von den Nachrichten Grimms und Soldans abweichen, tragen so sehr das Gepräge allseitiger Begründung, daß sie als definitive Wahrheit angesehen werden können.

b) Der Rath zu Stolberg von Botho, Grafen zu Stolberg-Wernigerode.

Zeitfuchs hat in seiner Chronik der Stadt Stolberg die inneren Verhältnisse dieser Stadt noch nicht ins gehörige Licht gestellt, und namentlich über den Stadtrath im 15. Jahrhundert keine vollständigen Aufschlüsse gegeben. Wir erfahren nur dies von ihm, daß der Magistrat immer aus 4 Personen bestand, welche Rathsmeister, Weinmeister, Kämmerer und Baumeister genannt wurden, und zusammen den engeren oder sitzenden Rath bildeten und die exekutive Gewalt inne hatten, während der weitere oder gemeine Rath, der ihnen zur Seite stand, aus 12—13 Mitgliedern bestand. Der Verfasser liefert uns nun zur näheren Aufklärung ein chronologisches Verzeichniß der

Mitglieder des Stadtrathes im 15. Jahrhunderte, ohne in die städtischen Verhältnisse näher einzugehen, und fügt einige kurze Bemerkungen über die Namen derselben bei.

c) Schutzbündniß von 35 Rittern und Knappen aus dem Hildesheimer Stiftsadel mit den Städten Goslar, Hildesheim und Braunschweig im Jahre 1272. Nach gleichzeitiger Urschrift in niedersächsischer Mundart. Mitgetheilt nebst Erläuterungen und Nachrichten über die Aussteller der Urkunde von J. Grote, Reichsfreiherrn zu Schauen.

Der Herausgeber macht uns hier auf eine Urkunde aufmerksam, die wegen ihres Alters, ihrer Sprache und eigenthümlichen Form zu den Seltenheiten gehört. Sie ist in 16 Zeilen auf Pergament abgefaßt, enthält merkwürdiger Weise zwischen der 7. und 8. Zeile einen Absatz und war ursprünglich mit 35 Siegeln beglaubigt, von welchen sich jedoch nur noch 6 erhalten haben. Das Datum ist in Reimen ausgesprochen, was der Herausgeber noch bei keiner Urkunde gefunden hat.

Den Inhalt bildet ein Gelöbniß von 35 Rittern und Knappen aus dem Hildesheimer Stiftsadel, daß sie die Städte Goslar, Hildesheim und Braunschweig gegen Jeden, welcher dieselben in ihren Rechten beeinträchtigen würde, 5 Jahre hindurch beschützen wollen. Gegen wen das Schutzbündniß gerichtet ist, erfährt man aus der Urkunde nicht; doch mag die damals allgemein im deutschen Reiche herrschende Unsicherheit die Veranlassung gegeben haben. Zuletzt macht uns der Herausgeber noch mit den Ausstellern der Urkunde und ihrer Familie näher bekannt, um durch den Nachweis, daß dieselben zu jener Zeit lebten, jeden Zweifel an der Echtheit der Urkunde zu beseitigen.

d) Die Hegung des Landgerichtes und des peinlichen Halsgerichtes in der Grafschaft Blankenburg zur Zeit der Regierung der Herzoge August und Rudolf August zu Braunschweig und Lüneburg. Mitgetheilt von G. Bode.

Der Herausgeber liefert einen kleinen Beitrag zur Geschichte des Verfahrens in bürgerlichen und peinlichen Sachen in der Grafschaft Blankenburg.

Die Formel über die Hegung des Landgerichts für Civilsachen stammt, wie aus dem abgedruckten Texte ersichtlich ist, aus der Regierungszeit des Herzogs August, 1642—1666, die Formel über die Hegung des peinlichen Halsgerichts aus der Regierungszeit des Herzogs Rudolf August, 1666—1704.

Der Herausgeber ist jedoch der Meinung, daß auch früher die Gerichte im Blankenburgischen nach gleichen Formeln gehegt wurden, und daß den hier mitgetheilten Formeln ältere als Vorlage dienten. Bei beiden Verfahren bestand das Institut der Schöppengerichte; die Zahl der Schöppen belief sich bei dem Landgerichte auf 4, bei dem peinlichen Halsgerichte auf 8. Merkwürdig ist es, daß die Funktion des öffentlichen Anklägers in peinlichen Sachen von dem Scharfrichter versehen wurde.

Denkschrift über das Verhältniß der Staaten zu den Sätzen der päpstlichen Constitution vom 18. Juli 1870. Gewidmet den Regierungen Deutschlands und Oesterreichs von Dr. Joh. Friedrich Ritter von Schulte. Prag 1871. Verlag von Friedrich Tempsky.

Die meisten Staaten haben mit der katholischen Kirche als einer ganz genau bestimmten, eine feste, für Jeden erkennbare Verfassung habenden, feste und unabänderliche Dogmen lehrenden Kirche verhandelt, paktirt und sie anerkannt. Seit den Glaubensdekreten vom 18. 1870, womit die Unfehlbarkeit des Papstes ausgesprochen worden ist, hat sich das Verhältniß des Staates zur Kirche völlig verändert. Seitdem Einer in Rom sitzt, der gleich unserem Herrgott über Alles unfehlbar als gerade so lehrt, als wäre er der incarnirte Gott; seitdem es in der Kirche kein Wissen mehr gibt und das höchste und einzige Gesetz ist, blindlings dem zu folgen, was der Unfehlbare lehrt: seitdem hat sich die Kirche ihrer Verfassung nach gänzlich verändert. In ihren Grundlehren schwankend geworden, in ihrer Verfassung verändert, ist die Kirche, die die Unfehlbarkeit ihres Oberhauptes theoretisch lehrt und praktisch anerkennt, eine andere geworden, verschieden von jener „katholischen" Kirche, welche vor den Dogmen vom 18. Juli 1870 bestanden hat, daraus folgt, daß der katholischen vor dem 18. Juli 1870 bestandenen, vom Staate anerkannten Kirche diejenigen angehören, welche die Julidogmen nicht anerkennen. Die Gemeinschaft derjenigen aber, welche sich den Julidogmen unterwerfen, ist eine neue, vom 18. Juli 1870 beginnende Religionsgesellschaft. Staatliche Aner-

kennung besitzt sie nicht; nur freie Uebung auf Grund der Religionsfreiheit (Art. 16 des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger). Aber die Gesetze des Staates bestimmen zugleich, daß den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten kein Abbruch geschehen dürfe durch die Ausübung der Religionsfreiheit. Der Verfasser berührt nun unter Hinweis auf seine Schrift „Die Macht der röm. Päpste" die Unverträglichkeit des Ultramontanismus mit der Existenz der Staaten, woraus gefolgert wird, daß der Staat sich niemals zu einer positiven Anerkennung dieser neuen Kirche wird herbeilassen dürfen, sondern zu bloßer Duldung, so lange die staatsgefährlichen Lehren der neuen Kirche nicht in einzelne, direkt das Gesetz des Staates übertretende Handlungen übergehen. Dies ist in der Kürze der Inhalt des mit Freimuth und Ueberzeugungstreue lebendig geschriebene Werkchens. Dr. J. U.

Nachrichten über die Stadt Braunau in Böhmen und deren Umgebung vom Anfange des 13. Jahrhundertes bis zum Jahre 1848 von Ad. Heinzel.

Das Büchlein, das zunächst als Grundlage für den Unterricht in der Schule bestimmt ist, und dem demnächst eine Karte des Braunau-Politzer Bezirkes folgen wird, macht keineswegs Anspruch auf den Werth eines wissenschaftlichen Geschichtswerkes, sondern ist eine mehr chronikartige Zusammenstellung geschichtlicher Begebenheiten, deren Schauplatz Braunau und dessen Umgebung gewesen, sowie auch anderer denkwürdiger Ereignisse, die sich daselbst vom Beginne des 13. Jahrhundertes bis zum Jahre 1848 zugetragen, welche sich theils in verschiedenen Geschichtswerken zerstreut vorfanden, theils mit vielem Fleiß aus den Urkunden des Stiftes und der Stadt Braunau, theils endlich aus Privaturkunden und Chroniken zusammengetragen und in chronologischer Aufeinanderfolge mit Zugrundlegung der wichtigsten historischen Begebenheiten zusammengestellt wurden. Am Schlusse ist dem Büchlein noch ein Verzeichniß mehrerer ausgezeichneter, verdienstvoller Männer beigegeben, deren Vaterstadt Braunau ist. — Möge dasselbe bei den Bewohnern des Bezirkes und namentlich den in der Fremde weilenden Braunauern Anklang und unter den Lehrern und Geschichtsfreunden Nachahmung finden; es würde so manches Interessante auf dem Gebiete der Lokalgeschichte zu Tage gefördert und so manche für die allgemeine Geschichte wichtige Urkunde aus dem Verstecke eines unbenützten Pfarrarchives oder aus dem mit Staub und Spinngewebe überzogenen Städtearchive herausgefunden werden. V.

Geographie.

Dr. Gustav C. Laube, Reise der Hansa ins nördliche Eismeer. — Reisebriefe und Erinnerungsblätter. Prag 1871, Calve.

— **Die zweite deutsche Nordpol-Expedition.** Ein Vortrag. Wien 1871. Selbstverlag.

Beide genannte Schriften behandeln einen und denselben Gegenstand, nämlich die Reise, welche das deutsche Schiff „Hansa" im Vereine mit der „Germania" vom 15. Juni 1869 bis September 1870 in die Regionen des nördlichen Eismeeres unternahm, um längst der Küste von Ostgrönland die Fahrt bis zum Pol zu versuchen. Verdienen sie nun darum schon ihres Inhaltes wegen das lebhafteste Interesse, so muß dies für uns noch dadurch gesteigert werden, daß der Verfasser Dr. Gustav Laube, gegenwärtig Professor am deutschen Polytechnikum in Prag, unser Landsmann, nämlich ein Teplitzer ist, der als Geologe selbst an der Expedition Antheil nahm. In klaren beredten Worten, zum Theil während der Seefahrt an Ort und Stelle niedergeschrieben, schildert Laube die wechselvollen Schicksale der Hansamänner, die, von den schönsten Hoffnungen beseelt, die deutsche Heimat verlassen hatten und zuletzt, mit genauer Noth dem Tode entronnen, auf einem fremden Schiffe wieder zurückkehren. Anfangs ging die Reise glücklich von Statten, aber an der Grenze des nördlichen Treibeises angelangt, verloren Anfangs August 1870 die Hansamänner die „Germania" aus Sicht. Von da an beginnt die Leidensgeschichte der Wackeren. Alle Versuche, eine Durchfahrt nach der Küste Grönlands zu finden, waren vergeblich, vielmehr gerieht die Hansa immer tiefer zwischen Eisschollen und Eisberge hinein, wurde endlich zerdrückt und ihre Bemannung genöthigt, ihr Heil in der Flucht auf einer gewaltigen Scholle zu suchen. Proviant wurde soviel als möglich gerettet, auf der Scholle selbst aus Stücken von Preßkohlen ein Häuschen gebaut und nun trieben die Hansamänner längs der Küste Grönlands mit ihrer Scholle und den Eisbergen ringsumher nach Süden. Zweihundert Tage dauerte

diese gefährliche Fahrt; zuletzt brach den kühnen, unerschrockenen Männern die Scholle unter den Füßen; wieder hieß es flüchten; und mit dem Aufgebot aller Kräfte, theilweise die Boote durch Eis- und Schneewüsten schleppend, gelang es ihnen endlich die Colonie Friedrichsthal im Süden Grönlands zu erreichen. Welche Freude, als ihnen vom Lande die Worte entgegenschallten: „Das sind die deutschen Farben; willkommen Landsleute in Grönland!“ Von da begaben sich die Hansamänner nach der Nachbarcolonie Julianehaab, wo sie die dänische Brigg Constanze aufnahm und am 1. September nach Kopenhagen brachte. Dies im Kurzen der Inhalt. Wir empfehlen unseren Lesern insbesondere die erstgenannte Schrift, die zum größten Theile zuerst im wissenschaftlichen Anzeiger der „Neuen freien Presse“ erschien und hier nun in Buchform auf 103 Seiten eine eingehende Schilderung jener merkwürdigen Reise und ihrer Abenteuer gibt, auf das allerwärmste. Laube's eigenthümliche, einfache und doch wieder so beredte, packende Darstellung, die in jeder Zeile den Stempel unerschütterlicher Wahrheit an sich trägt, die edle, echt männliche Resignation, mit der er von jenen Tagen berichtet, wo alle Augenblicke den Hansamännern Tod und Verderben drohte, werden nicht verfehlen, überall die verdiente Anerkennung und Bewunderung zu finden. Das zweite genannte Schriftchen enthält in den engen Rahmen eines einstündigen Vortrages, einen kurzen Abriß der Reise und ihrer Schicksale. Die äußere Ausstattung der beiden Schriften verdient alles Lob. J. E. F.

Leitmeritz. Ein historisch-topographisch-statistischer Führer durch die Stadt und deren Umgebung. Von Dr. J. E. Födisch. Leitmeritz. Verlag von Hermann Blömer 1871. Druck von C. Lehnert in Leitmeritz.

Der Name des Herrn Verfassers hat einen so guten Klang, und ist durch die trefflichen Aufsätze sowohl in diesen Blättern als anderwärts so bekannt, daß es füglich unnöthig ist, über die Gediegenheit des Heftchens weitere Worte zu verlieren. Kurz sei uns gestattet, den Inhalt darzulegen. Den I. Abschnitt füllt eine gedrängte Geschichte von Leitmeritz, auf die einzugehen unnöthig ist, da erst vor Kurzem die Lippert'sche erschien.

Der II. Abschnitt, die „Topographie und Statistik der Stadt“ behandelnd, zerfällt in fünf Theile. Dem ersten, „Bauten“, entnehmen wir, daß Leitmeritz nach der letzten Volkszählung vom 31. Dezember 1869 von 10.023 Einwohnern in mehr als 800 Häusern bewohnt wird, während 1787 von 2830 E. in 515 Häusern, 1831 von 3988, 1846 von 5268 und 1857 von 7488. Aus diesen Zahlen ersehen wir die rasche Zunahme der Bevölkerung.

Dem zweiten Theile: „Behörden, Aemter, Vereine“ entnehmen wir, daß für die geistige und materielle Hebung in Leitmeritz 25 Vereine thätig sind, die von 23 bis 540 Mitglieder enthalten. Auch ein Beseda Verein hat sich in die deutsche Stadt eingeschlichen, von dem aber „keine näheren Details“ zu erhalten waren.

Schulen besitzt Leitmeritz, das die „Schulstadt“ genannt wird, 10 und mehrere Privat-Musik-Institute. Es ist bekannt, wie rührig diese Stadt Schulinteressen fördert, und wurde derselben durch die Abhaltung des zweiten deutsch-böhmischen Lehrertages in ihren Mauern auch die wohlverdiente Anerkennung gezollt.

Was die im III. Abschnitte behandelte Umgebung betrifft, so müssen wir dem Herrn Verfasser nur Recht geben, wenn er sagt: „Nur wenige Städte Böhmens mögen sich einer so herrlichen Lage rühmen wie Leitmeritz, das gegen West und Nord, umschlossen von einem Kranze größtentheils bewaldeter Höhenzüge, dem Naturfreunde täglich neue Reize darbietet. Liegt einmal schon in dem Gegensatze von Gebirg und Ebene, zwischen denen sich die blauen Bänder zweier mächtiger Ströme dahinwinden, ein eigenthümlicher Reiz der Leitmeritzer Landschaft, so wird doch deren ganze zauberische Schönheit dem Beschauer erst dann recht klar, wenn er von einem der nahen Höhenpunkte sein Auge über die Bergwelt des böhmischen Mittelgebirges schweifen läßt, das einer Mauer gleich die Ebene mit ihren zahlreichen Dörfern und Städten, ihren grünen Triften und goldgelben Aeckern umschließt.“ Wir können nicht näher darauf eingehen, nur wünschen, daß diese Stadt, deutsch in ihrem innersten Wesen, wachse, gedeihe und blühe und redlich bestrebt sei, deutsche Sache zu fördern, deutsche Bildung zu verbreiten.

Jedem Besitzer der Lippert'schen Geschichte von Leitmeritz wird dieses Bändchen eine will-

kommene Zugabe sein, und es sollte Niemand versäumen, sich in dessen Besitz zu setzen.

Möge Herr Prof. Födisch weiter thätig auf dem Gebiete der Landesgeschichte und Landeskultur reiche Früchte erzielen und für seine Mitbürger redlich schaffen und wirken!

R.—r.—

Volkswirthschaft.

Einleitung in das Studium der Volkswirthschaft von Karl Thomas Richter, a. o. k. k. Professor an der Prager Universität. Prag, 1871. Verlag von H. Dominicus. 346 S.

Die Volkswirthschaftslehre als solche bedarf einer Einleitung, welche Begriff, Geschichte und Bedeutung der Volkswirthschaft so entwickelt, daß einerseits das eine Gebiet des Wissens den Zusammenhang mit allem andern Wissen und Forschen finde, andererseits aber es selber in seiner ganzen Macht und Bedeutung hervortrete. Die Erfüllung dieses Bedürfnisses ist Zweck und Aufgabe dieses Werkes. Einleitend bemerkt der Verfasser ganz richtig, daß zunächst das Göttliche dem Menschen unerreichbar ist. Er kann es ahnen, er kann es glauben, seinem Wissen aber bleibt es ewig verschlossen. Und so bleibt der Mensch ewig von dem Göttlichen abhängig, während er andererseits durch sein Streben nach Erkenntniß des irdischen Daseins und durch sein errungenes Wissen so frei und selbstständig von der Natur wird, so weit sein Wissen reicht. Indem der Mensch durch seine Erkenntniß die irdische Welt in sein Bewußtsein aufnimmt, beherrscht er dieselbe durch sein Wissen.

Im Folgenden wird Begriff, Geschichte und Bedeutung der Wirthschaft entwickelt. Zu dem Begriffe der Wirthschaft und Volkswirthschaft gelangen wir auf nachstehendem Wege. Das Wesen des Menschen erörternd, finden wir, daß derselbe Person und Individualität ist. Er trägt den Beruf in sich, zu leben, das Leben zu erhalten und in der Erhaltung es zu entwickeln.

Aber die Kraft des Menschen ist endlich und beschränkt; der Mensch ist ein ewig bedürftiges Wesen. Der erste Laut, den er von sich gibt, ist der Ruf nach Leben, und doch ist er unfähig, ihn selbst zu befriedigen. Aber auch kräftig und stark geworden, ist der Mensch doch ohnmächtig gegen die Gewalten der Natur, gegen die Wucht der Elemente, gegen die Thiere und selbst gegen seinesgleichen. Der Trieb zur Gesellung und der Beruf zur Gesellschaft, der eine Eigenschaft der Menschen bildet, löst diesen Widerspruch. In der Familie, dem Geschlechte und dem Stamme vollzieht sich der natürliche Trieb der Gesellung.

Aber erst in der über diesen Trieb hinausgehenden freien Gesellung vollzieht sich die Bestimmung des Berufes des Menschen zur Gesellschaft, und erst da kommt die freie Persönlichkeit des Menschen zum Ausdrucke. Anfangs in der Form der Horde bildet die im Laufe der Zeit sich vollziehende Ansäßigmachung und Seßhaftigkeit dieselbe zum Volke um, das auf gleicher Rede, gleicher Sprache und gleichem Götterglauben beruht. Mit der Seßhaftigkeit bildet sich zugleich eine feste, durch das Recht geschützte Ordnung der gesellschaftlichen Zustände; die Einheit, zu der sich die Gesellschaft zusammenschließt, wird Macht und die persönliche Erscheinung dieser Macht ist der Staat.

Dem Menschen gegenüber tritt die Natur als Erscheinung. Sie macht in ihrer Kraft und in ihren Wirkungen den Menschen von sich abhängig in seiner Existenz und in seiner Entwicklung. Aber der Mensch steht durch seinen Geist als ein selbstständiges Wesen in der Natur, er erhebt sich durch ihn über die Natur, lernt sie beherrschen und sich dienstbar machen. Die Macht aber, durch welche der Mensch diese Herrschaft erringt, ist aufgebaut auf seinen, ihm von der Natur selbst gegebenen, physischen und geistigen Kräften, deren Entwicklung und Benützung. Sie äußert sich in ewiger und ununterbrochener Thätigkeit des einzelnen Menschen und der ganzen Menschheit. Wir nennen diese Thätigkeit „Arbeit". Im Menschen liegt der Trieb zu leben, das Leben zu erhalten und das Leben zu genießen. Die Befriedigung des Triebes ist nur möglich durch den Gewinn und die Beherrschung der natürlichen Erscheinungen. Durch die Arbeit werden die Dinge dem menschlichen Leben gewonnen und dadurch zu Gütern umgestaltet. Die dauernde Bethätigung des Menschen durch seine Arbeit für Gewinnung der Güter, um zu leben, das Leben zu erhalten und zu entwickeln, nennen wir Wirthschaften, und den Kreis, den jeder Mensch durch seine Arbeit für die Gewinnung der Güter um sich bildet, ist seine Wirthschaft. Die Wirthschaft ist die Person in der Einheit ihrer Arbeit und der Geschlossenheit der Güter.

Die Volkswirthschaft ist die Einheit, Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit der Einzelnwirthschaften und Unternehmungen in der gesellschaftlichen Verbindung des Volkes. Im Weitern entwirft der Verfasser die Grundzüge der Geschichte der Wirthschaft, und schildert sodann die Bedeutung der Wirthschaft für den Einzelnen, die Gesellschaft, den Staat und die menschliche Cultur.

Der folgende Abschnitt ist der Geschichte der Wirthschaftslehre gewidmet. Das Alterthum kennt keine Volkswirthschaftslehre; nur in den Werken Platos und Aristoteles' finden wir die ersten Wurzeln wirthschaftlicher Erkenntniß, welche bei aller Festigkeit, mit der der Blick auf den heimischen nationalen Zuständen haftete, dennoch über die Grenzen der Heimat drang und eine andere Gestaltung des Lebens hoffte, wünschte und anzubahnen strebte. Auch die Römer haben keine Wirthschaftslehre erkannt und der Begriff der Volkswirthschaft ist ihnen fremd geblieben. Ihr ganzes Leben ging auf in der Betrachtung der privatrechtlichen Sphäre; das Ganze, die Zusammengehörigkeit Aller erscheint ihnen nicht beachtenswerth. Erst das Mittelalter und sein communal abgeschlossenes, staatliches und wirthschaftliches Leben schafft und bereitet die Bausteine einer neuen Wissenschaft. Der Verfasser führt uns nun durch die wirthschaftlichen Ansichten des Mittelalters, die Lehren der Merkantilisten und Physiokraten zu der Volkswirthschaftslehre der Gegenwart. Nach der Darstellung ihrer Entwicklung in England und Frankreich wird die Entwicklung der Wirthschaftslehre in Deutschland geschildert. Von den Forschungen Frankreichs und Englands bestimmt, entwickelt sich die deutsche Wissenschaft und zwar mit solcher Kraft, daß sie bald alle andern Leistungen übertraf an Klarheit der Begriffe und darum an Sicherheit der Schlüsse. Zu dieser Schärfe des philosophisch geschulten Fleißes kommt der deutsche Fleiß, der nun erst mit großem Material die Theorie ausrüstete, so daß man erst von da an sagen kann, daß die Oekonomie eine Wissenschaft sei. Nach den Schuldisciplinen können wir vier ganz bestimmte Richtungen wahrnehmen, in die sich die große Zahl deutscher Theoretiker einreihen läßt. Zunächst haben wir die idealistische Schule, welche sich den Staat und seine Wirthschaft besonders konstruirt und daraus die Beweise der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit für die Gesetze und ihre Anerkennung sucht und findet, die sie eben konstruirte. Die zweite Schule ist die historische, die nach der Erkenntniß dessen strebt, was die Vergangenheit gezeitigt hat. Die dritte Schule ist die kritisch-physiologische, welche das, was das menschliche Leben beherrscht und sein Inhalt ist, in seine Theile zerlegt, es betrachtet im Einzelnen und mit dem Gesammtleben zu verbinden trachtet. Die vierte Schule ist die sozialistische.

Nach dieser Charakteristik der Geschichte der Wirthschaftslehre wird es leicht, den Inhalt derselben zu charakterisiren. Wir unterscheiden die Einzelwirthschaft, ihre Gesetze und ihre Lehre; dann die Volkswirthschaft, ihre Gesetze und Lehre; endlich die Staatswirthschaft, ihre Gesetze und Lehre.

An die Wirthschaftslehre schließt sich an die Wirthschaftspflege, d. i. die Anwendung der Grundsätze der Wirthschaftslehre in den einzelnen Gebieten der Wirthschaft. Das Wirthschaftsrecht endlich setzt wirthschaftliche Verhältnisse, Zustände und Thatsachen für die Gesammtheit als dauernd geltend fest.

Im letzten Abschnitt werden die Grundlagen der Wirthschaftslehre entwickelt, nämlich die Lehre vom Bedürfniß, vom wirthschaftlichen Schaffen und der Produktion, dann die Lehre von der menschlichen Entwicklung, nämlich dem Streben nach Gütern und der Befriedigung der wirthschaftlichen Verzehrung, und der Lehre vom Verkehr.

Dann werden die Bedingungen des menschlichen Daseins und Entwickelns, und zwar der Staat, das Land und das Volk als wirthschaftliche Faktoren betrachtet; und schließlich der wirthschaftliche Prozeß der Gütererzeugung behandelt.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß dem inhaltsvollen Werke recht viele Leser zu Theil werden mögen. Dr. J. U.

Poesie.

„Waldblumen." Naturgedichte von E. Norbert Landschau. Pilsen. Druck und Verlag von Carl Masch. 1871. Gewidmet den Frauen. Das Reinerträgniß ist für arme Schulkinder bestimmt.

Dieses Bändchen, das auf 50 Seiten 54 Gedichte enthält, ist bereits das zweite, das heuer von dem Verfasser erschien. Das erste: „Klänge aus dem Egerlandewald" wurde schon im vorigen Jahrgange beurtheilt. (IX. 5 u. 6.)

Nicht von allen Fehlern, die ihm damals ausgestellt wurden, konnte sich der Verfasser los machen; doch müssen wir zugestehen, daß ein Fortschritt zu bemerken ist. Freilich sind mehrere nur Wiederabdrücke der in der obenangeführten Kritik namentlich gelobten Gedichte, zum Theil mit Verbesserungen.

Was den Reim anbelangt, so steht Herr Landschau noch manchmal mit demselben im Konflikte; so ist der Reim „— ein" störend, z. B. Rain' — Röselein, Blümelein — Sonnenschein, ruhig ein — Töchterlein, Glorienschein — Frieden ein, Fensterlein — Abendsonnenschein, dann Freuden — Zeiten, Born — erkohr'n, die beide schon das letzte Mal gerügt wurden, ebenso Schwung und Dämmerung, Erde — Gefährte, Feder — später und grünen — rinnen. Gegen die Skansion kommt diesmal kein Verstoß vor. Zu vermeiden wären noch Abkürzungen, wie „Was mir die Quelle drauß' erzählt", oder „Bei Lieb'sgesängen leis'", „Gibst Du Jemand einen Kuß"; oder Fehler gegen den deutschen Sprachgebrauch, wie „Als Bruder von der Nachtigall" und endlich Dialektformen, wie „allbereits", „flandern".

Damit hätten wir die Aeußerlichkeiten durchgegangen und wollen uns nun zu dem Inhalte wenden. Zu bedauern ist, daß der Hr. Verfasser die Unklarheit nicht ganz vermied und hie und da um des Reimes willen auf Kosten des Verständnisses und der poetischen Schönheit sündigte. So in dem sonst recht hübschen „Wunsch an die Frauen", „Den jungen Mädchen sonder Zahl, Wünsch' ich sogar vier Dinge: Verlobung, Brautkranz, Hochzeitsmal und gold'ne Eheringe", oder in dem Gedichte „Ein Wespennest": „Bekanntlich hütet Jeder sich, Zu holen einen Wespenstich", freilich soll in diesem Heine'scher Ton nachgeahmt sein, wie in „Des Waldes Osterfest" ihm abgeschrieben ist: „Und alle Knospen sprangen."

Noch wollen wir die Veränderungen der Gedichte aus dem ersten Hefte betrachten. In „Daß ich Dich liebe" stand früher „Dem Bächlein klage ich's dem hellen", jetzt „Dem Strome"; es ist aber zu bedenken, daß ein Strom schwerlich Gelegenheit finden wird, den Fuß der Geliebten zu umspülen. Besser ist jetzt das umgearbeitete „Die Todtenrose" usw.

Als recht gelungen sind nebst den schon angeführten (IX. 5 u. 6) noch: „Welke Blumen", „Abendroth", „An Else", „Das Vaterhaus" (das beste der Sammlung), endlich „Sonntagsfeier auf dem Lande."

Wenn Herr Landschau so fortstrebt, wird er sich seiner Fehler nach und nach entledigen und immer mehr Gediegenes leisten. Doch würden wir ihm rathen, vor der Veröffentlichung die Gedichte einer scharfen Feile zu unterziehen, und ja nicht, wie auch in dieser Sammlung noch, allzu wenig vorsichtig in der Wahl der Verse zu sein! **R.—r.—**

Vom Büchertische.

Annen-Grüße. Von Hans Schwarzbauer 1871. Verlag von C. Stock in Olmütz.

Gelegenheitlich der Sichtung jener geistigen Elemente, welche das im Entstehen begriffene Werk „Oesterreichs Lyriker der Gegenwart" hervorgerufen und vereinigt hat, fanden wir mitunter einige, die, dem Boden heimatlicher Poesie kaum entsprossen, dem strengen Ausspruch öffentlicher Aburtheilung erst entgegengehen, und deren alleinige, aber volle Berechtigung für das aufstrebende Ringen nach dem Lorber vorläufig bloß in dem objectiven Werth der sich selbst einführenden Erstlingsprodukte zu suchen ist.

Eines dieser jungen aufkeimenden Elemente, das seiner Anlage und originellen Richtung nach eine vielversprechende Erwartung zuläßt, ist die Muse Hans Schwarzbauer's.

Dem reichsten Gefühl entquillend, fließt seine Poesie in weicher und inniger Sprache den Weg tiefer Empfindung. — Aus dem frischen überfließenden Quell der Natur schöpft sie in vollen Zügen ihre Nahrung, und Alles, was sie seinem geheimnißvollen Zauber nur abzulauschen vermag, — es widerhallt in ihr, — vom Westeshauch, der in den Halmen flüstert, bis zum Orkan.

Wohl ist die Form der Dichtungen nicht durchwegs vollendet und kunstgerecht, aber der Reichthum und die Originalität der Ideen, welche im schlichten und ungezwungenen Kleide der Natürlichkeit das Herz des Lesers rasch und einnehmend zu gewinnen verstehen, entschädigen großentheils für die wenigen rythmischen Verirrungen, welche Erfahrung und Vertrautheit bei unausgesetztem eifrigen Streben nach Vollendung in der Folge beseitigen müssen.

Nebst vielen kleineren, vereinzelt erschienenen Liedern der jugendlichen Muse Schwarzbauer's liegt uns heute sein erstes größeres Produkt

vor, dem wir hauptsächlich die Motive zur vorstehenden Besprechung entnahmen.

Das nett ausgestattete Bändchen umfaßt über 40 Gedichte unter dem Titel „Annen-Grüße". —

Reine Lyrik, durchhaucht von der Minne Lust und Leid, reiche und mannigfaltige, dem innersten Seelenleben ennommene Bilder fesseln durch die Eigenthümlichkeit der Art und Weise, in welcher der Dichter seine Gedanken zum Ausdruck bringt. — Als besonders gelungen, was Schwung der Phantasie und Wohlklang der Sprache anbelangt, erachten wir vornehmlich das Gedicht „Trauung", das Gefühl des auf dem Felde der Ehre sterbenden Kriegers schildernd, ferner „Wellenspiel", „Leidenschaft", „Aus den Bergen", „Blumentod", „Gewährung", „Herbst".

G. v. A.

Bibliographie.

B.

Andree, Dr. Rich., Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenze in Böhmen. 2. Aufl. gr. 8. (47 S.) Leipzig, Heinrich's Verl.

Glaser Jul. Prof. Dr., Studien zum Entwurf des österr. Strafgesetzes über Verbrechen und Vergehen. (Aus „Allgem. österr. Gerichts-Zeitung;") gr. 8. (VIII, 147 S.) Wien, Manz' Verl.

— —, Zur Sprachenfrage in Oesterreich. Eine Rede, geh. im Abgeordnetenhause des österr. Reichsrathes. Nach den stenogr. Protokollen. gr. 8. 16 S. Wien, Gerold's Sohn.

Reuß, Prof. Dr. A. E., Die Foraminiferen d. Septarienthones von Pietzpuhl. (Aus den Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss.) Lex. 8 39 S. Wien, 1870. Gerold's Sohn.

C.

Berthold G., u. Th. **Neumeister**, Die Rächer der Nacht. Romantisch bearbeitet. — Die Räuber auf Maria Kulm. — Burggraf Wolf von Greiffenstein. — Berlin. Königgrätz. Wien. 3.—19. Lfg. 8. à 3 B. m. 1 color. Steintaf. Dresden, Tittel.

Bevölkerung u. Viehstand von Böhmen nach der Zählung vom 31. Dezem. 1869. Hrsg. v. der k. k. statist. Central-Commission. gr. 4. (243 S.) Wien, Gerold's Sohn.

Dudik, Dr. B., Reformations-Artikeln des Erzbischofs von Prag Anton Brus aus d. J. 1564. (Aus „Archiv f. österr. Geschichte.") Lex. 8. 20 S. Wien, Gerold's Sohn in Comm.

Fellner, Dr. Leop., Franzensbad und seine Heilmittel in den Krankheiten des Weibes. Für gebildete Frauen. 8. 127 S., Wien, Braumüller.

Führer, neuester, durch Dresden u. dessen Umgebung, sowie die böhmisch-sächsische Schweiz. Zugleich berathender Führer durch alle Museen u. Kunstsammlungen Dresdens. Mit 2 Plänen. 19. Aufl. gr. 16. VI, 311 S. Dresden, Schrag.

— — der praktische, durch die ganze sächsisch-böhmische Schweiz in beliebigen kürzeren o. längeren Touren. . . . gr. 16. VIII, 119 S. Ebendaselbst.

Gottschalck Frdr., Die sächsisch-böhmische Schweiz. Ein Führer für Reisende. 12 Aufl. Mit lith. Karte in qu. 4. 16. (94 S.) Dresden, Bach.

Lebensgeschichte, kurze, des in der Stadt-Pfarrkirche zu Glatz ruhenden Arnestus, des treuen Dieners Gottes u. innigen Verehrers Maria's, 1. Erzbischofs von Prag. Eine kleine Denkschrift zur 500jährigen Gedächtniß-Feier seines Todes am 30. Juni 1864. Zusammengestellt u. bewährten Quellen. Neue Ausg. Mit 2 Bild. 8. (31. S.) Glatz, Hirschberg.

Lewuhn, Fr., Die sächsisch-böhmische Schweiz. Ein Führer für Reisende . . . . Schandau. Leipzig, Stehmann in Comm.

Menzel, Wolfg., die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Prager Frieden bis zum Kriege m. Frankreich 1866 — 1870. Fortsetzung der „Weltbegebenheiten von 1860 — 1866," und des „Deutschen Krieges 1866." In 2 Bdn. 1. Lfg. gr. 8. 96 S. Stuttgart, Krabbe.

Perels Mart., Klänge aus Böhmen, Zeitgedichte. Eine Apotheose zu Alfr. Meißners „Ziska," 3. Aufl. 16. (126 S.) Leipzig, Matthes.

Tardy, k. k. Oberkirchen-R. Herrm. v., eine Stimme aus Böhmen. Vorrede zu der neuen böhmischen Postille. Ins Deutsche übers. u. hrsg. v. e. Freunde. gr. 8. (17 S.) Halle, Anton.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landesschulinspektor.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 18. März 1872.

IV & V.

Geschichte.

Geschichte der Stadt Leitmeritz. Bearbeitet von Julius Lippert.

IV.

Nach Ludwigs kurzer Regierung und seinem Untergange in der Schlacht von Mohacz folgte Ferdinand I. und mit ihm jene Dynastie auf dem Throne, die nunmehr legitim bis auf die heutigen Tage herrschen sollte. Unter der Regierung Ferdinands I. trat der Uebermacht der Stände das monarchische Prinzip mit größerer Gewalt entgegen als je zuvor, und wenn sich bisher besonders die höheren Stände Böhmens an Polen gelehnt und in diesem ihr Vorbild gefunden, kam nun in den Kreisen der starken Regierung der Gedanke einer Monarchie zum Ausdrucke, der mehr an den Absolutismus südlicher Staaten erinnerte. Nichts desto weniger hatte die Strömung momentan wohlthätige Folgen; an die Stelle der Fehden trat wohlthuender Frieden und überall verspürte man die ordnende Hand eines einsichtsvollen, mächtigen und in seiner Art wohlwollenden Königs. So verflossen die ersten zwanzig Jahre seiner Regierung segenvoll für das Land, und die Städte erholten sich von langen Leiden. Aber das Glück blieb nicht lange ungetrübt. Schon nach der Art der Neubevölkerung der Städte war es nicht anders möglich, als daß weitaus die Mehrzahl der Bürger dem calixtinischen Bekenntnisse anhing. In einigen Städten hatte aber auch die deutsche Reformation Eingang gefunden, und während der hohe Adel vorzugsweise katholisch, der niedere überwiegend utraquistisch war, bildeten die Städte die eigentlichen Kernpunkte des letzteren wie des lutherischen Bekenntnisses. Deshalb erkannte nachmals der katholische König, nicht ohne Zuthun und Denunziation des Adels, dessen Rachetag gekommen war, in ihnen die Brutherde der Revolution, wandte sich von ihnen abermals zum Adel und brach nach ihrer vollständigen Besiegung für immer ihre Macht und Selbstständigkeit, die sie mit so vielen Opfern kaum wieder erkämpft hatten. So wurde die Anfangs glückliche Regierung Ferdinands für das Bürgerthum abermals die unglücklichste, besonders als nach dem Schmalkaldischen Kriege in Böhmen mit größerer Strenge zu Werke gegangen werden konnte.

Die Grundlagen der vorigen Selbstregierung und der ganzen Verfassung der Städte wurden total verändert durch die Einsetzung eines „königlichen Richters", der ein königliches Centralorgan bildete, die Stadt repräsentirte, das Gericht leitete und alle Interessen der kgl. Kammer vertrat. Die frühere Verbindung von Leitmeritz mit Magdeburg wurde gebrochen, die Zunftordnungen und Rechte geändert, das Erbrecht der Bürger beschränkt, die Geldbußen der Kammer überantwortet, die Zölle und das Ungelt allgemeinen Vorschriften unterworfen und die Bürger entwaffnet. Somit stand es 1547 mit der Autonomie der Städte in Böhmen, besonders Leitmeritz's schlimmer als je.

Die Verbindung mit Magdeburg war während der ganzen Periode aufrecht erhalten geblieben, obgleich Leitmeritz ganz tschechisch geworden war. Die Belehrungen, die man sich noch immer von dort holte, wurden in das Böhmische übersetzt und bildeten nun Weisthümer für die ganzen Gegenden Nordböhmens, die sich an sächsisches Recht hielten. Es waren durch diese Verbindung die Zunftverhältnisse und überhaupt das bürgerliche Leben erhalten worden — ein für die damaligen unruhigen Zeiten kostbares Gut, das trotz aller Einengung und Beschränkung des Individuums doch

noch einen leidlichen Zustand der Entwicklung in sich schloß. In dem Artikel „Stadt und Bürger“ schildert uns Lippert mit kräftiger Hand die ganze damalige Zeit mit trefflicher Lebendigkeit und großem plastischen Geschicke. Er führt uns von Haus zu Haus, von Zunft zu Zunft, und läßt uns in die Sitten und Gewohnheiten, in das Leben und Treiben der damaligen Bürgerschaft einen genauen, tiefen Einblick thun. Er schließt diesen Abschnitt mit den bedeutungsvollen Worten: „Von der alten, autonomen Bürgergemeinde scheiden wir nun auf immer. Schritt für Schritt wird ihre Freiheit beengt, aber auch in gleicher Weise ihre Blüthe geknickt. Was wir in unsern Tagen wieder erstehen sehen, ist die Frucht des Samens, der vor Jahrhunderten in die Erde gelegt wurde, der seither seine Wurzeln in das gesammte Erdreich sandte, um nicht wieder, wie damals, nur in einem einzelnen Halme aufzuschießen. Unsere bürgerliche Autonomie ist kein Kind des Privilegiums mehr, sie entstammt nur den allgemeinen zur Geltung gelangten Rechtsideen.“ So großartig festgegliedert, so opferwillig und an der Ehre der Stadt hängend auch das Bürgerthum von damals war, und so sehr wir den strammen Geist, in dem es sich freudig entwickelte, bewundern und anstaunen müssen, so würde doch heute Niemand sich nach einem solchen, in allen größeren und edleren Beziehungen engherzigen und unverständigen Bürgerstande zurücksehnen. „Wir brauchen es nicht zu bedauern, wenn sich jenes Bürgerthum zu Grabe legte, nachdem es seine historische Mission erfüllt hatte, die kulturgeschichtliche Idee desselben ist nicht verloren gegangen.“

Neues Lausitzisches Magazin. Im Auftrage der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegeben von Professor Dr. E. E. Struve, Sekretär der Gesellschaft. 48. B. 1. Heft. Görlitz 1871.

Reinhard Zöllner liefert uns in diesem Hefte einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes. Von der Ansicht ausgehend, daß für die Geschichte des deutschen Kirchenliedes insbesondere des 16. Jahrhundertes nur dann etwas Ersprießliches geleistet werden könne, wenn die Frage beantwortet wird, auf welche Weise und wann in den einzelnen Ländern das protestantische Kirchenlied in d Kirchen Eingang fand, und der aus den Zeit des Katholicismus ererbte lateinische Kirche gesang sich zu einem deutschen entwickelte, h der Verfasser die historische Entwicklung „d deutschen Kirchenliedes in der Oberlausitz v der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jah hunderts“ eingehend behandelt, die Lebensschi sale der Dichter, je nach der Größe des Ei flusses, den sie auf die Dichtungen ausgeü haben, ausführlich oder nur kurz erzählt, u alle diejenigen Dichter geistlicher Lieder von d Behandlung ausgeschlossen, die nur einen g ringen Theil ihres Lebens in der Oberlaus zugebracht haben. Nebst den Dichtern hat auch den Komponisten wegen der innigen Ve bindung des Liedes und der Melodie die g bührende Beachtung geschenkt. Die vorliegen Arbeit verdient wegen ihrer Gründlichkeit u sorgfältigen Quellenbenützung von allen Freu den der Literatur gelesen zu werden.

Der Aufsatz zerfällt in 4 Abschnitte: 1. d deutsche Kirchenlied der Katholiken; 2. d deutsche lutherische Kirchenlied der Oberlaus bis 1624; 3. das deutsche Kirchenlied der Obe lausitz v. 1624 bis zur Einführung der G meindegesangbücher und 4. das Kirchenlied d Pietisten und der Brüdergemeinde.

I.

Da die Oberlausitz bis zum Beginn d 17. Jahrhunderts nur einen sehr geringen A theil an der Entwicklung der deutschen Liter tur genommen hat, findet es der Verfasser leic erklärlich, daß hier auch das Kirchenlied nic in eigenthümlicher Weise gepflegt und weiterg bildet wurde, sondern bis zum Auftreten Zi zendorfs von äußeren Einflüssen abhängig wa

Von einem deutschen Kirchengesange in d Oberlausitz vor der Reformation kann der Ver fasser aus Urkunden und Chroniken keine B lege liefern, doch nimmt er an, daß hier w an andern Orten sich die religiöse Stimmun häufig sowohl in der Kirche, als auch außer halb derselben in deutschen Liedern ausgedrüc habe. Die deutschen Glockeninschriften, die e als Bruchstücke alter katholischer Lieder ansieht die Gesänge der Geißler und die religiös Bewegung des 15. Jahrhunderts geben ihr Veranlassung zu dieser Annahme.

Als Reformator des katholischen Kirchenge sanges zur Zeit der Reformation bezeichnet e

ohann Leisentritt, den Domdechant von Budissin. „Als nämlich der letzte Bischof von Meißen zum Lutherthume übergetreten war, ste sich das Verhältniß der Oberlausitz zum eißnischen Domkapitel und der Dechant zu Budissin erhielt volle bischöfliche Gewalt mit em Titel administrator in spiritualibus per tramque Lusatiam. Dieses überaus wichtige mt erhielt Johann Leisentritt, welcher zu Olnütz am 18. April 1520 geboren, in seiner Vaterstadt und in Krakau herangebildet und ach Vollendung der Universitätsstudien als ofmeister der kaiserlichen Edelknaben nach Wien gekommen war. Sein durch den Verkehr m Hofe erlangtes mildes Urtheil über die utsche Kirchenspaltung und die Kenntniß der öhmischen und polnischen Sprache machten n für diesen Posten ganz geeignet. Als er sah, ß der deutsche Gottesdienst der Lutheraner i die Katholiken einen besonderen Eindruck achte, verfaßte er in der Absicht, den schwanden Boden der katholischen Kirche durch Geltendmachung der deutschen Sprache im Kultus befestigen, 1567 ein Gesangbuch, welches das weite ist, das die Katholiken aufzuweisen haen. Es besteht aus 2 Theilen, von denen der ste dem Kaiser Max, der zweite dem Abte althasar zu Ossegh gewidmet ist. Den Zweck s Buches spricht Leisentritt in der Vorrede ar aus."

Der Verfasser sucht nun durch eine sorgfälge und aufmerksame Vergleichung der Gesänge e Quellen dieses Gesangbuches zu ermitteln id gelangt zu folgendem Resultate:

Einige Gesänge stammen von Christoph echyrus, gewöhnlich Schweher genannt, dem erausgeber eines 1581 in Prag erschienenen utschen Gesang- und Gebetbuches; vorzüglich er wurde ein neues Gesangbüchlein Leipzig 37 von Michael Vehe, der Probst der Stiftsche zu Halle und ein eifriger Gegner der utherischen Kirche war, benutzt. Von Luthers edern ist vollständig und wörtlich aufgenomen der Hymnus: A solis ortu, verdeutscht: hristum wir sollen loben schon; andere luthesche Lieder haben Verkürzungen und Veränrungen erfahren oder der Inhalt derselben urde katholisirt. Die meisten akatholischen eder hat jedoch Leisentritt dem Gesangbuche s schlesischen Schwenkfelder's Valentin Triller, arrers zu Pantenau, entlehnt, weil ihm bei r Redaction seines Gesangbuches wahrscheinh keine genügende Anzahl rein katholischer deutscher Lieder zu Gebote stand und Triller's geistliche Dichtungen keinen scharf ausgeprägten protestantischen Charakter hatten. —

Bei dieser großen Menge akatholischer Lieder findet der Verfasser die Beschuldigung des Budissiner Domkapitels, Leisentritt habe in seinem Gesangbuche den Boden der katholischen Kirche verlassen und sich dem Lutherthume genähert, nicht unbegründet.

Trotzdem war bald eine neue Auflage nöthig, welche unter dem Titel der ersten Ausgabe erschien. In dieser war jedoch kein einziger von den akatholischen Gesängen weggelassen, sondern unter den hinzugekommenen Liedern noch eines: „Der Herr und Gott von Ewigkeit" v. Valentin Triller aufgenommen. Für die Orthodoxie dieser Lieder mußte ein die Liedersammlung eröffnendes lateinisches Gedicht, welches von Heinrich Kibisch, Syndikus des Domkapitels zu Budissin, verfaßt und ins Deutsche übersetzt war, Zeugniß ablegen. Der 2. Theil erschien 1584 in dritter Auflage. Viele Lieder sind hinzugekommen, 7 der 1. Auflage weggelassen.

Von den 222 deutschen Liedern, deren Quellen der Verfasser nachzuweisen sich bemühte, bleibt immer noch eine beträchtliche Zahl übrig, welche Leisentritt wahrscheinlich von unbekannter Seite zur Veröffentlichung erhalten hat. Der Verfasser schließt den 1. Abschnitt mit folgenden Worten: „Obgleich Leisentritt's Plan, für die katholische Kirche einen deutschen Gemeindegesang zu schaffen, wenigstens innerhalb der Oberlausitz gescheitert war, so hatte der Herausgeber doch die Genugthuung, daß für die noch im 16. Jahrhunderte gedruckten deutschen katholischen Gesangsbücher das seinige eine fleißig benutzte Quelle gewesen ist."

II.

Der Verfasser zeigt, wie durch das Eindringen und die weitere Verbreitung der Reformation die lutherischen Lieder bald Gemeingut des Volkes wurden, und in den bedeutenden Städten der Oberlausitz selbst Geistliche auftraten, welche durch den Kirchengesang der Reformatoren angeregt den Glaubenslehren der lutherischen Kirche dichterischen Ausdruck verliehen.

In den ersten Zeiten der protestantischen Kirche war der Chor der hauptsächlichste Träger des Kirchengesanges und der größte Theil der Gesangbücher des 16. und 17. Jahrhun-

dertes war für den Chor berechnet; nur die bekannten alten Lieder sang die Gemeinde, welche sich die Kenntniß einzelner Lieder entweder schon in der Schule oder durch die besonders von Wittenberg oder Nürnberg ausgegangenen Einzeldrucke erworben hatte, mit dem Chore.

Die beiden ältesten lausitzer Kirchenliederdichter, die böhmischen Brüder Lucas Libanus aus Löbau und Martinus Cornelius aus Zittau, folgten, obgleich berührt von dem Geiste des protestantischen Kirchenliedes, der Bahn des alten böhmischen Brüdergesanges. Wenige Jahre später traten in der Oberlausitz 3 Geistliche: Sigismund Schwob, der sich gewöhnlich Suevus schrieb, Martin Moller und Martin Behemb auf, welche sich durch ihre Lieder einen nicht unrühmlichen Platz in der Geschichte des protestantischen Kirchenliedes gesichert haben. Die 6 Städte der Oberlausitz waren jedoch nicht gleich reich an Kirchenliederdichtern. Während Görlitz und Löbau in Suevus, Moller und Behemb derlei Poeten hervorragenden Ranges besaßen, hatte Budissin keinen einzigen bedeutenden Kirchenliederdichter aufzuweisen und gerade damals zeichnete sich Zittau vor allen durch den Kirchengesang aus. Hier hat eine ansehnliche Zahl von Kantoren und Organisten sich in der Geschichte der Musik durch ihre Kompositionen für den kirchlichen Gesang einen ehrenwerthen Namen erworben und Schüler gebildet, welche sich auch im Auslande durch ihre Kunst Ansehen und einflußreiche Stellungen erworben haben.

Der hervorragendste unter den Zittauer Kantoren des 16. Jahrhundertes war Christoph Demantius, 1567 zu Reichenberg geboren.

Die von Jahr zu Jahr größer werdende Anzahl geistlicher Lieder, welche in der Kirche Verwendung fanden, erforderte bald auch in der Oberlausitz Liedersammlungen, aus denen in Schule und Haus Kinder und Erwachsene die neuen Gesänge erlernen könnten. Das älteste oberlausitzische Gesangbuch ist die „Haus-Kirchen-Kantorei."

III.

In diesem Theile lernen wir den Einfluß des 30jährigen Krieges auf die deutsche Literatur und die Entwicklung des Kirchenliedes in der Oberlausitz insbesondere kennen.

„Die neuen metrischen Gesetze, welche Opitz von Frankreich nach Deutschland verpflanzt und in seinen Gedichten auf bewunderungswürdig Art angewendet hatte, kamen nun auch bei Kirchenliede zur Geltung und gaben diese metrischen Bau und regelmäßigen Reim. D ungefügen Formen des 16. Jahrhunderts schwa den mit der Sylbenzählung; mit der glatter Sprache kamen auch glattere Gedanken auf u die Gelehrsamkeit mußte nur zu oft die En pfindungen ersetzen. Die Oberlausitz, welche i 16. Jahrhunderte den Anregungen gefolgt wo welche von Wittenberg ausgingen, und da was sie in literarischer Hinsicht von Schles empfangen, nur aufgenommen hatte, ohne nachzuahmen, gab sich jetzt den Einflüssen d ersten schlesischen Dichterschule vollständig hi

Auch der Kreis der deutschen Schriftstell vergrößerte sich. Während das Kirchenlied v dem 30jährigen Kriege nur von Theologen b handelt wurde, fand es seit der Zeit, wo Op das Gesetz aufgestellt hatte, daß der Dicht neben seinen poetischen Anlagen auch noch ei ausgebreitete Kenntniß der griechischen und l teinischen Literatur besitzen müsse, auch i Schulmännern mit Vorliebe große Pflege"

Der Verfasser zählt nun die bedeutendst Kirchenliederdichter und Komponisten der Städte in der Oberlausitz auf, charakterisirt il Produkte in eingehender Weise, und gede schließlich noch des Einflußes, den die re Theilnahme der Geistlichkeit am Kirchenli auch auf die Landstädte und Dörfer ausüb

IV.

In Folge der Gegenreformation hat viele Böhmen sowohl čechischer als deutsch Nationalität ihre Heimat verlassen und s nach der benachbarten Oberlausitz gewend Dieser Zuzug böhmischer Exulanten daue das 17. Jahrhundert hindurch und steigerte im 3. Jahrzehent des 18. J. Hiezu kamen mährischen Brüder, die sich ebenfalls den D drückungen in der Heimat entzogen und in Oberlausitz niederließen.

Während der eine Theil dieser Exulan keine Sonderstellung innerhalb der lutherisch Kirche beanspruchte, sondern sich an die lut rische Orthodoxie anschloß, trat ein ande Theil, namentlich die selbstständigen Gemein der böhmischen und mährischen Brüder in e nähere Beziehung zu den Anhängern des r Halle aus verbreiteten Pietismus. Zu i Geistlichen, welche im Gegensatze zur Ort

doxie auf praktische Frömmigkeit und auf ein einfaches biblisches Christenthum drangen, und sich in diesem Zweige der Poesie versuchten, gehörte Johann Menzer aus Jahmen, Johann Andreas Rothe aus Lissa bei Görlitz und Johann Christoph Schwedler aus Krebsdorf. Dieser Richtung schloß sich auch Henriette Katharina von Gersdorf und ihr Enkel Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, der Gründer der evangelischen Brüdergemeinde, an.

Von diesem Hallischen Einfluße löste sich jedoch die in Speners Sinne gebildete ecclesiola los, als in Folge der Berührung mit den in Schlesien verfolgten Schwenkfeldern und der Bekanntschaft mit den Schriften des Angelus Silesius der Mysticismus auf die Herrnhuter und ihr Haupt einwirkte. Dies offenbart eine Vergleichung des im Jahre 1725 zu Leipzig unter dem Titel: „Sammlung geistlicher und lieblicher Lieder" erschienenen Gesangbuches mit dem 1731 erschienenen Mrachischen. Während Zinzendorf das erste nicht blos für die Berthelsdorfer Gemeinde, sondern für die Anhänger Spener's im Allgemeinen bestimmte, suchte er im zweiten durch die Aufnahme der erträglichsten mystischen Lieder auch die Schwärmer in Herrnhut und der Wetterau zu gewinnen. Diese Liedersammlung zog der jungen Gemeinde viele Anfeindungen von Seite der strenggläubigen Lutheraner zu, weil sie als Ausdruck des Glaubensbekenntnisses der Brüdergemeinde angesehen wurde; deshalb entschloß sich der Graf zu einer Revision, in welcher er die anstößigen Lieder wegließ. Es erschien 1735 unter dem Titel: Das Gesangbuch der Gemeinde in Herrnhut, und enthält 991 Lieder, 425 weniger als das vom Jahre 1731. Viele Gesänge, welche von den lutherischen Theologen angegriffen worden waren, sind nicht wieder aufgenommen, andere verändert worden. Trotzdem fand man in dem Gesangbuche und seinen übrigen Schriften genügenden Stoff, ihn als staatsgefährlichen Ketzer hinzustellen, und Zinzendorf erhielt den Auftrag, die sächsischen Lande gänzlich zu meiden. — Referent unterläßt es, nach dem Vorgange des Verfassers die fernere literarische Thätigkeit Zinzendorfs und anderer Glieder der Brüdergemeinde anzudeuten, und den Zusammenhang der Herrnhutischen Kirchenlieder mit ihrem religiösen Leben zu erklären; nur dies sei noch erwähnt, daß Zinzendorf's Dichtungen einzig auf die eigenthümlichen Verhältnisse seiner Gemeinde berechnet waren, und er somit als Dichter der Brüdergemeinde bezeichnet werden kann. In dem Jahrhundert nach Zinzendorfs Tode hat die Oberlausitz auf dem Gebiete des Kirchenliedes nichts Hervorragendes mehr geleistet. Die Lust am Dichten nahm außerordentlich ab, und die Gesangbücher büßten dadurch, daß eine Menge Lieder von oberlausitzischen Verfassern nicht aufgenommen oder die gleichzeitigen Dichter dieses Landestheils nicht berücksichtigt wurden, ihren provinziellen Charakter ein.

Im Anhange sind einige Kirchenlieder, die von oberlausitzischen Dichtern stammen, abgedruckt.

A. Bl.

Jordan Kajetan Markus' „Geschichte Oesterreich-Ungarns für Schule und Haus." Wien, Sallmayer und Compagnie 1871.

Allgemein bekannt und leider nur zu wahr ist die Thatsache, daß wir trotz der guten Anzahl österreichischer historischer Schriftsteller noch immer einer echten Schulgeschichte des Kaiserstaates entbehren, die allen billigen Anforderungen, die man an eine solche zu stellen berechtigt ist, entsprechen würde. Die Einen stellen die Sache eben zu diplomatisch, zu knapp dar, und versperren sich so die Möglichkeit des wahren Webens und Lebens in der Schule; die anderen wollen wieder möglichst populär sein und treten unverdroßen die breite Heerstrasse, die vor ihnen schon hundert andere und vielleicht mit besserer Berechtigung gewandelt sind, nochmals breit. Letztere bringen dann regelmäßig all die schönen moralischen Erzählungen, die schon die Spatzen auf den Dächern pfeifen, mit Vorliebe in unerquicklicher Breite wieder; von einer geistigen Beherrschung des Gegenstandes und einer geistvollen Darstellung desselben, die allein begeistern und entzücken kann, ist eben so regelmäßig keine Spur zu finden. Freilich ist die Geschichte Oesterreichs, einer aus so mannigfaltigen Stämmen zusammengesetzter Monarchie, nicht so leicht zu schreiben, wie die eines nationalen Einheitsstaates, wo Eine Idee das ganze Volk durchzittert und in tausend und aber tausend Herzen wiederklingt. In solchen Staaten sinkt die Frage der alten Zusammengehörigkeit und des historischen Verbandes in den Hintergrund, und die rosigen Hoffnungen der Zukunft beschäftigen dort die Gegenwart mehr als das ernste Studium der grauen Vergangenheit. An-

ders in Oesterreich, wo alte vergilbte Pergamentblätter nach Jahrhunderte langem Tode plötzlich wieder frisch und grünend sich entwickeln sollen am Körper staatlicher Gestaltung. Daß der Verfasser trotz der obwaltenden Schwierigkeiten es dennoch versucht, Licht und Schatten unter die einzelnen Völkerstämme Oesterreichs zu vertheilen, mögen wir ihm zum Verdienste anrechnen, aber eine einheitliche, pragmatische Geschichte des Kaiserstaates hat auch er nicht geliefert; was er bringt, bleibt doch nur eine Reihe mehr oder weniger streng aneinandergefügter Geschichtsbilder. Der Herr Verfasser scheint nach dem, was wir von ihm kennen und was auch das vorliegende Werk in manchen Punkten zeigt, Befähigung genug zu haben, etwas Tüchtiges zu leisten, aber in der „Geschichte Oesterreich-Ungarns" hat er einen entschiedenen Mißgriff gethan. Unser Rezensentengewissen verpflichtet uns natürlich zu einer getreuen Motivirung unseres harten Urtheils.

Vor allem anderen hat der Verfasser nicht die richtigen Quellen benützt. Vor Jahren erschien unter der Aegide des Freiherrn A. von Helfert eine sogenannte „österreichische Geschichte für das Volk." Eine Anzahl älterer und jüngerer Historiker wurde gewonnen und jeder derselben behandelte für sich eine Periode der Geschichte Oesterreichs oder eines der österreichischen Länder. Daß bei dieser von echt föderalistischer Grundlage ausgehenden Art österreichischer Geschichtschreibung eine Einheit weder der Idee, noch der Behandlung erzielt werden konnte, liegt auf der Hand. Dazu erheben sich auch die einzelnen Bände, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, nicht über das Niveau anständiger Mittelmäßigkeit. Leider hat unser Verfasser diese Quellen seinem Buche mit Vorliebe zu Grunde gelegt und dadurch eine heillose Verwirrung angerichtet. Der einheitliche Faden fehlt, weil ihn auch die Quellen nicht besitzen, und so kommt es, daß wir uns bald unter Tschechen, bald unter Ungarn, bald wieder in Niederösterreich herumtummeln und zu keinem wahren Genusse, weil zu keiner Ruhe kommen. So sehen wir uns beispielsweise auf Seite 122, nachdem die Geschichte Oesterreichs bereits bis zum XIII. Jahrhunderte vorgeschritten, plötzlich wieder in die Urzeit Böhmens zurückgeworfen, einfach weil wir da vor dem Tode Přemysl Ottokars II. stehen. An einer ganz unpassenden Stelle, wo doch jeder denkende und fühlende Mensch einen gewissen Grad des Mitleids mit dem wackeren Böhmenkönige empfinden soll, müssen wir di ganze Greuelgeschichte des přemyslidischen Hause mit in den Kauf nehmen. Aehnlich ergeht es uns im Reformationszeitalter, wo der erste Türkenbelagerung Wiens vor der Reformation Luthers erwähnt wird, und in noch manche anderen Periode. Ueber die so wichtige Privilegiumsfrage gleitet der Verfasser begreiflicherweise gleich seinen Quellen mit wenigen harmlosen Worten hinüber. Wir können dem Herrn Verfasser nur das bei der Benützung seiner Quellen nachrühmen, daß er sich vor den ultramontanen Fußangeln, die ihm darin hie und da gelegt waren, so ziemlich gehütet hat, aber die Art und Weise der Quellenbenützung müssen wir wieder entschieden tadeln. So hat der Herr Verfasser pag. 191 die Geschichte Karls IV. mit geringen Auslassungen ganz wörtlich aus dem 5. Bande der erwähnten „Oesterreichischen Geschichte für das Volk" und zwar aus Dr. C. Höflers „Die Zeit der luxemburgischen Kaiser" und zwar pag. 40 ff. entnommen. Der Name Höflers erscheint nicht unter den betreffenden Abschnitt gesetzt, und für ein Produkt seiner Forschung kann doch der Herr Verfasser die dort geschriebenen Worte nicht ausgeben wollen. Ein solches Vorgehen heißt eben nicht mehr kompiliren, sondern verdient eine andere Bezeichnung. Nach dem Gesagten könnten wir das Buch allenfalls als eine Art historisches Lesebuch gelten lassen, eine „Geschichte Oesterreich-Ungarns" repräsentirt es nicht. Für diese unsere Auffassung sprechen auch die zahlreichen dem Werke eingestreuten historischen Dichtungen moderner Poeten, so Collin, Caroline Pichler, J. Kerner, Simrock, Anastasius Grün, Vogel, Frankl u. a., von denen ein historisches Werk frei sein soll. Solcher „architektonischer Zierde" bedarf die Geschichte nicht, sie gehört in eine poetische Anthologie.

Ueberhaupt zeigt der Herr Verfasser in seinem Buche eine bedauernswerthe, allzuflüchtige Produktion. Einer solchen mag das unliebsame Versehen pag. 300 zuzuschreiben sein, wo in allem Ernste mitgetheilt wird: „Als in den bedrängten Zeiten des dreißigjährigen Krieges seine kleine Besoldung ihm nicht ausbezahlt wurde, ging Tycho de Brahe wieder als Professor der Mathematik nach Linz, dann nach Ulm, Rostok. In Armuth starb er, wie er gelebt." Offenbar ist hier Johannes Kepler gemeint. Wer aber eben dem Hause und der Schule eine „Geschichte" in die Hand geben will, muß

sehr vorsichtig sein, um derartige Errata zu vermeiden, denn das Buch ist oft geradezu das Evangelium des Lesenden. Entschieden falsch ist es auch, wenn der Herr Verfasser pag. 215 den ertränkten hl. Johannes den Generalvikar Domherrn Johann Hasil von Pomuk nennt. Wir wissen heute ganz bestimmt, daß der ertränkte Generalvikar nicht Johann Hasil genannt wurde. — Seite 320 heißt es: „Wallenstein wurde im Hause des Bürgermeisters Bachschübel in Eger ermordet; offenbar ist das Bachhelbelsche Haus in Eger gemeint. Ein Bachhelbel war übrigens zur Zeit der Wallensteinschen Katastrophe gar nicht Bürgermeister in Eger.

Auch der Styl trägt die unverkennbaren Spuren flüchtiger Arbeit. So heißt es pag. 300: „Fürst von Dalberg ließ ihm in Regensburg 1808 durch Subskription ein Monument setzen, pag. 318 ein Heer von dritthalbtausend Schweden, pag. 320 Kinsky, pag. 321 Kinzky, pag. 285 einige Jahre darauf zersiel Martinuzzi mit der Witwe Isabella" u. s. f.

Wir rathen dem Herrn Verfasser noch gründliche Studien besserer Quellen als der von ihm benützten an und empfehlen ihm noch manche strenge Selbstprüfung. Eine Schulgeschichte Oesterreichs wird eben nicht in wenigen Wochen geschrieben, sie erfordert Jahre lange Arbeiten oft sauerster Natur. Mag sich der Herr Verfasser unsere Worte zu Gemüthe führen; ein „starker Baum fällt nicht mit einem Schlag" und eine zweite Auflage kann bei glücklicher Umarbeitung manches gut machen, was die erste verschuldet! J. E. F.

Tschechische Gänge. Böhmische Wanderungen und Studien von Dr. Richard Andree. Bielefeld und Leipzig 1872.

Es ist in jedem Kampfe eine angenehme Sache, wenn man weiß, daß man Jemanden zur Seite hat, der den Kampf zu würdigen versteht und wohl auch im richtigen Momente selbst mit eingreift und den Sieg erleichtert. Von diesem Standpunkte aus muß Richard Andree's Buch betrachtet werden. Es ist mit der ganz bestimmten Tendenz geschrieben, das deutsche Volk aufzuklären über die Bedeutung des Kampfes, den wir nun schon seit Jahren für unsere sprachliche und nationale Selbständigkeit zu führen gezwungen sind. „Wer", sagt der Verfasser selbst, „längere Zeit in Böhmen gelebt und versucht hat, mit Land und Leuten sich vertraut zu machen, der wird sich gestehen müssen, daß wir Deutschen keine bittereren, unversöhnlicheren Feinde besitzen als die Tschechen, deren Treiben sich nicht etwa gegen die Deutschösterreicher allein richtet, sondern gegen das ganze deutsche Volk; die heute den Franzosen ein Memorandum vorlegen, in welchem der Plan zur besten Zertrümmerung Preußens erörtert wird; morgen, wenn die österreichische Idee unter ihnen in Mißkredit kommt, an eine Umwandlung Böhmens in ein russisches Bollwerk denken. Beiträge zur Kenntniß jenes Feindes zu liefern, der als vorgeschobener Ast des Slaventhums mitten unter uns sitzt; die Kämpfe, welche das Deutschthum in Böhmen besteht, zu schildern und diesem unter den Deutschen des Reiches neue Freunde zu werben, ist der Zweck meiner Schrift." Wir hoffen und erwarten, daß dieser Zweck erreicht werden wird, Richard Andrees Buch ist auch darnach angethan. Der Verfasser hat Jahre lang in Böhmen gelebt, er kennt die Verhältnisse hier aus eigener Anschauung, und verfolgt mit derselben Aufmerksamkeit sowohl die Stellung der politischen Parteien, wie die literarischen Bestrebungen der Deutschen in Böhmen; rechnen wir dazu noch, daß er auch über eine ebenso klare und anziehende, wie, wo es sich um Polemik handelt, scharf zugespitzte Darstellungsgabe verfügt, so haben wir eine Anzahl von Vorzügen aufgezählt, die ihn in ganz ausgezeichnetem Grade befähigten, die deutsch-böhmische Angelegenheit in gründlichster Weise vor das Forum des deutschen Volkes zu bringen. Für ihn lag kein Grund vor, die Dinge zu beschönigen oder zu verschweigen, er nennt das Ding beim rechten Namen und versetzt den Leser unmittelbar in die Mitte des Streites. Da findet sich kein Idealisiren und Romantisiren des Tschechenvolkes und seiner Bestrebungen in Vergangenheit und Gegenwart, wie allenfalls in G. Kühnes Büchlein: Prag, böhmisch-deutsch und tschechisch; die Romantik bleibt bei Seite liegen, dafür wird die nackte Wahrheit geboten. Das Buch zeigt, daß der Verfasser neben der Verwerthung seiner eigenen Beobachtungen auch eingehende literarische Vorstudien gemacht habe; insbesondere scheinen Ludwig Schlesingers „Geschichte von Böhmen", so wie die Mittheilungen des deutsch-historischen Vereins eingehend benützt. Möge Andrees Buch dem Verein neue Freunde gewinnen! Als ganz

besonders gelungen möchten wir die Kapitel bezeichnen: „Beraun und Karlstein", „Slavische Annektirungen", „Der Adel und seine Herrschaften", dann die wahrhaft köstlichen Schilderungen „Die Unsicherheit und die fahrende Leute in Böhmen", „Nationale Kleinstädter" und „Tschechische Dörfer und Bauern"; eine treffliche, vom kulturgeschichtlichen wie politischen Standpunkte aus höchst interessante Studie liefert auch das Kapitel „Juden und Tschechen." Wir können natürlich Richard Andrees Buch allen unsern Lesern nur angelegentlichst empfehlen. Die Ausstattung des Buches ist eine recht würdige, Druck und Papier gut. Zum Schlusse haben wir nur noch einige kleine Winke am Herzen, die Herr Richard Andree wohl bei einer zweiten Auflage, die wir dem Verfasser und Verleger baldigst wünschen, berücksichtigen wird. Seite 27 meint der Verfasser: „Der leider zu früh verstorbene Historiker Anton Kohl aus Schlaggenwald war es, der den ersten Impuls (zur Gründung des deutsch-historischen Vereins) gab und sich um die Gründung des Vereins bedeutende Verdienste sammelte." Die Ehre' die Idee der Gründung des Vereins gefaßt und auch ausgeführt zu haben, gebührt den H. Dr. L. Schlesinger, A. Wiechovsky und K. Pickert. Seite 64: „in den deutschen Gegend, scheint das Spiel (das Spatschekschlagen) nicht bekannt zu sein." Das edle Spiel wird auch von den deutschen Knaben fleißig geübt; Referent, in einer ganz deutschen Gegenden geboren und erzogen, hat sich in seiner Jugend namentlich alljährlich in der schönen Lenzeszeit damit eingehend beschäftigt. Seite 171 „Allmonatlich wenn in Prag die Ziehung stattfindet", Prag hat alle vierzehn Tage eine Lottoziehung. Seite 247 „Die deutschböhmische Hausfrau kennt keinen Meerretig, sondern Schmetten," ist offenbar „sondern Kren, keine Sahne" im Druck ausgefallen. Zu verbessern wären auch Seite 55 die Ortsnamen Pitschau in Pischtian, Walsch in Waltsch. J. E. F.

Johann Veselý: Erinnerung an das Archiv zu Wittingau. Prag, 1871. Selbstverlag, 31 S.

Der Verfasser, welcher schon früher die historische Literatur unseres Vaterlandes mit einer in tschechischer Sprache geschriebenen und sonst etwas ungenießbaren Monographie über Choustník (Dějiny hradu a panství Choustníka, v Praze, 1870) vermehren zu müssen geglaubt hat, will nun mit dem angezeigten Schriftchen „an die Großartigkeit des häufig besuchten Wittingauer Archivs erinnern, dann zugleich den Sinn für den eigentlichen Werth der Akten in verdienter Weise wecken und mehren." Referent ist dagegen der gewiß berechtigten Meinung, daß damit weder der eine, noch der andere dieser löblichen Zwecke erreicht werden wird. Denn um erstens eine wirkliche „Erinnerung" an das bedeutendste Privatarchiv Böhmens zu bilden, müßte das Büchlein in anziehenderer Form das Werden jenes Archives, sowie dessen gegenwärtigen Zustand und Bedeutung für die Landesgeschichte zur Anschauung bringen, als es in der That geschehen ist. Nicht genug, daß der Verfasser mit den Gesetzen der deutschen Formenlehre und Wortfügung auf sehr gespanntem Fuße lebt, schlägt er auch den Gesetzen der Logik gelegentlich ein Schnippchen und gefällt sich dazu in absonderlich klingenden Wortbildungen. So läßt er z. B. den bekannten Rosenbergischen Archivar W. Březan „viele genealogischen und historischen Skizzen" verfassen (S. 7) oder es bleiben ihm „manche interessanten und wichtigen Ereignisse" der alten Zeit unbekannt (S. 8). Ein Beispiel merkwürdiger Satzfügung dagegen in der zweiten Alinea auf S. 12. Ueberhaupt strotzt das Schriftchen von Tschechismen und so darf auch eine Tautologie wie „in einer argen Unordnung durch einander gemengt" (S. 5) nicht in Verwunderung setzen. Nach des Verfassers Ansicht sind „Schriftstücke von ganz leerem Inhalt" (S. 8) keine Unmöglichkeit, versteht derselbe ein „jedes (Akten-) Stück planmäßig zu arrangiren" (S. 5) oder sollen gebildete Leute ihre Familienurkunden nicht aufbewahren, sondern „aufheben" (S. 9) und die „Großgrundbesitzer" ihre Schriften oder Familienakten entweder „systematisch" oder gar „gründlich einrichten" lassen (S. 9). Ein „abgeschlossener Friedensschluß" (S. 10) und ein „dekretirter Synodalbeschluß" (S. 13) bilden übrigens würdige Seitenstücke zu den „Primogenitur-Fürsten" (S. 3) oder zu den bureaukratischen Wortbildungen: archivdienstlich, Archivselaborat, Planentwurf und dgl. m. Man wird zugeben, daß eine Schrift, welche in solchem Glanze auftritt, nicht geeignet ist, den Respekt vor dem „eigentlichen Werth" der Akten zu mehren. Die wahrhaft schülerhaften Belehrun-

gen dann über den „allgemeinen Begriff vom Archive“, die „Einrichtung der Archive im Allgemeinen“ und den „praktischen Nutzen der Archive“ werden den verstockten Archivsspötter gewiß nicht bekehren und ist so etwas auch wohl ganz und gar unnöthig. Denn Ref. ist der Meinung, daß für einsichtsvolle Leute der Werth der Archive ohnehin zu Tage liegt, und solche, welchen es an Einsicht gebricht, auch nicht durch dicke Bände eines Besseren belehrt werden können. Sonst hätte Ref. etwa noch zu bemerken, daß Anmerkung 4 auf S. 10 sehr gerechte Zweifel an der paläographischen Wissenschaft des Verfassers erweckt; werden ja die bekannten Siglen S. PA. und S. PE. auf den Bullen päpstlicher Urkunden von ihm nicht einfach in „Sanctus Paulus, Sanctus Petrus“, sondern mit gewaltsamem Widersinne in „S. Petrus apostolus, S. Paulus episcopus“ aufgelöst. Aber der Verfasser hat nun einmal seine aparten Anschauungen und so servirt er den sich „darum Interessirenden“ ein Stück Urkunde Wenzels IV. aus dem Jahre 1382 frischweg als „etwas Altdeutsches“! Gegen den Weihrauch, welchen der Verfasser als guter tschechischer Patriot den Herren Palacky und Gindely streut (S. 9), läßt sich nichts einwenden, wohl aber gegen die Verdeutschungen mit den unter den Strich gestellten tschechischen Texten. Wenn der Verfasser für das Tschechenthum wirklich so eingenommen ist, so hätte er gleich das ganze Schriftchen tschechisch schreiben sollen, und wäre dann unserem ehrlichen Deutsch eine Mißhandlung erspart geblieben, wie eine solche dem Ref. nicht bald noch zu Gesichte gekommen ist.

O. C. A.

Ulrichs von Liechtenstein des Minnesängers Grabmal auf der Frauenburg. Von Leopold Beckh-Widmanstetter, k. k. Oberlieutenant. Separatabdruck aus dem 19. Hefte der „Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark.“ Graz, 1871. Selbstverlag.

Im April des verwichenen Jahres 1871 machte der Pfarrprovisor J. Rigler zu Frauenburg, einer im oberen Murthale gegenüber von Unzmarkt liegenden Oertlichkeit, zufälliger Weise eine Entdeckung, welche sich hintennach als eine in mehrfacher Hinsicht ungemein interessante herausstellte. Ein weißer „Marmelstein“ nämlich von der Figur eines Oblongums, welcher den Bewohnern des Frauenburger Pfarrhauses vielleicht schon durch manches Jahrhundert als Stufe gedient und die besondere Aufmerksamkeit des Herrn Rigler auf sich gelenkt hatte, wurde auf dessen Veranlassung aus seiner bisherigen Lage gebracht und erwies sich bei näherer Untersuchung als echter Römerstein, welcher außer seiner ziemlich gut erhaltenen lateinischen Inschrift (die Inschriftenseite war glücklicher Weise ins Erdreich gebettet) auch eine deutsche nebst einem Wappen und Kreuzesfigur trägt und somit einen Palimpsest seltenster Art repräsentirt. Das Wappen aber und die deutsche Inschrift (HIE. LEIT. VLRICH. DISES. HOVSES. REHTER. ERBE im Charakter der Schrift um 1300) besagen, daß einem Herrn Ulrich von Liechtenstein aus dem steirischen Hause dieses Namens, welcher zugleich Besitzer der jetzt in Ruinen liegenden Frauenburg („dieses Hauses“) gewesen, dieser merkwürdige Grabstein gesetzt worden ist. Man benützte eben einen der vorhandenen römischen Grabsteine, welche im Murthale auch heute noch keineswegs zu den Seltenheiten gehören, und versah ihn mit einer deutschen Inschrift. Diese Umstand allein verleiht schon dem Denkmal einen ganz eigenthümlichen Werth, weil es so vielleicht das älteste seiner Art ist; doch mußte sich der Werth noch mehr erhöhen, sobald nachgewiesen war, daß die Inschrift nur auf den vielberühmten Minnesänger Ulrich von Liechtenstein passen könne. Und dieser Beweis ist von dem Verfasser der angezeigten Schrift nicht blos versucht, sondern auch nach meinem Dafürhalten überzeugend hergestellt worden. Opponirt wurde ohnehin bisher, wie ich gleich bemerken will, nur von einer Seite, nämlich von dem fürstl. Liechtenstein'schen Haus-Historiographen J. Falke und zwar mit nicht beachtenswerthen Einwürfen. Der Verfasser hat alles einschlägige Quellenmaterial nicht allein fleißig gesammelt, sondern auch mit großer Umsicht benützt. Sonst ist die sehr nett gearbeitete Abhandlung mit einer gewissen Wärme geschrieben, ganz entsprechend dem lebhaften Gefühle des Verfassers für den Ruhm seines engeren Vaterlandes und die Werthschätzung der historischen Persönlichkeiten desselben. Uebrigens hat auch die Genealogie der steirischen Liechtensteiner durch den der Abhandlung beigelegten Stammbaum eine wesentliche Bereicherung empfangen und wird die artistische Beilage das Interesse des Epigraphikers wie auch nicht minder das des Sphragi-

stikers in Anspruch nehmen. Die außer dem Grabsteine abgebildeten zwei Siegel des Minnesängers Ulrich haben nämlich die Gestalt von fünfblättrigen Rosen, und Schreiber dieses, welcher alle drei Originale mit eigenen Augen geschaut, bekennt gerne, daß die Abbildungen gut gelungen sind. Schließlich mag noch erwähnt werden, daß Fürst Johann Adolf zu Schwarzenberg als Patron des Frauenburger Gotteshauses für die Erhaltung des interessanten Grabmals geeignete Vorsorge treffen ließ und sich auf S. 4 (4. Zeile von unten) ein unliebsamer Druckfehler Johann Wolff für Johann Adolf eingeschlichen hat. M. P.

Literatur.

Vom Büchertisch der schönen Literatur.

Non multa aber multum ist es, was der heutige Büchertisch unsern Lesern zu bieten vermag. Da ist es zunächst ein frischgrüner „Epheu", der auch in Winterszeit alle Beachtung verdient. So heißt nämlich ein kaum hundert Seiten fassendes Bändchen Gedichte, im Vorjahr zu Graz erschienen. Als eine ganz selbstständige geniale Dichternatur tritt uns die Dichterin Johanna Leitenberger aus ihrer Ephenumrahmung entgegen. Sie ist eine Deutschböhmin und gerne vindiciren wir uns daher ihr schönes Talent. Robert Hamerling — der in allen deutschen Gauen berühmte Poet — schrieb ein Vorwort zur günstigen Aufnahme dieser Gedichte, die sich selbst empfehlen und deren Ertrag den deutschen Kriegern gewidmet war. Sinniges, zartes, tiefinneres Wesen charakterisirt diese Lyrik. Das subjektive Element derselben, das im innern Kerne Durchfühlte prävalirt vor dem objektiven und vor der äußeren Gestaltungskraft. Es ist mehr Empfundenes als äußerlich Erlebtes, was sich darin wiederspiegelt. Selbst die Naturbilder der Leitenbergerschen Muße geben sich nicht wie die Totalreflexe einer bestimmten Anschauung oder Reminiscenz, sondern sie sind ganz eigentlich Resultate einer selbstgeweckten Stimmung, einer eigenthümlichen nach Außen hin abgeschlossenen Gefühlsreflexion. Von einer nach dem Ueberirdischen gerne hinschweifenden Schwärmerei ist das sensitive Wesen dieser Dichterin nicht frei zu sprechen; namentlich das Elfenreich und die Blumengeister spielen eine große Rolle in den Phantasien der Poetin, die sich auch schon sehr glücklich in der Märchenwelt bewegt hat. Als einen Hauptvorzug ihrer Gedichte möchte ich hervorheben, daß sie eben selbsteigene Erfindungen sind.

Neue Betrachtungen, eine ganz eigenartige kleine Sinnenwelt gewährt uns ihre zarte Feder. Dahin rechnen wir z. B. „Die Tauben", „Der Stern", „Waldgesang", welch letzteres Gedicht eine Apotheose den leuchtenden Johanniskäfern als den fliegenden Phantasiesternen des Waldes bringt.

Von zartester Anmuth ist das Gedichtchen: „Die Elfenthräne". — Doch auch einzelne Naturstimmungsbilder finden in der Anschauungsweise dieser echt lyrischen Autorin ihre Berechtigung, z. B. die Gedichte an Mariagrün, dann das prachtvolle Stück, betitelt die Waldkapelle (Seite 41). — Sehr sympathisch berühren auch die dem thatkräftigen Element des praktischen Lebens und Strebens zugewandten Poesien unter der Aufschrift: „Zeit und Volk". Hier sehen wir auch ein Frauenherz mit gewaltigem Pulsschlag für die männlichen Ideale politischer Freiheit schlagen. Es ist kein subversiver Demagogismus, nur ein heiligglühender Geist für liberale politische Entwickelung, was diesen Theil des Bändchens durchweht. In den vermischten Gedichten zieht insbesondere die feine Wahl der historischen Stoffe an.

In formeller Beziehung wäre noch zu erwähnen, daß sich unsere Dichterin meist einfacher Formen bedient, und der Wechsel des Reimschlages meist nur durch Assonanz oder durch reimlose Verse alterirt. Nach dieser Seite hin wird noch eine Vervollkommnung möglich sein, aber wir würden diese nur insofern freudig begrüßen, wenn dadurch dem eigenthümlichen Gedanken- und Gefühlsgange dieser sinnvollen Schriftstellerin kein wesentlicher Abbruch geschähe.

Wir freuen uns von dieser Seite recht bald auf neue Gaben. Die Betheiligung dieser Dame an den Grazer „Frauenblättern", einer sehr aussichtsvollen Unternehmung, wird — so hoffen wir — ihr Gelegenheit geben, auf den Pfaden der Poesie unter immerwährendem Rapport mit einem empfänglichen Publikum stets siegreicher weiter zu schreiten. Der rege Wetteifer mit andern schriftstellerischen Talenten der Frauenwelt kann nur von den besten Früchten begleitet sein, wo sich schon an den prangendsten Blüthen eine solche Fülle offenbart.

Ein zweites Werk auf unserem Büchertische, für das wir die Priorität der Besprechung zunächst geltend machen, sind die bei Schöpfer in Reichenberg erschienenen „Dichtergrüße aus Nordböhmen. Eine literarische Erstlingsgabe, von einem Anonymus gespendet, und doch tritt sie als das Produkt eines hochbegabten Mannes vollendet in die Welt. Lange nicht wurden wir durch so einfache, wahre Herzenslaute und durch so wohllautende und geschliffene Form angemuthet, als es bei dieser Sammlung der Fall ist, deren Werth in der inneren Wahrheit und in dem Kunstgemäßen der Form beruht. In seltener Art behandelt der Verfasser die in deutscher Sprache so schwierig zu handhabende Sonetten-Form. Wir möchten ihn nicht zu den eleganten Künstlern in dieser Form zählen, bei denen der Gedankeninhalt in dem Spielenden und Reizenden der äußeren Gestaltung förmlich aufgeht, sondern zu jener seltenen Gilde von Sonettendichtern, die mit ausgeprägtem Gedankengehalt und bei vollkommener Beherrschung des Ausdruckes in das zartverschlungene Gebilde dieses südlichen Schemas sogar das Erhabene, das Würdige, das Ernste energisch und prägnant hineinzulegen wissen. Der geistliche Sonettenkranz, der sich die Passionsgeschichte zum Vorwurfe nahm, ist ein Meisterstück zu nennen. Die Sprache des neuen Testamentes in ihrer gedrängten Erhabenheit und Einfachheit ist hier in das anmuthige Sonettengebilde umgegossen, daß bei dem an sich erbaulichen Stoffe die dichterische Begeisterung entzündet wird. Ebenso vollendet ist der Cyklus: „Römische Sonette". Sie sind wie aus kararischem Marmor gemeißelt, und bleiben bei dem bloßen plastischen Eindrucke stehen, ohne denselben reflectiv zu verflüchtigen. Die „Seelieder aus Italien" sind nicht von dem Schlage Julius Rodenberg's, in denen die nordische Natur des Meeres ausgeprägt ist, doch haben sie gleichfalls wie alle Seelieder das Eigenartige, daß sie das Heimgefühl und die Empfindungen der Liebe in ihren Bereich ziehen.

Die „Wald-, Frühlings- und Wanderlieder" schlagen einen starken Naturlaut an, durch welchen eine zarte süße Wehmuth ohne Lenau'sche Verzweiflung und ohne Heine'schen Sarkasmus durchklingt, natürlich sind sie auch nicht so originell als die der genannten Dichter. Der Balladenton erinnert an Uhland'sche Muster und trifft das Alt- und Mittelhochdeutsche vortrefflich. Die stille feierliche und weiche Natur des Poeten inklinirt mehr zur deskriptiven Behandlung dieser Stoffe, als zur eigentlichen epischen Kraft, die sich in der Bewegung des Faktums gefällt, darum gelingt ihm auch besser die Behandlung des Sagenhaften als der historischen Stoffe. Auch in den Sinngedichten ist äußerst Werthvolles enthalten. Solche Dichtergrüße aus Nordböhmen lassen wir uns gerne gefallen und doch müssen wir auch etwas tadeln und den Dichter für folgende Auflagen seines Werkes zur Vorsicht mahnen. Wir heben nicht ohne Entrüstung hervor, daß diese schönen Blüthen von einer Schaar störender Druckfehler wie von Hummeln umschwirrt sind, die in einem anderthalb Seiten langen Index proskribirt werden mußten.

Ein Buch, welches wohl nicht in allen seinen Partien der Belletristik angehört, aber auch in dieser Richtung viel Fruchtreiches bietet, ist Dr. Bernhard Adolf Pauer's Monographie über Johannisbad. Schon die erste im Jahre 1865 zu Trautenau erschienene Auflage dieser Edition fand von Seite der Kritik wie des Publikums eine günstige Aufnahme. In noch weit höherem Maße kann diese die gegenwärtige Umarbeitung gewärtigen. Was wir für unseren Standpunkt nicht genug hervorheben können, ist der durchwegs deutsche Charakter dieser Arbeit, die nicht blos den immer blühender werdenden Kurort, sondern auch das Riesengebirge selbst von touristischem und landschaftlichem Gesichtspunkt in den Bereich einer eingehend und anziehend geschriebenen Schilderung zieht.

Die historischen Einblicke, die uns Dr. Pauers treffliche Schrift in den Ursprung dieser Heilquelle und in das Wachsthum des Kurortes gewährt, sind nicht minder interessant, als die farbenfrischen Beschreibungen des touristischen Theiles. Zu diesen Darstellungen treten noch die Essai's aus der Feder K. V. Hansgirgs über Uffo Horn und Grafen Berthold Aichelburg ergänzend hinzu, die unter dem Titel: „Zwei Charakterköpfe aus den Gesellschaftskreisen des Riesengebirges" dem Handbuche einverleibt wurden. Ein Referent des „Neuen Fremdenblattes" in Wien drückt mit Bezug auf die letztgenannten Abhandlungen den nicht unberechtigten Wunsch aus, es möge der Aufsatz über Uffo Horn in vielen Freunden des Dichters das Verlangen wachrufen, seinen durch Hansgirgs Freundes-

hand redigirten literarischen Nachlaß, sowie eine von demselben Autor über Uffo Horn geschriebene Monographie — Beides noch Manuskript — der Veröffentlichung zuzuwenden, wodurch für das Riesengebirge der Anfang einer zeit- und gegendgemäßen Gaubibliothek geschaffen worden würde. — Ein im Jahr 1872 zu Wien erschienener Turner-Almanach des XV. Kreises der deutschen Turnerschaft (Oesterreich), redigirt von Robert Freiwart, beschäftigt sich gleichfalls vielfach mit Gaubildungen. Es ist erfreulich, aus diesem Almanach wahrzunehmen, wie junge turnerische Kräfte sich bemüht erweisen, dem Turnen an sich ohne Beimischung politischer Tendenzen in den deutsch-österreichischen Gegenden eine möglichst breite Basis zu gewinnen. Anderseits machen jedoch Mittheilungen dieses Buches, daß dieser Gau- und Kreisbildung turnerischer Kräfte noch immer hie und da behördliche Anstände gegenüberstehen, einen gar unerquicklichen Eindruck. Soll denn die freie edle Turnkunst immer noch nicht als Schmerzensmutter Hiobe einer Befreiung von allen fesselnden Banden entgegengehen dürfen? — Soll die absolute Zeit vor dem Jahr 1848 der Nachperiode in dieser Richtung immer noch ein Spiegelbild vorhalten? — Rufen wir auf die fernere fesselose Entwickelung des Turnens ein „Gut Heil!" — Freiwarts Turneralmanach besitzt auch einen sorgsam redigirten belletristischen Theil. Wir begegnen mannigfachen patriotischen und Turnerliedern von Karl Viktor Hansgirg (unter anderen einem noch ungedruckten Originalgedicht: „Die Turnerfeuerwehr), dann zwei Gedichten von Gustav Schweizer, deren eines in Freiligrathscher Manier: „Wüstenopfer" durch die plastische Ruhe der Beschreibung und durch das Auftragen von der Wahrheit treu entnommenen Farben als höchst wirksam bezeichnet werden muß, so wie nicht minder ein Willkommgruß von Donneh durch seine zarten Töne und anmuthigen Uebergänge Gefallen erweckt. Der Redakteur des Buches Robert Freiwart führt sich durch eine novellistische Arbeit: „Frauenherz" bei dem Publikum ein. Die Auflage des an zweihundert Seiten fassenden Büchleins ist elegant und korrekt und das Eingehende auf die Turnkunst als Selbstzweck, welcher einige populär wissenschaftliche Abhandlungen gewidmet sind, kann nicht genug lobend betont werden.

V. H.

Dichtergrüße aus Nordböhmen. Verlag v. A. Schöpfer in Reichenberg.

Es ist eine löbliche Sitte der deutschen Universitäts-Professoren, strebsame Studierende in ihren häuslichen Kreis zu ziehen, sie zur literarischer Thätigkeit aufzumuntern und ihre Arbeiten durch liebevolle Kritik zu fördern. In Prag übte diese schön Gepflogenheit unseres Wissens nur Professor Volkmann. Bei ihm versammelte sich jede Woche Dienstag Abends eine Anzahl junger Männer, die ihre ersten wissenschaftlichen Versuche oder die Produkte ihrer poetischen Muse zur Kenntniß brachten und die Kritik ihrer Kollegen oder des Professors herausforderten. Es entpuppten sich mitunter wirkliche poetische Talente, die nachmals auch die Aufmerksamkeit größerer Kreise auf sich lenkten. So die früh verstorbenen J. Wolf, M. Müller, die noch lebenden H. Teisler, Pokorny, Hallwich u.a. In dem anonym auftretenden Verfasser der „Dichtergrüße aus Nordböhmen" erkenne ich nun auch einen Dienstagler von ehedem, und jeder Eingeweihte wird mir recht geben, wenn ich als den Autor den „guten Sohn" errathe, der uns so oft die Prologe zur Schillerfeier dichtete und eben beim Kirchlein von Kuchelba im Eichenhaine schwungvoll vortrug. Seine poetische Ader, schon damals anerkannt, ist nicht versiegt. Aus dem guten Sohne ist ein guter Gatte und Vater geworden, und diesen Metamorphosen verdanken wir ebenso schöne lyrische Ergüsse, wie der rührenden Kindesliebe. Der Verfasser hat wirklich poetisches Talent und beherrscht die Form mit Meisterschaft. Heine und Lenau, ersterer aber nur in günstigem Sinne, scheinen ihn etwas zu beeinflußen. In den Balladen ist wohl auch die Vorliebe für die Uhlandsche Weise bemerkbar. Köstliche Reminiszenzen bietet uns der Dichter aus seiner italienischen Reise. Das kleine Gedichtchen „Auf dem Agemnin" wäre eines jeden großen Meisters würdig. Die „römischen Sonette" sind in der Form vollendet, in der Idee edel. Weniger ansprechend ist der geistliche Sonettenkranz, der zu stark nach der seraphischen Schule duftet. Dagegen werden ein jedes empfängliche Herz die frischen „Wald- und Wanderlieder" anmuthen, die wie die „Frühlingsklänge" den ungekünstelten, keuschen Sinn für die Natur zum Ausdruck bringen. — Wir freuen uns, daß der Genosse des Dienstags seine alten Ideale noch frisch im Herzen

trägt, und danken ihm für die reizende Gabe, die auch weiteren Kreisen auf das Beste zu empfehlen ist. L. S.

„Der Dorfengel." Preisnovelle von L. A. Ohorn. Prag. C. H. Hunger 1872. (184 S.)

In der Vorrede zu dieser dem Herrn Prälaten des Stiftes Tepl gewidmeten „Novelle", die besser „Volkserzählung" betitelt sein sollte, versucht der Verfasser der Kritik ihr Recht schmälern zu wollen; wenigstens soll der „Dorfengel", den er in die weite Welt hinaussendet und den er bereits früher (im Manuscripte) einmal hinter „die hohen, grauen Schweizerberge in den engen, strengen Richterkreis" geschickt, nur ein Herz „treu und traulich" vom Verfasser grüßen, das ihm „vorurtheilsfrei und warm entgegengekommt", das ihn hinnimmt, wie er ist und nicht an ihm „herummäkelt." „Man wird Dir vielleicht hart und kalt entgegenkommen", sagt der Verfasser einige Zeilen früher, „und wird an Dir noch manches zu bessern und zu tadeln finden, — fürchte Dich nicht und bettle nicht um Gunst."

Der Verfasser hat wohl Recht. Ist die Idee, ist der Grundgedanke der schlichten Erzählung auch ein recht treffender, wird eine gewisse sociale Unbill — die Unterdrückung der armen Fabriksarbeiter von herzlosen, geldstolzen und geldgierigen Fabrikanten — eingehend zur Darstellung gebracht, so treten allerdings einige Mängel zu Tage, wie sie wohl einem ersten schriftstellerischen Versuche ankleben. Die Erzählung führt den Titel: „Der Dorfengel"; aber wie die Bezeichnung „Novelle" nicht genau entspricht, so ist auch der Titel ein verfehlter, da der Dorfengel", die schöne Tochter des Prinzenbauers und Dorfschulzen in Hohenau, keineswegs der Mittelpunkt der Erzählung ist, sondern blos als eine poetisch belebende Gestalt der eigentlichen, der Erzählung zu Grunde liegenden Idee und deren Ausführung erscheint — und da weiß man am Ende des Buches noch nicht, inwiefern das schmucke Bauernmädchen eigentlich zu diesem Namen kommt und wie sie demselben entspricht; für die Motivirung dieses ist in der Erzählung wenig gethan. Die Idee des Ganzen erhellt aus den im 3. und 4. Kapitel: „Ein Strike" und „Ein Industrieller" dargelegten Ansichten: es ist die physische und geistige Noth und Misére der armen Fabriksleute, wenn ihr Brodgeber ein hartherziger Mann ist, wie ihn der Verfasser trefflich im „Erasmus Breyer" schildert, und seine Arbeiter nicht als Menschen achtet, sondern für bloße Maschinen ansieht, und dann die intellektuelle und moralische Depravation, verbunden mit frühem körperlichen Siechthum der heranwachsenden Generation, wenn die noch unentwickelte Jugend zum Broderwerb in den Fabriken verwendet und bei der Noth der armen Arbeiter, die durch die Hartherzigkeit der Fabrikanten noch gesteigert wird, verwendet werden muß. Dieser Grundgedanke ist allerdings ein würdiger und ist sonst auch deutlich zur Anschauung gebracht, doch die Exposition, die Anordnung der Thatsachen, um diesen Grundgedanken in einer Erzählung zur Darstellung zu bringen, ist eine vielfach erzwungene, keineswegs eine künstliche, am wenigsten eine in allen Theilen motivirte. Wie der Verfasser die Verhältnisse braucht, so werden sie geschaffen ohne weitere Berücksichtigung, ob keine Uebertreibung, kein augenfälliger Zwang dabei unterlaufe. So muß z. B. mit einemmale der frühere, menschenfreundliche Fabriksherr in Hohenau, Friebreich, dieses Ortes überdrüßig werden, seine Fabrik verkaufen, nur um den in der Erzählung zur Entwicklung des Grundgedankens nothwendigen herzlosen Breyer einführen zu können. Als der Gedanke entwickelt, gewinnt ebenso plötzlich Friedreich das Dorf Hohenau wieder lieb, kauft sein Besitzthum wieder zurück, um unter seinen lieben Arbeitern seine letzten Tage zuzubringen und bei ihnen zu sterben. Ebenso sind die Schicksalsschläge, die den übrigens gut charakterisirten wackeren Dorfschulzen Ulrich treffen, allzu gehäuft. Ein plötzlicher Brand, Hagelschlag, abermaliger Brand, darauf Mißernte u. s. w. müssen erzwungen werden, um den unschuldigen Mann vom reichen, harten Fabrikanten abhängig machen zu können. So treten hie und da Mängel in der Anlage und Durchführung des Ganzen hervor, die die Arbeit als ein Debut charakterisiren.

Die Sprache ist leicht, fließend, zierlich; doch gefällt sich der Verfasser zu viel im Gebrauche fremder Wörter und geblümter, hochtönender Phrasen und Tropen. So wird z. B. das „Bier" bei seinem ehrlichen, deutschen Namen sehr selten genannt, sondern muß sich allerlei Umschreibungen gefallen lassen; „er trank gern" wird sogar durch die Phrase: „er

schwur zur Fahne des rebenumkränzten, panthergezogenen Gottes Bachus" gegeben, obwohl Dr. Feigel, von dem diese Eigenschaft erwähnt wird, sich lediglich am „Biere" labte. „Es glänzte das dunkle Auge eines Teiches" ist denn doch auch eine sehr gewagte Phrase! Eine eigene Caprice entwickelt der Verfasser in den Bezeichnungen von „Auge" und „Stern". Die Augen des Goldengels und selbst des Hofschulzen und anderer Personen werden fast immer durch den Begriff „Stern" und umgekehrt die „Sterne" am Himmel durch „Auge" bezeichnet. Gelingen auch sonst dem Verfasser Naturschilderungen sehr wohl, so übertreibt er wieder durch Anhäufung derselben, indem jedes Kapitel mit der Schilderung der betreffenden Jahreszeit beginnt. Einer argen Inconsequenz macht sich der Verfasser in der Sezzung der „h" schuldig. Wir finden „wohl" und „wol", „Hofrath" und „Rat", „Not" und „nöthig", „Theilnahme" und „Nachteil", daneben auch „Einname" und „Nachtheil."

Ohne daß wir also besonders mäkelten, finden sich doch hie und da manche Mängel. Bei allem dem spricht sich aber in dieser Novelle ein erzählendes Talent aus; wir wünschen der Erzählung ihres volksmäßigen Tones und der würdigen Idee im Ganzen wegen eine reiche Verbreitung. —n—r.

Kalender.

„Egerer Jahrbuch." Zweiter Jahrgang 1872. Eger, Kobrtsch und Gschihaj.

Referent hatte schon im Vorjahre, als der erste Jahrgang des Egerer Jahrbuches erschien, Gelegenheit, auf das Dankenswerthe der Unternehmung hinzuweisen, Beiträge zur Geschichte und Kultur des Egerlandes in Form eines Kalenders herauszugeben. Er wünschte damals dem Unternehmen alles Glück und den gedeihlichsten Fortgang. Der Wunsch ist vollständig in Erfüllung gegangen. Der zweite Jahrgang des Egerer Jahrbuches, der uns jetzt vorliegt, zeigt auf das deutlichste, wie Herausgeber und Mitarbeiter auf das redlichste bestrebt sind, dem Kalender allgemeine Anerkennung und weitere Verbreitung zu verschaffen. Wir wollen nur im Vorübergehen darauf hinweisen, daß diesmal auch die Monatstabellen mit Schreibpapier durchschossen und so für den Hausgebrauch des Egerländer Hausvaters eingerichtet sind. Worauf wir unsere Blicke vorzüglich richten müssen, ist doch der belletristische und wissenschaftliche Inhalt des Buches und diesem können wir nur alles Gute nachrühmen. Da behandelt V. Wilhelm im „Kreuz am Entenstein" eine Episode aus der Geschichte Egers im dreißigjährigen Kriege, kurz nach der Wallenstein'schen Katastrophe, die schon der Oertlichkeit wegen allgemeines Interesse finden wird. Weiter bringt ein Ungenannter, der aber seinen Namen hätte getrost nennen mögen, in der Erzählung „Die schöne Toni" eine treffliche Skizze aus den Tagen der französischen Invasion in Deutschland im Jahre 1807, in der französische Galanterie und soldatischer Leichtsinn in der gelungensten Weise der Einfachheit und Biederkeit des deutschen Bürgerthums einander gegenübergestellt werden, um zuletzt zu einer furchtbaren, aber wohl motivirten Katastrophe zu führen. Wir können getrost das Familiendrama der „schönen Toni" mit seinem gewaltigen historischen Hintergrunde als eine der besten Erzählungen bezeichnen, denen wir in deutschen Kalendern noch je begegnet sind. Den Glanzpunkt des Büchleins aber bilden die von Heinrich Gradl und Georg Schmid gesammelten und herausgegebenen hundert „Volksreime des Egerlandes." In den kleinen, im Egerländer Dialekte mitgetheilten vierzeiligen Strophen pulsirt das frischeste Leben des Volkes, und wer sich an Bildern herzlichster Tiefsinnigkeit und wieder neckischen Volkshumors ergötzen will, der wird darin eine reizende, nie versiegende Quelle finden. Der Liedersammler wie der Kulturhistoriker werden diese Vierzeilen, die fast sämmtlich zum erstenmale mitgetheilt werden, mit gleicher Freude begrüßen. Unter den übrigen zahlreichen Aufsätzen des „Egerer Jahrbuches" mögen noch folgende besonders hervorgehoben werden: „Der Leihkauf im Egerlande", eine sehr lebendige Schilderung der Egerer Verlobungsgebräuche, die „Adresse der Egerer vom 15. April 1848", die besonders bei den gegenwärtigen Verfassungsstreitigkeiten in Böhmen manches zu denken gibt, die „Sagen und Gebräuche aus dem Egerlande", worin insbesondere die Weihnachtsgebräuche von hohem Interesse, „Die Ausstellung in Eger vom 9.—23. Juli 1871", eine übersichtliche, kritische Gruppirung des bedeutenden Materiales, das damals zur Prüfung und Begutachtung kam, der „bibliographische Beitrag zur Kunde des Egerlandes" von Archivar Georg Schmid, eine äußerst fleißige Zusammenstellung

der älteren und neueren Schriften über das Egerland und endlich die treffliche topographische Skizze „Etwas von Egers alten Häusern." Eger besitzt eine große Anzahl alter Bürgerhäuser, an die sich höchst bedeutungsvolle historische Erinnerungen knüpfen; mag davon nur das Bachhelbelsche, Albrecht von Waldsteins Todeshaus, erwähnt sein. Diese Häuser nun führt der Verfasser in ihren baulichen und historischen Merkwürdigkeiten an uns vorüber und bietet uns einen höchst interessanten Blick in jene Zeit, da noch Fürsten und Feldherren-Machthaber des Thrones und des Kriegerstabes in Eger Hof hielten. Ein gutes Stück deutscher Geschichte rauscht da an uns vorüber. Kurz wir können das „Egerer Jahrbuch" allen Freunden deutscher Geschichte und Kultur auf das Wärmste empfehlen; es bietet in jeder Richtung so viel Originelles, daß es in jeder deutschen Familie als ein willkommener Gast betrachtet werden kann. Wir aber wünschen ein herzliches „Glück auf" den wackeren Männern, die es verstehen aus dem Herzen des Volkes die köstlichsten Schätze zu Tage zu fördern und wiederum das Herz des Volkes zu bilden! J. E. F.

Drama.

Theater von Kleroth. Neue Folge I. **An der Loire.** Dramatisches Zeitgemälde in 5 Akten. Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt. Prag, 1871. J. G. Calve'sche k. k. Universitäts-Buchhandlung (Ottomar Beyer.)

Kleroth hat es sich in diesem Drama zur Aufgabe gestellt, „die Zustände in Frankreich während des in der Geschichte in seiner Art einzig dastehenden Krieges mit seinen fanatischen Ausschreitungen und zugleich das durch die Situation bedingte Verfahren der deutschen Invasions-Armee so objektiv als möglich darzustellen." Es ist ihm dies auch gelungen und macht die am Schlusse stattfindende Versöhnung beider Nationen einen angenehmen Eindruck.

Arthur von Feldern, Hauptmann der deutschen Armee, kommt bei der Verfolgung des Pater Amadée und Marquis d'Arlin mit seiner Kompagnie in das Schloß des Vicomte d'Oranges, bei dem sich die beiden Verfolgten verbargen, d'Arlin sollte dereinst des Vicomte Schwiegersohn werden.

Dieser ist ein enragirter Franzose und macht seinem Hasse gegen die Deutschen mehrmals Luft. Da er von der Annäherung der Kompagnie hört, will er sich vertheidigen, die Deutschen stoßen die Thüre ein, und schon will Feldern den Vicomte, der gegen ihn einen Schuß abgefeuert hat, tödten lassen, da wirft sich Victorine, d'Oranges' Tochter, vor ihm nieder und bittet um Gnade, die auch gewährt wird. Die Deutschen quartieren sich im Schlosse, dessen Besitzer durch Feldern's That gerührt und bekehrt ist, ein und entgehen nur durch die Warnung Victorinens dem Tode.

d'Arlin, der Anführer eines Korps Franctireurs ist, wird bei seinem abermaligen Eindringen in das Schloß an der Spitze seiner Leute von einem deutschen Soldaten erstochen. Feldern scheidet, nachdem er auch den Pater Amadée von seinem Deutschen-Hasse bekehrt hat.

Das ist in Kurzem der Gang der recht frisch bearbeiteten Handlung. Der Dialog ist fließend und recht elegant, die Gestalten sind gut, manche, z. B. Unteroffizier Johann Nothnagel, komisch gezeichnet.

Freilich möchte uns bedünken, daß eine größere Kürze dem Stücke nicht schaden könnte, etwa eine Abtheilung in 3 Akte, doch kann man da dem Dichter keine Vorschriften machen.

Wir können nur dem Stücke eine recht große Verbreitung wünschen, deren es nicht unwürdig ist. R. — r. —

Ein deutscher Dichtername im Franzosenkriege. Lustspiel in einem Aufzuge nach K. Neumann-Strela's Erzählung von **Dr. A. Ruschka.** Bühnen gegenüber Manuskript. Budweis. Selbstverlag. — Druck von August Gothmann. 1872.

Dieses Festspiel, das in Budweis bei der Schillerfeier am 9. November 1871 mit großem Beifalle aufgeführt wurde, versetzt uns in die Zeit der Knechtung Deutschlands, kurz nach der Schlacht bei Jena 1806. Französische Soldaten sind auch in das Schillerhaus zu Weimar eingedrungen und fangen, da ihnen der alte Diener nichts bringen will, bereits an wild zu werden, ja ein Jäger erhebt sogar seine Waffe gegen Frau von Schiller, da hört er ihren Namen und weiß seine Kameraden zum Abzug zu bewegen. Er selbst bittet Frau von Schiller

ihn zu ihrem Gemale zu führen, und ist ganz unglücklich, da er hört, dieser sein Liebling sei bereits todt. Er bildet nun die sauve garde vor Schillers Haus und wird von Napoleon zum Avancement vorgemerkt, da er die Ehre der französischen Armee rettete. Den Schluß des kurzen Werkchens bildet eine Bekränzung des Standbildes durch Schillers Gemalin.

Die Sprache dieses Festspieles ist dem Zwecke angemessen feierlich und schwungvoll und die französisch-deutsche Sprache des Jägers sehr gewandt gehandhabt.

Es ist dieses Drama bereits das zweite, das uns von diesem Verfasser zur Beurtheilung vorliegt, doch ist ein Vergleich beider nicht möglich, da die Form, dem Inhalte entsprechend, eine durchaus verschiedene ist. Der Verfasser zeigte nur, daß er auch auf einem andern Gebiete als auf dem des historischen Dramas thätig sein kann, und wünschen wir ihm zu diesem Versuche aufrichtig Glück. R. — r. —

Naturgeschichte.

Dr. Joh. Nep. Woldřich, „Ueberblick der Urgeschichte des Menschen." Wien, Beck'sche Universitätsbuchhandlung 1871.

Es ist eine höchst erfreuliche Thatsache, daß sich die Studien und Arbeiten über die älteste Kultur und das erste Auftreten des Menschengeschlechtes immer mehr Bahn brechen und allmälig auch beim Volke Anklang finden. Gerade auf diesem Gebiete gibt es noch gewaltig viel Schutt aufzuräumen und vorgefaßte Meinungen, an denen man theils aus Bequemlichkeit, theils des strengen Glaubens wegen festhält, aufzuklären. Die Urgeschichte der Menschheit hat erst seit der Zeit ein mächtiges Interesse gewonnen, da Naturforscher vom ersten Range, wie Lyell, Lartet, Vogt u. a. sich mit derselben beschäftigten. Was sie bereits zu Tage gefördert, bietet eine hinlänglich sichere Basis, um die aufgedeckten Spuren weiter zu verfolgen. Karl Vogt trat in seinen vielbewunderten und eben so viel angefeindeten, aber stets zahlreich besuchten Vorträgen als unübertroffener Wanderlehrer für seine Forschungen auf diesem Gebiete auf; in zahlreichen Zeitschriften, Büchern und Büchlein ist seitdem das einmal aufgegriffene Thema behandelt und für weitere Kreise zurechtgelegt worden. Der letztern Kategorie gehört auch die vorliegende Schrift an. Sie bringt zwar nichts wesentlich Neues, faßt aber die Resultate der bisherigen Forschungen klar und präzis zusammen; nur den bis jetzt wissenschaftlich noch nicht ganz festgestellten Funden in den Höhlen Mährens scheint der Verfasser zu großes Vertrauen zu schenken. Recht dankenswerth erscheinen auch die Mittheilungen über die noch weniger bekannten ältesten Kulturverhältnisse Amerikas. So wird das Büchlein allen denen genügen, die sich über diese Fragen belehren wollen und größere Werke nicht zur Hand haben. Die Ausstattung der Schrift ist eine sehr würdige; dem Texte sind 48 erläuternde Abbildungen beigegeben, von denen wir nur gewünscht hätten, daß ihre Bezugsquellen genauer angegeben worden wären, denn es kann eben nicht Jedem gleichgültig sein, Originalzeichnungen, die oft mit großer Mühe angefertigt werden, wieder verwendet zu sehen, ohne daß des Autors und der Schrift, wo sie zuerst erschienen, auch nur mit einem Worte erwähnt würde. Referenten ist es wenigstens mit 4 Abbildungen, Fig. 20, 22, 23 und 32, in Dr. Woldřichs Schrift so ergangen. Dr. J. E. F.

Bibliographie.

C.

Toman Hugo, Dr., Schicksale des böhmischen Staatsrechtes in den Jahren 1620 bis 1627. Nach urkundl. Quellen skizzirt. gr. 8. 94 S. Prag 1870, Mourek.

Vorlegeblätter für die Übungen im Schönschreiben. Hrsg. von dem Lehrkörper der Prager k. k. Musterhauptschule. 1860. 1. u. 2. Hft. qu. 4. (à Heft 8 lithogr. Bl.) Prag, Dominicus.

Wächtler Wenzel, Liederkranz für den öffentlichen Gottesdienst der katholischen Kirche. Zur Beförderung des Kirchengesanges u. Erhöhung der Andacht f. Jedermann, besonders aber für die Schuljugend hrsg. gr. 16. 175 S. Prag, Hunger.

Am Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landesschulinspektor.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Druck- und Papierindustrie in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 4. Juni 1872.

VI.

Geschichte.

Geschichte der Stadt Leitmeritz. Bearbeitet von Julius Lippert.

V.

Unter den folgenden Kaisern suchte Leitmeritz die verlornen äußern Güter wieder zu gewinnen, was durch Errichtung eines noch von Ferdinand I. 1549 bewilligten „Collegiums" ermöglicht wurde; doch vermehrten sich hiebei auch die Schulden der Gemeinde, und es ging die innere Vermögensverwaltung, die sich bei dem Mangel einer Controlle in den Händen weniger reicher und verschwägerter Bürger befand, nicht glücklich vor sich, da sie mehr „eigen- als gemeinnützig" geführt wurde. Noch ärger wurden die Mißverhältnisse durch den 15 Jahre dauernden Prozeß der Leitmeritzer gegen Adam von Waldstein, welcher, entgegen dem sächsischen Rechte, durch Kaiser Rudolf II. das Privilegium eines Marktages für das zur Stadt erhobene Lobositz erwirkt hatte und im Besitze dieses Freiheitsbriefes trotz aller Anstrengungen der dadurch empfindlich geschädigten Bürgerschaft von Leitmeritz blieb. Auch die vielen Zwangsanleihen des Kaisers und endlich der Einfall des „passauischen" Kriegsvolks brachten die Stadt am Anfange des 17. Jahrhunderts stark herab. Hiedurch wurde der Groll gegen die Regierung angefacht, und als nun auch in Glaubenssachen zu einer Zeit, wo sich Leitmeritz dem Protestantismus angeschlossen hatte, unter Rudolf und Mathias die kleinlichen Nergeleien anfingen, so wandte sich diese Stadt rückhaltlos der revolutionären Regierung der dreißig Directoren, sowie nachmals des Winterkönigs zu und „versank so mit in den Strudel jener unheilvollen Zeit."

Bald nach der Schlacht am weißen Berge wurde sie für den Kaiser in Besitz genommen; sie mußte die angekauften geistlichen Güter zurückstellen, auch die andern Gemeindegüter unter Sequestration setzen lassen und verlor alle Privilegien. Die „Inquisitionscommission" begann ihre Thätigkeit in politischer und religiöser Beziehung und 1625 kam wieder seit 2 Jahrhunderten der erste katholische Dechant nach Leitmeritz. Bald mehrten sich auch die katholischen Orden. Außer Dominikanern und Franziskanern erschienen auch bald die Jesuiten und Kapuziner und die Gegenreformation wurde mit aller Strenge durchgeführt.

Aber auch von den Kriegsereignissen blieb die unglückliche Stadt nicht verschont. Häufig von den Besuchen der Kriegsvölker der Feinde und des Kaisers wechselnd überrascht, litt sie unsäglich, so daß schon zur Zeit der Banner'schen Occupation nur mehr 52 Bürgerfamilien vorhanden waren. Der materielle Schaden wurde in den Jahren 1631 bis 1650 auf 773.992 fl. 45 kr. berechnet; die Häuser waren größtentheils zerstört; was das Schwert nicht hinweggerafft hatte, zehrte die Pest auf, und es schien, als würde sich Leitmeritz von den harten Schicksalsschlägen nie wieder erholen können!

Während dieser Zeit waren natürlich auch die Rechtsverhältnisse der Stadt ganz andere geworden. Der Schöppenstuhl — der älteste im Lande — ward aufgehoben, der Kaiserrichter mit fast unumschränkten Vollmachten eingesetzt und das sogenannte „böhmische Stadtrecht", das im Grunde freilich auch ein deutsches war, an der Stelle des Magdeburger Rechts eingeführt. Auch die Verwaltung war in dieser Periode vielfachen Schwankungen unterworfen, das Einkommen und die Ausgaben der Stadt verändert, und es mußten wegen der großen Besitzveränderungen neue Grundbücher angelegt werden; die politische Bedeutung der Städte wurde geschmälert und der Bürger-

stand, dem das Recht, an den Landtagen Theil zu nehmen, allerdings nicht abgesprochen wurde, durch die Aufnahme des geistlichen Standes als „vierter" Stand hingestellt, wobei seine Stimme eine ganz illusorische war, so daß man sich des nutzlosen Besuchs der Landtage von Seite der Bürger enthielt und diese meist nur durch ein paar Rathsherren vertreten waren.

Noch größere Veränderungen gingen natürlich auf dem Gebiete des Glaubens in dieser Zeit vor sich. „Aus dem conservativen čechischen Utraquismus entwickelte sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts das radikalere deutsche Lutherthum, besiegte den Versuch der Reaction in den Zeiten Rudolfs II., unterlag aber in vollständiger Weise jenem Ferdinands II., nicht ohne den mannhaftesten Widerstand geleistet zu haben." — Was die Schulverhältnisse anbelangt, so gab es seit 1550 zwei Schulen in Leitmeritz, eine alte elementare und eine neugegründete Lateinschule, das „Colleg" genannt. An der Spitze der elementaren Schule stand ein Rector, unter ihm ein Cantor und Succentor; sie mußten den Kirchendienst versehen und der Succentor spielte nebenbei noch die Rolle eines Tafeldeckers der „Herren", wenn Gäste vorhanden waren. Die Lateinschule ward von einem Rector, der einen akademischen Grad nachweisen mußte, geleitet, und ihm unterstanden zwei „Collegen". Beim Erscheinen der Jesuiten ging die Lateinschule, die bisher aus 3 Klassen bestanden hatte, sogleich in ihre Hände über und ward um eine Klasse vermehrt; auch die Elementarschule wurde von der Regierung überwacht und auf fleißigen Schulbesuch gedrungen.

Was das äußere Aussehen der Stadt betrifft, so treten uns, wie Lippert sagt, am Ende dieser Periode nur „Ruinen und Klöster" entgegen. Vor Ausbruch des 30jährigen Krieges zählte man 271 bewohnte Bürgerhäuser, im Jahre 1640 nur mehr 52, die Wasserleitung war zerstört, die Anlagen verschwunden. Die meist verwüsteten Häuser wurden an die neuen Klöster geschenkt und ein Theil des bisherigen Schloßgebiets der Probstei überlassen, als es sich darum handelte, zur Erbauung einer Residenz für das neu zu errichtende Bisthum einen geeigneten Platz zu gewinnen.

Aeußerst interessant ist, was der Verfasser von dem gewerblichen Leben in dieser Zeit erzählt. Zwar waren die Zünfte aufgehoben worden, doch fanden sich in den neuen Zechordnungen mit ihren eigenthümlichen Bestimmungen noch genug Einheitspunkte für die Handwerker derselben Kategorie; der Weinbau kam allmälig wieder in Aufschwung, die Elbfischerei war von hoher Bedeutung, um so mehr, da sich in der „Fischerei" noch die alte deutsche Dorfverfassung erhalten hatte. Auch an Schaugepränge fehlte es in ruhigeren Tagen nicht, indem von den Schülern der „Lateinschule" Komödien — freilich in lateinischer Sprache — aufgeführt wurden und vom Rathe das Osterlamm auf offenem Platze verzehrt wurde. Während der Kriegszeit waren aber freilich solche Freuden selten und Mord und Todtschlag gewöhnliche Erscheinungen bei dem großen Räubergesindel, das mitten in die Städte sich wagte

Auch in der Nachbarschaft waren bedeutende Besitzveränderungen vor sich gegangen. Es ist hier nicht der Ort, den einzelnen Erscheinungen zu folgen, doch läßt sich im großen Ganzen nicht verkennen, daß es gegen Ende dieses Zeitraumes nur mehr eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Herren gab, die über große Herrschaften schalteten, und andrerseits unendlich zahlreiches Volk von Leibeigenen, deren Los ein gar trauriges war. Das Bürgerthum aber überdauerte die Stürme wie ein in der Asche fortglimmendes Fünkchen. Mehr läßt sich von demselben freilich nicht behaupten; es lag darnieder scheintodt und athemlos; es erholte sich nicht einmal aus jener Ohnmacht; aber vernichtet war es dennoch nicht, es fristete sein armseliges Leben mit jener Zähigkeit, mit der der Sterbende an der Hoffnung des Lebens hängt, und die Hoffnung wurde zum Heile des Vaterlandes nicht betrogen. Das Bürgerthum der alten Acht und Art kam freilich nie mehr zu rechter Kraft, aber sein unsterblicher Geist schuf sich neue Formen in einer neuen Zeit."

VI. (Schluß.)

Der vierte Zeitraum der Geschichte von Leitmeritz umfaßt die Zeit vom westphälischen Frieden bis Kaiser Josef II. Er enthält den Verfall eines Bürgerthums, dessen Kern freilich eben nur aus Dorfhandwerkern, erzogen im Sklavenjoch der Leibeigenschaft, bestand und dessen Patrizierthum Soldaten aus der Schule des 30jährigen Krieges bildeten. Mit Recht sagt Lippert: „Von innen heraus entwickelte

ich jetzt nichts mehr Was nun geschah, um as Bürgerthum wieder einigermaßen zu heben, eschah von der Regierung aus. — Der letzte Schein der Selbstständigkeit erlischt mit dieser eriode. Kaiser Josef II. hat nicht die Sache, e hat nur den verlorenen Schein vernichtet." ie „Tractationscommission", welche die un=eheure Schuldenlast der Städte ordnen und urch Unterhandlungen mit den Gläubigern leichtern sollte, ging hübsch bedächtig und ngsam voran und richtete dabei natürlich nichts 18; auch die materielle Noth der Bürger urde durch einzelne Palliativmittel nicht be=oben, die Regierung konnte sich der Einsicht cht verschließen, daß alle königlichen Städte ehr und mehr zu Grunde gehen.

In religiösen Dingen wurde natürlich von eite der Regierung dem Wiederaufblühen des atholicismus alle Sorgfalt gewidmet und der eistlichkeit die möglichste Machtstellung einge=umt. Trotzdem aber hinderte die katholische esinnung, die allerwärts zur Schau getragen rde, den Kampf zwischen Geistlichkeit und ürgerschaft nicht, der wegen des Patronats=hts entstand, und so weit führte, daß der schof das Interdikt über die Stadt aussprach. steres wurde, da der Bischof seine Voll=acht überschritten hatte, mittelst eines Com=missses wieder behoben und das Patronats=ht der Stadt zuerkannt. In national=ökono=scher Beziehung ragt Pfolz von Ostritz vor, welcher trotz des Widerstrebens der meinde lange vernünftig für ihr Gedeihen gte und auch gesunde Ansichten und Pläne wickelte, wie sie in den damaligen Zeiten selten en; leider war aber eine durchgreifende orm unmöglich und andere widrige Ge=cke, wie die Pest, der Bauernaufruhr und lich die erneuten Kriege unter Maria The=a brachten Leitmeritz immer tiefer herab.

In nationaler Hinsicht erfolgte innerhalb es Zeitraumes eine bedeutende Veränderung der Bürgerschaft. „Die Gegenreformation Leitmeritz unmittelbar nicht germanisirt", ibt Lippert. „Nach ihr finden wir eine chung von Nationalitäten, unter denen die iche immer noch weitaus die Oberhand be=

Der größte Zuzug aber erfolgte aus den lichen deutschen Gegenden. Es läßt sich läugnen, daß die Regierung mit ihren ralisirungsbestrebungen ein bedeutendes icht in die Wagschale warf — das Deutsch=braucht sich aber hiefür nicht zu bedan=ken. Hätte sie dem Geiste freie Bahn gelassen, das Deutschthum würde, wenn nicht früher, so entschiedener und schöner gesiegt haben." Die Amts= und Verkehrssprache blieb noch lange čechisch, allein die eingewanderten Frem=den, meist italienische Baumeister, bedienten sich bald der deutschen Sprache, so daß schon 1659 ein deutscher Stadtschreiber und 1665 ein deut=scher Lehrer angestellt werden mußten. Durch den oben erwähnten Pfolz v. Ostritz kam die deutsche Sprache auch in das Rentamt, an=fangs des 18. Jahrhunderts endlich in die übrigen Aemter. Nur der Clerus trug den ver=änderten Verhältnissen lange Zeit hindurch gar keine Rechnung und predigte čechisch, bis auch er endlich nachgeben und selbst die Matriken deutsch führen mußte. Kurz, am Schlusse dieser Periode ist Leitmeritz eine zweifellos deutsche Stadt.

Die übrigen, dem Städtewesen und Bür=gerthum feindlichen Verhältnisse waren für Leit=meritz eben auch nicht günstiger als für alle andern Orte, doch ist die Uniformität der Er=scheinungen eine so vollendete, daß es eine Ge=schichte des Landes schreiben heißen würde, wenn darauf eingegangen werden sollte, daher auch Lippert nur kurz bei dieser Zeit verweilt.

Unter Kaiser Franz II. wurden die alten Privilegien der Stadt am 23. Mai 1794 aber=mals bestätigt, allein sie waren längst bedeu=tungslos geworden und der Absolutismus herrschte mit dem Kreishauptmann an der Spitze und dem „regulirten" Magistrate. Den=noch geschah in materieller Beziehung manches Gute, bis endlich die Fesseln des Absolutismus brachen und mit der neuen freien Gemeinde=verfassung, mit der Gewerbeordnung, den inter=confessionellen und Schulgesetzen der Entwick=lung des Bürgerthums Thür und Thor geöff=net wurde. Mit dieser Möglichkeit der Ent=wicklung geht das rasche Steigen der Bevöl=kerung Hand in Hand, obgleich Leitmeritz keine Fabriksstadt ist.

Lippert schließt seine Geschichte mit diesen Betrachtungen der neuesten Zeit; zwei Stadt=pläne, einer aus dem 14, der andere aus dem 19. Jahrhunderte, sowie ein gut geordnetes Register vermehren die Brauchbarkeit des in=teressant geschriebenen Werkes; auch die äußere Ausstattung und der von D. Kuh besorgte Druck ist hübsch, und es hat der Verein der Geschichte der Deutschen in Böhmen durch die Uebernahme des Verlages des oben bespro=che=

nen Buches neuerdings bewiesen, wie ernst es ihm darum zu thun sei, die höchst wichtigen Stadtgeschichten herauszugeben, wenn sie einen wirklichen Fortschritt in der Geschichtsschreibung nachweisen. K. W.

Geschichte von Frankfurt am Main in ausgewählten Darstellungen. Nach Urkunden und Akten von Dr. G. L. Kriegk, Professor und Stadt-Archivar Frankfurt am Main. Verlag von Heyeder und Zimmer 1871.

Der durch seine gründlichen Quellenforschungen bekannte Verfasser beschenkt uns mit c. 35 Abhandlungen aus dem Gebiete der Frankfurter Localgeschichte, die von großem culturgeschichtlichen Interesse für die deutsche Geschichte überhaupt sind. Mit der einen so bedeutenden Gelehrten charakterisirenden Bescheidenheit nimmt er für diese Arbeit nur den Titel von Schilderungen in Anspruch. Wenn Geschichte überhaupt ihrem Wesen und Zweck nach die auf der richtig erkannten Verbindung der Begebenheiten beruhende Darstellung einer Gesammtentwicklung ist und das Belehrende aus der Erkenntniß des innern Zusammenhanges ihrer Einzelnheiten hervorgeht, so müssen, meint der Verfasser, solche Schilderungen, wie er sie hier vorlegt, für sich allein gemacht und vorgelegt werden, weil derlei als schilderndes Verweilen des rein Zuständlichen diese Erkenntniß erschwere. Die Quellen über die Geschichte Frankfurts sind trotz der vielen fleißigen Arbeiten noch keineswegs erschöpft, ja die Nothwendigkeit, die Quellen zu revidiren und die Darmstädter mit zu benützen, erschien dem Verfasser so nothwendig, daß er jüngere Gelehrte auffordert, diese Arbeiten zu beginnen. Für uns Deutsche in Böhmen hat diese Sammlung von Abhandlungen einen großen Werth, weil in unsern deutschen Städten ähnliche Vorkommnisse noch der Darstellung warten. Die alte karolingische Residenz mit ihrer höchst günstigen geographischen Lage an der Grenze von Nord- und Süddeutschland, gelegen in einem Landstrich, welcher vom Anfang an als das Herz des Reichs angesehen wurde, war seit 1147 Wahlstadt geworden, und sie spielte in Folge aller dieser Verhältnisse (noch über den Untergang des Reiches hinaus durch das fortlebende Bewußtsein der frühern Stellung) eine passiv wichtige Rolle in der Geschichte Deutschlands. Dazu kam noch, daß Frankfurt die zwei besuchtesten Hauptmär hatte. Es war der Sitz des deutschen Bu handels, und so gibt die Schilderung des v gangenen Lebens dieser Stadt ein farbenreich Gemälde, wenn es sich dabei auch nur um n nig glänzende Interessen handelt. Wie allen deutschen Städtegeschichten handelt sich auch hier blos um die Entwicklung d Bürgerthums und seiner Freiheit, der G werbsthätigkeit, der Sitten ꝛc. Sehr int essant ist Nr. 4: Die Sagen über die Entst hung Frankfurts ꝛc. Auch hier sehen wir Volks- und die gelehrte Sage eintreten; le tere weiß natürlich, kritiklos wie sie in früh ren Jahrhunderten war, nichts anderes zu thu als einen Heros eponymos mit dem Nam Francus an die Spitze zu stellen, nebenbei ab die Geschichte der Stadt bis zu Noahs Zeit zurückzuführen. Die Regierungs- und Verwe tungsverhältnisse in der karolingischen u spätern Zeit zeigen uns das Land am unte Main als königliche Domaine (Kammergu bebaut von Sklaven und Grundzinsbauer verwaltet und bewirthschaftet von Ministerial die in höhere und niedere zerfielen, letztere freie Leute, erstere solche, welche nur insof unfrei waren, als sie persönlich vom König hingen, sie hießen später Reichs-Ministeria und wurden später theils Edelleute, theils B gensen (vornehme freie Bürger, welche Handwerk trieben), die niedern Ministeria waren die Vorfahren des zünftigen Theils Bürgerschaft. Frankfurt war vom Anfang königliche Stadt, hier residirte nie Bischof, was der Entwicklung der Stadt ei ganz andern Gang gab. Leider läßt uns Geschichte dieser wichtigen Stadt in Stich, w wir den so wichtigen Proceß des Entste von wirklichem Privateigenthum folgen wollen; in welchem Verhältniß st das königliche Gericht zu Frankfurt zum thätig gebliebenen Gaugericht? ꝛc. Diese gen lassen sich nicht beantworten, man m denn die von andern Städten berichteten stände und Verhältnisse vermuthungsweise Frankfurt übertragen. Ein so besonnener scher wie Kriegk meint, man würde sicherer fahren, wenn man die vorhandene Lücke nicht auszufüllen suchte. Mit der Zeit Hohenstaufen wird es wieder Licht in der schichte Frankfurts. Zwei kaiserliche Be der Vogt und der Schultheiß, werden erstenmal als leitende Vorsteher der

genannt, die Einwohner werden persönlich frei, eine wirkliche Municipalbehörde, Rath und Bürgermeister ist am Schluß dieser Zeit vorhanden. Die niedern Ministerialen bereicherten sich als Handwerker durch den Einfluß der Hof-Feste und Reichstage und machten sich frei im 1. Viertel des 13. Jahrhunderts. Die wichtigste Klasse der Einwohner für die Geschichte der Stadt waren die sogen. Königsleute, freie Leute, welche, beim Auflösen der alten Gauverfassung in die Stadt unter königlichen Schutz gezogen, diesen Schutz damit aber bezahlen mußten, daß sie Zinspflichtige des Königs wurden. Sie standen in der Mitte zwischen den höhern Ministerialen und den niedern, sie machten ihren Grundbesitz bald zu freiem Eigenthum, und wurden, als es keine Reichs-Ministerialenfamilien in der Bürgerschaft mehr gab, der städtische Adel oder Patrizier. Die Stadt nahm stets treu für den Kaiser Partei, von 1329—1349 lag auf ihr das Interdikt im Streite Ludwig des Baiern mit dem päpstlichen Stuhle; dem Begehren des päpstlichen Bevollmächtigten, keinen Fürsten mehr als deutschen König anzuerkennen, dessen Erwählung nicht die päpstliche Genehmigung erhalten, setzte der Rath die kühne Erklärung entgegen, er werde ferner fortfahren dem jedesmaligen deutschen Könige den schuldigen Gehorsam zu leisten, auch wenn der Papst demselben die Kaiserkrönung verweigere, er werde sich der vorgelegten Absolutionsformel nicht unterwerfen, da dieselbe großen antichristlichen Stolz und Uebermuth in sich trage. Vortrefflich schildert Kriegk die große Bedeutung der goldene Bulle von 1356 für die Stadt, sie ist die Erhalterin von Frankfurts Wohlstand gewesen; welch' tiefen Eindruck die zu Frankfurt vorgenommene Wahl und Krönungshandlung auf das Gemüth seiner Bürger machte und wie bedeutungsvoll dabei die Ceremonien waren, ist durch die Schilderung der Wahl und Krönung Josefs II. von Frankfurts berühmten Sohn weltkundig geworden. Erhebend ist die Schilderung von Frankfurts Gemeinsinn in früheren Zeiten. Die Zeit der Reformation war für Frankfurt, das gleich Anfangs in die neue Bahn eintrat, sehr bedrohlich, die Zeit des Interims und Frankfurts Belagerung durch die Kaiserlichen brachten der Stadt große materielle Schädigung. Der Fettmilchische Aufstand von 1612—1616 erschütterte das Frankfurter Gemeindewesen in seinen Grundfesten und befestigte das Patriziat. Protestantismus und Reichsfreiheit der Stadt waren in Folge dieser aus financiellen Gründen entstandenen Revolution bedroht. Vincenz Fettmilch war der Volkstribun der empörten Zünfte. Der Bürgervertrag von 1612 führte den Frieden nicht herbei, der Terrorismus der Häupter griff zu Gewaltthaten. Die Hinrichtung der 4 Haupträdelsführer, die lang genug ihr Unwesen getrieben, und zahlreiche Verbannungen und Bestrafungen endeten die Frankfurter Revolution. Aber mit Recht schreibt Goethe den Opfern dieses Aufstandes das Verdienst zu, die Grundlage zu der im 18. Jahrhundert entstandenen Verfassungseinrichtung gelegt zu haben. Wenn man so recht sehen will, welche schrecklichen Verheerungen der 30jährige Krieg in dem Wohlstand und der Blüthe deutscher Städte angerichtet, so lese man des Verfassers lebendige Schilderung dieser Zeit, und dennoch trotz der Qualen, die Krieg, Hunger und Pest über die Stadt brachten, zeigte sich ihre großartige Lebenskraft. 9 Jahre nach dem Friedensschluß war die Stadtmesse wieder in der größten Blüthe. Die Auflehnung der Stadt gegen den Kaiser 1760 hatte seinen Grund in den alten Mängeln des Münzwesens im deutschen Reich, das einer Handelsstadt nicht wenig schadete. Die kaiserliche Local-Münz-Commission ging trotz des Widerstrebens des Rathes energisch vor. Die Stellung Frankfurts änderte sich 1806, als auf ein Gebot Napoleons die Stadt in den Besitz des Freiherrn K. Thevelop v. Dalberg kam, dessen Herrschaft 1813 endete. Durch die alliirten Mächte wurde Frankfurts Selbstständigkeit wieder hergestellt. Die neue Verfassung wurde am 18. Okt. 1816 von Senat und Bürgerschaft beschworen. — So führt das mit Liebe für die schöne alte Stadt geschriebene Buch die Hauptmomente ihrer Geschichte in jener lesbaren Form vor Augen, wie allein die Partikulargeschichte interessant auch für solche gemacht werden kann, denen der Localpatriotismus fremd ist. Die reiche Belehrung über städtische Verhältnisse aller Art, die durchsichtige Klarheit der Darstellung, die man bei dem Verfasser gewohnt ist, sind Hauptzierden desselben. Die eingestreuten Spezialia, wie die „Judengasse und die Familie Rothschild," — Simon Moritz v. Bethmann zeigen von der Pietät des Verfassers und sind ehrende Denkmale dieser trefflichen Bürger.

Ch—r.

Historische Zeitschrift. Herausgegeben von H. von Sybel. 27. Band. München 1872. Der Band zeichnet sich, wie wir es bei der Sybel'schen Zeitschrift überhaupt gewöhnt sind, wieder durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhaltes aus. Er umfaßt 8 größere Arbeiten: 1. Analekten zur Geschichte der Revolutionszeit von Adolf Beer, behandelt die Politik Oesterreichs unter Kaiser Leopold II. gegenüber der Revolution und der Ereignisse in Polen. Der Abhandlung sind einige wichtige Aktenstücke beigegeben. 2. Zwei Jahre des siebenjährigen Krieges von Theodor Hirsch. Der Artikel ist eigentlich eine Besprechung von Arnold Schäfers „Geschichte des siebenjährigen Krieges" Band II. Abtheilung 1 und behandelt hauptsächlich die Kriegsjahre 1758 und 1759. Der Verfasser gibt eine eingehende Darstellung aller der mannigfachen Fäden, die in diesem Kriege mit zum Einschlage gedient haben. Schäfer versteht es überhaupt, nicht bloß die Resultate der neueren Forschungen für seinen Zweck zu benützen, sondern für dieselben auch in unmittelbarer Benützung der Archive werthvolle neue Materialien zu gewinnen; auf Grund so reichen Materiales gelingt es ihm auch, in seiner Darstellung den universalen Charakter des Krieges in vollster Schärfe zum Ausdruck zu bringen. 3. Rußlands Politik im Mittelmeere 1788 und 1789. Ein Beitrag zur Geschichte der orientalischen Frage von A. Brückner. 4. Neue Erscheinungen der Lutherliteratur von M. Maurenbrecher. Der Artikel gibt eine vollständige Uebersicht über die Resultate der neuesten Arbeiten über Luther und das Reformationszeitalter. 5. Georg Gottfried Gervinus. Rede zur Eröffnung der zwölften Plenarversammlung der historischen Commission, gehalten von Leopold von Ranke. Die Rede enthält eine vollständige Würdigung der Verdienste des berühmten Historikers, die den Vortragenden, sowie den Dahingeschiedenen in gleicher Weise auszeichnet und durch ihre Wärme äußerst wohlthuend wirkt. 6. Johann von Nepomuk nach der Sage und nach der Geschichte. Von Eduard Reimann. Diese Abhandlung ist wohl die interessanteste für uns. Zu all' den zahlreichen Historikern und Nichthistorikern, die den böhmischen Nationalheiligen behandelt haben, kömmt nun auch Eduard Reimann. Können wir seine Darstellung mit Anerkennung begrüßen? hat er thatsächlich Neues gebracht? Wir glauben diese Fragen mit gutem Gewissen bejahen zu dürfen. Uns gereicht es insbesondere zur Befriedigung, darauf aufmerksam machen zu können, daß Reimann gerade einen wichtigen Theil in der Geschichte des hl. Johann von Nepomuk, den wir bei Gelegenheit der Besprechung der Schrift des Herrn Canonicus P. A. Frind übergehen mußten, näher dargestellt hat, nämlich den Heiligsprechungsproceß. Reimann kümmert sich weniger als Abel und Frind um die geschichtliche Person des Johannes Pomuk, — er behandelt in diesem Capitel überhaupt eingehend nur das Verhältniß König Wenzels zum Prager Domcapitel und die wahren Ursachen der Ertränkung des Vicars Johann Pomuk, — ihm handelt es sich hauptsächlich um die Untersuchung der Umstände, unter denen die Canonisation desselben zu Stande kam. Und da stellte er denn als Resultat seiner Forschungen den Satz auf, daß dieselbe lediglich ein Werk des Jesuitismus war, und daß namentlich die sagenhaft ausgeschmückte Darstellung Balbins bei dem Heiligsprechungsproceße zu Grunde gelegt wurde. Dem geschäftigen Jesuiten, der, wie wir an einer andern Stelle dargethan haben, die Sage von der „weißen Frau" in Böhmen einbürgerte, gebührt also auch das Verdienst, neben zahlreichen anderen Seligen in Böhmen den hl. Johannes von Nepomuk eigentlich selbst geschaffen zu haben. Merkwürdig, wie ein Mann wie Balbin, dem man neben einer gewissen Seichtigkeit und Leichtgläubigkeit doch reiches Wissen und Kenntniß der böhmischen Verhältnisse, daneben aber auch eine glückliche Combinations- und Darstellungsgabe nicht absprechen kann, noch nach Jahrhunderten in seinen wohlberechneten Schöpfungen fortlebt! Wir glauben, daß man an der Hand der Forschungen Abels, Frinds und Reimanns selbst ohne nochmaliges Zurückgehen auf die alten Quellen, die allmälig verwerthet erscheinen, im Stande sei, ein zutreffendes getreues Bild des hl. Johannes von Nepomuk zu liefern. Die genannten drei Schriftsteller ergänzen einander in der vorzüglichsten Weise, — wenn sie auch nicht einträchtigen Sinnes sind, — und zeigen in der klarsten Weise die Wandlungen, die die Johannesfrage in der katholischen Welt seit ungefähr 4 Jahrhunderten durchgemacht hat. 7. Die österreichische Politik in den Jahren 1755 und 1756 von Adolf Beer gibt eine Besprechung des Buches von Ranke: „Der Ursprung des siebenjährigen Krieges". 8. Das deutsche

Staatsgebiet bis gegen Ende des 11. Jahrhundertes von Rudolf Usinger liefert eine übersichtliche Darstellung der Entwicklung der Grenzen Deutschlands von den Römerzeiten bis hierauf zu der genannten Periode. Usingers Schrift verdiente ihrer Klarheit wegen eingehende Berücksichtigung bei der Verfassung von Geschichtswerken für Mittelschulen, in denen gewöhnlich jene Partie sehr oberflächlich behandelt erscheint — Außer diesen größeren Arbeiten enthält der Band noch außerdem zahlreiche Besprechungen neuerer historischer Werke, sowie eine Uebersicht aller auf dem Gebiete der Geschichte von Januar bis Juni 1871 in Deutschland und im Auslande neu erschienenen Bücher beigeschlossen, — für den Fachmann eine erfreuliche Gabe!

Dr. J. E. F.

Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland. Von Dr. E. Wilken, Docenten an der Univ. Göttingen. Göttingen, Vandenhorck u. Ruprecht's Verlag 1872.

Der Verfasser macht mit diesem Buche den Versuch, die Entwicklung des geistlichen Spieles in Deutschland klar zu legen, er sucht die im altkirchlichen Kultus liegenden Keime auf und verfolgt die Entwicklung der ältesten ludi aus denselben. Die glücklichen Funde unserer Germanisten haben genug bedeutendes Material herbeigebracht, um eine solche Untersuchung mit Erfolg machen zu können. Die 3 kirchlichen Hauptfeste ergeben das Eintheilungsprinzip. Das Weihnachtsfest gelangte erst lange nach dem Oster- und Pfingstfest zur kirchlichen Festsetzung. Eigentlich war der 6. Januar (Epiphanie) nach dem Vorgang syrischer Gnostiker als Fest der Taufe Jesu hingestellt und erst im 4. Jahrhunderte hat der Papst den 25. Dezember als das Weihnachtsfest festgesetzt; das Fest der Geburt Christi war früher in die Epiphonienfeier des 6. Januar hineingezogen worden. Die römische Kirche ließ das Taufest des 6. Januar dann fallen und behielt die auch schon früher in die Epiphonienfeier mit hineingezogene Anbetung durch die Magier bei. Die Kirche stattete ihr Weihnachtsfest mit halbsacramentalen, symbolisch-liturgischen Handlungen aus, die Wilken auf die Cultusform des alten Bundes zurückführt. Die Magierverehrung ist somit der Ausgangspunkt (Math. II.), wie die ältesten Denkmäler und der ganze Entwicklungsgang zeigen. Die ältesten Denkmäler sind die 2 Freisinger Weihnachtsspiele, ihnen stehen gallikanische Denkmale zur Seite (das officium von Rouen und die Orleanner interfectio pueroram); letzteres gewährt allein richtige Einsicht in eine sehr alte kirchliche Feier des 28. Dez, sie zeigt die altbiblische Herleitung und altchristliche Färbung unverkennbar. Die Benedictbeurer Hs. eines ludus scenicus de nativitate domini ist ein Prophetenspiel in Bezug auf Weihnachten, wie ein solches später häufig den größern Weihnachtsspielen vorausgeht. Wilken meint, daß wahrscheinlich diese prophetischen Vorspiele auf die Nachtfeier des 24.-25. Dezember zurückgehen, wo Lektionen aus Jesaias ꝛc. gehalten wurden. Das Sct. Galler Weihnachtsspiel ist deutsch, hier treten die Magier zuerst mit ihren noch heut bekannten Namen auf. Das niederhessische Weihnachtsspiel ist für die Darstellung des Entwicklungsganges ebenso wichtig wie das Sct. Galler. Die volksthümliche Behandlung der Weihnachtsspiele wurde von Reinhold, Schröer und Lexer in Untersuchung genommen, ihre Vorlagen gehen bis ins XVI. Jahrhundert hinauf. Die literarischen Weihnachtsspiele der Reformationszeit (älteste Beispiele sind die Stücke von Chunstin und Hans Sachs) und die Ausläufer der Weihnachtsspiele im XVII. Jahrhundert (4 Weihnachtsspiele eines bairischen Dichters) endigen die Untersuchung, aus der die erste Entstehung aus den 3 kirchlichen Offizen (off. pastorium, off. infortum und off. Magorum für den 6. Jan., den 25. und 28. Dec.) zur Genüge klar wird.

Was das Osterfest betrifft, so war dies das Fundament aller christlichen Feste. Auch hier sucht der Verfasser diejenigen altkirchlichen Riten aufzuweisen, aus denen sich die Osterspiele ableiten lassen. Die symbolische Feier wurde zu einer liturgisch-dramatischen erweitert, wobei nur Vulgataverse und Hymnenstrophen für den Text verwendet wurden. Solcher ganz in der Kirchensprache bleibenden, etwas freier entwickelten Osternachtfeiern haben wir fünfe (Mone Schausp. des M. A.): 1. Eine Einsiedler H. S., 2. eine Reichenauer, 3. eine Lichtenthaler, 4. eine Neuburger, 5. eine Engelberger HS. Den Uebergang vom streng kirchlichen officium zu einer freiern Entwicklung bezeichnet der Ausdruck „ludus.“ Wir haben in einer Trierer HS. des 15. Jahr. einen ludus de nocte paschæ, ebenso einen Wolfenbüttler. Damit

ist vorausgehend eine Marienklage (planctus Mariæ) verbunden, deren sich außerdem noch mehrere für sich stehende erhalten haben. Dazu kommen die Anfänge synoptischer Behandlung aus dem XIII. Jahrh. in den Osterspielen. Hieher gehört ein Benedictbeurer Osterspiel, eines aus dem Kloster Muri und ein Osterspiel aus Sct. Gallen. Die Behandlung der Höllenfahrt ist das Hauptcharakteristikon der ältern populären Spiele dieses Cyclus. Die Anfänge populärer Behandlung zeigen das Wiener Osterspiel und das Innsbrucker (1391). Dazu kommt das Redentiner. Pichler hat in seiner Tiroler Sammlung von 4 Osterspielen Nachricht gegeben, die alle Verwandtschaft mit dem Wiener zeigen. Im XV. und XVI. Jahrhundert bildet sich unter wachsender Theilnahme des Volkes ein mit großem Reichthum der Handlung ausgestattetes Passions-Osterspiel aus, es zeigt sich hier der Höhepunkt des populären Osterspiels. Eine Gruppe für sich bilden die Frankfurter, Friedberger und Alsfelder Passions-Osterspiele. Daran schließt sich ein Heidelberger Osterspiel (1514, schwerlich älter, wie Gervinus will); Mone und Pichler haben einige vereinzelt stehende Stücke mitgetheilt: Das 2tägige Osterspiel aus Donaueschingen und die „Grablegung" (Luzerner HS.) und ferner die Sterzinger Passion. Leider war das Osterspiel im XVI. Jahrhundert, wo es scheinbar in reichster Entfaltung auftritt, seinem Verfall nahe. Das Uerdinger Denkmal und das Passionsspiel von Zuckmantel haben noch großen Werth. Besonderer Pflege erfreute sich das Passions-Osterspiel in Baiern. Das Oberammergauer verdankte seine Entstehung der Pest von 1634. Der älteste Text ist aus dem Jahre 1662. Auch zu Brixlegg (Unterinnthal) wurde in den letzten Jahren eine Passionsspielaufführung versucht.

Die Himmelfahrtsspiele mußten den Zuschauer theils durch dogmatische, theils durch ethische Belehrung für das Ungenügende einer sinnlichen Nachahmung transscendenter Handlungen entschädigen. Wir haben 2 solche Spiele: den ludus ascensionis bei Mone aus einer Sct. Galler HS. und ein von Pichler aus Tirol mitgetheiltes. Das Frohnleichnamsspiel hat seine historische Anknüpfung durch den Bezug zum grünen Donnerstag, es ist übrigens zur Präconisirung des Transsubstantiationsdogmas bestimmt. Das älteste Denkmal ist das von Mone edirte Innsbrucker Spiel; reicher gestaltet sich das Künzelsauer (1479); freiere Formen zeigen die 3 Denkmale aus Uerdingen (aus dem 17. Jahrh.). Die Antichrist- und Weltgerichtsspiele, wohin der Tegernseer ludus de adventu et interitu Antichristi und das Mühlhauserspiel (Eisenacherspiel, Zehnjungfrauspiel), ferner das von Rheinau, das Luzerner und Frankfurter Weltgerichts-Antichristspiel gerechnet werden, werden auf die Stellen des N. T., wo vom Antichrist gesprochen wird, und die Apokalypse zurückgeführt. Die Legendenspiele (Leg. de beata Catharina, der Ludus de Sct. Dorothea, das Spiel von Frau Jutten von Scherrbeck (1480), die Theophilus-legende; ain hübsch Spil von Sct. Jürgen, das heilig Kreuzspil, das Sct. Ursenspiel ꝛc.) zeigen keine ähnliche Entwicklung, da der Stoff selten mehrfach behandelt wird. Die poetische und nationale Seite der Spiele in Deutschland ist leider nur sehr dürftig hervorgehoben, wie überhaupt der Stoff nicht übersichtlich genug behandelt ist. Man muß sich durch viel Gestripp durcharbeiten, bevor man die lichten Höhen erreicht. Der große Fleiß, die umfassende Gelehrsamkeit des Verfassers ist in jeder Zeile ersichtlich. Hanuš' böhmische Osterspiele scheint der Verfasser nicht gekannt zu haben, um sie zur Vergleichung heran zu ziehen. Das Capitel VIII. ist das interessanteste, hier zeigt sich der Verfasser als über dem Stoff stehend. Auch das IX. Capitel: Die geistlichen Spiele als Sprachdenkmäler gibt nur kurze Andeutungen. Die umfassende Zusammenstellung eines so dankenswerthen, wenn auch mühsam zu beschaffenden und viele Schwierigkeiten bietenden Stoffes, die Zurückführung auf die ältesten Ueberlieferungen ist das große Verdienst des Verfassers. Druck und Ausstattung ist vortrefflich.

Ch.

Heraldik.

Dr. **R. G. Stillfried.** Die Attribute des neuen deutschen Reiches. Berlin 1872. Als Manuskript gedruckt. — Unter obigem Titel liegt uns ein höchst interessantes Schriftchen vor. Dasselbe beschäftigt sich mit der Frage, wie die Attribute des neuen deutschen Reiches zu gestalten seien. Der Verfasser des Werkes, Oberzeremonienmeister des deut-

schen Kaisers und Chef des königl. preußischen Heroldsamtes, behandelt diese Frage nun mit der anerkennenswerthesten Gründlichkeit und Umsicht. Er liefert den genauen Nachweis, daß das neue deutsche Kaiserthum keine Fortsetzung des im J. 1806 erloschenen Reichsregimentes, sondern eine nothwendige, thatsächlich neue Schöpfung der Zeit sei; deßhalb erscheint auch keine der früheren Reichskronen für das gegenwärtige deutsche Kaiserthum passend. Insbesondere erklärt der Verfasser klar und unumwunden, daß das neue deutsche Kaiserthum ebenso wenig berechtigt wie gesonnen sei, auf die seit der Auflösung des deutschen Reiches in der k. Schatzkammer in Wien aufbewahrten Reichsinsignien Anspruch zu erheben. „Wollte Oesterreich," sagt der Verfasser S. 15, „indessen auf dieses Besitzrecht freiwillig verzichten, so könnte dies unseres Ermessens zunächst nur zu Gunsten eines unparteiischen Dritten, einer deutschen Nationalsammlung geschehen, wie etwa das Germanische Museum zu Nürnberg ist." Ebenso erhebt der Verfasser gründliche Bedenken gegen die Annahme der alten Kaiserattribute auch vom religiösen Standpunkt aus. Die alten römisch-deutschen Reichskleinodien tragen unverkennbar den Stempel des Katholicismus an sich. Die alten römisch-deutschen Kaiser wurden bei den Krönungen regelmäßig gefragt, ob sie beim katholischen Glauben beständig bleiben und demselben nachleben, ob sie der Kirche und deren Diener getreue Vormünder und Beschützer sein und dem Papste gehörige Treue leisten wollen. Ein solcher Eid würde natürlich auf die heutigen Zustände ganz und gar nicht passen, daher denn der Verfasser offen erklärt: „die alte römisch-deutsche Kaiserpracht, ihre Zuthaten und Würdezeichen seien für den neuen deutschen Kaiser unmöglich und geradezu verwerflich." Auch hat Kaiser Wilhelm in dieser Hinsicht mit richtigem Takt geäußert: „Ich denke nicht daran, mir eine Kaiserkrone anzueignen, welche wirklich existirt und welche ich nicht besitze, vielleicht niemals besitzen werde, und welche Ich zu besitzen Meinerseits auch gar kein Bedürfniß fühle." Stillfried bringt nun die genaue Beschreibung und Abbildnng der Attribute, über deren Annahme und Beschaffenheit Kaiser Wilhelm vorläufig Beschluß gefaßt, und zwar den Reichsadler, einköpfig, schwarz mit rothem Schnabel und rothen Klauen, die Reichskrone, die verschiedenen Wappen, Kronen und Standarten des Kaisers, der Kaiserin und des Kronprinzen. Sie stellen zunächst die innige Verbindung des hohenzollern'schen Stammwappens mit dem deutschen Reichsadler, beim Kaiser und Kronprinzen und das Wappenschild des Kaisers mit dem vollständigen großherzoglich-sächsischen Wappen bei der Kaiserin dar. Eine nähere Beschreibung derselben ohne Beifügung der Abbildung wäre hier nicht am Platze. Wir können nur hinzufügen, daß die Ausstattung des ganzen Werkchens und insbesondere der beigegebenen 16 Tafeln eine ebenso sorgfältige wie würdige ist. Schließlich wollen wir es uns nicht versagen, dem geehrten Herrn Verfasser, der mit besonderer Sympathie dieses sein als Manuskript gedrucktes Werkchen dem Vereine zugesendet hat, unsern besten Dank dafür auszusprechen. F.

Geographie und Statistik.

W. Ißleib's Geographie für Schule und Haus. Für Oesterreich bearbeitet und herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. 1872. Verlag desselben.

Diese kurzgedrängte Schilderung unserer Erde (das ganze Büchlein hat 74 Seiten) ist gleichsam eine Erklärung des Ißleib-Amthor'schen Volksschulatlasses. Sie behandelt im I. Abschnitte die „Mathematische Geographie", also den Himmel, im II. die Erde (physikalische Geographie), im III. die „politische" (Bewohner), im IV. und V. Europa, im VI. und VII. Asien, im VIII. und IX. Afrika, im X. und XI. Amerika und in den zwei letzten Australien. Die ganze Darstellung ist möglichst knapp, so daß die wichtigsten Momente, als da sind: Grenzen, Größe, Gebirge, Ebenen, Flüsse, und Canäle, Producte, Einwohner und Städte angegeben sind. Es ist dieses Heft gewiß Manchem hoch willkommen, der ein Nachschlagebuch für Geographie in handlichem Taschenformate besitzen will. Der Preis beträgt 20 kr.

R.—r.—

Versuch einer vergleichenden graphischen Statitstik der österreichisch-ungarischen Eisenbahnen von Sigmund Schüller. Wien 1871 Lehmann und Wentzel.

Der Werth graphischer Darstellungen zu statistischen Zwecken wird im großen Ganzen noch nicht nach Gebühr anerkannt, und es muß sich diese Darstellungsform, welche verhältnißmäßig noch jung zu nennen ist, ihre Bedeutung erst erobern.

Das vorliegende Werk ist nun ganz dazu angethan, die Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit gerade dieser Art und Weise der Darstellung in's rechte Licht zu setzen, und jene Faktoren, die man bisher nur durch Ziffern und Zahlen dem Gedächtnisse einprägen konnte, auch der Anschauung zugänglich zu machen, und das scheint der einzige, richtige Weg für Statistik überhaupt zu sein. Dadurch wird man leichter als durch jede andere Form der Vorführung in den Stand gesetzt, Bilder zu gewinnen, und ein Bild haftet immer tiefer als eine Tabelle; ein Bild gestattet stets einen deutlicheren Vergleich als die bloße Zahl; ein Bild erweckt selbst bei Laien ein viel regeres Interesse als der todte Buchstabe.

Dies vorausgeschickt, ist es wohl selbstverständlich, daß der Nutzen einer vergleichenden graphischen Eisenbahnstatistik ein hoher und bedeutender sein muß, da ja das Eisenbahnwesen in unseren Tagen einen gewaltigen Aufschwung nahm und in der Culturentwicklung der Völker einen gewaltigen Faktor bildet. Wir sind ganz einverstanden mit dem Ingenieur Schüller, dem Verfasser des besprochenen Buches wenn er in der Einleitung sagt: „Durch diese Eisenbahnstatistik werden wir in den Stand gesetzt, Baubetriebs- und Finanzverhältnisse der einzelnen Bahnen richtig zu beurtheilen. Nur auf diesem Wege lassen sich so manche noch im Widerstreite der verschiedensten Einflüsse liegenden Fragen lösen. Die Fragen der Tarifpolitik der einzelnen Linien, ihre Lebensfähigkeit und Fortentwicklung, der Einfluß der Concurrenzbahnen werden blos durch die statistischen Aufschreibungen der Eisenbahnen beantwortet. Auch sonst gewährt die Statistik der Eisenbahnen interessante Schlüsse auf die allgemeine Entwicklung der volkswirthschaftlichen Verhältnisse längs den einzelnen Linien."

Der Verfasser hat sich die Linien der österreichisch-ungarischen Bahnen in den Jahren 1866, 1867, 1868 und 1869 zur Darstellung gewählt, also eine Periode, in welcher der bedeutende Aufschwung unseres Eisenbahnwesens seinen Anfang nahm; er hat, ohne in der Lage zu sein, ämtliche Quellen benützen zu können, aus den veröffentlichten Rechenschaftsberichten der einzelnen Eisenbahnverwaltungen geschöpft, und wenn auch dadurch das Werk einerseits lückenhaft bleiben mußte, weil die Berichte mangelten, wie es z. B. Tafel IX. beweiset, so ist anderseits das Unternehmen um so bewundernswerther, weil es rein aus privater Thätigkeit hervorging und einen sicheren Schluß darauf gestattet, was Herr Schüller leisten wird, wenn ihm sämmtliche Quellen zu Gebote gestellt werden.

Das Werk besteht aus 35 Tafeln und einer größeren Eisenbahnkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie, letztere im Maßstabe von 1,260.000. Da diese Tafeln nicht blos die einzelnen Bahnen zur Vergleichung enthalten, sondern auch die Jahre von 1866—1869 in sich schließen, so sind sie zugleich als historische, nicht bloß rein statistische Behelfe aufzufassen und liefern den neuen Beweis der Möglichkeit einer Verbindung von Geschichte und Statistik in der graphischen Darstellung.

Um annäherungsweise die Reichhaltigkeit des Inhalts zu zeigen, weisen wir auf einzelne Tafeln hin. Es wird in der ersten die Meilenzahl der einzelnen Bahnen und ihre Gesammtlänge dargestellt, nach Farben für die drei Jahre geschieden. In andern Tafeln finden wir die Betriebseinnahmen, das Perzentualverhältniß der Einnahmen zu den Ausgaben, die Zunahme des Frachtenverkehrs und der Reisenden, so wie die Einnahmen aus dem Frachten- und Personenverkehr; weiter die Vertheilung der Reisenden auf die benützten Wagenklassen, die Einnahme und durchschnittliche Reiselänge eines Passagiers, die allgemeinen, dann die speziellen Bahnverwaltungs- und Erhaltungskosten. Von diesen vergleichenden graphischen Darstellungen geht der Verfasser über auf die Zunahme der Betriebsmittel (Lokomotiven, Personen- und Lastwagen), auf die Baukosten, die finanziellen Verhältnisse und den Verkehr.

Das Werk ist selbst für Laien leicht verständlich, und es ist nur zu wünschen, daß Herr Schüller, auf diesem Gebiete immer weiter fortschreitend, uns recht bald wieder mit einer umfassenden Publikation erfreuen möge. Die

Wiener Weltausstellung bietet hiezu einen geeigneten Anknüpfungspunkt. Noch müssen wir schließlich den Druck und die Ausstattung des Werkes hervorheben, welche der Verlagsfirma Lehmann und Wentzel in Wien alle Ehre macht. **Kw.**

Religion.

Das Büchlein von der Unfehlbarkeit. Für den Bürger und Landmann. Dritte Auflage. Preis 12 Nkr. München 1872. Verlag von E. H. Gummis Buchhandlung (Gustav Beck). Verbreitet durch den Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.

Dieses Büchlein schildert uns auf 96 Seiten nicht nur die Entstehung dieses der Vernunft schnurstracks entgegenlaufenden Dogmas, sondern auch seine Unhaltbarkeit und seine nothwendigen Folgen. Der anonyme Verfasser dieses Volksbuches beschreibt in volksthümlicher Redeweise zuerst die Vorfälle, die dem Concil vorangingen. Er zeigt, wie die Partei, die großen Einfluß auf seine Heiligkeit hat, zuerst die ganze Aufgabe des Concils, welches seit 300 Jahren wieder znm ersten Male berufen worden war, geheim hielt und die auftauchenden Gerüchte von der Unfehlbarkeit für „Böswilligkeiten und Verläumdungen" erklärte. Als endlich eine inspirirte italienische Zeitung mit Andeutungen herausrückte, wollte alle Welt derselben nicht Glauben schenken. Einem Papste wie Pius IX., „dem allzeit ergebenen und milden Dulder", solle man keine so raffinirten und selbstsüchtigen Pläne unterschieben. Freilich waren tiefer Blickende längst überzeugt, daß der Lärm kein blinder sei; denn der Papst machte zu seiner Rolle gleichsam Vorübungen. Die ungewöhnlich häufigen Ablaßertheilungen, Selig- und Heiligsprechungen sollten erinnern, daß der jetzige Inhaber des Stuhles Petri kein unthätiger Mann sei. Dann kam 1854 das Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä, welches Jedermann zwang, bei Verlust seiner ewigen Seligkeit diesen lange gehegten frommen Glauben für wahr zu halten. Dieses Dogma wurde durch Zuruf von etwa 100 in Rom versammelten Bischöfen angenommen.

Ein Gleiches hatte der Papst und die Jesuiten bei der Unfehlbarkeit erwartet. Also im Dezember u. z. am 8. sollte die erste Versammlung stattfinden. Schon früher waren einige Theologen auch aus Deutschland nach Rom berufen, um scheinbar die „Vorarbeiten" zu machen. Doch war das leere Spiegelfechterei, sowie die Androhung der großen Excommunication für Jeden, der etwas von den Verhandlungen verriethe. Der Verfasser sagt ganz richtig: „Solche Geheimnißkrämerei hat Christus bei seinem Lehramt nicht gekannt. Die Apostel ebenso wenig." (Pag. 18.) Obwohl bei den früheren Concilien die ganze Kirche, i. e. Geistliche und Laien vertreten waren, hatte man beim letzten diese ausgeschlossen.

Endlich war das Concil in der Peterskirche eröffnet. Es war nicht besonders glänzend für die Bischöfe u. s. w. gesorgt. Viele wußten oft nicht, um was es sich handle, da sie oft die lateinischen Reden gar nicht verstanden und Tagesordnung, Entwürfe, Referate und Anträge nicht vor sich hatten. Die Geschäftsordnung war überhaupt raffinirt. Der hl. Vater ernannte die Präsidenten und Secretäre, er berief in die Commissionen für die Vorlagen und Anträge. Jeder Antrag eines Concils-Vaters konnte in den Papierkorb wandern! Die Commissonen nahmen Aenderungen nur einmal in Berathung, dann mußten sie von der Versammlung angenommen oder verworfen werden. Die stenographischen Aufzeichnungen unterzog eine päpstliche Commission der Correctur, strich und änderte nach Belieben. Die Welt sollte überhaupt nichts von den Debatten erfahren, deshalb sprachen einzelne Bischöfe, z. B. Stroßmayer, um so freier und rücksichtsloser.

Die deutschen und österreichischen Bischöfe verhinderten, daß die Sachen so gingen, wie sich die Jesuiten eingebildet hatten. Besonders Cardinalerzbischof Fürst Schwarzenberg ging scharf ins Zeug! (Tempora mutantur et homines in iis.) Er überreichte dem Concil einige „Wünsche": es möge die Zahl der Glaubensartikel nicht unnöthiger Weise vermehrt werden; es möge die Index-Congregation (Censurbehörde) aufgehoben werden u. m. a.

Jetzt fing die Umgebung des Papstes an, ein Scheingericht zu führen: ein Glaubensdekret, das, wie Bischof Stroßmayer sagte, längst verdammte Dinge nochmals verdammte, wurde eingebracht und zurückgewiesen, dann Vorlagen unbedeutendster Natur: „Ueber die Pflichten des Episkopats" und über Katechis-

men. Unterdessen wurde aber geheim und ganz im Stillen gewirkt, bis bei den italienischen, spanischen und orientalischen, meist diecöselosen Bischöfen eine Eingabe zu Stande gebracht war, die um Einbringung des Unfehlbarkeitsdekretes bat. Die Opposition stellte die Gegenbitte mit Hinweisung auf die unvermeidlichen Kämpfe zwischen Staat und Kirche. Man wollte Alles eingestehen, nur sollte von der Formulirung, von dem Worte abgesehen werden. Das hatten die Jesuiten gewollt; jetzt bestanden sie auf Berathung des Dogmas.

Dem Papste dauerte die Sache schon zu lange, da wurde schnell eine neue Geschäftsordnung gegeben. Nach dieser war die Versammlung und ebenso der Präsident, der doch vom Papste ernannt war, jeden Augenblick befugt, die Debatte abzubrechen und abstimmen zu lassen; ferner sollte jetzt durch einfache Majorität das Seelenheil von Millionen Katholiken entschieden werden. Dagegen sträubte sich natürlich der intelligente Theil des Concils und 100 Bischöfe unterschrieben eine Erklärung: „nach der neuen Geschäftsordnung könnte dem Concil Unfreiheit vorgeworfen werden." Die Jesuiten ließen sich nicht abschrecken. Sie brachten, um an die einfache Majorität zu gewöhnen, eine Verdammung der Protestanten ein, alles Schlechte wurde diesen in die Schuhe geschoben. Dagegen wehrten sich natürlich die Bischöfe, die Jesuiten hofften eine Abstimmung, durch die das Protestantenbeleidigende verworfen, zugleich aber unbewußt die neue Geschäftsordnung angenommen worden wäre. Bischof Stroßmayer verhinderte durch seine Rede am 22. März 1870 dieses schlaue Plänchen. (Diese Rede rief bekanntlich den ungeheueren Skandal, bei dem die Bischöfe fast handgemein wurden, hervor.) Die Vorlage wurde zur Umarbeitung zurückgezogen, um die Stelle: „Man muß dem Papst gehorchen, auch wenn er etwas verwirft, was nicht geradezu häretisch oder ketzerisch ist," vermehrt und wieder eingebracht. Jetzt war die Falle zu und das Concil gefangen. Es konnte doch nicht Ungehorsam befehlen; einstimmig wurde dieser Satz also angenommen.

Noch viele aufgeklärte Bischöfe mahnten ab, die Unfehlbarkeitslehre anzuerkennen, da führte am 3. Juni 1870 die Partei der Jesuiten den zweiten Schlag. Obwohl 50 Redner noch eingetragen waren, wurde die Berathung geschlossen! Am 13. Juli wurde zum ersten Mal abgestimmt. Von 600 in Rom noch anwesenden Bischöfen kamen 70 nicht in die Sitzung, 88 stimmten mit „Non placet", 62 mit „Placet juxta modum" (mit Vorbehalt). Am 18. Juli endlich erfolgte die Annahme durch 500 Bischöfe. Etliche 50, meist deutsche hatten sich entfernt, nachdem sie ein bestimmtes „Nein" in einem Briefe niedergelegt hatten. Und so war der Papst denn unfehlbar.

Was nun den ferneren Inhalt des Büchleins anbelangt, so zeigt er uns in den Capiteln: „Unfehlbarkeitslehre", Unfehlbarkeit und die Weltgeschichte" (in welchem mehrere Musterpäpste angeführt werden, die Alles eher waren als unfehlbar, so Liberius, Silverius, Honorius, Johann XXIII. u.s.w.), „Syllabus", „Papst und Mensch" (welches die Ueberschwenglichkeiten in der Bezeichnung heiliger, heiligster Vater, heiligster Herr und mehreres Andere dieser Art anführt und tadelt), und „Schlußbetrachtungen", daß „der Papst nicht unfehlbar ist", „es nicht sein kann" und „es auch nicht zu sein braucht." —

Wir möchten Jedem anrathen, dieses Büchlein zu studiren, da es nicht nur viel Interessantes bietet, sondern auch Belehrung und Aufklärung in manchem Punkte. Der Deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse hat sich durch eine große Verbreitung dieser Schrift ein großes Verdienst um die katholische und auch indirect die deutsche Sache erworben, „denn bekannt ist's doch, daß das deutsche Element auch die Aufklärung repräsentirt!

R.—r.—

Volksschule.

Die **Volksschule** in Oesterreich (Separatabdruck aus dem „Mährischen Grenzboten." Von **Dr. M. A. Orbal**, k. k Gymnasialdirector und Bezirksschulinspector in Iglau. Verlag des Iglauer Fortschritts-Vereines. 1872.

Herr Director Dr. Orbal, der bekannte Verfasser der „Logik und Psychologie," die einen sehr guten Ruf sich erwarb und bereits in den meisten Gymnasien eingeführt ist, gibt hier in 7 Artikeln, die in dem zu Iglau erscheinenden „Mährischen Grenzboten" zuerst veröffentlicht wurden, eine Uebersicht über die neuen Schulgesetze und ihren Nutzen mit Blicken in das frühere Schulwesen. Im ersten

Aufsatze bespricht der Herr Verfasser den Artikel XVII der St.-G.-Gesetze vom 21. Dzbr. 1867 und §. 1 des Gesetzes vom 25. Mai 1868 über das Verhältniß vom Schule und Kirche; im zweiten weist der H. V. die Ansicht, daß die Kirche die Mutter der Schule sei, zurück und begründet das Recht des Staates, die oberste Leitung und Aufsicht über die Schule zu führen; der 3. Artikel ist dem Schulzwang gewidmet und auf die Einrichtung in der Schweiz hingewiesen, daß die Kinder bis zum 16. Jahre schulpflichtig seien; Artikel 4 bespricht die Aufgabe der Volksschule und die Eintheilung der Volksschulen; Artikel 5 die Stellung der Lehrer, speziell in Mähren, und die Lehrerbildungsanstalten und Fortbildungscurse; Artikel 6 die Beaufsichtigung der Volksschulen; der Schlußartikel beantwortet, nach einigen Hinblicken auf die Durchführung der Volksschulgesetze, die Frage: Was soll zur Hebung der Schulen geschehen?

Der Herr Verfasser hat mit dieser Schrift ein recht anschauliches Bild der Volksschulgesetze gegeben, und wir hoffen nur, daß Alles, was er sagt, auf recht guten Boden falle!

R.—r.—

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag Nr. 9. **„Die Agitation gegen die jetzige Schulgesetzgebung."** Von JUDr. **Aschenbrenner** in Böhm.-Leipa. 1872.

Dr. Aschenbrenner sucht die Gründe der Agitation gegen die Volksschulgesetzgebung anzugeben und gelangt zu dem Resultate, „daß der Hauptgrund der Opposition nichts ist, als der nackte Egoismus, das Streben des Ultramontanismus und Jesuitismus, auch nicht ein Stückchen jener Machtbefugnisse abzulassen, welche sich derselbe im Laufe der Zeiten zuzueignen klug genug gewesen."

Er hat aber auch die Einwendungen gegen das Volksschulgesetz, 1. „daß dieses germanisiren wolle, daß es die Gleichberechtigung der tschechischen Nationalität verletze," dann 2. daß „durch die Schulgesetze die Religion der Kinder in Gefahr komme", zu widerlegen gewußt; den ersten Punkt mit Hinweisung auf die alte Schulordnung (die doch Ultramontane und Nationale so innig herbeisehnen), die den Titel: „Politische Verfassung der deutschen Schulen in den k. k. deutschen Erbstaaten" führt und als nothwendige Bedingung für jeden Lehrer die Kenntniß der deutschen Sprache fordert. Dagegen bestimmt §. 6 des neuen Volksschulgesetzes, daß über die Unterrichtssprache Jene zu entscheiden haben, die die Schule erhalten.

Was den 2. Punkt anbelangt, so genügt die Hinweisung auf §. 1 des V.-Sch.-G.. „Die Volksschule hat die Aufgabe, die Kinder sittlich-religiös zu erziehen", um jedes Bedenken zu entkräften. Auch ist ja der Religionsunterricht nicht aus der Schule verbannt, jede Confession hat für denselben zu sorgen.

Aber das ist es auch nicht, was die Herren des Rückschritts wünschen, sondern es ärgert sie, daß sie die Oberherrschaft über die Schule verloren haben, daß nicht mehr der Schulmeister der persönliche Knecht des hochwürdigen Herrn Pfarrers ist, daß der Schullehrer jetzt auch allgemein gebildet sein soll, nicht nur der Herr Pater. Das können sie nicht verschmerzen und daher eifern sie in den katholisch-politischen Casinos und von der Kanzel gegen die Volksschulgesetze, das ist gegen die Bildung und Civilisation des Volkes. Sie ahnen und sehen, daß „Wissen frei macht," daher wollen sie das Volk in möglichster Dummheit bewahren damit dann doch ihre Wunder Absatz finden.

Doch das Volksschulgesetz hat Kraft in sich, noch mehr Stürme als die Enquêtecommissionen weiland Sr. Exc. des Ministers Jireček zu bestehen, und so rufen wir ihm denn aus vollem Herzen vivat, floreat, crescat zu! Die gute Sache siegt immer! R.—r.—

Naturgeschichte.

Der Thierschutz, eine Forderung der Menschlichkeit und des Fortschrittes. Von Dr. J. E. Födisch, Hauptlehrer an der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Leitmeritz. Herausgegeben vom Thierschutzverein für Böhmen. Prag 1872. Druck von A. Renn in Prag. — Selbstverlag.

Dr. Födisch sucht durch dieses Schriftchen den Ideen des Fortschrittes, die sich in einer möglichst schonenden Behandlung der Thiere kundthut, eine weitere Verbreitung zu verschaffen. Er weist die Einwendungen der Gegner der Thierschutzvereine, es sei lieber für die

Menschen zu sorgen, es habe derlei Gebahren keinen praktischen Werth u. a., mit Glück zurück, und führt endlich noch Uebelstände an, die vorkommenden Falls von einer Gefühlsverhärtung Zeugniß geben, so die Stiergefechte, Hahnenkämpfe, der in Böhmen vorkommende „Hahnenschlag" (eine wahrhaft grausame Sitte, einen angebundenen Hahn mit verbundenen Augen zu schlagen, bis er endet), die sogenannten Menagerien à la miniature, die Thiermalzeiten in denselben, das Stutzen der Ohren und Schweife bei Hunden und das Blenden der Singvögel, die alle recht gut beseitigt werden könnten. Eine kleine Uebersicht über die Entwicklung der Thierschutzvereine seit 1824 (Gründung des ersten zu London) schließt den recht verdienstlichen Aufsatz. Möge der Landmann und überhaupt Jeder, der mit Thieren zu thun hat, den in Dr. Födisch's Arbeit entwickelten Grundsätzen Beachtung schenken und sie zu seiner und der Thiere Wohlthat praktisch durchzuführen bestrebt sein!

—S.

Bibliographisches.

Erste Fortsetzung der zweiten Auflage des Verzeichnisses von Lehrmitteln und Unterrichtsbüchern für Volks- und Mittelschulen zusammengestellt unter Mitwirkung von Fachmännern von Carl Reichenecker. Firma: K. André'sche Buch-, Kunst- und Landkarten-Handlung. Prag, Verlag von C. Reichenecker. 1872.

Das Lehrmittelverzeichniß, dessen 2. Auflage zum zweiten deutsch-böhmischen Lehrertag erschien, wurde beifällig aufgenommen. Auch die Fortsetzung tritt würdig in die Fußstapfen desselben. Unter den „Jugendschriften" finden wir sehr gute Werke zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Die „Lehrmittel zum Anschauungsunterrichte" sind den besten Sachen, die auf diesem Gebiete erschienen, entnommen. Auch andere Abtheilungen bieten manches treffliche Werk zu herabgesetzten Preisen. Manchem dürfte dieses Verzeichnis beim Anlegen von Schulbibliotheken von nicht geringem Nutzen sein.

—R.

Bibliographie.

A.

Berichte des Vereines ostböhmischer Zuckerfabrikanten. 7. Generalversammlg., abgeh. in Prag am 15. Mai 1871. Mit lith. Beilagen. gr. 8. 68 S. m. 2 Steintaf. in Prag, Rziwnatz in Comm.

Becker Dr. Karl Ferd., Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprachlehre. Hrsg. v. Thdr. Becker. 8. Aufl. gr. 8. XII, 136 S. Prag 1870, Tempsky.

— — Ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik. 2 Bde. 2. neubearb. Aufl. gr. 8. XVI, 428 und XIII., 694 S. 1870, Prag, Tempsky.

Czyhlarz Prof. Dr. Karl, zur Lehre von der Resolutivbedingung. gr. 8. 101 S. Prag Dominicus.

Harlacher Prof. A. R., Beiträge zur Hydrographie d. Königr. Böhmen. 1. Lfg. 1. Beitrag: Bestimmung der Wassermenge von Flüssen und Wassermessung im Elbestrom an der böhmisch-sächs. Grenze. Mit 2 lith. Taf. in qu. Folio. (Aus „Technische Blätter".) Lex. 8. 32 S. Prag 1872. Calve.

Hercik Em. und Engelb. **Jindřich**, Ornamental-Zeichnen f. Volks- und Bürgerschulen. 1. und 2. Heft. Fol. a. 6 Steintafeln. Prag, Dominicus.

Herrmann Franz., Sammlung von zwei- u. mehrstimmigen Liedern für Schule, Haus u. Leben. 7. unveränd. Aufl. gr. 8. 48 S. Prag, Reichenecker.

Kaulich Prof. Dr. Ernst, Lehrbuch der kaufmännischen Arithmetik. Zum Gebrauche für Handelslehranstalten und für den Selbstunterricht. 2. verb. u. verm. Aufl. gr. 8. X 336. S. Prag. Credner.

Knappe Jos., Leitfaden zum Unterrichte in der Erdbeschreibung Mit besond. Rücksicht auf d. Kaiserth. Österreich f. Schule und Haus. 3. Aufl. gr. 8. IV, 195 S. Prag 1872, Calve.

Laube Prof. Dr. Gust. C., Hülfstafeln zur Bestimmung der Mineralien. Zum Gebrauch f. Anfänger in mineralog. Uebungsstunden. 16. 53 S. Prag 1872, Calve.

Lehrertag, erster deutsch-böhmischer, abgehalten zu Prag am 19., 20. u. 21. September 1870. (Aus „Blätter für Erziehung und Unterricht.") Lex. 8. III, 72 S. Prag, Hunger in Comm.

Marschner Frz. V. A., Die erste Stufe der freien Auffassung und Darstellung räumlicher Gegenstände, oder: die Elemente der geometr. Formenlehre in ihrer Beziehung zum Darstellen in der Luft, zum Stäbchen- und Täfelchenlegen, Verschränken ꝛc. Für Lehrer und Lehramtskandidaten bearb. 2. umgearb. Aufl. Mit 269 in den Text gedr. Figuren. gr. 8. 86 S. Prag, Reichenecker.

Mrazek Joh., Lehrbuch der Elementar-Arithmetik. Zunächst f. den Gebrauch an Lehrerbildungsanstalten, sowie Bürger-, Handels- u. Realschulen und zum Selbststudium. 1. Thl. behandelt den laut dem Verordnungsblatte d. k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 27. Aug. 1870 vorgezeichneten Unterrichtsstoff für d. 1. Klasse an Lehrerbildungsanstalten. gr. 8 VIII, 312 S. Prag, Dominicus.

Ott, Karl v., Die Grundzüge des graphischen Rechnens u. der graphischen Statik. 2. erweit. Aufl. m. 116 Holzschn. gr. 8. 107 S. Prag 1872, Calve.

Passavant Dr. Gust., Ueber Schulunterricht vom ärztlichen Standpunkte. gr. 8. 32 S. Prag 1870, Tempsky.

Paweck J., Das Wesen der Arbeiter-Strike u. das Verhältniß der Administrativ-Behörden zu demselben. gr. 8. 43 S. Prag, Hunger.

Proekl, Vinz., Schloß Seeberg im Egerlande, seine Geschichte, seine Geschlechter, seine Kirche. gr. 8. 36. S. mit einer Steintaf. Eger. Kobertsch & Gschihay.

Reduktions-Tabelle des Wiener Gewichtes auf das Zoll-Gewicht und umgekehrt von ½ Loth bis 100 Centner. qu. 4. 1 Bl. Prag, Silber & Schenk.

Reliquiæ tabularum terræ regni Bohemiæ anno MDXLI igne consumptarum. Edidit Jos. Emler. Tom. I. Vol. 5. gr. 4. S. 481—606. Prag, Grégr & Dattel.

Ricard Anf., Französische Sprachlehre. 2. verm. Aufl. gr. 8. 1. Abth. 128 S. Prag, Credner.

Rosetti Ant. Costa, Die Truppenführung im Felde in taktischer Beziehung, e. Sammlung wissenschaftlich beurtheilter, kriegsgeschichtl. Beispiele. 4. Lfg. m. 9 Xylograph. gr. 8. S. 209–288. Prag, Hunger in Comm.

— — Dasselbe . . . 5. Lfg. m. 5 Xylograph. u. 3 Fig. gr. 8. S. 289—368. Prag. Hunin Comm.

Špatný Frz., Sammlung der deutsch-böhmischen technischen, hauptsächlich mechanischen Nomenklatur. Enthält über 4000 Schlagwörter. gr. 16. III, 100 S., Prag, Rziwnatz in Comm.

Špatny Frz, Beiträge zur Geschichte des Obstbaues im Königreiche Böhmen. 8. 60 S. m. e. Holzschntaf. in qu. 4. Prag 1872, Rziwnatz.

Taschek Wilh. E. A., deutsche vereinfachte Wortschreibung. Ein Handbuch der Orthographie für Freunde einfacher ungekünstelter Wortbilder. gr. 8. 72 S. Prag, Reichenecker.

Taschen-Ausgabe der Gesetze für das Königreich Böhmen:

Nr. 48. Verord. d. H.-M. v. 4. Februar 1871 betreffend die Verfassung und die Vorlage von Eisenbahnprojecten und die damit zusammenhängenden Amtshandlungen; mit einem Anhange enthaltend Abänderungen der Instruction zum Wehrgesetze v. 28. Oct. 1870 und 13. Decemb. 1870 und einige Bestimmungen des Landwehr-Statutes v. 22. Juli 1870; ferner Kaiserliches Manifest und Diplom v. 20. Oct. 1860 und die Pragmatische Sanction Kaiser Karls VI. v. 6. Dec. 1724. Prag, 1871. Heinr. Mercy.

— — **Nr. 49.** Ges. v. 23. Mai 1871 betreffend die Ausübung der Gerichtsbarkeit über die Landwehr Verord. d. M. d. J. u. d. F. in Betreff der Competenz der Steuerämter bei Durchführung v. Real-Executionen, vom 24. April 1871. Erlaß d. F.-M. v. 30. April 1871 betr. d. Steuerrückvergütungs-Anweisungen v. gebrannten geistigen Flüssigkeiten. Gesetz vom 11. Mai 1871 über die Steuerämter als Bezirksschul- und Lehrerpensionsfonds-Cassen. Verord. d. M. d. J., d. H. u. d. A. betreffend die Anwendung des §. 27 c) des Gesetzes vom 29. Juni 1868 über die Rinderpest, vom 13. Mai 1871 nebst 36 in dem Zeitraume vom 30. März bis 12. Juli 1871 durch das R.-G.-Bl. veröffentlich-

ten Gesetzen, Staatsverträgen, Concessionsurkunden, Verordnungen u. s. w. Prag, 1871. Heinr. Mercy.

Tomann Dr. Hugo, Das böhmische Staatsrecht und die Entwickelung der österreichischen Reichsidee vom J. 1527—1848. Eine rechtsgeschichtl. Studie. gr. 8. VI, 227 S. Prag, 1872.

Uebersichtskarte der Aerarialstraßen, Eisenbahnen, dann der floß- und schiffbaren Flüsse in Böhmen. Hrsg. vom techn. Bureau der k. k. Statthalterei zu Prag. Chromolith. Imp. Fol. 4 Bl. Prag, Reichenecker.

Veselý, Joh., Erinnerung an das Archiv zu Wittingau. gr. 8. 31 S. Prag, Grégr & Dattel.

Wartenberg, Bad, auf Groß-Skal und Umgebung. 4. Aufl. gr. 16. XIII, 288 S.; mit 7 Steintaf. Prag, Dominicus, cart.

Weitenweber, Dr. Wilh. Rud., Repertorium sämmtlicher Schriften der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften vom J. 1769 bis 1868. Zur Feier des 100jähr. Bestandes der Gesellschaft zusammengestellt. gr. 8. VIII, 120 S. Prag 1869, Tempsky.

Welislaw's Bilderbibel aus dem 13. Jahrh. in der Bibliothek des Fürsten Georg Lobkowic in Prag. Veröffentl. von Dr. Joh. Erasm. Wocel. Mit 30 lith. Bildertaf. gr. 4. VI, 61 S. Prag, Tempsky.

Wenzel Dr. Karl, Die Marschfieber in ihren ursächlichen Beziehungen während des Hafenbaues im Jadegebiet von 1858—1869. Nach dem statist. Material der Physikatsberichte dargestellt. Mit 5 Curven-Tabellen. gr. 8. 73 S. Prag, Reichenecker.

Wesely Jos., Ueber Maaße und Gewichte im Allgemeinen, mit besond. Rücksicht des metr. Maaß- und Gewichtssystems, welches nunmehr in Oesterreich im Handel, in den Gewerben u. im öffentl. Verkehr gesetzlich eingeführt werden wird. Zum Gebrauche für alle Classen d. intelligenten Publicums. gr. 8. (VII. 112 S.) Prag, Calve.

Weyhe-Eimke, Arnold Frhr. von, Oktavio Piccollomini als Herzog von Amalfi, Ritter d. goldenen Vließes, deutscher Reichsfürst u. Gemahl der Prinzessin Maria Benigna Franziska von Sachsen-Lauenburg. Quellen-Studie aus dem Schloß-Archive zu Nachod. gr. 53 S. Pilsen, Steinhauser & Korb.

Winkler, Prof. Dr. E., Vorträge über Eisenbahnbau, gehalten im k. k. polytechn. Institute in Wien. 1. Hft. Der Eisenbahn-Oberbau. 2. umgearb. Aufl. 1. Lief. Mit 107 eingedr. Holzschn. gr. 8. 96 S.; mit 3 Steintaf. Prag, Dominicus.

Zeit, die neue. Freie Hefte für vereinte Höherbildung der Wissenschaft und des Lebens, den Gebildeten aller Stände gewidmet. Im Geiste des Philosophencongresses unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen hrsg. v. Prof. Dr. Herm. Frhr. v. Leonhardi. 4. u. 5. Hft. (II. Bd. 1. u. 2. Hft.) gr. 8. Prag, Tempsky.

Zimmer Alois, Posthandbuch über die Aufgabe, Taxirung u. vorschriftsmäßige Behandlung der Brief- u. Fahrpost-Sendungen nach dem In- und Auslande. Auf Grund der in Wirksamkeit stehenden hohen Verordnungen verfaßt und hrsg. 2. Aufl. gr. 8. 111 S. Prag, Dominicus.

Zollikofer, R., Schema des Gesammtgebietes der Haushaltungskunde. Ein Handbuch für Lehrer u. Lehrerinen. Hrsg. vom „Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütz. Kenntnisse" in Prag. gr. 8. VIII, 76 S. Prag, Hunger.

Zur Lösung dreier Zeitfragen: Christenthum, „confessionsloser" Religionsunterricht, Völkerfriede. Für Erzieher, Religionslehrer, Bildungsvereine, Freimaurer u. alle höherstrebenden Menschenfreunde. (Aus „Die neue Zeit.") gr. 8 XII, 152 S. Prag, Tempsky.

C.

Verkehrs-Karte von Böhmen, Mähren, Schlesien, Erzh. Oesterreich und den angrenzenden Landestheilen. Chromolith. Fol. Teschen Prochaska.

Wanderungen, kritische u. unkritische, über die Gefechtsfelder der preußischen Armeen in Böhmen. 1866. 2. Hft. Die Gefechte bei Skalitz und Schweinschädel. Mit 5 Plänen . . . . . und Darstellungen der einzelnen Gefechtsmomente. gr. 8. XVI, 139 S. Berlin Mittler & Sohn.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landesschulinspektor.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Druck- und Papierindustrie in Prag. Selbstverlag

Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

XI. Jahrgang.

Nr. I.

Redigirt von **Dr. Ludwig Schlesinger.**

Inhalt:

1. Das Urkundenbuch von Saaz. Von Dr. Ludwig Schlesinger.
2. Beiträge zur Geschichte von Arnau. Von Dr. Carl Leeder.
3. Zur Geschichte der Belagerung Egers durch die Schweden 1647. Von Dr. Franz Kürschner.
4. Miscellen: Enquête betreffend den böhmischen Glashandel. Von J. B. Goehlert. Hochzeitsgebräuche von Joachimsthal aus dem Jahre 1538. Von J. F. Vogel.
5. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8 b. der Geschäftsordnung übernimmt der Schriftführer alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist am Annaplatz Nr. 188—I., 1. Stock.

(Ausgegeben am 5. August 1872.)

Prag, 1872.

Im Selbstverlage des Vereins.

Leipzig.

In Commission bei F. A. Brockhaus.

An unsere P. T. Herren Mitglieder.

Der Jahrgang VIII. der „Mittheilungen" (Heft 1—8) ist vergriffen. Da die Geschäftsleitung gerade hiefür in letzter Zeit größere Aufträge erhalten, so werden jene P. T. Herren Mitglieder, welche geneigt wären, diesen Jahrgang ganz oder einzelne Hefte desselben dem Vereine entweder schenkungsweise oder gegen Entschädigung zu überlassen, um deren Einsendung dringend und freundlichst gebeten.

Beiträge für die Vereins-Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern a das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, d der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (z gleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache, Li ratur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder, Sagen**, Schilderung von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie, Statistik, Hand** und **Gewerbe**, und 5. Sekt. für **Anthropologie**.

Selbstständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „lite rische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen wer mit 16 fl. honorirt.

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte oder der Literatur und Kunst werd in der **Literarischen Beilage** der Vereinszeitschrift einer Besprechung unterzogen. **Rez sionsexemplare** bittet man entweder an deren Redakteur Herrn k. k. Landesschulin Karl Werner (Statthaltereigeb.) oder an die Geschäftsleitung (188—I) gelangen zu la

Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

XI. Jahrgang.

Redigirt von **Dr. Ludwig Schlesinger.**

Nebst der

literarischen Beilage.

Redigirt von

Karl Werner.

Eigenthum des Vereins.

Prag, 1873.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Das Urkundenbuch von Saaz. Von Dr. Ludwig Schlesinger 1
Beiträge zur Geschichte von Arnau. Von Dr. Karl Leeder 13, 41, 242
Zur Geschichte der Belagerung Egers durch die Schweden 1647. Von Dr. Franz Kürschner 27
Die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge (Schluß.) Von Josef Stocklöw . . 61
Aus Joachimsthals Vergangenheit. Von Dr. Gustav C. Laube 75
Böhmisch-s Privatgeld aus dem Jahre 1848 und 1849. Von Dr. Anton Tobias . . 111
Die V. Wanderversammlung des Vereins. (Nebst dem Vortrag: „Die Deutschen als Kulturträger im Osten.") Von K. Renner 124
Moritz Hartmann. Von Karl Victor Hausgirg 145
Die Holzweberei in Alt-Ehrenberg bei Rumburg in Böhmen. Von Dr. Friedrich Kleinwächter 177
Das Kaadner Copialbuch. Von Dr. Ludwig Schlesinger 193
Die Stiftung von Goldenkron und ihre Bedeutung für die Geschichte der Deutschen in Böhmen. Von Mathias Paugerl 201
Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. (Mit einer Karte.) Von Dr. Richard Andree 223
Die Herrenmühle in Graslitz. Von Karl Renner 268
Bruchstücke aus der Geschichte des Cistercienserstiftes Ossegg. Von Prof. Bernhard Scheinpflug 276

Miscellen.

Enquête betreffend den böhmischen Glashandel. Von J. V. Goehlert 31
Hochzeitsgebräuche von Joachimsthal aus dem Jahre 1538. Von J. F. Vogel . . . 34
Sagen aus dem Polzenthale. Von Dr. J. E. Födisch 141
Zur Geschichte der Bauernunruhen im Frühjahre 1775. Von Dr. Vinc. Goehlert . 198
Notizen über Böhmen. Von Dr. Vinc. Goehlert 199, 289, 292

Nekrolog.

Dr. Karl Tobias. Von Dr. Hallwich 170

Geschäftliche Mittheilungen 37, 142, 200, 294

Literarische Beilage.

Helfert, J. Alex. Freiherr von, Geschichte Österreichs vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufstandes 1848. III. Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I. Von Ch. 1
Hafner, Dr. Josef von, Tycho Brahe und J. Kepler in Prag. Von J. N—b—r . 3
Schneider, Dr. Franz, Die Berggerichtsbarkeit auf Grund der Gesetze u. Einrichtungen der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder der österr.-ungarischen Monarchie. Von Dr. J. U. 4
Schneider, Dr. Franz, Lehrbuch des Bergrechts. Von Dr. J. U. 5
Statistik des böhm. Braunkohlen-Verkehrs der k. k. priv. Aussig-Teplitzer Eisenbahn im Jahre 1871. Von Kw. 6
Lange's, Dr. H., neuer Volksschul-Atlas über alle Theile der Erde. Von Kw. . . . 7
Moritz Hartmann. Von J. N 7

Vom Büchertisch der schönen Literatur. Von K. V. H. 11, 26
Brunner, Dr. P. L., Reise des Mönches Reginbald Mähner, Benediktiners von St. Ullrich, in die Niederlande im Jahre 1651. Von K. R. 13
Veit, Heinr., Deutsches Bergwörterbuch mit Belegen. Von L. 15
Frind, Anton, Die Kirchengeschichte Böhmens. 3. Band. III. Zeitraum: Der Verfall der Kirche Böhmens. 1. Abth., Die Hussitenzeit. Von Kw. 17
Schulte, Dr. Joh. Fr. von, Die neueren katholischen Orden und Congregationen besonders in Deutschland, statistisch, canonisch, publicistisch beleuchtet. Von J. M. 21
Kuh, Emil, Zwei Dichter Österreichs: Franz Grillparzer — Adalbert Stifter. Von R—r.— 22
Tobisch Ed., Die Wohnungsfrage in Bezug auf Reichenberg. Von X. Y. 28
Schmitt Ed., Über das bürgerliche Wohnhaus im Alterthum, im Mittelalter und der Neuzeit. Von Kw. 29
Thorn L. A., „Liebe für Haß." Von J. Nbr. 29
Kroder Joh., Lehrbuch der Haushaltungskunde für die oberen Klassen der Mädchen- und weiblichen Fortbildungsschulen. Von R. S. 30
Klein, Dr. Joh., Aus dem Kriege. Von Kw. 32
Lippert Jul., Deutscher Volkskalender für 1873. Von Wr. 32
Emler, Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae pars II. annorum 1253—1310. Von L. S. 37
Krebs, Dr. Jul., Christian von Anhalt und die Kurpfälzische Politik am Beginn des 30jähr. Krieges. Von l. r. 38
Hansgirg Karl Victor, „Liebe und Leben." Von Kw. 39
Rosegger P. K., „In der Einöde." Von J. Nbr. 41
Mauthner Fritz, „Die große Revolution." Von J. Nbr. 43
Weyrother, Klemens Ritter von, „Ebbe und Fluth." Von Kw. 44
Hallwich, Dr. Herm., Der Reichenberger Bezirk. Von ar. 44
Hallwich, Dr. Herm., Gewerbe- und gewerbliche Fachschulen im nördlichen Böhmen. I. Von W—r. 46
Geinitz, Dr. Hanns Bruno, Das Elbthalgebirge in Sachsen. Von L. 48
Sandberger, Dr. Fridolin, Die Land- und Süßwasserconchylien der Vorwelt. Von L. 49
Egerer Jahrbuch. 3. Jahrgang 1873. Von Dr. J. E. F. 49
Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nro. 11. 50
Ranke, Leop. von, Sämmtliche Werke. 2. Gesammtausgabe. I. u. II. Bd. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 6. Aufl. Von K. R. 53
Ritter M., Briefe und Acten zur Geschichte des 30jähr. Krieges in den vorwalt. Zeiten der Wittelsbacher. 1. Bd. Von K. R. 54
Dr. Böhm, Const. Edler v., Die Handschriften des k. und k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchives. Von M. Pangerl 56
Grillparzer's sämmtl. Werke. Herausgegeben von Heinrich Laube und Josef Weilen. 10 Bände. Von —.— 57
Die zweite deutsche Nordpolfahrt in den J. 1869—70. Unter Führung des Kapitän Koldewey. 1. Bd. 1. Abthlg. Von K. R. 65
Der Golf von Buccari-Porto-Ré. Von K. V. H. 67
Querfurth, Curt O. v., Kritisches Wörterbuch der heraldischen Terminologie. Von lr. 68
Bibliographie 15, 35, 51

Zehnter

Jahresbericht

des Vereins

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

Für das Vereinsjahr 1871—72.

(Vom 16. Mai 1871 bis 15. Mai 1872.)

Prag, 1872.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

Verlag des Vereins.

Doppelt schwer war es dem Ausschusse unseres Vereines im Vorjahre, den Bericht über seine und des von ihm geleiteten Vereines Thätigkeit zu erstatten. Noch ertönte der Widerhall des gigantischen Weltenkampfes, der unsere deutsche Nation siegreich wieder zu jener politischen Macht und Größe emporhob, welche sie durch ihre Geschichte, ihre Volkszahl, die centrale Lage und die ihr innewohnende markige Kraft ansprechen darf. Und dann — während draußen schon der Friedensengel die Wunden des heiligen Kampfes heilte, rief uns eine unheimliche Macht, welche unsere heiligsten Güter, Deutschthum, Sprache, unser durch die Geschichte verbrieftes Anrecht auf das Heimatsland rauben wollte, zu einem ähnlichen heiligen und schwierigen Kampfe auf. — Doppelt freudig entledigt sich aber im heurigen Jahre der Ausschuß seiner Pflicht. Draußen in Deutschland entwickelt sich — das gewaltigste historische Factum — im segnenden Frieden der Stamm eines wiedergefundenen und wiedergewonnenen einigen Reiches langsam aber sicher wie die Eiche und entfaltet jetzt schon die herrlichen Blüthen des Fortschritts und der Freiheit, während andere, die einst stolz auf ihn herabschauten, morsch, kraftlos siechen und sinken. Hier aber in unserer Heimat hat die deutsche Markgenossenschaft im Vereine mit den Stammesbrüdern, gekräftigt durch die Allkraft unsres siegreichen deutschen Volkes, ebenso siegreich den Anprall der entfesselten deutschfeindlichen Elemente zurückgeschlagen. Dem deutschen Bürgerthum ist es wieder gegönnt, das Tiefeigene seiner Stammesart hervorzukehren und zurückzugreifen zu den gesegneten Arbeiten des Friedens, zu den Arbeiten auf dem Felde der Industrie, der Gewerbthätigkeit und der — Wissenschaft. Welche Stellung im deutschen nationalen Kampfe unser Verein eingenommen hat und einnehmen mußte, das wird an anderer Stelle erläutert. Nur das eine sei bemerkt, daß sich die seit seiner Gründung festgehaltene Tendenz, die nationale und politische Existenz unseres Volkes zu sichern und zu festigen durch Hebung des nationalen Bewußtseins, im Spiegelbilde seiner glänzenden Geschichte auch in den Tagen des Kampfes und der Noth als sicher bewährt hat. — Daß sie wie die Gesammtthätigkeit auch von den Stammesgenossen im gebührenden Maße gewürdigt und unterstützt wird, das zeigt der wider Erwarten große Zuwachs an Vereinsmitgliedern. Das Vorjahr schloß mit einer Zahl von 1763 Mitgliedern. Im heurigen Verwaltungsjahre wurde der Beschluß des Ausschusses, alle mehr als 2 Jahre Restirenden nicht mehr als Mitglieder anzusehen, streng durchgeführt.

Dazu riß auch heuer der unerbittliche Tod in die Reihe unsrer Mitglieder empfindliche Lücken. So verloren wir aus der Zahl unsrer Vertreter Ingenieur Moritz Spindler, dem der Verein in Tirol fast alle seine Mitglieder verdankte, und Med. Dr. J. Strauß in Haida, dessen Tod nicht allein unser Verein, sondern seine Heimatsstadt und der ganze Bezirk, dem er als Arzt die besten Stunden seines rastlosen Lebens weihte, betrauert.

Schmerzlich bewegt gedenken wir des Hinscheidens des ehemaligen Ausschußmitgliedes und Veteranen der deutschen Partei in Prag, Dr. A. Kiemann, des eifrigen Mitarbeiters Dr. E. Przibram, der noch in den Tagen eines schmerzvollen Leidens den Sectionssitzungen seine ungebrochene geistige Kraft lieh, des wackern Gesinnungsgenossen und Landtagsabgeordneten Dr. Schöder in Auscha, des ebenso bescheidenen als gelehrten Landesschulinspektors K. Halder, den ein

böses Geschick nur zu bald seinem Wirken und unserm Vereine entriß, des im besten Mannesalter dahingeschiedenen ehemaligen Vereinsausschusses Dr. P. Prinzl in Kaaden, des treuen Mitgliedes P. Zach, Stiftscapitulars in Hohenfurt; ferner des emsigen Forschers, Rentamtmanns J. Fischer in Görkau und des Ehrenretters Keplers, Justizraths Grüner in Württemberg, Archivars Erben in Prag u. s. f.

Im Ganzen wurden dem Vereine 29 Sterbefälle bekannt.

Alle waren sie, die Dahingeschiedenen, treue, eifrige Freunde des Vereines und der von ihm vertretenen Sache, wacker als Vereinsgenossen, bieder als Männer und pflichtgetreu als Patrioten, in deren Werken ein bleibendes Denkmal ihrer Thätigkeit errichtet ist. Nichtsdestoweniger erfüllt der Ausschuß nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn er dem pietätvollen Andenken an die Verschiedenen hiemit wehmuthsvollen Ausdruck gibt.

Trotz aller dieser keineswegs unerheblichen Verluste zählen wir mit Abschluß des heurigen Vereinsjahres die stattliche Anzahl von 1957 Mitgliedern, d. h. gegen das Vorjahr einen Zuwachs von 194 oder mit Berücksichtigung der Löschungen und Todesfälle einen Gesammtzuwachs von 370 Mitgliedern. Noch in der letzten Sitzung, in welcher dieser Bericht genehmigt wurde, konnte der Ausschuß Dank der nicht genug hervorzuhebenden Thätigkeit seiner Vertreter: der Herren Fabrik. F. Krause in Steinschönau und J. Jirka in Warnsdorf 41 Mitgliedern dieser Vertretungen die Aufnahme bewilligen. Leider muß hier constatirt werden, daß von dem obangegebenen Zuwachs auch nicht 2% auf den Sitz des Vereines, auf Prag entfallen und daß hier der Verein auf seinen alten treuen Stamm so ziemlich beschränkt bleibt. Möchte doch der Erfolg des nächsten Vereinsjahres den Ausschuß überheben, das Land der Stadt als Beispiel empfehlen zu müssen und ein gleicher Wetteifer in Unterstützung einer guten und bewährten Sache dieses empfindliche Mißverhältniß ausgleichen. — Als stiftendes Mitglied trat im heurigen Jahre Hr. F. Ritter von Schmitt, Fabriksbesitzer in Böhmisch-Aicha, bei, der sich in großherziger Weise auch zur Zahlung der laufenden Jahresbeiträge bereit erklärt hat. Die Zahl der Stifter beträgt demnach der Zeit 39.

Ein gleich günstiges Resultat kann in Betreff der Sammlungen des Vereins gemeldet werden: ein stetiges Fortschreiten und Anwachsen der bereits aufgehäuften Schätze, zu denen die Opferwilligkeit und verständnißvolle Antheilnahme der Vereins- und Stammesgenossen immer mehrere und werthvollere häuft. Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe — möchten wir mit dem Dichter sagen, allein die Räume wachsen und das Haus dehnt sich nicht. In Rücksicht auf den empfindlichen Raummangel sah sich bereits im Vorjahr der Ausschuß veranlaßt, ein weiteres Zimmer zu acquiriren, in welchem das Antiquarium unterbracht wurde. Allein auch dies ist nur ein Nothbehelf; die reichen Acquisitionen des heurigen Jahres haben den so gewonnenen spärlichen Raum nur zu schnell angefüllt. Es wird an den Verein und das ganze deutsche Volk die Ehrenpflicht über kurz oder lang herantreten, diesem so mühe- und opfervoll gesammelten Nationalschatze eine sichere und würdige Stätte in einem „deutsch-böhmischen Nationalmuseum" zu schaffen. Wir sind der festen Ueberzeugung, auch dieses schwere Werk wird dieselbe liebevolle Antheilnahme bewerkstelligen, die unser wackeres deutsches Volk allen übrigen Bestrebungen des Vereines entgegenbrachte.

Der Ausschuß fühlt sich aber verpflichtet, die Namen der hervorragendsten Geschenkgeber und Förderer hervorzuheben. Es sind dies die Herren:

Herr Dr. Andree Richard in Leipzig.

„ Binder Karl, Weinhändler.

Se. Excell. Dr. Banhans A., k. k. Minister ꝛc. in Wien.
Herr Dotzauer Richard Ritter von, Großhändler ꝛc.
„ Dr. Egermann, k. k. Regimentsarzt.
„ Hübner Jos. A., Kaufmann.
„ Janota Ed., Bürgermeister und Landtagsabg. in Falkenau.
„ Jaumann Jos., k. k. Kriegskommissär.
„ Lauseker Fr, k. k. Landesgerichtsrath.
„ Dr. Klutschak Fr., Chef-Redakteur der Bohemia.
„ Dr. K. Pickert, Chefredakteur der „Deutschen Zeitung" in Wien.
„ Pfeiffer M., Inspektor der k. k. Buschtiehrader Bahn.
„ Rulf Gust., k. k. Rechnungsrath.
„ Schebek E., J. U. Dr., Handelskammersekretär.
Se. Exc. Graf Stillfried Rud., Dr., kais. Oberceremonienmeister in Berlin.
Herr Singer Josef, Fabrikant in Prag.
„ Tischer Ant., Med. Dr. in Liboritz.
„ Volkmann W., Dr. und k. k. Univ.-Professor.
„ Wolf L., Kaufmann in Prag.

In dankenswerthester Weise hat auch das deutsche Casino im heurigen Jahre fast alle von ihm gehaltenen Tagesblätter dem Vereine zur Verfügung gestellt; leider konnte nebst dem „Literarischen Centralblatte" eben in Rücksicht auf den Raummangel nur von einer sehr beschränkten Auswahl von den für die Tagesgeschichte besonders wichtigen und interessanten Zeitungen Gebrauch gemacht werden. Ebenso hat dasselbe auch mit gewohnter Freundlichkeit zu allen größeren Vereinsverhandlungen seine Lokalitäten dem Vereine überlassen.

Einer Berücksichtigung und Würdigung seiner Thätigkeit hatte sich der Verein in gleich freundlichem Sinne wie bisher von allen Prager deutschen Blättern: Prager Zeitung, Bohemia, Tagesbote, Deutsche Volkszeitung, Blätter f. Erz. u. Unterricht zu erfreuen; ihnen schloß sich in hervorragender Weise die „Deutsche Zeitung" in Wien an, welche selbst Inserate des Vereines unentgeldlich aufnahm. Dafür gebührt den verehrlichen Redaktionen, ferner den Eigenthümern dieser und der Provinzblätter für die unentgeldliche Uiberlassung der wärmste Dank, sowie der Ausschuß denselben für alle Acte wohlwollender Gesinnung hiemit auszusprechen sich erlaubt.

Das Antiquarium zählt bei einem Zuwachse von 2078 Nummern 19278 Stücke.[1]) Nach dem Weggange des um das Antiquarium hochverdienten Herrn Prof. Dr. J. E. Födisch war der Ausschuß in der That in Verlegenheit, wessen Obhut er die reiche, stets wachsende Sammlung anvertrauen könne. Mit um so

1) Münzsammlung		3140	Stück
und zwar: Goldmünzen	3 Stück		
Silbermünzen	640 „		
Kupfermünzen	1820 „		
Denkmünzen und Medaillen	87 „		
Münzcopien aus Zinn und Blei	362 „		
Münzscheine und andere Werthzeichen	218 „		
Eine Sammlung von Münz- und Medaillenabdrücken in Hausenblasen, bestehend aus		1800	Stück
2) Antiquitäten		514	„
3) Gemälde in Oel		25	„
4) Handzeichnungen, Aquarelle		165	„
5) Originalradirungen deutsch-böhmischer Künstler		280	„
6) Kupferstichsammlung		1190	„
7) Porträtsammlung		3722	„
8) Ansichten		260	„
9) Siegelsammlung		6920	„
10) Wappensammlung		506	„
11) Unterschiedliches		255	„

größerem Danke muß er hervorheben, daß Hr. Med. Dr. L. Kleinwächter sich freiwillig zur Übernahme dieses Ehrenamtes bereit erklärte. Mit Rücksichtnahme auf die bereits in früheren Jahren geschehenen Vorarbeiten nahm derselbe zunächst unter gleichzeitiger Einreihung der zahlreichen Zuwächse die Anlegung eines beschreibenden Katalogs in Angriff. Die mühevolle Arbeit ist bereits so weit vorgeschritten, daß alle Alterthümer der Stein- und Bronzezeit ihre Stelle gefunden haben. — Die Zahl der Antiquitäten wurde im Ganzen um 38 Stück vermehrt. Hierunter verdienen besonders die Urnenfunde genannt zu werden, welche bei Hausbauten in Prag, auf Todtenfeldern bei Saaz, dann bei Laun und Srbec u. s. f. ausgegraben und von den HH. V. Weidner, Historienmaler, Dr. Tischer in Liboritz, Verw. Ebenhöch und Insp. Pfeiffer in dankenswerther Weise dem Vereine zum Geschenke gemacht wurden.

Dem Reichsrathsabgeordneten D. Kuh dankt das Antiquarium eine complete und sehr hübsche Sammlung böhm. Siegel nebst einigen höchst interessanten Autographen. Die Sammlung der Originalradirungen böhmischer Künstler vermehrte Hr. k. k. Rechn.-R. Gust. Rulf in höchst dankenswerther Weise dadurch, daß er alle noch in seinem Besitze befindlichen Arbeiten seines Großvaters des Malers A. Jahn zugleich mit einem von J. Balzer gezeichneten Porträte dieses bekannten böhmischen Künstlers derselben einverleibte. Den größten Zuwachs aber erhielten die in das Antiquarium eingereihten Kunstsammlungen durch einen Ankauf von mehreren Tausend Kupferstichen, Stahlstichen, Lithographien und prachtvollen Kunstwerken. Denselben dankt der Verein seinem bewährten Gönner Hrn. Weinhändler Karl Binder, welcher die Vermittelung des Ankaufs zu den günstigsten Bedingungen übernahm. Leider mußte der größte Theil dieser wahrhaften Schätze wegen Mangel zum Theile an Raum, zum Theile an Arbeitskräften in Kisten verpackt bleiben. Durch diesen neuen glänzenden Beweis stets erprobter Antheilnahme hat sich Hr. K. Binder einen besonderen Anspruch auf den Dank des Vereines erworben, der hiemit allen Freunden unserer Sammlungen ausgedrückt sei.

Die Münzsammlung, deren Instandhaltung im heurigen Jahre die Geschäftsleitung besorgte, wuchs um 74 Silber- und 176 Kupfermünzen und 12 Denkmünzen an. Die Münzscheine wurden in einem eigenen Karton systematisch eingereiht.

Eine namhafte Erweiterung und Vermehrung hat das Archiv erfahren, die um so erfreulicher ist, als sie nur selten in dem Umfange selbst beim Aufwande größerer Kosten möglich wird. Durch die gütige Vermittelung Hrn. Dr. Schebek's, Handelskammer-Sekretärs, gelangte der Verein in den Besitz von mehr als 500 zumeist auf Böhmen bezüglicher Orig.-Urkunden, deren älteste bis in die Zeiten Georgs von Podiebrad zurückreichen. Der Preis ist gegenüber dem Werthe derselben — es finden sich allein mehr den 100 Kaiserurkunden — ein ungemein niedriger. Da diese Sammlungen auch viele Documente enthielten, die nur für die Lokalgeschichte von Städten anderer Kronländer, z. B. für die der Stadt Enns Werth haben, so beauftragte der Ausschuß, um dieselbe ihrer wissenschaftlichen Verwerthung nicht zu entziehen, den Geschäftsleiter mit der Sichtung des Materials. Derselbe registirte denn über 60 österr. Urkunden, welche nun zur Vermehrung des Archivs an betreffender Stelle gegen Bohemica ausgetauscht oder auf andere Weise nutzbringend gemacht werden sollen. Nichtsdestoweniger bereicherte sich das Archiv um 542 Original-Papier- und Pergamenturkunden, so daß die Gesammtsumme der Archivalien mit Ablauf dieses Vereinsjahres sich auf 3970 Urkunden und 457 Regesten erhöht. — In der Regestensammlung ist deßwegen keine Vermehrung eingetreten, weil die vom Ausschusse bewilligten 300 fl. zur Durchforschung der Städtearchive keine Verwendung gefunden haben. Die Stadt Görkau übersandte dem Vereine ein bis auf das J. 1382 in seinen erhaltenen Blättern zurückgreifendes Schöffen- und Gerichtsbuch zur Beurtheilung, eine Arbeit, welcher sich im Namen der I. Sektion der Geschäftsleiter unterzieht. Der vorjährige

Jahresbericht sprach die Hoffnung aus, daß als Frucht der verschiedenen vom Vereine angebahnten archivalischen Arbeiten endlich als würdiges Denkmal der deutschen Bürgerarbeit ein „Städtebuch" erwachsen würde.

Mit dem heurigen Jahre ist diese Hoffnung bereits wahr, die Absicht zur That geworden. Dr. L. Schlesinger hat als Resultat seiner angestellten Archivdurchforschungen das fertige Manuscript eines „Codex municipalis" (Stadtbuch) der k. Stadt Brüx dem Ausschuße, der sogleich die Drucklegung desselben beschloß, druckfertig vorgelegt. Es ist dies der entsprechende Anfang zu einem großen Regestenwerke, in dem jede bedeutende Stadt Deutschböhmen's ihre Stelle finden soll, der erste Band zu einem umfassenden Quellenwerke, aus dem sich unter den Händen des Forschers die Geschichte „der Städte" von selbst herausschält. Die Aufgabe, die sich der Verein hiemit gestellt, ist eine langwierige und schwierige; sie konnte nur begonnen werden im Vertrauen auf die regste Mitwirkung aller Stammesgenossen, der Gelehrten sowie der Laien, besonders aber der deutschen Gemeinden. Diesen insbesondere sei das begonnene Werk zur Förderung dauernd empfohlen.

Die Instandhaltung des Archivs blieb den größten Theils des Jahres dem Geschäftsleiter überlassen, der sich nur auf Inventarisierung und theilweise Regestirung der Einläufe beschränken konnte. In der letzteren Zeit nahm aber Herr Archivar J. Wiltschko, der durch Berufs- und Familiengeschäfte früher verhindert war, die Reorganisation und Katalogisirung des Urkundenschatzes in dankeswerther Weise wieder auf. Die Urkunden werden jetzt auch nach Materien und Zeitperioden geordnet, in eigene Mappen gebracht; der rasche Fortgang der Arbeiten läßt für das nächste Vereinsjahr die Vollendung derselben hoffen. — Auch die Bibliothek hat im abgelaufenen Vereinsjahre eine Vermehrung gefunden wie kaum in einem Jahre zuvor. Es sind im Ganzen durch Geschenk und Kauf 531 Werke in 852 Bänden, ungerechnet über 1000 Broschüren und kleinere Flugschriften, hinzugekommen, so daß sich die Gesammtsumme der Bücher mit Einschluß von 166 (gegen 163) Manuscripten auf 13.497 Bände beläuft.

Diese Zahl ist jedoch nur eine relativ richtige, und kann erst dann sicher gestellt werden, wenn die vom Ausschusse beschlossene Reorganisation und Aufstellung der Büchermassen durchgeführt erscheinen. Im heurigen Jahre sind im Ganzen ca. 120 zumeist defekte und unvollständige Werke gänzlich ausgeschieden und zum Theile dem „Deutschen pädagogischen Vereine" und dem „Verein zur Verbreitung gem. Kenntnisse" übergeben worden, circa 150 Werke aber wurden dem Doubletten-Kataloge einverleibt und zum Tausch oder Verkauf bestimmt. Der Aufforderung zum Tauschverkehr haben bis jetzt die im Schriftenaustausch stehenden Vereine nicht in dem gehofften Maße entsprochen, da viele, die deutschen insbesondere, ihre sämmtlichen Doubletten der neugegründeten Universitätsbibliothek in Straßburg zuwendeten; nichtsdestoweniger hat die in dieser Beziehung erzielte Verbindung mit der k. k. statistischen Central-Commission, der hist.-statist. Section in Brünn, der Bibliothek in Zittau u. A. manchen werthvollen Beitrag uns zugewendet. Um die ununterbrochene geistige Zusammengehörigkeit unsrer Stammesgenossen mit dem Mutterlande auch in dieser Richtung zu beweisen, hat sich der Vereinsausschuß für verpflichtet erachtet, zu dem ersten Ehrengeschenke des deutschen Volkes an das wiedergewonnene Elsaß nach Kräften beizusteuern und gleich auf den ersten Aufruf hin eine Anzahl Doubletten und die sämmtlichen Vereinsschriften dem Universitätsbibliothekar Dr. Barak übermittelt, wofür derselbe dem Vereine zu wiederholten Malen den Dank ausdrückte. Die Reorganisation der Bibliothek schreitet nach den im Vorjahre entwickelten Grundsätzen unaufhaltsam, wenn auch nicht so schnell, wie vermuthet, vorwärts.

Der Zettelkatalog hat sich um mehr als 4000 Zettel vermehrt, womit natürlich die Rectificirung des Stand- und alphabetischen Katalogs gleichen Schritt

halten mußte. Die Bücherrepositorien sind bereits zur Gänze geordnet, und mehr als 400 Accessionen theils an Stelle der ausgeschiedenen Werke getreten, theils neu eingereiht worden. — Die Benützung der wirklich noch zu wenig geschätzten werthvollen Bibliothek hat sich im heurigen Vereinsjahre bedeutend gehoben. Unter den Geschenkgebern ist in erster Reihe die k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien mit wärmstem Danke zu erwähnen, welche mit seltener Munificenz die sämmtlichen Sitzungsberichte der philosoph.-histor. Classe vom J. 1848—71 in 51 Bänden und von den „Fontes rerum austriacarum" 18 Bände nebst einer Auswahl von Gelegenheitsschriften und sonstigen Publikationen dem Vereine auf sein Ansuchen überließ. In gleich freigebiger Weise hat der Herr Generalconsul R. v. Grüner in Leipzig die ungemein geschätzte und werthvolle „Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft", soweit sie bis jetzt erschienen, unter gleichzeitiger Zusicherung der Fortsetzungsbände zum Geschenke gemacht. Der bewährte Freund unserer Bibliothek Hr. Fabrikant J. Singer aus Prag hat auch heuer derselben das hochschätzbare vergriffene Werk: „Voigts böhmische Münzen" käuflich erworben. Se. Excell. Graf Stillfried in Berlin endlich übersendete mit einem höchst anerkennenden Begleitschreiben das Prachtwerk: „Denkmale des Hauses Hohenzollern", sowie den Schlußband der „Monumenta Zollerana." Die aus der Bibliotheks-Dotation gemachten Ankäufe beziehen sich theils auf die vaterländische Geschichte, theils sind es Fortsetzungen oder eigentliche Quellenwerke. Wir heben u. A. hervor: Böhmer Fr., Acta imperii selecta 1871. Berger J. K. Sigismund, Augsburg 1871. Gervinus, histor. Schriften 2 Bde, Wien 1871. Kriegk L. Geschichte Frankfurts (Geschenk des Verfassers), Ranke L., Die deutschen Mächte und der Fürstenbund 2 Bde. 1872. Hallwich H, Geschichte Reichenberg's. (G. d. V.) 1 Bd. u. a. m. — Kurz, freudig und dankbar weisen wir auf die in den Mittheilungen veröffentlichten Geschenkverzeichnisse hin.

Die Leitung der Bibliothek, sowie die Reorganisation derselben war auch heuer in die Hände des Geschäftsleiters K. Renner gelegt.

Mit eben derselben Befriedigung kann uns, wie beifolgender Ausweis beweist, die financielle Gebahrung erfüllen:

Die Gesammteinnahmen betrugen in diesem X. Vereinsjahre			fl. 7585.68 u. zwar:
Jahresbeiträge der Mitglieder	fl.	6126.23	
Interessen vom Aktivkapital	fl.	812.12	
Erlös aus den Vereinspublikationen	fl.	572.84	
Sonstige Empfänge und Geschenke	fl.	74.49	
Hiezu der mit Schluß des IX. Vereinsjahres 1870/71 verbliebene disponible Kassastand pr.	fl.	822.—½	
Zusammen:	fl.	8407.68½	
Die Ausgaben betrugen im Ganzen:			fl. 7605.44 kr.
und vertheilten sich in folgender Weise:			
Für die Herausgabe der „Mittheilungen"	fl.	3361.90	
„ „ Herausgabe selbstständiger Publikationen des Vereins	fl.	206.90	
„ „ Bibliothek	fl.	765.06	
„ das Antiquarium	fl.	1.70	
„ das Archiv	fl.	45.80	
An Honorar des Geschäftsleiters	fl.	500.00	
An Gehalt des Kanzellisten	fl.	500.00	
An Zins für die Vereinslokalitäten	fl.	860.00	

Für Einrichtungsgegenstände ..... fl. 45.00
Für Beheizung, Beleuchtung und Reinigung der Lokalitäten..... fl. 294.14
An sonstigen Verwaltungsauslagen..... fl. 964.94

Es stellt sich daher ein schließlicher Kassarest mit ..... fl. 802.24 ½ kr. heraus.

Dazu kommt das Stammvermögen des Vereines, welches mit Schluß des IX. Vereinsjahres 16.200 fl. betrug, und mit Hinzurechnung des vom Fabrikanten Herrn Ritter von Schmitt in Böhm.-Aicha geleisteten Stiftungsbeitrages pr. 100 fl. nunmehr im Ganzen ..... fl. 16.300.— beträgt. Es beziffert sich daher das gesammte Vereinsvermögen mit Schluß des X. Vereinsjahres auf fl. **17.102.24** ½

Das Stammvermögen ist angelegt in Pfandbriefen der böhm. Hypothekenbank im Nominalbetrage von..... fl. 16.000.—
In Kassaanweisungen der böhm. Eskomptebank ..... fl. 300.—
Das Currentvermögen findet seine Bedeckung in einer Baarschaft von..... fl. 802.24 ½

Auch heuer wieder fühlt sich der Ausschuß gedrängt, Sr. Excellenz dem verehrten Herrn Vereinspräsidenten Grafen Edm. Hartig für das hochherzige Geschenk von fl. 100 den Dank zu votiren. Insbesondere aber sei der wärmste Dank und die vollste Anerkennung dem Herrn Kassier, k. k. Rechnungs-Rath Gustav Rulf ausgesprochen, welcher mit einem seltenen Eifer und einer über alles Lob erhabenen Pünktlichkeit die ausgedehnten Kassageschäfte besorgte.

II. Die wissenschaftliche Thätigkeit des Vereines ist, soweit es möglich war, hinter den Fortschritten der äußern Verhältnisse und der Organisation der Verwaltung nicht zurückgeblieben. Die Thätigkeit der Sektionen konnte allerdings, aber nur äußerer Umstände wegen nicht pedantisch genau in bestimmten Monatssitzungen fixirt werden; ist ja doch gar sehr abhängig von dem Einlaufen des nöthigen Materials.

Zu dem kann es nicht genug bedauert werden, daß die ganze Arbeit innerhalb der Sektionen nur wenigen treuen Freunden überlassen bleibt, daß auch heuer die Betheiligung der in erster Linie berufenen Hochschüler und Studierenden der Geschichtsdisziplinen nicht in dem Maße erfolgte, wie sie der vorjährige Rechenschaftsbericht zu hoffen wagte. Der Ausschuß hat auch ein eingehendes Memorandum an Se. Exc. den Kultusminister Dr. von Stremayr gerichtet, welches von den Reichsrathsabg. Dr. Pickert und Sr. Excell. dem Hrn. Dr. Herbst unter wärmster Befürwortung in Gegenwart der deutsch-böhmischen Abgeordneten überreicht wurde. — Dasselbe gipfelte in der Bitte um Lehrkanzeln für Geographie, böhm. Geschichte und für die geschichtlichen Hilfswissenschaften; zum Theile sind die dort niedergelegten Wünsche schon erfüllt, mögen sich auch die Hoffnungen erfüllen, die wir daran für unseren Verein knüpfen. Die erste Sektion erledigte in ihren verschiedenen Sitzungen, über die die nächsten Hefte der Mittheilungen des Weiteren Referate bringen werden, eine Reihe höchst interessanter Fragen. Von Bedeutung sind die Beschlüsse betreffs der ihr vorgelegten Beiträge zur Geschichte der „Stadt Arnau" von Dr. K. Leeder und betreffs des von Dr. Schlesinger vorgelegten „Stadtbuches von Brüx."

Die IV. Section wird sich von nun ab ganz insbesondere mit der von der Handels- und Gewerbekammer in Prag angeregten Collectiv-Ausstellung zur Geschichte der Preise und mit der eventuellen würdigen Betheiligung des Vereines an derselben beschäftigen. Die Geschäftsleitung hat es nicht unterlassen, durch Versendung der ihr zur Verfügung gestellten Aufrufe die Aufmerksamkeit der Vertreter hierauf zu lenken, und überdies ist aus den im Vereinsbesitze befindlichen Materialien bereits ein bedeutendes Material zusammengetragen, das nur der Verarbeitung harrt. Für das nächste Jahr ist die Rekonstituirung der II. Sektion für Rechtsgeschichte in Aussicht genommen; der Ausschuß hofft, daß insbesondere in juristischen Kreisen dieser Absicht die bereitwilligste und freundlichste Förderung zu Theil wird. — Die III. Sektion beschäftigte sich mit demselben Eifer wie bisher mit einer Reihe mehr oder minder interessanter Aufsätze aus dem Gebiete der Literatur, Kunst und der Kulturgeschichte. Hervorzuheben ist in dieser Beziehung ganz insbesondere, daß sie einem Antrage des Herrn R. R. v. Dotzauer entsprechend ihre und der Vertreter, sowie aller Vereinsmitglieder Aufmerksamkeit auf die Erhaltung und Rettung der in den vaterländischen Gauen zahlreich zerstreuten, oft aber mit vandalischer Gleichgiltigkeit behandelten Kunstdenkmale zu lenken beschloß.

Die Resultate dieses geräuschlosen, aber höchst fruchtbaren Wirkens im Schooße des Vereines, das sich in der Regel der Beurtheilung des großen Publikums ganz entzieht, bringen die „Mittheilungen" unseres Vereins zur öffentlichen Kenntniß. Dieselben erscheinen von jetzt ab einem allgemein ausgesprochenen Wunsche gemäß in jährlichen 6 Heften. Unter der ausgezeichneten Redaktion Dr. L. Schlesinger's gewinnen dieselben in fachmännischen Kreisen des In- und Auslandes ein immer größeres Ansehen. So z. B. hat die Firma F. A. Brockhaus in Leipzig ihren Bezug von Exemplaren fast um das Doppelte erhöht.

Uibrigens mußten, um der Nachfrage genügen zu können, von besonders interessanten Aufsätzen Separatabzüge veranstaltet werden: Es sind dies:

Grueber, Die Hauptperioden mittelalterlicher Kunstentwicklung in Böhmen.

Hallwich H., Zur Geschichte des Teplitzer Thales.

Stocklöw, Zur Geschichte der Spitzenfabrikation, welch letzterer Aufsatz in Auszügen von zahlreichen Zeitschriften gebracht wurde.

Pangerl M., Zawisch v. Falkenstein.

Die literarische Beilage gewinnt unter der vorzüglichen Leitung des k. k. Hrn. Landesschulinspektors K. Werner immer mehr an Reichhaltigkeit und hat ihre Aufmerksamkeit in anerkennenswerther Weise neuestens auch den Publikationen aller ähnlichen, mit uns verbundenen Vereine, soweit deren Aufsätze Böhmen berühren, zugewendet. Sie bildet demnach Fachgelehrten, wie allen Freunden der vaterländischen Geschichte ein willkommenes kritisches Repertorium. Der Ausschuß fühlt sich demnach verpflichtet, den beiden Herren Redakteuren Direktor Dr. L. Schlesinger und k. k. Landesschulinspektor K. Werner den wärmsten Dank für ihre aufopferungsvolle Fürsorge hiemit auszudrücken.

Die Chronik des heurigen Vereinsjahres hat zwei schöne, ja sagen wir unvergeßliche Geschehnisse zu verzeichnen.

I. Die Festfeier zur Erinnerung an den 10. Stiftungstag unseres Vereines, abgehalten am 26., 27. und 28. Juni vorigen Jahres im Vereine mit der statutenmäßigen Generalversammlung, welche ebenfalls in feierlicher Weise begangen wurde. Es waren Ehrentage für den Verein und seine Gründer, Tage, in welchen ihm die entgegen gebrachten Sympathien des ganzen deutschen Volksstammes in Böhmen die feste Uiberzeugung gaben, während des Decenniums durch sein Wirken und die Art seines Wirkens das Vertrauen des Landes gewonnen zu haben, Tage, in welchen ein so ungetheiltes Lob, so ungetheilte Anerkennung in unzähligen, aus allen Gauen einlaufenden Zuschriften, Telegrammen und Deputationen entgegen gebracht wurde, wie sie weder die Gründer bei den

ersten Anfängen, noch die Vereinsgenossen später wohl erwartet hatten. In Ausführung eines während der Festtage geäußerten Wunsches beschloß der Ausschuß, diesen weihevollen Tagen durch Herausgabe einer eigenen **Festschrift** ein dauerndes Gedenkzeichen zu schaffen.

Dieselbe bildet die im heurigen Verwaltungsjahre erschienene selbstständige Publikation und enthält außer dem vom Geschäftsleiter verfaßten Berichte über die Festfeier und der darin enthaltenen Geschichte des Vereines die beiden während der Festtage gehaltenen Vorträge:

a) Deutsches Leben von B. Grueber;

b) die documentarische Geschichte des Kumerner See's bei Brüx. Von Dr. L. Schlesinger.

II. Die in Teplitz-Schönau und Dux am 27., 28., 29. September abgehaltene IV. Wanderversammlung des Vereines. Die Stellung unseres Vereines ist, wie öfters betont wurde, eine doppelte, eine rein wissenschaftliche und eine national-volksthümliche. Beweis dafür die Erfahrung mit den vom Vereine veranstalteten Wanderversammlungen. Sie hatten und haben in erster Reihe den Zweck, durch das lebendige Wort die wissenschaftlichen Forschungen des Vereins in unmittelbarster Weise unserm Volke zur Kenntniß zu bringen und haben sich jederzeit zu großartigen Volksfesten, zu Kundgebungen des deutschen Geistes, zu Symposien des nationalen Sinnes erhoben. Von um so größerer Bedeutung mußte in der Zeit, in welcher eine Periode trauriger politischer Verirrung das Deutschthum mit den größten Gefahren bedrohte, eine derartige Versammlung sein. Da erwuchs denn dies wissenschaftliche Fest zu einer imposanten Manifestation des deutschen Volkes, das aus allen Enden des Heimatslandes seine Vertreter gesendet, gegen die drohende Vergewaltigung von Seiten der deutschfeindlichen Elemente. In den Mittheilungen X. H. hat die freilich nur annähernd versuchte Schilderung des Festes ihre würdige Stelle gefunden. Der Ausschuß aber kann sich nicht versagen, auch heute noch den Städten Teplitz-Schönau und Dux, den dortigen HH. Vertretern J. U. C. Aug. Rob. Hiekel, Mag.-Adjunkt, und A. Christen, Kaufmann, sowie allen denen, die in so überraschender Weise zum Gelingen dieses herrlichen, der Geschichte angehörigen Festes beigetragen und dem Vereine so warme Sympathien zugebracht haben, zu danken.

Den Verein aber kann es mit gerechtem Stolze erfüllen, damals in den schwierigen Zeiten, wo so Mancher schon schwankte und zagte, fest und muthig seine Mission als Hüter und Hort des Deutschthums erfüllt zu haben, der erste in die Bresche getreten zu sein, eine That, die ihm wenigstens im Herzen der Volksgenossen gewiß nicht vergessen werden wird.

Auch die volkswirthschaftliche Hebung unserer Stammesgenossen behielt der Ausschuß unverwandt im Auge, besonders die von ihm in den Arbeiten der IV. Sektion und Dr. V. John's angebahnte Entwicklung und gesunde Organisation des Genossenschaftswesens, vornehmlich der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften. Der erste deutsch-böhmische Genossenschaftstag in Eger hat so vieles zu Stande gebracht, wozu der Verein die Anregung in der bekannten John'schen Schrift gab, vor Allem die Vereinigung der Vorschußkassen zu einem Unterverbande bewerkstelligt. Der Verein war durch den Geschäftsleiter K. Renner vertreten.

III. Die Verwaltungsthätigkeit vollzieht sich in den regelmäßigen Ausschußsitzungen, deren im abgelaufenen Vereinsjahre 13. abgehalten wurden. Die Sitzung vom 3. Juli erwählte: Se. Excell. Grafen Edmund Hartig, k. k. Geheimrath, zum Präsidenten, Hrn. Dr. A. Wiechovsky, Direktor, zu dessen Stellvertreter, Hrn. Rech.-Rath G. Rulf, k. k. Rechnungsrath, zum Kassier, und K. Renner zum Geschäftsleiter und Bibliothekar — alle mit Einstimmigkeit. Als Archivar

wurde Hr. Wiltschko, Exc. gräfl. Waldsteinscher Archivar, wieder gewählt. Die Geschäftsagende des Jahres 1871—2 weist über 702 Nummern des Einlaufs, dagegen 3560 Nummern des Auslaufs gegenüber 2477 Nummern im Vorjahre auf, wodurch die gesteigerte Geschäftsthätigkeit am besten documentirt wird.

Die Geschäftsleitung hat es sich zur Aufgabe gestellt, vor Allem die Übelstände in einzelnen Vertretungen abzustellen und mit den Vertretern jenen innigen Contakt wieder aufzurichten, der die Grundbedingung zum gedeihlichen Vorwärtsschreiten des Vereines bildet. Nach beiden Seiten hin waren die Bemühungen von besten Resultaten begleitet; Vertretungen, die jahrelang als „todte" betrachtet werden mußten, lebten wieder auf, und dort, wo die Anregung zur Unterstützung des Vereines fehlte, wurde diese gegeben. So war es möglich, im heurigen Jahre nicht weniger als 10 neue Vertretungen zu begründen und zwar:

In **Albrechtsdorf**: Herr Josef Prediger, Orgelbauer und Bürgermeister.
Auscha: „ Moritz Schwarz, Hopfenhändler.
Böhm.-Aicha: „ August Braun, Fabriksvorstand.
Dobřan: „ Em. N. Landschau, Stadtsekretär.
Görkau: „ Karl Schaller, Stadtsekretär.
Karbitz: „ Dr. A. Fuhrmann, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt.
Neudek: „ Herrmann Ullmann, k. k. Postmeister.
Salzburg: „ J. Groß, Pharmazeut.
Villach: „ A. Müller, Oberrealschul-Professor.
Warnsdorf: „ Joh. Jirka, Volksschullehrer.

10 Vertreterschaften wurden neu besetzt und fast in allen läßt sich eine Vermehrung der Mitglieder constatiren. Solch erfreuliche Resultate zu schaffen ist der Ausschuß sowie die Geschäftsleitung allein zu schwach: der Hauptantheil hieran fällt eben jenen Männern zu, welche mit unermüdlicher Sorgfalt und mit regstem Eifer bemüht sind, die Vereinsinteressen am Lande zu wahren und die Aufmerksamkeit der noch fern Stehenden darauf zu lenken. Diesen Wackern allen, den Stützen des Vereins, unsern Vertretern, gebührt der beste Dank des Vereins. Es sind dies nebst den obbenannten noch folgende Herren:

In **Arnau**: Jos. Rumler, Hauptschullehrer.
Asch: J. Drexler, Lehrer.
Aussig: Dr. Emil Theumer, Advokat.
Bensen: Friedrich Seidel, k. k. Notar.
Bergreichenstein: Ottokar Zimmermann, k. k. Bezirks-Gerichts-Adjunkt.
Bilin: Dr. Leop. Rochelt, Advokat.
Bodenbach: Franz Jordan, Fabrikant.
Böhm.-Kamnitz: Karl Schubert, k. k. Notar.
Böhm.-Leipa: P. Caj. Posselt, k. k. Gymn.-Direktor.
Braunau: Joh. Patzak, k. k. Bezirksschulinspektor.
Brüx: Karl Heinrich, Reallehrer.
Budweis: J. Pastor, Direktor a. D.
Bürgstein: Georg Max, Fabriksbuchhalter.
Dauba: Josef Urban, J. U. Dr., Landes-Advokat.
Dux: Anton Christen, Fabriksbuchhalter.
Eger: Georg Schmid, städt. Archivar.
Elbogen: Karl Paul, Fabriksbuchhalter.
Falkenau: Eduard Janota, Bürgermeister und Apotheker.
Franzensbad: Andreas Buberl, Med. et Chir. Dr., pens. k. k. Regimentsarzt, Badearzt.
Freiheit: Em. Breuer, Apotheker.

In Friedland:	Fr. Neumann, k. k. Bezirksschulinspektor, Direktor der Bürgerschule.
Gabel:	Karl Th. Lang, k. k. Bezirksschulinspektor.
Gablonz:	Hermann Adler, J. U. Dr., Landes-Advokat.
Grafenstein:	Adolf Hübner, Exc. Graf Clam-Gallas'scher Herrschafts-Verwalter.
Graslitz:	Wilh. Fuchs, Fabrikant.
Graz:	Dr. Karl Schenkl, k. k. Univ.-Professor.
Haida:	J. Grohmann, Fabrikant.
Hohenelbe:	Konrad Erben, Stadtsekretär.
Hohenfurt:	P. Justin Bauer, Stifts-Sekretär und Rentverwalter.
Iglau:	Franz Ruby, Prof. an der Landes-Oberrealschule.
Jitschin:	Rudolf Stahl, Apotheker.
Innsbruck:	J. U. Dr. E. Ullmann, k. k. Univ.-Professor.
Jungbunzlau:	Joh. Dietl, k. k. Hauptmann-Rechnungsführer.
Kaaden:	Karl Reif, J. U. Dr., Landesadvokat.
Karlsbad:	Wenzel Prokſch, Hauptschullehrer.
Komotau:	Heinrich Schmatz, J. U. Dr., Bürgermeister.
Leitmeritz:	Herm. Blömer, Buch- und Kunsthändler.
Liebenau:	August Czernicky, dirig. Hauptschullehrer.
Linz:	Anton Hron von Leuchtenberg, k. k. Hauptmann a. D.
Lobositz:	Franz Pfannſchmiedt, Realitätenbesitzer.
Luck:	Philipp Kohn, Bürgermeister.
Luditz:	Emil Siegel, Bezirks-Sekretär.
Marienbad:	Johann Schleſinger, k. k. Bezirksschulinspektor, Musterlehrer und Hausbesitzer.
Mies:	Ad. Streer Ritter von Streeruwitz, k. k. Postmeister, Landtagsabgeordneter.
Morchenstern:	Leop. Riedel, Fabrikant.
Oberleitensdorf:	A. A. Müller, Fabrikant.
Petschau:	Jos. Mayer, k. k. Postmeister.
Pilsen:	P. Maurus Pfannerer, Phil. Dr., k. k. Bezirksschulinspektor, Gymn.-Direktor.
Plan:	Hans Raſp, k. k. Postmeister, Bürgermeister und Landtagsabg.
Prachatitz:	Josef Bendel, Professor am Realgymnasium.
Reichenberg:	P. Valentin Zodl, Professor an der Oberrealschule.
Rochlitz:	Josef Linke, Kaufmann, Landtagsabgeordneter.
Rumburg:	Franz Bürckholdt, Bürger und Journalist.
Saaz:	Josef Girſchik, k. k. Bezirks-Schulinspektor.
Schönlinde:	Ferdinand Woratſchek, Buchhalter.
Staab:	Theodor Lenk, städt. Rechnungsführer und Sparkassakassier.
Starkstadt:	W. C. Schroll, Kaufmann, Bürgermeister.
Steinschönau:	Ignaz Krauſe, Fabrikant.
Sternberg in Mähren:	Theodor Kunze, Großhändler.
Tachau:	Karl Jos. Ebert, jub. Domainen-Direktor.
Tannwald:	A. E. Kratzer, k. k. Postmeister, Kaufmann.
Teplitz:	J. U. C. Aug. Rob. Hiekel, Magistratsadjunkt.
Tetschen:	Franz Klier, J. U. Dr., Landesadvokat, Landtags- und Reichsrathsabgeordneter.
Trautenau:	Franz Schneider, k. k. Bezirks-Schulinsp, Hauptschullehrer.
Untertieschau:	August Ziegler, Gutsbesitzer.
Wien:	Andreas Thurnwald, Phil. Dr., Professor an der Wiedner Oberrealschule.

In Wien: Mathias Pangerl, fürstl. Schwarzenbergischer Archivar.
Weipert: Karl G. Schmiedl, Kunstmühlenbesitzer.

Der wissenschaftliche Verkehr mit andern Vereinen und gelehrten Gesellschaften, welche verschiedener Verhältnisse wegen eine längere Unterbrechung erlitten, wurde nicht nur wieder aufgenommen, sondern auch auf 5 neue Gesellschaften ausgedehnt. Der Schriftenaustausch mit ähnlichen Vereinen und Gelehrten wurde auch heuer nicht nur fortgepflegt, sondern wurde besonders mit den Vereinen der nächsten Nachbarländer ein lebhafter und inniger und wieder auf drei Vereine erweitert, so daß der wissenschaftliche Verkehr derzeit 86 Vereine umfaßt. Das Verzeichniß derselben ist:

Agram: Gesellschaft für südslavische Geschichte und Alterthümer,
Altenburg: Geschichts- und alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes,
Ansbach: Historischer Verein in Mittelfranken,
Augsburg: Historischer Verein von Schwaben und Neuburg,
Baireuth: Historischer Verein für Oberfranken,
Bamberg: Historischer Verein für Oberfranken,
Berlin: Verein für Geschichte der Mark Brandenburg,
Berlin: Verein für Siegel- und Wappenkunde, „Herold,"
Bern: Historischer Verein des Kanton Bern,
Bonn: Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande,
Braunsberg in Ostpreußen: Historischer Verein für Ermland,
Bregenz: Vorarlberger Museums-Verein,
Bremen: Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte u. Alterthümer,
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur,
Breslau: Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens,
Brünn: K. k. mährisch-schlesische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. (Histor.-statist. Sektion),
Darmstadt: Historischer Verein für das Großherzogthum Hessen,
Dorpat: Gelehrte Estnische Gesellschaft,
Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte,
Dresden: Königlich sächsischer Verein für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer,
Dresden: Verein für Erdkunde,
Dresden: Verein für die Geschichte u. Topographie der Stadt Dresden u. Umgegend,
Dresden: Verein für Münz-, Wappen- und Siegelkunde,
*Emden: Verein für bildende Kunst,
Erfurt: Verein für die Geschichte und Alterthumskunde,
Frankfurt am Main: Verein für Geschichte und Alterthumskunde,
Freiberg in Sachsen: Alterthumsverein,
Freiburg im Breisgau: Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde,
Giesen: Lokalverein für die Geschichte von Giesen und der Umgegend,
Glarus: Historischer Verein des Canton Glarus,
Görlitz: Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften,
Göttingen: Königliche Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-Augusts-Universität,
Göttingen: Königliche Universitäts-Bibliothek,
Graz: Historischer Verein für Steiermark,
Greifswald: Greifswalder Abtheilung der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde,
Halle an der Saale: Thüringisch-sächsischer Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmale,
Hamburg: Verein für Hamburgische Geschichte,
Hanau: Bezirksverein für hessische Geschichte und Landeskunde,

Hannover: Historischer Verein für Niedersachsen,
Hermannstadt: Verein für siebenbürgische Landeskunde,
Hohenleuben: Voigtländischer alterthumsforschender Verein,
Jena: Verein für thüringische Geschichte,
Innsbruck: Ferdinandeum,
Kiel: Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft für vaterländische Geschichte,
Kiel: Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer,
Klagenfurt: Geschichtverein für Kärnthen,
Köln: Historischer Verein für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln,
Laibach: Historischer Verein in Krain,
Landshut: Historischer Verein für Niederbayern,
Leiden: Maatschapij der Nederlandsche Letterkunde,
Leipzig: Königlich sächsische Gesellschaft der Wissenschaften,
Leipzig: Verein für die Geschichte Leipzigs,
Leisnig in Sachsen: Geschichts- und Alterthumsforschender Verein für Leisnig und Umgegend,
Linz: Museum Francisco-Carolinum,
Lübeck: Verein für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde,
Lüttich: Archäologische Gesellschaft. (Institut Archéologique Liégeois),
München: Königliche bayerische Akademie der Wissenschaften,
München: Historischer Verein von und für Oberbayern,
Münster: Verein für Geschichte und alterthumskunde Westphalens,
Neiße: Philomathie,
Nürnberg: Germanisches Museum,
*Pest: Ungarische Akademie der Wissenschaften,
*Prag: Deutscher pädagogischer Verein,
Prag: Deutscher Juristenverein,
Regensburg: Historischer Verein für die Oberpfalz,
Salzburg: Gesellschaft für Salzburger Landeskunde,
Schwerin: Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde,
*Sigmaringen: Verein für die Geschichte von Hohenzollern,
Speier: Historischer Verein der Pfalz,
Stade: Verein für Geschichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln,
Stettin: Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde,
Stuttgart: Württembegischer Alterthumsverein,
Ulm: Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben,
Washington: Smithson'sche Stiftung,
Weinsberg: Historischer Verein für die Württemberger Franken,
Wernigerode: Harz-Verein für Geschichte und Alterthumskunde,
Wien: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften,
Wien: K. k. geographische Gesellschaft,
Wien: K. k. statistische Central-Commission,
*Wien: K. k. österr. Museum für Kunst und Industrie,
Wien: Alterthumsverein,
Wien: Verein für Landeskunde von Niederösterreich,
Wiesbaden: Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung,
Wittenberg in Preußen: Verein für Heimatkunde des Kurkreises,
Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg,
Zürich: Antiquarische Gesellschaft (Gesellschaft für vaterländische Alterthümer).

Wenn wir zurückblicken auf alle die verschiedenen Beweise des Wohlwollens, dessen sich unser Verein erfreut und die Resultate erwägen, welche die heurige

Thätigkeit gebracht hat, dann kann der Ausschuß wohl mit Befriedigung sein Mandat in die Hände der Generalversammlung zurücklegen und deren Urtheil mit Ruhe gewärtigen. — Der Verein kann das 12. Jahr seiner Thätigkeit antreten mit dem Bewußtsein, sich das Vertrauen der Stammesgenossen nicht nur erworben, sondern auch erhalten zu haben.

In diesem Bewußtsein, auf die Mitwirkung des ganzen Volkes auch fürder rechnen zu dürfen, kann er mit ungebrochener Kraft an die Lösung seiner großen Aufgaben gehen, das Gewonnene und Errungene sichernd, das Begonnene fortsetzend. Hiemit aber wird er auch gewiß im Sinne aller Vereinsgenossen seine erhabene Mission im deutschen und wissenschaftlichen Geiste erfüllen und sich auch fürder bewähren als eine Zwingburg gegen die Verächter deutschen Rechtes und deutscher Größe, als geistiger Centralpunkt der Deutschen in Böhmen.*

Prag, am 28. Juni 1872.

Direktor Dr. **Alex. Wiechovsky,**
Vicepräsident und Vorsitzender der General-Versammlung.

Karl Renner,
Geschäftsleiter und Bibliothekar.

---

* Nach Verlesung des Jahresberichtes erhob sich der Vorsitzende der Generalversammlung Hr. Dr. A. Wiechovsky, um unter dem Beifalle der Versammlung dem Hrn. Geschäftsleiter K. Renner für die Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Energie, welche derselbe in der Leitung der mehr und mehr sich häufenden Geschäfte des Vereins entwickelte und welchen zum großen Theile die Erzielung so günstiger Erfolge mit zu danken sei, den besten und wärmsten Dank auszusprechen.

(Im Auftrage des Ausschusses.)

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Eilfter Jahrgang. Erstes Heft.

Das Urkundenbuch von Saaz.

Von

Dr. **Ludwig Schlesinger.**

Auf dem Saazer Bürgermeisteramte wird ein Pergamentcodex aufbewahrt, welcher für die Geschichte der Stadt und der Umgebung äußerst wichtige Urkunden enthält und für Saaz um so werthvoller erscheint, als diese Stadt über kein weiteres historisches Material aus der älteren Zeit verfügt, nicht einmal die in den meisten königlichen Städten des Landes wohl erhaltenen Original-Privilegien mehr aufweisen kann. [1]) Durch die Güte des gegenwärtigen Herrn Bürgermeisters Dr. Haßmann wurde mir die Benützung dieses Codex ermöglicht, und ich erlaube mir auf diese nicht nur für die Lokalhistorie, sondern für die Städtegeschichte des Landes überhaupt äußerst kostbare, bis jetzt so viel wie noch gar nicht berücksichtigte Quelle aufmerksam zu machen.[2]) Das Urkundenbuch besteht aus 137 foliirten Pergamentblättern von 33 Centimeter Höhe und 24 Centimeter Breite, einem nicht foliirten Pergament-Titelblatt und einem Papiervorlegblatt aus jüngster Zeit. Die Einbanddeckel, welche wie das ganze Buch aus dem XIV. Jahrhunderte stammen, bestehen aus mit Leder überzogenem Holze und werden von drei eisernen Verschlüssen zusammen gehalten. Das Titelblatt trägt aus neuerer Zeit die Aufschrift: „Memorabilienbuch I. Theil vom Jahre 1352 nach Christi Geburt." Die Blätter 125, 126, 127 und 128 sind in unserm Jahrhundert frisch eingelegt, alle übrigen aber ursprünglich. Bis Fol. 118b reichen die Urkundenabschriften aus dem XIV., XV., XVI., XVII., XVIII. und XIX. Jahrhunderte in den entsprechenden Schriften. Fol. 78b, 79a und 109ab sind leer geblieben, wahrscheinlich für aufgeschobene, aber unterbliebene Eintragungen. Mit Fol. 118b beginnt die Aufzählung historischer Notizen, deren erste vom 26. Juli 1826 die Grundsteinlegung zur Kettenbrücke behandelt. Um diese Zeit wandelte man den Codex in eine Art Gedenkbuch um, und es stammt die Aufschrift

1) Es konnte bis jetzt noch nicht eruirt werden, wohin die Urkunden der Stadt, welche nach zuverlässigen Nachrichten ehedem in einem Kellerbehältniß der Stadtkirche aufbewahrt wurden, gelangt sind.

2) Ich kann nicht genug die freundliche Zuvorkommenheit rühmen, welche mir bei meinen Arbeiten in den einzelnen Stadtarchiven von Seiten der Gemeindevorstände entgegengebracht wurde. Ich fühle mich hier insbesondere verpflichtet, den Herren Bürgermeistern Dr. Haßmann von Saaz, Hauptmann Bilimek von Brüx, Dr. Schmatz von Komotau, Dr. Fleischer von Leitmeritz und Regelsberger von Kaaden meinen verbindlichsten Dank für die mir in jüngster Zeit erwiesenen Gefälligkeiten auszusprechen.

auf dem Titelblatte offenbar aus diesem Jahre. Es folgen hierauf dergleichen Aufzeichnungen, dazwischen noch einige Urkunden, wie zwei Kaufkontrakte, und endlich mit Fol. 129a Autographen berühmter Persönlichkeiten, die bei ihrer gelegentlichen Anwesenheit in Saaz ihren Namen ins Gedenkbuch einzeichneten.

Die Reihe dieser Autographen eröffnet Kaiser Franz am 6. Aug. 1833. Der Kaiser war Tags vorher mit seiner Gemalin nach Saaz gekommen und auf das Feierlichste empfangen worden. Die vielen Festlichkeiten, die dem hohen Herrscherpaare zu Ehren veranstaltet wurden, werden Fol. 127a sq. erzählt. Uiber die Entstehung des Autographs berichtet das Gedenkbuch Folgendes: „In dem Rathhause haben Se. Majestät zuerst die Kreisamtskanzleien, sodann den Magistratssitzungssaal, das Archiv, die Kanzleien und die Stadtbücherverwaltung besichtigt. Der Bürgermeister legte das alte aus dem XIV. Jahrhunderte herrührende Gedenkbuch vor, welches Majestätsbriefe, Privilegien, die Besitzungen der Stadt und sonstige Merkwürdigkeiten enthält. Se. Majestät schlugen es auf und äußerten: „In Pilsen haben sie auch so ein altes Buch." Der Aufschlag traf gerade einen Majestätsbrief von König Mathias in lateinischer Sprache. Die Schrift ist alt gothisch. (?) Gleichwohl lasen Se. Majestät diese Schrift sehr geläufig. Ein anderer Umschlag enthielt ein Privilegium von König Wenzel in böhmischer Sprache. Se. Majestät sagten: „Böhmisch kann ich nicht." Die letzten Blätter enthielten die Grundsteinlegung der Kettenbrücke und einen landtäflichen Extrakt über das städtische Grundeigenthum. Mit diesem endigte sich die Eintragung auf der Hälfte der letzten Seite. Der Magistratsvorsteher, welcher die Hand auf der letzten Seite liegen hatte, wagte Se. Majestät um die Gnade zu ersuchen, den allerhöchsten Namen diesem Buche beizusetzen. Se. Majestät sahen den Bittenden an und sagten auf die halbgeschriebene Seite hinweisend: „Hieher werde ich mich nicht schreiben; ich habe einmal etwas unterschrieben, da standen kuriose Dinge darin." Sogleich aber wies er auf die nächste leere Seite: „Nun so gebt mir eine Feder her." Die Feder war neu geschnitten, jedoch etwas zu viel gespalten. Beim Anfang des Schreibens lächelte er: „Die Feder schreibt so schlecht wie jene im Schießhause. Ich bedaure den Kanzelisten, der mit dieser Feder schreiben muß." Nach Vollendung des Manupropria: „Ausbessern kann man ja auch." Se. Majestät machten den weißen Zwischenraum in dem Buchstaben **F** schwarz. Im Herabgehen über die Stiege sagte er: „Das ist wahr, Ihr habt eine saubere Stadt. Ich habe es nicht überall so getroffen. Es wird noch hübsch gebaut. Behüt' Euch Gott." — Auf das mit später hinzugefügten farbigen Verzierungen versehene Autograph Kaiser Franz's folgen Fol. 131a die eigenhändigen Unterschriften: Kaiser Ferdinands (18. September 1835), des Erzherzogs Franz Karl (19. September 1840), des Erzherzogs Stephan (24. Juli 1841); Fol. 132a: des Freiherrn von Heß, Appellationspräsidenten (2. August 1837), des Bischofs von Leitmeritz, Augustin Bartholomäus Hille (30. Mai 1842); Fol. 133a: des Abts zu Strahow, Hieronymus Josef Zeidler (28. Juni 1854), des Statthaltereivicepräsidenten Richard Grafen Belcredi (ohne Datum) und Fol. 133b des Dr. Banhans, „Reichrathsabgeordneten für Saaz, gew. Ackerbauministers" (30. April 1870.) — Die letzten vier Blätter des Urkundenbuches 134—137 sind leer.

Uiber die Zeit und den Zweck der Gründung des Urkundenbuches werden wir durch die erste Urkunde desselben (Fol. 1a) selbst aufgeklärt. Die Errichtung des Codex fällt nicht, wie die auf dem Titelblatte in neuerer Zeit angebrachte Aufschrift sagt, in das Jahr 1352, sondern später in das Jahr 1383. Im genannten Jahre beschlossen der Richter, Bürgermeister und die Geschworenen der Stadt, dieses Buch anzulegen. Dasselbe sollte ein Register für alle die Stadt bemerkenswerthen Urkunden, Privilegien, Rathsbeschlüsse ꝛc. sein und die Niederschriften sollten die Authenticität der Orginale haben. Die interessante Urkunde lautet:

„Anno domini 1383 regnante invictissimo Wenceslao Romanorum et Boemie rege Frana Negelinus judex, Rudlinus de Plana magister civium, Eberlinus Sartor, Lipoldus Jnstitor, Lipoldus Pictor, Martinus Pitterkauf, Bertoldus Kezleri, Henricus Spaczmanni, Petrus Drifus, Henslinus Schutaus, Cuncz Longus, Wenceslaus Hrussowecz et Frenclinus Czengl, jurati cives civitatis Zacensis procuraverunt hunc librum nomine registri in singulis accionibus vigorosis, ita quod quelibet privilegia et litere seu alia notabilia eidem registro inscripta vigorose efficacie omnimodam teneant firmitatem, tamquam originales litere maiori sigillo civitatis concluse, eciam literis seu autenticis originalibus aboletis. datus est etenim huic registro plenarius vigor nomine tocius communitatis civitatis predicte inter quatuor scampna judicii contestati Johanne Tepla, rectore scolarum et civitatis notario existente. estque iste liber per personas sub juramento positas caute concludendus et diligencia reservandus.“

Der Schreiber dieser Urkunde, der Rektor der Saazer Schule und Notar der Stadt Johannes Tepla, hat auch die übrigen Urkunden des XIV. Jahrhunderts (mit Ausnahme der tschechischen v. 1386), sowie die zwei des XIII. Jahrhunderts in den Codex eingetragen.[3]) Die Handschriften der späteren Eintragungen wechseln öfter; eine strenge chronologische Ordnung findet nicht statt. Im Ganzen faßt das Buch 196 selbstständige Urkunden, wovon 2 auf das XIII. 82 auf das XIV., 46 auf das XV. 38 auf das XVI. 19 auf das XVII. 4 auf das XVIII., und 5 auf das XIX. Jahrhundert entfallen. Dabei sind die Wiederholungen einzelner Urkunden und die vorkommenden Übersetzungen nicht gezählt. Was die Sprache der Urkunden anbelangt, die für Böhmen schon wegen der Nationalitätsverhältnisse von Wichtigkeit ist, so sind die des XIII. und die meisten des XIV. Jahrhunderts lateinisch. Doch kommen im Letzteren bereits zehn deutsche vor; die eine tschechische (v. 1386, März 31) aus demselben Jahrhundert ist eine bloße Übersetzung aus späterer Zeit, wie schon aus der viel späteren Zeit der Eintragung hervorgeht. Das Tschechische beginnt erst im XV. Jahrhunderte zu dominiren und zwar unmittelbar nach der husitischen Bewegung, während welcher die Tschechisirung der deutschen Stadt vor sich gegangen ist. Von 1434 bis 1669 behauptet sich die tschechische Sprache als die herrschende, von 1669 abwärts finden sich nur deutsche Urkunden und Aufzeichnungen.

Da wohl zu hoffen steht, daß das gesammte Material des so interessanten Codex mit aller Vollständigkeit in ähnlicher Weise zur Publikation gelangt, wie dies bezüglich des Urkundenschatzes von Brüx bereits in der Durchführung begriffen ist[4]), so will ich mich an diesem Platze betreffs des Inhalts der einzelnen Urkunden auf das Nothdürftigste beschränken. Ich bringe im Nachfolgenden in chronologischer Ordnung den kurzen Inhalt der einzelnen Urkunden, indem ich mich zumeist der gleichzeitigen Überschriften bediene und das nach unserem Kalender verificirte Datum und den Ausstellungsort hinzufüge. In runden Klammern steht

3) Die Saazer Lateinschule, die jüngsthin eine betrübende Demüthigung erfuhr, gehört zu den ältesten und ehedem bedeutendsten des Landes. Ihre Geschichte verdient einmal eingehend behandelt zu werden. Denn was Unger (Neuere Abtheil. d. königl. Gesellsch. d. Wissensch. II. Band Prag) und die Saazer Gymnasialprogramme geboten, kann nicht genügen. Einiges Material bringt das oben besprochene Urkundenbuch in den Urkunden 6), 49), 52), 53), 89), 97), 101) und 104). Welch' hervorragende sociale Stellung die Rektoren der Saazer Schule einnahmen, geht schon aus dem Umstande hervor, daß sie zumeist Notare waren, nicht selten im Rathe saßen, ja wiederholt die höchste Ehrenstelle der Stadt, das Bürgermeisteramt, zu erlangen wußten.

4) Wie der Verein f. Gesch. d. D. i. B. beschlossen hat, das ihm von mir vorgelegte „Urkundenbuch von Brüx“ zu publiciren, so dürfte er hoffentlich auch seiner Zeit auf die Herausgabe eines „Urkundenbuches von Saaz“ eingehen. Ich treffe hiezu im Vereine mit Hrn. Professor Katzerowsky, der die Copirung des oben besprochenen Codex freundlichst übernommen hat, die nothwendigen Vorarbeiten.

die Angabe der Sprache der Urkunde, ob lateinisch, deutsch oder tschechisch (L., D., Tsch.) und die Blattseite des Codex. In Fällen, wo eine ursprüngliche Uiberschrift mangelte, führe ich den Inhalt nach Schlagworten in eckigen Klammern an; dasselbe geschieht gleichfalls neben allen Uiberschriften, die in tschechischer Sprache sich vorfinden. — Ich will hiemit keineswegs für alle Fälle brauchbare Regesten liefern, sondern nur die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit des vorhandenen Materials, das einer vollständigen Herausgabe würdig ist, dokumentiren.

1. „Ottokarus super diversis graciis civitati Zacensi factis.“ **1266** Dezember 30. Prag. (L. f. 7b.)

2. „Super Stankowicz pretextu Pomnucz.“ [Der Abt von Strahow übergibt einigen Saazer Bürgern das Dorf Stankowicz gegen bestimmte Zinsungen.] **1272** März 27. Strahow. (L. f. 20b.)

3. „Johannes rex confirmat literam suprascriptam“ [Ottacari d. dto. 1266 dec. 30.] **1317** November 24. Laun. (L. f. 7b.)

4. „Johannes rex super mensura hereditatum civitati adjunctarum.“ **1321** März 3. Prag. (L. f. 8a.)

5. „Johannes rex confirmat annale forum Sacensis civitatis.“ **1331** September 8. Prag. (L. f. 8b).

6. „Johannes rex donat judici, juratis et civibus Sacensibus, quod rectorem scole constituere et destituere valeant per neminem impediti.“ **1335** Oktober 10. Prag. (L. f. 8b.) Eine Abschrift findet sich noch f. 42b. unter der tschechischen Ueberschrift: „na woleny skolny mistra.“

7. „Johannes rex donat, quod ligna per Egram flumen transeuntia sine theloneo debeant pertransire.“ **1335** Oktober 10. Prag. (L. f. 9a.)

8. „Johannes rex mandat, quod strues lignorum sine exactione thelonei per Egram flumen debeant transfretari.“ [**1336**] Januar 17. Prag. (L. f. 9a.)

9. „Johannes rex donat civibus Zacensibus decimam septimanam thelonei in civitate Zacensi et totum theloneum lignorum per Egram flumen transeuntium.“ **1336** Juni 6. Prag. (L. f. 8a.)

10. „Johannes rex munerat judicem et consules civitatis Sacensis, quod in pondere, numero et mensura et cunctis ceteris civitati debeant providere.“ **1336** Juni 14. Prag. (L. f. 8b.)

11. Johannes rex mandat, quod ligna per Egram flumen transeuntia distracta et arrestata debeant veris possessoribus tribui atque dari.“ [**1336**] Dezember 20. Prag. (L. f. 9a.)

12. „Pluribus civitatibus [Kleinseite, Schlan, Laun, Melnik, Leitmeritz, Aussig, Pirna, Brüx, Saaz, Kaaden, Schlackenwerth und Elbogen] super diversis graciis data [von König Johann], cuius in Luna originalis litera reservatur.“ **1337** Juli 5. Prag. (L. f. 21b.) Eine deutsche Uebersetzung im Kaadner Copialbuch S. 59—61.

13. „Na berni za ssest let wypraveni.“ [Nachlaß der Steuer auf sechs Jahre durch König Johann] **1339**. Mai 23. Prag. (L. f. 42b.)

14. „Johannes rex donat mensuram salis civitati Zacensi perpetue habituram.“ **1341**. April 16. Prag. (L. f. 8a.) Dieselbe Urkunde findet sich noch einmal f. 43a mit der tschechischen Ueberschrift: „na mierzenii soli.“

15. „Karolus imperator donat possessiones maleficorum civitati Sacensi.“ **1348** Juli 9. Prag. (L. f. 9a.)

16. „Arbitracio domini Rusonis de Lyticz inter civitatem Sacensem de una et dominum abbatem Strahowiensem parte de altera pretextu bonorum in Stankowitz.“ **1350** Juni 25. Prag. (L. f. 12b.)

17. „Karolus imperator inhibet, ne sal in districtu Sacensi praeter civitatem Sacensem vendatur.“ **1352** März 25. Prag (L. f. 9b.)

18. „Donacio census videlicet 28 grossorum pro vino divini officii.“ **1352** Juni 23. Saaz. (L. f. 1b.)

19. „Ulricus Pflug, Rabstein oppidum Sacensis subdidit juribus civitatis.“ **1355** Mai 5. Rabenstein. (L. f. 13b.)

20. „Litera super vino annali, balneo pauperum.“ **1356.** Februar 6. Saaz. (L. f. 22b.)

21. „Karolus imperator munerat civitatem Sacensem, quod bernam in quantitate civitatis Lunensis debeant solvere et donare.“ **1357.** Juni 24. Prag. (L. f. 9b.)

22. „Karolus imperator mandat, quod quatuor de consulibus et quatuor de communitate collectas civitatis debeant colligere et distribuere easdem.“ **1357** Juni 24. Prag. (L. f. 10a.)

23. „Ordinantur scampna panni in civitate Sacensi, ecclesie parochiali eiusdem civitatis serviencia et ibidem census reliqui eiusdem ecclesie continentur.“ **1359.** April 26. Saaz. (L. f. 13b.)

24. „Quatuor lapides sepi liquefacti pro luminibus ecclesie tribuuntur.“ **1359.** Mai 3. Saaz. (L. f. 14a.)

25. „Nicolaus Episcopi regni Boemie subcamerarius et Pisco Mathie justiciarius districtus Sacensis faciunt inquisicionem de pannicidio pannificum et inveniunt, quod sit malum.“ **1360.** Juni 11. Saaz. (L. f. 11b.) Die Urkunde ist später durchstrichen worden.

26. „Theodoricus episcopus Mindensis auctoritate Caroli quarti Romanorum imperatoris statuit et indicit, quod nullus pannificum pannum incidere debeat per tempora affutura.“ **1360** Juli 3. Prag. (L. f. 12a.) Die Urkunde ist später durchstrichen worden.

27. „Septem cum dimidio grossi census ecclesie pro luminibus annectuntur.“ **1360** September 22. Saaz. (L. f. 14b.)

28. „Pretorium erigitur et in eodem stalla pannicidii ordinantur.“ **1362** Juli 8. Saaz. (L. f. 15a.)

29. „Universitas pannificum jurat sub fidei sacramento, quod nullus ipsorum pannum incidere debeat per tempora affutura.“ **1365.** Februar 25. Saaz. (L. f. 12a.) Die Urkunde ist später durchstrichen worden.

30. „Karolus imperator Sacz, Pontem Lunam et Cadanam civitates connectit et justiciariam alias poprawam evidencius ipsis confert.“ **1366** November 25. Nürnberg. (D. f. 16b.) Dieselbe Urkunde erscheint tschechisch noch einmal f. 38a. Eine schlechte Abschrift ist im Kaadner Copialbuch S. 69—71.

31. „Karolus donat, quod cives Egrenses Pragam cum mercibus euntes per Slackenwerd, Cubitum, Cadanam, Sacz, Lunam et Slanam debeant pertransire.“ **1366** November 27. Nürnberg. (L. f. 18a).

32. „Karolus dat devoluciones bonorum civibus Zacensibus.“ **1372** September 19. Prag. (L. f. 33a.) (Dieselbe Urkunde findet sich noch in einer späteren Abschrift f. 43b. unter der tschechischen Ueberschrift. „na kssafftowanii a napady.“

33. „Wenceslaus rex donat devoluciones bonorum civibus Sacensibus.“ **1372** Oktober 25. Prag. (L. f. 10b.) Dieselbe Urkunde findet sich noch einmal f. 44a. unter der tschechischen Ueberschrift: „na kssafftowanij a napady.“

34. „Karolus imperator statuit, quod nulla mechania aut taberna debeat fore infra unum miliare circum circa civitatem Sacensem; hec litera manuscripta in Cadanensi consilio reservatur.“ **1376** Januar 4. Karlsbad. (L. f. 10a.) Auch im Brüxer Arch. und bei Pelzel Karl IV. 2B. Urk. 321.

35. „Traductio census.“ **1376** Dezember 9. Saaz. (L. f. 31b.)

36. „Na suol a ssrutku.“ [Karl IV. gibt der Stadt Saaz das Ungelt vom Salz und das Schrotambt.] **1377** Februar 8. Prag. (D. f. 45a.)

37. „Wenceslaus rex donat civibus in Sacz in Luna, in Ponte, in Slana et in Litomyerczicz theloneum et emolumentum salis nec non trac-

turam lignorum perpetuo possidendum.“ **1377** Februar 12. Prag. (D. f. 11a.) Dieſelbe Urkunde findet ſich noch einmal f. 45b. mit der tſchechiſchen Ueberſchrift: „na ungelt soli a ssrutku.“ Ein Original iſt ferner im Brüxer Archiv. Vrgl. Pelzel Wenzel I. Bd. S. 57.

38. „Witko de Lantstein regni Boemie subcamerarius favet civitati Saczensi, ut graminetur Pomnucz et in fructum civium redigatur.“ **1380** März 5. Prag. (D. f. 15b).

39. „Witko idem [de Landstein regni Boemie subcamerarius] furnum laterum et cementiburinam transferre civibus in locum civitati melius congerentem.“ **1380** März. 5. Prag (D. f. 15b.)

40. „Witko idem confert civitati forum liberum in pane septimana qualibet una die.“ **1380** März 5. Prag. (D. f. 16a.)

41. „Domina Katharina relicta Henrici pannicide Pragensis emit unam sexagenam grossorum census perpetui super bonis Nicolai in Stancowicz, quam pro testamento postea deputavit.“ **1380**. Juli 24. Saaz. (L. f. 15b.)

42. „Donacio apparatus domini Hene pro ecclesia.“ **1380** Oktober 4. Saaz. (L. f. 2b.)

43. „Dotacio monalium in casula apud claustrum manencium.“ **1382** Februar 26. Saaz. (L. f. 2b.)

44. [Stiftung des Urkunden-Buches.] **1383** Saaz. (L. f. 1a.) Siehe oben.

45. „Donacio census Wanykonis.“ **1383** April 10. Prag. (L. f. 1a.)

46. „Wenceslaus rex confirmat omnia privilegia et literas civitatis Sacensis.“ **1385** Juli 21. Prag. (L. f. 11a.)

47. „Donacio census Zidkonis.“ **1385** November 29. Saaz. (L. f. 1b.)

48. „O lowenj ryb w rzece Ohrzi.“ [Verordnung des Unterkämmerers wegen der Fiſcherei in der Eger.] **1386** März 31. Saaz. (Tſch. ſ. 60a.)

49. „Donacio 2 sexagenarum grossorum census pro plebanis circumsedentibus et scolicolis ex testamento Margarete Floheri.“ **1387** Februar 23. Saaz. (L. f. 5a.)

50. „Consilium et seniores civitatis Sacensis proposicionem faciunt, quod congregaciones personales composiciones pecuniales fraternitates caudele et pannicidium pannificum sint civitati penitus destructiva.“ **1387** Juli 5. Saaz. (L. f. 12b.)

51. „Dotacio misse Udliczeri.“ **1387** Dezember 5. Saaz. (L. f. 2a.)

52. Donacio sex grossorum census pro scola ex testamento Stephani Roreri.“ **1388** Februar 10. Saaz. (L. f. 3a.)

53. „Stephanus Roreri donat 12 grossos census perpetui pro scola.“ **1388** Februar 25. Saaz. (L. f. 3a.)

54. „Thomas de Ponte donavit 20 grossos pro luminibus ecclesie.“ **1388** Februar 29. Saaz. (L. f. 3b.)

55. „Expositio seu locacio luci civitatis versus mlynar, facta Dytlino Rothutlini.“ **1388** Februar 26. Saaz. (L. f. 4a.)

56. „Donacio 8 grossorum census pro plebanis circumsedentibus ex testamento Roreri.“ **1388** Februar 28. Saaz. (L. f. 4b.)

57. „Jacobus Ekclini donavit 27 grossos pro luminibus ecclesie.“ **1388** Februar 29. Saaz. (L. f. 4a.)

58. „Testamentum Katharine relicte Heinrici Pannicide de Praga.“ **1388** Juni 13. Saaz. (L. f. 5b.)

59. „Situacio turris Johannis notarii civitatis Zacensis.“ **1388** Juni 30. Saaz. (L. f. 6a.)

60. „Testamentum Scheitlinisse.“ **1388** Oktober 14. Saaz. (L. f. 5b.)

61. „Pomnucz.“ [Ausſetzung dieſes Dorfes nach emphiteutiſchem Rechte.] **1388** Oktober 29. Saaz. (L. f. 5a.)

62. „Henslinus Schadernicht et Otyko Rus exponunt hereditates

civiles in Czeradicz in jus emphiteuticum.“ **1388** November 3. Saaz. (L. f. 6b.)

63. „Donacio 16 grossorum census pro plebanis circumsedentibus ex testamento Oldre carnificis.“ **1389** März 12. Saaz. (L. f. 6b.)

64. „Situacio turris Johannis notarii civitatis Zacensis.“ **1389** März 16. Saaz. (L. f. 7a.)

65. „Census plebani ecclesie sancti Michaelis in suburbio Zacensi.“ **1390** Mai 9. Saaz. (L. f. 7a.)

66. „Testamentum Ewerlini sartoris.“ **1390** Mai 13. Saaz. (L. f. 17a.)

67. „Una sexagena grossorum census perpetui ad lumina ecclesie deputatur.“ **1390** Juni 4. Saaz. (L. f. 14b.)

68. „Testamentum Wenceslai Hrussowecz.“ **1390** Auguſt 12. Saaz. (L. f. 18b.)

69. „Dominus Nicolaus plebanus ecclesie sancti Michaelis donat plebanis circa civitatem viginti grossos super Egra flumine nomine perpetui testamenti.“ **1390** September 22. Saaz. (L. f. 7b.) Dieſelbe Urkunde erſcheint noch einmal (L. f. 16a.)

70. [König Wenzel beſtätigt den Verkauf der Inſel Werd in Nabrzyzicz Seitens des Saazer Bürgers Leupoldus Piktor an das Poſtelberger Kloſter.] **1391** Juni 17. Bettlern. (L. f. 21b.)

71. „Dominus Bussco abbas monasterii Porteapostolorum emit lucum a Lipoldo pictore, rex annuit, civitas favet civitatis juribus semper salvis.“ **1391** Juni 21. Poſtelberg. (L. f. 13a.)

72. „Dominus Jeorgius plebanus ecclesie in Przeczapel plebanis circumsedentibus mediam sexagenam grossorum census perpetui super domo Pertlini deputat et assignat.“ **1391** Juni 25. Saaz. (L. f. 17a.)

73. „Testamentum Freis.“ **1391** November 22. Saaz. (L. f. 17b.

74. „Quitta Freis.“ **1391** Dezember 13. Saaz. (L. f. 19a.)

75. „Testamentum Cunczonis dicti Alssik.“ **1392** März 5. Saaz. (L. f. 18b.) Dasſelbe noch einmal f. 30b.

76. „Sentencia Pragensis ex parte pecunie Frane Negelini.“ **1394** April 7. Prag. (D. f. 19b.)

77. „Litera, in qua quartale vini ad divina officia deputatur.“ **1396** Mai 5. Saaz. (L. f. 29a.)

78. „Super fractura lapidum.“ [Privilegium König Wenzels.] **1396** Dezember 12. Prag. (L. f. 20a.)

79. „Super theloneo.“ [Privilegium König Wenzels.] **1396** Dezember 21. Prag. (L. f. 20a.)

80. „Super theloneo.“ [Privilegium König Wenzels.] **1396** Dezember 21. Prag. (L. f. 21a.) Ausführlicher als das vorhergehende.

81. „Wenceslaus rex inhibet, ne pannifices Sacenses perpetue pannum incidere audeant, debeant vel praesumant.“ **1397**. November 11. Dobrieſſ. (D. f. 11b.) Die Urkunde iſt ſpäter durchſtrichen worden.

82. „Testamentum Pesslini Trachtinsak super variis censibus post mortem filiarum super casulas monalium deputatis.“ **1398** Dezember 13. Saaz. (L. f. 25b.)

83. „Super liga districtus Zacensis.“ [König Wenzels Brief an die Städte Saaz, Brüx, Kaaden, Laun und Kommotau.] **1399** Dezember 2. Bettlern. (D. f. 22a.) Im Kaadner Copialbuch. S. 72—73.

84. „Super ammocione salis et annone in villis.“ [Brief Wenzels an die Städte Saaz, Brüx, Kaaden und Kommotau.] **1399** Dezember 2. Bettlern. (D. f. 22a.) Eine Kopie im Kaadner Copialbuch S. 74.

85. „Prodaj wapenicze a czyhelny.“ [Verkauf des Kalk- und Ziegelofens.] **1400** Oktober 29. Saaz. (L. f. 37a.)

86. „Super stipendio.“ [Brief König Wenzels.] **1401** April 10. Prag. (L. f. 21a.)

87. „Pro censu in Stankowicz a Katharina Wlczicka empto.“ **1404** Saaz. (Tsch. f. 38b.)

88. „Wenceslaus rex confirmat literam per dominum imperatorem [Karolum] civitati Zacensi datam, quod contribuere debeat, velut Luna.“ **1404** April 29. Saaz. (L. f. 23a.)

89. „Skolnijmu mistru na wybiranij od Reznykuow.“ [König Wenzel verleiht dem Johann von Sytbor, Rektor der Schule und Notar der Stadt, einen Groschen von jedem Fleischhauer.] **1404** April 29. Saaz. (L. f. 46a.)

90. „Transactio amica inter abbatem et conventum monasterii Porte Apostolorum et inter juratos, consules, seniores et totam communitatem civitatis Zacensis de limitibus, rivo, molendino, insula et aliis.“ **1404** August 9. Postelberg. (L. f. 27a.)

91. „Super tabernis et vendicione salis et annorarum in villis prohibendis.“ [Privilegium Wenzels für die Städte Saaz, Brüx, Kaaden, Laun und Kommotau.] **1405** März 9. Prag. (L. f. 23b.)

92. „Testamentum Pesslini Trachtinsak super sex sexagenis census ad hospitale post mortem Magdalene.“ **1405** Oktober 5. Saaz. (L. f. 26a.)

93. „Pro censu in Trnowan a domino Fryderico de Sedczicz empto. **1407** Saaz. (Tsch. f. 38b.)

94. „Jessco Mülsstein 70 grossos census assignat ad missam Udliceri.“ **1407** Mai 27. Saaz. (L. f. 24a.)

95. „Wenceslaus rex mandat, quod quilibet, qui ad civitatem accedit aut prius in civitate fuit, domino regi et civitati jurare debeat et jus civile obtinere, qui antea jus civile non habuit nec juravit.“ **1407** August 26. Bettlern. (D. f. 23b.)

96. „Jessco Hunye mediam sexagenam census assignat ad missam Udliceri.“ **1407** September 1. Saaz. (L. f. 24a.)

97. „Erhardus Coblenczerus et Johannes rector scolarum mediam sexagenam grossorum census assignant ad missam Udliceri. **1407** September 12. Saaz. (L. f. 24b.)

98. „Super una sexagena census super domo Cuncz de Prelak ad cappelaniam Udliceri.“ **1407** September 28. Saaz. (L. f. 26a.)

99. „Arbitracio et confirmacio inter civitates [Saaz, Brüx, Kaaden, Laun, Kommotau] et terrigenas districtus Zacensis.“ [Der Schiedsspruch wurde durch den Patriarchen von Antiochien und den Bischof von Werden 1407 Oktober 11. Wischegrad gefällt, die Confirmation durch Wenzel **1407** Oktober 30. Bettlern.] (L. f. 25a.) Dieselbe Urkunde erscheint noch einmal f. 47a unter der tschechischen Ueberschrift: „na warženij piwa a sladuow dielanij“ und in einer deutschen Uebersetzung f. 105a. — Im Kommotauer Archiv befindet sich eine vom Saazer Magistrate vidimirte Abschrift d. dto. 1454. Juni 7. Im Kaadner Copialbuch S. 28, 29 steht eine deutsche Uebersetzung.

100. „Testamentum Pesslini Trachtinsak super debitis et omnibus.“ **1407** November 27. Saaz. (L. f. 26a.)

101. „Cristinella [filia Johannis rectoris scolarum] quittat pueros et tutores.“ **1408** Februar 3. Saaz. (L. f. 26b.)

102. „Super uno fertone grossorum census super vinea Bunkonis, item super sex grossis census super domo Johannis pellificis.“ **1408** März 2. Saaz. (L. f. 28a.)

103. [Johannes Otykonis de Tuchorzicz verkauft seinen Steinbruch an die Saazer Bürger.] **1408** März 26. Saaz. (L. f. 28a.)

104. [Ueber die Zinsungen des Johannes, Rektors der Schule und Notars der Stadt.] **1408** Juni 23. Saaz. ((L. f. 28b.)

105. [Testament der Margaretha, Wittwe des Jeclinus.] **1409** März 1. Saaz. (L. f. 29b.)

106. [Stiftungen des Martinus Pitterkauf zu wohlthätigen Zwecken.] **1409** März. 9. Saaz. (L. f. 30a.)

107. [Wohlthätige Stiftungen des Nikolaus Pach.] **1409** Mai 24. Saaz. (L. f. 30b.)

108. [Fromme Stiftungen des Hana Balneator.] **1409** Juni 13. Saaz. (L. f. 30a.)

109. [Testamentum Walssonis Cerdonis.] **1411** Mai 3. Saaz (L. f. 31b.)

110. „Na wybiranij od reznijkuow.“ [König Wenzel bestätigt den Verkauf des Fleischhauer-Zinses Seitens des Johannes v. Sitbor, nunmehrigen Notars der Neustadt Prag, an den Rath der Stadt Saaz.] **1411** Juli 27. Prag. (L. f. 46b.)

111. „Testamentum Frenczlini de Sleichew.“ **1412** Juni 29. Saaz. (L. f. 32b.)

112. „Testamentum Henslini Judenspis.“ **1413** Juni 29. Saaz. (L. f. 32a.)

113. [Testamentum Marzkonis Balneatoris.] **1414** Dezember 20. Saaz. (L. f. 32b.)

114. [Verbot des Raths wegen Anpflanzung von Weingärten.] **1416** Oktober 20. Saaz. (L. f. 32b.)

115. „Pro censu in Zalucicz a domino Wenceslao de Hasysstayn empto.“ **1417** (Tsch. f. 38b.)

116. „Testamentum Wenceslai Nigri.“ **1418** April 30. Saaz. (L. f. 32b.)

117. „Testamentum Henrici in foramine.“ **1419** Oktober 25. Saaz. (L. f. 35b.)

118. „Testamentum Mathie Coblenceri.“ **1422** September 9. Saaz. (L. f. 33b.)

119. „Testamentum Magdalene Pitterkaufi.“ **1426** Juli 27. Saaz. (L. f. 34a.)

120. „Testamentum Rzepanske.“ **1434** September 27. Saaz. (Tsch. f. 34 b.)

121. „Testamentum Suchopalonis.“ **1438** Juli 21. Saaz. (L. f. 35a.)

122. „Exposicio prati legati pro anniversario in censum emphiteuticum.“ **1460** März 24. Saaz. (L. f. 35b.)

123. „Na čzierweny wosk.“ [König Georg verleiht der Stadt Saaz das Recht, mit rothem Wachs zu siegeln.] **1464** August 21. Saaz. (L. f. 49b.)

124. „Na smlauwu drziwij plawenij.“ [K. Georgs Verordnung betreffend die Uneinigkeit zwischen den Saazern und Kaadnern wegen des Holzflößens.] **1464** Dezember 12. Prag. (Tsch. f. 49a.)

125. „Articuli infra scripti per dominum Samuelem subcamerarium et dominos magistrum civium et consules, qui pro tempore fuerunt, pretextu pannificum et knaponum arbitratorie edicti et publicati in pretorio presentibus utrisque partibus etc. etc.“ [**1470**?] (Tsch. f. 36a.)

126. „Potwrzenij wo napady a poruczienstwij.“ [König Georg bestätigt das Privilegium König Wenzels von 1372 Oktober 25. (f. 10b.)] **1470** Januar 20. Prag. (L. f. 49b.)

127. [Hylbranth Satanecz von Drahouwicz gesessen auf Haustein bestätigt den Verkauf zweier Fluren mit einem Kalksteinbruch Seitens des Wanek genannt Walczeb an Saaz.] **1470** Dezember 31. Saaz (Tsch. f. 36b.)

128. „Na nezastawowanij bernie.“ [Privilegium Wladislaws, die Berna nie zu verpfänden ꝛc.] **1475** Januar 10. Prag. (L. f. 50a.)

129. „Smlauwa mezy starou a nowou raddau.“ [König Wladislaws Entscheidung im Streite zwischen dem alten und neuen Rath.] **1478** März 27. Prag. (Tsch. f. 50b.)

130. „Testamentum Maretky Radkonis.“ **1488** Januar 4. Saaz. (Tsch. f. 37b.)

131. [K. Wladislaw ertheilt der Stadt Saaz die Erlaubniß zu einem Zinskauf.] **1516** Februar 20. (Tsch. f. 38b.)

132. „Wo židy gineych panuow.“ [K. Ferdinands I. Brief betreffend die Ausweisung der fremden Juden.] **1530** März 29. Prag. (Tsch. f. 51b.)

133. „Na yarmark przi swatem Augustynie.“ [K. Ferdinands I. Jahrmarktsprivilegium.] **1542** Januar 4. Prag. (Tsch. f. 52a.)

134. „Wohrada na pocztiwosti pro zrussenij gleytu ziduom daneho.“ [Ferdinand I. begnadigt die Saazer wegen Verletzung des Geleits der Juden.] **1543** Juni 15. Prag. (Tsch. f. 52b.)

135. [Reskript Kaiser Ferdinands I., die Stadt Saaz begnadigend.] **1547** Juli 22. Prag. (Tsch. f. 39a sq.)

136. „Potwrzenij na wssecky majestaty.“ [K. Ferdinand bestätigt alle Majestätsbriefe.] **1547** September 24. Prag. (Tsch. f. 40a sq.)

137. „Ohrada pocztiwostij.“ [Privilegium Ferdinands I. die Begnadigung der Stadt Saaz betreffend.] **1547** September 26. Prag. (Tsch. f. 41b.)

138. „Na zadussij.“ [Ferdinands I. Privilegium betreffend die Kirchengüter.] **1547** September 30. Prag. (Tsch. f. 42a.)

139. „Instrukczy na cztyrzi mleyny a platy na miestie a predmiestij na gisty zpuosob obcy postaupene.“ [Ferdinand I. gibt der Stadt vier Mühlen, ferner Zölle und Zinsen.] **1549** Mai 8. Prag. (Tsch. f. 53a.)

140. [Rathsbeschluß auf Eintragung der Rückgabe der 1547 genommenen Privilegien in das Stadtbuch.) **1549** Dezember 16. Saaz. (Tsch. f. 39a.)

141. „Memoratu dignum.“ [Daß die Urkunden und Quittungen, betreffend die Zahlung an Thumshirn durch Ulrich Voglhammer aus Joachimsthal, in der Truhe des Kirchengewölbes niedergelegt sind.] **1550** Juli 2. Saaz. (Tsch. f. 53b.)

142. „Smlauwa s panem Liczkowskym o dwa mleyny.“ [Vertrag wegen zweier Mühlen zwischen Saaz und Felix v. Hassenstein.] **1552** Mai 26. Saaz. (Tsch. f. 54a sq.)

143. „Relaczi ke dczkam na dwa mlyny.“ [Ferdinand I. erlaubt die Einverleibung des Vertrages zwischen Saaz und Felix von Hassenstein wegen zweier Mühlen in die Landtafel.] **1552** Juni 3. Passau. (Tsch. f. 54b.)

144. „Wklad we dczkach dwau mlynuow.“ [Verlandtafelung des Vertrags v. 26. Mai 1552.] **1552** August 5. Prag. (Tsch. f. 55a.)

145. „Relaczi ke dczkam o Bezdiekow.“ [Ferdinand I. verkauft Bezdiekow an Saaz.] **1555** April 7. Augsburg. (Tsch. f. 55b.)

146. „Wklad we dczky Bezdiekowa.“ [Verlandtaflung des Vertrages v. 7. April 1555.] **1555** April 30. Prag. (Tsch. f. 56a.)

147. „Instrukczina zadussij zasc postaupene.“ [Ferdinands I. Brief über die wieder abgetretenen Kirchengüter.] **1556** Mai 26. Prag. (Tsch. f. 57a.)

148. „Gistota na jednu kopu a trzidczet ssest grossuow missenskych platu roczniho na maso zakuom odkazanyho.“ Quittung über 1 Schock 36 Groschen jährlicher Zahlung u. s. w.] **1557** Februar 8. Saaz. (Tsch. f. 58a.)

149. „Smlauwa s Kadanskymi owystawanij drziwi splawoweho do držetiho dne ktereż senad Kadanij skupuge ane naproday nez k potržebam obecznim aneb sausedskym dolu poržecze ohrži plawi.“ [Vertrag mit Kaaden

wegen des zu eignen Zwecken verwendeten Flößholzes.] **1557** Juni 8. Saaz. (Tsch. f. 58b.)

150. „Wypis z desk zemskych w kladu zadussi Žiateczkeho s panstwjm.“ [Landtafelextrakt bezüglich der Saazer Kirchengüter.] **1561** Dezember 6. Prag. (Tsch. f. 66a.)

151. „O zawiranij bran.“ [Maximilian II. verleiht Saaz das Recht, die Thore wieder sperren zu dürfen.] **1565** Mai 23. Wien. [Tsch. f. 61a sq.)

152. „Relacy ke dskam o brany miestske.“ [Maximilians II. Reskript an die Landtafel betreffend die Thorsperre.] **1565** Mai 23. Wien. (Tsch. f. 62b.)

153. [Rathsbeschluß auf Eintragung in das Stadtbuch der in Folge des Aufstandes v. J. 1547 die Stadt Saaz betreffenden Strafen und Begnadigungen.] **1565** Juni 17. Saaz. (Tsch. f. 65a.)

154. „Instrukczy pocztiwemu N. rychtarzy nassemu w miestie nassem Ziatczj usazenemu kterak se przy temž rychtarztwij gemu swierzenem chowati ma wydana.“ [Maximilians II. Instruktion für den Richter in Saaz.] **1565** Juli 16. Wien. (Tsch. f. 59a sq.)

155. „Konfirmacy wssech prywilegij.“ [Maximilian II. confirmirt die Stadtprivilegien.] **1567** April 14. Prag. (Tsch. f. 63b. sq.)

156. „Smlauwa trhowa wo statek Holedeczkey s wsy Holedczy y ginym przislussenstwjm.“ [Kaufvertrag über das Gut Holedecz mit dem Dorfe H. und allem Zubehör.] **1572** November 3. Saaz. (Tsch. f. 73a sq.)

157. Hendrych mladssi Daupowecz z Daupowa na Liborziczych a Wylemowie postupuge kusu Lauczky przlwsy Liborziczych nad mleynem w odmienieni za udielanu strauhu.“ [Abtretung eines Wiesenstückes Seitens Heinrichs des jüngern Daupowez v. Daupow.] **1578** Februar 7. (Tsch. f. 71b.)

158. „Weypis z desk zemskych trhu lauczky v wsy Zielčzie.“ [Landtafelextrakt über den Kauf einer Wiese beim Dorfe Zielczin.] **1579** Oktober 7. Prag. (Tsch. f. 72b.)

159. [Rudolf II. bewilligt die Verlandtafelung des Gutes Holedecz.] **1579** Dezember 2. Prag. (Tsch. f. 71b.)

160. „Postaupeni statku Holedeczkeho od pana Gindrzicha Audrczkeho z Audrczie purkmistruo konsseluom starssim obecnim y wssy obczy miesta Ziattczie.“ [Abtretung des Gutes Holedecz an Saaz.] **1579** Dezember 9. (Tsch. f. 74a.)

161. „Saud wo narzky s Waclawem Straneckym.“ [Urtheil gegen W. S. wegen Ehrenbeleidigung des Raths in Saaz.] **1581** Mai 27. Prag. (Tsch. f. 67a sq.)

162. „Sskody na Waclawowj Straneckem przisauzeny.“ [Zuspruch der Gerichtskosten an W. Stranecky.] **1581** November 7. Prag. (Tsch. f. 69a.)

163. „Wopatrzenj na pocztiwosti po przisudku odprossenj Waczlawowy Straneczkemu.“ [Ausgleich im Streite zwischen Saaz und Stranecky.] **1582** März 20. (Tsch. f. 69b sq.)

164. „Confirmacy wssech priwilegii a przeloženj Jarmarku na den s Katerziny.“ [Rudolf II. confirmirt alle Privilegien und gestattet die Jahrmarktsverlegung.] **1583** März 1. Wien. (Tsch. f. 74b.)

165. „O zatčenij Waclawa Stranecského pro sskody přisauzene.“ [Ueber die Verhaftung des Stranecky wegen der zugesprochenen Gerichtskosten.] **1584** Juli 7. Saaz. (Tsch. f. 75b.)

166. „Instrukczy oppatrnym Mathyassowi Pessijnowemu a mistru Janowi Nepresowi městanuom města Záteže wěrnym milijm.“ [Rudolfs II. Instruktion betreffs der Einhebung der v. Landtag bewilligten Gelder.] **1587** Januar 24. Prag. (Tsch. f. 80a sq.)

167. [Rudolf II. gibt den Saazern eine Instruktion betreffs der Einhebung

der v. Landtag bewilligten Gelder v. 24. Januar **1587**.] **1587** April 10. Prag. (Tsch. f. 79b.)

168. „Instrukcy poctiwemu Adamovi Helmowi rychtarzi nassemu nyneyssjmu y budaucym w městě nassem Zatczi, kterak se przi temž urzadě rychtarzskem od nas gemu swerzenem rzjditi, chowati a wsseliyak sprawowati ma jakz njše po artykulich ssjrze rozepsano stogj." [Rudolf II. gibt eine Instruktion für den königlichen Richter in Saaz.] **1591** Dezember 24. (?) Prag. (Tsch. f. 81b. sq.)

169. [Mathias confirmirt die Stadtprivilegien.] **1613** Oktober 2. Regensburg. (Tsch. f. 88b.)

170. [Kaiser Ferdinand II. bestätigt die Saazer Privilegien.] **1628** Januar 18. Prag. (D. f. 106b.)

171. [Kaiser Ferdinands III. Resolution, betreffend die Ausweisung der Juden aus Saaz.] **1637** April 23. Wien. (D. f. 89a.)

172. [Die Landesbehörden stellen den Saazern die Resolution Ferdinands III. d. dto. 23. April 1637 zu.] **1637** Mai 18. Prag. (Tsch. f. 89b.)

173. [Das Kämmereramt gibt Verfügungen betreffs der Heimfälle.] **1638** November 22. Prag. (Tsch. f. 90b.)

174. [Leopold II. stellt den Saazern das Patronatsrecht der Stadtkirchen zurück.] **1668** Oktober 19. Wien. (Tsch. f. 91a.) Dieselbe Urkunde in deutscher Uebersetzung findet sich f. 110 a.

175. [Die Landesbehörde stellt den Saazern das Privilegium Leopolds d. dto. 1668 Oktober 19. betreffs des jus patronatus zu.] **1668** November 22. Prag. (Tsch. f. 91b.)

176. [Kaiser Leopolds I. Resolution, betreffend ein Subsidium von 2000 fl. zu Gunsten von Gemeindebauten.] **1669** März 29. Wien. (D. f. 92b.)

177. [Des Grafen Anton Loß von Lossenthal Schreiben, betreffend das von Kaiser Leopold bewilligte Subsidium von 2000 fl.] **1669** Mai 3. Prag. (D. f. 93a.)

178. [Des Grafen Anton Loß von Lossenthal Schreiben, betreffend das sogenannte „Mittelbier."] **1674** Februar 24. Prag. (D. f. 94a)

179. [Graf A. Los von Lossenthal an G. F. Ungar, Trankſteuereinnehmer, wegen des „Mittelbieres".] **1674** Februar 24. Prag. (D. f. 94b.)

180. [Das Landesunterkämmereramt theilt der Stadt Saaz einen Brief Kaiser Leopolds (v. 1674 Oktober 28. Wien) mit, nach welchem dem Martinus Morawus, Capuzinerordensprovinzial, gestattet wird, einen Convent und Kloster in Saaz zu errichten.] **1675** Januar 8. (D. f. 95a.) Ueber die Gründung des Klosters folgen noch einige Aktenstücke.

181. [Bescheinigung, daß die Stadt Saaz 9 Fuder Heu, 13 Schock Gebund Stroh und 146 Strich Haber „zu ihrer Majestät Hofstallungsnothdurft" geliefert hat.] **1680** Januar 13. Prag. (D. f. 97a.)

182. [Georg Schön von Schöneck fragt die Stadt Saaz, was sein Vater der Kirche in Saaz bestimmt habe?] **1680** September 14. Hareth. (D. f. 97b.)

183. [Der Richter, Bürgermeister u. s. w. an J. S. Borowensky, Canonikus in Prag, wegen der Dechantei in Saaz.] **1681** März 7. Saaz. (D. f. 98a.)

184. [P. J. S. Borowensky an den Richter ꝛc. von Saaz wegen der Dechantei.] **1681** April 2. Prag. (D. f. 98b.)

185. „Obligation des Herrn Johann Schön von Schöneck über 300 fl. der allhiesigen Pfarrkirche zugehörig." **1689** April 24. Hareth. (D. f. 99a.)

186. „Allergnädigste Verschreibung der röm. k. und k. Maj. Leopolds I. . . . dero königlicher Stadt Saaz wegen dargeliehenen 300 fl." **1689** September 29. Wien. (D. f. 100b.)

187. [Quittung über 318 fl., die der Richter ꝛc. von Saaz dem Johann Georg Schön von Schöneck ausstellt.] **1693** April 27. Saaz. (D. f. 101b.)

188. [Beschluß des Magistrats wegen des Empfanges des Weihbischofs und Prälaten Montis Sion.] **1704** August? Saaz. (D. f. 102a.)

189. [Kaufkontrakt über das Gut Welehoff entnommen der Landtafel.] **1728** November 13. Prag. (D. f. 120a.)

190. [Kaufkontrakt über das „Dührische Höfl" in Klein-Holleditz.] **1737** Februar 4. (D. f. 123b.)

191. [Maria Theresia verleiht der Stadt Saaz einen dritten Jahr- und Viehmarkt, ferner die Landtafelfähigkeit für die partikular-ansässige Bürgerschaft.] **1746** Oktober 5. Wien.

192. [Verkauf des sogenannten Glockenfeldes an Joseph Hubatka.] **1802** Juni 5. Saaz. (D. f. 112a.)

193. [Die Landtafelregulirungskommission an den Magistrat von Saaz wegen der städtischen Besitzungen.] **1820** Oktober 30. Prag. (D. f. 113a.)

194. [Der Magistrat von Saaz an die Landtafelregulirungskommission wegen der städtischen Besitzungen.] **1821** März 14. Saaz. (D. f. 114a.)

195. [Landtafelextrakt über die Besitzungen der Stadt Saaz.] **1821** Juli 30. Prag. (D. f. 117a.)

196. [Stiftungsbrief der Wenzel Kopřiwa'schen Studentenstiftung von jährlichen 20 fl. C. M. **1825** März 21. Saaz. (D. f. 117a.)

Beiträge zur Geschichte von Arnau.

Von Dr. **Carl Leeder.**

Einleitung.

Im Nordosten von Böhmen, 16 Meilen von Prag, 4 von Jitschin und 2 von Trautenau entfernt, liegt in einem von Nordwest nach Südost streichenden Thale am südlichen Abhange des Riesengebirges das Städtchen Arnau (tschech. Hostinný oder Hostinné). Die Elbe, aus dem Münchsdorfer Thale hereinbrechend, verstärkt durch den Proschwitzer Bach, durcheilt auf kiesigem Grunde die Thalsohle, die südliche Stadtmauer beinahe bespülend, und wendet sich nach Aufnahme des Seifenbaches rasch nach Süden, wo am Ausgange von vier Thälern Neuschloß auf bewaldeter Höhe sich erhebt. Gegenüber dem Oelsnerberge, welcher das Thal auf der Südseite begrenzt, steigt der Töpferberg empor, die Halde mit der weißen Kapelle und weiter östlich der Antoniberg mit dem dahinter ruhenden Bürgerwalde; in der Einsattlung dieser Berge liegt, vom Seifenbache bewässert, das baum- und gebüschreiche Arnsdorf; weiter darüber wölben sich die Höhen von Hermanseifen, Mohren u. s. w., bis der mächtige Schwarzenberg, die ganze Gegend beherrschend, den Horizont abschließt und mit seinem in weitem Bogen sich hinziehenden Firste die Schneekoppe dem Auge entzieht.

Die alten verfallenden Stadtmauern sprechen von grauer unsicherer Vorzeit, wo der Bürger sein Habe hinter Wälle und Gräben flüchten mußte, während die freundlichen Häuser mit ihren Bogengängen (Lauben), welche den regelmäßigen Stadtplatz (Ring) mit der Statuengruppe in der Mitte einschließen, der aus den hohen Essen der Fabriken aufwirbelnde schwarze Rauch und die auf den grünen Matten ausgebreiteten weißen und von den Hängen flatternden bunten Leinwanden von der Betriebsamkeit der Gegenwart zeugen. Diese beiden Momente schließen in der That die Geschichte von Arnau in sich: es war vor Alters ein fester Grenzplatz, jetzt ist es ein Industrieort. Denkt man sich die Halden der Berge, welche jetzt großen Theils dem Pfluge dienen, mit Urwald überdeckt, im

Thale die grüne Au am Fluße, über dem Ganzen die Stille der Einsamkeit, nur zuweilen vom Geschrei eines über das Thal langsam hinschwebenden Raubvogels unterbrochen, so mag man ein Bild der Gegend aus jener Epoche haben, in welcher die ersten Fremdlinge hier Wohnsitze gründeten und diesen den bezeichnenden Namen Arnau (Adler-Au) gaben. Wann dieses geschehen, und wer die ersten Ansiedler gewesen, sind nicht leicht zu lösende Fragen.

Das erste Volk, welches die Geschichte in den Gegenden zwischen der Donau und dem Erz- und Riesengebirge nennt, sind die Bojen. Sie nahmen 400 Jahre v. Chr. das heutige Böhmen und die angrenzenden Länder in Besitz, hatten bereits feste Wohnsitze, betrieben neben Ackerbau und Viehzucht auch Gewerbe und Handel und lebten in geordneten Verfassungen. In unserer Gegend erinnert jedoch an dieses keltische Volk außer etwa der der Elbe nicht Ein Name, und der Name der Elbe, ein im Altdeutschen sowie heute noch im Dänischen, Schwedischen und auf Island jeden großen Fluß bezeichnendes Nennwort, kann — auch wenn er wirklich im Altgallischen seine Wurzel hätte [1]) — für eine Ansiedlung der Bojen in der Arnauer Gegend nichts beweisen, da dieser Fluß in seinem langen mittlern und untern Laufe gewiß viele Jahrhunderte, bevor sein oberer Lauf entdeckt wurde, bekannt gewesen ist. Dagegen fehlt es bei Arnau nicht an mancherlei uralten, zum Theil heutzutage nicht mehr gebräuchlichen Bezeichnungen von Oertlichkeiten, welche darauf hindeuten, daß Deutsche die Gründer der ersten Ansiedlungen daselbst waren; so der Name der Stadt selbst: Arn im Mittelhochdeutschen gleichbedeutend mit Adler; Arnsdorf; die Sarge, im Altdeutschen einen Rand bezeichnend, noch heute der Name des steilen Randes des Oelsner Berges gegen die Stadt zu; Seiffen, der Name des Baches, der unmittelbar bei der Stadt sich in die Elbe ergießt; im Altdeutschen ein Ort, wo Metallwäsche im Betriebe ist (d. h. jene Manipulation, mittelst welcher auf mechanischem Wege unter Beihilfe von Wasser Metalle von den tauben Beimengungen geschieden werden); — Hermanseifen u. s. w.[2])

Dennoch dürfte es sehr gewagt sein, wollten wir unsere Altvordern unter den deutschen Markomannen suchen, die zu Anfang der christlichen Aera die Bojen aus ihren Sitzen vertrieben und von welchen allerdings ein Zweig, die Korkontier, im 2. Jahrhundert sogar ausdrücklich als im Riesengebirge seßhaft angeführt wird; denn wenn auch diese wilden Völkerschaften, denen, wie den alten Germanen überhaupt, Krieg und Jagd Hauptbeschäftigungen waren, vorzugsweise der Waffen benöthigten, daher die Erzeugung und Bearbeitung der Metalle gewiß vor allen anderen Gewerben begünstigten, und der Name des Seiffenbaches auf Bergleute als die ersten Ansiedler hinweist: so wäre doch erst noch der Beweis herzustellen, daß der Name „Seiffen" bereits bei den Markomannen gebräuchlich war. Abgesehen davon ist es auch schwer anzunehmen, daß in jenen wilden Zeiten in den Gebirgsthälern hart an der Heerstraße, auf welcher sich durch die Gebirgspässe so häufig kriegerische Völker hereinwälzten, bereits Ansiedlungen stattgefunden haben; die Angaben der alten Geographen über die Sitze der verschiedenen Völker sind natürlich nichts weniger als genau; ganz unzweifelhaft aber muß jede Stätte friedlicher Cultur, die sich überhaupt in unserem Heimatlande bereits erhoben hatte, bis auf die letzte Spur vernichtet worden sein, als die ungeheuern Schwärme der Hunnen zweimal Böhmen überflutheten, nach gewaltigen Kämpfen die Markomannen niederwarfen und zuletzt Sieger wie Besiegte aus dem zur Wüste gewordenen Lande zogen (444—453 n. Chr.). In das verlassene Gebiet rückten nun, von Osten her gedrängt, die Slaven ein, und wir müssen dem eben Erörterten zu Folge annehmen, daß erst nach dieser Einwanderung unsere Gebirgs-

1) Palacky Geschichte von Böhmen. I. pag. 71.
2) Grimm Wörterbuch und Adelung deutsches Wörterbuch.

thäler durch deutsche Colonisten bevölkert worden sind. Ehe aber diese Colonisation ins Werk gesetzt werden konnte, vergingen noch mehrere hundert Jahre.

Die Slaven (Tschechen) gründeten Anfangs in der offenen Mitte des Landes kleine Fürstenthümer. Häufig mit den benachbarten Deutschen, noch häufiger unter einander in Kampf, lange Zeit unter das Joch der asiatischen Avaren gebeugt, dann — aber nur vorübergehend — unter Samo zu einem mächtigen Reiche vereint, scheinen sie bis zur Zeit Karls des Großen die Stätten ihrer Cultur nicht weit gegen die Grenzen des heutigen Böhmens vorgeschoben zu haben; denn als der dichte Nebel, welcher von Samo's Zeit an durch anderthalb Jahrhunderte die Geschichte unseres Vaterlandes deckt, mit Beginn des neunten Jahrhunderts sich zu heben anfängt, gewahren wir noch immer die slavische Bevölkerung verschiedenen kleineren Fürsten unterworfen, deren Gebiete erst nach und nach in ein Herzogthum zusammenfließen, während dichter Urwald die Höhen deckt und die Schluchten füllt all' der Gebirge, welche im West und Nord das Land umgürten.

Erst im zehnten Jahrhundert, wo die Sonne des Christenthums endlich auch über Böhmen aufgeht und mit ihrer sittlichenden Kraft allmälig auch in die entferntesten Hütten dringt, wo die Macht des böhmischen Herzogthums bereits so erstarkt war, daß dieses wiederholt (unter Boleslaw II. und Břetislaw I.) seine Herrschaft selbst über Schlesien und Polen ausdehnt: siedeln sich, zunächst in den Wildnissen an der Westgrenze, hie und da auch wohl im Innern des Landes fleißige Bauern, kühne Abenteurer, fromme Einsiedler an, lichten die Wälder und bauen Dörfer und Burgen. — Aber noch erfolgt mancher Rückschlag. Mit ungünstigem Auge blickt der Slave auf den deutschen Eindringling, Herzog Spitihněw I. befiehlt 1055 allen Deutschen, das Land zu verlassen, und wenn dieser Befehl auch nicht streng ausgeführt wurde, so lag doch darin wenig Aufmunterung für einwanderungslustige Deutsche; ja noch 1121 konnte es geschehen, daß, als einige Deutsche auf einem Felsen im Innern des Landes eine Burg zu bauen begannen, sie Herzog Wladislaw I. mit Truppen überfiel, gefangen nahm und nur mit Mühe gehindert wurde, sie an den Galgen zu hängen. — Dieses Ereigniß war freilich nur mehr einer der vereinzelten letzten Versuche, die bereits im Zuge befindliche deutsche Einwanderung zu hemmen; denn im 11. Jahrhundert bewohnten bereits Deutsche in großer Anzahl die Prager Vorstadt am Poříčsch, hatten, von König Wratislaw I. begünstigt, ihr eigenes Forum und betrieben Handel und Industrie. Für das Riesengebirge und insbesondere für die Umgegend des heutigen Arnau konnte die Möglichkeit einer friedlichen Colonisation erst eintreten, als unter Herzog Soběslaw I., dem vierten und letzten von den Söhnen des königlichen Wratislaw, die Kriege mit Polen ihr Ende erreichten und die Umgegend von Arnau bleibend an Böhmen abgetreten wurde.

Weniger als irgend ein Theil des Landes hatte diese Gegend bis dahin die Segnungen des Friedens genossen. — Durch die Gebirgspässe hinter dem heutigen Trautenau waren gar häufig bald die Polen herein-, bald die Böhmen hinausgestürmt; jeder solche Zug war nach der Unsitte jener Zeiten mit barbarischer Verwüstung der ganzen Gegend verbunden gewesen, und die Grenzen polnischer und böhmischer Herrschaft waren, je nachdem der Kriegsgott dieser oder jener Partei sich zuwandte, bald weit jenseits des Riesengebirges, bald wieder tiefer ins diesseitige Land gerückt worden. Soběslaw hatte die Grenzbezirke im Nordosten von Böhmen aus eigener Anschauung kennen gelernt. In seiner Jugend zugleich mit seinem durch Swatopluk vom Throne gestoßenen Bruder Bořiwog verbannt, hatte er, anfangs bei Bořiwogs Schwager, Wiprecht von Groitsch, dann bei dem polnischen Könige Boleslaw Aufnahme gefunden, und hatte ohne Zweifel jenem Einfalle der Polen 1008 beigewohnt, bei welchem durch die Herzoge Boleslaw und Bořiwog drei ganze Gaue des Königgrätzer Gebietes mit Feuer und Schwert zu Grunde gerichtet wurden. Zwei Jahre später war So-

bèslaw mit Boleslaw von Polen über ungebahnte steile Berge und Schluchten des Riesengebirges abermals in Böhmen eingedrungen; die Polen waren ohne Widerstand bis zur Cidlina beim heutigen Chlumec vorgedrungen, und Boleslaw hatte auf des jungen Sobèslaw Fürbitte diesmal seinem Heere alles Plündern und Brennen untersagt. Freilich hatten aber die Polen, als sie sich wieder zurückziehen mußten, und erst an der Grenze des Landes, hinter dem heutigen Trautenau, in großer Feldschlacht den Sieg erzwangen, sich für ihre frühere Zurückhaltung reichlich schadlos gehalten.

1125 zur Herrschaft gelangt hatte Sobèslaw in den Jahren 1132 bis 1134 seine Truppen mehrmals hier durch nach Schlesien geführt und durch Verheerung des Landes den polnischen König zum Frieden gezwungen (1135). Damals oder schon früher hatte er den Grenzbezirk bei Arnau von den Polen abgetreten erhalten. [3]) Diesen Bezirk und mit ihm das ganze Reich für die Zukunft vor den Einfällen der Polen zu sichern, bereiste Sobèslaw im Herbste 1139 den Osten des Landes und verstärkte die Burgen, welche daselbst lagen. Insbesondere begann er von seinem Hofe Chwogno (Königinhof?) aus die Erneuerung der Burg Hostin hradecz. Bevor jedoch die Arbeiten vollendet waren, verfiel er am Sonntage vor Weihnachten in eine tödtliche Krankheit, ließ sich auf die neue Burg bringen und starb daselbst am 14. Februar 1140 in den Armen seiner Gemalin Adelheid, [4]) welche von Gram verzehrt ihm noch im selben Jahre (14. September) im Tode nachfolgte. [5]) Der Leichnam des durch Frömmigkeit, Waffenruhm und Gerechtigkeit ausgezeichneten und von den Böhmen vielbeweinten Fürsten wurde nach Prag geführt, wo ihm auf dem Wyssehrad neben seinem Vater die Grabstätte wurde.

So berichtet der gleichzeitige Chronist, der unter dem Namen des Fortsetzers des Cosmas bekannt ist. Die Erzählung Pulkawas weicht hievon insoweit ab, als nach ihr Sobèslaw in dem von den Polen abgetreten erhaltenen Grenzbezirk eine Stadt mit Namen Costan oder Costien erbaut hat, während des Baues daselbst am Fieber erkrankt und gestorben ist. — Beide Nachrichten ließen sich allenfalls dahin vereinigen, daß Sobèslaw die bereits von früher her bestandene Burg Hostin erneuerte, dabei aber den Festungswerken für eine neu angesiedelte Bevölkerung den Umfang einer Stadt gab. Allein diese Annahme hat — wie wir sehen werden — Bedenken gegen sich. Fast alle älteren und neueren Geschichtschreiber [6]) nehmen diese Burg und Stadt für identisch mit unserem Arnau; doch fehlt es nicht an Stimmen, [7]) welche behaupten, daß unter Hostin hradecz das heutige Neuschloß zu verstehen sei. — Letztere Ansicht scheint allerdings Manches für sich zu haben: zunächst die Lage von Neuschloß auf einem Berge, der den Eingang mehrerer Thäler, auch des aus Schlesien hereinführenden beherrscht; dann der Umstand, daß in einer im Archiv von Arnau befindlichen Urkunde von 1400 ausdrücklich des „Burgberges" erwähnt wird; endlich die Tradition, vermöge welcher das heutige Neuschloß auf den Ruinen einer früheren Burg erbaut worden ist. — Allein die Angaben der oben angeführten beiden Chronisten sind dieser Behauptung entschieden ungünstig; nach der einen hat Sobèslaw eine Stadt gegründet, was sich auf Neuschloß selbstverständlich nicht beziehen kann; nach der andern erneuerte er eine bereits bestandene Burg; die Böhmen begannen aber erst zur Zeit Sobèslaws Burgen nach dem Beispiele der Deutschen auf Anhöhen, Felsen und Bergen aufzuführen, wobei sie sich meist auch deutscher Baumeister bedienten, und die Burgen deutsche Namen erhielten; bis dahin hatte man

3) Pulkawa bei Dobner Monum. III. pag. 161.
4) Contin. Cosmae in Script. rer. boh. I. p. 329.
5) Dudik schwedische Forschungen.
6) Balbin Misc. III. p. 90 Pelzel Gesch. v. Böhmen. Palacky Gesch. v. Böhmen u. a.
7) Schaller und Sommer in ihren Topographien Böhmens.

sie auf Landzungen, welche auf drei Seiten durch Einschnitte, Thäler oder Wasser geschützt waren, — also besonders gern am Zusammenfluße von Gewässern,[8]) wie dieses auch bei Arnau der Fall ist, errichtet. Der „Burgberg" konnte auch ein Berg sein, der blos das Zugehör der Burg bildete, und auf der Anhöhe von Neuschloß konnte immerhin in späterer Zeit eine Burg erbaut worden sein. In Urkunden von 1377 und 1394 erscheint ausdrücklich in Arnau eine Burg, wie wir weiter unten noch sehen werden.

Es spricht also die Mehrzahl der Gründe dafür, daß Hostin hradecz identisch mit dem heutigen Arnau ist. Daß aber Sobèslaw nebst der Burg auch bereits unsere Stadt angelegt und bevölkert habe, wird sich nicht leicht behaupten lassen, da es gleich bedenklich ist, die Bewohner der Stadt damals als Böhmen oder als Deutsche anzunehmen. Der Name Hostin hradecz erscheint seit 1139 nicht wieder; der Name Arnau erscheint erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Die Burg war eine herzogliche; sie wurde daher ohne Zweifel böhmischen Castellanen und Burgmannen anvertraut, und es darf nicht verwundern, daß noch in einer in Arnau ausgestellten deutschen Urkunde vom Jahre 1377, also nachdem die Burg längst in den Besitz deutscher Dynasten übergegangen war, das Hauptgemach derselben die swětnice genannt wurde. Der Name haftete an der Sache und die deutschen Arnauer nannten die Tafelstube der Burg die swětnice, wie sie dies von den Burgleuten immer gehört hatten, ebenso wie sie die Schankgerechtsame, die sie in dem von Tschechen angelegten Dorfe Kotwitz gekauft hatten, fortan immer den Kreczim (verballhornt für krčmy, Schänken) nannten.

Um so auffallender wäre es aber, wenn unter Sobèslaw eine Stadt mit böhmischer Bevölkerung hier entstanden wäre, daß von dieser Bevölkerung schon im 14. Jahrhundert keine Spur in den Benennungen der Oertlichkeiten, besonders Anhöhen und Gewässer zu finden ist. Daß in den deutschen Urkunden des 14. Jahrhunderts einige Einwohner von Arnau mit böhmischen Namen und von 1375 an ein Erbvogt mit Namen Przech in der Stadt erscheint, ist natürlich ohne alle Bedeutung für die vorliegende Frage; die Urkunden melden auch nicht, daß schon die Eltern und Voreltern des Přech die Erbvogtei besessen haben. Auch der böhmische Name der Stadt: hostinna oder hostinné (Ansiedlung von Ausländern[9]) scheint für eine gleich ursprünglich deutsche Bevölkerung zu sprechen. Wäre aber eine solche bereits unter Sobèslaw eingewandert, so hätten sicher die böhmischen Geschichtschreiber diesen wichtigen Umstand — die erste Einwanderung von Deutschen ins Riesengebirge — bei der Erzählung von der Gründung von Hostin hradecz nicht verschwiegen, vielmehr ihrem nationalen Aerger darüber also Luft gemacht wie 120 Jahre später, als Přemysl Otakar II. seine Colonisationsprojekte auszuführen begann.

Sobèslaw selbst wird gar nicht als den Deutschen freundlich geschildert, wenn sie auch nicht wie sein gleichnamiger Sohn verfolgte, von dem (mit offenbarer Uebertreibung) erzählt wird, er habe die Deutschen, wo er ihrer nur habhaft werden konnte (Prag wimmelte ja von ihnen!) getödtet oder ihnen Nasen und Ohren abschneiden lassen und für jedes Hundert abgeschnittener Nasen dem Uiberger 100 Mark Silber geschenkt. — Jedenfalls wird Sobèslaw I. keine Lust verspürt haben, bei den Burgen, die er gegen Einfälle der Ausländer errichtete, Ausländer anzusiedeln. Es ist daher wohl am glaublichsten, daß Hostin hradecz eine Burg war und die Stadt bei derselben erst unter Otakar II., als dieser ganzen Bezirk der deutschen Colonisation widmete, gegründet worden ist.

---

[8]) Palacky I. p. 390 u. 175.
[9]) Jungmann Slovník.

I.

Burg und Stadt unter den ältesten Dynasten.

Die Burg Hostin hradecz war also 1139 als ein Eigen der Herzoge von Böhmen und zunächst zum Zwecke, das Land vor den Einfällen der Polen zu sichern, neu hergestellt und befestigt worden. Merkwürdiger Weise hat sie aber nie Gelegenheit gehabt, diesem Zwecke zu dienen, denn in Folge der Zerrüttungen, welchen das Polenreich anheimfiel, hat von der Zeit Sobèslaws an nie mehr ein Einfall der Polen in Böhmen stattgefunden oder auch nur gedroht.

Dagegen tauchte, 100 Jahre nach Sobèslaws Tode, eine andere Gefahr, groß und fürchterlich und von Seite eines Feindes auf, von dessen Existenz man erst genauere Kenntniß erhielt, als er schon fast vor den Thoren stand. Die Mongolen waren es, welche — eine halbe Million Krieger — schnell und vernichtend wie der heiße Wüstenwind — aus dem Norden von China herbeistürmten, im Dezember 1240 Kiew, im folgenden Februar Krakau eroberten und verbrannten und durch ihre Unwiderstehlichkeit und treulose Grausamkeit ganz Europa mit jähem Todesschrecken erfüllten Von Krakau aus drangen sie, in drei ungeheure Haufen getheilt, die einen die Oder entlang nordwärts, die andern durch die Karpathenpässe nach Ungarn, der dritte Haufen durch Schlesien gerade auf Böhmen los. König Wenzel I. von Böhmen hatte, noch ehe die Mongolen vor Krakau erschienen waren, die Fürsten Europas zu schneller vereinter Hilfeleistung aufgerufen; in den Grenzgegenden gegen Schlesien ließ er schleunigst alle Städte und Burgen befestigen und mit Proviant zur Aufnahme der Landbevölkerung versehen; die Gebirgspässe im Riesengebirge wurden durch Verhaue unwegsam gemacht; Priester und Mönche wurden verhalten, gleich den Laien an Schanzen und Gräben mitzuarbeiten. [10]) Daß Hostin hradecz hiebei gleichfalls ein bedeutendes Objekt der Fürsorge des Königs war, ist selbstverständlich; sehr wahrscheinlich entstand aber auch damals auf der Anhöhe des heutigen Neuschloß eine Burg, wie denn aus Furcht vor den Mongolen allenthalben neue Burgen, und zwar der größern Sicherheit halber auf Felsen und Bergen errichtet wurden.

Die Gefahr ging indessen glücklicher Weise vorüber; zwar erlag (am 9 April 1241) auf dem Blachfelde bei Liegnitz in blutiger Schlacht Herzog Heinrich der Fromme von Breslau mit seinem ganzen Heere; aber die Mongolen verfolgten nicht den Sieg, zogen seitwärts ins Glazische und von dort nach Mähren, wo sie bei Olmütz geschlagen und zum Rückzuge nach Ungarn bewogen wurden. Nach Verlauf weniger Jahre (1254) sah Hostin hradecz statt herein brechender Feinde die böhmischen Kriegsvölker unter König Přemysl Otakar II an seinen Mauern vorüber die siegreichen Banner hinaus ins ferne Preußenland tragen; 1268 zog mit gleichem Kampfesmuth, aber weniger Glück Böhmens Kriegsheer hier vorüber nach Litthauen, und wiederum kaum 10 Jahre später (1277) sah die alte Burg statt wilder Barbarenhorden friedliche deutsche Familien in die Gebirgsthäler einziehen; die Axt lichtete die dunklen Urwälder, längs der Bäche entstanden betriebsame Dörfer, und ohne Zweifel war es damals, daß um die Burg, von schützender Mauer umfangen, in regelmäßigen Häuserreihen eine freundliche Stadt sich ausbreitete — unser Arnau.

Přemysl Otakar II. hatte schon 1259 den Deutschen die Vorstadt von Prag gänzlich eingeräumt und 1277 übergab er deutschen Colonisten die Grenzbezirke von Elbogen, Trautenau und Glatz. [11]) Die tschechische Bevölkerung mußte — wie die Geschichtschreiber erzählen — den Deutschen weichen; in den Grenzbezirken besetzten die letzteren aber wohl zumeist bis dahin ganz unbewohnte Gegenden.

10) Palacky II. 1. Abth p. 115 ff.
11) Neplach. Chron. Bohem. apud Hieron. Pez Script. rer. Austr. II. p. 1033 u. 10

Sie kamen — wie dieses bezüglich der Arnauer Bevölkerung aus der Sprache der wenigen erhaltenen Urkunden hervorgeht, aus Niedersachsen; sie kamen nicht als Bettler, brachten vielmehr ihr Vermögen, ihre Arbeitskraft und Intelligenz, und stellten daher auch die Bedingung, daß sie in ihren Städten unter eigenen Magistraten, in den Dörfern unter Richtern und nach ihrem alten deutschen Recht (dem Magdeburger) leben durften. Dieses Zugeständniß war für sie eine Nothwendigkeit, um mit Beruhigung in Böhmen sich niederlassen zu können und die wenig verhehlte Mißgunst der böhmischen Einwohner nicht fürchten zu müssen. Für Premysl Otakar war aber das Zugeständniß dieser eigenen Gerichtsbarkeit ein politischer Akt in seinem Interesse. —

So lange Premysl Otakars kräftige Hand die Zügel der Regierung führte, blühten die neuen Colonien und entfalteten sich mehr und mehr; als aber der große König im Kampfe gegen Rudolf von Habsburg (26. Aug. 1278) von den Seinen verrathen auf dem Marchfelde Sieg und Leben lassen mußte, kamen große Drangsale über ganz Böhmen und insbesondere auch über unsere heimatlichen Gauen. In Böhmen entstanden sogleich zwei Parteien, da es die Einen mit Rudolf von Habsburg, die Andern mit Otto dem Langen von Brandenburg hielten. Die von Premysl Otakar mit Exil und Güterverlust bestraften Großen kamen ins Land zurück, um sich wieder in den Besitz ihrer früheren Güter zu setzen; die Herren, welche die ihnen verpfändeten Krongüter hatten herausgeben müssen, griffen gierig wieder darnach; die böhmischen Barone setzten alles in Bewegung, die alte Zupenverfassung wieder herzustellen; inzwischen rückte Rudolf mit seinem Heere bis Kuttenberg vor, wo im Frieden von Caslau die Vormundschaft über den jungen König Wenzel II. und die Regierung des seiner Nebenländer beraubten Königreichs dem Markgrafen Otto übergeben wurde.

Sehr übel mußte es damals um die deutschen Ansiedlungen im Riesengebirge stehen; den fremden Eindringlingen galten sie als Tschechen und der tschechischen Bevölkerung als Stammgenossen ihrer deutschen Bedränger. Ein Bürgerkrieg entbrannte, der das nochmalige Einschreiten Kaiser Rudolfs nöthig machte. Ein Waffenstillstand (28. Nov. 1280) sollte zum Frieden führen; aber das Elend änderte nur seine Gestalt. Wolkenbrüche und Stürme hatten schon während des Krieges mit den Verwüstungen der Soldaten gewetteifert, — große Theuerung war nachgefolgt; die geflüchteten Landleute ließen die Aecker unbebaut und eine in der Geschichte Böhmens beispiellose Hungersnoth brach herein, die bis zum Sommer 1282 währte, allenthalben die entsetzlichsten Szenen hervorrief und in Böhmen 600.000 Menschen — (nach Neplachs Bericht fast ein Dritttheil der Gesammtbevölkerung) dahinraffte. — Endlich erreichte auch dieser Jammer sein Ende, das Land erholte sich unter der Regierung Wenzels II. von seinem tiefen Verfalle, — da wurde Wenzel III. (4. August 1306) ermordet, mit ihm erlosch der alte Premyslidenstamm und neue Verwirrung kam über das Land; der alte Nationalhaß gegen die Deutschen entzündete sich neuerdings und machte sich in mancherlei Angriffen und Kämpfen Luft. [12])

Mit der Thronbesteigung Johanns von Luxemburg (1310) kam endlich eine bessere Zeit; nicht daß die Regierungszeit des Königs Johann, dieses gekrönten Abenteurers, eine besonders friedliche gewesen wäre, oder daß nicht hin und wieder die Elemente, besonders durch die Hungersnoth von 1318 Böhmen schwer heimgesucht hätten, oder daß nicht zeitweilig z. B. 1338 Bosheit und Aberglaube eine Judenhetze ad majorem dei gloriam in Szene gesetzt hätte; aber diese Uibel wirkten weniger zerstörend oder waren nicht von langer Dauer. Für die Ausbreitung des Deutschthums in Böhmen war die Zeit des Königs Johann sogar entschieden günstig; das Deutschthum kam in die Mode. Dieser glückliche Zu-

12) Christ. Hoffmann Chron. Boh.

stand erhielt sich während der ganzen glanzvollen Regierung Karls IV., und es verdient wohl bemerkt zu werden, daß die zwei größten Beherrscher Böhmens, Přemysl Otakar II. und Karl IV., der Stolz der Tschechen bis auf den heutigen Tag, die Hebung des deutschen Elements in Böhmen für eine Nothwendigkeit erachteten und sich zur Aufgabe machten.

Zu Anfang dieser Periode erscheint der Name der Stadt Arnau zum erstenmal urkundlich. 1316 am 10. Jänner versetzte König Johann an Potho von Turgau, Herrn auf Gradlitz und Arnau, die Stadt Königinhof um 300 Mark Groschen, wogegen sich Potho verpflichtete, dem Könige zu allen Zeiten mit seinen zwei Festungen zu dienen, und so oft es die Noth erforderte, mit vierzig wohlbewaffneten Männern zu Handen des Königs im Felde zu erscheinen. [13]) Die Veranlassung war folgende: Die Königin Elisabeth, Witwe Wenzels II. und Rudolfs, hatte, ohne den neuen König Johann zu fragen, unter Mitwirkung ihres Freundes Heinrich von Lipa ihre zwölfjährige Tochter Agnes an den schlesischen Fürsten Heinrich von Schweidnitz vermählt. Johann ließ daher den Heinrich von Lipa gefangen setzen. Elisabeth, hierüber erbittert, erregte unter Beihilfe des ganzen Ronow'schen Geschlechtes und auch schlesischer Truppen gegen König Johann einen Aufstand. Johann, wegen des wachsenden Krieges besorgt, nicht ohne Ursache selbst den ihm anhängenden Böhmen mißtrauend, sah sich um Hilfe im Auslande um, und ergriff gern die Gelegenheit, geldbedürftig wie er ohnehin immer war, sich durch Verpfändung von Königinhof an einen deutschen Lehensmann zu gleicher Zeit Geld und einen verläßlichen Vasallen zu verschaffen und der Königin-Witwe den Besitz einer Leibgedingschaft zu entziehen. Die Verpfändung dauerte übrigens nicht lange. König Johann löste Königinhof bald wieder ein und gab es nebst dem ganzen Trautenauer Bezirk der Fürstin Margaretha, Tochter König Wenzels II., welche an Herzog Boleslaus von Breslau vermält wurde, zur Mitgift. Nach dem Tode Margarethens (1322) fielen Stadt und Bezirk wieder der Krone von Böhmen anheim. [14])

Die Herren von Turgau (Turgow) waren also zu Anfang des 14. Jahrhunderts im Besitze von Arnau. Dieses deutsche Geschlecht war, da es 1316 schon im festen Besitze mehrerer Herrschaften in Böhmen erscheint, wahrscheinlich schon unter Přemysl Otakar II. eingewandert; ob die Veste und Herrschaft Arnau unmittelbar aus königlicher Hand oder von einem Privatbesitzer auf die Turgauer überging, ist unbekannt. — Diese Herren sollen aus dem Geschlechte der alten Grafen von Torgaw an der Elbe entsprossen sein und das Amt von Burggrafen von Magdeburg bekleidet haben; [15]) in den vorhandenen Urkunden nennen sie sich aber stets nur „Herren von Turgow", und entschieden irrig ist die Behauptung, daß sie als Burggrafen von Magdeburg am Hofe Kaiser Karls IV. in großem Ansehen gestanden, und daß Burghard, Burggraf von Magdeburg und kais. Hofmeister am Hofe Karls IV., der Vater des Potho von Turgau gewesen; [16]) wohl aber besaßen sie Güter zu dieser Zeit und bekleideten öffentliche Würden in Böhmen. So finden wir Henzo de Turgaw als Zeugen in einer Urkunde, durch welche König Johann 1318 die Privilegien des Prager Bisthums bestätigte; [17]) „Landherr Potho von Turgaw, Herr zu Arnau" machte die Züge mit, welche Karl IV. gegen Ludwig von Brandenburg 1348 in dieses Land und hierauf nach Sachsen unternahm und fertigte die Belehnungsurkunde Waldemars von Brandenburg und das Bündniß des Kaisers mit Friedrich von Meißen als Zeuge. In letzterer Urkunde erscheint auch ein Potho von Turgaw auf Bechin.

13) Balbin Epitom. III. p. 321. Lateinische Urkunde in Bienenberg Geschichte von Königinhof.
14) Palacky II. — Bienenberg im angeführten Werke p. 19. — Balb. Epit.
15) Balb. Epit. p. 321. Peter Beklern Chron. Boh. b. 1694.
16) Dies behauptet Pelzel Vita Car. IV. u. Balb. Lib. Erect. VI. p. 44.
17) Balb. Misc. Dec. II.

Ebenso erscheint Potho von Turgaw, Herr auf Arnau, als Zeuge in dem Freundschaftsvertrage, welchen Karl IV. 1350 zu Bauzen mit dem Markgrafen von Meißen und Thüringen schloß.[18]) Ein Potho von Turgau war in demselben Jahre Vogt zu Görlitz und Herr zu Büchen.[19])

Der Arnauer Pfarrkirche geschieht, obgleich sie — wie natürlich — zugleich mit der Stadt entstanden war, erst 1354 Erwähnung, in welchem Jahre Hans von Turgow in derselben den Altar des heil. Kreuzes stiftete.[20]) Der Besitz von Arnau muß aber bald darauf an den kaiserlichen Hofmeister Burchard Burggrafen von Magdeburg gediehen sein, da der eben erwähnte Altar gegen Ende des Jahres 1359 auf Bitten dieses Burggrafen, der damals die Stadt im Besitz (vermuthlich im Pfandbesitz) hatte, von dem ersten Prager Erzbischof, Ernest von Pardubitz, reichlich privilegirt worden ist.[21]) Burchard war ein sehr angesehener Mann, der den Kaiser Karl IV. auf allen Zügen begleitete und bei allen wichtigen Reichsangelegenheiten als Zeuge und Interponent erscheint.[22]) Er war aus dem Geschlechte der Grafen von Hardegg, vermält mit Anna von Gleichen und starb zwischen den Jahren 1374 und 1377, da er in dem Majestätsbriefe vom 2. Okt. 1373, worin Brandenburg auf ewig der Krone Böhmens einverleibt wird, noch vorkommt, wogegen auf der Reise des Kaisers nach Frankreich (im November 1377) schon Peter von Wartenberg als Oberstihofmeister erscheint.[23]).

Wahrscheinlich unmittelbar von Burghard ging der Besitz von Arnau auf den Herzog Bolko (Boleslaus) von Oppeln über, welcher in drei noch vorhandenen Urkunden von 1375 und 1377 als Herr der Stadt erscheint.[24]) In der Urkunde dd. Arnau Mittwoch nach Mariä Geburt 1375 verkauft „Stral, von Gottes und meynes Herrn Gnaden", „mit meynes Herrn Gewissen" eine „Au jenseits der Elben, in all dem Recht, als sie gelegen hat von Alters bis mitten an den Berg" (nach der späteren Aufschrift auf dem Pergament: die „Herren-Au jenseits der Elben gegen den Thiergarten zu") um sechs Schock Prager Groschen an Konrad Schmid. — Angehängt sind die Insiegel des Stral, — seines Herrn und des Vogtes Przech (sic) zu Arnau. Das Siegel des Herrn ist aber jenes des Herzogs Bolko von Oppeln, wie solches auch an den beiden folgenden Urkunden angehängt ist, nämlich ein offener Helm mit einem einfachen Adler darüber.

1377 am Sonntag nach dem Obirstentag (Ostertag?) gibt Bolko Herzog von Opol zu Arnau „auf dem Hause in der Swetnicze" unter seinem Siegel eine Bestätigung darüber, daß vor ihn die Brüder Niklas von Keln und Wolfhart von Kottwitz gekommen und bekannt haben, daß ihre Vorfahren den Kreczim (das ausschließende Schankrecht) und die Handwerk zu Kottewicz

18) Pelzel Vita Caroli IV. Urkundenbuch.

19) Carpzow Ehrentempel der Markgrafschaft Oberlausitz I. p. 3. u. II. cap. 1. Bei Bienenberg Gesch. v. Königinhof p. 17.

20) Balb. Misc. hist. Lib. Erect. Volum. I. p. 46 sagt: Dominus Joannes de Turgow fundat altare S. Crucis in ecclesia parochiali in Civitate sua Hostinna seu Arnavia 12. Oct. 1354. In Vita Arnesti aber sagt derselbe Autor: es sei dieser Altar von den Brüdern von Turgow errichtet worden.

21) Balb. Vita Arnesti p. 219. Ad anni hujus (1359) finem Arnestus Altare S. Crucis Arnovia in Bohemia a fratribus de Turgow erectum et opimo sacerdotio exornatum literis amplissimis rogatu spectabilis principis D. Purchardi Comitis Magdeburgensis, imperialis curiae magistri, qui tum civitatem illam tenebat, confirmavit.

22) Pelzel Carl. IV.

23) Siehe Wisgrill Schauplatz des niederösterr. Adels. Balbin irrt also, indem er ihn zu einem Turgauer macht (Lib. Erect.), gibt ihm auch ganz falsche Eltern (ib.); Wisgrill irrt wieder, indem er Burchard schon am 12. Nov. 1360 im Alter von 80 Jahren zu Rötz in Niederösterreich, dem Hauptsitze der Hardegg, sterben läßt.

24) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv.

in ihrem Dorfe den Arnauer Bürgern verkauft haben. Ausgenommen sollen nur sein die drei Elichding (ordentliche Gerichtstage, judicia legitima) und die drei Afterding (judicia posteriora), dann der Ostersonntag, die Kirchmesse und der Christtag mit dem auf diese Tage folgenden Tage, an welchen Tagen die obigen Herren von Kottwitz so viel Bier schenken dürfen, als nothwendig ist, das Bier dazu aber in Arnau kaufen müssen. Zeugen dessen sind: Pfsil (wohl eine Abkürzung), Necen (Ignaz), der Vogt zu dem Hofe (Königinhof?), Sprech (sic statt Przech), der Vogt zu Arnau, Kunit (Konrad?) Ulmann, der Richter zu Wygandisdorf (Weigelsdorf) und Otto der Richter zu Langenau; der Herzog aber fertigte diese Urkunde zum Zeugnisse und zu einer ewigen Bestätigung mit seinem und dem Arnauer Insiegel. Eine Urkunde gleichen Datums und Inhalts stellen die Schöppen von Arnau aus; daß nämlich „vor den erlauchten Fürsten, unsern Herrn Herzog Bolken von Opol" gekommen ist Niklas von Keln u. s. w.

Wir sehen aus diesen Urkunden, daß Bolko von Oppeln kein Erbherr der Stadt war, denn weder er noch sein Verwalter, noch die Schöppen nennen ihn so oder sagen, daß Stadt und Bürger sein waren, wie es in den Urkunden der Turgauer immer geschieht; — dann sehen wir, daß die Stadt schon seit langer Zeit im Besitz der Schankrechte und Handwerke im Dorfe Kottwitz war und daß sie selbst damals bereits ein Bräuhaus besessen haben muß.

Sehr interessant ist das Stadtwappen in den den Urkunden von 1377 angehängten Siegeln. Es ist vom gegenwärtigen wesentlich verschieden: die Riesen und der Baum fehlen, die beiden Thürme, spitz gedeckt, sind ohne Verbindungsmauer und zwischen ihnen steht mit langem heraldischen Schweif der einfache Adler.

Von den Schicksalen der Stadt zur Zeit des Herzogs Bolko und von dessen Wirken gegenüber der Stadt ist uns sonst nichts bekannt; was aber die Person dieses Bolko betrifft, so wissen wir, [25]) daß ein Bolko von Oppeln gleich den übrigen schlesischen Fürsten und Herzogen zufolge des von König Johann und Markgrafen Karl mit dem polnischen Könige Kasimir (1335) geschlossenen Vertrages sich der Krone Böhmens als Vasall unterwerfen und dem Markgrafen Carl (1342) zu Breslau huldigen mußte, daß er bei der feierlichen Ausrufung des ersten Prager Erzbischofs Arnest von Pardubitz und bei König Karls Krönung (2. September 1347) in Prag anwesend war, den König auf dessen Römerzuge begleitete und die wichtigsten Staats-Akte, darunter auch die goldene Bulle vom 8. Oktober 1355, durch welche ganz Schlesien mit Böhmen vereinigt wurde, als Zeuge mitfertigte. Auch in der Folge erscheint ein Bolko v. Oppeln auf allen Reisen Kaiser Karls IV. in dessen Gefolge und bei allen Staatsverhandlungen als Zeuge. Sehr wahrscheinlich ist der Pfandbesitzer von Arnau identisch mit jenem Bolko von Oppeln, dem und dessen Bruder Wladislaw Kaiser Karl IV. 10.000 Schock Prager Groschen auf die Stadt und Herrschaft Trautenau angewiesen hat, 22. Oktober 1365. [26])

Bolko behielt den Besitz von Arnau nicht lang; schon 1383 erscheint dieses wieder in der Hand des Hensil von Turgaw. Aus diesem und den folgenden Jahren bis 1400 liegen einige Urkunden vor, welche über Arnau's damalige Verhältnisse interessante Aufschlüße geben. [27]) In einer Urkunde d. Arnau am Palmabende 1383 verkauft Hensel von Turgow mit Willen und Rath seines Bruders Potho von Turgow und seines Sohnes Wilhelm seinen Bürgern zu Arnau eine Hube Zinses zu dem Hermanseifen gelegen mit allen Rechten, wie er sie selbst gehabt, so daß sie nur, „wenn der königliche Bern über Land geht," so

25) Pelzel Carl IV. Urkundenbuch.
26) Pelzel Vita Car. IV. Urkundenbuch.
27) Die Urkunden der Turgauer im Arnauer Stadtarchiv.

viel von dieser als von einer andern Hube entrichten sollen; ferner verkauft er ihnen die „louthirmoel" (Lautermühle) zu Hermanseifen „ledig und frei von allen Abgaben und Diensten," so daß weder er noch seine Nachkommen oder sonst Jemand zu Hermanseifen eine andere Mühle bauen oder ein Rad von Neuem hängen sollen der Mühle zu Schaden, und daß Niemand sie am Mahlen hindern oder sie aus der Mühle zwingen solle, sondern sie und ihre Nachkommen auf ewige Zeiten Hube und Mühle zu rechtem Erbe besitzen sollen. — In einer andern Urkunde dd. Arnau am Obirsten-Abende 1383 geloben Henfel, Potho und Wilhelm von Turgaw den „frommen Leuten, ihren Bürgern zu Arnaw", daß „Alle, die nicht Erben und Kinder haben, ihr gesammtes Gut und Vieh Freunden oder Fremden, zur Kirche, zu Stegen oder zu Wegen, und wohin es ihnen beliebt, zu vergeben befugt sind, ungehindert von den Herren der Stadt, doch unschädlich den Stadtrechten." An demselben Abende verkauft Henfel von Turgau mit Gunst und Rath seines Bruders Potho und seines Sohnes Wilhelm den Bürgern und deren Nachkommen sein Vorwerk vor der Stadt Arnau, wie es „von Alter her" gelegen ist „mit dem Busche, der rechter Hand an dem Raine liegt, wenn man von der Stadt gegen die Czirne geht" um 70 Schock Prager Groschen und drei Schock jährlichen Zinses, von welchen zwei alle Jahre dem Kaplan des heiligen Kreuzes, das dritte ihm (Henfel) halb zu Georgi und halb zu Michaeli zu reichen sind. Ausgenommen wird vom Verkaufe „der Busch, der im Hellegrund liegt." Als Zeuge erscheint Przech, der Vogt zu Arnau, der den Kauf „getedinget und gemacht." — In demselben Jahre bekennen in einer Urkunde dd. Arnau am Sct. Veitstage Henfel und Wilhelm von Turgau, daß sie nach Arnau zu ihren Getreuen gekommen und sie gebeten haben, ihnen mit dem zu Michaeli fällig werdenden Zinse zu helfen; die Bürger hätten ihnen hierauf diesen Zins schon zu Sct. Veitstag gegeben, daher sie bis Georgi allen Zinses frei seien.

Aus dem Jahre 1384 ist noch ein bei dem Prager Domkapitel aufbewahrter Codex [28]) vorhanden, welcher alle damals in Böhmen bestandenen Kirchen und die Zehente, welche diese gaben, aufzählt. Wir ersehen daraus, daß Böhmen mit der Grafschaft Glatz und einigen Parzellen des heutigen Preuß.-Schlesien zehn Erzdiakonate enthielt, deren jedes in mehrere Dekanate und diese wieder in eine Anzahl Pfarren zerfielen. Das Erzdiakonat Königgrätz z. B. enthielt 243 Pfarren. Arnau gehörte zu diesem Erzdiakonate und zwar zum Dekanate Königinhof, welches 25 Pfarren enthielt. Der Sitz dieses Dekanates war an der südlichen Peripherie seines Bezirkes, der sich gegen Norden zum Theil über die heutige Landesgrenze erstreckte. Als Kirchen dieses Bezirkes erscheinen:

Curia cum Gredist (Königinhof mit Gradlitz) mit einem Zehnt von	45	Groschen
Trutnov civitas (Stadt Trautenau) mit	30	„
Trutnov villa (Altstadt Trautenau) mit	12	„
Das Hospital der Stadt Trautenau mit	15	„
Antiqua Fagus (Altbuch) mit	15	„
Juvenis Fagus (Jungbuch) mit	8	„
Pulungi villa (Pilnikau) mit	7	„
Arnow civitas (Stadt Arnau) mit	27	„
Lagnow (Langenau) mit	15	„
Olessna (Oels) mit	6	„
Zahr (Soor) mit	3	„
Somberg (Schönberg in Schlesien) mit	3	„
Hertwici villa (?) mit	3	„
Goczleri villa (Ketzelsdorf) mit	4	„
Wlczicz (Wildschütz) mit	4	„
Kotwicz (Kotwitz) mit	15	„

Schon 1368 war daselbst ein neuer Altar errichtet worden; 1384 war die Kirche schon Filiale von Arnau.

28) Decimae ecclesiasticae ao. 1384 datae ex omnibus ecclesiis Boemiae regni per decem archidiaconatus. Herausgegeben von Balbin Misc. hist. Bohem. 1683.

Poknflos (?) mit	5	Groschen
Alberti villa (Albendorf in Schlesien) mit	3	„
Prassnitz (deutsch Prausnitz) mit	9	„
Wikeri villa (Weckelsdorf) mit	8	„
Hermanstifft (sic. Hermanseifen) mit	18	„
Roknicz (Rognitz bei Trautenau) mit	3	„
Bernharticz cum Olessna Teuthonicali (Bernsdorf mit Goldenols) mit	3	„
Wrchlab praepositura monasterii Oppatowiensis (das Kloster zu Mönchsdorf) mit	30	„
Bertholdi villa (Berthelsdorf in Schlesien)	—	„
Krzimna (Czermna) pauper	—	„

War vermuthlich Filiale von Arnau.

Aus der Umgebung von Arnau erscheinen noch die zum Dekanate Giczin gehörigen Kirchen: Peczka mit 4 Gr., Kalna mit 3 Gr., Cista mit 4 Gr., Unter Brenna mit 6 Gr., Ober Brenna mit 6 Gr.

Da die Zahlung zweimal zu leisten war, so machte der Betrag bei Arnau (2 × 27 × 10) 540 Groschen.

1385 machte ein Bürger von Arnau eine Schenkung der Kirche und erlegte das Geld bei Hensel von Turgau und dessen Sohne Wilhelm. [29])

In einer Urkunde dd. Arnau Mittfasten 1386 verkauft Hensel von Turgaw mit Rath und Willen seines Bruders Potho und seines Sohnes Wilhelm den Bürgern zu Arnau eine Hube Zinses zu Hermanseifen niederwärts der ihnen früher verkauften Hube abgabenfrei, doch mit dem Vorbehalt des Rückkaufes um den Kaufschilling von 15 Schock Pr. Groschen.

1388 am Skt. Mathiastage bekennt Wilhelm von Torgau: sein Vater Hensel von Turgau habe einem Manne fünfzehnhundert Ruthen Erbes zu dem Gotteshause verkauft; nachdem aber der Mann ohne Schuld der Herren und der Stadt (ohne zu zahlen) entflohen sei, so trete er (Wilhelm) das verkaufte Gut und den Zins davon für ewige Zeiten an das Gotteshaus ab. Zeugen sind: Michel von Köln und Przech, der Erbvogt zu Arnau.

1393 Freitag nach unsers Herrn Auffahrt „beschicken und verbriefen Hensil von Turgaw und Wilhelm sein Sohn, Erbherren der Stadt und aller der Güter zu Arnaw", den zwei Brüdern Hanos und Przech, Söhnen des verstorbenen Przech, Erbvogtes zu Arnau, alle Güter, welche diese von den Eltern der Eingangs genannten Turgauer und von ihnen selbst haben. Als diese Güter werden angeführt und ihnen für sich und ihre Erben bestätigt: „Das Gericht zu Arnau mit dem dritten Pfennige in allem Rechte, wie ihn die Erbvögte zum Hofe (Königinhof ?) und in anderen Vorstädten (?)" haben; — eine Au bei Kotwitz, eine Hube zu Oels, fünf Huben dienenden Gutes zu Hermanseifen, eine Erbbadstube in der Stadt; auch Fleischbänke, Schuhbänke, Brodbänke und Schleifsteine, „was deren von Alters zu dem Gerichte gehört hat;" ein Hof in der Stadt und ein Hof vor der Stadt mit Gärten, von denen der Stadt zu zinsen waren sechs Mark; dann zwei Wiesen und eine Freitrift zu vierhundert Schafen auf der Stadt Gütern u. s. w., „alles frei von allen Gaben und Diensten und ohne alle Beschwerungen und Zufallungen" ausgenommen die gemeine Berna und nur mit dem Beding, daß, wenn sie das Gericht verkaufen, sie dasselbe mit einem redlichen Manne besetzen und daß sie und ihre Erben und Nachkommen das Gericht und die Güter den Herren von Turgau „verdienen" mit einem Armbrustschützen („arbrusche") „zu Fuße in der Stadt auf der Stadtmauer oder auf dem Hause (der Burg) das Haus und die Stadt helfen zu wehren, wann und wie oft das Noth thut." Zeugen sind Hinaczko von Wyschurg, Dietrich von Janowicz, Potha von Turgaw und die geschwornen Bürger zu Arnau. Wichtig ist eine Urkunde, ausgestellt zu Arnau Freitag vor St. Benedikt 1396. Darin gelobt Hensi

29) Libr. Erect. vol. 13. p. 266.

von Turgow seinen getreuen Bürgern „sie zu lassen bei allem Stadtrechte und bei allen andern Rechten, als sie die getreuen Bürger zum Hofe oder in andern Vorstädten (?) haben; auch soll eines jeden Mannes Gut sterben (vererben) von einem Freunde an den andern nächsten nach der Einrichtung der Schöppen, die zur selben Zeit am Rechte sitzen;" die Bürger sollen ferner zur Beihilfe für die Unterhaltung der Brücken den Salzmarkt haben; weiters soll Niemand Bier nach Arnau führen oder bringen oder ausschänken, es sei denn mit Willen des Rathes; der Richter zu Prausnitz muß das Bier in der Stadt nehmen und darf nicht mehr schänken als zu dem Elichen-Ding ein Achttheil und zum Afterding ein Sechzehntheil. Wenn er mehr ausschänkt, soll er ein Schock Groschen zahlen, welches zur Hälfte dem Hause (der Burg), zur Hälfte den Schöppen zufällt. Auch gelobt Hensel, die Bürger bei allen andern Briefen zu belassen, womit er oder seine Vorfahren sie begnadet haben. Zeugen dessen sind: der ehrbare Ritter Nickel von Kölln und die Gebrüder Jesske und Peske Zylwar von Billingsdorf.

Endlich verkauft 1400 am Tage St. Mathis Henzil von Turgaw Erbherr zu Arnau den Bürgern ein Schock Groschen jährlichen Zinses Prager Münze auf dem Erbe, das gelegen ist an dem Burgberge, um 15 Schock Groschen. Zeugen sind der edle Herr Jan Krussina (von Lichtenburg) und Merten der Erbrogt zu Arnau.

Uiberblicken wir alles bisher Angeführte, so kommen wir zu folgenden Resultaten: 1. Arnau erscheint schon 1316 als fester Platz und in der Mitte des 14. Jahrhunderts als alte Stadt, denn man beruft sich öfters auf Einrichtungen, Rechte und Grundstückbegrenzungen, wie solche „von Alters her" waren. 2. Die Stadt ist bereits von fast allen jenen Ortschaften (den Weiler Gutsmuths und die Orte Proschwitz, Pelsdorf, Forst, Schwarzenthal, Freiheit, deren der Codex von 1384 nicht erwähnt, ausgenommen) umgeben, welche heutzutage da sind; ja fast alle Ortschaften der Umgegend, welche sich heute des Besitzes von Kirchen erfreuen, weisen deren auch schon 1384, mitunter noch viel früher auf; ein Zeichen, wie bevölkert damals bereits die ganze Gegend war. 3. Die Stadt ist deutsch. Außer dem bereits weiter oben Gesagten spricht dafür auch der Inhalt der Urkunden. Wären diese nur wegen der deutschen Dynasten deutsch abgefaßt worden, so hätte man den Bürgern von Arnau darin die Begriffe von Elichding und Afterding, da dieses urdeutsche alte Namen und Begriffe sind, wohl erst genauer erklären müssen. Wenn wir aber nach all dem Angeführten die Stadt Arnau und die von da nördlich und nordwestlich ins Gebirge führenden Thäler als gleich ursprünglich von deutschen Colonisten bevölkert annehmen müssen, [30]) so läßt sich anderseits nicht läugnen, daß südlich von Arnau und östlich der ganze Strich, welcher in uralter Zeit die Heerstraße bezeichnete, auf der die Polen von Schlesien aus ins Land und die Böhmen wieder hinauszogen, von einer tschechischen Bevölkerung ursprünglich Ansiedlungen und Cultur erhielt, daß somit hier entweder — wie die alten böhmischen Chronisten klagen, — die tschechische Bevölkerung auf Befehl des Königs Přemysl Otakar II. der deutschen weichen mußte oder das Deutschthum allmählich friedlich Propaganda machte. — Zeugen dessen die ganze Reihe der Ortsnamen: Čista (reines sc. Wasser), Kalna (trübes Wasser), Oels (olessna, olešnice von Olše Erle, also wohl Erlenanpflanzung andeutend), Kotwitz (kotvice Steigeisen, Brunnenhacken, aber auch Knopper), Pilnikau (pilnik Feile, in deutschen Urkunden des 14. Jahrhunderts Billingsdorf, in dem Codex von 1384 Pulungi villa, könnte demnach auch, da Billing ein alt-

30) Proschwitz macht hievon trotz des slav. Namens keine Ausnahme; es entstand erst später unter czechischen Dynasten, erscheint erst in böhm. Urkunden zu Ende des 15. Jahrhunderts als prosečna (ausgehauener Wald), erhielt also von den böhm. Dynasten den Namen, den die deutsche Bevölkerung alsbald in „Proschwitz" verballhornte.

deutscher Eigenname ist, auch eine Fischart bezeichnet, wohl deutschen Ursprunges sein; — Wildschütz (Wlczicze Wölfin); — Tscherma (černy schwarz, auf die umgebenden Tannenwälder deutend); selbst Trautenau dürfte eher von trudny betrübt, trudnost Traurigkeit (ein Ort der Betrübniß, Schlachten fanden dort mehrmals statt), als von „traute Au" herzuleiten sein. — 4. Die Stadt hat einen Erbvogt, der das auffallend reich dotirte Gericht als frei vererbliches und verkäufliches Eigenthum besitzt und ein aus dem Bürgerstande genommenes Collegium von geschworenen Schöppen, die nach dem Magdeburger Stadtrechte vorgehen. Bürgermeister kommen noch nicht vor. 5. Die Stadt ist wohlhabend; die Bürger strecken den Herren der Stadt und Herrschaft nicht nur Geld vor, sondern erkaufen von ihnen verschiedene Realitäten: Grundstücke, ein Vorwerk und eine Mühle in Hermanseifen, dann einen Wald, nach der Lage wahrscheinlich den heutigen Bürgerwald. Nebstdem erwerben sie von ihnen wichtige Rechte, nämlich nebst der Bestätigung der alten Stadtrechte das Recht, mit ihrem Eigenthum unter Lebenden und auf den Todesfall ganz frei zu verfügen, dann die Salzmarktgerechtigkeit; sie besitzen nicht nur ein Bräuhaus, lange vor 1377, es darf auch Niemand Bier nach Arnau bringen oder dort ausschänken ohne Bewilligung des Rathes. Auch in Kotwitz besitzen sie schon lange vor 1377 das Schankrecht und die Handwerke; die Herren von Kotwitz und seit 1396 auch der Richter von Prausnitz müssen das Bier von Arnau nehmen und dürfen nur zu gewissen Zeiten und nur eine bestimmte Menge Bier ausschänken. Mehr Rechte, als die Stadtgemeinde 200 Jahre später besaß. 6. Die Arnauer Kirche hat nicht unansehnliche Einkünfte, welche durch Schenkungen zeitweilig vermehrt werden. Die Seelsorge hat ein Pfarrer und ein zu dem 1354 errichteten Kreuzaltar in derselben gestifteter Kaplan. 7. Die Stadt und „alle die Güter zu Arnau," also was man später die Herrschaft nannte, besitzen durch das ganze 14. Jahrhundert — mit kurzen Unterbrechungen die Turgauer. Die Eltern des in den angeführten Urkunden genannten Hensel von Turgau werden von diesem selbst 1393 als Besitzer von Arnau angerufen; 1396 spricht Hensel aber von Privilegien, womit seine Vorfahren (also über den Vater hinaus Herren aus seinem oder einem andern Geschlechte) die Bürger begnadigt haben. — Die Gebrüder Hensel und Potho erscheinen vor dem Jahre 1400 mehrmals als Beisitzer des größeren Landrechts unter den Baronen des Reiches; so beide am 28. Mai 1382 und am 23. Mai 1388; Puota de Turgow allein im Mai 1391; er und sein Bruder Henslinus 1391 und 1392; 1394 Puota von Turgow; 1396 und 1397 (im März) nur Henslinus. [31])

Das Wappen der Turgauer war ein von rechts nach links (heraldisch) schräg herablaufender, schachbrettartig getheilter Balken. Die Farben desselben und des Grundfeldes lassen sich aus den Siegeln nicht entnehmen. Wie groß der Bezirk der den Turgauern gehörigen Herrschaft Arnau gewesen ist, läßt sich nicht genau nachweisen. Die angeführten Urkunden lassen schließen, daß hiezu Unterthanen und Liegenschaften in Arnsdorf, Hermanseifen, Oels und Prausnitz gehörten, nicht aber Kotwitz, das 1377 die Brüder Niklas und Wolfhart von Keln (Kölln) und schon vordem ihre Vorfahren besessen haben. Diese Brüder waren aus einem deutschen Rittergeschlechte, vielleicht aus der Reichsstadt Kölln. Außer diesen erscheinen als in der Nachbarschaft begütert die Brüder Jeske und Peske Zylwar von Billingsdorf (Pilnikau), Adliczka von Trzemessna, welche 1395 mit ihrem Gatten Cunsso von Trzemessna wegen des Dorfes Czermna ein Kaufgeschäft schloß, wobei Potha von Turgow Zeuge ist; letzterer selbst 1394 und 1396 als Besitzer von Gradlitz in Prozesse verwickelt mit Henyk von Wisoka und mit Sdenko von Waldstein auf Stěpanic; letzterer schätzte den ihm von Pota zugefügten Schaden

31) Arch. český II.

auf 500 Mark, Henyk aber berechnete den Schaden, den ihm Pota in seiner Herrschaft Wisoka an Pferden, Geld und Kriegswaffen angerichtet, auf 1000 Mark.[32]) 1398 erscheint auch ein Henricus de Lanow, also ein Besitzer von Langenau.[33])

(Forts. folgt.)

Zur Geschichte der Belagerung Egers durch die Schweden 1647.

Von

Dr. Franz Kürschner.

Es ist eine genugsam bekannte Thatsache, daß die Stadt Eger nach einer kurzen, aber harten Belagerung durch die Schweden unter Wrangel nach tapferer Gegenwehr von dem Commandanten Oberst Paradieser übergeben wurde, indeß das kaiserliche Heer zum Entsatze herbeieilte und zur Zeit der Uebergabe kaum mehr zwei Tagmärsche entfernt war. Unter solchen Umständen ist es interessant, den Zug des Entsatzheeres zu verfolgen, wozu im Nachfolgenden verschiedene nicht unerhebliche authentische Daten beigebracht werden sollen, wie sie einem Diarium zu entnehmen sind, welches sich als Fragment unter anderweitigen Akten des Reichs-Finanz-Archivs vorfindet. Dasselbe ist ohne Zweifel Tag für Tag in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers auf dem Zuge selbst geführt worden, und gestattet uns somit einen tieferen Einblick in die jeweilige Lage der Dinge. — Zur nöthigen Orientirung werden hier einige wenige Andeutungen genügen.

Indeß zu Münster und Osnabrück vielfach hin und her verhandelt wurde, nahmen auf dem Kriegstheater die Feindseligkeiten ungehindert ihren weiteren Verlauf, indem jeder Theil noch einen letzten Erfolg in seine Wagschale werfen und den Friedensverhandlungen eine nachhaltige Wendung zu seinen Gunsten geben wollte. Noch immer hatte Mazarin seinen alten Plan, den Kurfürsten von Baiern vom Kaiser abzuziehen, nicht aufgegeben; neuerdings war Turenne in Baiern eingefallen, so daß der bedrängte Kurfürst endlich am 14. März 1647 den Waffenstillstand vom Ulm, im Grunde eine Art Neutralitätsvertrag, abschloß und dadurch seine Sache von der des Kaisers trennte. Durch die Bestimmung, daß die Oberpfalz den verbündeten Mächten offen gehalten werde, war diesen der Weg nach Böhmen gewiesen, der denn auch bald eingeschlagen wurde. Inzwischen war Turenne nach dem Rheine zurückberufen worden, worauf Wrangel, der bisher mit ihm vereinigt war, zunächst nach Franken zog und Schweinfurt belagerte, nach dessen Einnahme er sich gegen Böhmen wandte. Gallas konnte noch einen Theil der kaiserlichen Truppen nach Böhmen führen. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode erhielt Melander von Holzapfel den Oberbefehl, indeß Puchaim die gesammte Artillerie befehligen, Montecucoli aber in Schlesien bleiben sollte. Gleichzeitig suchte nun der Kaiser das bisher unter dem Commando des Kurfürsten stehende bairisch-liguistische Heer, welches doch eigentlich einen Theil der kaiserlichen und Reichsarmee bildete, in seine unmittelbaren Dienste zu ziehen, und richtete demgemäß an die verschiedenen Generale und Obersten die entsprechenden Avocatorial-Schreiben, wobei er seine meiste Hoffnung auf Johann von Werth, den General der Cavallerie, setzte, der den obgenannten Waffenstillstand Baierns mißbilligte. — Inzwischen war Wrangel vor Eger angekommen und belagerte diese damals wichtige Festung, deren Beschießung am 26. Juni begann.

---

32) Lehentafel tom. 18. fol. 5, 56 u 132.
33) ibid. tom. 18. fol. 60.

Der Kaiser war schon am 20. Juni von Preßburg aufgebrochen und traf am 3. Juli bei der Armee im südlichen Böhmen ein. Am 5. d. M. befand er sich in Strakonitz. Hier setzt unser Fragment an, aus dem ich das zur Sache Gehörige im Nachstehenden heraushebe und nur einzelne wichtigere Stellen wörtlich wiedergebe, wie z. B. die folgende, mit welcher das Fragment beginnt:

„Den 6. Juli 1647, weil nit alle Sachen zu der Artogleria vorhanden gewesen, ist man diesen Tag alhier in Strakhonicz stil gelegen, vnd sein gar viel Generales vnd Obriste Ir. Mt. aufzuwarten in das Haubtquartier khommen, vnd hat daß Regenwetter immerfort continuirt, vnd ist aviso auß Eger angelangt, daß der Feindt ein media luna [1]) in denen Außwerkhen eingenomben, vnd daß der Commandant sich erbiet, den Placz noch 14 Tag zu halten."

Den 7. Juli blieb der Kaiser noch in Strakonitz, weil die Nachricht einlief, daß Johann von Werth mit 13 Regimentern aus Kurbaiern zur kaiserlichen Armee stoßen wolle, aber von den Schweden daran gehindert zu werden besorge, weßhalb er um einen Succurs von 2000 Pferden bat. Der Kaiser ordnete sofort die zwei stärksten Regimenter Khevenhiller und Puchaim unter dem General-Feldzeugmeister Grafen von Puchaim ab, und sandte Graf Reichard von Stahrenberg mit seinem Handschreiben an die baierische Generalität mit der Post voraus.

Den 8. Juli wurde der Marsch bis Horaschdiowitz, einem dem Herrn v. Stahrenberg gehörigen Städtchen, fortgesetzt, und lief inzwischen die Meldung ein, daß die Belagerten von Eger einen Halbmond in den Außenwerken, den sie nicht mehr halten konnten, minirt und gegen hundert Feinde in die Luft gesprengt haben. Dadurch war aber eine so große Lücke in dem Festungsrayon entstanden, daß der Feind einen Thurm im äußern Zwinger einnehmen konnte, den ihm jedoch die Belagerten bald wieder bei einem glücklich ausgeführten Ausfalle entrissen. Inzwischen hatte Oberst Wittenberg einen Zug gegen Falkenau gemacht und das dem Herrn von Nostitz gehörige Schloß, das nicht sonderlich stark war, eingenommen.

Am 9. langte der Kaiser auf die Nacht in der k. Stadt Klattau an, wo die Regimenter um die Stadt herum campirten. Wegen des schlechten, windigen und regnerischen Wetters ging der Marsch langsam von Statten. Damals wurde Herr von Schwanberg, der beim letzten feindlichen Einfall gefangen genommen worden war, gegen ein Lösegeld von 3000 Thalern und seinen schönen Zug Rappen wieder freigegeben und begab sich zu seiner Familie nach Regensburg.

Am 10. Früh war das Gerücht verbreitet, daß Johann von Werth mit 13 Regimentern in Krumau angekommen sei. Doch schon nach etwa 2 Stunden traf die Meldung über den wahren Sachverhalt ein: An den Passauischen Grenzen angekommen weigerten sich nämlich die Truppen weiter zu marschiren und zogen nach Baiern zurück, wo sie wie Feinde hausten. Nur Johann von Werth war mit geringer Begleitung und 4 Handrossen in Krumau angekommen, indeß der Kurfürst auf ihn und die Obersten Sporck, Spauer und Kreuz, sowie auf den Grafen Salm einen Preis setzte und einen eigenen Courier mit einem Schreiben an den Kaiser sandte, worin er sich über diese Vorgänge hoch beschwerte. — Von Hans Reichard v. Stahrenberg war noch keine Nachricht eingelaufen, dagegen war Graf Puchaim mit den zwei Regimentern, mit welchen er Johann von Werth einholen und zur kaiserlichen Armee geleiten sollte, unverrichteter Dinge zurückgekehrt, da Johann von Werth einen andern als den ihm bezeichneten Weg eingeschlagen hatte, in Folge dessen seine Regimenter, da sie noch immer „nichts Kayserisches gesehen", in jene Meuterei ausbrachen. Inzwischen hatten die Kroaten 40 schwedische Reiter gefangen, von denen zwei ins kaiserliche Lager geschickt

1) Deutsch „Halbmond" oder „Mond," eine Art Festungswerke, welche nach ihrer mondsichelförmigen Gestalt also benannt wurden.

wurden, wo sie, über den Stand der Dinge um Eger befragt, nichts Näheres aussagen konnten, als daß man schon seit ein paar Tagen nicht schießen gehört habe.

Am 11. trafen verschiedene Nachrichten von Eger ein. Einerseits hieß es, der Feind habe drei Stürme und dabei an die 700 Mann verloren, wogegen eine andere Meldung dahin lautete, daß der Feind eine große Bresche geschossen habe, es aber gleichwohl nicht wage einzudringen. Der Kurfürst von Baiern habe dem Feldmarschall Wrangel versichern lassen, daß der Uibertritt des Johann von Werth ohne sein Wissen und Willen erfolgt sei. Uibrigens hatte man aus Baiern weitere Nachricht, daß die Kriegsvölker, welche zum Kaiser übertreten wollen, in aller Form meutern und sich auch durch kein Geldanbot des Kurfürsten beruhigen lassen. Inzwischen war Generalwachtmeister Sporck mit etlichen Offizieren in Krumau angekommen, während Oberst Kreuz sich mit einer Schaar in die Schanze von Regensburg geworfen hatte, wohin der Kaiser gleichfalls Herolde mit Patenten sandte, um auch von da aus Völker an sich zu ziehen. Dagegen soll Graf von Salm, der schon früher bei derlei Unterhandlungen betheiligt war, sowie Graf Reichhard von Stahrenberg, der die kais. Briefe an die baierischen Generale zu überbringen hatte, in Gefangenschaft gerathen sein.

Noch am selben Tage hielt der Kaiser Kriegsrath und beschloß Eger sofort zu entsetzen.

Am 12. Juli liefen verschiedene, aber zweifelhafte und widersprechende Nachrichten über den Fortgang der Belagerung ein. Indessen kamen steierische Truppen, welche durch Ober-Oesterreich herangerückt waren, im kais. Lager an. Jetzt erst wurde die Zugsordnung festgestellt und zu Papier gebracht.

Am 13. setzte sich der Zug am frühen Morgen in Bewegung. Nachdem der Kaiser um 4 Uhr Morgens, wie gewöhnlich, noch eine Messe gehört, brach er mit seinem Gefolge auf und kam bis nach Pilsen, welches seine 12 Stunden entfernt lag. Nur in Schwihau nahm der Kaiser etwas zum Frühstück, wobei die Suite nur stehend ein Stückchen kalten Fisch nahm und einen Trunk that. Unterwegs ließ der Kaiser unter einem Baume den Wagen halten, um die Regimenter vorbeidefiliren zu sehen, welche stattlich und wohlausgerüstet waren. In Pilsen angekommen nahm der Kaiser sein Quartier im Rathhause, während die Armee bei Staab lagerte. Die eingebrachten Gefangenen sagten einstimmig aus, daß Eger sich noch halte; doch mahnte der Commandat von Pilsen, man solle der Stadt so bald als möglich zu Hülfe kommen, sonst müsse sie verloren gehen, da es den Belagerten bereits an der nöthigen Munition gebreche.

Den 14. wurden mehrere Gefangene eingebracht, welche übereinstimmend meldeten, „daß sich Eger noch stark wehre," daß der Feind zwar einen Thurm bekommen habe, den jedoch die Belagerten minirt und gesprengt und dadurch dem Feinde großen Schaden gethan haben. Wie sich aus den Berichten der Gefangenen in den nächsten Tagen ergab, unternahm Wrangel an diesem Tage einen Generalsturm mit fliegenden Fahnen, welcher jedoch abgeschlagen wurde und dem Feinde an die 1000 Mann, worunter 120 Offiziere, kostete. [2])

Den 15. wurde vor dem Kaiser Vor- und Nachmittags Kriegsrath gehalten. In der Nacht hatten 200 feindliche Reiter den Troß angegriffen, sind aber von den Kroaten zersprengt und etliche Gefangene gemacht worden. Diese sagten aus, „daß sich Eger noch dapfer wehre." Damals waren endlich auch Johann von Werth und Sporck mit vielen Offizieren beim Heere angekommen.

Diese Angabe ist gleich den früheren offenbar zu hoch gegriffen, da der Gesammtverlust der Schweden während der Belagerung weit unter dieser Zahl angegeben wird. — Vergl. Pröki
2(Eger und das Egerland I. S. 152.

Den 16. brach man von Pilsen auf und langte Mittags zu Kschiha (Tschihana, Čihaná, zwischen Tepl und Einsiedel) an, wo auch Nachtlager genommen wurde. Während des Marsches erschienen die Generale Johann von Werth und Sporck vor dem Kaiser, der ihnen sowie den übrigen mit ihnen angekommenen Offizieren die Hand bot. Abermals wurden gegen 40 Gefangene eingebracht, welche von dem glücklich abgeschlagenen Sturme berichteten, zugleich aber übereinstimmend meldeten, daß Wrangel, „seinen Succurs erwarten vnd sich vmb Eger schlagen wolle." — Gegen Abend ließ der Kaiser sämmtliche Generale und Oberste vor sich kommen, richtete an sie eine ermunternde Ansprache, indem er betonte, daß er entschlossen sei, bei ihnen zu bleiben und mit ihnen zu leben und zu sterben. Zugleich wies er sie an das Ober-Commando des Feldmarschalls Holzapfel, und stellte ihnen Johann von Werth als General der Cavallerie vor, indem er gleichzeitig Sporck zum Feldmarschall-Lieutenant ernannte. Als die Generale vom Kaiser entlassen wurden, versammelte sie der Feldmarschall um sich im Kreise, und richtete auch seinerseits Worte der Aufmunterung an sie.

Den 17. wurde der Marsch bis nach Schönthal (bei Petschau), welches dem Herzoge Heinrich Julius von Sachsen gehörte, etwa 12 Stunden lang fortgesetzt. Der inzwischen eingetroffene kurbaierische Courier wurde wieder abgefertigt und gleichzeitig ein kaiserlicher mit dringlichen Schreiben abgeschickt, worin der Kaiser die Freigebung der gefangenen Grafen Salm und Stahrenberg betrieb.

Aber schon am nächstfolgenden Tage ereilte den Kaiser die inhaltschwere Kunde, „daß sich Eger als gestern den 17. vmb 9 Vhr Morgens dem Feindt ergeben," der die Offiziere frei abziehen ließ, die Knechte dagegen in seine Regimenter einreihte.[3] „Vnd ist ein großes Unglück" — fährt der Bericht fort — „daß keiner deß Kayserß Brief hienein kommen, da doch Jr. Mt. vnderschiedliche dahin geschickt vnd die guten ehrlichen Leut vom Succurs nichts gewußt haben; dann wann sie nur noch 2 Tag gehalten hatten, so wäre aller Menschenvernunft nach der Platz succuriert worden, wie dann Jr. Mt. heut nur auf 3 Meil Wegs darum zu Schlackenwaldt in einer königl. Bergstadt logiert, die armada aber herumb campiert vnd den armen Inwohnern daß liebe Getraidt auf dem Feldt, so sie nit abmähen khönnen, mit den Rossen zertreten müssen."

Die Verspätung des Entsatzes wurde schon von ältern Geschichtschreibern dadurch erklärt, daß die kaiserliche Armee Umwege machen mußte, um die Güter einzelner Großen zu schonen. Während meist von einigen Personen im Allgemeinen die Rede ist, weist Pufendorf ausdrücklich auf den Grafen Schlick hin, indem er bei diesem Anlasse bemerkt: . . „und sagte man, sie (kaiserlichen) hätten wohl zwey Tage können eher kommen, wo sie nicht auff Ordre von dem Kriegs-Präsidenten Graff Slick müssen einen Umbschweiff nehmen, der seine Güter nicht wolte durch den Marsch berühret haben."[4] Dies ist wohl nicht wörtlich zu nehmen, da bei der persönlichen Anwesenheit des Kaisers beim Heere eine einfache Ordre nicht am Platze war; nichts destoweniger konnten aber dringliche Vorstellungen um so mehr von Erfolg sein. Die Thatsache selbst, daß derartige Rücksichten genommen wurden, findet ihre Bestätigung in der ganzen Richtung des Zuges, welche nach der ausdrücklichen Bemerkung des Berichtes genau festgestellt und aufgezeichnet worden war, wobei übrigens auch noch der Umstand zu beachten ist, daß bei Erwähnung der Orte, wo Halt gemacht wurde, in der Regel auch die Besitzer genannt werden.

---

3) Bezüglich des Datums der Uebergabe differirt der Bericht mit den anderweitigen Angaben welche den 16. Juli als den Tag der Capitulation bezeichnen.

4) S. v. Pufendorff, Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten ꝛc. Frankfurt a. M. 1693. 2 Bd. S. 782.

Hier mögen noch die weiteren Angaben des Berichtes, der übrigens bald abbricht, Platz finden, die ich ihrer Wichtigkeit wegen im Wortlaute gebe. Unter dem 19. Juli wird nämlich bemerkt: „Der Feind liegt noch bey Eger, zerschlaipft seine Fortificationes vnd verbaut die Statt so vil er in Eyl khann, vnd hat die Statt so minirt gehabt, daß wenn sie sich nit ergeben, er sie allesambt in die Luft geschickt hätte. Haben sich sonsten die darinnigen männlich vnd dapfer gewehrte vnd an jnen nichts erwinden lassen."

Am 20. kam auch der Commandant von Eger, Paradeiser, in das kaiserliche Feldlager, wo er zunächst in Gewahrsam genommen wurde. Er schätzte die Zahl der gegenwärtig vor Eger liegenden Feinde auf 16.000 Mann. Von den Depeschen des Kaisers, worin baldiger Succurs zugesagt wurde, hatte er nur Eine erhalten, die er auch offen vorwies. Es war dies wohl derselbe Brief, welchen der Kaiser noch von Strakonitz aus abschickte. Derselbe wurde durch einen Dragoner am 14. Juli nach Eger gebracht. [5]) Die Angabe des Berichtes ist in so fern von Interesse, als einerseits schon Pufendorf angibt, daß die Briefe des Kaisers von Wrangel aufgefangen worden seien, während Montecucoli in seinen Aufzeichnungen über den Feldzug diesen Umstand ganz unerwähnt läßt. Dem Commandaten gab übrigens selbst der Feind das Zeugniß, daß er sich „auf daß eisseriste wol und redlich gehalten" und wegen der vom Feinde gelegten Minen den Platz nicht länger mehr hätte halten können. In Berücksichtigung dieser Umstände wurde er auch von dem Kriegsgerichte, vor welches er gestellt worden war, freigesprochen.

Miscellen.

Enquête

betreffend den böhmischen Glashandel, stattgefunden zu B. Hayda am 19. August 1771 unter dem Vorsitze des k. k. Commercial-Inspectors J. A. Schreyer.

Experten: die Glashändler J. A. Preysler, J. A. Hiecke, Gerner, Jancke & Comp., F. W. Schierer und J. A. Ziegenheim.

Nachdem die obenamten Glashändler zu dem Herrn Com. Inspector in Hayda berufen worden, so hat selber zuvörderst die Verhältnisse der bisherigen über Hamburg nach Spanien mit Glaswaaren bestehenden Handlung, dann hiebei so viele in fremden Ländern verzehrenden Frachten, dahingegen, wann diese über Triest eingeleitet werden, so viele Gelder der inländischen Circulation überlassen werden möchten, genügsam vorstellig gemacht, so haben die vorgerufenen Glashändler sich in folgenden Ausdrücken geäußert: Wir haben den Inhalt des Vortrags vernommen und können nicht anderst unsere Meynung geben, als daß J. k. k. Majestät ehe zu Werke schreite. Darumb wollen wir uns in aller Ehrfurcht ganz aufrichtig und patriotisch äußern, daß zwar eine Handlung nicht anderst ist wie ein Wasserfluß, der den Zug dahin nimmt, wohin die Leitung ihren natürlichen Lauf hat; diesen Zug haben unsere Vorfahren mit dem Glashandl nach Spanien und andern Ländern gefunden; denen sind wir nachgegangen, weil weder unsere Vorfahren, noch wir einen anderen besseren Weg zu finden im Stande waren.

1. Es ist bekannt, daß von Hamburg aus fast alle Monate nicht ein, sondern mehr Schiffe nach Cadix abgehen, wobei wir nach Gemächlichkeit unsere Glaskisten versenden können, von Triest aus aber fast seltsam, daß ein Schiff nach Cadix abgegangen sey, zu hören ist. Darauf erwiederte der Herr Com. Inspector, daß J.

5) S. Prökl Eger und Egerland S. 151.

k. k. M. alljährlich zwei Schiffe nach Cadix auf Kosten des Aerarii wolle abschicken lassen, welche an bestimmten Tage unfehlbar abzufahren haben würden, auf das der Handelsmann sich hienach richten und zu dieser Schiffladung andere Feilschaften zubereiten möge.

Darauf wurde geantwortet: Wir sehen, daß J. k. k. M. ernstlich darin zugehen wolle, allein diese allerhöchste Vorkehrung wäre doch weit nicht hinlänglich jenen Zug in Ansehung der Vortheile gegen dem ersten ins Gleichgewicht zu setzen, massen fast kein halbes Monat vorbeigehet, wo unsere in Lissabon, Cadix, Sevilla ꝛc. domicilirende Compagnions nicht allerhand Gattungen Waaren verlangeten, mit welchen wir um so ehender ihr Verlangenzu begnügen im Stande sind, als über Triest zu erlangen wäre, zu dem stosset noch

2. Daß, wenn auch ein oder ander Schiff auf der See durch einen Unglücksfall verloren gehe, unsere Schäden nicht so groß, als wir ein größeres Quantum auf ein Schiff laden und bei dessen Untergange empfindlichen Schaden tragen sollten. Dem kommet entgegen der Herr Com. Inspector, daß sie hoffentlich ihre Waaren assecuriren lassen. Worauf die Glashändler erwiederten, daß ungeachtet mittelst der Assecuranz ihnen der Verlust vergütet wird, nichts destoweniger ein anderseitiger Verlust an dem, daß sie ihre Bestellung in der Zeit nicht genüget, empfindlich fallete, mithin wann auch zuweilen ein Schiff zu Grunde gehet, so sind sie doch im Stande, andere Waren durch andere abgehende Schiffe ohne große Verzögerung zu verabsenden, was von Triest aus nur einmahl zu bewirken im Stande wären. Diesem hat der Hr. Com. Inspector oponirt, daß dagegen auf dem mittelländischen Meere zur ganzen Jahreszeit die Seefahrt dauere, Hamburger Seits aber im Winter die Schifffahrt durch drei Monate aufliget; mithin was Hamburg voraus hat, dies anderwärts durch die das ganze Jahr dauernde Schifffahrt ersetzt wird. Dieses aber wußten die Glashändler zu begegnen, daß, obwohl die teutsche Seefahrt länger als 2 Monate gesperrt ist, nichts destoweniger zu jener Zeit die mittelländische See desto stürmischer wird. Auch seyen die Glashändler wiederholt

3. auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welche auf dem mittelländischen Meere allgemein ist, nach dem die durch die Meerenge bei Gibraltar passirende Schiffe dem Raub der Algerier, Tripolitaner und Tunesen ausgesetzt sind; daß dieses Meer allzeit von allerlei Seeraubern niemals sicher ist und um so eher in ihre Hände zu gerathen sei, als dieses Meer zu sehr dem Sturme unterworfen und desto eher von demselben in die gefährlichen Hände der Seeräuber an die africanische vertrieben würden, mithin die aus dem mittelländischen Meere auslaufenden Schiffe sowohl durch die Rauberey, als auch öfters durch Stürme viel eher als auf dem atlantischen Meer dem Verlust unterliegeten und obwohl die eingeschifften Güter versichert werden, so leidete doch allzeit die Handlung, wann man jene Waaren in der Zeit nicht auf Ort und Stelle bringen kann.

4. Können auch die Schiffe aus Triest auslaufen eben wegen häufigen Sturmwind weder mit ganz offenen Segeln schiffen und wegen zu öfteren Ausweichung der vielfältigen Inseln und Sandbänken aufgefallen werden, dann zu ihrer Seefahrt des Ostwindes sich bedienen müssen, wo von Hamburg aus auf der offenen See lange nicht diesen Hindernissen unterworfen, mittelst des Westwindes mit ganz herabgelassenen Segeln auch in 14 bis 18 Tagen bei günstigem Wind, allemalen aber in vier Wochen in Cadix angelangt sind. Weilen auch oft Glashändler in in diese Ländern zu verrichten pflegen, so würde denselben gar schwer fallen, ihre Personen einer solchen Meergefahr sich auszusetzen oder wenigstens viel länger in einer solch Gefahr auf der Reise zuzubringen.

Auch sey den Glashändlern nicht unbekannt, daß S. Exc. Joseph Graf Kinsky, als dermaliger k. k. Com. Präsident im Königreich Böhmen, einmal selbst mit eigenen Fabriks-Waaren diesen Zug versuchen wollte, biebei habe erfahren müssen, daß die Versendung bis 13 Monate unterwegs geblieben und die Waare, so an

den Glashändler Ziegenheim nach Lißabon gesendet, sehr mangelbar geworden. Darauf der Hr. Com. Inspector erwidert, daß derselbe hierob denjenigen, der diese Seefahrt versucht, urtheilen lasse wolle, ob diese auf dem mittelländischen Meer beschwerlich gemachte Seefahrt so weit Platz greife, doch wisse er, daß vor diesem türkischen Krieg sehr viele Schiffe von Livorno ausgelaufen und den Weg durch das mittelländ. Meer genommen haben; darauf wurde geantwortet, daß jene Schiffe, welche aus Livorno ausgelaufen, größtentheils nach der Levante, Sicilien und dem Golf von Venedig vorbei, seltsam aber Ein Schiff auf der mittelländ. See nach Cadix gesegelt sey. Darauf der Hr. Com. Inspector erwiederte, daß eben jetzt die Absicht sey, den Zusammenfluß der erbländischen im Triester Seehafen dergestalt zu bewirken, daß von dort mehrere Schiffe auslaufen und die Waaren desto eher an ihre Stelle anlangen möchten. Darauf gaben die Glashändler aufzulösen, was dann die Schiffe außer den Glaswaaren aufnehmen, dann was sie wiederum für Retour-Waaren zurückbringen werden? allmassen in Ansehung des ersteren die Glaskisten zwar viel Platz auf dem Schiffe einnehmen, aber wenig an Werth ausmachen. Weßhalb die Schiff-Capitains ungern sehr viele derlei Ladung aufzunehmen pflegen, auch aus der Ursache die Glashändler in Altona solche Factores bestellet, welche die Glaskisten nebst anderen Waaren den anderen zu accomodiren wissen; daß läßt sich aber nur allda gut thun, wo Uiberfluß an der Ladnng ist, welches in Triest niemals zu erlangen wäre. Anbelangend die Rückladung, wüßte man nicht, was denn aus Spanien mit größerem Vortheil, als über Amsterdam nnd Hamburg zu beziehen wäre. Oberwähnten Einwurf zu vertheidigen, nahm der Herr Com. Inspector des Triester Handelsmann Hirschl hier in Sachen gemachte Anmerkungen zu Handen: daß eines das andere ziehen dürfte, wann von hier aus ein ansehnlicher Anfang gemacht werde, an der vollkommenen Ladung durfte um so weniger ein Zweifel obwalten, als von Hirschberg und Schmiedeberg aus Schlesien nach Spanien gehende Leinwanden diesen Zug nehmen können, und wann man die Mastbäume und den Stahl betrachtete, der dermal über Genua nach Spanien abgeschickt wird, so dürfte man sich fast versprechen, daß alle zwei Monat wenigstens 3 Schiffe ihre Ladung erhalten können; weiter belangend die Rückladung aus Spanien, so habe Hamburg keine eigene Producten und beziehe solche aus anderen Orten, aus denen sie die Triester Handelsleute eben so gut bestellen können; wann aber zu dieser Handlung ein dritter Platz nothwendig sein sollte, so könnte Ostende in die Fußstapfen der Stadt Hamburg treten.

Dieses wurde von den Glashändlern mit folgenden beantwortet: alle 2 Monate auf 3 Schiffe Ladung von Triest nach Spanien zu erlangen, ist zu viel gesagt, massen die Schlesier niemals ihre nach Spanien bestimmte Waaren über das mittelländ. Meer außer nach Italien über Triest versenden werden, dieweil sie mit mehr Vortheil gleich von Frankfurt aus auf dem Wasser ihre Güter bis Hamburg bringen können, als mittelst einer so weiten und kostbaren Fracht über Triest in diese Plätz gelangen zu lassen. Uibrigens wüßten sie auch, daß Hamburg selbst keine Producten habe, sondern solche von anderen Plätzen beziehen müssen, und diese die Triester Handelsleute ebenso füglich, doch aber nicht in dem Preis, wie in Hamburg, bestellen können; allmassen wenn auch der Abstoßplatz Ostende, welcher Hafen doch vermögen des 1731jähr. Friedensschlusses an die Holländer überlassen worden, dazu erkoren würde, so dürften doch die Retour-Waaren, welche größtentheils in Stock- und allerhand Seefischen, Fischthran, Baumöl und Spezereyen bestehen, zu hoch zu stehen kommen; massen mit diesen Waaren aus der Nordsee erst das ganze atlantische Meer zu befahren, England, Frankreich, Portugal und Spanien zurückliegend, endlich das gefährliche mittelländische Meer zu durchschiffen, folglich einen so weiten Umweg und die Gefahr zweimal auszustehen hätten, wo sonach die Retour-Waaren in Ansehung der Schifffracht und Assecuranz im Preise dem Hamburger Platz unmöglich gleiches Gewicht halten könnten.

Aus diesen läßt sich schließen, daß diese Seefahrt, sowohl mit der Aufladung als auch mit der Rückladung nicht aufkommen könne, außer mit großem Verlust zu bewirken wäre.

Weiter wurde von den Glashändlern erwähnet, daß die Fracht bis Triest inclusive der Mauth auf 4 fl. 39 kr. pr. Centner, nach Hamburg oder Lüneburg aber nur 3 fl. 30 kr., folglich Triesterseits um 1 fl. 9 kr. höher zu stehen kommete. Darauf erwiederte der Hr. Com. Inspector, daß J. k. k. M. sich entschlossen, eben denjenigen Unterschied und Verlust aus dem Aerario refundiren zu lassen. Hierauf aber gaben die Glashändler zur Antwort, sie glaubeten, es würde damit nicht so weit kommen und lebten in der Hoffnung, daß J. k. k. M. die Unvermögenheit dieses Projects einsehen würde und sich nicht in solche Unkosten, die weder den Staat noch dem Handelsstand nützen, sondern viel eher diesen in unwiedersetzlichen Verlust bringeten, würde verleiten lassen. Zudem haben auch die Fuhrleute beigebracht und gebeten, daß sie sehr viele sächsische Kaufleute mit Retour-Waaren von Lüneburg versehen und in Ansehung dessen im Stande gewesen die böhmischen Glaskisten für eine leidentliche Fracht zu liefern.

Vor Abschluß gegenwärtigen Protocolls haben die Glashändler gebeten, man möchte sowohl gegenwärtige als auch sonst viele Beschwerden, die dem gemachten Project bezüglich des über Triest einzuleitenden Glashandels entgegen stehen, a. h. Orts auf das beste unterstützen, als sonst diese so gut eingerichtete Handlung in unwidersetzlichen Schaden und Verfall gebracht werden möchte.

Actum Hayda, am 19. Augusti 1771.

(Mitgetheilt von **J. V. Goehlert.**)

Hochzeitsgebräuche von Joachimsthal aus dem Jahre 1538

Von

J. F. Vogel.

Schon 22 Jahre nach der Gründung der Stadt Joachimsthal (1516) fand es die Ortsbehörde im Einverständnisse mit den Grafen Schlick als Grund- und Schutzherrn gerathen, gegen den übermäßigen Luxus der Bürgerschaft Gesetze zu erlassen, ein deutlicher Fingerzeig, wie sehr die reichen Erzanbrüche in den damaligen Bergwerken einen Wohlstand erzeugten, der sich zu häufig in übermäßigem Luxus und in förmlicher Verschwendung manifestirte.

Es scheint, daß besonders bei Hochzeiten viel Geld vergeudet wurde, und da Niemand zurückbleiben wollte, so konnte es nicht fehlen, daß Manche über ihre Kräfte diesem Kultus huldigten und hinterher in Geldverlegenheiten geriethen.

Um dieser Unwirthschaft nun einigermaßen zu steuern, wurde von der Gemeindeverwaltung der Bergstadt Joachimsthal eine Hochzeitordnung publicirt, in welcher dem Luxus gewisse Grenzen gesetzt und Strafen für den Uebertreter dieser Ordnung ausgesprochen wurden.

In dem Copialbuche der Gemeinde Joachimsthal vom Jahre 1537—1538 pag. 219 heißt es unter dem Titel: Hochzeitordnung: „Nachdem in vergangener Zeit auf gnädige Nachlassung des edlen und wohlgeborenen Grafen unsers gnädigen Herrn den Schlicken um gemeinen Nutz und Nothdurft willen dieser Bergstadt Sanct Joachimsthal staatliche Gesetze und Ordnung ergangen und zum öfftermal berufen wurden, weß sich ein Jeglich, so Wirthschaft oder hochzeitlichen Tag einzustellen Willens, amtlich halten soll, so sind doch solche Gesetze etliche Jahr und Zeit zu großer Beschwerung und Schaden der Gemeinde von Vielen vernichtet

und übertreten worden, welche Uebertretung sie einestheils, als hätten sie das Alles nicht wissen gehabt, die Andern, daß sie die erwähnten Gesetze ihres Erdünkens deuten und verstehen wollen, entschuldigen und beschönt halten.

Dieweil aber die überschwenglichen Unkosten gar Niemanden nützlich, sondern mehr bei Gott sündlich und sträflich, auch in der Gemeinde schädlich und vieler Leute Verarmung Ursache sind, so haben wir Bürgermeister, Richter und Räthe obbemeldeter freien Bergstadt in Sanct Joachimsthal für Nutz und gut erachtet, die berührte Ordnung, so viel die Wirthschaft (das Hochzeitessen) belangend mit obbemeldeter unserer gnädigen Herrschaft gnädgen Vorwissen und Befehlen wiederum zu erneuern, zu bessern und zu ordnen.

Demnach erneuern, bessern, ordnen und setzen wir hiemit durch dieses öffentliche Edikt, gebieten und wollen, daß eine jegliche Person, die Wirthschaft oder Hochzeit allhier halten wird, auch diejenigen, so darzu gebeten werden, sich hernach gestellter Ordnung gemäß und unverbrüchlich einzuhalten Alles bei Pön und Straf, so bei einem jeglichen Artikel in Sonderheit angezeigt werden, verhalten:

I. Artikel.

Wie man die Gäste zur Wirthschaft bitten, auch wie viel man Tische sitzen mag.

Es soll eine jegliche Person, die hier Hochzeit anrichten will, über zwei Personen, welche die Gäste bitten und beruffen sollen, nicht ausschicken, ginge aber der Bräutigam selbst mit, so soll er nicht mehr denn eine Person zu ihn nehmen, und es soll ein Jeglicher nicht mehr, denn zu sechs Tischen und auf ein Tisch zehn Personen gerechnet, Befreundete oder Andere bitten und haben. Es wäre denn, daß Genannter aus bewegenden Ursachen fremde Leute zu seiner Wirthschaft laden wollt, die möcht ihm durch Verwilligung der Herrschaft oder unserer des Rathes nach Gelegenheit vergönnt und nachgelassen werden.

II. Artikel.

Wie viel man Gesellen zu Tisch dienern und Jungfrauen bitten mag.

Es soll auch einem Jeglichen vergonnt und nachgelassen sein, daß er zwölf junge Gesellen oder Andere zu Tischdienern bitten mag, dergleichen mag die Braut zwölf Jungfrauen und nicht mehr bitten lassen.

III. Artikel.

Strafe denen, welche mehr Gäste bitten, was ihnen nachgelassen.

Würde aber Jemand die obbemeldten Artikel, beide oder einen übertreten, der soll uns dem Rathe 10 fl. unnachlässig zu Buße verfallen sein, wäre aber die Uebertretung nicht aus Unwissenheit, sondern aus eigenen Ursachen geschehen, die sollen hieher dann um obberührte Summa, sondern nach unser des Rathes ziemlich Erkenntniß gestraft werden.

IV. Artikel.

Wie viel eine jegliche Person schenken soll.

Es soll eine jegliche Mannsperson, so zu Tische sitzt, nach gehaltener Mahlzeit, nicht mehr denn 6 Silbergroschen schenken, und die Weiber der Männer, welche

auf der Wirthschaft sind, sollen eher nichts schenken. Es soll auch eine jegliche Jungfrau über zwei Weißgroschen nicht schenken, man soll aber auf den Wirthschaften keine braune Fische speisen.

V. Artikel.

Strafe denen, welche mehr schenken, dann ihnen nachgelassen.

Würde aber jemand von den Mannspersonen mehr denn 6 Silbergroschen oder über ein Ort Groschen schenken, der soll aus dem Rathe 2 fl. Zubuß verfallen sein, geschehe aber solches von Einem aus dem Rathe, Viertelmeistern oder Aeltesten der Knappschaft, der soll 4 fl. zu Strafe zu geben schuldig sein. Würde auch der Weiber eine, deren Ehemann gegenwärtig, schenken, die soll um 1 fl. unnachlässig gestraft werden. Wäre aber ihr Hauswirth nicht zugegen, so mag sie das gesegnete Geschenk ihres Hauswirthes mit vertreten. Schenkt auch eine der Jungfrauen mehr denn 2 weiß Groschen, die soll um 6 Silbergroschen gestraft werden.

VI. Artikel.

Wer mehr schenken will, denn diese Ordnung vermag, soll solches außerhalb der Andern thun.

So aber jemand von den Befreundeten oder Andern, es sei Mann oder Weib, etwas mehr schenken wollte, dem soll es nicht gewehrt sein, sondern nachgelassen sein, jedoch sollen sie solches außerhalb des Geschenkes und nicht öffentlich thun, würde sich aber Jemand in dem unrechtlich ergehen, der soll auf die Weise wie oben angezeigt, unnachlässig gestraft werden.

VII. Artikel.

Die Wirthschaften sollen nur auf einen Tag angestellt und gehalten werden.

Es soll auch hinfüro ein Jeglicher seine Wirthschaft nur auf einen und nicht mehr Tage anstellen und halten und des andern Tags über ein Tisch seine Freundschaft, es seien Manns- oder Weibspersonen nicht haben, bei Straf 10 fl. einem Rathe unnachlässig zu erlegen. Wären aber fremde Leute auf der Wirthschaft gewesen, denenselben ist des andern Tages Bewirthung und Ausrichtung zu thun nicht benommen, jedoch daß die Erforderniß der fremden Leute mit der Maaß, wie der Artikel oben gemeldet hat, geschehe.

VIII. Artikel.

Steiger und Berghäuer sollen an Sonntagen oder anderen feierlichen Tagen ihre Wirthschaft haben.

Auf daß auch die Arbeit des Bergwerkes der wöchent- und häuslichen Wirthschaft halber nicht verhindert werde, so ist im Beßten beschlossen, daß Steiger, Häuer und dergleichen Personen, die ihren wöchentlichen Lohn vom Bergwerk haben, und diejenigen, die Steiger und Häuer auf ihre Wirthschaft bitten werden, ihre Wirthschaften auf einen Sonntag oder andere feierliche Tage anstellen sollen, auf daß diejenigen, so den Bräutigam zu Ehren erscheinen, an ihrer Arbeit, dem gemeinen Gewerken zu Schaden, nichts versäumen dürfen, bei der Strafe unserer des Rathes.

Es soll noch Abertham, Dürnberg, Sonnenwirbel und alle Gebirge, so herein in St. Joachimsthal gehörig, in diese Ordnung geschlossen und gezogen sein.

Anschluß.

Dem Allen nach ist unser ernstlich Geboth und Ermahnung, daß sich ein Jeglicher dieser gestellten Ordnung bis auf weiter vorbehaltliche Veränderung unwiderruflich halten und ohne erforderlicher gebührlicher Vergünstigung nicht überschreiten wolle, alles bei Vermeidung obbemeldeter Strafen, wie wir uns das zu einen Jeglichen insonderheit durch sein selbst und gemeinen Nutzens willen zum Beßten gänzlich versehen wollen.

Zu Urkund mit unserer Bergstadt kleinen Insiegel besiegelt? November 1538."

Trotz diesem Verbote wurden hier und da Ueberschreitungen in dieser Hinsicht durchgeführt, was natürlich zu Geldstrafen führte.

Um auch in Bezug der Kirchenbediensteten und anderer bei Hochzeiten zu verwendenden Personen gewisse Normen festzusetzen, beschloß weiter der ehrbare Rath zu Joachimsthal 1551: „Von den Sonntagshochzeiten soll der Kantor und Organist nichts fordern, in der Woche aber, wenn Kantor und Organist bestellt werden, sollen sie ihre Gebühr nehmen, aber Wächter sollen weder Suppen noch Bier zahlen, sondern um das, daß sie des Tanzbodens warten, soll ihnen der Bräutigam 2 fl. geben, die andern als Thürmer, der alte Mann in der Kirche, Badmägde und was des Dinges ist, sollen nichts fordern." (Auszüge aus den Privilegien und der Geschichte Joachimsthals Nr. 229 de ao. 1600 pag. 14 v.)

Am 19. März 1555 wurde die Hochzeitordnung neuerdings publicirt, da wahrscheinlich viele Uebertretungen vorkamen.

Am 8. August 1560 beschließt der ehrbare Rath zu Joachimsthal, daß ein jeder Bräutigam, der eine Brautmesse bestellt, nach seiner Gelegenheit und nach seinen Gefallen dem Cantor eine Suppe und eine Kanne Wein oder wie viel er will, auch eine Verehrung nach Gelegenheit und Vermögen und doch auf das allermehrste nicht über $^1/_2$ Thaler geben solle. (Buch Nr. 229 de ao. 1600 pag. 2611.)

In einigen Jahren darauf begann schon der Verfall des Bergbaues und mit demselben legte sich der übermäßige Luxus von selbst.

Geschäftliche Mittheilungen.

Generalversammlung am 28. Juni 1872.

Sie wurde abgehalten im Saale des deutschen Casino. Nach Verlesung und Genehmigung des Jahresberichtes von 16. Mai 1871 bis 15. Mai 1872, welcher diesem Hefte beigelegt ist, wurden die Auslagen für das Vereinsjahr 1872/3 in folgenden Ziffern in Antrag gebracht und genehmigt:

1.	Für die Herausgabe von 6 Heften der Mittheilungen	2700 fl.
2.	Für größere Publikation und zwar zunächst für das „Stadtbuch von Brüx" von Dr. L. Schlesinger	800 „
3.	Für die Bibliothek	600 „
4.	Für das Antiquarium	50 „
5.	Für das Archiv	350 „
6.	Honorar des Geschäftsleiters	600 „
7.	Gehalt des Kanzellisten fl. 500 und 20% Theuerungszulage	600 „
8.	Miethzins	1000 „
9.	Nachschaffung von Einrichtungsgegenständen	100 „
10.	Heizung, Beleuchtung und Reinigung der Vereinslokalitäten	300 „
11.	Kanzleierfordernisse	900 „
12.	Extraordinarium	400 „
	Zusammen	8400 fl.

Zu Rechnungscensoren für die Jahre 1871/72 und 1872/73 wurden entsprechend dem abgeänderten §. 10 der Geschäftsordnung gewählt die Herren: Anton Bretschneider, Handelsagent, Adolf Vogl, Kaufmann, und Leopold Wolf, Kaufmann. Für die Ausschußwahl wurden 416 Stimmzettel abgegeben. Die Wahl ergab für:

	Stimmen.
Herrn Dr. J. B. Grohmann, k. k. Statthaltereirath	399
„ Edmund Graf Hartig, Exc. k. k. Geheimrath, Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses des Reichsrathes	416
„ J. U. Dr. O. Kerpal	393
„ Phil. Dr. G. C. Laube, Professor am k. Landespolytechnikum	416
„ Friedr. Lauseker, k. k. Landesgerichtsrath	414
„ M. Pfeiffer, General-Inspektor der Buschtiehrader Eisenbahn	416
„ Gustav Rulf, pens. k. k. Staatsbuchhaltungs-Rechnungs-Rath	415
„ Karl Renner, Geschäftsleiter und Bibliothekar des Vereins	415
„ Fr. Theumer, k. k. Oberlandesgerichtsrath	415
„ K. Werner, k. k. Landes-Schulinspektor	404
„ K. Werfin, kais. Rath, Professor	413
„ J. U. Dr. Albert Werunski	415
„ Phil. Dr. Alex. Wiechovsky, k. k. Direktor der Lehrerbildungs-Anstalt	415
„ J. U. Dr. Friedr. Wiener, Landes-Advokat, Präsident der Advokatenkammer, Reichsrath	416
„ J. U. Dr. K. Ritter von Zdekauer, Banquier	415

Die am 10. Juli l. J. stattgefundene Ausschußsitzung hat nach §. 10 der Statuten folgende Wahlen vorgenommen: Se. Excellenz den Herrn Grafen **Edmund Hartig**, k. k. Geheimrath, Kämmerer und Mitglied des hohen Herrenhauses, zum Präsidenten, Herrn Dr. **A. Wiechovsky**, k. k. Direktor der Lehrerbildungsanstalt, zum Vicepräsidenten, Hrn. k. k. Rechnungs-Rath Gust **Rulf** zum Kassier, Hrn Med. et Chir. Dr. **Ludw. Kleinwächter** zum Antiquar. Herr **K. Renner** wurde in seiner Eigenschaft als Geschäftsleiter, Bibliothekar und Hausverweser, ebenso Herr **J. Wiltschko**, hochgräfl. E. Waldstein'scher Archivar, als Archivar durch einstimmige Wiederwahl bestätigt. Die Redaktion der Mittheilungen führen die HH. Dr. **Ludw. Schlesinger**, Direktor der Oberrealschule in Leitmeritz, und Hr. **Karl Werner**, k. k. Landesschulinspektor.

In der Sitzung des Ausschusses am 5. Juni, 10. und 20. Juli d. J. wurden zu Vertretern des Vereines ernannt und zwar:

Für Brüx:	Herr **Mittelbach** Rupert, Sparkassa-Controllor.
„ Hohenelbe:	„ **Erben** Konrad, Stadt-Sekretär.
„ Joachimsthal:	„ **Heidler** Vincenz, k. k. Notar.
„ Rumburg:	„ **Pohl** Wilhelm, Bürgerschullehrer.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 30. Juli 1872.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Becher** Franz in Bodenbach.
„ **Beher** Franz in Aussig.
„ **Eiselt** August, Lehrer in Steinschönau.
„ **Endler** Anton, Maler in Steinschönau.
„ **Fischer** Franz, Lehrer in Steinschönau.
„ **Fischl**, Med. & Chir. Dr., Secundärarzt in Prag.
„ **Fleischer** Albin, Volksschullehrer in Schönau.
„ **Freund** Hermann, Lehrer in Niedergrund.
„ **Fröhlich** Karl Georg jun., Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Fuchs** Moritz.
„ **Grünwald** Johann, Lehrer in Schönborn.
„ **Hacker** Anton, Curhausbesitzer, Gemeindeausschußmitglied in Schönau.
„ **Handschke** Em., Fabrikant in Steinschönau.
„ P. **Hinke** Franz Xav., Pfarrer in Parchen.
„ **Jäckel** Konrad, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Jungmichel** Hermann, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Jungnikl** Cölestin, Stiftscapitular, Professor in Mölk.
„ **Kälbel** Josef, Maler in Steinschönau.
„ **Kerl** Franz, Baumeister, Gemeinderath in Schönau.
„ **Keßler** Eduard, Lehrer in Niedergrund.
„ **Kosel** Josef, Hôtelier in Steinschönau.
„ **Kraus** Josef, Wirthschaftsbesitzer in Settenz.
„ **Kusebach** Josef Franz, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Langer** Theophil, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Lehmann** Karl, Buch- und Kunsthändler in Iglau.
Löbl. **Lehrer-Verein** in Petschau.
„ **Lehrer-Verein** in Reichenberg.
Herr **Löhnert** Ignaz, Vorstand des k. k. Militär-Veteranen-Vereines in Steinschönau.
„ **Löhnert** Josef, Kaufmann in Steinschönau.
„ **Luft** Josef, fürstl. Clary'scher Controllor in Teplitz.
„ **Mai** Jul. Aug., Lehrer in Schönborn.
„ **Maschke** Anton, Bürger und Realitätenbesitzer in Bilin.
„ **Maschke** Franz, Buchhalter in Steinschönau.
„ **Mauthner** in Komotau.
„ **Meinl** Josef, Kaufmann in Graslitz.
„ **Michlstetter** Edm., J. U. Dr., Großhändler in Prag.
„ **Müller** Ignaz, Maler in Steinschönau.
„ **Müller** Josef, Glasraffineur in Steinschönau.
„ **Neugebauer** Victor, k. k. Gerichtsadjunkt in Graslitz.
„ **Oesterreicher** Leopold, Fabriks- und Gutsbesitzer in Arnau.
„ **Otto** Anton, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Otto** Josef Johann, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Perutz** Adolf, Banquier, Kohlenwerksbesitzer, Stadtverordneter in Teplitz.
„ **Petterschk** Franz Anton, Kaufmann in Warnsdorf.
„ **Pfeifer** Anton, Stadt-Sekretär in Liebenau.
„ **Pfohl** Josef, k. k. Bezirks-Kommissär in Prachatitz.
„ **Plischke** Franz, Sparkassa-Akzessist in Reichenberg.
„ **Palme** Eduard, Maler in Steinschönau.
„ **Palme** Em., Maler in Steinschönau.
„ **Palme** F. A., Maler in Steinschönau.
„ **Palme** Friedrich, Buchhalter in Steinschönau.
„ **Reich** Nikolaus, Lehrer in Grund.
„ **Reinhold** Karl, Agent in Warnsdorf.
„ **Richter** Anton jun., Fabrikant in Niedergrund.
„ **Richter** Hermann Josef, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Richter** Reinhold Anton, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Rihl** F. Th., Fabriksdirektor in Schelten.
„ P. **Ring** Em., Pfarrer in Steinschönau.

Herr **Ritter** von **Rittershain** Gottfried, Med. et Chir. Dr., k. k. Univ.-Professor, Primärarzt der k. böhm. Landes-Findelanstalt in Prag.
„ **Scari** von **Cronhof** Josef, k. k. Finanz-Rath bei der Finanz-Prokuratur in Innsbruck.
„ **Schermer** in Komotau.
„ **Schmidt** Franz, Maler in Steinschönau.
„ **Schöbitz** Alois, Gemeinderath in Schönau.
„ **Schutte** Anton, Wirthschaftsbesitzer in Setteuz.
„ **Schwenke** Anton, dipl. Thierarzt in Lobositz.
„ **Seibt** Anton, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Bilin.
„ **Seifert** Franz, Lehrer in Sct. Georgenthal.
„ **Sieber** Eduard C., Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Stecker** Rudolf, Oberrealschul-Professor in Reichenberg.
„ **Stolle** Anton, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Suchomel** Vincenz, Bürgerschullehrer in Prag.
„ **Tapezierer** Hermann, Ingenieur der k. k. p. Teplitz-Aussiger Eisenbahn in Teplitz.
„ **Teller** Haus, Buch- und Kunsthändler in Carlsbad.
„ **Thiel** Josef, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Thomas** C., Maler in Steinschönau.
„ **Vetter** Franz, Gastwirth in Steinschönau.
„ **Vetter** Josef, Gemeinderath in Steinschönau.
„ **Vogel** L. M., Buchhalter in Steinschönau.
„ **Vogl** Simon, J. U. C., Advokaturs-Conzipient in Bilin.
„ **Wagner** Anton, Lehrer und Leiter der Volksschule in Schönau.
„ **Witschel** Eduard, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Wülfing** Otto, Buchhalter in Graslitz.
„ **Zahn** F. A., Bürgermeister in Steinschönau.
„ **Zinke** Sebastian, Lusterfabrikant in Parchen.

Vom 25. Mai bis 30. Juli 1872 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

Herr **Czerweny** Josef, Bleichbesitzer in Hohenelbe.
„ **Czwrczek Karl,** J. U. Dr. Landes-Advokat in Mähr.-Schönberg.
„ **Leupold von Löwenthal** Peter, Bürgermeister in Iglau. († 30. März 1872.)
„ **Pohl** Karl, k. k. Staatsanwalt in Reichenberg. († 20. April 1872.)
„ **Ther** Ludwig, Kaufmann in Hohenelbe.

☞ Das Verzeichniß der Geschenke folgt im nächsten Heft. ☜

☞ Die dießjährige V. Wanderversammlung ☜

findet Ende September in Karlsbad statt. Die Tage des Festes sowie das Festprogramm werden in den Tagesblättern kundgegeben werden. Die P. T. Herren Mitglieder und deren Gäste mögen sich zur rechten Zeit bei der Geschäftsleitung (188—I.) anmelden, damit die Legitimationskarten zugestellt und die Wohnungen vermittelt werden können.

Druck der Bohemia, Aktien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie. — Verlag des Vereines.

Der Verein hat bisher folgende selbstständige Werke publicirt, welche durch Ausschußbeschluß vom 9. Dezember 1868 gegen nachstehende **ermäßigte** Preise durch die Geschäftsleitung bezogen werden können.

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert**. 1. u. 2. Abth. Gr. 8. 10 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher — fl. 90 kr., jetzt 40 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 1 fl. 50 kr., „ 80 kr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. **Ferd. Hecht**. Gr. 4. 16¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 1 fl. 70 kr., jetzt — fl. 80 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 2 fl. 50 kr., „ 1 fl. 50 kr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl**, k. k. Gymn.-Professor. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 20 kr., jetzt 10 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 30 kr., „ 20 kr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Peters**. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 35 kr., jetzt 15 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 50 kr., „ 30 kr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von **R. A. C. Höfler**. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher — fl. 70 kr., jetzt 40 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 1 fl. 10 kr., „ 80 kr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber**. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 2 fl. 50 kr., jetzt 1 fl. 25 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 5 fl. — kr., „ 2 fl. 50 kr.

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann**. I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 1 fl. 25 kr., jetzt — fl. 60 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 2 fl. — kr., „ 1 fl. 20 kr.

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von Prof. K. A. C. Höfler. Gr. 4. 3 1/4 Bogen.
Preis für Mitglieder . . . . . früher 40 kr., jetzt 20 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 70 kr., „ 40 kr.

Würdigung der Angriffe des Dr. Fr. **Palacky** auf die **Mittheilungen** des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. I. II. und III.

(Separatabdruck der literar. Beilage der Mittheilungen IV. Jahrg. 7. Heft 1868, IX. Jahrgang 7. und 8. Heft 1871.)

Ladenpreis . . . . . 15 kr.

Die Vorschuß- und Kredit-Vereine. Volksbanken in Böhmen. Ein Beitrag zur Vereinsstatistik Böhmens von J. U. Dr. **Vinz. John.** Gr. 8. 6 1/2 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 15 kr.
Ladenpreis . . . . . 25 kr.

Die Hauptperioden der mittelalterlichen Kunstentwicklung in Böhmen, Mähren, Schlesien und den angrenzenden Gebieten. Von Bernh. Grueber. Gr. 8. 3 1/2 Bogen.

(Separatabdruck aus den „Mittheilungen" IX. Jahrg. 7. u. 8. Heft. 1871.)
Ladenpreis . . . . . 30 kr.

Geschichte Böhmens von Dr. **L. Schlesinger.** 2. verm. Auflage. — Gr. 8. 43 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 2 fl. — kr.
Ladenpreis . . . . . 3 fl. 50 kr.

Den P. T. Mitgliedern ist gestattet, nach Thunlichkeit bis drei Exemplare zum ermäßigten Preis abzunehmen.

Geschichte der Stadt Leitmeritz von **Julius Lippert.** Gr. 8°. 42 1/4 Bogen. 2 Karten.

Für Mitglieder . . . . . 2 fl. — kr.
Ladenpreis . . . . . 3 fl 50 kr.

Festschrift zur Erinnerung an die Feier des 10. Gründungstages im Jahre 1871. Prag, 1872. Gr. 8. 6 3/4 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 50 kr.
Ladenpreis . . . . . 80 kr.

Uiberdieß gibt der Verein eine periodische Zeitschrift (Mittheilungen) heraus, von welcher bis jetzt X Jahrgänge (I. Jahrg. zu 4; II. und III. Jahrg. zu je 6; IV. Jahrg. zu 7; V. Jahrg. zu 6; und VI. bis IX. Jahrg. zu je 8; X. Jahrg. zu 6 Heften) erschienen sind, welche die Mitglieder unentgeltlich beziehen. — Soweit der Vorrath reicht, können frühere Jahrgänge (für Mitglieder gegen ermäßigte Preise) bezogen werden.

Prag.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1872.

Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

XI. Jahrgang.

Nr. II & III.

Redigirt von **Dr. Ludwig Schlesinger.**

Inhalt:

1. Beiträge zur Geschichte von Arnau. (Fortsetzung.) Von Dr. Carl Leeder.
2. Die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge. (Schluß.) Von Josef Stocklöw.
3. Aus Joachimsthals Vergangenheit. Von Dr. Gustav C. Laube.
   a. Gründung und Blüthezeit von Joachimsthal.
   b. Georgius Agricola.
   c. Johann Mathesius.
4. Böhmisches Privatgeld aus dem Jahre 1848 und 1849. Von Dr. Anton Tobias.
5. Die V. Wanderversammlung des Vereins. Von K. Renner.
6. Miscellen: Sagen aus dem Polzenthale. (V. Schmied Robart.) Von Dr. J. E. Födisch.
7. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8 b. der Geschäftsordnung übernimmt der Geschäftsleiter alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist am Annaplatz Nr. 188—I., 1. Stock.

(Ausgegeben am 31. Dezember 1872.)

Prag, 1872.

Im Selbstverlage des Vereins.

Leipzig.

In Commission bei F. A. Brockhaus.

An unsere P. T. Herren Mitglieder.

Der Jahrgang VIII. der „Mittheilungen" (Heft 1—8) ist vergriffen. Da die Geschäftsleitung gerade hiefür in letzter Zeit größere Aufträge erhalten, so werden jene P. T. Herren Mitglieder, welche geneigt wären, diesen Jahrgang ganz oder einzelne Hefte desselben dem Vereine entweder schenkungsweise oder gegen Entschädigung zu überlassen, um deren Einsendung dringend und freundlichst gebeten.

Beiträge für die Vereins-Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 4 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zugleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache**, **Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder**, **Sagen**, Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie**, **Statistik**, **Handel** und **Gewerbe**, und 5. Sekt. für **Anthropologie**.

Selbstständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden, mit 16 fl. honorirt.

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte oder der Literatur und Kunst werden in der **Literarischen Beilage** der Vereinszeitschrift einer Besprechung unterzogen. **Recensionsexemplare** bittet man an die Geschäftsleitung (188—I) gelangen zu lassen.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlesinger.

Eilfter Jahrgang. Zweites und Drittes Heft.

Beiträge zur Geschichte von Arnau.

Von Dr. **Carl Leeder.**

(Fortsetzung.) *)

II. Periode. Verschiedene Besitzer.

Bald nach 1400 muß Arnau von den Turgauern — wahrscheinlich durch Kauf — an die Herren von Redern (Rödern) gelangt sein, in deren Besitz es jedoch nicht lange blieb, denn schon 1415 verkauft nach dem Tode des „Heinze von Rödern" dessen Bruder „Tristram von Redern" mit seinen Vettern und Freunden „Weygeloys von Redern, Peczeze von Redirn, Zandir (Alexander) von Grunaw, Heincze von Czeisberg, Nykel von Czedelicz zu Schonaw gesessen" im Namen der Kinder des Verstorbenen die Stadt Arnau mit aller ihrer Zugehörung an die edlen Herren „Hinke Janke, (Johann) und Alexander Gebrüder genannt von Leuchtenberg" (Lichtenburg) und läßt diese Erbgüter in die Landtafel eintragen. [1])

Die eben genannten drei Brüder gehörten einem der ältesten und angesehensten Adelsgeschlechter von Böhmen an. Wahrscheinlich waren sie die Söhne jenes Johann Krussina von Lichtenburg, welcher — obgleich einer der treuesten Anhänger König Wenzels — zuletzt dennoch gegen diesen auftreten mußte, mit dem Erzbischofe Wolfram und Herrn Heinrich von Rosenberg 1401 dem Könige als oberster Regentschaftsrath an die Seite gesetzt wurde und von 1403 — 1407 die Stelle eines Oberstburggrafen von Böhmen und Oberstlandhofmeisters bekleidete. [2])

Die Brüder Lichtenburg — (von deren jüngstem, Alexander, aber fernerhin nicht mehr erwähnt wird) — eröffnen die Reihe der czechischen Besitzer von Arnau, das fortan durch mehr als 200 Jahre bei allem Wechsel der Besitzer czechische Dynasten behielt.

Diese an sich nicht unwichtige Veränderung erlangte eine noch viel größere Bedeutung dadurch, daß sie mit der großen Veränderung zusammenfiel, welche sich die letzten Jahre her in den Verhältnissen von ganz Böhmen vorbereitet hatte. Nach dem Tode Kaiser Karls IV. (1378) war der Staatswagen noch fast zehn Jahre im alten, friedlichen Geleise geblieben und das Land hatte sich eines besonderen Wohlstands erfreut. Mit der großen Fehde, welche 1387 Marquard von Warnberg anzettelte, begann aber eine Reihe innerer Unruhen, welche begünstigt durch die auch in Deutschland ausgebrochene Anarchie und die in der katholischen Kirche eingetretenen Spaltungen — allmälig zu einem der blutigsten Kriege führten.

*) Siehe Jahrgang XI. Heft 1.

[1]) Lehentafel tom. 2. p. 126 und 127 und tom. 61. p. 168—170.

[2]) Palacky III.

Auf die eben erwähnte Fehde folgte nämlich eine der gräulichsten Judenverfolgungen in Prag und hierauf ein großes Zerwürfniß des Königs mit der Geistlichkeit, in welchem die Ertränkung des — später heilig gesprochenen — Generalvikars Johann von Pomuk [3]) eines der bedeutsamsten Momente bildete.

Dieses Zerwürfniß benützend schloßen viele böhmische Herren ein Bündniß, zunächst um die Camarilla Wenzels zu stürzen und den verlorenen Einfluß auf die Regierung des Reiches wieder zu gewinnen. Unterstützt von Sigismund von Ungarn und Albrecht von Oesterreich nahmen diese Herren den König Wenzel gefangen und führten ihn nach Oberösterreich.

Zur Befreiung desselben warb sein Bruder, Johann Markgraf von Brandenburg und Herzog von Görlitz, eilig ein Kriegsheer, mit dem er bis Prag vordrang und die Freilassung Wenzels erwirkte.

Das Arnauer Stadt-Archiv bewahrt noch eine Urkunde, datirt von Prag den Sonnabend vor Peter und Paul 1394, in welcher Johann „dem strengen Ritter Nickel von Kölln gesessen zu Trawtnaw in dem lande und allen andern die er mit Im unserm herren und Bruder dem Römischen und behmischen kunig und uns zu disem male füret, für alle redliche und gewönliche scheden aus dem hawse und wider zu hawse und dorzu uf iglichen Spies mit einem gewapneten Schützen achtzen gulden zum mondesolde zu geben verspricht," „dieweile sie in unsers hern des kuniges und unserm dinste sein."

Es läßt sich annehmen, daß die deutsche Grenzbevölkerung dem Aufrufe des Markgrafen um so williger Folge leistete, je freundlicher sich bisher die Herrscher aus dem Hause Luxemburg ihr erwiesen hatten und je weniger sie ein Interesse an der Vermehrung der Prärogative der czechischen Großen haben konnte. Auch Pota von Turgow, der als Besitzer von Arnau 1394 auf dem prager Landtage erschien, mag sich von dem Herrenbunde fern gehalten haben. Mit der Freilassung Wenzels erreichte jedoch die Bewegung im Lande keineswegs ein Ende. Die Agitation der Barone, welche des Königs Günstlinge zu Karlstein ermordeten, und das schwankende willkürliche Benehmen des Königs erzeugten fortwährend neue Fehden, — die zweite Gefangennehmung Wenzels durch seinen eigenen Bruder Sigismund und der Einfall eines zuchtlosen ungarischen Heeres riefen das ganze Land unter die Waffen. Noch einmal gelang es dem freigewordenen Könige für den Augenblick die Ruhe herzustellen; da trat zu dem vorhandenen Gährungsstoff ein neues Element: die Irrlehren Wiklefs, welche — kürzlich nach Böhmen gebracht — bei dem Schisma der Päpste und der Sittenlosigkeit der Mönche rasch die zahlreichsten Proselyten unter dem czechischen Volke und vorzugsweise unter den Magistern czechischer Nationalität an der prager Universität fanden während die Magister der drei übrigen Nationalitäten mit der Mehrzahl der Geistlichkeit die neuen Lehren energisch bekämpften. König Wenzel — anfangs gegen den Wiklefismus gestimmt — wurde durch den Groll gegen Papst Gregor XII., welcher den deutschen Gegenkönig Ruprecht begünstigte, und durch den Widerstand, den ihm bei vielen Gelegenheiten die katholische Geistlichkeit leistete in die Arme seiner bisherigen Gegner getrieben, und das königliche Dekret vom 18. Jänner 1409, welches — im Gegensatz zur Anordnung Kaiser Karls IV. — bei allen Akten und Abstimmungen an der prager Universität der czechischen Nation drei Stimmen und den drei übrigen Nationalitäten zusammen nur Eine Stimme zuerkannte, erschien mit Recht als ein ungeheurer Schlag, welcher in gleicher Weise dem Katholocismus wie der deutschen Nationalität in Böhmen versetzt wurde. Von gleichem Geiste diktirt war die gleichzeitige Veränderung in dem Rathe der prager Städte, vermöge welcher künftig 16 czechische und nur

3) So nennt ihn Palacky in seiner Gesch. von Böhmen u. Schmidt in seiner Gesch. d. Deutsch

deutsche Rathsverwandte sollten angenommen werden, während bisher das Gegentheil stattgefunden hatte. [4])

Mußten durch diese zwei Verordnungen, die man hauptsächlich dem Anrathen des Magisters Johann Huß zuschrieb, die Deutschen in Böhmen sich aufs tiefste verletzt fühlen, so erregte der vermeintliche Gegenschlag, — die Verbrennung des Johann Huß auf dem Concil zu Kostnitz (6. Juli 1415), wodurch dieser zum Märtyrer seiner Anhänger gestempelt wurde, die größte Erbitterung der Czechen, welche diese That nicht blos als einen Akt religiöser Unduldsamkeit, sondern ausdrücklich als einen ihrer Nation zugefügten Schimpf bezeichneten.

Alsbald traten viele Herren in Böhmen und Mähren in einen neuen Bund zusammen, die Katholiken vereinten sich zu einem Gegenbunde, die Spaltung ging bis ins Innerste der Familien, die angefachten Leidenschaften drängten zu blutiger Katastrophe und die Szenen des 16. August 1419 in Prag inaugurirten einen Bürger- und Religionskrieg, der durch 16 Jahre Böhmen und seine Nebenländer mit allen Schrecken heimsuchte.

König Wenzel starb aus Wuth über die Ereignisse. Viele czechische Herren und Ritter, darunter auch Johann Krussina von Lichtenburg auf Arnau, hielten anfangs noch zu Wenzels Nachfolger Sigismund und sandten der Stadt Prag Fehdebriefe zu. Aber die strengen Maßregeln, welche Sigismund gegen die Czechen ergriff, besonders indem er gegen dieselben einen förmlichen Kreuzzug ausschrieb, warfen die größte Anzahl der Barone den Pragern und der exaltirten Partei unter Zizka in die Arme.

Auch die Brüder Hynek und Johann Krussina von Lichtenburg waren unter diesen Herren und wurden Hauptleute der Prager. Hynek war Anführer jenes auf einem Hügel bei Hohenbruck — Oreb genannt — versammelten bewaffneten Volkes, welches von da in den Bunzlauer Kreis zog, das stark befestigte Kloster Münchengrätz mit Sturm nahm, plünderte und zerstörte und am 2. Mai 1420 einen feierlichen Einzug in Prag hielt.

Hier wurde Hynek sogleich zum Oberbefehlshaber der gesammten Truppenmacht der Prager ernannt, schlug am 1. November d. J. den Kaiser Sigismund bei St. Pankraz vor Prag und zwang hierauf den Wischehrad zur Uibergabe. Am 5. November erließen beide Brüder Lichtenburg mit Viktorin von Podiebrad, Hynek von Waldstein und der Gemeinde Prag eine Aufforderung an das gesammte böhmische Volk, sich mit ihnen gegen Sigismund zu verbünden, da man Alle, welche zu diesem hielten, als Feinde behandeln werde.

Zwistigkeiten zwischen den Pragern und den Taboriten bewogen hierauf den Hynek, seine Stelle niederzulegen und sich auf seine Güter zurückzuziehen; aber schon im April 1421 sehen wir ihn wieder als Oberanführer des vereinigten Heeres der Prager und der Taboriten, welches auszog, das östliche Böhmen und Mähren dem Kaiser Sigismund zu entreißen. Viele Städte und Vesten ergaben sich freiwillig oder wurden mit Sturm genommen, darunter auch die Veste Lichtenburg, die Stammburg der Lichtenburger, welche sich seither in fremdem Besitze befunden hatte und nun dem Hynek zurückgegeben wurde.

Am 10. Mai 1421 schloßen die Stadt Prag und die Hauptleute ihrer Partei, unter welchen wieder die Brüder Hynek und Johann, letzterer mit dem Beisatze: „gesessen auf Arnau" (seděním na Hostinném), aufgeführt werden, mit den Kuttenbergern ein Uibereinkommen dahin, daß jene Insassen von Kuttenberg, welche den vier Prager Artikeln nicht beitreten wollen, nach einem Vierteljahr aus der Stadt abziehen sollen. [5]) Fünf Tage später eroberten die vereinigten Prager und Taboriten unter Anführung der zwei Brüder die den Hussiten feind-

4) Schmidt Geschichte der Deutschen 6. Band p. 140.
5) Archiv český: Zápisy pražské obecní od roku 1421 Nr. 14.

liche, damals deutsche Stadt Jaromiř und verfuhren gegen die Einwohner mit großer Grausamkeit 21 Priester, darunter der Probst Stephan, wurden verbrannt und viele Einwohner, trotz der Zusage freien Abzuges, von den Taboriten, „die sich nicht halten ließen," theils verbrannt, theils in der Elbe ertränkt. [6] [7] [8]

Nach dem Falle von Jaromiř ergab sich die Stadt Königinhof freiwillig, Trautenau aber wurde mit Sturm genommen und verbrannt.

Wie kritisch und voll Drangsal mag damals die Lage von Arnau gewesen sein! Es ist zwar zweifelhaft, ob die Stadt zu dieser Zeit noch im gemeinschaftlichen Besitze beider Brüder von Lichtenburg war, da Hynek, der in einem Streite zwischen Peter Czuch von Nawarow (dem Besitzer von Langenau) und Henik von Waldstein und auf Skal als Herr von Arnau (Hinco Crussina de Hostinne) intervenirte, [9] 1420 sich nur mehr „Herr auf Kumburg," sein Bruder Johann aber „Herr auf Arnau" nennt; jedenfalls war die Stadt wenigstens Einem der hussitischen Anführer unterthan. Als katholische und als deutsche Stadt den Hussiten verhaßt, konnte sie im besten Falle nur wegen des pekuniären Interesses ihres Herrn Schonung erwarten, jeden Augenblick in Gefahr, daß der Fanatismus der Hussiten die Rücksicht für den Anführer bei Seite stieß oder dieser selbst dem Eifer für die neue Lehre seine pekuniären Interessen opferte. Wahrscheinlich mußten aber die Arnauer Kriegsdienste leisten und mit den erbitterten Feinden ihres Stammes und Glaubens unnatürlich gepaart bei Prag, Kuttenberg, Jaromiř und Trautenau gegen die eigenen Stammgenossen und Glaubensverwandten kämpfen.

Leider fehlen hierüber alle Nachrichten; wenn aber erzählt wird, [10] daß nach der Eroberung von Trautenau die benachbarten Städtchen und Burgen sich ohne Widerstand den Hussiten unterwarfen und feierlich das Bekenntniß der Prager annahmen, so kann dieses von Arnau nicht gemeint sein, welches wegen anderer, oben angeführten Umstände damals von Angriffen der Hussiten verschont blieb, sich aber nie zu den Prager Artikeln bekannte, — nicht vor dem Falle von Trautenau, weil den Bürgern die Lehre des Johann Huß, des Haupturhebers der Uibel, die sie nun erdulden mußten, verhaßt war; nicht nach dem Falle von Trautenau, weil sonst die Ereignisse von 1424, deren wir sogleich gedenken werden, nicht eingetreten wären.

Auch in der Folge blieben die Arnauer dem Katholizismus getreu, bis von Deutschland her Luthers Lehre sich auch in Böhmen Bahn brach; Zeuge dessen ist der Umstand, daß 1526 der Arnauer Pfarrer zugleich Dechant des Kreises war, [11] was unmöglich gewesen wäre, wenn Stadt und Kirche dem Utraquismus gehuldigt hätten. Was allenfalls von utraquistischen Elementen vorhanden war, darf man mit Zuversicht den in die Stadt eingesprengten Czechen, die doch immer nur in sehr kleiner Anzahl blieben, zuschreiben.

Inzwischen waren noch im Mai 1421 die schlesischen Fürsten und Städte auf Sigismunds Betrieb in Böhmen eingebrochen und hatten Polic verbrannt und die Gegend von Trautenau bis Nachod verheert. Der Landtag in Czaslau (Juni 1421), welcher Ordnung und Ruhe im Lande herstellen sollte, ernannte Regenten und Verweser der Krone und des Königreiches, — unter diesen auch

6) Aehnlich verfuhren die Taboriten mit der Stadt Deutschbrod (10. Jäner 1422), indem sie während der beiderseitigen Unterhandlungen sich in die Stadt schlichen und alle Einwohner umbrachten, so daß die Stadt sieben Jahre lang wüst lag. — Palacky hat daher Unrecht, wenn er bei Erzählung ähnlicher Gräuel, welche die Deutschen nach der Einnahme von Chotěboř begingen, die Behauptung aufstellt: „Die Taboriten hätten sich nie eine solche wortbrüchige Handlung zu Schulden kommen lassen. Palacky Gesch. III. 2. Abth. p. 216. — 7) Ibid III. 2. Abth. p. 274. — 8) Ibid. p. 199.

9) Lehentafel tom. 19. p. 449.

10) Palacky Geschichte III. 2. Abtheilung p. 216.

11) Arnauer Stadtbuch von 1478.

den Hynek Krussina von Lichtenburg, — welche bis zum St. Wenzelstage unumschränkte Gewalt haben sollten; zugleich erließ er gegen die Schlesier ein Aufgebot, das sich bei Nachod sammelte und hinter den Schlesiern in deren Land einbrechen wollte. Allein Hynek Krussina und Čenek von Wartenberg wollten ihre Leute nicht weiter ziehen lassen und gaben dadurch dem Argwohn Raum, daß sie es mit den Hussiten nicht aufrichtig meinten [12]).

In der That sagten sich, als die Macht des Prager Pöbels immer mehr wuchs, gleichzeitig Sigismund große Zurüstungen zur Unterwerfung des Landes machte und die schlesischen Fürsten im Oktober abermals bewaffnet ins Land fielen, die genannten Barone und mit ihnen noch viele der Vornehmsten von den Utraquisten los und erkannten Sigismund als ihren Herrn an.

Hierüber erbittert überfiel Zizka, nachdem das Jahr 1422 die Hussiten anderwärts beschäftigt hatte, im April 1423 die Barone unter Čenek von Wartenberg bei Horic und die Prager unter Hynek Krussina von Lichtenburg und andern Herren am 4. August bei Königgrätz und schlug sie beide Male aufs Haupt. Unter den Baronen, die bei Horic gegen die Hussiten kämpften, soll auch Heinrich von Turgaw auf Gradlitz und Arnau gewesen sein. [13]) Es müßte also Arnau zu dieser Zeit von den Lichtenburgern in den Besitz der Turgauer zurückgelangt sein. Ob dieses richtig ist, läßt sich nicht mehr erweisen. In der böhmischen Lehentafel, die den Kauf von 1415 enthält, kommt von dieser Besitzveränderung nichts vor, die böhmische Landtafel aber ist bekanntlich 1541 verbrannt. Es scheint aber auch, daß überhaupt während des ganzen Hussitenkrieges keine Eintragung in die öffentliche Bücher stattfand.

Mag nun 1423 der Besitzer von Arnau ein Turgauer oder ein Lichtenburger gewesen sein, jedenfalls war er ein Gegner der Hussiten und die Arnauer mögen somit auch diesesmal — und gewiß williger als vorhin — mit ihrem Herrn in den Kampf gezogen sein.

Die Hussiten unterließen nicht, ihnen dafür den Gegenbesuch zu machen. Man hatte zwar auf dem großen Landtage in Prag (Oktober 1423) zwölf Landesverweser, darunter auch Hynek Krussina von Lichtenburg, gewählt, die während des Waffenstillstandes, der bis 11. November 1424 dauern sollte, das Land gemeinschaftlich zu verwalten und zu beruhigen hatten. Aber Zizka kehrte sich nicht daran. Zum Neujahr 1424 warf er sich, eben aus Ungarn zurückgekehrt, auf mehrere böhmische Herren und schlug sie bei Skalitz. Hierauf rückte er gegen das Gebirge vor und lagerte sich am Faschings-Sonntag (die solis Bacchanalia præcedente) vor Arnau, das er sogleich mit gewohnter Heftigkeit berannte. Seine Angriffe wurden kräftig zurückgeschlagen und unter andern auch sein Feldkaplan (am Fiebig) getödtet. [14]) Ein alter Schriftsteller [15]) bemerkt launig: die Bürger hätten mit den Taboriten ein gar sonderbares Gastmahl gehalten, indem sie diesen solche Leckerbissen auftischten, daß einige Hunderte daran erwürgten.

Eine fromme Sage erzählt: eine weiße Jungfrau sei über dem Thurm erschienen und habe die Bürger zum Kampfe ermuthigt. Jedenfalls war es der religiöse Glaube und das Bewußtsein, für Herd und Familie zu kämpfen, was die Arnauer mit Todesmuth beseelte.

Als Zizka sah, daß er gegen die Stadt nichts vermochte, eilte er, seine Wuth an Mönchen und Nonnen zu kühlen. Er zerstörte von Grund aus das kleine Cisterzienserkloster zu Mönchsdorf und das Jungfrauenstift St. Elisabeth in Starkenbach, zog dann gegen Mlazowic, dessen Bewohner ihm vergeblich zu

---

12) Palacky Geschichte III. 2. Abtheilung p. 245 und 246.
13) Bienenberg Alterth. I. p. 53. Balbin Epitome IV. p. 453, vgl. auch Schallers Topographie.
14) Mündliche Ueberlieferung. Arnauer Kirchengedenkbuch.
15) Theobald jun. in bello hussitico 1621.

widerstehen wagten und zusehen mußten, wie Žižka ihren Gutsherrn Černin in Stücke hauen ließ.

Der Rhodiserritter Zdenko I. von Waldstein soll die Vertheidigung von Arnau geleitet haben, [16]) an der auch die Kreuzherren von Trautenau thätigen Antheil genommen haben mögen. Die Hussiten hatten ihnen das Spital und die Kirche zu Alt-Trautenau, welche ihnen 1313 Johann von Wartenberg errichtet hatte, verbrannt und so warfen sie sich wahrscheinlich von Trautenau in das nahe wohlbefestigte Arnau. Dies ist um so mehr anzunehmen, als Trautenau, Königinhof und Jaromir seit 1421 und noch 1434 unter die Orte gehörten, die es mit den Hussiten hielten. [17])

Jedenfalls waren die Arnauer nicht ohne kriegserfahrene Anführer und Genossen; wie hätten sie sonst einem so gefürchteten und sieggewohnten Feinde widerstanden! [18]) [19])

Das kleine Kloster zu Mönchsdorf soll schon im 13. Jahrhunderte bestanden haben und dem heiligen Prokop gewidmet gewesen sein. Es war eine der vier dem berühmten Cistercienserstifte Opatowic unterworfenen Präposituren. [20])

Die Zugehörungen desselben: den Grundbesitz in der Nähe von Arnau, die Dörfer Slemen, zwei Zdernic, Kunčic, Lhota und in Borowic drei Unterthanen sammt Wäldern, Bächen, Zinsen u. s. f. verschrieb Kaiser Sigismund zugleich mit den zum Kloster Opatowic gehörig gewesenen Dörfern Čista und Kalna 1436 dem Krussina von Lichtenburg (offenbar dem Hynek, der damals Arnau besaß) um 800 Schock Prager Groschen. [21])

In der Kirche zu Kalna befanden sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Marienbild und eine Glocke angeblich aus dem Mönchsdorfer Kloster. [22]) Merkwürdiger Weise thun weder die Arnauer Gedenkbücher noch sonstige Akten des Rathsarchives der für die Stadt so rühmlichen Belagerung durch die Hussiten Erwähnung; dagegen erhielt sich die Erinnerung an das Kloster zu Mönchsdorf durch vier Jahrhunderte und bis zum heutigen Tage, wozu freilich schon der Name der Ortschaft beitrug. Die heutige Gutsmuthsbrücke führte bis ins 18te Jahrhundert den Namen: „Klosterbrücke" und die Arnauer Contractenbücher sprechen häufig von Grundstücken ober- und niederwärts der Klosterbrücke.

Seit jenem unglücklichen Kampfe bei Hořic verschwindet der Name der Turganer aus der Geschichte. Sie sollen gleich so vielen andern edlen Geschlechtern

---

16) Czerwenka: Splendor et gloria domus Waldsteiniana 1673.

17) Bartoss. bei Dobner Monum. I. — vergl. Balbin Epitome p. 321, der nur darin Recht hat, daß die Kreuzherren nicht loci domini in Arnau waren. Siehe auch über die Kreuzherren Dobner Urkunden p. 236 und Balb. Boëmia sancta.

18) Balbin. Misc. III. p. 90 sagt: Summa est arcis illius gloria, quod a Ziska, tam felici alias duce, maximis viribus oppugnata, expugnari non potuerit. Die Belagerung setzt er hier auf den 3. oder 6. Jäner, in Boëm. sancta aber richtiger auf den 5. März. So auch Rohn (Art. Arnau) v. 1777.

19) Das Schloß wurde 1835 in eine Maschinenpapierfabrik umgewandelt. Bei dem durch ein Feuersbrunst veranlaßten Umbau derselben fand man im Jahre 1860 an der Stelle des ehemaligen Wallgrabens in einer Tiefe von 27 Fuß steinerne Kugeln, Streitäxte u.dgl., welch aus dem 15. Jahrhunderte, somit wahrscheinlich von der Belagerung von 1424 herrühren

20) Dobner Monum. IV.

21) Palacký: Archiv český. E. J. Registra zápisův. Nr. 221.— Balbin. Misc. p. 156 behauptet Mönchsdorf habe zu dem Münchengrätzer Kloster, das nach Dobner ein Benediktinerstift war gehört; allein Dobner, aus dessen Monum. Obiges entlehnt ist, schöpfte aus den Mittheilungen des Opatowicer Abtes Neplacho. — Nebst Mönchsdorf waren nämlich noch Präposituren Grissau 1240 gestiftet von Heinrich dem Frommen, Herzog von Schlesien und Polen dann Neumark und Wahlstadt in Schlesien, beide gestiftet von der h. Hedwig, Herzogin von Schlesien. Opatowic wurde 1425 von den Hussiten verbrannt und die meisten Mönch grausam ermordet. Der Abt mit Wenigen rettete sich nach Neumark, wo er und sein Nachfolger noch bis 1537 den Titel: Erzäbte von Opatowic" führten.

22) Arnauer Kirchengedenkbuch und Schallers Topographie.

wegen des noch fortwährenden Religionskrieges ins Ausland gezogen sein. Nicht einmal ein Leichenstein in der wahrscheinlich von ihnen gestifteten Kirche in Arnau spricht von ihrem Leben und Wirken zu den Nachkommen, bei welchen ihr Andenken längst erloschen ist und aus wenigen Urkunden, wie verblichene Züge von Urahnen, den Geschichtsforscher anblickt. Möglich, daß die im Lande gestorbenen Herren von Turgau ihre Ruhestätte zu Gradlitz oder gleich Vielen des benachbarten Adels in der 1356 von Arnest von Pardubitz gestifteten und 1421 von den Taboriten zerstörten Augustiner-Klosterkirche unserer lieben Frau in Jaromir — eine der prachtvollsten des Landes — gefunden haben. [23])

Wie viel des Ungemachs Arnau während des weitern Verlaufes des Hussitenkrieges erlitten hat, läßt sich wegen Mangels schriftlicher Nachrichten nicht erweisen. Die Kriegsfurie wandte sich häufig nach andern Gegenden, doch streiften die Züge der Schlesier, welche 1425 die Gegend von Nachod bis Trautenau verheerten, — jene der Hussiten, von denen 1427 eine Abtheilung über die Lausitz nach Schlesien und von da beutebeladen über Trautenau nach Böhmen, eine andere von Königgrätz bis über Königinhof vordrang, endlich der Zug der Hussiten nach Landshut i. J. 1430 theils an, theils sogar durch das Gebiet von Arnau.

Die Arnauer theilten daher gewiß die allmälig selbst unter den Utraquisten überhand nehmende Sehnsucht nach Frieden, welcher denn auch nach langen Verhandlungen, nachdem gegen Ende 1433 die Basler Compactaten waren bekannt gemacht und vom größern Theile der böhmischen Nation angenommen worden, und nach der im nächsten Jahre erfolgten Vernichtung der hussitischen Hauptmacht durch den böhmischen Adel — endlich in dem verödeten und verarmten Lande verkündiget wurde und die allgemeine Anerkennung Sigismunds als König von Böhmen zur Folge hatte.

Arnau hatte während dieser Periode mehrmals seine Besitzer gewechselt. Zunächst wird als solcher ein Glied des altberühmten Geschlechtes der Herren von Hasenburg (Zajicowe z Hazmburku) genannt, welche in Böhmen das Erbtruchseßamt bekleideten und durch großen Besitz und hohe Staatswürden hervorragten. Ihre Grabstätte hatten sie in dem von ihnen gestifteten Kloster Ostrow, [24]) in dessen Büchern beim Ableben des Oberstlandrichters Nikolaus Zajic von Hasenburg und Kost bemerkt wird, daß er seiner Gemahlin Elisska von Koldic zu ihrer Abfertigung sein Gut vermacht habe und daß dessen unter andern Zeuge gewesen Ulrich von Waldek und auf Arnau (Oldřich z Waldeka na Hostinnicých Zajicz). [25])

Beigefügt ist: „a to se dalo 1425" (und dies wurde gegeben 1425). — Da aber der genannte Oberstlandrichter in der Schlacht bei Prag fiel, [26]) kann sich die Jahreszahl 1425 wohl nur auf die Herausgabe der Abfertigung beziehen, und es müßte also die Herrschaft des Ulrich über Arnau schon in das Jahr 1420 oder noch früher fallen, was auch nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich hat.

1433 erscheint in einer Schuldverschreibung des Johann von Chotěnic Johann von Lichtenburg auf Schloß Aderspach und Arnau als Zeuge, ohne Zweifel derselbe, dessen bereits oben mehrmals erwähnt wurde. [27])

Im folgenden Jahre wird in einer Urkunde, worin Jaroslaw von Hasenburg seiner Gemahlin die Mitgift (wěno) verschreibt, als dazu seine Einwilligung gebend Ulrich von Waldek auf Arnau gesessen (Oldřich z Waldeka seděním v Hostinnicych) angeführt. Der zweimalige Besitz Ulrichs dürfte wohl nur ein Pfandbesitz gewesen sein. Die böhmische Lehentafel kennt ihn nicht.

23) Bienenberg Alterth. III.
24) Czerwenka Gloria et splendor.
25) Paprocky Diadochos von 1602.
26) Palacký dějiny české.
27) Bienenberg Alterth. II. p. 7 und Paprocky de statu domin. p. 367.

Nach dem Hussitenkriege finden wir wieder den Hynek Krussina von Lichtenburg und Kumburg im Besitze von Arnau, welches 1437 zum erstenmal als königliches Erblehen (hereditas omagialis) und zwar mit folgenden Bestandtheilen in der böhmischen Landtafel erscheint: [28])

Die Stadt mit der Veste, bestifteten Häusern (curiis araturarum), Wirthshäusern, Kleinhäuslern (subsidibus), Mühlen und dem Kirchenpatronat; das ganze Dorf Hermanseifen mit seinen Bauernhöfen und dem Kirchenpatronat; das ganze Dorf Lauterwasser; das ganze Dorf Proseczna (Proschwitz); mehrere Bauernhöfe in Arnsdorf; alle dazu gehörigen Wälder, Flüsse und Freiheiten.

In diesem Umfange ging das adelige Erblehen auf alle folgenden Besitzer von Arnau über, bis das Ganze wieder allod wurde. Hynek war zwar noch immer eifriger Kalixtiner, hatte sich aber — wie oben erwähnt — schon 1421 mit den Hussiten überworfen und war in die Dienste Sigismunds getreten, für dessen Sache er auch seitdem (z. B. am 11. März 1429 mit den Königgrätzern) gekämpft hatte.

Sigismund unterließ nicht, sobald er in Böhmen zur Macht gelangt war, die Dienste Hyneks zu belohnen. Er verpfändete ihm 1436 (wie erwähnt) mehrere Klostergüter in der Nähe von Arnau und 1437 um 2000 Schock Städtchen und Herrschaft Miletin, [29]) verlieh ihm nach dem Tode des Johann Kossik von Lompnicz die Burg Lomnitz und das Städtchen Alt-Lomnitz mit den dazu gehörigen Dörfern, dann Antheile an der Burg Rychenburg u. a. m. [30]) Nebstdem besaß Hynek auch die Herrschaft und Veste Kumburg und das Schloß Adersbach. [31]) Die Gelegenheit zu der bedeutendsten Erwerbung bot sich ihm, als er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin sich mit Anna von Koldicz, der Witwe des 1435 verstorbenen Herrn Pota von Czastalowic, vermählte.

Pota hatte für seine treuen und ausgezeichneten Dienste von Kaiser Sigismund nach dem Tode des gegen die Hussiten kinderlos gefallenen Herzogs von Münsterberg das Fürstenthum Münsterberg und die Herrschaften Albrechtic und Pottenstein, später Glaz, Landek, Hawelswerd, Frankenstein, Wünschelburg und das Kloster Kamenec in Pfandbesitz erhalten, und hinterließ bei seinem Tode nur einige Töchter, von deren Vormündern Hynek Krussina nun alle diese Güter kaufte. [32])

Der Besitz so vieler großen Herschaften und seine politische Stellung machten Herrn Hynek zu einem der hervorragendsten Barone des Landes. Als solcher intervenirte er auf dem Landtage zu Časlau 1441 zu Gunsten des unruhigen Johann Kolda von Zampach, Herrn auf Nachod; auch der Geleitsbrief König Friedrichs vom 12. Febr. 1447 zählt ihn unter den Vornehmsten auf, welche als Vertreter des Königreichs zu dem großen Tage in Wien (Michaeli 1447) abgeordnet wurden, um zur Herstellung von Ruhe und Ordnung im Lande mitzuwirken.

Der Friede von 1436 war nämlich keineswegs eine Wahrheit geworden. Einerseits wurden die Zusicherungen des Basler Concils nur unvollkommen erfüllt, andererseits war das Land noch immer in religiöse Parteien zerrissen, die sich gegenseitig mit Groll und Mißtrauen beobachteten. Dazu kam das frühzeitige Absterben Albrechts II. (1439) und eine Fluth von Streitigkeiten über die Person seines Nachfolgers, wobei Jeder seine Ansicht mit Worten und Waffen zu verfechten bemüht war. Man einigte sich wohl endlich in der Anerkennung des nachgebornen Ladislaus und in der Wahl zweier Reichsverweser, aber dem

28) Lehentafel tom. 61. p. 274.
29) Archiv český Nro. 220.
30) Lehentafel tom. 15 Fol. 36 und Archiv český Nro. 222 Lehnt. tom. 16 Fol. 21 und tom. 23 p. 179.
31) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung. p. 177.
32) Ibid. p. 350.

neuerdings erwachten gesetzlosen Zustande des Landes und den unzähligen Privatfehden konnten auch die Reichsverweser nicht abhelfen.

Hynek Krussina von Lichtenburg gehörte auch unter Diejenigen, welche ihre Waffen nicht müssig in der Rüstkammer verrosten ließen.

Vorzüglich waren es Personen und Sachen der Familie Czastalowic, die ihm Stoff zu Streit und Hader gaben. Einer von den Mannen des Breslauer Bischofs, Sigmund von Reichenau, hatte eine der nach Herrn Puta von Czastalowic hinterbliebenen Töchter geraubt und ihr Gewalt angethan. Hynek von Lichtenburg, ihr Stiefvater, fiel deshalb 1441 in Schlesien ein und quälte die Bewohner, bis mit Hilfe des Bischofs der Verbrecher zur Strafe gezogen wurde.[33])

Bald nachdem Hynek den Schimpf seines Hauses gerächt hatte, erhob sich in seiner eigenen Familie Krieg. Eine von Puta's hinterlassenen Töchtern — Katharina — that Einspruch dagegen, daß Hynek die Güter ihres verstorbenen Vaters gekauft hatte, und Wilhelm Herzog von Troppau, Gemahl der Salome, einer andern Tochter Puta's, wurde [illegible] sogar als Herr im Fürstenthum Münsterberg anerkannt. Hynek unternahm daher viele Feld- und Raubzüge nach Schlesien, die den Bewohnern endlich so lästig wurden, daß mehrere Fürsten und Städte Schlesiens 1447 Geld zusammenschoßen und nebst andern Burgen, von denen herab sie beschädigt und beraubt wurden, z. B. Schatzlar und Skal, auch das dem Hynek gehörige Schloß Adersbach kauften und von Grund aus zerstörten.[34]) Die Arnauer mögen daher auch unter der Herrschaft Hyneks das Waffenhandwerk nicht verlernt haben; gab es ja doch selbst in nächster Nähe Anlaß zu Streit und Klagen. 1437 klagte Hynek den Peter Czuch von Nawarow und auf Langenau wegen des Schadens, den ihm dieser auf seinem Erbgute Arnau durch Nichtzahlung einer Schuld und durch Verjagung von Leuten zugefügt hatte und den Hynek auf 300 Mark Silber schätzte.[35]) Und wie viele Fehden und Bedrückungen, besonders des Bürgers und des Landmannes, mögen in der langen Periode von 1419 bis 1454, in welcher der Janustempel immer offen stand, und die Gerichtshöfe fast immer geschlossen waren, vorgefallen sein, deren kein Geschichtsschreiber erwähnt, da sich dergleichen bürgerliches Elend in unruhigen Zeiten von selbst versteht.

Hynek hatte 1437 seiner ersten Gemahlin Anna von Hasenburg auf den Lehen von Arnau die Summe von 200 Schock Prager Groschen als eine Vermehrung jenes Heiratsgutes von 1000 Schock eintragen lassen, das er ihr bereits auf seinen frei eigenthümlichen Gütern landtäflich versichert hatte.[36])

1446 verpfändete er der Anna von Czastalowic, Tochter des verstorbenen Puotho von Czastalowic, für eine Schuldforderung von 1000 Schock die Stadt Arnau und die übrigen Lehengüter dabei[37]) und löste dieses Pfand zeitlebens nicht wieder ein; Anna von Czastalowic verschuldete aber diese Güter wieder, indem sie dieselben für eine Schuld von 1000 Schock schon 1446 ihrer Mutter Anna von Coldicz und dem Hassek von Waldstein und Welyš, — 1452 für 1000 Schock ihrer genannten Mutter und dem Przibiko genannt Zybrzyd von Mostek und für 500 Schock ihrem Gemahle Ulrich von Hasenburg als Hypothek bestellte.[38])

Hynek Krussina von Lichtenburg starb 1454.[39]) Er hatte noch kurz vor seinem Tode seiner zweiten Gemahlin Anna von Coldicz auf die Forderung von

33) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 63.
34) Ibid. p. 350 und p. 177.
35) Lehentafel tom. 19 p. 225.
36) Ibid. tom. 61 p. 274.
37) Ibid. tom. 61 p. 348.
38) Ibid. tom. 25 Fol. 10. 23. und 25.
39) Ibid. tom. 16 Fol. 21.

9600 Schock, welche für ihn auf Burg und Stadt Kladsko, dann auf Burg und Stadt Frankstein haftete, einen Betrag von 3100 Schock als Mitgift angewiesen. [40]) — Nach seinem Tode beeilte sich sein Sohn erster Ehe, Wilhelm Krussina von Lichtenburg, die Lehengüter Arnau, Hermanseifen u. s. w. von der Pfandinhaberin Anna von Czastalowic wieder einzulösen. [41]) Derselbe erhielt zwar nebst andern Gütern auch von König Ladislaus 1454 in der Nähe von Arnau das Zugehör zum Gerichte in Mohren (omne jus quod competit in judicatu, vulgariter Richta in Jawornik), bestehend in verschiedenen Grundstücken in Wernsdorf, Kottwitz und Ketzelsdorf; [42]) — dennoch verkaufte er noch im nämlichen Jahre Arnau und die dazu gehörigen Dörfer um 1300 Schock an seine Stiefmutter Anna von Coldicz, [43]) und alle aus dem Nachlasse des Puta von Czastalowic herrührenden Güter um die Pfandsumme von 23.400 Schock an Herrn Georg von Podèbrad. [44])

Die Herren von Koldicze (Coldicz) waren zwar aus meißnischem Stamme entsprossen, aber schon vor längerer Zeit in Böhmen eingewandert, wo sie durch mehrere Jahrhunderte zu den vornehmen Familien des Landes zählten und in der Geschichte jener Zeiten sehr häufig und rühmlich genannt werden. Ein Thimo von Coldicz stand bei den Königen Johann und Karl in hohen Aemtern und Würden, und derselbe oder ein gleichnamiger war Bischof von Meißen, Rath König Wenzels IV. und einer von dessen Bevollmächtigten auf dem Concil zu Pisa.

Albert von Coldicz, der Vater unserer Anna, erscheint schon 1407 als Hoflehenrichter von Böhmen, als welcher er auch noch 1437 dem Gerichte, das König Sigismund auf dem Prager Schlosse hielt, beiwohnte. [45]) Während des Hussitenkrieges hielt er unerschütterlich treu zum Katholicismus und zur königlichen Partei, — als königlicher Vogt der obern Lausitz (oder wie man damals sagte: der Sechsstädte) schlug er im Verein mit Hans von Polensk, dem Vogte der Niederlausitz, am 11. November 1428 bei Reichenberg die Waisen, welche, um Proviant zu holen, ins Zittauer Gebiet eingedrungen waren; [46]) dafür verbrannten die Hussiten 1430 seinen Stammsitz Coldicz in Meißen, so wie sie auch schon seine Besitzungen in Böhmen, Bilin und Krupka sammt dem umliegenden Gebiet, verwüstet hatten. [47]) Noch 1442 auf dem großen Landtage in Prag erschien er als einer der drei Gesandten der Königin Elisabeth, Witwe Kaiser Albrechts II., um für die Rechte der Königin und ihres unmündigen Sohnes Ladislaus seine Stimme zu erheben. Er starb 1448. [48]) Anna von Coldicz verpfändete ihre Lehengüter Arnau, Hermanseifen, Lauterwasser, Proschwitz und Arnsdorf 1454 für 1300 Schock ihrer Mutter Anna von Zaydow und von Coldicz und ihren Töchtern Salome, Anna, Katharina, Euphemia und Regina. [49]) Im selben Jahre erhob sie auch Ansprüche auf die böhmischen Besitzungen ihres Vaters als dessen nicht abgefertigte Erbin und wurde 1456 rücksichtlich derselben von ihrem Vetter Hanus von Coldicz befriedigt. [50])

Im Gedächtnisse der Arnauer verdient Anna vorzüglich wegen der unter ihrer Mitwirkung stattgefundenen Spitalstiftung erhalten zu werden. Zu ihrer

---

40) Arch. česk. II. Band. Registr. zap. Nro. 576.
41) Lehentafel tom. 61 p. 348.
42) Ibid. tom. 26 p. 86.
43) Ibid. tom. 22 p. 49 und tom. 61 p. 404.
44) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 350.
45) Bartoss. Chron.
46) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 221 und III. p. 469.
47) Balbin. Epit. IV. p. 475.
48) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 72 und 221.
49) Lehentafel tom. 61 p. 405.
50) Ibid. tom. 22 p. 45 und 118 tom. 61 p. 416.

Zeit baute nämlich ein böhmischer Edelmann Lewa von Czierekwicz vor dem Niederthore der Stadt Arnau ein Spital. Mit Stiftungsurkunde [51]) von 1458 Montag vor Mariä Himmelfahrt dotirte er dasselbe mit einem aus seinen Gutsrenten (s komornieho) zu zahlenden jährlichen Beitrage von zwölf Schock und empfahl den Bürgermeistern, Räthen und der Gemeinde von Arnau die Stiftung aufrecht zu erhalten und im Spital armen, nothleidenden und mühseligen Leuten den Unterhalt zu geben. Er selbst versprach das Spital zu schützen und zu schirmen, seine Söhne Jan Gessek und Burian aber verbanden sich zur ungetheilten Hand, diese Stiftung ihres Vaters und die Verbindlichkeiten desselben nach seinem Tode im ganzen Umfange aufrecht zu halten.

Anna von Coldicz als Erbfrau der Stadt und Herrschaft Arnau gab mit Urkunde [52]) dd. 1458 Mittwoch vor Lichtmeß zu dieser „nothwendigen, ehrbaren und nützlichen" Stiftung, nachdem auch „die königliche Majestät (König Georg von Podèbrad) dieses Spital beschenkt habe (obdarowal)", wie der königliche Majestätsbrief ausweise, [53]) ihre Einwilligung und befreite das Spital, seine gegenwärtigen Einkünfte und seine künftigen Erwerbungen von allen Abgaben an die Herrschaft, in ihrem Namen und im Namen aller Herrschaftsnachfolger.

Als Zeugen erscheinen in dieser Urkunde die Schwiegersöhne (zieti) der Anna von Coldicz: die Brüder Johann und Ulrich von Hasenburg, dann Wilhelm Krussina von Lichtenburg und Kumburg, Niklas Zilwar von Brziecztein [54]) u. a. Welche Motive den böhmischen Edelmann bestimmt haben, diese wohlthätige Stiftung in einem deutschen Orte zu errichten, ist nirgends ersichtlich. Das Spital hatte sich auch in der Folge mancher Vermehrungen seines Vermögens durch fromme Leute zu erfreuen. So ließ der alte Hans Zylwar von Altbuch 1494 demselben durch Johann Kozitt von Kotwitz zehn Schock Groschen geben mit der Widmung, dieselben auf Zins auszuleihen und damit armen Leuten und armen Schülern zu helfen. Ein Herr Pocke schenkte 1483 von seinen zwei Gärten den obern dem Spital vor dem Niederthor. [55]) Anna von Coldicz starb 1467 den Sonntag vor Mariä Reinigung und wurde in der Stadtkirche vor dem Hochaltar begraben, woselbst bis vor wenigen Jahren der große ganz schmucklose Grabstein mit folgender Umschrift zu sehen war: „Añ domini millesimo CCCCLXVII. pso (ipso) doico (dominico) festo purificationis Marie pxio (proximo) obiit generosa dña (domina) Aña d'Coldicz hẽdissa (heredissa) hujus civitatis." [56])

Anna's hinterbliebene Töchter: Frau Anna von Czastalowic, Frau Euphemia und Jungfrau Regina von Lichtenburg ließen sich durch die Lehentafel in die mütterlichen Erbgüter einführen, verkauften aber gemeinschaftlich mit der Schwester Salome Fürstin von Troppau noch im nämlichen Jahre (1467) die Güter mit königlicher Bewilligung an die Brüder Ulrich und Johann von Hasenburg und Kost um 2000 Schock böhmische Groschen. [57])

Diese Herren waren, wie berichtet wird, [58]) die Söhne Nikolaus des II. von Hasenburg, der nach dem kinderlosen Ableben Zbynieks von Hasenburg die Herrschaft

---

51) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv.
52) Ibidem.
53) Dieser ist nicht mehr vorhanden.
54) Brekstein, später Silberstein genannt, die Ruinen des Schlosses stehen bei Jungbuch.
55) Arnauer Stadtbuch von 1478 Fol. 9 und 12.
56) Bei der Erneuerung des Pflasters vor dem Hochaltar 1862 wurde dieser Grabstein leider vernichtet.
57) Lehentafel tom. 61 p. 405 juxta; dann tom. 5 p. 245 und 246.
58) Bienenberg Alterthümer I. Stück.

Hasenburg erbte und bei seinem Tode diese Herrschaft dem erstgeborenen Sohne Johann, dem jüngern, Ulrich, aber die Herrschaften Kost und Gradlitz hinterließ. [59])

Beide Brüder hatten Töchter der Anna von Coldicz aus der ersten Ehe mit Puta von Czastolowic zu Gemahlinen, Ulrich die älteste: Anna, Johann die jüngere, Katharina. [60]) Letztere scheint aber 1467 nicht mehr am Leben gewesen zu sein, da ihrer beim Verkaufe von Arnau nicht mehr erwähnt wird.

Auf der Herrschaft Gradlitz, bestehend in der Veste Gradlitz (castrum hradisstie olim dictum Hermanni Chustnik) und den Dörfern Gradlitz, Kokotowicz, Wlczkowicz, Kladrub u. s. w., ließ Ulrich 1459 mit König Georgs Bewilligung die Heiratsansprüche seiner Gemahlin per 1000 Schock eintragen. [61])

Beide Brüder waren treue Vasallen der Könige Sigismund, Albrecht und Ladislaus gewesen. Ulrich war unter jenen Herren, welche 1454 nach Breslau abgeordnet wurden, um aus Anlaß der Thronbesteigung des Königs Ladislaus die Huldigung der Breslauer entgegen zu nehmen. [62]) Johann Zajic von Kost wurde 1454 Hoflehenrichter [63]) und war Mitglied jener wichtigen Commission, welcher — nachdem die Lehentafel viele Jahre geschlossen war — die Prüfung aller seit König Wenzels Tod über Güterabtretungen geschlossenen Verträge und deren Einverleibung in die öffentlichen Bücher anvertraut war.

Die Verdienste der beiden Brüder waren von König Ladislaus durch die Verleihung vieler Güter belohnt worden, womit diese ihren an sich schon bedeutenden Hausbesitz vermehrten. [64])

So wünschenswerth es für die Arnauer zu jeder andern Zeit gewesen wäre, unter dem Schutze eines so mächtigen Geschlechtes zu stehen, so brachte doch die Stellung, welche die Hasenburge eben zur Zeit, als sie Arnau erwarben, gegenüber dem Könige Georg von Podèbrad genommen hatten, für unsere Stadt viel Mißliches. Der Hoflehenrichter Johann von Hasenburg (und wahrscheinlich auch sein Bruder Ulrich) war mit dem Oberstlandrichter Zbynèk von Hasenburg noch 1458 auf jenem Landtage in Prag gegenwärtig, auf welchem — am 2. März — Georg von Podèbrad zum Könige von Böhmen gewählt wurde; im folgenden Jahre wohnte er der Zusammenkunft des Königs in Eger mit dem Markgrafen Albrecht und dem Pfalzgrafen Friedrich bei und war auch 1461 im königlichen Heere, welches gegen den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg in die Lausitz zog. [65])

Bald hierauf aber entstand jene unter dem Namen des Herrenbundes bekannte Vereinigung böhmischer, besonders katholischer Barone, welchen das utraquistische Bekenntniß Georgs und die Neuerungen in der Regierung, durch die sie ihre Rechte und Freiheiten geschmälert erachteten, den Anlaß boten, sich gegen den König aufzulehnen.

An der Spitze dieses Bundes standen der Breslauer Bischof Jost von Rosenberg, Herr Zdeněk von Sternberg und die Brüder Johann und Ulrich von Hasenburg. Die letztern fehlten daher schon bei dem außerordentlichen Hoflager, welches der König im August 1462 in Prag hielt. Die Pest, welche im Herbste 1463 und im August und September 1464 in Böhmen wüthete, erhöhte noch

---

59) Ist dieses richtig, so sind doch die bei Bienenberg angegebenen Jahreszahlen (der Tod Zbyneks 1463, der Tod des Nikolaus 1470) irrig, da Ulrich schon 1459 Gradlitz besaß.

60) Archiv český. Reg. zápis. Nro. 219.

61) Lehentafel tom. 5 p. 49.

62) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung. p. 350.

63) Lehentafel tom. 15 Fol. 38 v.

64) Johann besaß auch die Lehen Veste und Hof Nawarow mit mehreren Bauernhöfen in Langenau, dann mit den Dörfern Gessen und Stanow, welche Lehen Johanka, die letzte Erbin nach ihrem Vater Peter Czuch von Zarada und Nawarow 1452 an Georg von Podèbrad um 1200 Schock und dieser um 1000 Schock an Nikolaus von Hasenburg (Johann's Vater) verkauft hatte. — Ibid. tom. 61 p. 376 und 377.

65) Palacky Geschichte IV. 1. Abtheilung p. 28 87. und 195.

die Unzufriedenheit der Bündler, da das Ableben so vieler Güterbesitzer dem Könige vielfache Gelegenheit verschaffte, seine Macht zu vergrößern.

Die Erbitterung sprach sich zunächst in den heftigen Debatten des Prager Landtages vom Februar 1465 aus, an denen sich Ulrich von Hasenburg wesentlich betheiligte; auf dem großen Landtage im September desselben Jahres erkühnten sich die Mißvergnügten — die beiden Herren von Hasenburg auch diesmal an der Spitze — den König wegen seiner Regierungsmaßregeln zur Verantwortung zu ziehen. Darüber entstand auf dem Landtage selbst eine große Spaltung, indem andere Herren, der Ritterstand und die Städte zu Georg hielten. Dagegen fand der Herrenbund Stütze an Kaiser und Papst. Letzterer — Papst Paul II. — lud den König vor sich, that ihn, als er nicht erschien, in den Bann, entband die Unterthanen des Gehorsams gegen ihn und forderte den ungarischen König Mathias zum Kriege wider die ketzerischen Böhmen auf. Während Mathias von den Türken noch im Schach gehalten wurde, entbrannte der Krieg bereits in Böhmen und Schlesien, und die Brüder Hasenburg, welche im Felde wie bei den Berathungen, die unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten in Breslau stattfanden, gegen König Georg äußerst thätig waren, mußten es dagegen geschehen lassen, daß dieser indessen viele ihrer Schlösser berannte und noch vor Schluß des Jahres 1467 drei derselben: Wřeštiow, Chwatěrub und Frimburg eroberte.

Im nächsten April zog auch König Mathias gegen Georg ins Feld. Ulrich von Hasenburg, damals Verweser der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, verabredete in Breslau mit andern Verwesern schlesischer Fürstenthümer eine Diversion zu Gunsten des Mathias und berannte Bolkenhayn. Im folgenden Jahre waren Ulrich und Johann unter den böhmischen Herren, welche zu Olmütz den Mathias zum Könige von Böhmen wählten (3. Mai 1469), worauf Mathias bei Besetzung der böhmischen Landesämter den Johann von Hasenburg zum obersten Kanzler und den Ulrich zum Oberstlandrichter ernannte. Im selben Jahre wurde Johann von Mathias an den polnischen König Kasimir entsendet, um diesen (der ein näheres Anrecht auf die böhmische Krone zu haben vermeinte) wegen der Olmützer Wahl zu besänftigen.

Die Hasenburge geriethen aber bald ins Gedränge. König Georg belagerte ihre Schlösser Osek, Budin, Skal, Nawarow, Trosky und Kost mit großer Truppenmacht. Mathias befahl den Lausitzern nachdrücklich, zur Rettung dieser Schlösser in Böhmen einzurücken; sein Feldherr Franz von Hag, der das Kloster Braunau besetzt hielt, berief zu gleichem Zwecke die Schlesier. Dies hinderte aber nicht, daß Georg den Hasenburgern die Schlösser Engelhaus und Skal wegnahm; bei Budin lief Johann sogar große Gefahr, sammt seiner Familie gefangen zu werden. Es stand zu fürchten, daß auch ihre übrigen Besitzungen, darunter Arnau, in die Gewalt Georgs gerathen würden, dessen Waffen nun fast allenthalben siegten. Es ist auch die Frage, ob Arnau und seine Umgebung nicht zu gleicher Zeit von den Söldnern des Franz von Hag zu leiden hatten, welche die Städte Jaromiř, Königinhof und die Gegend bis Jičin mit Plünderung und Brandschatzung heimsuchten, und (wie sie im Braunauer Kloster zeigten), zwischen Freund und Feind nicht sehr sorgfältig unterschieden.

Eben damals scheint auch der Stern der Gebrüder Hasenburg bei König Mathias im Sinken gewesen zu sein, denn Mathias enthob auf die Klagen der Schlesier den Ulrich von Hasenburg der Hauptmannschaft über die Länder Schweidnitz und Jauer.

Die Brüder Hasenburg traten daher mit König Georg in einen einjährigen Frieden und retteten dadurch ihre Schlösser;[66]) ohne Zweifel hätten sie sich später mit ihm ganz ausgesöhnt; da starb Georg — 22. März 1471.— Ulrich von

66) Trosky und Engelhaus liegen aber seit jenen Tagen in Trümmern.

Hasenburg folgte ihm noch vor 1474 im Tode, Johann aber lebte als treuer Vasall König Wladislaws noch 1487, in welchem Jahre ihm dieser König die Herrschaft Rokytnicz verlieh.[67]) Er hatte die Herrschaft Gradlitz schon 1473 an Peter von Nemyczew und Wesele[68]) — die Stadt Arnau und die dazu gehögen Dörfer um 1500 Schock Prager Groschen, dann das Lehen, Veste und Hof Nawarow, mehrere Bauernhöfe in Langenau, die Hämmer daselbst (s hamri), Bauernhöfe in Gessenj und das Dorf Tanow alias Stanow um 500 Sch. Gr. im Jahre 1474 dem Aleš von Schanow und dessen Erben verkauft, — die letztern Güter nicht ohne Einsprache der noch lebenden Töchter des Puta von Czastalowic: Salome, Witwe des Fürsten Wilhelm von Troppau, und Anna, Witwe des Ulrich von Hasenburg, welche jede den vierten Theil der verkauften Lehengüter beanspruchten.[69]) Von dem Wirken der Brüder Johann und Ulrich von Hasenburg bezüglich der Stadt und Güter von Arnau ist uns sonst keine Kunde geworden.

Aleš (Alsso) von Schanow, dessen Geschlecht und Wappen für sehr alt erklärt wird,[70]) besaß außer Arnau und Nawarow auch die Veste und das Städtchen Lomnitz (Lompnicz) sammt mehreren Dörfern, die ihm König Ladislaus um seiner Verdienste willen 1457 geschenkt hatte.[71]) 1482 kaufte er von dem Besitzer von Gradlitz Johann Dubek von Hustirzan dessen freie Erbgüter in Groß-Selcz.[72])

Mit seinen Besitznachbarn gerieth er mehrfach in Streit. Er klagte (1485) den Hermann von Lichtenburg wegen widerrechtlichen Besitzes der Lehengüter Nawarow, Stanow u. s. w.[73]) Anderseits wurde er von Hynek von Waldstein und von Stiepanicz (1488) auf Schadenersatz geklagt, weil er Eisengruben auf dessen Grund und Boden im Dorfe Hertwikowicz (Witkowic?) seit vielen Jahren schon benützte, obschon diese Grundstücke sammt den Eisenerzen dem Hynek vom Könige waren zugesprochen worden. Der Schaden wurde auf 800 Mark Silber geschätzt und Hynek gewann den Prozeß, da er nachwies, daß er wegen der Eisenerze schon vor 15 Jahren mit Peter Czuch, damaligem Herrn von Nawarow, einen Vertrag geschlossen hatte.[74])

Im folgenden Jahre verkaufte Aleš von Sſanow die Lehen Nawarow, Stanow und Gessenj mit allen Rechten, wie sie einst Wilhelm Krussina von Lichtenburg besessen hatte, um 200 Schock Gr. dem Raczko Czukr von Tonfeld.[75])

Aleš war zweimal vermält; zuerst mit Škonka von Lomnicz, dann mit Eliška von Trzebelicz. Der erstern, dann seinen Töchtern Magdalena und Anna, dem Johann von Hasenburg und Kost, seinem Bruder Johann von Sſanow und auf Gerzin und dem Ottiko von Borssicz allen in solidum verpfändete er für eine Schuld von 2000 Schock b. Gr. Arnau, Lauterwasser, Hermanseifen, Prosečzna, Arnsdorf, Nawarow, Langenau, Gessenj und Stanow 1474.[76])

Die Schuld, offenbar der Kaufschilling dieser Güter, war zwar erst nach seinem Tode zu zahlen, doch erklärten sich schon 1481 die zwei Töchter und sein

---

67) Lehentafel tom. 17 Fol. 6.
68) Von diesem erbte sie 1480 sein Sohn Wenzel Cziecz, der seiner Gemalin Anna von Beneschow darauf 700 Schock pr. Groschen als Mitgift anwies. — Lehentafel tom. 61 p. 508 und 543.
69) Lehentafel tom. 61 p. 503 und 513, tom. 5 p. 317, tom. 61 p. 513 juxta.
70) Paprocky Diadochos.
71) Lehentafel tom. 16 Fol. 31 und tom. 23. p. 240.
72) Ibid. tom. 52 p. 177.
73) Ibid. tom. 19 p. 25 tom. 30 p. 72, tom 40 p. 38.
74) Ibid. tom. 19 p. 332, tom. 21 p. 277.
75) Lehentafel tom. 6 p. 142.
76) Ibid. tom. 5 p. 331.

Bruder Johann mit ihren Forderungen befriedigt. [77]) Die erste Gemahlin starb schon 1475; ihr einfacher, großer Grabstein liegt unter andern vor der Vorhalle des Seiteneinganges der Kirche und trägt die zum Theil unleserliche Umschrift: [78])

Anno domi. millesimo CCCCLXXV° obiit genesa doia Ssconka z Lmpntz (Lompnicz) cois (conjux) . . . . .

1477 weist Aleš seiner zweiten Gemahlin Elška von Trzebelicz auf seinen adeligen Lehengütern Arnau, Hermanseifen, Lauterwasser, Prosečzna und Arnsdorf 500 Schock b. Gr. oder 1000 Fr. ungarisch als Heirathsgut an. [79])

Um die Stadt Arnau erwarb sich Aleš von Ssanow ein besonderes Verdienst, indem er mit Urkunde [80]) dd. Montag nach Frohnleichnam 1477 „sein Bad in seiner Erbstadt Arnau sammt dem Zinse oder Erträgnisse, das von Alters her darauf ausgesetzt ist, den Bürgermeistern, Räthen und ganzen Gemeinde der Stadt Arnau auf ewige Zeiten mit der Bedingung schenkte, daß sie Seelenbäder [81]) den Armen alle Quatember wärmen und daß dem jeweiligen Pfarrer oder Kaplan bei hiesiger Kirche und den großen und kleinen Schülern das Recht zustehen soll, wöchentlich einmal gemeinschaftlich darin zu baden, wofür sie nichts zu zahlen, sondern im Bade ein Salve regina zu singen haben. Dagegen sollen weder die Bürger noch der von diesen aufgestellte Badmeister sein." — Als Zeugen dieser wohlthätigen Schenkung erscheinen Pokog von Kunwald, Kaspar von Kersdorf und Johann Zylwar von Pilnikau und Brzeczteyn.

Das geschenkte Bad bestand nach dieser Urkunde schon von Alters her und muß ein geräumiges Vollbad gewesen sein.

Auch im Besitze der Bürger befanden sich damals Badstuben; so verkauften 1492 Johann und Wenzel Czikau ihr Haus sammt zwei Gärten und einer Badstube an Georg Wagener von „ebischin" (Wyschin), der diese Güter seiner Ehefrau Katharina von Wyschin übergab. [82])

Mit Urkunde [83]) dd. Montag nach St. Ambros 1484 theilen Bürgermeister und Rath von Königinhof den „vorsichtigen Männern aus Arnau, nämlich dem Anderle Zechmeister und Peter Meister des Bräuerhandwerks der Stadt Arnau" auf deren Bitten die Statuten der Königinhofer Bräuerzunft mit.

Außer den eben angeführten zwei Urkunden enthält das Arnauer Stadtarchiv aus der Zeit des Aleš auch ein mit dem Jahre 1477 beginnendes „Stadtbuch," in welches bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts gerichtliche Verträge, Eheverlöbnisse und Testamente „umb großer sicherheit und befestigung willen" eingetragen wurden und welches daher über die Verhältnisse und Schicksale der Stadt mancherlei Aufschlüsse gibt. Nach diesem Stadtbuche erschien Aleš von Ssanow häufig auf dem Rathhause, um da mit zu Gericht zu sitzen; so heißt es z. B. 1487: „Do ist pauel kauffunger off dem Rothhawse vor unsern gnedigen hrn Alisch getretten vnd vor vns."

Merkwürdig genug erscheint gleich als erster Zeuge der strengen Justiz, die unser Aleš übte, der Bürgermeister von Arnau, Meister Johannes, welcher der Ausstellung eines unwahren ämtlichen Zeugisses überwiesen „umb der sachen willen vnd umb ander sachen willen 1477 dem erphern Hrn Alisch geteylit wartt, daz her were hals vnd gutt verfallen dem herrn."

---

77) Ibid. tom. 25 Fol. 47 v. juxta.
78) Lokal-Erhebung.
79) Lehentafel tom. 5 p. 359 und tom. 61 p. 530.
80) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv.
81) Seelenbäder (laznie zadussnie) so wie Seelenmessen, Seelenglocken (zvon zadussi) sind Stiftungen zum Heil der Seele. Der deutsche Collectivname dafür und für alle Vermächtnisse an Kirchen und Klöster ist „Seelgeräth."
82) Arnauer Stadtbuch v. 1478 Fol. 18.
83) Urkunde im Arnauer Stadtarchiv.

Noch 1491 und 1492 erscheint Aleš als Obrigkeit bei Häuserverkäufen gegenwärtig, 1493 (Mittwoch vor Andreas) wird aber seiner bereits als verstorben gedacht, indem es heißt: Johann Seyler hat gekawft das haus an der langen seiten herab von dem oberthor gelegen an der Ecken, das geweſt ist pecze smiden und das her gekauft zu des Hrn gnode selig gedechtnisse vor 34 Schock usw. [84])

Aleš hatte zwar schon 1481 Nikolaus den jüngern von Hořicz auf Peczka zum Vormund seiner Söhne und zum Curator aller seiner Güter auf den Fall seines Todes bestellt, diese Bestimmung aber 1482 wiederrufen. Es übernahm daher Dietrich von Schanow, ein Vetter des Aleš, die Vormundschaft über die Kinder zweiter Ehe des Erblassers, nämlich die Söhne Wenzel und Johann und die Tochter Johanna, welchen gegenüber als den Erben der Güter des Aleš sich die Witwe Elška von Trzebelicz 1494 mit ihren Heirathsansprüchen befriedigt erklärte. [85])

Dagegen klagte die Tochter erster Ehe, Anna, Gemahlin des Mikulaš von Stranow, den Vormund und ihre Stiefgeschwister wegen ihres väterlichen Erbtheiles. (1496 und 1497.) [86])

Die Söhne Wenzel und Johann von Schanow, zu männlichen Jahren gelangt, ertheilten 1499 ihrem Vormunde das Absolutorium [87]), und behielten den Besitz der Lehengüter gemeinschaftlich bis 1507, in welchem Jahre sie die Theilung der väterlichen Erbschaft vornahmen. [88])

Der in der böhmischen Lehentafel enthaltene weitläufige Theilungsvertrag gibt uns das älteste Bild von der Stadt.

Wenzel von Schanow erhielt durch die Theilung: Die Hälfte der Burg in Arnau, und zwar den Theil (duom) gegen die Kirche, mit allen Zimmern, — das Gewölbe oberhalb des Thores, — den Wallgraben auf dieser Seite bis hinter die Schloßbrücke, — das Backhaus, — die Hälfte des Burgzwingers, — den Hof vor der Pforte (před fortnau), — den Garten hinter dem Stalle mit seinen Fischhaltern (halterzy), — den Obstgarten, der neben der Elbe gegen die Mühle liegt, — das Vorwerk (popluži), das neben dem Wege zur Brücke bis zu den Grenzen von Proschwitz liegt, — die Hälfte des Vorwerks gegen Oels und zwar die obere Seite, — die Hälfte (und zwar die untere Seite) des Vorwerks bei der Lautermühle, — die untere Hälfte der Wiesen bei der Lautermühle und bei Forst, — die untere Hälfte des Waldes bei Forst, — den Wald oberhalb des Kalkofens, — die vier obern Fleischbänke — die Hälfte der Stadt mit 35 namentlich aufgeführten Bürgern und mit einigen bei dem Niederthor angesessenen Bürgern; ferner das Dorf Langenau mit dem Patronatsrechte, mit dem untern Hammer, mit der Mühle und mit dem Bache, vom untern Hammer angefangen bis Proschwitz; die Zinse in Oels und in Ketzelsdorf (koczlerzow), so viel man deren hat; — die Elbe von der Arnauer Mühle aufwärts bis zur Grenze; — in Mohren die Hälfte des Eier- und Gelddienstes; in Hermanseifen 17 Robottage von bestimmt angegebenen Bauern; endlich die Leute, die in Forst die Wiesen räumen.

Johann von Schanow erhielt zu seinem Theile: Die gegen die Stadt gekehrte Hälfte des Schlosses in Arnau, — den Wallgraben auf dieser Seite bis zur Brücke, — den Wallgraben, der um die Bastei lief, — die Hälfte des Schloßzwingers, — den Hof in der Stadt, — die zu diesem Hofe gehörige Schemberowsky'sche Wiese, — den Garten hinter der Mühle, — das Vorwerk unten

84) Arnauer Stadtbuch Fol. 19.
85) Lehentafel tom. 5 p. 401 und tom. 61 p. 559; ferner tom. 6 p. 9 und tom. 61 p. 559 juxta; — tom. 61 p. 530 juxta; tom. 6 p. 227, tom. 30 p. 124 u. tom. 61 p. 530 juxta.
86) Ibid. tom. 19 p. 33, 35 und 163; tom. 30 p. 78.
87) Ibid. tom. 6 p. 361 und tom. 62 p. 275.
88) Ibid. tom. 62 p. 322 u. ff.

jenseits der Elbe mit seinen Wiesen an der Elbe und das Vorwerk hinter der Brücke mit seinen Bergfeldern (palanczky), den untern Theil des gegen Oels gelegenen Vorwerks, — die obere Hälfte des Vorwerks bei der Lautermühle und in Forst, die Hälfte der Stadt mit bestimmt angeführten Bürgern, das obere Bräuhaus, die vier untern Fleischbänke, dann folgende Dörfer: Lauterwasser mit dem obern Hammer und dem Bache vom untern Hammer aufwärts; Hermanseifen mit dem Patronat über die Kirche und mit dem Bache, — ebenso Mähren, — die Lautermühle mit dem Bache bis Arnsdorf, das Dorf Arnsdorf mit dem Bache bis zur Elbe, die Elbe von der Arnauer Mühle abwärts bis zur Grenze.

Gemeinschaftlich sollte bleiben das Patronatsrecht in Arnau, die dortige Mühle, das dortige untere Bräuhaus und die Brücke beim Schlosse. Den Wassergraben zum untern Bräuhause sollen beide Brüder, jeder zur Hälfte, benützen; den Nutzen von den Bergen, welche die Brüder dem Sywald und seinen Gewerken (kwerkuom) geliehen haben, sollen beide beziehen und die großen Berge beiden Theilen gemeinsam bleiben.

Die Schulden wurden ebenfalls gleich getheilt, und schließlich bestimmt, daß die Schwester Johanna ihre ordentliche Abfertigung erhalten und die Stadt bei ihren Rechten und Gewohnheiten erhalten werden soll.

Aus dieser Theilung ist erklärlich, warum in den folgenden Jahren bald der eine, bald der andere der Brüder im Stadtbuche bei Käufen und andern Verhandlungen als Herr erscheint.

Johann von Schanow bestellte 1512 seiner Frau Barbara von Rzieczisstayn auf Hermanseifen die Mitgift pr. 300 Schock [89]), verkaufte aber noch im selben Jahre seinen ganzen Erbtheil um 2335 Schock dem Hynek Sspettle von Janowicz und auf Skal. [90])

1517 verpfändete dieser dem Johann von Schanow für eine Schuld von 300 Schock pr. Gr., von der er, so lange des Gläubigers Gattin Barbara von Rayczstayn (sic) lebte, jährlich 25 Schock abtragen sollte, Bauerhöfe in Hermanseifen. [91]) Auch Wenzel von Schanow verkaufte seinen Erbtheil 1518 (die Summe ist nicht deutlich zu lesen) an Johann Thetauer von Thetau und dessen Erben. [92]) Dieser wurde im folgenden Jahre mit seiner Hälfte von Arnau von König Ludwig belehnt. [93]) 1525 erhielt er auch die Belehnung mit jener Hälfte von Hohenelbe, welche ihm seine Gemahlin Kordula von Slaupen im selben Jahre um 1000 Schock verkauft hatte, sowie auch mit einem Antheile von Langenau und mit dem öden Dorfe Neudorf. [94]) Die andere Hälfte des Lehens Hohenelbe (Wrchlaby) verlieh König Ludwig nach dem Tode der Johanna Kordula von Slaupen dem Hassek Kulowí z Chodcze seiner Verdienste wegen. [95])

Johann Thetauer und Hynek Sspettle behielten nicht lange Arnau, sondern verkauften an einem und demselben Tage ihre Antheile an der Stadt und den Dörfern dem Herrn Johann von Wartenberg 1519. [96])

Bevor wir uns mit diesem und den ihm nachfolgenden Herren von Waldstein beschäftigen, wollen wir zum Schlusse der Periode der verschiedenen Besitzer noch Einiges anführen, was zur Erkenntniß der Zustände von Arnau beitragen kann.

89) Ibid. tom. 62 p. 359.
90) Ibid. tom. 62 p. 363 und 369.
91) Ibid. tom. 25 Fol. 95.
92) Lehentafel tom. 62 p. 394.
93) Ibid. tom. 62 p. 722.
94) Ibid. tom. 62 p. 744 und 745, dann p. 445 und 446. — Nach einer Bemerkung in der Lehentafel (tom. 17 Fol. 40) scheint Kordula ihren Gemahl 1522 in Arnau geheirathet zu haben. (Wyssel list prowdaczy de Hostinneho w Sobotu po Sw. Magd. v letě etc. XXII).
95) Lehentafel tom. 17. Fol. 40.
96) Ibid. tom. 62 p. 411 u. 413.

Die Testirfreiheit, welche die Arnauer Bürger von den Herren von Turgau erworben hatten, ist unter den Herren aus dem Hause Schanow schon wieder verschwunden. Uibertragungen unter Lebenden und auf den Todesfall finden nur mit Willen des Herrschaftsbesitzers oder gänzlich durch denselben statt; so heißt es [97]) z. B. 1495: „Paul Fleischer, unser Genoß, ordnet „mit unsers gned. Herrn Willen" und mit Rath seiner Kinder und Stiefkinder an, daß alle Kinder sein ganzes jetziges und künftiges Vermögen erben sollen zu gleichen Theilen. Beim Tode eines Kindes soll dessen Antheil an das andere sterben und kommen, beim Tode aller Kinder aber wieder an Vater und Mutter fallen;" — dann 1497: „Lorenz Adeler hat abgetreten und vorreicht unserm gned. Herrn sein Haus und dieselbige Vorreichung hat unser gned. Herr dem N. N. ganz wieder gegeben mit dem Hause und der obgenannte Lorenz Adeler hat sich verziehen des Hauses."

Letztere Form ist bei Hausübertragungen die durchgängig übliche. Rechtsübertragungen ohne Willen des Herrn sind nichtig. Die Gebühren an die Herrschaft bei Vermögensübertragungen sind sehr hoch, wenn anders das, was von Zahlungen an die Herrschaft bei Hausverkäufen u. dgl. im Stadtbuche gesagt wird, nur die Gebühren für die Bewilligung dieser Akte und nicht etwa auch alte Schuldreste begreift. Uiber Persönlichkeiten und Oertlichkeiten geben noch folgende Stellen des Stadtbuches Kenntniß:

1495. Der edle Hr Hynko von Walsteyn und czepentcz (Stèpanitz) vnd off Starkenburg (Starkenbach) gesessen tritt Frau Barbara Czedelitczyne alle seine Gerechtigkeit auf Haus und Garten ab, das er von Schabenflick (um 47 Schock Meißnisch) gekauft hat.

1497. Pradatz verkauft „das Erbstück mit der Wiese auf der alden Elben um 10 Schock an Frau Barbara von Schlawbn.

1500. Frau Barbara Czedelitczyne verkauft ihr „Haus und Garten zu Arnsdorf" und „dy alde Elbe" an Waczlaw von Radecz um 80 Schock.

1497. Janeczky Haberaneczky von Doberny (Döberney?) verkauft an Merten Hivbeln den Garten und auch „en stücke bey dem kloster," das Spibak gehabt hat.

1513. Wolfgang von Hermsdorff und seine eheliche Hausfrau Dorothea und ihr leiblicher Sohn Kaspar verkaufen an Bartel Nyger ein Erbe und einen Garten und eine Au neben der Elbe um 105 Schock.

1513. Die Bürgermeister und die Scheppen bekennen, daß Merten Lomöller sein Haus mit den zwei Gärten, der eine gelegen zunächst am Stadtgraben, der andere neben dem Weg, „da man yn dy möl (Mühle) geeth" gekauft hat von der Frau Barbara, „die da geweest ist bei dem alten Herrn Hynko von Stiepanicz und auff Starkenberk (Starkenbach, also wohl Hynko von Waldstein auf Stèpanic und Starkenbach) — und dafür bezahlt hat „dem Hrn Waczlaw von Schanowa vnd off Arnaw gesessen" 20 Schock „und dem weisen Manne Paul Fleischer unserm (des Rathes) Mitinwohner 35 Schock und dem Wenzel Czikan 12 Schock, wie es die Verkäuferin angeordnet.

1519. Wolfgang von Hermsdorff verkauft „an Hrn Hanneß von Warnsdorff vnd off der alden buche gesessen die Gebaw (Gebäude) zu Kotwicz" um 220 Schock Meißnisch.

1518. Die Purmannin und ihr Wirth Steffin verkaufen an Mathis Neidek ihr Haus „das do leit an dem Ringe."

1528. Der edle Herr Jörg von Warnsdorff als Vormund der Kinder seines Bruders Bernhard verzieht sich des Hauses, in welchem nun der edle Herr Hynko Richnowsky wohnt, gegen Donat den Kannegisser.

1528. Paul Fleischer kauft von Merten Gerneth sein Haus, gelegen „an dem Burgerstirtel bei dem Niderthor."

---

97) Diese Notizen aus dem Stadtbuch v. 1478.

Wir sehen aus diesen und andern Stellen, daß in der Stadt mehrere Adelige sangesessen waren, aber weder unter den Bürgermeistern noch unter den Rich- und Scheppen erscheint eine Person von Adel. Der Stadtvorstand war mmengesetzt aus zwei Bürgermeistern und mehreren — wie es scheint zehn Schöppen, die aus den Bürgern jährlich (durch Wahl?) erneuert wurden; aus einem Richter. Zur Wirksamkeit jeder Handlung scheint die Gegen- beider Bürgermeister und der Schöppen nöthig gewesen zu sein.

Von 1521 an erscheint nur Ein Bürgermeister.

Der Richter erscheint (auch schon früher) nur hie und da angeführt; häufig der Gutsherr selbst den Ausspruch. — Der Stadtrichter konnte — wie es nt — zugleich auch Bürgermeister oder auch Schöppe sein.[98]) Das Richter- (Stadtschreiberamt?) war lebenslänglich.[99]) Im Stadtbuche kommen von 7 bis 1520 folgende Bürgermeister vor:

anno 1477. Der Meister Johannes, der im selben Jahre wegen Mißbrau- der Amtsgewalt dem Herrn Aleš von Schanow mit Hals und Gut verfiel.
1478. Jakob Lorenz und Mikisch Czekan.
1479. Nikols und Heyntze.
1483. Heinze und Jenke Pabelig.
1486. Georg Jarosch.
1487. Jenke Pabelig.
1488. Georgius Schreiber. Jaroš. Im selben Jahre noch Pruß, Paul Fleischer.
1490. Paul Pfaffe und Thomas Fleischer.
1491. Georg Pruß.
1492. Pfaff und Merten Zimmermann.
1493. Pruß und Nikel Schtrogel.
1494. Jenke Pabelig und Merten Zimmermann.
1495. Jenke und Paul Pfaffe.
1496. Thoma und Merten Schibel.
1497. Pruß und Jakobi.
1500. Jakoby und Stragel.
1501. Merten Schiebel und Enderlin Breuer.
1502. Jakoby und Wolfgang.
1503. Prusse und Strogel.
1504. Jorge Schreiber und Merten Schiebel.
1505. Jakob Heyntz. Wolfgang Schlosser.
1506. Georg Schreiber. Prusse.
1507. Nikel Strogel. Jakob Fleischer.
1508. Merten Schibel. Paul Groff.
1509. Thoma. Wolfgang Schlosser.
1510. Georg Fiedler. Vincenz Fleischer.
1511. Jakob Heinz. Bartel Nyr.
1513. Nickel Lomöller. Bartel Nyr.
1514. Jakob Heynz. Merten Lomöller.
1516. Merten Schibel. Mathauß.
1517. Nickel Lomöller. Wenzel Czikan.
1518. Briccius. Schwarz Bartel.
519. Mathäus Briccius. Schwarz Bartel.
520. Nickel Lomöller. Wenzel Czikan.

Die Stadt mußte damals schon längst, vielleicht schon seit ihrer ersten An- die heutige Eintheilung haben. Wir treffen im Stadtbuche auf folgende

---

adtbuch ad annum 1513.
d. ad annum 1503.

besondere Benennungen: die obere Gasse (1488), der Ring (1518), das Obe thor (1507), das Niederthor (1526), der niedere Viehweg (1505), die Oberve stadt und der hohe Fiebig (Viehweg), das Bürgerviertel am Niederthore (152

Die Herrschaft besaß Hämmer und Bergwerke, welche, wie die Namen ha und kwerkowe in den czechischen Urkunden und der Theilungsvertrag von 15 zeigen, von Deutschen betrieben wurden. Die Herrschaftsbesitzer hatten in Stadt zwei Bräuhäuser; da aber auch die Gemeinde seit alter Zeit die Bri gerechtigkeit besaß, muß noch ein drittes — städtisches — Bräuhaus vorhan gewesen sein. Das Stadtbuch erwähnt 1494 des Malzhauses; „das Metzh in der Gassen wird von Mathis Melzer, unserm Genossen," an seinen St vater Michel und dessen Weib abgetreten, so daß Michel und Mathis jeder sei Gefallens sollen darin Malz machen dürfen; den Zins vom Hause sollen b geben, Michel aber allein „das Haus vorstehen, mit der Wache thorstehen off dem torme." Aber nicht nur die Eintheilung der Stadt muß damals s die heutige gewesen sein, sondern eine große Anzahl Häuser müssen schon da in ihrer heutigen Gestalt bestanden haben.

Von Kirche, Schloß, Dechantei und Schule wird später die Rede sein; den übrigen Gebäuden tragen namentlich die Häuser am Ring auf der Rathh seite und der gegenüberliegenden Seite großentheils das Gepräge jener Zei den hohen Giebeln, den — zum Theil noch jetzt gothischen — Bögen der bengänge und insbesondere in der sehr zierlichen gothischen Verstäbung ein Fenster und Thüren im Untergeschoße, welches regelmäßig eine große Hau enthält, die sich nach dem Platze oder der Gasse mit einem großen Thor öf rückwärts über einige Stufen zu einer großen Hinterstube führt. — Solche ster und Thüren sieht man noch im Rathhause, in den zwei Nebenhäusern die Obergasse zu, im ersten sogar noch mit einem, vielleicht auf das Fleischh gewerbe Bezug nehmenden Wappen und der Jahreszahl 1535; im nächsten F ebenfalls mit einem Wappen über dem Thore. Im ehemals Ritter von Be thal'schen, nun Herrn Franz Steffan gehörigen Hause sind auch noch derlei liche Gewände, im Hause zur Rose verschwanden sie erst in den letzten Jahre Jedenfalls bezeugen sie, daß damals in Arnau viel Wohlhabenheit und Kun bestanden. Der fromme Sinn der Arnauer Bürger zeigt sich in jener P in einigen Stiftungen für die Kirche. 1483 gibt „Katharina Schymberi Wissen und Willen des Herrn Alisch von Schanow ihren Garten enthalte Elbe und des Berges" auf ihren Todfall der Kirche. Sollte sie jedoch v verarmen, so soll sie Macht haben, den Garten zu verkaufen und zu ihrer durft zu verwenden, und nur was dann von dem Gartengelde bleibt, so Kirche zufallen, und wer zur selbigen Zeit wird „Kirchenhüter" sein, der so Jahr das Salve bestellen, alle Sonnabende in der Kirche zu singen. — In selben Jahre schenkte Herr Pocke sein Haus und von seinen zwei Gärte untern der Kirche, den obern (wie bereits erwähnt) dem Spitale.

1488 bekennen die Kirchenväter Paul Pfaffe und Jakob Fleischer, d mit Willen des Herrn und des Rathes von der Glaserin 8 Schock und Paul Greffe zum Seyffen 2 Schock für die Kirche empfangen haben. [100])

1497 wird bestättigt, daß Herr Johannes Nische, „der unser Pfarr ist," von wegen der Meyßnerin dem Kirchenvater Jakob Fleischer sechs gegeben habe. Dieser habe noch zu diesem Gelde zugelegt und nach dem Willen der Meyßnerin „die Tafel mit Unser lieben Frawen bilde" machen die auf St. Johannis Altar steht.

1507 gibt Anderle der Kirche eine Au ober der Elbe.

---

100) Ibid. Fol. 12.

Viele fromme Gaben und Vermächtnisse mögen in dem alten Stadtbuche, s zudem ja erst mit dem Jahre 1477 beginnt, nicht verzeichnet sein.

Von den Vorstehern der Kirche sind uns nur folgende Namen erhalten:

1497. Johannes Nische als gewesener Pfarrer.

1505 und 1507. Nikolaus Beck, Pfarrer.

1526. Jakob, unser Pfarrer, derzeit Techent yn diesem kreiß.

Die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge.

(Schluß) *)

Von **Josef Stocklöw.**

Der Klöppellohn. Aus den verschiedenen Zahlen, die uns über den öppellohn zu Gebote stehen, sowie der Betrachtung, daß man in gar vielen llen den Unterhalt der Männer und erwerbsunfähiger Personen davon bestrei- mußte, erhellt hinreichend, daß die Entlohnung nie in einem gebührlichen Ver- tnisse zu der Mühe stand, welche die Klöppelarbeit erfordert und daß nur ein nügsames Volk in einem kärglichen Leben gleichwohl sein Wohlbefinden erreichen nte. Unter den Wirkungen des niedrigen Arbeitslohnes sei zunächst der perio- hen Wanderungen gedacht, welche alljährlich zur Zeit der Reife wiederkehren. nze Schaaren von Arbeitern ziehen mit Sensen bewaffnet zur Getreide- und pfenernte aus der Gegend von Heinrichsgrün, Platten, Abertham u. s. w. ch das Egerthal dem Saazer Flachlande zu und kehren nach vollbrachter Arbeit ihrem Erlöse, den sie theils in Geld, theils in Getreide mit sich führen und ig vor Verkleinerungen durch Reisekösten hüten, in die Berge wieder zurück.

Eine weitere Folge, freilich durch die traurige Nothwendigkeit hervorgerufen, :, daß auch Kinder zu diesem Erwerbe herangezogen wurden. Galt es allge- ne Regel, daß die Kleinen ohne Unterschied des Geschlechtes von ihrem 5. ensjahre zur Klöppelarbeit verwendet wurden, so wurden doch auch nicht selten n Kinder unter diesem Alter hierzu angehalten. Diese frühzeitige Verwendung u junger Kräfte konnte aber auf die körperliche und geistige Entwicklung keinen stigen Einfluß üben. Ist auch das Klöppeln für die Gesundheit bei Weitem t so schädlich wie die einförmige Bedienung des Bobbinetstuhles, so ist es doch : äußerst mühsame Arbeit. Nicht nur daß die Jugend dem Schulbesuche entzo- und der Volksunterricht gänzlich vernachläßigt wurde, konnte auch das unun- rochene Sitzen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht zumal bei der amten Treibhaushitze in den stark bewohnten, niedrigen und schlecht gelüfteten uben dem körperlichen Gedeihen nicht zum Nutzen gereichen. [1]) Die nachtheili- Folgen, verbunden mit der schlechten Kost, zehren schon längst am Marke des lkslebens und mit Recht ist dem betrübenden Zustande der Volksbildung in en Gegenden ein aufmerksames Auge zugewendet worden.

Je weniger ferner das Klöppeln den Schweiß der Hände lohnte, desto häu- r griff man zu Beschäftigungen, die von dem Rechte und den guten Sitten randmarkt werden, desto mehr liebte man es, sorglos von der Hand in den und zu leben, und die beiden Redensarten „aufblitzen" und „aufdonnern" sind Bilder für die himmlische Seligkeit, die mancherorts im ungezügelten Genuße

*) Siehe Jahrgang X, Heft 6.

[1]) Schon Jos. Rohrer a. a. O. I, 67 hat darauf hingewiesen, wie sich in den böhmischen Ge- birgskreisen zufolge der durch die Industrie veränderten Lebensweise häufige Krankheitser- scheinungen, insbesondere Abzehrung, Gelbsucht, Wassersucht einstellten. Vergl. a. August Maria Glückselig: Der Elbogner Kreis S. 166 ff.

des Augenblickes gefunden wird. Einen nicht unbedeutenden Einfluß dürfte niedrige Stand des Klöppellohnes namentlich auf das Schwärzerwesen und Wuchern der „musikalischen Nomaden" in Preßnitz und Umgegend genomm haben, die ob aller Ausflüchte den Worten Göthes nicht entgehen: „Ein w derndes Mädchen ist immer von schwankendem Rufe."

Die Entlohnung geschah in Geld. Nur hie und da wurde, wie Dr. Rol Heym berichtet, von sächsischen Faktoren eine Art Truckſystem ausgeübt und Klöppellohn statt in baarem Gelde mit Kartoffeln oder anderen Lebensmitt entrichtet. Bei den ärmlichen Verhältnissen der Bewohner sollen derartige E richtungen, wenn sie mit Ehrlichkeit gehandhabt werden, sogar als eine wa Wohlthat erscheinen.[2]) Frühzeitig hatte sich auf dem Gebiete der Klöppelei Stücklohn ausgebildet; denn schon 1710 wurde der Arbeitslohn gemein lich von den Verlegern nach Stücken oder auch ellenweise, je nachdem die Ar und der Zwirn fein oder schlecht war, bezahlt.[3]) Seine Höhe richtete sich so nach der Menge und dem Werthe des Erzeugnisses und drei Faktoren haben bestimmend eingegriffen: der Stoff oder Klöppelzwirn, welcher ungeac seines verhältnißmäßig geringen Werthes gleichwohl einen sehr beachtenswert Einfluß äußert, das Klöppelmuster und dessen technische Ausführung. näher zu beleuchten, ist Aufgabe der folgenden Darstellung.

Der Klöppelzwirn. Unter „Klöppelzwirn" oder „Garn" steht der Erzgebirgsbewohner nicht bloß den eigentlichen Flachszwirn, sondern nimmt dieses Wort in einem viel weiteren Sinne und begreift darunter allgemein den Stoff, der bei dem Klöppeln verwendet wird, ohne Unterscheidung ob er aus Flachs, Roßhaar u. dergl. besteht. Die Spitze als kostbarer Schm erfordert einen ihrer Bestimmung würdigen Stoff und als solcher können nur Gold und Silber, Seide u. s. w. darstellen. Die ältesten, schönsten dauerhaftesten Spitzen sind bekanntlich die „Flachszwirnspitzen." Zu ihnen der feinste Flachszwirn verwendet und dieser darum auch der „Spitzenzwi genannt. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts bezog man den Spitzenz aus Holland, das Pfund um 16 bis 24 Rheinische Thaler, und der Verf von „Oesterreich über Alles, wenn es nur will," spricht seine Verwunderung über aus, daß Schlesien, das doch den unentbehrlichen Rohstoff liefere, sich mit wenigen Thalern für das Pfund gesponnenen Flachses begnügen müsse, wäh die „herumgrasenden" Franzosen und Italiener aus derselben Menge Stoffes bis 300 Thaler in der Folge zu ziehen wissen. Das heißt doch, fährt er blinde Welt, die betrogen sein will, da lohnte sich doch die Mühe, 100 oder 1 Thaler daran zu setzen und es den Holländern abzulernen; allein mit der in den Erbländern scheint es doch nicht so arg zu stehen, wie allgemein die K geht, weil uns der Verstand so langsam aufgehen will. Indessen wurde doch solcher Zwirn, welcher in Sachsen erzeugt und unter dem Namen „Grimmisch Zwirn bekannt war, in den Handel eingeschmuggelt.[4]) Der Mahnruf uns Patrioten fand auch Beherzigung; wenigstens strebte die österreichische Staat gierung mit allen möglichen Förderungsmitteln auf die Zwirnbereitung ei wirken. So verordnete das Spinnschulpatent vom 27. November 1765 in landesfürstlichen Städten und Märkten die Errichtung von Spinnschulen, welcher in Böhmen bereits 1755 und 1764 dringend aufgefordert worden und das für dieses Kronland ergangene Hofdekret vom 5. März 1770 hatte e

2) Jos. Auspitz: Oesterreichischer Kalender. Ein Jahrbuch für Gewerbe, Handel und V wirthschaft vom J. 1856 S. 123 (?)
3) Marperger a. a. O. S. 140.
4) Grimma eine Stadt in Meißen. Uiber den Unterschied zwischen dem holländischen Grimmischen Zwirn siehe Marperger a. a. O. S. 139.

Preis von 6 Dukaten demjenigen zugesichert, welcher ein ganzes Sortiment holländischen Zwirnes gebleicht und zugerichtet herstellen würde. [5]) Diese Bemühungen waren keineswegs vergebens und bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war auch die einheimische Zwirnerzeugung weiter vorgeschritten, doch trat jetzt zwischen Sachsen und Böhmen ein ähnliches Verhältniß wie das oben bezeichnete zwischen Holland und Schlesien ein. Während nämlich Sachsen viel grobes Gespinnste aus Böhmen bezog und einen dem holländischen gleichen Spitzenzwirn lieferte, wurde der inländische nur zu den geringeren Spitzensorten verwendet, zu den feineren dagegen verklöppelte man im Erzgebirge meist sächsischen, in den übrigen Gegenden des Böhmerlandes noch holländischen Zwirn. [6]) Hierbei verlor die kaiserliche Regierung die Klöppelzwirnmacherei nicht aus dem Auge. Zur Hervorbringung eines tauglichen Spitzenzwirnes wurden durch das Hofdekret vom 21. November 1803 für Böhmen Ermunterungen ertheilt und mit der in Prag eröffneten Hauptlehranstalt eine Flachsbau- und Flachsappreturanstalt, eine Feinspinnerei und Feinzwirnerei, eine Battistweberei und Bleichanstalt in Verbindung gebracht Der Zweck dieser Anstalten war in der A. h. Entschließung vom 14. Juni 1813 dahin ausgesprochen, daß durch dieselben der Unterricht in der Kunst, den Flachs nach Art der Niederländer zu bauen, zur feinen Zwirnerzeugung zuzubereiten, ihn so fein zu spinnen, wie er zu Spitzen und Battist erforderlich ist, ihn zu drehen und hieraus Spitzen aller Art, Battist usw. zu machen, fortgesetzt werde. Diese Anstalten waren bis zum J. 1822 im Gange.

Während aber die Bemühungen der Staatsregierung dahin gerichtet waren, dem Mangel eines geeigneten Spitzenzwirnes im Inlande zu steuern, hatte man im Erzgebirge ein ganz anderes Verfahren eingeschlagen und allgemein die Baumwolle zu dem Spitzenklöppeln verwendet. Die Nachtheile hiervon liegen klar am Tage. Der Klöppler bedachte nicht, daß es hier nur seine Hand ist, welche durch Veredelung des Rohstoffes bedeutende Werthe hervorzaubert, die verhältnißmäßig geringe Entlohnung ließ ihn die Bedeutung seines Kunstfleißes verkennen, er suchte den Werth in dem Materiale, und fing an, darin zu sparen. So gering diese Ersparnisse ausfielen, um so größer war der Schaden, welchen er der Schönheit und Dauerhaftigkeit seines Erzeugnisses zugefügt hatte. Der Hinweis auf den geheimen Zauber, den unter Anderem der feine Spitzenzwirn den Brüsseler Fabrikaten verleiht, die Mahnung, durch Verwendung eines feinen Flachszwirnes die den ächten Spitzen eigenthümliche Dauerhaftigkeit noch mehr zu erhöhen und dadurch den baumwollenen Maschinenfabrikaten Englands gegenüber ein Uebergewicht zu erlangen, blieben fruchtlos, man fuhr vielmehr fort, die mühsamste Arbeit in der einmal liebgewonnenen Baumwolle zu verschleudern, und diese Verhältnisse bestehen zum Theile heute noch. [7]) Auch darf nicht übersehen werden, daß das Klöppeln von Baumwollspitzen stärkere Klöppelhölzer erfordert, als dies bei der Bereitung von Flachszwirnspitzen der Fall ist, und daß so das feine Gefühl der Hände abgestumpft werden muß. Dieser Tadel kann nur insoferne eine Ausnahme finden, als man bei feineren Spitzen durch die Baumwolle das Muster gegen den Grund zu heben sucht. Im Erzgebirge bedient man sich des sächsischen, in den Musterwerkstätten, im Hirschberger Thale und in Belgien des englischen Baumwollgarnes. (?) Das Materiale zu den in den Musterwerkstätten mit der Nadel gearbeiteten Spitzen besteht aus leinenem Zwirn, welcher in verschie-

5) Kopetz a. a. O. II, 53 und 64.

6) Jos. Rohrer a. a. O. I, 200. Uiber den Unterschied zwischen dem holländischen und böhmischen Spitzenzwirn siehe Schreyer: Kommerz I, 100 und Waarenkabinet S. 105.

7) Ja, Herr Dr. Ferdinand Stamm: „Wie kann dem Nothstande im Erzgebirge abgeholfen werden?" (Tagesbote aus Böhmen vom J. 1861 Nr. 302 ff.) erwartet geradezu von der Rückkehr zu den geklöppelten Flachszwirnspitzen eine Wiederbelebung dieses Erwerbszweiges. Doch scheint uns dieses bei den angeführten Verhältnissen eine unbegründete Hoffnung.

denen Nummern zur Verwendung kommt, wovon der stärkste 50 Franks und der feinste 1500 Franks per Pfund kostet. Obgleich in den neu errichteten Anstalten das Materiale zum Selbstkostenpreise geliefert wird, so lassen doch die Spitzenhändler noch immer 50 bis 100 Nummern stärkern Zwirn verarbeiten. Bei ihren geringen Fachkenntnissen ist es begreiflich, daß auf den Weltausstellungen die englischen Baumwollspitzen in Folge der sorgfältigen Appretur von den Flachsspitzen des böhmischen Erzgebirges kaum zu unterscheiden waren, obgleich diesen das frische, perlende Weiß von Natur aus einen durch die Kunst nicht zu ersetzenden Vortheil gewährt. Gegenwärtig gebührt bekanntlich dem Leitmeritzer Kreis die Ehre, den feinsten Spitzenzwirn in ganz Deutschland zu liefern. Der glückliche Wechsel des Stoffes führte, wie bereits oben bemerkt wurde, in den 1850er Jahren zu einem lebhafteren Betriebe der Spitzenklöppelei.

Der Klöppelbrief. Dieser ist ein rothgefärbter Pergament- (gegenwärtig Papier-) Streifen, dessen schwarze Zeichnung mit Nadelstichen auspunktirt ist. Jene Personen, welche sich mit dem Vervielfältigen solcher Muster beschäftigen, d. h. die „Klöppelbriefe reimen," heißen „Klöppelbriefstecher" oder kurzweg „Briefstecher." Es ist kennzeichnend für die Spitzenfabrikation des Erzgebirges, daß sie sich, so zu sagen, aus sich selbst herausentwickelt hat, aber leider auf einer bedauerlich niedrigen Stufe betreffs der Zeichnung und Geschmacksrichtung geblieben ist. Zunächst ist es Thatsache, daß Barbara Uttmann mit der Unterlage eines Klöppelbriefes, dieser eigentlichen Seele des Spitzenwesens, Anfangs nicht betraut war und die Nadeln nur nach dem Augenmaße stecken mußte. Erst später und zwar noch zu Lebzeiten der Meisterin war das Mustern der Spitzen aufgekommen. Die Buchhändler nahmen sich eifrig der neuen Kunst an und sorgten frühzeitig für „Muster-" oder „Modellbücher." Das älteste Modellbuch für Spitzenklöppelei stammt von Nikolaus Bassens und erschien 1568 zu Frankfurt a. M. Seitdem wurden wiederholt derlei Mustersammlungen angelegt. Nichts desto weniger waren die Bordenbriefe der böhmischen Klöppelleute äußerst unvollkommen. Wir befinden uns durch die Güte unseres unermüdlichen Mitgliedes Herrn Richard Ritter von Dotzauer in der erfreulichen Lage, unserem Leser über einige Spitzenmuster berichten zu können, welche am 15. Februar 1756 mit anderen Erzeugnissen der vaterländischen Industrie und einem ausführlichen Berichte durch den Obercommercialpräsidenten Grafen von Chotek Ihrer Majestät überreicht worden sind. Die daselbst eingelegten, 1 bis 2 Zoll breiten Spitzenmuster, Neudeker Seidenspitzen, sämmtlich von schwarzer Farbe, sind, so sorgfältig sie auch gearbeitet sein mögen, äußerst einfach und die reicheren lassen nur mit Mühe den Gedanken ihres Zeichners erkennen. Auf diesen bieten einzelne größere- und kleinere Punkte, in ein Drei- oder Viereck gebracht, auf jenen einige unausgeführte Zierrathen die einzigen Anhaltspunkte. Vorne auf Seite 51 steht ein Muster mit dem höchsten Preise. Vielleicht zur Freude seines Zeichners und Klöpplers müssen wir nach längerem Anblicke gestehen, daß es ein Bäumchen sei, welches hier Leben in den einförmigen Spitzengrund bringt. Ein großer Fortschritt muß demnach allerdings in den Mustern der späteren Zeit erblickt werden. Dies erhellt auch aus dem Spitzenpreise. Denn während er bei einer Elle der oben beschriebenen Spitzen nur von 5 Kr. 3 Pf. bis 15 Kr. 3 Pf. hinaufstieg, kostete die Elle am Schlusse des vorigen Jahrhunderts bereits 3 Kr. bis 4 fl. [8]) Dennoch ist der Mangel entsprechender Muster als das Siegfriedsche Lindenblatt der böhmisch-erzgebirgischen Spitzenfabrikation bezeichnet worden und noch gegenwärtig ein Hemmschuh dieses aufstrebenden Industriezweiges. Dies hat sich neuerdings auf den Weltausstellungen gezeigt. Es waren daselbst die Schaustücke der erzgebirgischen

8) Relation über alle in den 5 Commercialkreisen erhobenen Manufacturen S. 49 und 51 und Schreyer: Waarenkabinet S. 106.

Spitzenindustrie in technischer Beziehung rein, selbst künstlich ausgeführt; allein in Betreff des Geschmacks sowohl als der Appretur blieben sie hinter den belgischen, französischen, schweizerischen und englischen Fabrikaten weit zurück. Dieses Räthsel ist gelöst, wenn man bedenkt, daß diese Kunstseite der Spitzenfabrikation lange Zeit bloß in den Händen der Klöppelbriefstecher ruhte, die sich damit begnügten, ein veraltetes oder etwa von Sachsen herübergeschlepptes Muster in einer Weise zu vervielfältigen, die zuletzt kaum eine Aehnlichkeit mit der ursprünglichen Zeichnung erkennen ließ. Ohne einen Unterricht im Zeichnen empfangen zu haben und mit den Launen der Mode betraut zu sein, sind diese Leute jedem Wechsel abhold, ja geradezu unzugänglich; denn der Fall steht wohl nicht einzig da, wo ein Maurer, dessen feinste Arbeit sich im Sommer auf die Herstellung eines Gesimses beschränkte, seine freie Zeit im Winter dazu benützte, den jährlichen Musterbedarf für ganze Ortschaften zu liefern. Nicht mit Unrecht hat unser gefeierter Landsmann Herr Dr. Ferdinand Stamm diese wunde Seite mit dem Hinweise aufgedeckt, daß die Zeichner, welche in verwandten Industrien das Faktotum des Ganzen bilden und oft für ein einziges Muster staunenswerthe Summen beziehen, im Erzgebirge eine Nebenrolle spielten. Es fehlte somit an jenem eigenthümlichen Reize, den die Neuheit besonders auf die Begehr von Modeartikeln ausübt.

Möchte man doch diese Seite der Spitzenfabrikation, von deren günstigen Wendung das Gedeihen der Spitzenindustrie abhängt, nie aus dem Auge verlieren und dem Vorgange jener Länder folgen, wo gesunkene Erwerbszweige durch Einführung geschmackvoller Muster wieder gehoben wurden. Ein nachahmungswürdiges Beispiel liefert neuestens die Insel Murano. Die dortigen Bewohner errichteten im J. 1863 ein Museum zur Sammlung und Aufbewahrung ihrer Kunsterzeugnisse, um dadurch nicht nur Zeugniß von deren Vollendung abzulegen, sondern vielmehr zur Herstellung gelungener Vorbilder anzuspornen und namentlich durch geschickte Zeichner, welche in einer damit verbundenen Zeichenschule herangebildet werden, die in den politischen Ereignissen zu Beginn unseres Jahrhunderts untergegangene Glasindustrie wieder zur Blüthe zu bringen. Die Ergebnisse wurden als die erfreulichsten geschildert. Auch in Steinschönau ist seit Errichtung der Zeichenschule der Durchschnittspreis eines Zentners raffinirter Glaswaare um das Dreifache gestiegen, obgleich die Konkurrenz anderer Länder, u. z.: England, Frankreich, Rußland und Preußisch-Schlesien immer drückender wird. Die Engländer arbeiten theilweise mit böhmischen Arbeitern, haben aber ihre Fortschritte den bedeutend besseren Zeichnern und Specialschulen zu verdanken. [9])

Wie in Allem, so ist die sächsische Spitzenfabrikation auch in diesem Punkte der böhmischen vorangeeilt und durch die Erfindungsgabe und den glücklichen Geschmack gewiegter Zeichner den Anforderungen gerecht geworden. [10]) Erst in neuerer Zeit bemühen sich einzelne Unternehmer auf böhmischer Seite, diesem Uebelstande nach Kräften

---

9) Wiener Wochenschrift. Beilage zur Wiener Zeitung vom J. 1863 S. 145. Nicht unerwähnt kann bleiben das schon häufig gebrauchte Beispiel, welches in dieser Beziehung der neuerliche Aufschwung der durch französische, schweizerische und amerikanische Konkurrenz niedergedrückten schwarzwälder Uhrenindustrie gibt. Die Hauptmittel hiefür waren: Gründung einer Uhrmacherschule durch die Regierung, welche theils durch Unterricht, theils durch Ausstellung von Modellen, Musteruhren, Werkzeugen u. s. w. und Aussetzung von Belohnungen für kunstmäßigeren Betrieb wirkt, ferner Einführung einer zweckmäßigeren Arbeitstheilung, Verbreitung besseren Geschmacks, Tüchtigkeit, Strebsamkeit, Ausdauer und gemeinsinniges Zusammenwirken der Bewohner. Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Schwarzwälder einen Stolz darein setzt, eine Uhr aus dem „Walde" zu tragen, wogegen Manchem das einheimische Spitzenerzeugniß ungeachtet der ganz gleichen, vielleicht kostbareren Beschaffenheit aus dem Grunde nicht zu Gesichte steht, weil es nicht nach „Französischem" riecht. Pickfords Monatsschrift III, 204.

10) S. Fr. A. Schneider a. a. O. S. 50.

zu steuern, wie z. B. Herr Wöllner in Bärringen, der eine Musterdruckerei errichtet hat, und jüngstens hat das Centralkomité diese Aufgabe dem Unternehmer der Musterwerkstätten übertragen. Es wurden darum in Graslitz mehrere junge Leute aus dem Erzgebirge zu Musterzeichnern und Musterstechern herangebildet, die bestehenden alten Muster technisch umgestaltet und ganz neue in den Musterwerkstätten unentgeltlich an die Spitzenhändler verabfolgt. Gleichwohl ist noch Vieles nachzuholen, was die Vergangenheit versäumt hat, und so sehr auch die Spitzenmuster, welche die Musterwerkstätten auf die kunstgewerbliche Ausstellung des österreichischen Museums in Prag gebracht hatten, durch ihre Arbeit sich auszeichneten, so ließ doch die reine und stylvolle Zeichnung manches zu wünschen übrig. Es ist darum am Orte, ein Urtheil von kunstverständiger Seite wiederzugeben, welches folgendermaßen darüber erging: „Es ist allerdings schwer, gerade in jenen Dingen, die Bestandtheile der Toilette sind und der brutalen Herrschaft der „Mode" unterliegen, vernünftige künstlerische Prinzipien zur Geltung zu bringen, weil der Verfertiger dem leider meist schlechten, verschrobenen und eingebildeten Geschmacke des Abnehmers huldigen muß, wenn er von diesem nicht im Stiche gelassen werden will. So sehen wir auch hier menschliche, thierische und pflanzliche Formen statt der gerade bei Spitzen nöthigen strengen geometrischen Zeichnung und Flächendecoration ihr Unwesen treiben, auf einem Fächer Trophäen, Kanonen und Zündnadelgewehre, anderwärts wieder Genien oder vielmehr Carrikaturen, die Genien vorstellen sollen, und was dergleichen mehr ist. Es wird daher die Heranziehung tüchtiger, geschulter Musterzeichner der Spitzenindustrie entschieden noth thun." [11]) Ebendarum erheischt dieser Faktor der Spitzenfabrikation die größte Achtsamkeit, damit nicht das gegenwärtige Unternehmen das Schicksal eines bloßen Versuches gleich den in den Jahren 1809 bis 1822 errichteten Spitzenschulen theile. Man hatte wohl technisch fertige Arbeiter herangebildet; allein der schaffende Genius, der Zeichnenmeister, blieb aus, der die Kunstindustrie belebte, und sie erstarb. Die Brüsseler Spitzenfabrikation, lautet der österreichische Bericht über die internationale Ausstellung in London vom J. 1862 (Cap. XXIV), habe ihren Weltruf nicht bloß der Kunstfertigkeit seiner Erzeuger, sondern auch den großen Fortschritten der Spitzenzeichenkunst zu verdanken, welche als ein selbstständiges Gewerbe betrieben wird und der Fabrikation immer neue Muster zuführt.

Der Nachtheil, daß man im Erzgebirge mit den Erzeugnissen hinter der Mode zurückblieb, äußerte sich wiederholt in den Absatzstockungen, wo Verleger ganze Sendungen wieder zurückerhielten. Ein Beispiel verherrliche dies im Großen. Es war im J. 1848, als eines Tags der Verkehr auf der steinernen Brücke zu Prag abgesperrt und bloß gegen Entrichtung eines Entgeltes gestattet war, welches von Nationalgardisten eingehoben wurde. Aus diesem Betrage sowie durch weitere Sammlungen wurde ein reichlicher Fond zur Unterstützung des Erz- und Riesengebirges gebildet, welches gerade von der größten Noth heimgesucht war. Mit den eingelaufenen Geldern wurden theils Lebensmittel, theils Spitzen und Leinwand in der Absicht angekauft, durch Eröffnung einer Absatzquelle die Arbeitskraft zu heben und die Produkte hierlands zu verwerthen. Allein wie groß war die Enttäuschung, als man eine veraltete, zuweilen auch kostspielige Waare in den Händen hatte und vergebens nach einem Käufer sich umsah. Um einen Ausweg zu finden, wurde sie nach Hamburg gesendet; allein auch dort schien keine Nachfrage zu sein. So mußte denn die Waare wieder in ihr Vaterland zurück und der Verkauf bis auf bessere Zeiten aufgeschoben werden. Um aber die Spitzen

11) Fr. Zipperer in den Mittheilungen des österreich. Museums für Kunst u. Industrie S. 283. Das Handelsministerium hat im Monat Oct. 1872 für drei Spitzenmuster-Zeichner aus dem böhm. Erzgebirge auf die Verwendung des H. R. R. v. Dotzauer hin Stipendien von je 300 fl. auf zwei Jahre zur Ausbildung im k. k. Museum für Kunst und Industrie in Wien bewilliget, welche an drei Zöglingen der Musterwerkstätten verliehen wurden.

und Leinwand doch los zu werden und den geschmälerten Fond des Centralcomité zu verstärken, wurde von demselben im J. 1863 eine Lotterie zum Besten jener Gebirgsbewohner veranstaltet, bei welcher diese Gegenstände endlich als Gewinnste an den Mann gebracht und aus dem Waarenspeicher des Herrn Richard Ritter von Dotzauer nach einem langjährigen Lager befreit wurden.

Technische Vollendung. Ein geringes Kapital erforderte daher dieser Industriezweig und die werthschaffende Kraft ruhte vorwiegend in der Hand des Arbeiters. Dies war ja auch die Hauptursache, daß die Klöppelei als Ersatz des kostspieligen Bergbaues gewählt wurde. Ein Klöppelstock — oft das einzige Angebinde und die ganze Aussteuer —, den sich der Arbeiter ohne große Unkosten verschaffen konnte oder der sich als ein Familiengeräthe von Glied zu Glied vererbte, Zwirn und Muster genügten ihm, um seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit im Kreise des Erwerbes bethätigen und verwerthen zu können. Und welch überraschend große Werthe wurden bei diesem geringen Kapitalsaufwande hervorgerufen! Wahre Wunder sind es, welche der Gewerbefleiß hier schuf. Aus einem Pfund Flachs, welches in Schlesien nur einige Groschen und zu Spitzenzwirn bereitet 16 bis 24 Thaler kostete, wurden schon im J. 1708 für 200 bis 300 Thaler Spitzen geklöppelt. Wie sehr sich der Klöppler seine technische Ausbildung angelegen sein ließ, zeigt hinreichend der Umstand, daß die Hausirer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ihre im Erzgebirge eingekauften Spitzenwaaren für französisches und niederländisches Gut verkauften; denn schon die 1710 angefertigten Spitzen waren fein und zart ganz nach französischer und niederländischer Art, nur mangelte ihnen die Festigkeit und Dichte der letzteren, indem sie zu los und weitschichtig geklöppelt waren, was theilweise in der Manipulation, welche die Niederländer mit dem Spitzenzwirn vornahmen, theilweise in dem Umstande seinen Grund hatte, daß sie sich bei der Arbeit eines Augenglases, der sog. „Nasenquetscher," bedienten. [12]) Indessen bemühten sich diese Gebirgsleute nach Kräften, an Tüchtigkeit, Zierlichkeit und Feinheit der Erzeugnisse den Brabantern gleichzukommen und wahrlich ihre technische Fertigkeit bot wohl die wenigsten Hindernisse für die Entwicklung der Spitzenindustrie. Die Vollendheit der im Erzgebirge erzeugten Spitzen wurde auch wiederholt rühmend anerkannt. So legte der Spitzenfabrikant Franz Kuhn in Joachimsthal bei der 1831 zu Prag stattgehabten öffentlichen Ausstellung böhmischer Gewerbsprodukte eine Musterkarte feiner Zwirnspitzen vor, welche sich durch ihren äußerst billigen Preis, den feinen modernen Geschmack, sowie durch die sehr fleißige Arbeit auszeichneten. Gleichzeitig wurde durch Verleihung der bronzenen Medaille an Gustav Kuhlmann, Spitzenfabrikanten in Wiesenthal, der Spitzenindustrie des Erzgebirges ein glänzendes Zeugniß zu Theil. Doch folgen wir hier dem Wortlaute des von der Beurtheilungscommission hierüber erstatteten Berichtes [13]): „Die von demselben vorgelegte sehr schöne weiße Blonde erregte wegen der geschmackvollen, in jeder Beziehung musterhaften Arbeit, sowie wegen ihrer Größe allgemeine Aufmerksamkeit. Die dazu verwendete Seide war sehr gut, wodurch zugleich in Verbindung mit der guten und höchst fleißigen Ausführung die Dauerhaftigkeit derselben begründet wurde. Nur schwer war sie von den französischen Arbeiten zu unterscheiden, so gut gelang die Nachahmung." Die Firma Anton Gottschald und Comp. in Hirschenstand wurde wegen ihrer meister- und musterhaften Spitzenfabrikate nicht nur bei der 4. Ausstellung böhmischer Gewerbsprodukte in Prag 1837 durch die bronzene, sondern auch auf der allgemeinen österreichischen Gewerbeausstellung in Wien 1845 mit der Silbermedaille ausgezeichnet. Daß das einfache Gebirgsmädchen mit dem Produkte ihres Fleißes den Weltkampf in dem

12) Oesterreich über Alles S. 136 und Marperger a. a. O. S. 142.
13) S. 139 ff.

glänzenden Ausstellungspalaste nicht zu scheuen brauchte, haben die Weltausstellungen wiederholt gelehrt. So hatten auf der großen Weltausstellung zu Paris 1855 das Centralcomité in Prag (die Fabrik A. Meinls Erben in Bäringen, Johann Jakob Wechselmann in Gossengrün) die Medaille zweiter Klasse und auf der internationalen Ausstellung in London 1862 dasselbe Centralcomité (Johann Fuchs Söhne zu Graslitz, die Stadt Gossengrün, Josef Hüber und Anton Ullmann zu Hirschenstand), ferner J. F. Ullmann zu Neudek für Spitzen die Medaille errungen.

Die Vorliebe und natürliche Anlage der erzgebirgischen Spitzenarbeiterin zu diesem Gewerbe, ihre Genauigkeit und Reinlichkeit versprechen ihren Erzeugnissen eine große Zukunft. Eine unvollständige Ausbildung kann gegenüber den hohen Ansprüchen der Kunstindustrie jedoch nicht genügen, und in ihr lag auch ein Grund, warum die in den 1850er Jahren errichteten Spitzenschulen so geringe Erfolge verzeichnen können. Die meisten Schülerinen waren kaum über die ersten Anfänge hinausgekommen und müssen nun von Neuem als Lehrlinge in die Musterwerkstätten eintreten, welche die höchstmögliche Vollkommenheit der Spitzen bezwecken. Um dieses zu erreichen, muß eine ähnliche Arbeitstheilung sich geltend machen, wie sie in anderen vorgeschrittenen Ländern seit Langem durchgeführt ist. Es ist kein Geheimniß, daß die Brüsseler Spitze ihre gelungene Ausführung vorzüglich der zweckmäßigen Theilung der Arbeit zu verdanken hat, wodurch der Arbeiter eine größere Geschicklichkeit, Geläufigkeit und Sicherheit erlangt. In Belgien und Frankreich theilt das Verfahren die Spitzenarbeiter in 8 verschiedene, vollständig von einander getrennte Branchen. Freilich liegt in der einseitigen Ausbildung des Arbeiters, wie sie namentlich das Klöppeln mit sich bringt, ein wichtiger Uebelstand. So soll sich eine Klöpplerin ungeachtet der außerordentlichen Gelenkigkeit ihrer Finger zum Nähen, Sticken und zu anderen weiblichen Handarbeiten viel weniger anstellig zeigen als eine Person, die noch gar nichts gelernt hat. Im Zusammenhange hiermit stehe auch die Erscheinung, daß das Erzgebirge ungeachtet der Redlichkeit, guten Art und Reinlichkeit seiner Arbeiterinen eine kaum nennenswerthe Anzahl von weiblichen Dienstboten für die Städte liefert. Anderseits darf aber nicht übersehen werden, daß neben der Spitzenarbeit als Hausindustrie auch anderweitige häusliche, selbst Feld- und Waldarbeiten verrichtet werden können. Wie dieses unbeschadet der nöthigen Handgelenkigkeit geschehen könne, hiefür liefert Frankreich den deutlichsten Beweis. Im Departement Calvado beschäftigen sich wenigstens 50.000 Frauen mit Spitzenklöppeln und Tüllstickerei nur durch 6 bis 7 Monate, während sie die übrige Zeit den ruhesten Feldarbeiten nachgehen, und erzeugen bei einem täglichen Mittelverdienste von 75 Centimes per Kopf für 8 Millionen Waaren. [14])

Reinheit, Dauerhaftigkeit und Billigkeit, diese fesselnden Mächte des Angebotes, wusste der Sohn dieses Gebirges seit Alters her in seiner Waare zu entfalten. Zwar hatte die Spitzenerzeugung auch in anderen Ländern des Kaiserstaates Eingang gefunden. So klöppelte man in Tyrol im Gröd̈ener Thale für 24.000 fl. Spitzen aus Linzer Zwirn, welche durch hausirende Händlerinen in der Provinz abgesetzt wurden. Die groben Spitzen von Idria fanden ihre Abnahme in Illirien, Steiermark, Oesterreich, vorzüglich aber in Kroatien. Auch in Ungarn und in der Militärgrenze erzeugt man Spitzen, namentlich in den Comitaten Sohl, Liptau, Neutra, Trenczin, Zips und Sarosz. In diese Gegenden dürfte die Klöppelei durch erzgebirgische Bergleute, welche in Folge des ergiebigen Bergbaues dahin auswanderten, gebracht worden sein, wie denn die Bauart der Häuser, theilweise die Trachten der Weiber und selbst die Lebensweise der dortigen Bewohner eine große Aehnlichkeit mit dem Erzgebirge zeigen. Allein

14) S. Max Dormitzer und Dr. Edm. Schebek a. a. O. S. 167 und L. Brodhuber, Dr. E. Holdhaus und A. Martin a. a. O. S. 616.

die Feinheit der böhmischen Spitzen haben jene Länder bei Weitem nicht erreicht. Gegenwärtig dürften in Oesterreich ungefähr 40.000 Personen einen Werth von 8 Millionen an Spitzen und Stickereien erzeugen.[15])

Der Spitzenhandel. Der Spitzenherr und -Fabrikant. Hand in Hand gingen Klöppelei und Spitzenhandel. Letzterer wurde zuerst durch einen Schotten Namens Cunningham in Schwung gebracht. Dieser Kaufmann kam mit mehreren seiner Landsleute zu Anfang des XVII. Jahrhunderts des Bergbaues halber nach Annaberg. In ihren Erwartungen getäuscht verlegten sie sich auf den Spitzenhandel. Daher nannte man sie „Spitzenschotten," ein Namen, welchen noch lange nachher die Spitzenhändler trugen. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ruhte der Hausirhandel mit den erzgebirgischen Spitzen abermals in Händen von Fremdlingen, nämlich Franzosen und Italienern (Savoyarden). Sie kauften die Spitzen in größerer Menge von den Verlegern, welche die Erzeugnisse des Klöpplers einlösten und 8 bis 10% darauf schlugen, zogen damit in den verschiedensten Ländern herum, um ihre Waare als brabantisch Gut an Leute, die keine Kenner waren, zu bringen und wußten sie so um das Zwei- und Dreifache zu verwerthen.[16])

Gegenwärtig treten uns als Träger des Spitzenhandels, als „Borden" oder „Spitzenhändler" verschiedene Personen entgegen, deren Stellung nur im Hinblicke auf die eigenthümliche Entwicklung richtig erfaßt werden kann. Vor Allem ist ganz allgemein hervorzuheben der „Verleger," „Spitzen-" oder „Bordenherr" (-Frau), in den Schriften auch „Meister" benamset. Der Vermittler zwischen dem Klöppler als Erzeuger und dem Bedürftigen nahm er ein doppeltes Verhältniß ein. In Bezug auf den Ersteren erschien er als Arbeitsgeber, Lohnherr. Er war es, dem die vom Klöppler in seiner Behausung verfertigten Waaren gehörten — daher sein Name „Spitzen-" oder „Bordenherr" — und der ihn nach der Menge und dem Werthe seiner Arbeit entlohnte. Das von der Klöpplerin an den Verleger abgelieferte Erzeugniß wurde für den Handel in kleinere Stücke getheilt, welche im Anfange des XVIII. Jahrhunderts 10 Leipziger, zu Ende desselben $8\frac{1}{2}$ bis $9\frac{1}{4}$ böhmische Ellen maßen. Der Spitzenherr versah auch zugleich den Arbeiter mit Mustern und Klöppelzwirn. Der Klöppler arbeitete somit in den meisten Fällen nicht auf eigene Rechnung, sondern verarbeitete nur das Materiale des Verlegers, und während sich Sachsen einstens alter „Spitzenmärkte" zu erfreuen hatte, deren berühmtester zu Annaberg bereits im J. 1612 an jedem Dienstage abgehalten wurde, wo sich allwöchentlich die Klöppelmädchen aus der Umgegend einfanden und ihre Kunsterzeugnisse feilboten, gebrach es auf böhmischer Seite gänzlich an einer Organisation der Arbeit. Außerdem besorgte der Bordenherr den Absatz der Spitzen — daher der Name „Verleger." — Diese Stellung, wie sie eben näher gekennzeichnet wurde, mochte wohl mit der der ersten Spitzenhändler im böhmischen Erzgebirge zusammenfallen. Denn wie wir bereits früher erwähnten, lieferte es noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seine Erzeugnisse an sächsische Handelsleute und die böhmischen Spitzenhändler waren eigentlich nur ihre Vorkäufer. Erst 1756 gab es zu Joachimsthal, Weipert, Preßnitz und Neudek einige Verleger, welche die böhmischen

15) Die kostbarsten Spitzen waren seinerzeit die Venetianischen (genähten), welche auch in Belgien als die vornehmsten gelten und den Namen ihres Stammlandes im Handel beibehalten haben. In Folge der kriegerischen Ereignisse zu Beginn dieses Jahrhunderts und namentlich zufolge der Kontinentalsperre hatte jedoch diese Industrie immer mehr abgenommen und wurde 1823 nur noch in der eigentlichen Provinz auf der Insel Burano angetroffen, wo arme Weiber ihre theils mit der Nadel verfertigten, theils geklöppelten Spitzen von Woche zu Woche an die Handelsleute der Hauptstadt lieferten. Stephan Edler von Kees a. a. O. I. Bd. II. Theil S. 417.

16) Oesterreich über Alles S. 166 und 176 und Marperger a. a. O. S. 138.

Spitzen bis nach Ungarn, Tyrol und ins Reich verführten. [17]) Im Laufe der Zeit jedoch ist eine Aenderung mehr oder weniger darin eingetreten, indem sich eine Arbeitstheilung auf der einen und anderen Seite geltend machte und Mittelspersonen hinzukamen, welche den Verleger in der Einlösung und theilweise auch in dem Umsatze der Spitzen unterstützten, und so ist es gekommen, daß gegenwärtig der Spitzenhandel als Groß- und Kleinhandel von Fabrikanten, Vorkäufern und Hausirern betrieben wird.

Als sich in der Folge der Spitzenhandel auch auf böhmischer Seite immer mehr erweiterte — (im J. 1786 zählte man hier bereits 174 Spitzenverleger) [18]) — und zum Großbetriebe entfaltete, errichteten einzelne Verleger einen stehenden Spitzenverlag, und diese sind es, welche später mit dem modernen Namen „Spitzenfabrikanten" bezeichnet wurden und die, mit einem förmlichen Fabriksbefugnisse im Gegensatz zu dem freien Gewerbe des Spitzenhandels ausgestattet, neben dem Fabriksverlage zuweilen auch Niederlagen in größeren Städten errichteten. Von den bedeutenderen Spitzenfabrikanten in den 1830er Jahren nennen wir nur Gustav Kuhlmann in Wiesenthal, Karl Gustav Schmidl in Weipert, A. Meinl und P. Poppenberger, Brüder Eberhart in Bärringen und Anton Gottschalk und Compagnie in Hirschenstand. Die letztgenannte k. k. landesprivilegirte Spitzenfabrik, auf dem Gebiete dieses Industriezweiges unstreitig das erste Unternehmen in ganz Oesterreich, wurde 1780 gegründet und seit 1812 von Anton Karl Korb, Josef Kuntzmann und Felix Kerl unter der früheren Firma fortgeführt. Die Bedeutung und Ausdehnung dieses Geschäftes erhellen aus der großen Zahl von Klöpplern, welche sie fast im ganzen Erzgebirge beschäftigte. Nach dem 1820 ämtlich aufgenommenen Stande der Fabrik betrug ihre Anzahl 8561 Arbeiter, u. z.: zu Joachimsthal 1225, Graslitz und dessen Umgegend 1000, Neudek 920, Sauersack 826, Trinkseifen 820, Hirschenstand 710, Neuhammer 554, Gottesgab 454, Kohling 450, Abertham 250, Neuhaus 245, Frübus 243, Heinrichsgrün 206, Sebastiansberg 184, Platten 182, Eibenberg 156 und Schönlinde 136 Klöppler. Der Werth aller von diesen Arbeitern geklöppelten und von der Fabrik eingekauften Spitzen betrug

im J. 1817	242.605	fl. W. W.
„ „ 1818	290.480	„ „ „
„ „ 1819	301.826	„ „ „
„ „ 1820 bis zur Mitte August	274.962	„ „ „

Als Materiale wurde meist inländischer und zu den feineren Erzeugnissen sächsischer Spitzenzwirn verwendet. Einen merkwürdigen Beweis von dem industriellen Geiste und regem Geschäftseifer der Fabrikseigenthümer liefert die stete Zunahme, in welcher der Spitzenverschleiß selbst bei den ungünstigsten Zeitverhältnissen begriffen war. So wurden an Spitzen

im J. 1817	189.592	fl. W. W.
„ „ 1818	256.450	„ „ „
„ „ 1819	267.934	„ „ „
„ „ 1820 bis zur Mitte August	249.504	„ „ „

nach Wien, Pest, Gratz und anderen Orten der österreichisch-ungarischen Monarchie abgesetzt. Selbst nach Sachsen hatte die Fabrik um jene Zeit ihren Erzeugnissen Bahn gebrochen. Für Verbesserungen eifrig bemüht und zugleich redliche Arbeitsgeber ließen die Unternehmer inmitten der härtesten Bedrängnisse, welchen die Menschenhand durch die Mitbewerbung der englischen Maschinenfabrikate ausgesetzt war, das Wohl und Wehe ihrer Arbeiter nicht aus dem Auge, indem sie

17) Relation über alle in den 5 Commerzialkreisen erhobenen Manufakturen S. 32.

18) Eine namentliche Anführung der vorzüglicheren Spitzenhändler aus jener Zeit findet sich bei Schreyer: Kommerz I, 104, in seinen Briefen hierüber II, 37 und Waarenkabinet S. 106 und v. Rieger: Archiv III, 26.

durch Einführung der Bobbinetfabrikation einen neuen Erwerb statt der nimmer lohnenden Klöppelei zu bieten hofften. Noch im J. 1843 brachte die Fabrik mit ihren beiden Faktoreien zu Sauersack und Platten 1400 Pfund Leinenspitzen in den Verkehr, und wir verleihen nur den dankbaren Gefühlen vieler hundert Arbeiterfamilien Ausdruck, wenn wir sie nicht bloß als das größte, sondern auch als ein Musterunternehmen für die damalige Zeit hinstellen. [19])

Die Faktoren und Hausirer. Absatzkreise. Ein Gebilde, das sich in das Verhältniß zwischen dem Verleger und Klöppler hineingeschoben hat, ist das Gewerbe der „Faktoren" oder „Vorkäufer." Als sich nämlich auf dem Gebiete der Klöppelei der Großbetrieb festgesetzt hatte und der Spitzenfabrikant nicht mehr im Stande war, die Geschäfte mit dem Klöppler persönlich zu besorgen, war er gezwungen, sich gewisser Personen zu bedienen, die ihn in seinem Verkehre mit dem Klöppler besonders der entlegeneren Ortschaften unterstützten. Diese Mittelspersonen waren die Faktoren. Sie erschienen als Geschäftsführer des Verlegers, empfingen die fertige Waare und rechneten darüber ab. Später aber mochte es im Interesse sowohl des Fabrikanten als der Faktoren gelegen sein, daß diese die Geschäfte auf eigene Faust betrieben und die eingekauften Waaren zu dem Verleger trugen (Vorkäufer). Dieser Wechsel war jedoch für den Klöppler keine günstige Wendung. Denn während früher alle Vortheile des Großbetriebes durch den Fabrikanten auch dem Arbeiter zu Gute kamen, war dieser jetzt den Spekulationen einer Menge von Kleinhändlern anheimgegeben, zu der Gewinnquote des Fabrikanten gesellte sich noch die der Vorkäufer, welche nur auf Rechnung des Arbeiters durch Lohnherabdrückungen erzielt werden konnte. Viele unter ihnen haben sich von dem Einflusse des Fabrikanten losgesagt und den Hausirhandel ergriffen. Dieses Betriebssystem hat sich so eingenistet, daß es bei jedem günstigen Entwicklungsgange der Spitzenfabrikation immer weitgehender hervortritt und die Waare erst durch mehrere Hände die Runde machen muß, bevor sie an den eigentlichen Verleger gelangt. Dabei wird dieses Gewerbe gänzlich unorganisirt und in gar vielen Fällen bloß als Nebenbeschäftigung getrieben.

Neben dem Handel der Fabrikanten und Faktoren spielt gegenwärtig mehr als je der „Hausirhandel" eine bedeutende Rolle, welcher durchschnittlich 15% der von der Spitzenerzeugung lebenden Bevölkerung ernährt und sich in Bezug auf Männer und Weiber wie 2 : 3 verhält. Die Hausirer kaufen ihre Waaren theils von Fabrikanten, größtentheils jedoch unmittelbar vom Erzeuger. Der erzgebirgische Hausirhandel ist bald mit günstigem Auge betrachtet worden, bald auch nicht. Insoferne der Spitzenhausirer jedwede, selbst die verborgenste Absatzquelle aufsucht, kann dieser Art des Handelsbetriebes ein wohlthätiger Einfluß allerdings nicht abgesprochen werden. Gerade er ist es, der den veralteten Klöppelspitzen noch immer Käufer zu verschaffen weiß. Allein was wiegt dieser Vortheil gegen den unregelmäßigen Absatz und die zeitweiligen Arbeitsstockungen, wie sie der vorwiegende Hausirhandel nothwendig herbeiführt, was gegen die Verderbtheit, mit welcher der Hausirer die Sitten verpestet? Nicht nur daß er als Freund von billiger Waare schlechte Erzeugnisse in die Welt hinausträgt, benützt er zuweilen auch diese Gelegenheit zur Bettelei und sucht durch Klagen und traurige Schilderungen der heimatlichen Erwerbsverhältnisse die Freigebigkeit der Fremden zu berücken, wie dieser Unfug in den benachbarten Kurorten sich eingeschlichen hat. Wenn man bedenkt, daß der gute Wille der Spender keineswegs erreicht wird und der wahrhaft hilfsbedürftige Klöppler daheim nicht den geringsten Antheil an diesen Spenden genießt, sondern in seiner Ehrlichkeit es vorzieht, lieber zu Hause sich redlich

19) Jahrbuch des k. k. polytechnischen Institutes in Wien III, 399 und übereinstimmend hiermit Stephan Edler von Kees: Anhang und Register zur Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens S. 59; ferner Ed. Ponfik a. a. O. II, 295 und Prof. Schnabl a. a. O. V, 54.

zu ernähren und im Schweiße des Angesichts das thränengetränkte Brod zu verdienen, als fremder Wohlthätigkeit zur Last zu fallen, so ist es nur recht und billig, wenn die Sicherheitsorgane diesem Unwesen das aufmerksamste Auge zuwenden. Die Spitzenhausirer sind der Schrecken der Kurgäste, und ihnen ist es zuzuschreiben, daß das biedere Gebirgsvolk in der öffentlichen Meinung so tief gesunken ist.

Wir gelangen zu den Absatzkreisen. Schon 1710 wurden die erzgebirgischen Spitzen nicht allein in ganz Deutschland, sondern auch in unterschiedlichen angrenzenden Reichen und Ländern abgesetzt. Wiewohl nun in der Folge die Spitzenfabrikation in den meisten Ländern des österreichischen Kaiserstaates Eingang gefunden hatte, so waren es doch die böhmischen Zwirn- und Baumwollspitzen, welche wegen ihrer Wohlfeilheit, Schönheit und Dauerhaftigkeit unter allen Spitzengattungen des Inlandes den meisten Vertrieb hatten. Insbesondere aber wurden die Erzeugnisse des böhmischen Erzgebirges als „Annaberger" und „Neudeker" Spitzen, ja selbst unter dem Namen „Niederländer" Spitzen sehr stark in den österreichischen Erbländern, vorzüglich in Böhmen, Oesterreich, Steiermark, sowie in Siebenbürgen, Ungarn, Polen und im Reiche abgesetzt. [20]) In der neueren Zeit wurden in den größeren Hauptstädten und in den nahen Kurorten besondere Niederlagen eröffnet, im Uebrigen wird der Spitzenhandel leider als Hausirhandel getrieben. Was die Stärke des Spitzenhandels anbelangt, so hält sie gleichen Schritt mit der Klöppelei. Seit dem Aufkommen der englischen Zeugspitzen hat der Handel mit den gewöhnlichen Klöppelspitzen immer mehr abgenommen und liegt gegenwärtig ganz darnieder. Im Einklange hiermit steht die Ausfuhr von österreichischen Spitzen aus Leinenzwirn. Es betrug

im J.	1844	die Einfuhr	—	Ausfuhr	31 Ctr.
„ „	1845	„ „	—	„	30 „
„ „	1846	„ „	—	„	23 „
„ „	1847	„ „	—	„	21 „
„ „	1850	„ „	—	„	12 „

Die mittlere Ausfuhr nach Ungarn stellte sich durchschnittlich in diesen Jahren auf 36 Ctr. [21])

Schluß. So sehr auch unverschuldete Ursachen an dem Verfalle der böhmisch-erzgebirgischen Spitzenfabrikation gearbeitet haben, so fällt doch in der neueren Zeit alles Verschulden den Spitzenhändlern zur Last. Sie waren bisher ausschließlich die Träger des Unternehmens und geboten durch mehr als ein Jahrhundert über die gesammten Arbeitskräfte, in ihnen ruhte die eigentliche Kapitalsmacht; denn nur in ihren Händen konnte die Kapitalsansammlung gelingen, und daß dieses auch wirklich geschah, beweist hinreichend der Umstand, daß die Spitzenherren in den Klöppeldistrikten vorwiegend die wohlhabendere Klasse bilden. Und welches waren hier die Segnungen des Kapitales? Ruhig und unbekümmert um das Schicksal der Arbeiter ließ man die Ereignisse über sich hereinbrechen, und beachtete die Förderungsmittel nicht, die wiederholt durch Anstalten geboten wurden. Gegenüber der Maschinenkonkurrenz dachte der Spitzenhändler im böhmischen Erzgebirge an keinen Ausweg, sondern war zufrieden, daß genugsam Hände sich fanden, welche die Dienste der Maschine verrichteten. Brauchte er doch nicht für Triebkraft und Obdach wie bei dieser zu sorgen, er fühlte es ja nicht, wenn die Kette des Bobbinetstuhles eine Leidenskette um den armen Klöppler wob. Genug, es gab ja weiterhin doch noch einen Gewinn, wenn auch nicht in dem Maße wie ehedem, und es ist immer süßer, den sicheren Gewinn für sich zu haben, als ihn in der Fürsorge für das Unternehmen zu theilen. Wie hierbei von Seite mancher

---

20) Marperger a. a. O. S. 142; österreich. National-Encyklopädie V, 110; Schreyer: Kommerz I, 103 und Stephan v. Kees a. a. O. S. 475.

21) Jos. Hain: Handbuch des österreich. Kaiserstaates II, 318.

Spitzenherren verfahren wurde, und wie sie namentlich durch kleine Gelddarlehen die Klöpplerin zu verstricken wußten, um ihre Arbeitskraft auszunützen, würde freilich manches Beispiel herzlosen Verfahrens ergeben, und das Einverständniß zwischen Arbeitsgeber und -Nehmer bei Weitem nicht in dem rosigen Lichte erscheinen lassen, wie es geschildert wurde, und wenn man über Bedrückungen keine Klagen aus dem Munde der letzteren zu vernehmen glaubte, so hat man den Jammerschrei überhört, welcher wiederholt, namentlich auf sächsischer Seite, in die Oeffentlichkeit gedrungen ist.

Freilich trifft dieser Vorwurf zunächst jene industriellen Schmarotzer, welche bei dem Mangel jedes Baarvermögens gleichwohl ein hinreichendes Auskommen sich zu sichern wußten. Allein auch die Großhändler, die Fabrikanten, haben dem Arbeiterstande nicht die gebührende Sorgfalt zugewendet und ungeachtet des hohen Alters dieser Industrie keinerlei Vorkehrungen ins Leben gerufen, welche in viel jüngeren Fabrikationszweigen den Arbeitern schon längst zu Statten kommen. So mancher Spitzenherr schaut selbstzufrieden aus seinem schmucken Hause, doch keiner dachte daran, dem verlassenen Klöppler durch Errichtung von Versorgungshäusern, Kranken- und anderen Wohlthätigkeitsanstalten in noch schwereren Tagen des Unglücks eine Zufluchtsstätte zu eröffnen. In dem Mangel des Gemeinsinnes liegt auch die Ursache, daß wir im Laufe dieser Darstellung auf Seite der Spitzenhändler nirgends einem einigen Zusammenwirken zu erhöhter Kraft begegneten. Wie Vieles hätte durch den gemeinsamen Bezug des Materials, Errichtung von Zeichenschulen, Ausbildung von Musterzeichnern und Musterstechern, Berufung von Meisterinen aus weiter vorgeschrittenen Ländern, Anstellung von Reisenden u. s. w. geschaffen werden können! Allenthalben häufen in Böhmen Vorschußvereine die Sparpfennige zu Kapitalien an, um damit die Erwerbsthätigkeit zu befruchten; nur im Erzgebirge konnten sie mit alleiniger Ausnahme von Graslitz keinen Boden finden.[22]) Denn statt durch Vergesellschaftung die kleinen Kapitalien heranzuziehen und einen intensiven Betrieb herbeizuführen, hat sich bei den Spitzenherren zu allen Zeiten das Streben nach Monopolisirung und Beschränkung bemerkbar gemacht und frühzeitig suchten einige Spitzenhändler in eine Zunft sich zu vereinigen; allein ein solches Begehren wurde — gewiß zum Leidwesen Vieler — als schädlich für die Klöppelei zurückgewiesen und der Handel mit Spitzen durch Hofdekret vom 15. Mai 1766 ausdrücklich als ein freies Gewerbe erklärt.

Entarteter Eigennutz gilt als Feind des Gemeinsinnes und zuweilen mag er auch hier sein neidisches Spiel getrieben haben; es wäre aber ungerecht, wollte man in ihm die Grundwurzel aller Uebel erkennen. Diese scheint viel tiefer zu liegen, nämlich in dem Mangel an Intelligenz und Fachkenntnissen. Zumeist von einem Geistlichen für die Hauptschule vorbereitet und mit Vorurtheilen gegen Zeitverhältnisse groß gezogen beschränkt sich die kaufmännische Bildung des Spitzenhändlers auf jene Erfahrungen, welche er in seinen Knabenjahren als Lehrling in dem Ladengewölbe eines Landstädtchens und später auf Reisen nach Prag, Wien, allenfalls auch Pest sammelte. Die eigentlichen Kunststätten der Spitzenindustrie bleiben von ihm unberührt. Er gewinnt keinen Einblick in den Welthandel und in die Gesetze der Volkswirthschaft, und während in anderen Ländern der Gewerbsfleiß unermüdlich fortarbeitet und fast jeder Tag einen Fortschritt bringt, ruht man hier auf den Lorbeeren der Väter aus, die längst die Zeit entblättert hat, und sinkt mit dem Stillstande immer tiefer. Hiervon stammen der Mangel an Selbsterkenntniß und die Selbstüberschätzung, die spießbürgerlichen Anschauungen und Vorurtheile, von welchen der größte Theil der Spitzenhändler

22) Erst in neuester Zeit (October d. J.) wurden solche auch in Platten und Bärringen begründet.

befangen ist. Wie anders ist es in Sachsen! Dort werden die Söhne wohlhabender Eltern in Handelslehranstalten und großen Handlungshäusern herangebildet und treten mit einem Schatze von Kenntnissen in die Welt hinaus, um sie in der Fremde zu verwerthen. Manchen Jüngling treibt die Regsamkeit in andere Welttheile, wo er ferne von dem häuslichen Herde als gewissenhafter und fleißiger Vermittler und aufmerksamer Beobachter im Dienste der vaterländischen Industrie wirkt.

Hiernach darf es nicht verwundern, welches Verständniß unsere Spitzenhändler allenthalben der neuen Einrichtung, den Musterwerkstätten, entgegen bringen. Die Mehrzahl von ihnen — namentlich sei Gottesgab ausgenommen — geberdet sich als ein Feind des Unternehmens. Diese betrachten die Anstalten als einen Eingriff in ihre angestammten Rechte und scheuen die Konkurrenz; jene fürchten wegen Lohnerhöhungen eine Einbuße in ihrem Gewinne, andere wieder begleiten kopfschüttelnd die neuen Erzeugnisse, weil sie keine Absatzorte dafür zu finden wissen u. s. f. Mit welchen kleinlichen Mittelchen man hie und da das Unternehmen zu vereiteln und wie man Mißtrauen unter der Arbeiterbevölkerung zu verbreiten und sie den Musterwerkstätten ferne zu halten sucht, das auszuführen würde die Richtigkeit unseres obigen Urtheiles nur noch mehr bekräftigen. Waren doch einige Spitzenhändler offenherzig genug, durch eine besondere Deputation an maßgebendem Orte ihre Bitte um Beseitigung der Anstalten geradezu auszusprechen. Selbst die Lohnabzüge, welche bei schlechten Arbeiten geschehen müssen, wurden benützt, um den Sporn zu einer sorgfältigeren Arbeit zu benehmen und den Lehrling gegen den Unternehmer aufzustacheln, der freilich redlicher und gewissenhafter gegen den Spitzenarbeiter verfährt als dessen schlechtbestellte Rathgeber, und der, um selbst den geringsten Schein von Eigennutz zu vermeiden derlei Abzüge in die Krankenkasse fließen läßt. Der Spitzenarbeiter, der auf keiner höheren Bildungsstufe als der Spitzenherr steht, vermag noch weniger die Verhältnisse zu durchblicken und meint wirklich gute Freunde in denselben Leuten zu finden, welche sein Wohl gänzlich vernachlässigten und es auch weiterhin durch schlechten Rath zu untergraben suchen. Die Spitzenhändler aber sollten ernst in sich gehen und ihre Leistungen mit den Fortschritten anderer Länder vergleichen, welchen keine Unterstützung Seitens der Staatsgewalt zu Theil wurde. Gerade sie sollten reuig über ihre Unterlassungssünden, welche sie an der Spitzenindustrie begingen, im eigenen Interesse dem neuen Unternehmen sich anschließen, und wenn sie auch die nöthigen Kenntnisse nicht mehr nachholen können, doch ihre Söhne im Geiste der Neuzeit heranziehen. Denn diese gebietet ein unaufhaltsames Vorwärts und überschreitet jene, die sich ihr entgegenstellen.

Von den Spitzenherren ist daher ein werkthätiges Eingreifen in die Spitzenfabrikation derzeit wohl kaum zu erwarten. Ihr unthätiges Verhalten und feindliches Auftreten gegen die Anstalten sind ein neuerlicher Beweis, wie wenig ihnen an der Ausbildung der Arbeiterin und Vervollkommnung ihres Erzeugnisses gelegen ist; denn sie verkennen noch immer den Werth der Spitzenindustrie und suchen ihn statt in der Qualität in der Quantität der Produktion. Selbst jene Spitzenfabrikanten, welche von den in den Musterwerkstätten gebotenen Zeichnungen Gebrauch machen, benützen die Anweisung zur sachgemäßen Ausführung der Arbeit nicht immer, sondern verändern das Muster durch Weglassung der feineren Conturen und nachlässiges Stechen bis zur Unkenntlichkeit der ursprünglichen Zeichnung, nur damit die Ausführung leichter und die Arbeit billiger werde. Bereits dringt die Erkenntniß, daß nur bessere Arbeit einen besseren Verdienst bewirken könne, schon in weitere Kreise der Spitzenarbeiter und ihr werden sich auch schließlich die Spitzenherren nicht entschlagen können. Hoffentlich wird aber die Zeit, wo man sich des Klöpplers wie eines blinden Werkzeuges bediente und

mit Mühe bei billigen Preisen einen beschränkten Absatz zu erringen wußte, vorüber und die Spitzenfrage des böhmischen Erzgebirges glücklich dahin st sein, daß nur durch Veredelung des Erzeugnisses ein großer Markt und rer Preis erzielt werden kann.

Bis dahin aber den Bemühungen Aller, welche mit Hand und Wort diesem einsamen Ziele zustreben, ein herzliches **Glück auf!**

Aus Joachimsthals Vergangenheit.

Von

Dr. **Gustav C. Laube.**

I. Gründung und Blüthezeit von Joachimsthal.

Für alle Zeiten hat die Geschichte mit blutiger Schrift auf ihren Blättern Drangsale verzeichnet, welche im fünfzehnten Jahrhundert über das deutsche in Böhmen verhängt waren. Niemals, weder früher noch später, ist es dem lichen Elemente, womit es seit jeher zu kämpfen hatte, gelungen, in solcher e über den vernichteten Gegner zu triumphiren. Doch selbst damals war es im Stande die verhaßte Nation auszurotten, ebenso wenig, wie es ihm oder später gelingen soll. Eine Feste des Deutschthums in Böhmen nach der rn fiel der andrängenden feudalhusitischen Macht anheim. Das Bollwerk Geistes, die Carolinische Universität, kam in die Hände der Czechen. Die che Stadt Prag ward in czechische Bande geschmiedet, und unter der Maske religiösen Fanatismus gossen sich die von Nationalhaß flammenden Schaaren Taboriten über die blühenden deutschen Städte und Ortschaften aus. Leichen- n am Tage und Brandröthe bei der Nacht bezeichneten den Weg, den sie, vor sich niederwerfend, nahmen.

Da ward mit Mord und Brand der prächtige alte Eichenwald deutscher te vertilgt, und auf den rauchenden, blutbespritzten Trümmern machte sich die kommenschaft der wilden Horden breit und prunkte in dem Besitz, der ihr der tapferen Plünderung deutscher Städte und friedlicher Klöster zur Beute len war.

Aber die alten deutschen Eichen waren kernfest. Trotz Blut und Brand n sie wieder kräftig von der Wurzel auf, und die von Husiten wild zerzau- und zerschmetterten Kronen fingen doch wieder zu grünen an. Immer wieder n der Kampf aufs neue, unter den Kämpfen wurden die jungen Schossen und heute, Gott Lob, können wir mit Stolz wieder auf eine große Reihe habender deutscher Städte blicken, deren intelligente betriebsame Bürger treu aiser und Reich stehend den immer noch nicht geendigten Kampf mit den ichen Gegnern von damals muthig und getrost fortsetzen.

Zu jener Zeit aber, wo die Taboritenhorden das deutsche Leben in Böhmen eten, vollzog sich Gewaltiges jenseits der Grenzen. Die mit ihren Lehrern Prag vertriebenen deutschen Studenten fanden allerorts willige und freund- Aufnahme. Wie die aus einer reifen Frucht auf guten Boden fallenden en, so schlugen die durch czechischen Uibermuth versprengten Colonien an zehn mehr Orten fröhlich Wurzel, die jungen Universitäten gediehen und wuchsen , um die von ihren dermaligen Besitzern arg mißhandelten alma mater zu gar bald zu überragen. Das waren die Pflanzstätten des deutschen Hu- smus, von denen aus das deutsche Volk sich an die Spitze der Civilisation ng. Sie selbst, die sie vernichten wollten, haben sie dahin gedrängt, daß sie nun an das wurden, was sie ihnen mit höhnendem Neid zurufen, die Cul-

turträger der neueren Zeit. Nicht lange darauf druckte Johannes Gutt
berg seine erste Bibel. Tag ward's! Die in den Manuskripten klösterlicher
bliotheken gebannten Geister wanderten nun befreit durch den Zauberstab
Buchdrucks vielgestaltig von Haus zu Haus, von Schule zu Schule. Taus
strömten herbei zu den Pflanzstätten des Wissens und der Bildung.

Auf dieser sich immer weiter und weiter verbreitenden Grundlage des
manismus bereitete sich das große Werk vor, welches Deutschland, wenn
nach schwerem Kampfe und mit Blut und Wunden, von der Macht des Pa
thums befreien sollte, die Reformation, welche neben dem Buchdruck den zwei
die geistige Freiheit fesselnden Eisenreif zersprengte.

Aber gerade als hätte auch die Natur ihren Beitrag leisten wollen zu
neuerlich bevorstehenden Kämpfen, fallen in jene Zeit an den Schluß des
Jahrhunderts die Entdeckungen der reichen Silbergänge im Erzgebirge. Die m
nischen Bergstädte Schneeberg, Annaberg und Marienberg mit ihrem fabelha
Bergsegen entstanden, welche den Herzog Albrecht von Meißen zum reichsten F
sten in Deutschland machten, und ihn sagen ließen, als er zu Schneeberg in
Grube mit seinen Genossen auf einer riesigen Silberstufe Tafel hielt: „Der
ser Friedrich ist ein mächtiger Herr, aber solch einen Tisch, daran wir sitzen,
er doch nicht."

Freilich aber war der Bergsegen nicht von langer Dauer. Die im gr
Reichthum zu Tage ausstreichenden Gänge waren von dem allenthalben he
gelaufenen Bergvolke bald und ohne großer Mühe abgebaut. Leicht verdie
Geld hält nicht. [1]) Die meisten Gewerken verlotterten die Ausbeute in Kur
und da sie für tiefere Baue die Mittel verthan hatten, blieben ihre Gruben li
oder kamen in die Hände kräftigerer Besitzer, und sie zogen ab, um ander
ihr Glück zu versuchen.

Diese schon bald eintretende Stockung im Meißner Bergbau [2]) war die
sache, daß sich anderwärts Bergcolonien bildeten. So wurde z. B. der Ber
in Rochlitz an der Mulde aufgenommen, da dort der Sage nach viel Gold
Silber liegen sollte, und man aus dem Fluße Metallkörner gewaschen h
Aber bald bildete ein Ort im böhmischen Gebirge einen neuen Sammelpunkt
das Bergvolk. Unglaublich klangen die Nachrichten von dem reichen Silbers
der dort angebrochen war, über das ganze Erzgebirge, und mit dem Rufe:
Thal im Thal mit Mutter mit All" wie der Chronist schreibt [3]), zog man
allen Seiten dahin.

Dieser Ort war Joachimsthal. Gerade ein Jahr [4]) früher, als die
dalen Barone durch den famosen Sct. Wenzelsvertrag 1517 den Städten
einemmale Luft und Leben abschneiden wollten, wurde der erste Keim gelegt,
sich in unglaublich kurzer Zeit zu einer blühenden Stadt entfaltete, die, von
schen Bergleuten gegründet, und allezeit deutsch in mehr als einer Beziehung
ganz besonderer Wichtigkeit ist, und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Es ist nach allen Daten wahrscheinlich, daß schon geraume Zeit vor

---

1) Vergleiche Mathesius Sarepta: 1472 ist der Schneeberg an der Mulda angegangen
man auf einmal 100 Mark Silber und 600 Gulden rheinisch auf einen Kux ausge
— Nach Albinus Meiß. Bergchronik p. 35 hat die Grube St. Georg allein dem Le
herrn 4603000 fl. an Zehnten und Schlägegeld getragen! (??)

2) Mathesius Sarepta Vorrede, Peter Albinus Meiß. Bergchr. p. 74.

3) Mathesius Sarepta. Vorrede.

4) Mathesius Sarepta p. 133: Do man zalt nach Christi unseres Heilands geburt 151
23. Jahr Kaiser Maximiliani im letzten Vladislai des Königs zu Hungern und mit
Regierung des Thewren Helden Graffen Stephan Schlicken, eben do das Evangeli
Land zu Sachsen auffgieng, wie unser Spruch meldet: ECCe fLorent VaLLes CVM E l'an
da ist dieses bergkwerck mit gewalt angangen, und hat aufs Quartal Crucis die erste
beut geben.

ntlichen Beginn die Gegend von Joachimsthal als eine für den Bergbau ıstige bekannt gewesen sein mochte, da man zu verschiedenen Zeiten Erze in ben weggetragen hatte, und Petrus Nivavis (Schneevogel), der Eremit am lfsberg, wo heute Maria Sorg liegt, mochte den Grund zu seinen Prophezei- en über die hierliegenden Schätze wohl aus guter Erfahrung haben [5]). Es ist r ziemlich sicher, daß nicht schon 1437 in Joachimsthal gebaut wurde, wie ge ältere Schriftsteller meinen's, gestützt auf die in Lünigs Spicilegium Secula. s II. p. 117 Nr. 5. abgedruckte Urkunde de dato Freitag nach Bartholomäi 37, wornach den Schlicken der Bergbau zu Plan und Joachimsthal und zugleich Münzfreiheit eingeräumt wird. Unglaubwürdigkeit und wahrscheinliche Fäl- ng dieser Urkunde wurde schon von Caspar v. Sternberg in seiner Geschichte Bergbaues von Joachimsthal [7]) dargethan, da der Name „Joachimsthal") Mathesius [8]) erst im Jahre 1520 etwa aufkam, folglich nicht beinahe hun- Jahre früher die Rede davon sein konnte, und die Berganlage allem Anschein) lange einfach das Thal hieß. Der Anfang des Bergbaues fällt offenbar das Ende des 15. oder die ersten Jahre des 16. Jahrhunderts. [9]) Agricola, cher 1528 in seinem Bermannus den ersten Bericht über den Anfang des Joa- ısthales gibt, erzählt im Buche de veteribus et novis metallis, es habe ein isser Bach aus Geyer und Oeser aus Schlackenwerth [10]) hier zuerst gebaut. thesius gibt hiezu des Ersteren Vornamen Caspar. [11]) Ein Caspar Bach erscheint 0 zu Geyer in einen Prozeß um Bergwerke willen verwickelt und ist vielleicht)alb ausgewandert. [12])

Es scheint, daß der von ihnen am Schottenberge unternommene Bau aus ngel an Kräften aufgelassen wurde, vielleicht jedoch mit der Absicht, ihn später ıer aufzunehmen. [13]) Ehe sie aber hiezu kamen, hatte sich eine Gewerkschaft Karlsbad 1515 [14]) gebildet, welche angeblich durch die Prophezeiungen des richters von Boxgrün, des Eremiten Johannes Nivavis und der alten Gräfin par Schlick veranlaßt worden [15]), den Bergbau hier aufzunehmen. Diese erste

Mathesius Sareptap. 134.

Peithner v. Lichtenfels: Versuch über die naturl. u. polit. Gesch. der böhm. u. mähr. Berg- werke pag. 44. Nach ihm Gmelin Beiträge z. Gesch. d. deut. Bergbaues p. 95.

Caspar v. Sternberg Umrisse einer Geschichte des böhm. Bergbaues I. p. 312.

Mathesius Sarepta p. 134. Der Name soll im Einklang mit den eben aufgekommenen Werken St. Annberg, Jöstadt (Josefstadt) und später Marienberg stehen.

J. Böhm. Handschriftl. Chronik in der Stadt-Dechantei zu Joachimsthal setzt ihn bestimmt in das Jahr 1510 ohne Angabe des Grundes.

Agricola de veteribus et novis metallis lib. I.: Bachus Misenus qui habitabat Geiri cum Oesero Boemo qui Slacchaverdi coit societatem agendi cuniculi in valle pago- que deserto a cultura hominum cui nomen erat Conradi Gruna. So auch Mathesius. Sternberg gibt fälschlich Geier an, wornach einige andere folgten. Barbara, der alten Oeserin Tochter, u. Dolesch sind das erste im Thal getraute Brautpaar. (Mathes. Handsch. Todten- matrik Joachimsthal Nro. 1.)

Mathes. Sarepta p. 25.

Johannes Falke Geschichte der Bergstadt Geyer. (Mitthl. d. k. s. Ver. f. vaterl. Gesch.) Die Bach waren von Anfang der Stadt Geyer eine ansehnliche Familie. Ueber den Proceß des Casp. Bach ibid. p. 16. Es ist wahrscheinlich, daß die Geyrische Familie, wornach heute noch einer der Joachimsthaler Erzgänge Geyergang heißt, die Bach waren, wie denn Bar- tholomäus Bach 1522 Stadtschreiber als Gewerke mehrfach genannt wird (Agricola Bermannus) und 1535—42 Gegenschreiber war (Chronik des Joh. Seltenreich im Archiv zu Joachimsthal.)

Böhm. Miser. erzählt, sie hatten den Stollen blos verdeckt, derselbe sei von einem Anna- berger Bergmann, der darum wußte, den Schlicken verrathen worden; bei dem Umstande, als dann in der Gewerkschaft ein reicher Annaberger Gewerke auftritt, dürfte das wohl wahr- scheinlich sein.

Mathes. Sarept. p. 134.

Die ersteren drei und Thom. Hirn nennt Agricola im Bermannus. Johann Pflug wird von Caspar Bruschius gen. Bschreib. des Fichtelgeb. pag. 30 und Petr. Albinus Meiß. Berg- chronica pag. 73.

Gewerkschaft bestand aus Alexander von Leisnig, Wolfgang von Schönberg, S fan Schlick, Johann Pflug [16]) und einem gewissen Hans Thomas Hirn o. Th meshirn [17]) einem auf St. Annaberg reichgewordenen Gewerken.

Bereits das folgende Jahr 1516 [18]) wurde Ausbeute vertheilt, und sofo verbreitete sich die Nachricht von dem neuen Bergsegen in die Ferne. Bis dat war die Gegend nach den Berichten von Agricola, Mathesius, Bruschius u anderen Zeitgenossen eine öde Wildniß. Einige wenige verfallene Häuser u eine Mühle oder ein Hammer sollen da gewesen sein, nach einer Wiese war Tl und Weiler Conradsgrün genannt worden. [19]) Noch in Mitte Juli 1516 sta daselbst nichts als ein kleines Zechenhaus. [20]) Aber in ungemein rascher Z bildete sich dort eine Colonie, da gerade damals an anderen Orten im Erzgebi der Bergbau ins Stocken gerathen war [21]), und hier ganz unerwartete Früc versprach.

Aber gleich im Anfang bekam Stefan Schlick mit den Brüdern von Hasl wegen der neuen Anlage zu thun, deren Gebiet hier an das Schlickische gräi auf welchem theilweise Grubenbau und Gebäude zu liegen kamen. Es wurde Sache jedoch unter Mitwirkung Hans Pflugs und Sebastians von Weitmühle a geglichen und festgesetzt, daß die Grafen Schlick zur Schadloshaltung der H lauer verpflichtet sein sollten [22]) Nachdem einmal der erste Anbruch gemacht w wuchs die Ausbeute in erstaunlicher Weise. Der fabelhafte Silbersegen vom Schn berg schien sich hier zu erneuen. Aehnlich wie heute noch in Peru und Boli fand man das Erz unter dem Rasen und unter Baumwurzeln und hieb A beute ohne Grubenlicht. [23]) Das war ein Ort, um schnell reich zu werd Abenteurer aller Art kamen herbei, und es mag wohl hier so ausgesehen hab wie in unsrer Zeit auf den neu entdeckten Goldfeldern Californiens und Aust liens. Namentlich trug auch der Schwärmer Carlstadt, der sein Doctordipl auf einen Spieß steckte, bei Kemberg Bauer wurde und Säue zu Markte trieb, zum schnellen Wachsthum der Ansiedlung bei. Viele junge Leute verließen Sch und Amt, um nach Carlstadts Lehre im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod verdienen, wozu ihnen das Silberbergwerk im Thal am geeignetsten schien. Es ist aber auch begreiflich, daß Stefan Schlick und seine Familie, die zu ih weitgehenden Plänen viel Geld brauchten, diese neue Silberquelle, aus ihnen reiche Schätze zufloßen, nach aller Weise förderten und hegten, und

16) Agricola de veterib. et novis metallis. Lib. I. Später nennt er ihn Joannes Hirnus. J mannus: Tomisernus quidem. Bruschius l. c. nennt ihn Thomas Horn. Die Fan behielt dann den Namen Thumshirn bei. Vergl. Pet. Alb. Meiß. Bergchron. p. 46.

17) Dieses geht aus einer Stelle im Bermannus hervor, dessen Verfassung in das Jahr 1 fällt, wo es heißt: Annus est duodecimus, cum una modo casa esset erecta etc.

18) Mathesius Chronik von Joachimsthal. Dieser erwähnt hier auch eines übertragenen B lehns nach dem Ersten Theilungsbuch aus früherer Zeit.

19) Math. Sarepta p. 134: Es sollen vor alters etliche Häuser am unteren Türkner gest sein, wie die pete. anzeigen, darauf klefftrige Bäume gewachsen sein, diesen oberen Ort jetzt diese Stadt lieget hat man von den wissflecklein die Conradsgrün genennet. Bruschius p.

20) Die bereits erwähnte Handschrift des P. Böhm erwähnt einer nicht mehr vorhand Handschrift Heinrich v. Cönneritz über den Ursprung Joachimsthals, daraus citiert n daß Cönneritz, als er im Juli 1516 mit Matz Pusch von Buchholz die neuen Silberb werke im Thal beritt, noch keine Herberge hier fand, nur ein kleines viel zu enges Zec haus war an der Stelle, jedoch sollen im Dezember desselben Jahres bereits 400 Hö gestanden haben. Böhm fol. 9.

21) Math. Sarepta. p. 134.

22) Vergl. Casp. Sternberg l. c. p. 319. Abschrift der Reimung zwischen Schlick u. den S lauern. Böhms Allegatenbuch p. 7.

23) Mathes. Sarepta p. 134. Merten Heidler, ein armer Bergmann, der mit seinem Weibe a schurfte, gewann in einem Zuge 100000 fl. C. M. Berg. Albin Meiß. Bergchron. p. 7

24) Mathesius Leben Luthers p. 49 b.

25) Math. Sarepta p. 134.

wir sehen werden, bei so mancher Gelegenheit Gnade für Recht ergehen ließen. Aber auch die königliche Regierung mußte im Laufe der Zeit erkennen, daß der Widerstand der Schlicke mit dem Entfall des Bergwerkes gebrochen sein werde. Woraus alle späteren Schicksale der Stadt abzuleiten sind.

1517 ward die erste Capelle — da, wo jetzt die St. Anna-Capelle steht — erbaut und durch Jacob Hejlfelder werden die Hofstätten zu den Häusern vertheilt. [26]). Schon das Jahr vorher erscheint Thomas Thusel als Schlickischer Hauptmann, wahrscheinlich als Vogt von Falkenau, Georg Beck als Geistlicher, Benedix Kneufler als Schulmeister im Thal. Im folgenden Jahre sind Albrecht Beck und Georg Hirsch Bergmeister und Rissengel Richter. Damit ist also 1517 die Bergcolonie als gegründet zu betrachten. Schon im nächsten Jahre 1518 erhuben die Bergleute einen Aufstand und zogen nach Buchholz ab, von wo sie durch gütliche Zurede des Grafen Caspar Schlick wieder zurückgebracht wurden. [27]) Die Folge scheint die von den Gebrüdern Schlick herausgegebene neue Bergordnung gewesen zu sein, wodurch die Verhältnisse der Bergleute, Beamten und Gewerken zeitgemäßer, als es nach der alten Wenzeslaischen Bergordnung geschehen konnte, geregelt wurden, und welche bis zur Uibergabe des Thales an die kaiserliche Regierung in Anwendung blieb. Es scheint, daß bisher die Schule an keinem bestimmten Orte abgehalten wurde, denn erst in diesem Jahre erwähnt Mathesius eines Schulhauses und im folgenden M. Christoff Hirsch als Schulmeister.

Im Jahre 1518 begannen die Grafen Schlick von ihrem Münzrecht Gebrauch zu machen, indem sie zu Joachimsthal eine grobe Münze schlugen, welche von ihrer Prägstätte den Namen Joachimsthaler erhielten, wie etwas früher die Schreckenberger vom Schreckenberg bei Annaberg und die „Schnieber" von Schneeberg. In diesem Jahre ward auch Heinrich von Könneritz [28]) Schlickscher Hauptmann im Thal. Er blieb in dieser Stelle, bis 1545 die kaiserliche Regierung Joachimsthal besetzte und Albin von der Niederhaide sein Amtsnachfolger wurde. Die Grafen Schlick traten in diesem Jahr der Gemeinde die Gerichte und den Salzkasten ab. Auch hatten die Grafen Schlick das Patronatsrecht in Pfarre und Schule dem Dechant von Falkenau abgelöst und der Gemeinde übertragen. [29])

Wolf Sturtz schenkte sein Haus zum Spital. Im nächsten Jahr 1520 aber ward das Thal zur freien Bergstadt erhoben und ihr der Name Joachimsthal bleibend beigelegt. König Ludwig ertheilte die Privilegien in Ofen, darnach es der Stadt eingeräumt war, ihre Statuten selbst zu entwerfen, so wie ihre Vertretung selbst zu wählen, daher Nikel Bauch bereits 1521 zum ersten Bürgermeister

---

26) Für die erste Geschichte Joachimsthals ist Mathesius Chronica der kayserl. freyen Bergkstadt Snt. Joachimsthal allein maßgebend, da fast alle Urkunden aus der Zeit bis 1538 theils durch den Aufstand 1525, theils durch den Brand 1538 vernichtet, oder einzelne, wenn auch erhalten, später zerstreut und verschleppt worden sind.

27) Böhm. Mscr. fol. 30 nach Cönneritz Handschrift. Georg Bermann, Zehender zu Geyer, erscheint als Unterhändler zwischen den Parteien.

28) Heinrich v. Cönneritz v. Conritz war der Sohn des Heinrich v. Cönneritz auf Leobschütz und Groß-Zöschen und der Barbara von Horda. Er selbst erhielt aus der Ehe mit Barbara Köstritz 6 Söhne, von welchen später Andreas als Gesandter Kaiser Ferdinands an den Churfürsten Moriz bekannt wurde, er und sein Bruder Christoph erfreuten sich näherer Beziehungen zu Erasmus v. Rotterdam während ihrer Studien zu Freiburg i. B. Seine Tochter Margaretha heiratete 1531 den sächs. Feldobersten Wilhelm Thumshirn, gest. 1551 zu Zwickau. Heinrich von C. verfaßte eine Geschichte vom Ursprunge Joachimsthals, welche, wie es scheint, erst neuerer Zeit leider verloren ging. Er starb 1551 als Besitzer zu Leobschütz. Das Wappen der v. Könneritz ist noch in der Spitalkirche von Joachimsthal vorhanden.

29) Mathesius Sarepta fol. 189.

gewählt wurde. In das Wappen wurde ihr die Hälfte des Schlickischen Wappens ertheilt, die Schildhalter waren Joachim und Anna. [30])

Die junge Stadt sollte gleich Anfangs einige heftige Stöße erhalten. Schon 1523 rotteten sich die Bergleute wieder zu einem Aufstande zusammen, und zogen in drohender Haltung auf den Türkner. Es ist nicht recht klar, warum diesmal die Ruhe gestört wurde, möglicher Weise war die Ursache dieselbe wie von einem folgenden, der bei weitem schwerer war. Im Jahre 1525 [31]) am Sonnabend nach Cantate rotteten sich die Bergleute und Mitglieder der Gemeinde abermals zusammen, und diesmal war es vergebens sie zum Frieden bewegen zu wollen. Die wilde aufgeregte Schaar wandte sich gegen die Begüterten und begann zu plündern. Sie erstürmte das Rathhaus, zerriß die Gerichtsbücher und Privilegien, und schonte selbst das gräflich Schlickische Schloß nicht. Der Bürgermeister ward gefangen gehalten und eine Capitulation erlassen. Es scheint, daß der Aufruhr ziemlich lange währte, da sich von Annaberg und Freiberg [32]) zum Guten mahnende Boten einfanden.

Schon machten die Grafen Schlick Anstalten, den Aufruhr mit Gewalt niederzuwerfen, als es dem Grafen Alexander von Leißnig gelang, einen Ausgleich zu Stande zu bringen, wozu sich die von den Schlickischen Truppen hart bedrängten Aufständler um so leichter verstanden.

Die strittigen Angelegenheiten wurden zunächst durch Alexander von Leißnig, den Abgesandten von St. Annaberg, Freiberg und Stefan Schlick, sowie durch die Vertreter des Rathes und der Knappschaft zu Schlackenwerth besprochen, und man einigte sich dahin, daß am Dienstag nach unsrer Frauen Heimsuchung 1525 die Angelegenheit durch je vier Abgesandte von beiden Seiten zu Joachimsthal vertragen werden sollte. [33])

Diese Commission bestand aus Hans Pflug von Rabenstein, Rudolf von Bünau, Apel von Vitzthum auf Neuschönberg, Jobst Thusl Zatzenschisser Archidiacon und Pfarrer von Falkenau, für die Grafen Schlick, dann Urban Osan und M. Anton Römhelt von Annaberg und Hans Hausmann und Ulrich Grösgen von Freiberg für Rath, Gemeinde und Knappschaft. Was diese acht beschließen würden, das zu halten war man einig geworden.

Die Commission setzte 35 Artikel auf, welche fast durchwegs Bestimmungen gegenüber den Bergbeamten haben, und es scheint daraus hervorzugehen, daß eigentlich deren Willkür und Uibergriffe den Aufruhr erregt hatten.

Artikel 28 räumt der Knappschaft das Recht ein, 4 Besessene und 4 Unbesessene als ihre Vertretung, jedoch unter Bestätigung der Herrschaft zu wählen.

---

30) Das Original des Privilegiums König Ludwigs wurde im Aufstand 1525 der Siegel beraubt und vernichtet. Auf Fürbitte der Grafen Schlick erneuerte König Ferdinand dasselbe, wahrscheinlich 1545. Abschrift hievon jedoch unvollständig und ohne Datum im Copial-Buche der Stadt Joachimsthal 1537 p. 228.

31) Mathesius Chronik setzt dieses irrig in 1524. Eine hierauf bezügliche Urkunde beginnt jedoch ausdrücklich: Demnach die Knappschaft und gemeyne im St. Joachimsthale Sonnabents nach Cantate des fünff und zweinzigsten Jares in empörung sich begeben und auffgestanden. Vergl. auch Casp. Steruberg. Auch die Chronik des P. Böhm enthält eine ausführliche Darstellung des Aufruhrs. Nach Bruschius Fichtelgebirge p. 44 fand auch zu Schlackenwald in der Kreuzwoche desselben Jahres ein Aufstand der Bergleute statt.

32) Moller Chron. Freib. Annales p. 181. Es sind auch dieses Jahr auff Graff Stephan Schlickens Begehren zwo Raths Personen als Bürgermeister Johann Hausmann und Ulrich Große von Freybergk in Joachimsthal abgefertiget worden.

33) Aufgerichte Handlung zur notdurft und förderung des Bergkwerges bneben zuuor angenommener und außegangener Ordnung. Im St. Joachimsthale. Gedruckt Nürnberkg 1532 F. Peypuß.

Art. 29—31 enthalten Bestimmungen um allenfallsigen Mißbräuchen der Knappschafts-Fahne, Lade und Siegel zu verhindern. Endlich 32, daß zwar Graf Schlick dem Rath, der Gemeinde und Knappschaft die Folgen der Empörung nachgesehen habe, doch sollte ihm frei stehen, sich an die Schuldigen am Aufstande peinlich zu halten. Auch sollte es jedem Beschädigten erlaubt sein, von dem Beschädiger Ersatz zu fordern. Die letzten Artikel enthalten die Versicherung, jeden Aufstand künftig vermeiden zu wollen ꝛc.

Von dem ihm im Art. 32 zugestandenen Rechte machte Graf Stefan Schlick insoweit Gebrauch, als er 17 Rädelsführer peinlich verhören ließ, ihnen aber das Leben schenkte, nachdem sie öffentlich im eisernen Ring ihre That bereut und Verführung des Teufels als Ursache vorgebracht hatten. Zwei Sachsen aber, welche auch das Kloster Schönberg beunruhigt hatten, wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Rath und Gemeinde sahen sich genöthigt, die zerstörten Statuten wieder zu erneuern. Diese Dienstag nach Maria Geburt desselb Jahrs publicirt, sind im Archiv zu Joachimsthal in mehreren älteren und neueren Abschriften noch vorhanden.[34]) Sie enthalten nebst Bestimmungen über Allgemeines und Bürgerliches Recht ꝛc. auch die Erneuerung älterer Bestimmungen über Bürgermeister, Rath, Stadtschreiber ꝛc., sodann eine sehr genaue Handwerksordnung. Auch des Apothekers ist hier schon gedacht, ihm wird aufgetragen, die Taxe genau zu beobachten, aber auch neben dem bestellten Physikus ärztliche Praxis gestattet.

Für die Schneider ist eine Lohntaxe festgesetzt, welcher wir zur Charakteristik der Verhältnisse entnahmen:

Für ein neues Grubenkleid Macherlohn 6 weiße Groschen.
Für schlichte Hosen und Wams von Tuch oder Zwillich 8 weiße Groschen.
Für einen Frauenrock mit Aermeln von geringem Tuch 6 weiße Groschen.
Für einen solchen von gutem Tuch 8 weiße Groschen.
Für einen Frauenmantel 4, für ein Frauenhemd 3 weiße Groschen.
Für ein damastenes, karmesin Atlas, sammtverbrämtes Koller 4 weiße Groschen.

Aehnlich auch für die anderen Gewerbe. Dem Bader wird aufgetragen, ohne Anzeige beim Rathe kein erstes Pflaster zu legen. Weiter folgen Bestimmungen über den Bier- und Weinschank, woraus hervorgeht, daß der Rath Freiberger Bier im Rathskeller schänkte. Dann findet sich ein Luxusgesetz über Hochzeiten, eine Feuerordnung[35]), endlich Vorschriften über die Leichenbestattung ꝛc.

Angefügt erscheint diesem Codex sodann ein Processus Juris von Dr. Breytenbach. Zuletzt ist noch eine vergleichende Brodtaxe der Städte Leipzig, Freiberg und Dresden beigelegt.

Außer diesen vorerwähnten Statuten sind aber noch für die folgenden zwölf Jahre alle Urkunden verloren, bis auf wenige Daten, die sich in Mathesius Sarepta finden. Und wenn die Stadt sich weiter und weiter entfaltete, so daß Sebastian Münster von ihr im Jahre 1526[36]) sagen konnte: „Umb das jar Christi 1526 hat man im Joachimsthal angefangen zu bawen, und ist dies Thal so voll Gebews gesteckt worden oben und unden, daß die heuser auff einander hocken und ein anzeigung geben einer großen Stadt;" und Joannes Naevius in Agricolas Bermannus beim Anblick Joachimsthal an Prag oder Erfurt erinnert wird; ging doch die Zeit nicht ohne Sorge über die Stadt dahin. Schon früher mussten

34) Der freyen Bergkstadt St. Joachimsthal Reformation Eneuerung etlicher Statuta ꝛc. Ein schön geschriebenes Exemplar stammt aus der Zeit des Kaisers Mathias, und enthält auch die übrigen Statuten.

35) Diese wurde nach dem Brande 1537 erneuert und im Drucke herausgegeben und 1555 wieder erneuert (Manuc. im Joachimsth. Archiv). Aus dieser geht zugleich hervor, daß die Stadt mehrere Braustellen besaß.

36) Cosmographey 1592 p. 981. Die Stelle ist auf Bermannus bezüglich.

die Joachimsthaler wiederholt dem Grafen Schlick Dienste im Felde thun, und Sternberg sieht hierin eine Ursache der öfteren Aufstände. Auch 1526 zog Graf Stefan und Heinrich Schlick mit einer ansehnlichen Schaar dem König Ludwig von Ungarn zu Hilfe wider die Türken. Graf Stefan sollte seine Heimat und seine Schöpfung Joachimsthal nicht wiedersehen. In der unglücklichen Schlacht von Mohacz ging er verloren. Nach einigen Berichten fiel er, nach andern ward er in Gefangenschaft geschleppt, aus der er nie wiederkehrte. Sein Bruder Graf Heinrich kam krank aus Ungarn heim und starb 1527 zu Schlackenwerth. Graf Hieronymus Schlick übernahm die Regierung, aber es kam zu Erbstreitigkeiten, die sich ziemlich lang fortspannen. König Ferdinand I. bestieg den Thron und wandte sofort seine Aufmerksamkeit dem Bergbau zu. Bald fand sich eine Gelegenheit, den Grafen Schlick ihr ohnehin nicht ganz rechtmäßiges Münzregal zu entziehen, [37a]) und so ging dieses schon 1528 in die Hände der Regierung über. Die ohnehin seit langem nicht besonders freundlichen Beziehungen zwischen ihr und der Familie Schlick werden immer trüber, um endlich mit der Niederlage der Grafen und der Uibergabe der Bergstadt an die Regierung zu enden. Aber trotz aller Händel sind die Grafen auch jetzt noch bereit den Besitz der Stadt zu vermehren. 1530 treten die Schlicke der Stadt die neue Sorge und den Viehtrifft ab. Das folgende Jahr kaufen Rath und Gemeinde von jenen Oberbrand, 1536 räumen sie dem Rath die Waldungen auf dem Plattenberg bis Fischbach ein.

1530 wird aus freiwilligen Beiträgen Spital und Friedhof gebaut, das Jahr darauf vom Rath eine Spitals- und Gemeindekasten-Ordnung erlassen. Aus der Gemeinde werden sieben durch den Rath zur Verwaltung des gemeinen Kastens und Almosens gewählt, und die wochentliche Austheilung hat der Diacon zu überwachen [37b]), weshalb auch keine Bettelbriefe erlassen werden sollten. 1534 begann man am Montag nach Trinitatis den Kirchenbau, welcher 1537 wie Mathesius mit Selbstgenugthuung sagt ohne fremde Hülfe soweit vollendet wurde, daß sie zum Gottesdienst benützt werden konnte.

1538 wurde die Stadt von einer unheilvollen Feuersbrunst heimgesucht, Münze, Rathhaus und fünfzehn Häuser wurden ein Raub der Flammen, [38]) wobei neuerlich alle Urkunden und Gerichtsbücher bis auf Eines verbrannten. Darum fehlen für die Geschichte Joachimthals alle Quellen bis hierher, aber auch für die folgende Zeit sind nur einige Copiale erhalten, und eine sehr geringe Anzahl Originalurkunden. Diese Copialien enthalten verschiedene Correspondenzen mit den Grafen Schlick, sowie Geburtsbriefe und Kundschaften. Auch zahlreiche Briefe in Rechtssachen an Rath und Schöppen in Leipzig, Magdeburg, Zwickau, Wittenberg (hier auch an die Doctores), Kaaden, Saatz, Brüx 2c.

Immer lebhafter ward der Kampf um den Besitz Joachimsthals zwischen den oben schon gedachten Parteien, bis endlich die Grafen Schlick 1545 gezwungen wurden für immer den Besitz zu entsagen. Zwar wurde ihnen das Erträgniß ihrer Erbkuxe und Zehenden noch bis 1545 überlassen, aber sofort nach Abtretung der Grafen Schlick übernimmt eine kaiserliche Commission mit Bohuslav Felix von Hassenstein und Christoff von Gentorff an der Spitze am Mittwoch nach Mathäi des gedachten Jahres Joachimsthal in Unterthänigkeit für den Kaiser.[39])

---

37) Siehe hierüber Sternberg l. c. p. 327. Die sich namentlich um den Besitz des Bergwerkes drehenden Kämpfe zwischen den Schlicken und der Regierung, welche in unsren Gesichtskreis nicht ganz fallen, finden sich hier sehr ausführlich wiedergegeben.

37 b) Mathesius Sarepta fol. 191 b.

38) Auszueg Der Rathschlüsse die Gemein und dere nutz betreffend vom Brand hero de anno 1538 2c. durch Johann Seltenreich Stadtschreiber. Manusc. im Joachimsthaler Archiv. Enthält zumeist Entlehnungen aus Mathesius Chronik und ist von späteren ziemlich weit fortgesetzt. Bezüglich 1538 heißt es: Dieses Jahr ist die Müenz Rathhaus sambt 15 Heusern abgebrannt und seindt alle Rathsbücher In der Kanzlei verbrannt, daßnur allein ist überblieben ein Gerichtsbuch Nro 1.

39) Johann Seltenreich erzählt in seiner oben citirten Chronik Fol. 2 die Uebergabe in kurzen Worten.

Anstatt der alten Privilegien werden der Stadt nun neue verliehen, resp. die alten bestätigt.[40]) Gleich bei der Uibernahme bewilligt der König dem Spital 200 Thaler jährlich und ertheilte ihr von Regensburg aus am 15. Juli 1546 ein neues Stadtwappen, bei welchem von dem früheren nur die Schildhalter geblieben waren, und dessen sie sich heute noch bedient.[41a]) Uiberhaupt aber ließ König Ferdinand den Joachimsthalern große Milde und Gnade angedeihen.[41b])

Aber so ganz leicht war die Trennung der Bergstadt von ihren alten gnädigen Herren den Grafen Schlick doch nicht. Mehr als ein Grund war in jener Zeit vorhandenen, sich der kaiserlichen Regierung nicht rasch in die Arme zu werfen. Es mochte wohl ziemlich bekannt sein, daß die Regierung nicht gerade von allgemein giltigen Gründen bewogen die Abtretung des Thales erzwungen hatte. Trotz mancher Last, welche die Einwohner durch die öftern Zuzüge der Schlicke nach Ungarn und anderweitig hatten, hatten sie doch alle Ursache, ihnen für die vielen erwiesenen Wohlthaten allezeit dankbar zu sein. Noch mehr aber fiel in die Wagschale, daß Joachimsthal damals bereits streyg lutherisch war, und im Schmalkaldischen Kriege sich schon darum auf der Seite des Bundes finden mußte, um so mehr, als auch die meisten Einwohner aus Sachsen und anderen reformirten Ländern zugewandert waren, und zum Theil für ausländische Gewerke arbeiteten.

So geschah es denn, daß die Joachimsthaler, als es sich darum handelte, das damals noch sächsische Platten und Gottesgab einzunehmen, den Dienst weigerten. Die Plattner Besatzung lief übrigens schon vor dem Knallen der königlichen Stückbüchsen davon, und die Stadt konnte ohne weiteres besetzt werden. Uiber ihre Störrigkeit aber wurde Bürgermeister und Rath sammt dem Pfarrer Mathesius, welcher, ein Schüler Luthers, nicht wenig durch Predigen gegen den König aufgereizt haben soll, zur Verantwortung nach Prag beschieden, wo sie von Mitte November 1545 bis Ausgang des Jahres warten mussten, aber nach glimpflichem Verweis wieder entlassen wurden.[42])

Mit dem Abzuge der Schlicke aus dem Thal war von der Stadt das Glück gewichen. Noch hatte sie sich nicht von den letzten Schlägen erholt, als das Unwetter des Schmalkaldischen Krieges auch sie nicht ungetroffen ließ.[43])

Im April 1547 nahm Churfürst Johann Friedrich von Sachsen Mittwoch nach Oculi Platten wieder ein[44]). Den 19. März forderte Herzog Heinrich von Sachsen, Hans von Grätz, Dr. Pleininger und Wilhelm Thumshirn die Stadt Joachimsthal zur Uibergabe auf. Schon nach einer zweistündigen Unterhandlung, darin man sich einigte, daß die Stadt ihre Freiheiten behalten, keine Mannschaft stellen, und keine Brandschatzung zahlen sollte, öffnete man die Thore.

---

40) Vergl. Note 30.

41) Sternberg l. c. pag. 345.

41b) Mathesius zählt in seiner Leichenpredigt auf Kaiser Ferdinand in dankbarer Anerkennung all die Wohlthaten auf, welche der milde Kaiser der Bergstadt angedeihen ließ; und meint „wem ist in diesen 18 Jahren nur ein Hühnlein geschencht, auch da es in allen Winkeln eben gefährlich und mißlich stund.

42) Die Einnahme Plattens und Gottesgabs verlegt Sternberg l. c. auf 1546 und ebenso die nachfolgende Citation nach Prag. Ich glaube jedoch hier Mathesius Angaben folgen zu sollen, welcher in demselben Jahre Pfarrer wurde und sich wohl genau darauf erinnern konnte, daß zwischen der Zeit, da er vor dem König stand, und er sein Amt angetreten hatte, kein Jahr verflossen sei, wie er denn noch in späterer Zeit die Worte bewahrt hatte (Leichenpredigt auf Kaiser Ferdinand I.) welche der milde Monarch ihm damals gesagt hatte, woraus überhaupt, da Mathesius selbst stark gravirt war, hervorgeht, daß die Joachimsthaler damals glimpflich behandelt wurden. Ueber diese und andere damit zusammenhängende Begebenheiten bemerkt Sternberg l. c. pag. 349 sehr treffend: Diese örtlichen Begebenheiten sind nun ein Possenspiel im Verhältnisse des tragischen Schauspieles in den Prager Städten; es entwickelte sich jedoch aus derselben Quelle, folgte den größern Begebenheiten in gleichem Schritte.

43) Schlesinger Geschichte Böhmens pag. 441. ff.

44) Sternberg 347.

Von hier aus nun suchte der Churfürst mit den ständischen Rebellen unter Caspar Pflug Fühlung zu erhalten, und es gelang ihm dieses auch ganz vollkommen, jedoch konnte der Durchzug der kaiserlichen Armee von Kommotau nach Eger nicht aufgehalten werden. Die Joachimsthaler wurden durch die sächsischen Kriegsobersten in Eid für die böhmischen Stände genommen, und machten nun keine Schwierigkeiten, sich dem aufständischen Heer unter Caspar Pflug anzuschließen. [45])

Da erfolgte am 24. April 1547 die entscheidende Schlacht bei Mühlberg und damit die Sprengung des Schmalkaldischen Bundes. Auch in Böhmen jagte die Nachricht von dem Siege der kaiserlichen Waffen den eben nichts Gutes planenden Landtag auseinander. Das Heer der Rebellen floh, und in banger Sorge erwartete Mancher die Folgen des Aufstandes.

Am Montag nach Exaudi forderte Graf Bohuslav Felix von Hassenstein Joachimsthal durch ein kurzes Schreiben des Königs Ferdinand aus dem Lager von Annaberg auf, wieder zur Pflicht zurück zu kehren. Die Stadt machte ebenfalls keine Schwierigkeiten wie der sächsischen Besatzung gegenüber, um so weniger als sie auch unterdessen schon die Stände an des Kaisers Gnade gewiesen hatten. Eine Deputation holte den nächsten Tag Bohuslaw von Hassenstein in Joachimsthal ein, welcher sie für den König wieder in Eid nimmt. Aber nur etwa 1000 Ansässige waren vorhanden, viele waren geflohen, die ledigen hielten noch bei Caspar Pflug und Thumshirn aus, von denen nur vier hundert sich später wieder einfanden und auf dem Rathhaus Huldigung leisteten. [46])

Von dem schweren Gericht, welches König Ferdinand am 8. Juli 1547 auf dem Prager Schlosse hielt, wurden auch die Schlicke betroffen, und ihnen durch Confiscation ihrer Güter ihr jedenfalls immer noch mächtiger Einfluß gänzlich genommen. Albin Schlick floh aus dem Lande und starb bei dem Grafen von Gleichen in Thüringen. [47])

Wenn nun für alle späteren Zeiten der Kaiser im ruhigen Besitz von Joachimsthal blieb und durch verschiedene Mittel, wie durch die im Jahre 1548 ausgegebene Bergordnung, durch die neuerliche Bergordnung von 1549 das Bergwerk und die Stadt zu heben suchte, so kam dieselbe doch nicht wieder zur Blüthe. Der letzte kurze Reichssturm hatte ihre Macht gebrochen.

In Joachimsthal erschien eine kaiserliche Commission, welche die Stadt ihrer Privilegien für verlustig erklärte, und ihr ankündigte, daß sie abzuwarten habe, welche neuen etwa der König ihnen aus besonderer Gnade ertheilen wollte. Ruhig ergab sich Rath und Bürgerschaft in ihr Schicksal, lieferte die Waffen aufs Rathhaus ab, und empfahlen sich der königlichen Gnade. Am 10. October 1547 ertheilte der König der Stadt ein neues Privilegium in 14 Artikeln [48]). Die Stadt sollte wie früher eine freie Bergstadt sein und ewig bleiben, es wurde ihr auch erlaubt, sich ihre Statuten zu entwerfen, jedoch sollten sie erst nach Bewilligung des Berghauptmanns Gesetzeskraft haben. Auch die freie Wahl des Magistrats

45) Heinrich von Cönneritz, Wilhelm Thumshirns Schwiegervater, welcher sich damals noch in Joachimsthal aufhielt, scheint hiebei auch eine Rolle gespielt zu haben. Laurentius Wilhelmus erzählt in seiner Beschreibung der uralten Stadt Zwickau (Zwickau 1633) gelegentlich deren Belagerung 1546 pag. 152: Ueber das hat der Rath den 23. Junii in eil berichtet, was Stephan Wild Doctor und Raths Freund vertrawlicher Meinung aus dem Warm Bad bey Ellnbogen geschrieben nemlich wie den 21. Junii dem alten Hauptmann in Joachimsthal Heinrich von Cönneritz schreiben kommen wehren, daß der Kayser 20000 Spanier und Italiener zu schicken ..... Mathesius erwähnt in der Leichenpredigt auf Kaiser Ferdinand I., daß zur Zeit, als Joachimsthal von den Meißnischen Truppen besetzt war, Kaiser Carl von Eger her Reiterei und Spanier das Gebirge durchstreichen und Joachimsthal entsetzen lassen wollte, jedoch auf Fürbitte des Königs Ferdinand, um Joachimsthal vor den hieraus erwachsenden Schaden zu bewahren, davon abgestanden sei.

46) Sternberg l. c. pag. 348.

47) Bruschius Fichtelgeb. pag. 28.

48) Sternberg pag. 357.

ward ihr entzogen. Dagegen wird ihnen Steuerfreiheit und Entledigung von Kriegsdiensten, in so ferne es nicht des Königs Nothdurft forderte, zugestanden. Auch in der Gerichtsbarkeit ist dem Berghauptmann eine Einsprache zugestellt ꝛc. Es ging den Joachimsthalern also auch nicht besser als den anderen mit den Ständen im Bunde gewesenen Städten, und die Bürgerfreiheit, der sich Joachimsthal vor dem erfreute, war nun für alle Zeit begraben. Gleichzeitig verleiht der König am selben Tage der Stadt die Zinnwage am Hengst mit 7 Pfennigen vom Centner, und um sich von der Schuldenlast etwas zu befreien, gestattet er ihr einige alte Halden aufzubereiten, und auf drei Jahre eine Trankſteuer zu erheben u. s. w. Auch durfte die Stadt 1000 fl. Darlehen aufnehmen und ihr Bier unbeanständet ausschenken.

Aber hiemit selbst ist der Stadt noch nicht geholfen, die Verhältnisse werden immer schlechter, und Stadt und Bergwerk gehen dem offenen Verfall entgegen. Am 20. Februar 1549 sucht die Gemeinde Schulden halber neuerlich beim Könige um Unterstützung an, und führt in einer Beilage die Gründe auf, welche den Rückschritt Joachimthals und seines Bergwerkes veranlaßten. Aus den von Sternberg mitgetheilten 9 Punkten geht hervor, daß in den Kriegsjahren 1545—47 die fremden Bergleute flohen, daß sich viele dem lohnenderen Zinnbau zugewendet hatten, daß im Berg- und Hüttenwesen selbst zahlreiche Unordnungen eingerissen waren, und endlich daß die Mehrzahl ihre Zechen, nachdem sie das Höchste am Tage abgehauen, verlassen hatten, ohne die Tiefe zu nehmen. [49])

Da diese Thatsachen auch von der kaiserlichen Commission bestätiget wurden, aber die Knappschaft mancherlei Klagen, auch mitunter über die Bürgerschaft vorbrachte, wogegen sich diese zu vertheidigen hatte, wurde ein großer Gewerkentag 1549 den 26. August ausgeschrieben. Hierauf erfolgte im Jahre 1549 neue Begnadung, der zufolge die Einlösungsgebühr für die Mark Silber auf 12 Groschen per Mark auf 20 Jahre verliehen wurde. Ferner wird vollkommene Bergfreiheit (Bergwerke dürfen nicht confiscirt werden) gewährt, die Uibelstände beim Schmelzen werden beseitiget, die Lichtenstadter Juden und die Seifensieder auf Begehr der Gewerken ausgewiesen, und die Trankſteuer abgeschafft.

Wenn auch durch diese neuerliche Begnadung dem Bergwerke und der Stadt wieder aufgeholfen werden sollte, so wurde doch der Zweck nicht mehr erreicht, da eigentlich für den Bergbau die glücklichste Periode um war. [50]) Noch heute zeugen die gewaltigen Haldenzüge um Joachimsthal, wie die ganze Gegend an der Oberfläche nach den reichen Erzen abgesucht worden sein mag. Nachdem einmal der Bergbau zu seinem Betriebe Capitalsanlage verlangte, trat das auch in Joachimsthal ein, was anderwärts erfolgte; die, welche leicht zu gewinnen, aber auch eben so leicht weg zu geben gewohnt waren, entbehrten hiezu die Mittel und zogen Orten nach, wo sie dies leichter thun konnten. Unzweifelhaft aber trug auch der Schmalkaldische Krieg und dessen Ausgang viel dazu bei, daß die allerortshin versprengten Bergleute anderswo Unterkunft suchten und fanden; und so sinkt Joachimsthal nach und nach von seiner Höhe herunter. Die Bevölkerung wird geringer, und Petrus Albinus meldet in seiner Meißnischen Bergchronica 1590, daß von den 1200 Häuser, welche zur Zeit, als das Bergwerk noch im bessern Stand, u. z. noch um 1558 in Joachimsthal waren, hievon ein guter Theil fehle. [51]) Noch heute sieht man die Spuren alter Wohnstätten an vielen Stellen unter Wiesen und Feldern deutlich markirt. Wie rasch die Bevölkerung nach dem Jahre 1547 sank, davon gibt die von da ab von Mathesius in der Joachimsthaler Chronik verzeichnete jährliche Anzahl der Kindtaufen einen klaren Beweis.

---

49) Sternberg p. 361.
50) Vergleiche hierüber die ausführliche Zusammenstellung bei Sternberg p. 415 ff.
51) Albin. Berg-Chron. p. 90.

In den Jahren 1547—51 beträgt die Durchschnittszahl 432, von 1552—56 407, von 557—61 410, 1562—66 371. Dies entspricht (wenn anders die Verhältnisse gleich blieben), da jetzt in Joachimsthal auf 6000 Einwohner circa 250 Kindstaufen kommen, 10300, 9700, 9800, 8900 Einwohnern in der Zeit, so daß sich in diesen 20 Jahren die Bevölkerung um etwa 1400 Köpfe vermindert hätte, womit übrigens die Abnahme noch nicht geschlossen ist.

Wie und welchen Schlages dieselbe anfänglich zumeist war, das habe ich schon a. a. O. angedeutet. Es wird vollkommen durch einige noch vorfindliche Urkunden bestätiget. Die im Jahre 1525 erneuerten Statuten sagen unter anderem: „Die weil denn alhier als auf Bergwerken gemainlich mancherlei Volk versammlet, auch täglich zulauft, welches theils ungezähmtes und eingewillig dann hochgebürlichs gehorsambs an orten da ordentlich Policey und Regiment gehalten anhero geflohen, stelle seines bleibens beginne, das er unstrafbar vermeint zu freveln ꝛc." Ferner gedenken sie auch jener, welche mit communistischen Ideen, wie wir sie heut zu Tage kennen, ausgerüstet jederzeit zur Auflehnung gegen Gesetz und Obrigkeit bereit waren, und auch die Art kannten, andere hiezu zu verleiten, worunter sie namentlich Carlstadts Anhang meinen. Charakteristisch für die Zustände der damaligen Zeit sind viele Stellen in M. Joh. Mathesius Predigten, wie z. B. in seiner Auslegung der Katechismus und in seinen 15 Hochzeitspredigten. Aus ersterer möge hier eine Stelle — aus der anderen Predigt vom 5. Gebot — wieder gegeben werden: „Ich rede aber hier nicht allein von dem Todschlage, da man einen ersticht, erschießt, sondern auch von der heimlichen Schäden und Meuchelmörderey da man einen auf den anderen hetzt und heimlich durch Teufelshülfe und Beistand schreckt, verlehmt, bezaubert, mit Gift und Kobelt umbringet, wie man solche Exempel in diesem Thale wohl erfahren, und daß einer dem anderen eine Falle in der Grube gemacht." [52])

Daß der leicht erworbene Gewinn Gelegenheit und Veranlassnng gab, ein üppiges Leben zu führen, geht auch aus den in jenen Statuten enthaltenen Luxusgesetzen hervor. Es heißt aber auch im 3. Theil 1. Abschnitt 8. Artikel der neuen Statuten: „... wird große schendliche Unzucht zu förderst bei den Junggesellen gespüret, die gehen auch in Gotteshäuser und zur Straßen vor Erbaren Mannen, Frawen und Jungfrawen mit Aufdeckung der Gliedmaßen, welche die Natur bedeckt will haben, so ganz unverschämbt, daß es auch unter Heiden und Türken so schändlich nicht gefunden wird. Deshalb ermahnen, bitten und gebieten wir einem jeden, wes Standes er sey, besonders unseren Mitbürgern und Einwohnern, allen besessenen und Unbesessenen, beweibten und ledigen, insonderlich den Berg- und Handwerksgesellen, daß sie jeder sich in diesem Stück bessern, ehrbar, züchtig leben, seine Glieder der Scham mit seinem Rock oder Mantel bedecken und kein Aergerniß geben sollen." [53])

Auch Mathesius eifert in seinen Predigten an vielen Stellen wider den eingerissenen Luxus.

Es ist ganz begreiflich, daß die leichtfertige Gesellschaft bei der ersten besten Gelegenheit wie Spreu vor dem Winde verflog. Wie reinigend und klärend der Schmalkaldische Krieg in seinen Folgen für Joachimsthal in dieser Hinsicht war, bezeichnet die Bemerkung Mathesius in der Joachimsthaler Chronik 1562: „In diesen vergangenen 14 Jahren ist gottlob kein Todtschlag hier geschehen." Aber auch manches gute Korn war auf den Boden gefallen und hatte Wurzel geschlagen, und mit dem deutschen Bürgerthum, das treulich in Freud und Leid

52) Mathesius Sarepta fol. 163|b.

53) Erinnert an ähnliche Erläße aus derselben Zeit an die Tübinger Studenten welche, von Mohl und nach ihm Johannes Huber in Bildern aus dem deutschen Studentenleben Westermann Monatshefte Bd. 17. p. 151 ff. mittheilt.

fortan mit der Stadt aushielt, war auch manche schöne Einrichtung gekommen. Aus den Gewerken, welche durch den Bergsegen zu Reichthum kamen, bildete sich nach und nach ein Patriciat, und noch zeigt manches stattliche Haus in Joachimsthal von dem Wohlstande, dessen sich sein Erbauer in jener Zeit erfreute. Dabei aber genoßen auch andere von dem ihnen zufließenden Reichthum, indem die Gewerken Kunst und Wissenschaft freigebig unterstützten und zur allgemeinen Wohlfahrt gerne beitrugen. So erhielt der Dichter Eobanus Hassus ein Stipendium von dem Stadt- und späteren Gegenschreiber Bartholomäus Bach. [54]) Johannes Mathesius wird durch Peter Sachs ausgestattet, wieder nach Wittenberg zu gehen, um seine Studien fortzusetzen. [55]) Der Bürgermeister Stefan Hacker legt 1540 mit 50 Thalern die erste Grundlage für die in der Folge berühmte Bibliothek, deren Ueberbleibsel heut zu Tage noch eine Fundstätte alter seltenen Druckwerke sind. [56])

Aber auch die ehemals so berühmten Lateinschulen zu Joachimsthal [57]) dankt ihre Entstehung und Blüthe, die ebenfalls in die erste Periode der Stadt fällt, zumeist den ansässigen Gewerken. Allem Anscheine nach wurde dieselbe schon 1520 eingerichtet, denn M. Stefan Roth [58]) von Zwickau, der vorher dort Rector war und nachmals dort eine bedeutende Rolle spielte, ist in diesem Jahre der erste Lehrer; es wäre sonst nicht einzusehen, wie dieser gelehrte Mann seine Stelle in Zwickau aufgegeben hätte, wenn er nicht hier eine Verbesserung oder wenigstens gleiche Stellung hätte finden wollen. Ihm folgte im Jahre 1525 ein damals ebenso berühmter Schulmann Petrus Plateanus, ein Brabanter. 1535 wurde er an die Schule nach Zwickau berufen, wo er die Lehranstalt durch seine Kenntnisse und Thätigkeit bald zu einem höheren Aufschwung brachte, zugleich aber wegen seiner Sittenstrenge und stammen Zucht der Schule den Beinamen „Die Schleifmühle" verschaffte [59]). Er starb 1550 als Pfarrer zu Aschersleben. Während seiner Lehrthätigkeit kam Johannes Mathesius von Rochlitz 1532 als Lehrer an die Joachimsthaler Schule, und um diese Zeit scheint sie nun in die schönste Blüthe gekommen zu sein. Nach alter Sitte werden nun wiederholt lateinische und griechische Komödien agirt. Die alte Schule wird zu klein, 1535 wird das Schlick'sche Haus dazu gekauft und 1540 ein neues Gebäude an die alte Schule angebaut. Die aufs beste bestellte Lehranstalt wurde auch von den bedeutendsten Schulmännern der Zeit der Berücksichtigung werth gefunden, und wenn auch der große Silberreichthum Joachimsthals, sowie die Person des Pfarrers Joh. Mathesius eine Interesse boten, — so mag doch die Lateinschule zugleich mit die hervorragendsten gelehrten Männer jener Zeit zu einem Besuch ins Thal vermocht haben. So besuchen 1535 Eobanus Hassus, 1536 Justus Jonas und Dr. Georg Spalatin das Thal, 1545 Caspar Creutziger, 1546 Dr. Georg Major, 1549 Jacob Milichius, 1552 Philipp Melanchthon, 1557 Joachim Camerarius die

---

54) Agricola Bermannus.

55) Mathesius Joach. Chronica.

56) Vergleiche J. F. Vogel: Die Liberey von Joachimsthal. Mitthl. d. V. f. Gesch. d. D. i. B. X. pag. 215.

57) Näheres hierüber siehe J. F. Vogel: Die alte Lateinschule in Joachimsthal. Mitthl. d. V. f. Gesch. d. D. i. B. IX. Jahrg. pag. 163 ff.

58) Mathesius Joach. Chron. schreibt: Johannes Roth, es ist aber unzweifelhaft, daß dieses Stefan Roth ist. (Vergl. Herzog Chron. v. Zwickau II.) Stefan Roth kehrte bald nach Zwickau zurück, wurde dort 1524 Stadtschreiber und ward 1543 in den Rath gewählt; er starb 1546. Seine große Büchersammlung, worin sich unter Anderem auch 197 Briefe von gelehrten und berühmten Zeitgenossen befanden, vermochte er der Zwickauer Stadtbibliothek. (Christ. Clodius de Origine et incrementis Bibliothecae Zwickaviensis. Diss. Leipzig 1751). Anfangs Luthers Gegner, ward er, durch seine Braut Barbara Pfützner überredet, der eifrigste Verfechter der evangelischen Lehre. (M. Christ. Clodius. ad Pacem religionis. Diss. 1755.)

59) Christ. Clodius de orig. et increm. Bibliot. Zwick. Diss. pag. 11.

Schule und 1558 ist jener mit Dr. Caspar Pentzer abermals zu Besuch bei Mathesius in Joachimsthal.

Obwohl aber Mathesius in der Sarepta von der hiesigen Lateinschule rühmt, daß mancher tüchtige Mann daraus hervorgegangen sei, und dieselbe 1560 selbst mit Stadtkindern bestellt ist; so sah sich doch der Rath 1546 genöthiget an die Schule die Weisung ergehen zu lassen, keine fremden Schüler aufzunehmen, welche sich nicht mit einem Zeugniß der verlassenen Lehranstalt ausweisen konnten, was darauf hinweist, daß wohl auch hierher sich sogenannte fahrende Schüler verirrten, und nicht gerade Lobenswerthes ausübten. Auch der Schulgesang, wie an allen ähnlichen Lehranstalten deutscher Städte der damaligen Zeit, wurde hier gepflegt, um sich damit in der üblichen Weise den Unterhalt zu erwerben. 1545 wird der Schüler Chor unter die Orgel postirt, 1548 beginnen die Schüler mit Neujahr vor den Häusern zu singen, und begleiten später die Leichen zu Grabe. Auch die an deutschen Schulen eigenthümliche Sitte und Ceremonie des Deponirens bestand hier, wornach Jünglinge, ehe sie auf der Universität ihre Studien begannen, symbolisch den alten Menschen und dessen Mängel ablegten (deponirten). 1541, bei Gelegenheit eines Besuches der Joachimsthaler bei Luther, „ließ sich dieser selbst herbei, die gerade zu Deponirenden a beanio (vom rohen Menschen) zu absolviren [60]). 1552 wurden 10 Knaben auf dem Rathhaus am Montag nach Reminiscere in Gegenwart Philipp Melanchthons deponirt. [61])

Daß aber die reichen Gewerken auch das ihrige beitrugen, um die Schüler, namentlich um die ärmeren zu erhalten, bezeugt Mathesius in der Sarepta fol. 91: „Etliche kauffen bücher in die Liberey, und fleissigen Schülern, verlegen fromme Studenten, wie mir dann etlich hundert Joachimsthaler von christlichen frawen und mannen zu trewen henden heimlich zugestellt, die ich auff gewisse rechnung außgespendet, und ob Gott wil, des meisten theils wol angelegt habe. Die vorsteher haben auff einmal bis in zweintzig goldgüldin in der armen leut Kasten funden."

Leider war auch dieses Institut von der Giebigkeit des Bergwerkes abhängig, und sank mit der Stadt bald von seiner Höhe herunter. Schon am 23. September 1578 beschließt der Rath wegen des verringerten Einkommens und der Abnahme der Schüler auch die Zahl der Lehrer zu beschränken. Sie wurde endlich bei der Katholisirung Joachimsthals, nachdem sie über 100 Jahre bestanden hatte, 1627 für immer geschlossen. — Die Schule und der Humanismus, den sie pflegte, war ja protestantischen Ursprungs, und so wurde mit zuerst dies Licht ausgelöscht.

Ueber die kirchlichen Verhältnisse jener Zeit haben wir in Mathesius Sarepta folio 190 ff. eine ziemlich ausführliche Darstellung derselben. Anfangs nahm sich Jobst Thusel, Archidiacon von Falkenau, der Berggemeinde an, und verordnete einen Vicarius dahin.

Gleich von Anfang an machten die Joachimsthaler von dem Rechte der Prager Compactaten Gebrauch. Um aber die Gemeinde vollständig frei zu erhalten, oder, wie Mathesius meint, um der Lehre Luthers ungehindert Eingang zu verschaffen, lösten die Grafen Schlick [62]) das Patronatsrecht ab, und übertrugen es der Stadt

60) Mathesius Leben Luthers pag. 197. Diesmals, weil man etliche Kinder aus dem Thal deponirt, ließ er sich selber gebrauchen und absolviret sie a beanio mit sehr frommen Worten.

61) Ueber die Sitte des Deponirens vergl. Johann Hubers Bilder aus dem deutschen Studentenleben Westermanns Monatshefte XVII. pag. 359 ff.

62) Die nahen Beziehungen in welche Dr. Luther zu den Grafen Schlick trat, sind bekannt. Dem Grafen Sebastian widmete er das Buch gegen den König Heinrich VIII. von England, und dem Grafen Wolf das wider die Sabbather und Mameluken. Mathesius Leben Martin Luthers pag. 39 erwähnt auch dreier Briefe Luthers an Letzteren.

Es ist aber wohl ganz natürlich, daß die lutherische Lehre auch vom Anfang an nur nach verschiedenen Schwankungen die Oberhand erhielt, und eben in der Weise, wie sie sich in Deutschland entwickelte, in Joachimsthal Stand hielt.

Der erste Prediger nach der Erhebung zur Stadt ist M. Johannes Sylvius Egranus (Johann Wildauer aus Eger), welcher 1521 nach Joachimsthal von Zwickau kam, wo er als entschiedener Gegner des Wiedertäufers Thomas Münzer daselbst Prediger an der Katharinenkirche, aufgetreten war, und sich Luthers besondere Gunst erworben hatte. Es scheint, daß er nach Vertreibung seines Gegners auch nicht mehr lange in Zwickau aushielt. [63])

Er war zwar ein Widersacher Thomas Münzers, aber dennoch nicht ganz von der Hinneigung zur katholischen Lehre frei. [64]) Ueberhaupt aber scheint er es weder mit den Einen noch mit den Anderen haben halten zu wollen, und nebenher auch nicht gerade auf die geschickteste Weise versucht zu haben neuere oder eigene theologische Ansichten an den Mann zu bringen. Er ging schon nach einem Jahre wieder ab, um in Basel weiter zu studieren, und machte dem Magister Schönbach Platz, welcher entschieden lutherisch gesinnt war und so vorging, aber in Folge von Zwistigkeiten verdrängt wurde. An seine Stelle wurde ein Dominikaner Johann Bintmann gesetzt, und ihm M. Schlaginhauffen beigegeben. Beide versahen das Kirchenregiment bei der stark bewegten Bevölkerung nach Kräften. Bintman starb schon 1524 im Spital und vermachte seine Bücher der Kirche, der andere wandte sich nach dem Aufstand 1525 freiwillig von dannen. Ihm folgte M. Sebastian Steude, der das Feld deshalb wieder räumte, weil er nicht heiraten sollte — die Strömung war also wieder katholisch. Endlich aber hielt M. Christof Ehring doch drei volle Jahre aus, der dann von hier nach Zwickau ging, wo er als Superintendent 1554 starb. Er wird von Mathesius als ein kluger und beredter Mann geschildert, der das Spital durch milde Beiträge der Gewerken einrichtete, die ersten Kirchenbücher anlegte und bei Luther ein Mahnschreiben gegen die immer mehr sich hervorthuenden Wiedertäufer erwirkte, worauf die Grafen Schlick ein Mandat wider diese Sekte erließen [65]).

Noch einmal erscheint hierauf M. Johannes Sylvius auf eine kurze Zeit im Thal, und muß sodann wieder das Weite suchen wegen seiner anstössigen Lehren. 1537 verzeichnet Mathesius die erste Priesterhochzeit in Joachimsthal, und mit dem zweiten Erscheinen des M. Steude, sowie mit der Berufung des Schülers und Tischgenossens des großen Reformators Johannes Mathesius zum Prediger 1541 war die Kirche lutherisch reformirt, und blieb es mit den Kirchen-Gemeinden zu Wittenberg, Nürnberg und Leipzig in Lehre und Ceremonien Gleichförmigkeit haltend, bis es endlich nach der Schlacht am weißen Berge katholisirt wurde.

Der Herrschaftswechsel im Jahre 1545 ließ die Joachimsthaler für ihr Bekenntniß fürchten, deshalb nahm Magister Steude zugleich mit den Grafen Schlick seinen Abschied. Aber M. Mathesius, sein Nachfolger, welcher stark gegen die kaiserliche Regierung agitirt hatte, konnte ungestört sein Amt versehen. Ma-

63) Mathesius gibt das richtigere Jahr seiner Ankunft in Joachimsthal in der Sarepta an 1521 während des Reichstages zu Worms. Das Jahr in der Joachimst. Chronik ist unrichtig.

64) Ueber Johannes Sylvius Egranus finde ich in Cygnii Quasimodogeniti a L. Joachimo Tellero Diss. Lipsiae 1686 Folgendes: M. Johannes Sylvius Germanico Wildnauer dictus patria Egranus. Nam et hic Ecclesiastes fuit penes Cygneos et cum Thoma Munzero, Anabaptistarum promacho Cygnea excedere jusso, serram litigii reciprocavit; quemadmodum et acta Egrani exstant, quae a Theobaldo in tr. Germanico de Spiritu Anabaptistico allegantur. Sed quamquam naevorum Papisticorum non plane immunis fuit Egranus, a Luthero tamen in literarum epigraphe optimus et integerrimus amicus Tom. I. Epist. 76. b. item vere Theologus et Christianus vir pag 140 salutatur. Später trennt er sich entschieden von Luther. Er soll berauscht von Malvasierwein vom Schlag getroffen worden und so gestorben sein. Ledderhose Leben des M. Joh. Mathesius. Heidelberg 1849 pag. 141.

65) Mathesius Leben Luthers pag. 197.

thesius richtete während seiner langen Amtsthätigkeit das Kirchenwesen vollständig ein. Es geht aus Allem hervor, daß die alte lutherische Kirchenordnung, die noch nicht so ganz und gar auf alle Gebräuche des katholischen Ritus verzichtet hatte, beibehalten wurde [66]). Wiederholt auch wandten sich die Joachimsthaler in Glaubenssachen direkt an Luther, der sich jederzeit wohlwollend gegen sie erwies und sie bei sich zu Tische hatte. [67])

Charakteristisch aber ist Mathesius Mittheilung [68]), daß auf einer Synode der böhmischen Geistlichen ein Probst bemerkte: „Wir Prälaten haben mit denen vom Thal nichts zu thun, sie mit uns auch nicht." Daß aber die deutschen Reformatoren auf die lutherische Gemeinde zu Joachimsthal einen besonderen Werth legten, beweisen die häufigen persönlichen Besuche hervorragender Männer, besonders in der Zeit, seit Mathesius das Pfarramt übernommen hatte.

So sehen wir Joachimsthal in unglaublich kurzer Zeit, gestützt auf einen über alle Erwartungen großen Bergsegen — Mathesius gibt die Ausbeute der ersten 44 Jahre von 1515—1560 auf 40 Tonnen Goldes d. i. 4049568 Gulden nach damaligem Silberwerthe an — als eine deutsche vielversprechende Stadt im Erzgebirge entstehen, gleich wie heute nur in der neuen Welt Colonien plötzlich durch ähnliche Verhältnisse hervorgerufen werde. Ein Bild voll Leben stellt sich vor die Seele, wenn man sich ausmalt, wie die Berge um Joachimsthal von den Fäusteln der fündigen Bergknappen widerhallten, und unten im Thalgrund die Stadt nach allen Enden hinwuchs, und wie ein Strom, der sein Bett an beiden Seiten überfluthen will, die Häuser an den Gehängen immer höher stiegen. Welche Hoffnungen mußte der Anblick dieser raschen Entwicklung nicht erwecken — sie sollten nur zu früh dahin welken. Dr. Hallwich hat die Geschichte der Bergstadt Graupen eine Elegie genannt, wahrlich auch bei der Betrachtung der rasch verflossenen Glanzperiode Joachimsthals kann man sich eines elegischen Gefühles nicht erwähren. Das Schicksal, das nachgerade alle Bergstädte des Erzgebirges an der Seite des böhmischen Gehänges und zum großen Theil in Sachsen traf, und treffen mußte, daß früher oder später die Erzadern, welche der Bevölkerung die Lebensbedürfnisse gewährten, endlich versagten, und Armuth und Noth sich an der Stelle der früheren Behäbigkeit und Wohlhabenheit einbürgerte, ereilte Joachimsthal nur zu bald. Mit dem Abzuge der protestantischen Einwohner zur Zeit der Gegenreformation und unter dem Drucke des dreißigjährigen Krieges verfällt der Bergbau gänzlich, um sich auch dann nicht mehr zu erster Blüthe emporschwingen zu können. Jenseits der Gränze aber in Sachsen ist manche Bergstadt ohne Störung oder doch ohne bleibenden Einfluß in eine begüterte Industriestadt umgewandelt worden. Selbst das Exulanten-Städtchen Johanngeorgenstadt auf der Jugel im sächsischen Sibiren, von dem die Zeitgenossen seiner Gründung nicht glauben konnten, daß es möglich wäre, dort zu leben, hat Platten, seine Mutterstadt, bald weitaus überholt. Die Leute, welche man ihres Glaubens willen aus der Heimat jagte, nahmen Wohlstand und Segen mit, der sich im Gefolge der katholisirenden Söhne Loyolas niemals fand, und mit der gewaltsamen Glaubensänderung auch durch kein Patent wieder einführen ließ.

Wenn aber mit dem Versiegen der nährenden Quelle im Boden zugleich die Unwetter der Religionskriege die Blüthe der Stadt vernichteten, immerhin bleibt Joachimsthal durch seine glänzende Vorzeit und durch seine Leute noch nicht unbedeutenden, ja sogar in mancher Beziehung einzigen Bergwerke [69]) eine bemer-

66) Sarepta fol. 190. Zur Zeit, als Mathesius von Wittenberg als Prediger berufen wurde, unter M. Stende 1540 wurde in der Kirche noch lateinisch gesungen, auch die Evangelien, Präfation, Episteln an hohen Feiertagen lateinisch gesungen.
67) Mathesius Leben Luthers pag. 196.
68) Sarepta pag. 191.
69) Bekanntlich ist Joachimsthal der einzige Ort in Oesterreich, wo die für die Emailfarben wichtigen Uranerze in bauwürdiger Menge vorkommen.

kenswerthe Stadt, und kann stolz darauf sein, neben anderen über ihre Zeitgenossen hervorragenden Männern den Begründer der Mineralogie, einer vom Ursprung an deutscher Wissenschaft, Dr. Georg Agricola unter ihren ersten Mitbürgern gezählt, ja gerade durch das rege Bergleben diese bis dahin unbekannte Wissenschaft hervorgerufen zu haben, wie nicht minder ihr treuer Seelsorger und Chronist M. Johannes Mathesius, Luthers Schüler und Tischgenosse und befreundet mit den ersten Männern seiner Zeit, eine Stelle unter den vorzüglichsten Humanisten einnimmt. Die biographischen Skizzen dieser beiden berühmten Männer sollen sich auf dem Hintergrund der erzählten Stadtgeschichte abheben. [70])

II.

Georgius Agricola.

Das Mittelalter hat in seinem ganzen Verlauf für die Naturwissenschaften kaum mehr gethan, als die von den Griechen überkommenen Bücher der Nachwelt zu erhalten. Die Lehren des Aristoteles und seiner Schüler waren allein maßgebend und wurden von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, ohne daß es Jemandem eingefallen wäre, auch nur einmal das Ueberkommene zu prüfen, ob es denn mit dem Gegebenen übereinstimme. Kaum einer oder der andere über seine Zeitgenossen weit hervorragende Mann fügte aus eigener Beobachtung etwas hinzu, wie etwa der berühmte Albertus Magnus. Dürftig genug war aber auch das, obwohl es dennoch als ein ganz besonderes Zeugniß von Fortschritt in der Wissenschaft galt. Die gelehrte Welt des Mittelalters lag förmlich im Bann. Das Knechtische des Klosterlebens drückt sich gerade darin klar aus, daß keiner es wagte, die Lehre des nach ihren Begriffen unendlich hohen griechischen Philosophen einer Kritik zu unterziehen. Aber auch mancher, der es für sich im Stillen unternahm, umzusehen und einen eigenen Weg zu betreten, mag schüchtern zurückgewichen sein, denn lange konnte er freisinnig in der Natur forschend nicht auf der Bahn fortgehen, ohne zur Erkenntniß zu kommen, daß ihn seine Forschung mit gewissen Lehren in Collision bringen müsse, die noch für viel spätere Zeiten ein noli me tangere waren.

Von den Naturwissenschaften überhaupt kann man im Allgemeinen anwenden, was Justus Roth höchst treffend von der geogenetischen Lehre[1]) sagt, indem er mit wenigen Worten ihre ganze Geschichte gibt: „Früher ein Theil des religiösen Mythus, dann ein Stück der Philosophie, waren sie später der Knechtschaft der mittelalterlichen Theologie verfallen, aus welcher sie dann die neuere Philosophie befreite."

Als aber zu Ende des 15. Jahrhunderts der Morgenhauch der neuen Zeit über die alte Erde flog, und die Geister anfingen, die Fesseln der scholastischen Mönchsweisheit zu sprengen, auf eigenen Füssen, blos geführt und gestützt von den Alten, einherzugehen und mit unbefangenem Auge zu prüfen, was ihnen von Geschlecht zu Geschlecht gelehrt worden war; da mußte endlich doch auch für die Naturwissenschaften der Tag anbrechen. Freilich wohl, gleichwie im Hochgebirge

[70]) Der Verfasser, kein zünftiger Geschichtsforscher, hatte anfänglich nur die Entwerfung der Lebensgeschichte der beiden berühmtesten Joachimsthaler Agricola und Mathesius im Auge, welche beide für ihn fachmännisches Interesse besitzen. Beim Sammeln von Notizen für diesen Zweck ergaben sich so manche interessante Züge für die erste Geschichte der Stadt Joachimsthal, daß er es sich nicht versagen konnte, dieselben zu einer geschichtlichen Skizze des Anfanges und der Blüthezeit der königl. freien Bergstadt St. Joachimsthal zu benutzen.

[1]) Justus Roth. Ueber die Lehre vom Metamorphismus. Berl. Ak. d. W. 1871. 157.

der Nebel über den Thalgründen nur allgemach weicht, so konnte es auch mit der Wissenschaft nicht anders sein. Nur langsam traten die Umrisse schärfer und schärfer hervor, um sich endlich entschleiert in gewaltiger Ausdehnung vor dem Auge des Forschers auszubreiten, der, je eifriger er bemüht ist, das Gebiet zu durchstreifen, immer mehr einsieht, wie seine Kräfte der endlosen Weite nicht gewachsen sind.

So sehen wir denn im Beginne des 16. Jahrhunderts die ersten Anfänge und Grundlagen der neueren Naturwissenschaften entstehen. In der Schweiz rief Conradus Gesnerus (geb. den 26. März 1516 zu Zürich) die Zoologie durch seine für die damalige Zeit vortreffliche historia animalium (Zürich 1545—58 4 Bde.) zum neuen Leben. Nicht minder bedeutend war er als Botaniker, wo er der Erste die Idee aussprach, die Pflanzen nach ihren Sexualorganen in ein System zu bringen. Schon 1517 hatte Hieronymus Fracastoro gelegentlich der Auffindung von marinen Schalthierresten beim Baue der Festungswerke von Verona die Ansicht ausgesprochen, diese Petrefacten könnten nur marinen Ursprungs sein, womit er allerdings den Spott und das Gelächter seiner Zeitgenossen erntete, aber doch den Markstein gesetzt, von dem aus eine neue Epoche in der Geologie gezählt wird. Nun sollte auch Deutschland nicht zurückbleiben und seinen Mann in die Reihen der Bahnbrecher stellen. Die Wissenschaft der unorganischen Natur, die Mineralogie und die aus derselben Wurzel stammende Geologie sollte von Deutschland aus begründet werden. Dazu war es ja auch von der Natur ausgestattet. Nirgend anderwärts war zu jener Zeit der Bergbau in solchem Schwunge wie im Erzgebirge, und mit den mannigfachen Erzen kamen allerhand andere Mineralien ans Tageslicht, die durch Gestalt und Ansehen die Aufmerksamkeit auf sich lenken mußten. Die goldne Praxis gebar auch hier die Theorie. Die ersten einschlägigen Schriften behandeln den Bergbau und dessen Grundlagen, die Erze.

So das vielgerühmte Bergbüchlein, dessen Autor nicht bekannt ist, und Johann Haselberges von der Reichenau „Ursprung gemeiner Bergkordnung", das in einem besonderen Theile von den Erzen handelt, welche nach ihm durch Schwefel und Quecksilber unter dem Einfluß der Planeten entstehen. Wissenschaftlich aber ist die Frage weiter nicht behandelt.

Hiezu erst gaben die im Jahre 1516 entdeckten Silberbergwerke von Joachimsthal die erste Grundlage. Von hier aus brach sich die wissenschaftliche Mineralogie ihre Bahn, und ihr Gründer ist Georgius Agricola.

Uiber den Gelehrten, welchen Conrad Gesner und Andere den deutschen Plinius und den Albertus Magnus ihrer Zeit nannten, sind die Nachrichten ziemlich spärlich erhalten. Selbst seine Zeitgenossen waren nicht klar über ihn, wie ihn Hieronicus Pantaleon in seiner „Prosopographia heroum atque illustrissimorum virorum Germaniae" Pars III. pag. 169 in Berufung auf Conrad Gesner in Belgien geboren sein läßt, ein Fehler, welchen schon Petrus Albinus[2]) in seiner Meißnischen Chronik rügt. Diesem Letzteren und in neuerer Zeit Dr. E. Herzog[3]) danken wir die Zusammentragung der meisten Daten über den Vater der Mineralogie.

Georg Agricola wurde nach Petrus Albinus zu Glaucha in Sachsen den 24. März 1494 geboren.[4]) Sein eigentlicher deutscher Familienname war Bauer, welchen er während seiner Studienzeit auf der Universität Leipzig nach der damaligen Sitte in Agricola umwandelte. Seine Vorbildung hatte er auf der damals schon berühmten Lateinschule zu Zwickau erhalten. In Leipzig schloß er sich inn

2) Petrus Albinus Meiß. Chronik pag. 353.

3) Dr. E. Herzog Georg Agricola, ein culturhistorisches Lebensbild. Mittheilg. des Freiberg Alterthumsvereins 1865. pag. 365—70.

4) Derselbe Fehler, welchen Herzog hinsichtlich des Geburtsjahres A. in den Conversationslexic v. Brockhaus und Pieres findet, findet sich auch in Meyer und in Ersch und Gruber all Encyclopädie 2. Thl. pag. 211, wo ohne weiteren Grund 1490 als Geburtsjahr angegeb wird, dies wohl die allgemeine Fehlerquelle.

an Petrus Mosellanus an und widmete sich philologischen Studien. Schon früh lenkte er die Aufmerksamkeit gelehrter Männer auf sich, und als der Rath in Zwickau auf Antreiben des Bürgermeisters Dr. Erasmus Stella und M. Stephan Roth's, des damaligen Rectors der Lateinschule, dieses Institut erweiterte und eine griechische und hebräische Abtheilung hinzufügte, wurde Agricola 1518 als Rector extra ordinarius und Lehrer der griechischen Sprache berufen[5]) und wußte die Anstalt bald in Ruf zu bringen. Als M. Stephanus Roth an die Schule nach Joachimsthal 1520 zog, ward Agricola an dessen Statt Rector und verwaltete das Amt bis 1522,[6]) wo er wieder nach Leipzig gieng und bei Petrus Mosellanus Lector[7]) wurde. Wie lange er in dieser Stellung verblieb, ist nicht bekannt. Er wandte sich dann nach Basel und endlich nach Italien, wo er seine philologischen Studien mit der Arzneiwissenschaft vertauschte, sich in Bologna und Venedig aufhielt und endlich in Ferrara den Doctorhut nahm. Von dort kehrte er im Jahre 1526 nach Deutschland zurück, hielt sich einige Zeit im Riesengebirge[8]) auf und ward sodann 1527 Stadtarzt in Joachimsthal.[9])

Dem deutschen Arzte mußte es schon in Italien auffallen, wie traurig es mit der Kenntniß der unorganischen Stoffe, die doch so viele Bedeutung in der Heilkunde hatten, aussah. Von den griechischen Schriftstellern waren viele verloren gegangen, und nur einzelne Trümmer erhalten. Der von Plinius verfaßte Auszug aus dem Theophrastos war kaum mehr als eine Namenliste; was aber noch trauriger war: Niemand wußte die Stoffe anzugeben, die Galenus und Dioscorides unter diesem und jenem Namen als besonders wirksame Heilmittel bezeichneten. Was die Araber in ihren medicinischen Schriften anführten, das wollte schon gar nicht zu den Verhältnissen passen und war nur von den Griechen entlehnt. Dennoch aber führten die Aerzte die gelehrten Ausdrücke des Galenus und Dioscorides im Munde und disputirten über den Werth der Heilmittel, ohne zu wissen, wovon sie sprachen. Den ernsten deutschen Mann erfüllt diese Hohlheit mit Verachtung[10]) und er wandte sich, um in den deutschen Bergen nun durch eigenes Studium zur Klarheit zu kommen. Daheim im Erzgebige war für sein Streben die glänzendste Zeit angebrochen. Gerade in jenen Tagen ward der reiche Bergsegen aller Orts zu Tage gefördert, und hier an der Quelle mußte der Wißbegierige zuerst Auskunft erhalten kämen. Die Gelegenheit war günstig. Dr. Georg Sturz, des reichen Sturz von Annaberg Sohn,[11]) welcher Stadtarzt und 1526 auch der erste Apotheker zu Joachimsthal war und seine Güter in Kurzem hier ansehnlich vermehrt[12]) hatte, zog nach Erfurt, um dort im Umgange mit gelehrten Männern und Dichtern ein beschauliches Leben zu führen, und überließ seinen Hof unserem Agricola, welcher diesen auch auf Anrathen seiner Freunde annahm.[13])

---

[5]) Ordnung des Newen Studii und jetzt aufgerichten Collegii auf drey Hauptsprachen hebräisch-griechisch und lateinisch gestellt. Gedruckt zu Zwickau 1523 durch Leonhardt Nather Lewingensis, dieses Colegii Rector. Graeca docuit Georgius Agricola Glaucha Schoenburgensis 1518. Dr. Herzog gibt 1519 an.

[6]) Ibidem.

[7]) In der epist. nuncp. zu Agricola Liber de mensuris quibus intervalla metimur an Christophorus von Carlowitz d. d. 3. Nonas Maji 1549 heißt es: Cum adhinc annos septem et viginti Petrum Mosellanum Lipsiae audires, cujus etiam ego auditor et discipulus, haec cognovi, te esse etc. etc.

[8]) Nach Dr. Herzog l. c.

[9]) Mathesius Chronik v. Joachimsthal. Das Jahr der Rückkunft A. aus Italien ergibt sich aus der Epist. nuncp. zu Libri de vet. et nov. metall. Der Eingang dieser Epistel, so wie die Einleitung zum Dialog Bermannus geben sicheren Aufschluß über Ursprung v. A. wissenschaftlicher Thätigkeit.

[10]) Pudeat nos eas voces toties legere, toties in ore habere. et res quas significant non noscere. Agr. Berm.

[11]) Albin Meiß. Chron. pag. 347.

[12]) Agricola Bermannus.

[13]) Agricola. ep. nunc. lib. de vet. et nov. metall.

Hier verbrachte er nun die freie Zeit, die ihm sein Beruf ließ, mit dem Studium lateinischer und griechischer Schriftsteller, sowie im Verkehr mit erfahrenen Bergleuten, von denen er namentlich Bartholomäus Bach und Lorenz Bermann nennt. Ersterer im Jahre 1522 Stadtschreiber und 1530 Gegenschreiber stammt wohl aus der alten Geyerischen Familie, aus welcher der erste Fundgrübner Caspar Bach abstammt und nach welcher heute noch ein Joachimsthaler Erzgang den Namen Geyerischer hat. Schon seine Stellung läßt ihn als Mann von Bildung erkennen, und wohl auch der Umstand, daß er dem Dichter Eobanus Hassus ein Stipendium von seinen Gruben verlieh. Mehr aber ist freilich nicht von ihm übergekommen. Lorenz Bermann stammte ebenfalls von Geyer,[14]) wo sein Vater Georg 1514 von der Obrigkeit als Zehender[15]) eingesetzt wurde. Er hatte viel von der Welt gesehen, denn er war ursprünglich Soldat gewesen und hatte als solcher auch unter den römischen Fahnen gedient.[16]) In Joachimsthal versah er das Amt eines Hüttenschreibers[17]) bei den Geyerischen, und Agricola schildert ihn als einen sehr gebildeten Mann, der sich vielfach auch in den Wissenschaften umgethan hat. Im Jahre 1533 begleitete er den Zuzug der Joachimsthaler zum kaiserlichen Heer in Ungarn als Fähnrich und starb dort in der Zips.[18])

Die Frucht seiner Studien und des Verkehres mit seinen Freunden war nun die Erkenntniß, daß von den Alten eigentlich nur mehr die Namen überkommen waren, und daß sie selbst das meiste nur nach dem Hörensagen gekannt hatten. Ueberhaupt, daß das von den Alten Geschriebene auf die gegebenen Verhältnisse gar nicht passe, und daß man, um wenigstens die Namen und die wenigen Andeutungen doch an etwas Bestimmtes zu knüpfen, die passendsten Erze und Gesteine zu den Namen suchen müsse. Also nicht den Namen zu dem Gegenstand, sondern umgekehrt, den Gegenstand zu dem Namen. Diese erste Frucht seiner Studien, an welcher wohl Lorenz Bermann den hauptsächlichsten Antheil hatte, legte er in seinem prächtigen Buche: „Bermannus sive de re metallica dialogus“ nieder.

Der Inhalt dieses in Gesprächform abgefaßten Buches hat außer seinem wissenschaftlichen für uns auch ein historisches Interesse, da er eigentlich die älteste gedruckte Quelle über St. Joachimsthal selbst ist, weßhalb es gestattet sein möge, einen Augenblick hiebei zu verweilen und den Inhalt in wenigen Worten mitzutheilen.

Dr. Johannes Nävius (Neff) Agricola, 2. Amtsnachfolger und später Leibarzt des Churfürsten von Sachsen, und Nicolaus Ancon, über welchen nichts Näheres zu erfahren war, vielleicht der Hausarzt des Grafen Schlick, da er sich selbst einen nahen Freund desselben nennt, kommen vom Sterbebette Heinrichs von Schlick um sich durch einen Besuch von Joachimsthal etwas von dem Eindruck des Todesfalls zu erholen. Beide Aerzte sind in den Schriften der Alten wohl erfahren. Nävius kennt die lateinischen und griechischen, Ancon die arabischen Schriftsteller sehr genau. Auf dem Markte zu Joachimsthal treffen sie mit Lorenz Bermann zusammen, welchen Ancon bereits kennt. Nach einem kurzen Gespräche über die Vortheile des Bergbaues, und wie viele ihrer bereits dadurch reich geworden seien, führt sie Bermann auf ihren Wunsch zu den Bergwerken. Den Weg kürzt er ab durch die Beschreibung des Erzgebirges und Aufzählung der bereits frühe in Betrieb gestandenen Bergwerke in Böhmen und Meißen. Oben angekommen drückt Nävius lebhaft sein Erstaunen aus über die ungeahnte Größe der Stadt die er mit Prag, Erfurt, Bologna oder Padua vergleichen möchte. Bermann er

14) Agricola Bermannus.
15) Joh. Falke Gesch. d. Bergstadt Geyer. Mitthlg. kg. säch. Ver. f. vaterl. Gesch. pag. 10 hier Georg Wermann. Im Jahr 1522 erscheint derselbe als Vermittler zwischen den Grafe Schlick und den aufständischen Bergleuten Joachimsthals.
16) Agricola Bermannus.
17) Agricola Bermannus, Mathesius Sarepta fol. 214 b.
18) Mathesius Joachims. Chron., hier irrthümlich das Todesjahr in 1532 gesetzt.

zählt nun, wie zwölf Jahre früher hier ein einziges verfallenes Haus stand, wie die durch den Bergbau überall entholzten Berge damals noch dicht bewaldet waren, wie sich die Gründung der ersten Gewerkschaft gebildet habe, und gibt über die Namen der umliegenden Höhen, über Klima und sodann über die einzelnen Gruben und ihre Besitzer Aufschluß. Der weitere Verlauf des Gespräches dreht sich um die verschiedenen Maschinen, Göppel u. s. w., sowie um die Tiefe der Schächte. Hier erfahren wir denn auch, daß es wirklich Berggeister gebe, und zwar theils solche, welche gutmüthig es bei allerhand Neckereien der Bergleute bewenden lassen, theils solche, welche tückisch die Menschen zu verderben suchen, „wie einige Jahre vorher von ihnen zwölf Bergleute auf der Rosenkrone zu Annaberg getödtet wurden, weshalb man die Grube verließ." Der Mann, welcher so klar schon über manche Erscheinungen urtheilte und seinen Zeitgenossen weit voraneilte, war also noch vom Vorurtheil der Zeit so tief befangen!

Die Betrachtung der geförderten Erze gibt nun Gelegenheit, die Meinungen hierüber auszutauschen, was denn wohl die Griechen und Römer namentlich unter den von ihnen beschriebenen Mineralien gedacht hatten, wobei sich Lorenz Bermann als ein in den Schriften der Alten wohlbewanderter Mann erweist, der, zugleich auf eigene Erfahrung gestützt, manche den gelehrten Aerzten aufsteigende Bedenken in dieser oder jener Hinsicht beseitiget.

Zuerst ist es das Bleierz, worüber sie discutiren, und die Begriffe des Metalles und des metallähnlichen Erzes feststellen. Dann der Kies (die Pyritoide), über welchen sie verschiedene auseinander laufende Ansichten kennen, und worüber ihnen Bermann aus seiner Erfahrung treffliche Auskunft gibt; weiter kommen die Silbererze an die Reihe, später das Silber. Schritt für Schritt gelangen die Gelehrten der Ueberzeugung näher, daß das, was von den alten classischen Völkern überliefert wurde, den Verhältnissen wenig entspreche, und daß hier mehr zu heben liege, als man je erwartet habe. Die Silbererze kannten die Alten kaum, das gediegene Silber gar nicht, und zu den sechs bekannten Metallen hatten die Joachimsthaler Gruben ein neues, den Wismuth, geliefert. Da spricht es Nävius endlich selbst aus: So viel sei sicher, der sonst gelehrte Plinius habe vieles gar nicht gekannt, und außer dem, was er in Spanien gesehen, habe er alles andere von den Griechen abgeschrieben. Wie unklar und ungenügend auch die übrigen medicinischen Schriftsteller sind, verbergen sie auch keinen Augenblick; die Betrachtung über den Zinnober und ähnliche mineralische Körper gibt Gelegenheit dazu. Aber nicht nur auf die Erze — und das ist der Fortschritt von den früher erwähnten Bergbüchern — auch auf die anderen von den Alten genannten Mineralien, Gyps, Kohle, Steinmark, Vitriol ꝛc., dehnen sie ihre Betrachtung aus und fragen nach deren Vorkommen, Kennzeichen und Verwendbarkeit. Zuletzt, indem sie einsehen, wie durch die Lauigkeit der Aerzte in Bezug auf die Naturgeschichte die Heilkunde in tiefen Verfall gerathen ist, kommen sie zu dem löblichen Entschluße, die hier begonnenen Studien fleißig fortzusetzen. Wie Galenus seiner Zeit den Orient bereiste, nun das Vorkommen der von Dioscorides genannten mineralischen Heilmittel an Ort und Stelle zu studieren, so wollen sie die mineralischen Stoffe der Heimat aus eigener Anschauung kennen lernen, und so, ohne sich weiter um Jemanden zu kümmern, welcher darin ein Vergehen gegen die den alten Griechen schuldige Ehrerbietung erkennen möchte,[19]) eine neue Grundlage der Heilmittellehre zu schaffen.

Bermann zeigt ihnen sodann noch die buntfarbigen Flußspäthe, deren Farbenreichthum sie nicht wenig in Staunen setzt, da sie doch keine Edelsteine sind. Er zeigt ihnen das von den alten Bergleuten sehr charakteristisch Kobolt genannte Arsenmetall, dessen giftige und flüchtige Eigenschaft sie wohl kannten, wobei es doch

19) Valeant isti et latrent quantum velint.

kein Silber gab, wenn es gleich so vielversprechend aussah. Auch nennt er den gelehrten Begleitern die Gebirgsarten, welche die Erze in Gängen führen, Glimmerschiefer, Quarz, Spath, Hornstein ꝛc. Endlich mit der Absicht, den nächsten Tag die Hütten zu besehen, trennt sich die Gesellschaft, höchst befriedigt mit den Ergebnissen der angestellten Wanderung über die Joachimsthaler Gruben.

Der vorstehend kurz angedeutete Inhalt der Abhandlung Bermanns ist die Grundlage der neueren wissenschaftlichen Mineralogie, die sich allerdings in den folgenden stürmischen Zeiten noch über ein Jahrhundert nicht weiter zu entwickeln vermochte, aber dennoch wieder ins Leben gerufen war. Nicht mehr auf den praktischen, nur den Bergmann allein angehenden Zweck, wie in den oben erwähnten Bergbüchern, ist in diesem Tractat das Augenmerk gerichtet; auch die Heilkunde verlangt ihren Antheil an den aus der Erde gegrabenen Schätzen, nicht nur die zur Gewinnung der Metalle allein verwendbaren Mineralien, auch andere werden in den Bereich der Betrachtung gezogen, und der Satz ausgesprochen, daß hier ein von den alten Philosophen nur nothdürftig gekanntes Feld der Wissenschaft ausgebreitet liege, das man selbstständig bebauen müsse. Damit war die Grundlage der wissenschaftlichen Mineralogie gelegt. Joachimsthal war berufen, ihre Wiege, ein deutscher Arzt ihr Vater zu sein; und mit Stolz können wir sagen, daß es die Deutschen verstanden haben, auch in dieser Disciplin immer an der Spitze zu schreiten.

Agricola, welcher die Abhandlung, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, im Jahre 1527 oder 1528 schrieb, war gleichwohl im Anfange nicht kühn genug, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Erst Petrus Plateanus, der damals Rector an der Lateinschule in Joachimsthal und in intimem Verkehr mit Agricola war, bewog ihn, den mit so vielem Fleiß und so vielem Verständniß geschriebenen Tractat zu veröffentlichen.[20]) Zuvor aber wurde das Manuscript durch die mit Erasmus Roterodamus befreundeten Söhne des Joachimsthaler Oberhauptmanns Christoferus und Andreas von Könneritz, welche damals noch an der Universität studierten, diesem zur Durchsicht vorgelegt, der hierüber von Freiburg i. B. unterm 17. Febr. 1529 schreibt,[21]) er habe voll Spannung das Manuscript entfaltet und sei entzückt über die glänzende lebhafte Darstellung.[22]) Auch die Bestrebungen, die Medicin wieder aufzurichten, lobt er sehr, und spricht die Hoffnung aus, Hieronymus Froben werde das Buch gerne drucken.[23]) Dasselbe erschien auch 1530[24]) bei den berühmten Baseler Buchdruckern und machte entsprechendes Aufsehen, so daß der Verfasser deshalb von Wolfgang Justus in den Katalog berühmter Aerzte aufgenommen wurde.

Eine verhältnißmäßig lange Pause folgt nun bis zur Ausgabe neuerer Arbeiten, die später in großer Mannigfaltigkeit erscheinen. Es scheint, daß Agricola nach der Ausgabe des Bermannus eine Arbeit über die Beschaffenheit der Luft unternahm, welche jedoch nicht in Druck erschien. Keineswegs aber stand er während dieser Zeit still, sondern er benützte dieselbe vielmehr zu fleißigen Studien, deren Ergebnisse die nachfolgenden Veröffentlichungen waren. 1530 erscheint an seiner Stelle bereits M. Magnus Hund als Stadtarzt.[25]) Es ist nicht zu ergründen, ob Agricola schon damals oder erst drei Jahre später Joachimsthal verlassen hat. 1533[26]) wurde er Stadtphysikus in Chemnitz, wo er sich bis zu sei-

20) Vergl. Brief des P. Plateanus an Heinr. v. Könneritz als epist. nuncp. dem Bermannus vorgedruckt.
21) Brief abgedruckt im Bermannus.
22) Visus sum mihi valles illas et colles et fodinas et machinas non legere sed spectare.
23) Libenter excussurum.
24) Ep. nuncp. zu liber. de vet. et nov. metallis gesch. 1546.
25) Mathesius Joachimsth. Chronik.
26) Herzog l. c.

nem Tode aufhielt. Auch in der Ferne blieb er in freundschaftlichen Beziehungen mit der Bergstadt und er kehrte wiederholt zu Besuch zurück[27]). Neben seinen naturwissenschaftlichen Studien beschäftigte ihn aber schon 1534, wie aus einem Briefe an Sebastian Münsterus[28]) hervorgeht, das Studium der vaterländischen Geschichte, wie denn die seinen späteren Publicationen beigegebenen Zuschriften an den Herzog Moriz von Sachsen viele historische Beziehungen enthalten.

Erst von 1544 folgen in geschlossener Reihe seine verschiedenen Abhandlungen. Die erste „de ortu et causis subterraneorum", die zweite 1545 „de natura eorum, quae effluunt e terra". Beide sind dem Herzog Moriz von Sachsen gewidmet, und lenkten dessen Aufmerksamkeit auf den Verfasser. Auf Verwendung des kurfürstlichen Rathes Georg Commerstadt verlieh ihm Herzog Moriz ein jährliches Stipendium[29]) und machte ihn zum Bürgermeister von Chemnitz.[30])

Weiter folgten noch 1546 de natura fossilum lib. X und de veteribus et novis metallis lib. II. Die in diesem Jahre gedruckte Gesammtausgabe versah Agricola außerdem mit einem lateinisch-deutschen Glossar, wodurch dieselbe um so bedeutender wird.

Diese umfangreichen Schriften sind Beweis genug, wie ernst es Agricola mit dem Vorsatz nahm, die unorganische Natur zu ergründen. Freilich wohl sind seine Ansichten von unseren heutigen weit ab gelegen, aber sie verrathen immer einen scharfen Blick, der tiefer drang, als je einer vor ihm. Agricola faßte das auf, was um ihn lag. Er scheidet natürlich noch nicht Petrefacten als in den Bereich der Paläontologie gehörig aus seinem Gesichtskreise aus, aber er unterscheidet schon wirkliche Versteinerungen, die seiner Ansicht nach durch einen eigenen, organische Reste durchdringenden Steinsaft gebildet werden, wie Holz, Zähne, Knochen u. s. w. Für andere jedoch fehlt ihm das Verständniß, und er hält sie für bloße Nachahmungen organischer Körper, weil er keine lebenden Verwandten an Ort und Stelle kennt. Die petrificirende Materie, der Steinsaft, muß seiner Meinung nach im Wasser am meisten enthalten sein, daher seine Abhandlung über das aus der Erde fließende. Den Ursprung der warmen Quellen, wie Karlsbad und Wolkenstein, erklärt er sich durch Stein- und Braunkohlenbrände, die er von Zwickau und Falkenau kennt. Ueber seine für die damalige Zeit scharfen und richtigen Beobachtungen, betreffend die physikalischen Eigenschaften der Mineralien, geben seine Bücher über die Natur der Fossilien Aufschluß, so gleich das 1. Buch, wo er von der verschiedenen Härte, dem Glanz und der Farbe der Mineralien redet.

Einige aus jener Zeit stammende naturwissenschaftliche Abhandlungen über die Gesundbrunnen (de medicatis fontibus) und über das Erdbeben sind wohl nie gedruckt worden, und werden nur von ihm erwähnt.[31]) Seine diesbezüglichen Abhandlungen schloß er 1548 mit der Herausgabe einer Arbeit de animalibus subterraneis lib. II., worin er den Nachweis zu führen sucht, daß es ein unterirdisches Thierleben gibt, was das Vorkommen wirklich versteinerter Thierreste begreiflich machen soll.

Keineswegs aber fand er bei seinen Zeitgenossen in seinen Bestrebungen, die unorganische Heilmittellehre neu zu begründen, ungetheilten Beifall, sondern mancherlei Widersacher, wie er selbst an Kommerstadt schreibt.[32]) Dennoch aber waren seine Arbeiten bestimmt, eine neue Ansicht über den Ursprung und die

---

27) Mathesius Vorrede zur Sarepta erwähnt seines Besuches in seinem Hause.
28) Petrus Albinus Meiß. Chron. pag. 355
29) Epist. nunc. ad Commerstadium zu Lib. d. veter. et nov. metall.
30) Petrus Albinus erwähnt nur, daß er Bürgermeister war, die Octroyrung durch Herzog Moriz erzählt Dr. Herzog l. c.
31) Epistola nuncp. de veter. et nov. metall. Pet. Albinus Meiss. Chron. pag. 354.
32) Epist. nunc. d. vet. et nov. met.

Natur der Fossilien hervorzurufen, welche bis zum Beginne der neueren Zeit, bis zum Anfange des vorigen Jahrhundertes sogar die herrschende blieb. Wenn die Ergebnisse seiner Forschungen aber heute auch nur mehr ein historisches Interesse haben können, so werden sie doch niemals aufhören ihm einen Ehrenplatz in der Reihe der deutschen Naturforscher zu sichern. Und selbst die Neuzeit hat seiner Arbeit nicht vergessen, noch im Beginne unsres Jahrhunderts wurden seine mineralogischen Schriften ins Deutsche übersetzt.[33])

Mit der Ernennung zum Bürgermeister hatte ihm Moriz von Sachsen zugleich die Stelle eines Landeshistoriographen übertragen. In dem schon oben erwähnten Briefe an Münster bemerkt er, daß er schon 1544 eine Topographia von Meißen fertig hatte, doch habe er trotz öfteren Versprechen vom Hofe aus die letzte Hand (extrema manus), wahrscheinlich eine Subvention zur Herausgabe nicht erhalten können. Seine in vier Büchern abgefaßte Geschichte des Sachsenstammes wurde nicht gedruckt, sondern nach seinem Tode von Georg Fabricius — da Agricola als eifriger Katholik in Ansehung der Reformation von seinem Standpunkte ungünstig urtheilte — umgearbeitet und in dessen Geschichtswerk einverleibt.[34])

Das ihm von Seite des nachmaligen Churfürsten Moriz erwiesene Wohlwollen erwiderte Agricola mit äußerster Treue und Hingebung, so daß er selbst als betagter Mann zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges mit Hinterlassung seiner Familie mit Moriz und August von Sachsen zu Felde zog, wie er denn auch wiederholt von Moriz zu diplomatischen Sendungen verwendet wurde.

Von seinen mineralogischen Studien wandte sich Agricola dem Maße, Gewichte und Münzwesen zu. 1550 erschienen bei den Froben seine Abhandlungen: 1. De mensuris et ponderibus Romannorum atque Graecorum lib. V. De externis mensuris et ponderibus lib. II. 3. Ad ea, quae Andreas Alciatus denuo disputavit defensio, lib. I. 4. De mensnris quibus intervalla metimur lib. I. 5. De restituendis ponderibus atque mensuris lib. I. 6. De precio metallorum & monetis lib. II., von welchen die erste dem Churfürsten Moriz und seinem Bruder August, die 2. Ernst von Miltitz, die 3. Georg Fabricius, die 4. Hieronymus Kisswetter, die 5. Christoph Carlowitz und die 6. Georg Kommerstadt gewidmet ist. 1552 legte er sein Bürgermeisteramt und sein Physikat nieder[35]), um seinen Studien ungehindert nachgehen zu können. Bereits 1546 erwähnt er in dem öfter angezogenen Brief an Kommerstadt des von ihm in Aussicht genommenen Werkes de re metallica. Dieses sehr umfangreiche Buch war, wie die Zuschrift an Churfürsten Moriz sagt, 1550 vollendet. Es enthält in 12 Büchern eine ausführliche Darstellung des gesammten damaligen Berg- und Hüttenwesens, und ist mit zahlreichen interessanten Holzschnitten ausgestattet, zu deren großem Theil Basel Wefringer, [36]) Bürger in Joachimsthal, die Zeichnungen anfertigen ließ. Auch Hans Hübsch von Schneeberg hatte ihm hiezu manchen Beitrag, namentlich über die Bergwerke in den Alpen geliefert.[37]) Das Werk erschien erst 1556 nach des Verfassers Tode. Agricola starb plötzlich am Schlagfluß den 21. November 1555 in seinem 61. Lebensjahre. In seinen jüngeren Jahren der Reformation zugethan, wandte er sich Angesichts der Bilderstürmerei und der wohl unvermeidlichen Ausschreitungen einzelner lutherischen Geistlichen der katholischen Kirche wieder zu, und starb als ein eifriger Katholik, weshalb ihm Pastor Tettelbach das Begräbniß in Chemnitz verweigerte, und seine Leiche, nachdem man sie

33) Agricolas mineralogische Schriften übersetzt von Lehmann Freiberg 1806.
34) Petrus Albinus l. c.
35) Herzog l. c.
36 Mathesius Joachimsth. Chronik. Zu diesem, nicht wie Dr. Herzog meint zu Bermannus, welcher nie mit Bildern herausgegeben wurde, lieferte Wefinger die Zeichnungen.
37) Pet. Albinus Bergchronik pag. 5.

5 Tage hatte liegen lassen, in der Domkirche zu Zeitz beigesetzt wurde. Von seinen 3 Söhnen starben die ältesten beiden als Domherren zu Erfurt.

Das Buch de re metallica erlebte bald wiederholte Auflagen, und wurde 1590 von Professor Bechius in Basel ins Deutsche übersetzt. Es bildet den Ausgangspunkt der Bergbaukunst, und ist bald nach seinem Erscheinen und auch später vielfach von Italienern und wohl auch deutschen Büchermachern, wie schon Petrus Albinus rügt, „stark" benützt worden. [38])

Viele seiner Arbeiten blieben unveröffentlicht und gingen verloren. Wohl aber sind die uns erhaltenen die vorzüglichsten und hinreichend genug, um den weit über seine Zeit emporragenden Mann und dessen Vielseitigkeit klar erkennen zu lassen.

Bei seinen Zeitgenossen stand er in hohen Ehren. Gesner, mit welchem er in wissenschaftlichem Verkehr stand, nennt ihn den deutschen Plinius, und Melanchthon schreibt von ihm: Argenti venas olim celebravit Albertus Magnus. Sed hunc longe vicit Georgius Agricola Medicus. Nicht minder voll hoher Anerkennung nennen ihn Georg Fabricius und andere hervorragende Männer.

Agricola hatte die Absicht, sein Leben selbst zu beschreiben. Leider führte er sie nicht aus, und kaum mehr als das Vorstehende ist über sein Leben auf uns gekommen. Ernstes Streben, Fleiß und Ausdauer aber kennzeichnen ihn als einen ächten deutschen Mann der Wissenschaft, und seine Anhänglichkeit und Treue gegen den Landesherrn lassen ihn als einen wackeren Bürger erkennen. In der Geschichte der deutschen Wissenschaft wird der Begründer der Mineralogie aber allezeit mit Achtung und Ehrfurcht genannt, und sein Name nur mit ihr selbst ausgelöscht werden. [39])

III.

Johann Mathesius.

Die Saat der frommen Jesuiten, welche nach der verhängnißvollen Schlacht am weißen Berge unter Mithilfe der brutalen Lichtensteinischen Dragoner die lutherischen Bewohner Böhmens mit Liebe und Güte zum katholischen Glauben zurückführten, ist endlich doch bei so ausreichender Unterstützung aufgegangen. Wer auf das Wort der Liebe nicht hören wollte, und wen selbst die Reiter nicht katholisch machen konnten, den hieß man, arm oder reich, ins Exil ziehen. Für die zurückgelassenen Güter fanden sich schon Nehmer, der Orden Loyolas selbst verschmähte es nicht, die Besitzthümer der vertriebenen Ketzer um ein Spottgeld zur größeren Ehre Gottes an sich zu bringen, und ob mit den ausgewanderten Protestanten auch der Wohlstand des Landes ausgezogen war, und dasselbe unter den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges in das tiefste Elend versank — was lag daran — die allein selig machende Lehre der katholischen Kirche war doch wieder eingeführt. Vor den Standbildern hilfreicher Heiliger lag das Volk wieder betend auf den Knieen und zu den Kirchen wunderthätiger Marienbilder zog es gläubig in Wallfahrten. Noth und Elend hatte endlich der frommen Glaubenseinfalt über den ketzerischen Geist den Sieg verschafft, und in üppiger Fülle wuchsen als Hort und Veste des Glaubens Klöster und Jesuitencollegien dazwischen auf. So bliebs, bis Kaiser Josef glorreichen Andenkens seine lichtbringende Thätigkeit entfaltete,

38) Petrus Albinus Bergchron. pag. 4. Eines der unverschämtesten Plagiate ist Löhneys gründlicher Bericht vom Bergwerk, in welchem ohne Angabe der Quelle Agricolas Bergbuch im Auszug, Lazarus Erckners Beschreibung aller fürnemisten Bergkwerk Prag 1574 wörtlich abgeschrieben und mit der Braunschweigischen Berggrdnung zu einem Buch verquickt ist.

39) Während des Druckes ist mir ein Aufsatz von E. Eckardt aus dem Freiberger Bergkalender 1873 zugekommen: „Agricola, der Vater der neuen Mineralogie" welcher einige werthvolle Angaben über Agricola aus seinem Aufenthalt in Chemnitz enthält, die ich leider nicht mehr berücksichtigen konnte.

und die freie Gestaltung der Dinge in unserer Zeit immer weiter um sich griff trotz des Staubes, den die aufgescheuchten Eulen- und Fledermausgeschlechter, die zu gerne Falken und Adler sein möchten, unter wildem Geschrei aufwirbelten. Heute, wo wir ungescheut die Kunstgriffe und Ränke besprechen dürfen, welche gebraucht wurden, um das Volk wieder katholisch zu machen, ist es wohl auch eine heilige Pflicht den Deutschen in Böhmen jene Männer aus ihrer protestantischen Vorzeit wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, welche damals aus ihnen hervorragten, und deren Bilder unwürdig wie in einer Rumpelkammer bedeckt mit dem von den Dunkelmännern sorgfältig gehegten Staub der Vergessenheit bisher bei uns im Verborgenen ruhten. Mancher von ihnen ist verschollen, selbst sein Namen ist vergessen, an andere aber hat sich die Erinnerung erhalten von Geschlecht zu Geschlecht, und eines Rufes bedarf es nur, um sie wieder vollkommen lebendig zu machen. Unter sie gehört der treue Pfarrherr von Joachimsthal M. Johann Mathesius, dessen Name heute noch nicht in seinem Kirchspiele verklungen ist, und dem, obwohl er anderwärts schon längst der Vergessenheit entrückt, heute hier ein Denkblatt gewidmet sei. Seine treue, langjährige Thätigkeit als Pfarrer und Lehrer, die sich weit über den Sprengel seiner Kirche ausbreitete und lange nach seinem Tode erhielt, hat ihm einen verdienten Ehrenplatz unter seinen hervorragenden Zeitgenossen eingeräumt! [1])

Leichter als bei einem Anderen gelingt es, ein Bild seines Lebens zu entwerfen, da er es liebte, in seinen zahlreichen Schriften mancherlei aus seiner Geschichte mitzutheilen, und ich habe mich auch, soweit mir die einschlägige Literatur zu Gebote stand, an seine eigenen Angaben bei der nachfolgenden Darstellung gehalten.

Johannes Mathesius wurde zu Rochlitz in Sachsen am 24. Juni 1504 geboren. Seine Familie stand daselbst in Ansehen und aus ihr waren bereits früher zwei gelehrte Leute: M. Lucas Mathesius und dessen Bruder Burkhard, der lange Rector bei St. Sebald in Nürnberg und später Vicar am Stifte Bamberg war, hervorgegangen. [2]) Sein Vater Wolfgang saß im Rathe und war ein wohlhabender Mann. [3]) Seine Mutter stammte aus dem Geschlechte der Scheuerfuß. Es scheint, daß er von mütterlicher Seite früh verwaiste, da seine Großmutter Juliane Scheuerfuß dessen Erziehung übernahm, welche sich dieselbe sehr angelegen sein ließ, ihm neun Jahre lang einen eigenen Pädagogen hielt, und er auch diese Zeit in ihrem Hause lebte. [4])

Später kam er in die Schule von Rochlitz, womit wohl seine Bildung abgeschlossen werden sollte.

Zur Zeit, als die großen Bergwerke auf dem hohen Erzgebirge ins Stocken geriethen, und die Bergleute auch anderwärts ihr Glück versuchten, wurde auch Rochlitz, das von Alters her in dem Rufe stand, große unterirdische Reichthümer zu besitzen, von ihnen aufgesucht, und Baue daselbst aufgenommen. Unter den Gewerken ist auch Wolfgang Mathesius, welcher seinen 14jährigen Sohn Johannes 1518 als Zubußeinnehmer auf einer Zeche unterbringt, welche Stelle er bis zu seines Vaters Tode, 1521, inne hatte. [5]) Aber der Rochlitzer Bergbau wollte nicht fruchten [6]), und es scheint, daß der Vater Mathesius sein Vermögen bei seinen Unternehmungen eingebüßt hatte, denn nach seinem Ableben steht der verwaiste Johann ziemlich hilflos da. So entschloß er sich denn als fahrender Schüler sein

1) Größere biographische Arbeiten sind: Lebensbeschreibung des M. J. Mathesius durch M. Johann Balthasar Mathesius Dresden 1705, Das Leben des M. Johann Mathesius von Karl Fried. Ledderhose Heidelberg 1849, Johann Mathesius von Dr. Jacob Nöggerath Westermanns Monatshefte 8. Bd. 1860.
2) Albinus Meiß. Chronik 356.
3) Mathesius nennt ihn einen stattlichen Gewerken.
4) Mathesius 2. Predigt vom 4. Gebot und Predigt vom Morgen- und Abendsegen.
5) Mathesius Sarepta Vorrede.
6) Albinus Bergchronik pag. 24.

Fortkommen zu suchen und wandte sich zuerst nach Nürnberg [7]) An der Sebalduskschule daselbst war sein Vetter Burkhard Mathesius um diese Zeit Rector. [8]) Möglicherweise bewog dieser Umstand den jüngeren Mathesius, sich zuerst hierher zu wenden, ohne daß ihm aber wie die Thatsachen beweisen, hier mehr als etwa anderswo materieller Vortheil geboten worden wäre.

Seinen Lebensunterhalt verdiente er in der damals gewohnten Weise als Chorsänger, und obwohl er selbst nur im Allgemeinen von seiner Studienzeit spricht, kann man aus verschiedenen Stellen doch entnehmen, daß ihm das vielbewegte Leben eines fahrenden Scholaren [9]) mit allen seinen Freuden und Leiden [10]) nicht fremd geblieben ist. Von Nürnberg weg wandte er sich nach Ingolstadt, wo er die damals blühende Universität besuchte, dann finden wir ihn in München am churfürstlichen Hofe, wo er entweder bei des Churfürsten oder eines am bayrischen Hofe lebenden Herrn Bibliothek [11]) bedienstet war. Hier ward er der Freund des Hofnarren Löffler [12]), der ihn zuerst auf Luther aufmerksam machte. Er hielt sich bis 1525 in dieser Stellung [13]) auf, das folgende Jahr ging er nach Odelshausen, wo er die Erziehung der Kinder der Frau Sabine Auerin geborenen Stetterin übernimmt, und während seines Aufenthaltes daselbst das erstemal eine Schrift Luthers, dessen Buch von den guten Werken in die Hand bekömmt. [14]) Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange, 1528 finden wir ihn bei seinem Freunde Zacharias Weixner, Pfarrer in Fürstenfeldbruck [15]), wo er sich wieder mit Studien beschäftigte, und auch mit andern Schriften Luther s bekannt wurde. Immer mehr erwärmt er für die Lehren des Reformators [16]) und er beschließt nach Wittenberg zu ziehen, um den großen Mann zu hören. So verläßt er seinen lieben Gastfreund, der ihm noch zum Andenken einen aus einer Muschelschale künstlich geschnitzten Löffel verehrt, [17]) und wandert nach Wittenberg, wo er nach mancherlei Abenteuern [18]) Freitag nach Pfingsten eintrifft, und am folgenden Sonnabend zum erstenmal Dr. Luther predigen hört.

---

7) Sarepta. Predigt vom Glasmachen 1562: Wie ich vor 41 Jahren im Predigerkloster zu Nürnberg ꝛc.

8) Petr. Albinus gibt l. c. in seiner Meiß. Chronik an, daß Burckhard M. der jüngere Bruder des 1500 zu Bologna promovirten Lucas M. gewesen sei. Es ist daher immerhin möglich, daß Burkh. M. noch 1521 in seiner Stellung war, doch war hierüber trotz freundlicher Bemühung von Seite der Direktion des german. Museums in Nürnberg selbst nichts Sicheres zu erfahren.

9) Mathesius 2. Predigt über den Katechismus: Wenn es aber von nöthen, wollte ich mehr als sechshundert Pößlein aufbringen und erzählen können, die ich in meiner Jugend von den alten Schulbachanten, Choralisten, Locaten und Chorschülern ꝛc. gehört.

10) Math. Sarepta fol. 270. Elise Schulhafen mit coloquinten zugesetzt muß ich auch gedenken, denn der giebt sehr Lehr und Trost für arme Schüler und Studenten, die müssen in der Jugend viel leiden, und oft mit gesunden Zähnen fasten und schimmlich Brod und bittere Colloquienten essen.

11) Katech.-Predigten: Der ich doch alle Legenden, und sonderlich zu München bei meinem Herrn, der eine sehr große deutsche Liberei bei einander hatte, ein ganzes Jahr durchlesen habe.

12) Mathesius Predigten über das Leben M. Luthers fol. 177 b. erzählt, wie Löffler „des von Bayern Freudmacher" mit einem Kreuz in der Hand und singend: Advenisti desiderabilis! Luther bei seinem Einzug in Worms entgegen gegangen sei, und sagt: welcher hernach auch mein Prophet ward, da ich erstlich an seines Herrn Hof kam.

13) Math. Leben Luther ib.: Ich habe hernach aus des wunderbarlichen Menschen (Löfflers) Munde mit meinen Ohren gehört, da ihn ein Probst, so desmals fürstlicher Rath war, üben wollt im 1525. sagte er: Pfaffen im Rath, Säu im Bad, Hund in der Kirchen sind nie kein Nutz gewesen.

14) Math. Leben Luther pag. 17.

15) Math. Leben Luther fol. 62.

16) Math. Leben Luth. fol. 61 b.

17) Math. Sarepta.

18) Nach P. Böhms handschriftl. Chronik (Dekanat Joachimsthal) soll er unterwegs in Regensburg während des Vesper zum lutherischen Glauben übergetreten sein.

Die Universität Wittenberg und namentlich die theologische Fakultät stand damals in ihrer schönsten Blüthe. Männer wie Dr. Luther, Philipp Melanchthon, Johannes Bugerhagen, Justus Jonas zierten dieselbe. Ihnen schloß sich unser Landsmann aus Komotau M. Aurogallus (Goldhahn) als gelehrter Hebräer würdig an.

Bei diesen und einigen anderen Lehrern noch belegte Mathesius seine Collegien und ließ sich seine Studien mit allem Eifer angelegen sein.[19]) Für seinen leiblichen Unterhalt sorgte sein Landsmann Wolf Jahn aus Rochlitz, in dessen Hause er sich einthat, wie er selbst schreibt: „Ich hatte bei meinem Wirth und Landsmann Wolff Jahn von Rochlitz einen sehr guten trucken Tisch um fünf silberne Groschen neben alten, gelehrten Tafelbrüdern, die mir armen Gesellen alle guten Willen zeigten."[20]) An demselben Tische hatte zuvor auch Leonhard Kayser gesessen, der als einer der ersten Märtyrer des neuen Glaubens zu Schärding am 17. August 1527 verbrannt worden war.

So angenehm und so wichtig für Mathesius auch der Aufenthalt in Wittenberg sein mußte, lange sollte er nicht dort verbleiben. Vielleicht trieb ihn die Sorge um seine leibliche Erhaltung zunächst dazu, irgendwo eine Unterkunft zu suchen. M. Vitus Dittrich, derselbe, welcher Dr. Luther, da er sich während des Reichstages zu Augsburg auf der Veste Coburg aufhielt, Gesellschaft leistete,[21]) sendet ihn noch während des Reichstages 1530[22]) als Schulgehilfen zu Andreas Misenus nach Altenburg.[23]) Zwei Jahre war er an der Schule in Altenburg, als er 1532 auf Antrag Burghart Weidlichs nach Joachimsthal als Rector berufen wurde. Anfangs schwankend und zaghaft, ob er den Ruf annehmen solle, wurde er durch seinen Freund den Rector Andreas Misenus ermuthiget, und entschloß sich, auf die gute Vertröstung Valten Kolbe's, des Stadtschreibers zu Altenburg, die Stelle anzunehmen.[24])

Die Joachimsthaler Lateinschule, welche schon früher Männer wie M. Stephan Roth und Petrus Plateanus zu ihren Lehrern zählte, mag sich damals schon eines guten Rufes erfreut haben. Auch Mathesius, der ihre Leitung in seinem 28. Lebensjahre übernimmt,[25]) ließ es sich angelegen sein, diesen zu fördern. Schon ein Jahr nach der begonnenen Thätigkeit berichtet er, daß man die erste lateinische Comödie hier aufgeführt habe.[26]) Ganz und gar nach Wunsche scheint es ihm aber nicht gleich anfangs gegangen zu sein, und zwar mag die gerade nicht streng lutherische Strömung, welche in Joachimsthal herrschte, und die religiösen Zänkereien des M. Sylvius Egranus[27]) ihm den Aufenthalt etwas verleidet haben. Doch wußte der Stadtarzt Dr. Joh. Neff ihm über diese Klippe wegzuhelfen und im Thale zu erhalten,[28]) das er auch wirklich nur noch für eine kurze Zeit wieder verließ.

Mathesius führte auch an der Joachimsthaler Schule Luthers Katechismus gleich mit der Uebernahme der Schule ein, womit er sich nicht die Gunst aller Joachimsthaler erwarb und vielfach darob verhöhnt und gespottet wurde. Aber der Eifer und die Liebe, mit der er seines Amtes waltete, ließ ihn nach und nach

19) Mathes. Leben Luther fol. 63.
20) Ibid. fol. 64.
21) Ibid. fol. 73.
22) Mathes. Leben Luth. f. 87 b erzählt, daß er in diesem Jahre zum erstenmal Albrecht den Weisen bei einer Predigt Luthers in Altenburg gesehen habe, als dieser nach dem Reichstage von Augsburg dahin gekommen war.
23) Mathes. Sarepta Vorrede.
24) Mathes. Sarepta Vorrede.
25) Mathesius schreibt ausdrücklich „Schulmeister" und dieses ist, als gleichbedeutend mit Rector zu nehmen, da sonst Nebenlehrer „Schuldiener" genannt werden.
26) Mathes. Joachimsth. Chronik.
27) Vergl. hierüber Ledderhose a. a. O. pag. 171.
28) Mathesius Predigten: Dr. Joh. Naevius hat mich im Thal erhalten.

allerorts Freunde und Gegenliebe erwerben.[29]) Bald erfreute er sich so mancher Zeichen der Anerkennung seiner treuen Leistungen von Seiten der Eltern. Aufmunternd auch mußten die Besuche hervorragender Männer, wie Eobanus Hassus, Justus Jonas, Georg Spalatin, bei ihm wirken, welche in die Jahre 1535—37 allen.[30]) 1538 macht ihn Mathes Sax, Steiger und später Geschworener, aus Dankbarkeit für den seinen Kindern erwiesenen Unterricht zu seinem Mitgewerken auf seinen fündigen Zechen[31]), und der durch diesen Glücksfall zu einigem Vermögen gekommene arme Schulmeister sieht sich in die Lage versetzt, noch einmal nach seinem theuern Wittenberg zu ziehen, um die nur zu rasch abgebrochenen Studien wieder aufzunehmen und zu beenden.[32])

Es zeigt wohl schon der Umstand, daß Vitus Dittrich, Luthers Vertrauter, ihm seine erste Stelle in Altenburg verschaffte, daß Matheſius schon als Student die Aufmerksamkeit maßgebender Persönlichkeiten zu Wittenberg auf sich gelenkt hatte. Der oben erwähnte Besuch Justus Jonas', seines ehemaligen Lehrers, sowie auch ein von ihm erwähnter Besuch[33]) seinerseits in der alten Universitätsstadt beweisen auch, daß er fortan in Verbindung mit dort geblieben war. Als er 1540 die Universität wieder bezog, gestalteten sich die Angelegenheiten für ihn außerordentlich günstig. In Luthers Tischgenossenschaft war durch die Beförderung Justus Jonas' und Magister Rörer's eine Lücke entstanden, und der an die Hochschule zurückkehrende Matheſius ward gewürdigt, dieselbe auszufüllen.[34]) Hier nun, im täglichen Umgang mit dem Reformator und anderen hervorragenden Männern mußte der junge Mann zu einem eifrigen Bannerträger der neuen Glaubenslehre erstarken, und wenige konnten so wie er zum Biographen Luthers berufen sein, da er ihm als Schüler und Hausgenosse näher als ein Anderer stand. Es läßt sich denken, daß die am Tische des Meisters geführten Reden mit aller Sorgfalt bewahrt wurden und nichts von ihnen, was halbweg bemerkenswerth war, für die Nachwelt verloren ging. Der damals schon betagte Doctor erzählte seinen Tischgenossen oft auch Ereignisse seines vielbewegten Lebens, wie er z. B. am Pfingsttag 1541 die Erlebnisse auf dem Reichstage zu Worms.[35]) Aus allem von Matheſius über seinen Umgang mit Luther Erzählten geht aber hervor, daß dieser seinem Schüler besonders gewogen war. Er sang mit ihm oder begleitete seinen Gesang mit der Laute,[36]) wenn die Tischgesellschaft einmal fröhlich wurde, und sorgte besonders für die tüchtige Durchbildung seines Schülers zum Prediger, welches Amt er bald genug übernehmen sollte. Es ist begreiflich, daß Matheſius durch seine nahen Beziehungen zu Luther auch mit anderen hervorragenden Persönlichkeiten der Reformation in engeren Verkehr kam. Namentlich schloß er sich an seinen ihm im Alter viel näher stehenden Lehrer Philipp Melanchthon innig an, mit welchem er auch nach seinem Abgange von Wittenberg und nach Luthers Ableben bis zu dessen Tode in freundschaftlicher Verbindung blieb.

Schon 1539, also noch vor Matheſius' Abgang nach Wittenberg, hatten ihm

---

29) Vergleiche Caspar Franke's seines Schülers und Nachfolgers im Pfarramt Worte hierüber bei Ledderhose a. a. O. pag. 23.

30) Mathes. Joach. Chronik.

31) Mathes. ibid. und Sarepta fol. 165 b.

32) Math. Sarepta Vorrede: Unser lieber Gott hat mir durch meiner Schüler dankbare Eltern etliche Kürlein zugeworfen, darvon ich zwei Jahr zu Wittenberg zum andernmal studiert und eine schöne kleine Liberei erzeugt habe.

33) Ledderhose a. a. O. pag. 24.

34) Math. Leben Luthers fol. 124.

35) Ibid fol. 139.

36) Matheſius d. j. Leben d. M. Joh. Matheſius: Und diesen wohlgezogenen Tisch-Pursch liebte auch der selige Vater Lutherus vor anderen heftig: dahero wenn er fröhlich war, über oder nacher Tische sang und zu seiner Laute griff, mußte unser Matheſius mit seiner Stimme sich hören lassen.

bereits die Joachimsthaler Bürger Jobst Zimmermann und Leonhart Müller zum Prädikanten vorgeschlagen[37]), ohne daß er, vielleicht wegen der beabsichtigten Fortsetzung seiner Studien, die Stelle übernahm. Auch in der Ferne vergaß man ihn nicht. Im Jahre 1540 wurde Correspondenz eingeleitet wegen der Uebernahme des Predigeramtes, doch scheint Matheſius deshalb einige Bedenken gehabt zu haben, die aber endlich behoben wurden. 1541 erscheint eine stattliche Deputation von Joachimsthaler Bürgern in Wittenberg, welche ihrem ehemaligen Schulmeister die Berufung zum Prediger neben Wolf Calixt Major von Rath, Gemeinde und Knappschaft[37b]), nebst einem Brief der Grafen Hieronymus und Lorenz Schlick überbringen, worin sie ihn bitten, dem Rufe nach Joachimsthal Folge leisten zu wollen[38]). Luther selbst empfing die Abgeordneten und zog sie an seinen Tisch, und über das heitere Mal berichtet Matheſius selbst: „Im Jahre 41, als ich ins Thal erfordert, habe ich sieben von Gesandten an Doctors Tisch gebracht, mit denen er sehr fröhlich und guter Dinge war, und weil etliche Singer unter ihnen waren, gefiel ihm, daß er hören wollte, was man für Musiken im Thal hielte. Er holte auch über Tisch ein krystallin Glas, das St. Elisabeth soll gewesen sein. Darein schenkte er selber und ließ einen Rundtrunk umhergehen.“[39]) In Folge dieser freundlichen Aufnahme erneuerten die Joachimsthaler auch ein anderes Mal (1542) bei Luther ihren Besuch, und wurden nicht minder freundlich willkommen geheißen.

So zog nun Matheſius wieder in der Woche nach Ostern dieses Jahres ins Thal, dem er nun als Prediger und Seelsorger bis zu seinem Tode angehörte, nachdem er ordnungsmäßig durch öffentliche Händeauflegung die Ordination empfangen[40]) hatte. Die Gemeinde hatte ihm zur Reise Wagen und Pferd und 12 Thaler Zehrgeld geschickt.[40b])

In Joachimsthal waren während dessen auch geordnetere Zustände in das Kirchenwesen gekommen, und M. Sebastian Steude, der nun zum anderen Male im Thale war, war nach Christoph Elling bereits der zweite entschieden lutherische Pfarrer. Auch die Schule gedieh ersprießlich, man hatte das alte Schulhaus erweitert, und der Bürgermeister Stephan Hacker hatte den Grund zur Bibliothek gelegt, die nachmals im weiten Kreise berühmt wurde. Die Lehrkräfte waren um diese Zeit vermehrt worden, Matheſius nennt M. Caspar Heidrich und Johann Gigas zugleich als Schulmeister[41]).

Unter diesen offenbar günstigen Verhältnissen kam Matheſius nach Joachimsthal und gründete sogleich seinen eigenen Hof und Herd. Am Montag nach Andreä 1542 hielt er mit des Hüttenreuters Paul Richter Tochter Sybilla Hochzeit, Graf Hieronymus und Joachim Schlick und der Hauptmann Heinrich von Könneritz waren seine Tranzeugen[42]).

Das Wohlwollen, welches ihm, wie Matheſius wiederholt erwähnt, die Grafen Schlick zuwandten, ward von seiner Seite mit dankbarem Herzen aufgenommen, und zur Zeit, als es sich darum handelte, daß das Thal an die kaiserliche Regierung abgetreten werden sollte, nahm er entschieden für die alten Herren Partei. Hiezu mag wohl der Umstand auch mit beigetragen haben, daß man vom Kaiser eine Beeinträchtigung des religiösen Bekenntnisses fürchtete.

---

37) Matheſ. Joachimsth. Chron.

37b) Die bezüglichen Schreiben der Joachimsthaler im Missivbuche 1531—41 fol. 41, 47 150 b

38) Math. Sarepta fol. 190 b.

39) Math. Leben Luther fol. 197.

40) Das ihm von der Wittenberger theol. Fakultät ausgestellte Absolutorium de dato 13. April 1542 siehe bei Ledderhose l. c. pag. 36.

40b) Joach. Missiv 1537—41. fol. 72.

41) Matheſ. Joachimst. Chronik.

42) Matheſ. Joach. Chronik: 1542. M. Johann Matheſii mit Sibilla Paul Richters Tochter ein öffentlichen Kirchgang gehalten, im Beisein Graff Jeronymus, und Graff Jocham Schlick und Heinrich von Konritzen Hauptmann, Montag nach Andree.

Das Jahr 1545 wurde für Mathesius ein ziemlich ereignißreiches. Im April
J. besuchte er noch einmal seinen Meister Luther in Wittenberg, um sich von
i über einige Angelegenheiten Aufklärung zu verschaffen. Er brachte dorthin das
) mit, welches die Kinder zu Joachimsthal um Mittfasten sangen, da sie den
ichrist austrieben, und das Luther mit der Unterschrift: „Aus Berg und Thal,
s Wäldern und Feldern" in Druck gab[43]).

In demselben Jahre aber vollzog sich der Wechsel der Herrschaft in Joa-
nsthal. Die Bewohner der Bergstadt sahen ihre früheren Herren nicht mit
htem Herzen abziehen, und die Grafen Schlick hatten auch Sorge getragen, die
chimsthaler an sich zu fesseln. Besonders eifrig aber agitirte Mathesius gegen
kaiserliche Regierung[44]), und wie es scheint, nicht ohne Erfolg, denn die Bür-
schaft zeigte sich gegen die kaiserlichen Commissäre, da sie von ihnen Dienste
langten, durchaus nicht willfährig. Der Pfarrer, Magister Sebastian Steude,
cher wahrscheinlich auch sehr für die Grafen Schlick thätig war, legte seine
elle nieder und verließ, um sich entweder späteren Verantwortungen zu entzie-
, oder weil er überhaupt fürchtete, daß es nun mit der lutherischen Religion
Joachimsthal ein Ende haben würde, mit den alten Herren zugleich das Thal.[45])
seine Stelle ward am Tage Katharinä M. Mathesius ernannt, nachdem man
ehen hatte, daß die Regierung das Bekenntniß nicht gefährdet.

Aber über dem neuen Pfarrherrn zog eine dunkle, schwere Wetterwolke her-
f. So milde die kaiserliche Regierung sich den Thalbewohnern gegenüber zeigte,
n dem offenen Widerstreben derselben und vom Förderer desselben mußte sie
h Kenntniß nehmen und zur Verantwortung fordern. Kaum vierzehn Tage
ch seiner Bestallung am Tage Nikolai wurde Rath und Viertel sammt dem
arrer nach Prag zum Kaiser beschieden.[46])

Es mag für die Joachimsthaler Stadtväter, besonders aber für Mathesius
schwerer Gang gewesen sein. Jetzt an das Ziel seiner Wünsche gelangt, in
er Stellung, wo er mit Weib und Kind sorgenfrei leben konnte,[47]) sah er sich in
ie Lage versetzt, aus der ihm Amtsverlust, Verweisung, wo nicht gar Gefäng-
s erwachsen konnten. In bangen Sorgen mußten die Joachimsthaler einige
ochen in Prag verbringen, aber mit einem wider Erwarten gnädigen Verweis
rden sie Ausgang Jahrs nach Hause entlassen.[48]) Mathesius wurde allein
m Kaiser beschieden, und der milde Regent setzte ihm, nachdem er ihn gehört
tte, auseinander, wie er nichts weiter gethan habe, als sein ihm gehörendes Le-
n einzufordern. Er verlangte von Mathesius nichts anderes, als er solle sein
recht in derselben Weise wieder gut machen, wie er es angestellt, sich aller auf-
zenden Reden wider die Obrigkeit enthalten, und das Evangelium recht und
istlich predigen. Der Kaiser reichte dem Pfarrer die Hand, fertigte ihn in
nade ab, und befahl, daß er sich ohne sein Vorwissen und seine Bewilligung
ht aus dem Thale entfernen sollte.

Durch diese Milde gewann der Kaiser das Herz des Pfarrers für alle Zei-

---

) Mathes. Leben Luthers fol. 159. Dort erzählt Mathesius von seinem letzten Zusammensein mit Luther auch die charakteristische Anekdote, wie sein Fuhrmann, der so gerne den Reformator kennen lernen wollte, von diesem leutselig empfangen wurde, und zu dem Luther ihm die Hand reichend sagte: Wenn Du zu Deinem Gespann kommst, sag, ich habe den größten Erzketzer bei seiner Hand gehabt."

) Nach der handschriftlichen Chronik des Dechant Böhm zeigte man noch lange einen in Felsen gehauenen Sitz, von wo aus Mathesius seine Reden gegen die Regierung an die Bergleute hielt.

) Mathes. Sarepta fol. 190.

) Mathes. Joachimst. Chronik.

) 1543 wurden dem Pfarrer vom Rath 4 Thaler wöchentlich als Besoldung zuerkannt. (Joh. Seltenreich Mscpt. im Archiv z. Joachimsthal.)

) Mathes. Joachimst. Chronik.

ten, um so mehr, als ihm auch treulich gehalten wurde, was bei dieser Gelegen versprochen worden war.[49])

Seine Sorge war es nun, nachdem er in den ruhigen Besitz seines An gelangt war, die Kirchenordnung strenger durchzuführen, wobei ihm der von Orti 1546 berufene Prediger Caspar Francke hilfreich an die Hand gieng. Selbst w rend der Kriegsunruhen des Schmalkaldischen Krieges, die auch Joachimsthal rührten, suchte er für die Verbesserung des Kirchenwesens thätig zu sein. Zunä wurden gehörige Kirchenbücher angelegt, Nickel Haldeck der Cantor führt eine deutliche Kirchenmusik ein, die Zahl der Feiertage wird beschränkt, und durch A mehrung der Zahl der Diakonen für die Besorgung des Dienstes bessere Vor rung getroffen.[50]) Schon im Jahre 1551 konnte Mathesius in einem Briefe einen Freund die Durchführung der Verbesserungen und die nunmehr geltende therische Kircheneinrichtung melden.[51])

Wenn er aber auch Anfangs nicht allen Einwohnern in Joachimsthal ar nehm war, und auch so manchen Widersacher fand, dennoch erwarb er sich im mehr und mehr die Liebe seiner Kirchkinder und genoß Verehrung in einem t ten Kreise bei Hohen und Niederen.[52]) Wie lieb und angenehm ihm aber Aufenthalt im Thal geworden war, das geht aus der Vorrede zur Sarepta l vor, wo er sagt: „Darneben hat mir Gott in diesem Gebirge unter den He Schlicken gnädigen Herren gute und beständige Freunde, gehorsame Pfarrkin und gottselige fleißige Collegen, einestheils gute Nachbarn, dankbare Schüler, vielen Städten mit Ehren dienen, gegeben. Ueberdies eine bequeme und luf Wohnung und ein tugendliches Weib aus ehrlicher Freundschaft, liebe Kin treues Gesinde, und darneben mit gelehrten Leuten große Kundschaft machen sen, und seinen Hausfrieden und manche ehrliche Freude in diesem Thal mit t trauten Leuten bescheret.“[52b])

Es ist daher leicht zu begreifen, wie er es überwandt, lockenden Anträ nach anderwärts hin zu folgen. Ein Brief, den er durch Melanchthon kurz n seinem Amtsantritt erhielt, oder vielmehr eine Bitte an die Stadt, ihren Pr ger Mathesius für ein Jahr zum Pfalzgrafen Philipp bei Rhein zur Einricht des protestantischen Gottesdienstes zu beurlauben, wurde in einem höflichen entschiedenen Schreiben von Seite der Stadt an Melanchthon abgelehnt, „n sei nicht gewillt, einen allbeliebten hochgelahrten Prediger ziehen zu lassen etwa den ersten besten dafür zu nehmen.“[53]) Ja selbst einen Ruf, den er von theologischen Fakultät zu Leipzig erhielt, schlug er aus[53b]) und blieb im Thal.

Jahr für Jahr beinahe fand sich auch der Besuch eines oder des ande berühmten Mannes bei ihm ein. Prof. Caspar Creuziger, Luthers gewandten S kretär, und Paul Eberus von Wittenberg sah er 1545 bei sich. Dr. Georg M jor reist geflissentlich über Joachimsthal 1546 nach Regensburg, nach dem Kri besucht Dr. Milichius das Thal, 1552 endlich kommt sein alter Freund und L rer Philipp Melanchthon selbst. Auch Joachim Camerarius und Eobanus Haf

---

49) Die Audienz beim Kaiser erzählt Mathesius in seiner Leichenpredigt auf Ferdinand der Nürnberg 1564. In dieser, wo er sog r die Frauen und Jungfrauen zur Theilnahme der Landestrauer durch Ablegung alles Schmuckes auffordert, ist er ein eifriger Lobred des verstorbenen Monarchen.

50) Mathes. Joach. Chronik.

51) Ledderhose Leben Mathesius pag. 45.

52) Margarethe von Hassenstein geb. Burggräfin von Meißen, welche der Stadt Joachims mancherlei Gnaden erwies, hatte ihm ein schönes Studierstüblein im Pfarrhaus einric lassen. (Mathes. Leichenpredigt.)

52b) Eine ähnliche, noch ausführlichere Stelle, theilt Ledderhose a. a. O. pag. 119 ff. mit.

53) Joach. Missivb. 1537—41.

53b) Die Briefe Melanchthons in dieser Angelegenheit siehe bei Ledderhose a. a. O. pag. 1

ıd die Aerzte Valerius Cordus und Georg Agricola[54]) kommen zu ihm. Mit inen fernen Freunden aber unterhielt er einen lebhaften schriftlichen Verkehr, der der fast gänzlich verloren ging.[55])

Ein harter Schlag traf Mathesius, als 1555 den 22. Februar seine treue ausfrau Sybilla im Kindbett starb und dem trauernden Gatten sieben unerzo- ne, zum Theil schwächliche Kinder hinterließ, davon das älteste kaum das eilfte bensjahr erreicht hatte. Mathesius konnte sich nicht mehr entschließen, eine neue e einzugehen, doch wandte er allen Fleiß darauf, seinen Kindern eine gute Erzie- ng angedeihen zu lassen,[56]) wobei ihn seine Schwiegermutter treulich unter- itzte. Wie er selbst aber in der Fremde aufwuchs, und sein ganzes Leben ng mit Stolz auf seine Wittenberger Studien hinwies, so ließ er auch seine iden älteren Söhne zu Wittenberg bei M. Christoph Pezls erziehen.[57]) Mit nem Collegen Caspar Francke hatte er übrigens den Vertrag gemacht, daß der berlebende die Kinder des Anderen zur sorgfältigen Erziehung wie seine eigenen ernehmen sollte.[58])

1558 besucht Melanchthon mit seinem Schwiegersohn Dr. Caspar Peucer ch einmal den Pfarrer im Thal, und das folgende Jahr entgegnet Mathesius Begleitung des Gegenschreibers Georg Hochreuter bei dem alten, gebrochenen anne seinen Besuch, den er unter den Lebenden nicht wieder begegnen sollte.[59]) 61 riß der Tod neuerlich einen treuen Freund von seiner Seite. „Nicl Her- nn, ein guter musikus, der viele guten Choral und deutscher lieder gemacht, im Herrn entschlaffen den 3. May", bemerkt er in seiner Joachimsthaler Chro- . Es klingt zwar ziemlich lakonisch, aber wer eben das Verhältniß zwischen bei ı Männern kennt, wird dies mehr wie einen wehmüthigen Seufzer eines Man- s auffassen, der nach einem reichbewegten Leben im Alter immer mehr verein- nt. Nikl. Hermann hat als Dichter geistlicher Lieder jener Zeit einen guten Na- n, und seine Lieder zieren noch die Gesangbücher der evangelischen Kirche. Zu len derselben hat er selbst die Weise gesetzt, und die Joachimsthaler Bibliothek vahrt noch einen schönen Handschriftband seiner selbst componirten Chorale. ch viele Predigten von Mathesius und biblische Historien brachte er in Reime, ı denen ein Band im Druck erschien. Krank und leidend hatte er sich lange on vom Schulamt zurückziehen müssen, aber trotz körperlicher Gebrechen war ı Geist doch frisch und selbst unter Schmerzen zum Dichter aufgelegt.

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Mathesius damit, seine zahlreichen, s sorgfältig ausgearbeiteten Predigten zu sammeln und sie im Druck heraus- geben.

Inmitten seiner Thätigkeit aber überraschte ihn der Tod. Den 8. Oktober 65 an einem Sonntage, als er eben über das Evangelium von der Auferweckung Sohnes der Witwe gepredigt hatte, rührte ihn in der Kirche der Schlag,) in wenigen Stunden war er eine Leiche. Sein Nachfolger und langjähriger eund Caspar Francke hielt dem Vielbetrauerten, Allgeliebten die Leichenrede. 72 wurde ihm ein von der Knappschaft gestiftetes Grabmal errichtet.

Mathes. Sarepta und Joach. Chron.

Ledderhose a. a. O.

Seinen Leichenpredigten sind Kinderpredigten angehängt, welche er seinen Kindern beim Hausgottesdienst zu halten pflegte.

Mathes. Leben Luthers Vorrede.

Mathes. Hochzeitspredigten Zuschrift an Franke.

Die von Joh. Flor. Vogl in seinem Aufsatz über die Lateinschule von Joachimsthal M. d. V. f. Gesch. d. Deut. i. B. 9. Jahrg. pag. 169 nach Schallers Topographie gemachte Angabe, Mathesius sei öfter mit Melanchthon und Luther im Wiesenthal zusammengekommen, ist für letzteren wohl unglaubwürdig, da dies M. irgendwo gewiß erwähnt hätte, auch Luther bereits 1546 starb, und Melanchthon erst nach dieser Zeit Joachimsthal wiederholt besuchte, wahrscheinlich nur auf ein Entgegenkommen und Abholen des Besuches läuft das hinaus.

Von seinen Kindern starben einige noch vor ihm in der Jugend. Von seinen beiden älteren Söhnen Johann, geb. 25. Aug. 1544, und Paul, geb. 28. Jän 1548, hat sich namentlich Letzterer zeitig einen theologischen Ruf erworben, da er erst 29 Jahre alt, schon Superintendent zu Oschatz war, leider starb er sehr früh 1586. Seine Tochter Katharina heiratete den Diakon Zimmermann zu Joachimsthal. Daß Mathesius für das zeitliche Vermögen nicht übermäßig gesorgt hatte, wenn er auch sich selbst als Kuxinhaber am Bergbau betheiliget hatte, geht wohl daraus am besten hervor, daß für Pauls hinterlassene Waise deren Großvater von mütterlicher Seite, Hofprediger Lithenius in Dresden, des alten Bergpfarrers Predigten über den Katechismus herausgab.

Johann Mathesius war ein in einer harten Schule gebildeter, treuer und edler Charakter. Das Lob spenden ihm seine Zeitgenossen, aber auch aus seinen eigenen hinterlassenen Werken gibt sich der Biedermann allerorts zu erkennen. Sein unter den damaligen Umständen gewiß nicht leichtes Amt als Seelsorger der Berggemeinde, die aus dem buntesten Gemenge der Gesellschaft zusammengesetzt war, versah er mit unverbrüchlicher Treue durch zwanzig Jahre, und mehr als die Hälfte seiner Lebenszeit hat er ihr als Lehrer und Geistlicher gewidmet. Keine Lockung war stark genug, ihn von seiner Heerde zu trennen, und daß man wohl auch ihm einen Theil des Verdienstes um die sittliche Besserung seiner Kirchkinder zuerkennen müsse, wenn er im Jahre 1561 bemerkt, daß 14 Jahre kein Todtschlag im Thal vorgekommen sei, ist wohl ganz in der Ordnung.

Aber er ließ es auch an milden und, wenn es Noth that, auch an scharfen Mahnungen nicht fehlen. Eingedenk der eigenen Armuth seiner Jugendjahre war er als Pfarrer ein eifriger Fürsprecher der Bedürftigen, und manchen Joachimsthaler wußte er zu erbitten, um an der Schule oder zu Wittenberg einen armen Studenten helfen zu können.[60]) Mit dankbarem Herzen aber erinnert er sich auch im späten Alter noch aller Jener, die ihm jemals etwas Gutes im Leben erwiesen haben. Freundlichkeit und Verträglichkeit mit seinen Amtsgenossen wird ihm auch nachgerühmt, und wer sich die damals noch sehr in Gährung befindliche lutherische Kirche vergegenwärtigt, muß auch dies anerkennen. Ein eifriger Vertreter und Lehrer des Protestantismus gibt er sich aber nirgends als ein blinder Zelot zu erkennen. Des Mannes Herz war im Studium der vergilbten Blätter alter Bücher nicht verdorrt. Es hatte sich bei ihm der Sinn für Natur und Kunst und außer der Theologie auch für andere Wissenschaften erhalten; und das gab ihm ein heilsames Gegengewicht und erfrischte die Wurzel seines Geistes. Daß Mathesius ein tüchtiger Theologe war, beweist am besten der ehrenvolle Ruf nach Leipzig, und auch die ihm bei anderer Gelegenheit erwiesene Aufmerksamkeit von Seite hervorragender Zeitgenossen. Aber auch Agricola hatte seine mineralogischen Bücher nicht fruchtlos für ihn geschrieben. Er unterhielt sich mit den Bergleuten, fuhr selbst an, sammelte Mineralien, und unterstützt hiebei von zahlreichen Freunden, konnte er sich rühmen, daß er Stufen in seiner Sammlung besitze, welche selbst Agricola nicht hatte.[61])

Auch für Geschichte und Münzkunde hatte er Interesse, und Musik und Dichtkunst pflegte er bis in das Alter.

Der Umstand, daß Mathesius die Anlage zum Redner insoweit in geringerem Maße als ein anderer besaß, daß er nicht unvorbereitet predigen konnte,[62] veranlaßte ihn, alle seine Kanzelreden sorgfältig auszuarbeiten und niederzuschreiben. Obwohl einzelne derselben schon früher gedruckt worden waren[63]), er

60) Caspar Francke Leichenrede auf Mathesius. Vergl. auch Sarepta fol. 91.
61) Math. Sarepta Vorrede. Der dort mitgetheilte Katalog seiner Mineraliensammlung ist immerhin interessant.
62) Mathesius eigenes Bekenntniß siehe bei Ledderhose a. a. O. 54.
63) Die früheste mir bekannt gewordene gedruckt 1553 zu Wittenberg 16. Predigt der Sarepta

schienen sie doch erst gesammelt in den letzten Jahren seines Lebens, viele sogar nach seinem Tode erst. Manche haben bis in die neuere Zeit Wiederauflagen erlebt. So weit es möglich war, die Reihe sicherzustellen, folgten die größeren Schriften Mathesius' sich etwa in der Weise:

1562 erschien „Die Sarepta oder Bergpostille" sammt der Joachimsthaler kurzen Chronik. Dieses höchst interessante Werk ist ein Unicum in seiner Art. Mathesius hatte mit Uebernahme des Pfarramtes begonnen, den Bergleuten jährlich eine Predigt zu halten, die, so recht nur in ihrem Gesichtskreise sich bewegend, eine eigentliche Bergpredigt werden sollte. Zugleich aber sollten die Bergleute auch beachten lernen, womit sie umgingen, und aus der Mannigfaltigkeit der Erze und Gesteine die Allmacht des Schöpfers erkennen lernen. Dabei wollte er auch ihren Gesichtskreis erweitern, und verflocht in seine Predigten auch Erzählungen aus der Geschichte Joachimsthals und der Welt. Aus dem Streben, seiner Stellung gemäß als Lehrer des Volkes zu wirken, ist jenes merkwürdige Buch hervorgegangen, das Mathesius allein zum Nutzen und Frommen seiner Bergleute geschrieben hatte, und in dem sich der gemeine Mann nach den Mühen der Woche belehren und erbauen sollte. Von historisch-wissenschaftlicher Bedeutung ist jedenfalls das, was er in der Sarepta von den Erzen und Gesteinen mittheilt. Allerdings meint er in der Vorrede, er habe keine gelehrte Abhandlung über die Mineralien schreiben wollen, das überlasse er Leuten wie Agricola, Valerius Cordus und Encelius, aber was er mittheilt, ist aus eigener Anschauung geschöpft und zeigt einen klaren Blick für die Verhältnisse. Wer möchte nicht in der genauen Aufzählung der Mineralien, welche mit dem Zinnerz von Schlackenwerth vorkommen,[64]) einen Vorläufer der Lehren von der Paragenesis der Mineralien erblicken? Und ist es nicht ebenso interessant, in der hier mitgetheilten genauen Reihenfolge der Dyasschichten von Eisleben[65]) die erste Spur unserer heutigen Stratigraphie zu finden? Man verweilt bei der schlichten, deutschen Darstellung seiner Erfahrungen über Bergbau und Erze eben so gerne wie bei der Verfolgung der gelehrten lateinischen Auseinandersetzungen des Agricola, und freut sich, in Mathesius einen Mann zu sehen, der darin seiner Zeit weit voraus die Ergebnisse der Wissenschaft in schlichter Weise auch dem gemeinen Manne beibringen wollte.

An die 16 Predigten, welche nach der Reihe Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei u. s. w., sowie das Schmelzen, Münzwesen und Glasmachen umfassen, schließt sich die kurze Chronik von Joachimsthal, eine allerdings in lakonischer Kürze gegebene Aufzeichnung aller Geschehnisse von Gründung der Stadt in Berg-, Stadt und Kirchenangelegenheit, und Aufzählung aller obrigkeitlichen Personen, aber dennoch jetzt eine wichtige Quelle für die Geschichte Joachimsthals, da alle älteren Urkunden hierüber verloren sind. Schon 1576 benützte sie der Stadtschreiber Johann Seltenreich als Grundlage seiner im Stadtarchive zu Joachimsthal noch vorhandenen handschriftlichen Chronik[66]) als einzige verläßliche Quelle. Mathesius sagt in der Vorrede zu seiner Arbeit, er habe darin einen Akt der Dankbarkeit üben wollen, um auf diese Art die Namen der Wohlthäter an Gemeinde, Kirche und Schule zu Joachimsthal der Nachwelt zu bewahren.

Die Sarepta erlebte noch zu ihres Verfassers Zeiten 1564 die zweite Auflage, und hat deren nicht weniger als 9 erlebt.[67]) Sie war über das ganze Erzgebirge verbreitet, und noch jetzt kann man sie hie und da in den Bergorten an-

---

64) Mathes. Sarepta fol. 78 b.
65) Mathes. Sarepta fol. 100.
66) Auszug der Rathschlüsse der Gemain und deren nutz betreffend vom Brand hero de anno 1538 durch Johann Seltenreich, Stadtschreiber.
67) Voigt acta litteraria II. pag. 243.

treffen. In der neueren Zeit hat Jacob Nöggerath zuerst wieder auf dies für den Fachmann interessante Buch aufmerksam gemacht.[68])

1563 ließ Mathesius einen Band Hochzeitspredigten erscheinen. Er meint zwar, daß es ihm als einem alten Manne mehr zieme, an Leichenpredigten zu denken, dennoch gebe er den vielen Bitten damit nach. Diese Hochzeitspredigten enthalten manches Charakteristische für ihre Zeit, und sind bei weitem nicht in so sanften glatten Worten abgefaßt, wie wir sie gewöhnt sind zu hören. Mathesius kann — und das erforderten wohl seine Kirchkinder gar manchmal — gehörig derb und ungeschminkt reden, und es möge gestattet sein, hier ein Pröbchen aus seiner 14. Hochzeitspredigt mitzutheilen, das zugleich ein Streiflicht auf die Sitten von damals wirft:

„Ich muß hier den jungen Gesellen auch einen Trab schenken. Ihr Junker seid darum hierher gekommen zu Ehren, daß ihr Braut und Bräutigam dienen und euren vorgesetzten Häuptern den Brautführern gehorsamen, und auf die Tische, dazu ihr verordnet seid, Acht und Aufmerksamkeit in aller Zucht und Ehrbarkeit geben und Essen auftragen und mit Vernunft auftragen sollt. Da ihr aber Wein und Bier auftragt, sollt ihr's nicht zuvor credenzen und euer Maul dreinwaschen, oder die Becher gar umstürzen, oder die Trinkgeschirre mit euren feisten Händen, da ihr genaschet, beschmalgern, und für der Thür den Leuten schenken. Der Wein gehört für die Gäste, gleich wie der Tanz für die Hochzeitsjungfrauen, und nicht für die Trödlerin bestellt ist. Darum, wenn ihr einschenkt, so setzet Glas und Becher auf den Tisch, beschüttet auch keinen, oder stoßt kein Glas auf dem Tisch um."

1565 erschien die erste Ausgabe seiner Predigten über das Leben Luther's. Dies sind insofern Predigten, als die einzelnen Abschnitte vielleicht von der Kanzel vorgetragen wurden. Eigentlich aber enthält das Buch eine Biographie des Reformators. Manch' interessanter Zug, aus der unmittelbaren Nähe abgelauscht, wird darin mitgetheilt. Schon längst hatten die früheren Tischgenossen die Gespräche und Vorfälle bei ihrem Zusammensein aufgezeichnet, und Ferdinand von Mangis aus Oesterreich, welcher schon längere Zeit an Luthers Tische gesessen hatte, als Mathesius in die Gesellschaft eintrat, theilte dem Neuangekommenen Vieles mit,[69]) das dieser treulich bewahrte. So begeistert der Schüler aber auch für seinen Lehrer war, weitab liegt der schlichte nüchterne Ton der Erzählung von dem, wie ihn etwa Ordensglieder bei der Erzählung der nicht selten wunderverzierten Geschichte ihres Stifters lieben. Was Mathesius erzählt, ist Wahrheit, und so läßt er auch Luthers heftiges und rasches Temperament nicht unerwähnt, wenn er es gleichwohl auch entschuldiget. Erwähnenswerth ist eine Fabel von den Sperlingen, welche Mathesius hier mittheilt, die ihrer Originalität wegen verdiente ans Licht gezogen zu werden.

Auch dieses Buch erlebte mehrere Auflagen, die letzte wurde noch 1852 mit einer Vorrede von G. H. Schuberth herausgegeben.

Mit der Vorrede vom selben Jahre aber doch schon nach des Verfassers Tode 1566 gedruckt folgte die sonn- und festtägige Postille, welche — bezeichnend für die toleranten Gesinnungen des Monarchen — dem Kaiser Maximilian II. gewidmet war. Sie enthält kurze Erklärungen der Evangelien.

1567 erschienen seine Predigten über den 130. Psalm unter dem Titel „De profundis", welche ebenfalls sehr verbreitet waren.

1568 Bekenntniß vom Abendmahl und gründlicher Bericht von der göttlichen Schrift, auch Predigten über die Geschichte Jesu Christi (8 Aufl). Weiter erschienen noch Fastenpredigten (1570), Leichenpredigten (1587), Predigten über den Katechismus (1589) u. s. w. Es hat das Ansehen, als ob die zahlreichen

68) Westermann Monatshefte 8 Bd. 166.
69) Mathesius Leben Luthers fol.

Predigtmanuskripte das Einzige gewesen sei, was die Waisen nach ihrem Vater fanden.

Eines schon früher mit Nikel Hermann 1561 herausgegebenen Büchels muß ich noch erwähnen, nämlich die Oekonomie oder christlicher Haushalt. Mathesius hatte das Gedicht auf die Hochzeit des Diakonus Cammerhöfer 1560 lateinisch verfaßt, und Nikel Hermann dasselbe in deutsche Reime gebracht.[70])

Dies Lehrgedicht verdient ebenfalls in weiteren Kreisen bekannt zu werden, da dessen trefflicher Inhalt in sehr ansprechender Weise behandelt ist, und jedenfalls das Ganze unter die besten Erzeugnisse der damaligen Zeit zu setzen ist.[71])

Eine lange Reihe literarischer Arbeiten hat uns das geistige Leben des alten Pfarrherrn von Joachimsthal bis heute erhalten. Viele seiner Werke sind seit Langem von moderneren Schriften verdrängt, und dienen in Bibliotheken den Bücherwürmern zum ungestörten Aufenthalt. Aber einige davon, bei denen auch wir etwas länger verweilten, werden immer bemerkenswerth bleiben, um so mehr, als sie nicht wie die gelehrten Schriften seiner Zeitgenossen lateinisch, sondern deutsch verfaßt waren.[72])

Das Grabdenkmal, das die Knappschaft dem treuen Hirten gesetzt hatte, ist nicht mehr vorhanden. Eine sorgfältige Hand mag es bei guter Zeit aus den Augen der Gläubigen gerückt haben. Aber heute noch, trotz der gewaltsamen Gegenreformation und trotz der verstrichenen drei Jahrhunderte, ist der Name und die Erinnerung an den edlen Wohlthäter unter der Bevölkerung erhalten geblieben. Ein Stock, ein alter Hut und einige Blätter, von seiner Hand beschrieben, sind dem Zahn der Zeit und den Nachstellungen glaubenseifriger Missionäre entgangen. Hoffen wir, daß auch die Zeit wieder kommen wird, wo die Joachimsthaler das Andenken ihres berühmten Pfarrers durch ein würdigeres Denkmal ehren werden.

Böhmisches Privatgeld im Jahre 1848 und 1849.

Von

Dr. **Anton Tobias in Zittau.***)

Wie jede politisch bewegte Zeit auch finanzielle Verlegenheiten im Gefolge hat, weil Jeder, der Geld hat, namentlich Metallgeld, dasselbe in Sicherheit zu bringen sucht, wo möglich sogar vergräbt, oder, wie wir von einem Professor an einer bekannten Hochschule wissen, in ein Faß mit getrockneten Pflanzen versteckt, so war auch in Böhmen, dem gewerbthätigen, fleißigen und gesegneten Lande des österreichischen Kaiserstaates, gar bald nach den im Frühjahr ausgebrochenen Unruhen ein Mangel besonders an kleinem Gelde fühlbar, und wurde so drückend, daß es die Behörden schließlich geschehen lassen mußten, daß Privatpersonen und Corporationen Werthzeichen schufen, die dem allgemeinen Bedürfnisse abhalfen. Anfangs theilte man die Guldenbanknoten in halbe und Viertelguldennoten, da

70) In der kurzen Vorrede sagt Mathesius: Ich Johann Mathesius bekenne mich zu dieser Haushaltung, so Herr Nikel Hermann aus meiner Oeconomia in deutsche Reime gebracht.

71) Ledderhose, welcher a. a. O. ziemlich viel aus Mathesius Schriften, auch die vorn erwähnte Sperlingsfabel mittheilt, bringt unter anderen Gedichten auch die Oeconomia, jedoch mit Auslassung von 84 Versen.

72) Petrus Albinus schreibt von ihm in der Meißnischen Chronik pag. 357: Ist in großer Acht bei Bürgern und Nachbarn gewesen, welche ihm noch das Zeugniß geben, daß er viel Gutes bei ihnen geschaffet. So loben ihn auch seine Bücher, daraus zu sehen, daß er nicht allein ein gottesfürchtiger, gelehrter und arbeitsamer Mann, sondern auch beredt und in der reinen deutschen Sprache sonderlich fürtrefflich.

*) Anmerkung der Redaction. Wir befinden uns in der traurigen Lage, unsern Lesern mittheilen zu müssen, daß Dr. A. Tobias am 10. Oktober l. J. zu Zittau gestorben ist. Das nächste Heft wird einen ausführlichen Nekrolog dieses unseres eifrigen und verdienten Mitarbeiters von befreundeter Seite bringen.

sonst nur 20- und 10-Kreuzerstücke in Silber als kleine Münze im Umlauf waren, und als diese nicht mehr ausreichten, fertigten zuerst Fabriksbesitzer, die moralisches Vertrauen genossen, für ihre Arbeiter sogenannte Bons, die eingelöst oder umgetauscht wurden. Die Anfangs nur zerrissenen, halbirten und geviertelten Guldennoten wurden dann beliebig wieder zusammengeklebt auf Bogen, um bei größern Zahlungen Erleichterung zu haben. Wie merkwürdig es hierbei zuging, wird Mancher noch zu erzählen wissen, z. B. von einem Israeliten in Oberliebich. Unsere Vorliebe für die Numismatik, die Unterstützung von Freunden und Bekannten im lieben Nachbarlande Böhmen, in das wir gern uns auf einige Zeit zurückziehen, hat unsere Sammlung wesentlich bereichert, so daß wir den Lesern eine Beschreibung der in unserem Besitz befindlichen Privatwerthzeichen vorführen wollen. Es wird freilich nicht möglich sein, Vollständiges zu liefern, immerhin aber wird unsere Sammlung als werthvoll gelten können. Uns ist nicht bekannt, daß darüber schon geschrieben worden wäre, obschon es wohl hie und da Sammlungen geben mag. Eine solche Sammlung hatte der verewigte Gastwirth Korselt im Gasthofe „zum Adler" in Zittau unter Glas und Rahmen gebracht, welche jetzt in unserem Besitze ist, eine zweite ist noch sichtbar im Hotel „zur Börse" in Warnsdorf bei Herrn Trausel, dessen Frau eine geborene Wähner ist (s. u. Warnsdorf). Wir besitzen eine Photographie dieser Zusammenstellung von 84 solcher Werthzeichen, von denen jedoch 20 Doubletten sind, so daß sie bloß 64 Sorten repräsentiren. Sie sind in concentrischen Kreisen gruppirt, deren Mittelpunkt ein Festgruß von Krems aus dem Jahre 1861 bildet. Bei weitem die meisten sind in unserem Besitze. Ein drittes Tableau soll Herr Josef Bergmann in Klein-Rohosetz besitzen.

Die Werthzeichen bestehen meist aus Papier, dann aber auch aus Kattun, Leder, Holz, Messing, Blei und Glas. Hinsichtlich derjenigen aus Kattun erzählt man die Anekdote, daß ein solche herstellender Mann sich habe ein Hemd machen lassen, das er angezogen und von dem er dann einzelne Stücke mit dem darauf gedruckten Banknotenabschnitt abgerissen habe.

Bei der nun folgenden Beschreibung haben wir die alphabetische Folge der Orte, von welchen aus jene Geldzeichen in Umlauf gesetzt wurden, gewählt, weil sie daselbst hauptsächlich im Verkehre circulirten, allein als Tauschmittel drangen sie auch über die Grenzen hinaus und wurden theilweise sogar lieber als Staatsnoten genommen. Leider fehlte es nicht an Falsificaten, durch welche, da für dieselben mitunter gar kein Aussteller zu finden war, den Inhabern Schaden erwuchs. Anfangs verausgabten nur solide, gut creditirte Firmen dergleichen Nothmünzen, für deren richtige Einlösung der Ruf der Firma Bürgschaft leistete, es mag wohl auch Anfangs den Behörden gegenüber wirklich vor der Ausgabe sichere Bürgschaft gegeben worden sein, allein später, als diese Zahlmittel wie Pilze aus der Erde wuchsen, die bewegte Zeit die Aufmerksamkeit nach anderen politischen Ereignissen hinwandte und keine Klagen über Nichterfüllung der durch Ausgabe der Privatmünzen eingegangenen Verbindlichkeiten öffentlich laut wurden, konnten auch die Behörden ruhig zusehen. Der Gewinn für die Aussteller ist kein kleiner gewesen, ganz abgesehen von denjenigen Werthzeichen, die in die Sammlungen gewandert sind, oder zum Andenken aufgehoben werden an eine bedeutende und bewegte Zeit. Manche mögen auch, um den Credit ihrer Firma zu erhalten, genöthigt gewesen sein, nachgemachte einzulösen, allein da half man sich durch Ereirung neuer, anders gefärbter oder anders gedruckter und zog die älteren richtigen ein. Die meisten waren in Form von Coupons zu Staatspapieren zusammengedruckt und wurden in einzelne Noten zerlegt, so daß einige Buchstaben oder Worte der durchgehenden Längsschrift, theils aus der Firma, theils aus der Werthangabe auf jeder einzelnen Note sichtbar blieben, um ächte von nachgemachten Noten zu unterscheiden.

Verzeichniß der einzelnen böhm. Privatgeld-Werthzeichen.

Asch: Das Bürger-Comité ließ 20- und 10-Kreuzer C. M. aus Papier fertigen. Erstere grün mit brauner Randleiste und Schrift, letztere gelb mit schwarzer Randleiste und Schrift. Auf der Hinterseite steht entsprechend mit grünen und gelben lateinischen Buchstaben: B. C. J. Asch und als Unterdruck weiß auf der Vorderseite Asch.

Auscha: Der Handels- und Gewerbs-Stand hatte 20-Kreuzer C. M. aus Papier, rosafarben mit schwarzer Randleiste und Schrift. Die Vorderseite unterschrieb Langer, die Rückseite Fritsch, neben dem halben Stadtsiegel. Die dritte Ausgabe hatte, wie die Rückseite sagt, bis Ende Dezember 1849 Giltigkeit. Die Rent-Kassa wechselte in k. k. Bank-Noten um.

Aussig: A. H. Köhler, F. A. Wagner, Cölestin Eyssel, Ferd. Nitsche, als Vorstand der Aussiger Kaufleute, gaben d. 15. Aug. 1848 Zehnkreuzer C. M. mit blauem Unterdruck des Werthes und schwarzer Schrift und Randleiste aus, deren Rückseite in blauer Schrift: „Vorstand der aussiger Kaufleute" enthält.

Aussig: F. A. Wagner und Ferdinand Nitsche hatten 10-Kreuzer C. M. aus Papier, grün schraffirt mit schwarzen Seitenlinien und Buchstaben. Die Ausgabe erfolgte den 24. Sept. 1848 und war deren Werth in k. k. Bank-Noten deponirt. Die hintere leere Seite zeigte die beiden Firmenstempel.

Aussig: Jos. Prunitz, Kaufmann dd. 15. Jan. 1849, weiße Fünfkreuzer C. M. mit grünem Druck und Verzierungen (wie bei Jordan & Barber in Tetschen). Die leere Rückseite zeigt den Namen geschrieben und den schwarzen Stempel mit Namenszug.

Bilin: Lazarsfeld hatte 6-Kreuzer C. M. aus Papier, hellgrün mit schwarzer Randverzierung und Schrift, der Name ist geschrieben.

Bilin: Emanuel Glaser dd. 1. Apr. 1849 Vierkreuzer C. M., weiß mit schwarzem Druck und Rande.

Bischof-Teinitz: Joseph Eckhardt gab 20-Kreuzer in C. M. aus auf blauem Papier, dd. 20. Nov. 1848. Die Einlösung war gegen Bank-Noten garantirt. Auf der Rückseite steht mit blauer Schrift: Joseph Eckhardt.

Blottendorf: Joh. Hermann Adam gab fleischfarbene Zwanziger und grüne Zehner Oest. W. (wie corrigirt ist) von Papier aus, dd. 1. Nov. 1848, die in seinem Comptoir eingewechselt wurden. Der weiße Unterdruck vorn zeigt die Buchstaben J. H. A., hinten befindet sich der blaue Firmenstempel J. H. Adam. Die mit allegorischer, auf den Handel deutender Randverzierung ausgestatteten Papiere sind bei Gottl. Haase Söhne in Prag gedruckt.

Budin: Franz Cifka 1849 gab Zwanzigkreuzer C. M. aus mit rothem Druck, böhmischer und deutscher Schrift, deren Rückseite den Namen geschrieben zeigt.

Commotau: Jos. Dittrich und Fischer gaben papierne Zwanziger und Zehner aus von gleicher Farbe mit blauem Unterdruck, schwarzem Aufdruck und schwarzer Kante. Sie sind vom 28. Nov. 1848, garantirt und zeigen hinten ebenfalls inmitten blauer Verzierung: Jos. Dittrich und Fischer.

Dauba: W. Zwicker gab papierne Zwanziger und Fünfer aus.

Dittersbach(?): Flor. Umlauf, weiß-gelbliche papierne Zwanziger C. M. mit schwarzer Schrift und Rand, unten rechts steht obiger Name geschrieben.

Emmanuelsberg bei Parchen: Caspar-Seff fertigte 3- und Einkreuzergeld

aus weißem Papier, nur mit Stempel versehen. Er soll bereits eingelöste und von ihm weggeworfene Werthzeichen ein zweites Mal bezahlt haben.

Gabel: Jos. Lorenz, Franz Lorenz hatten papierne 10-, 4- und 2-Kreuzer C. M., blau-weiß und silbern, gelb und weiß, blau und weiß. Erstere, vom 1. März 1849, hatten die Namen gedruckt, während die hintere Seite den größeren ovalen Firmenstempel: Franz Joseph Lorenz in Gabel zeigte, darunter geschrieben: „Giltig bis Ende Dezember 1849. Jos. Lorenz. Franz Lorenz"; die Vierkreuzer vom 25. März 1849 haben die Namen nur geschrieben auf der Vorderseite und hinten den kleinen Fabrikstempel: einen Anker mit Franz und Joseph Lorenz. Die Zweikreuzer endlich, an demselben Tage ausgestellt, enthalten ebenfalls nur die geschriebenen Namen und die gedruckte Bemerkung: Der Werth ist deponirt, die Rückseite zeigt den kleinen Fabrikstempel.

Gitschin: Jos. Joh. Kohaut und Wilhelm Kantor gaben im November 1848 papierne Zehnkreuzer aus.

Gitschin: W. Lahr gab unterm 15. März 1849 gelbe papierne Fünfkreuzer aus, allein nur die mit eigener Namensfertigung gezeichneten waren giltig. Sie zeigen das Bild eines sitzenden Knaben, den Merkurstab in der Rechten, den linken Arm auf eine verschlossene Geldkasse gelegt. Der Ort und Name sind in Kränze eingeschlossen.

Gitschin: S. L. Sobotka führte zweierlei papierne Zehnkreuzer mit böhmischer Schrift, rosafarben dd. 15. listopadu 1848 und weiß dd. 1. února 1849 až do 31. prosince 1849. Letztere sind daselbst bei F. J. Kastránska gedruckt und zeigen unten eine Vignette, den Handel, Geld und das Spinnen darstellend.

Hayda: Der Gemeinderath gab unter dem 1. Dez. 1848 papierne rosafarbene Zwanziger und blaß-grüne Zehner C. M. aus, für welche die dortige Rentkassa Banknoten zahlte, deren Betrag gerichtlich deponirt war. Oben in der Mitte befand sich das Haydaer Stadtwappen in ovaler Gestalt. Sie waren bis Ende Juni 1849 giltig.

Hayda: Friedrich Egermann gab Zehn-, Fünf- und Einkreuzer im 20-Guldenfuß von Papier aus. Erstere nach Höhe von 1000 fl. ausgegeben waren roth, die Fünfer „ausgegeben unter Garantie" erreichten die Höhe von 10 bis 15000 fl. Die Zehner wurden bald wieder gegen Silber eingezogen und nicht wieder ausgegeben, weil es meist nur an kleinerer Münze fehlte, 1849. Noch früher, 1848, gab Egermann geschriebene Fünfguldennoten aus, wozu er Papier benutzte, das seinen Namen als Wasserzeichen trug und auf welchem nur stand: „Giltig für 5 Gulden", ebenso für 1 Gulden. Die Fünfkreuzer, welche oben das Egermann'sche Familienwappen in Weiß zeigten, waren hinten mit dem Firmenstempel: Friedrich Egermann in Hayda, darunter mit dem geschriebenen Namen Egermann versehen und hatten weit und breit, als „Egermann'sche Grüne" bezeichnet, viel Vertrauen, selbst bis in die Gegend von Zittau in Sachsen und in andere sächsische Grenzorte, so daß z. B. in Jonsdorf bei Zittau sie für Zahlung vom Bäcker angenommen und dem kaiserlichen Papiergelde vorgezogen wurden. Die Einkreuzerstücke, von denen uns der altehrwürdige Gründer der renommirtesten Glashandlung Hayda's die beiden letzten von ihm als Andenken aufgehobenen Exemplare selbst verehrte und erläuterte, waren für die im Hause überaus reichlich einkehrenden Bettler bestimmt und hießen Bettelkreuzer, die nicht weiter in Umlauf kamen, sondern von den Bettlern gegen größere in Umlauf gesetzte umgetauscht wurden. Sie bestanden aus einer zwischen zwei Stückchen feinen Papiers gelegten Oblate, auf welche vorn Egermann's Petschaft: eine abgebrochene Säule mit einem an dieselbe gelehnten ovalen Schilde, auf welchem

E steht u. s. w., aufgedrückt war, und waren theils roth, theils weiß. Egermann wechselte die Farbe dieser Bettelkreuzer, weil bereits eingelöste wieder vorgelegt wurden, die man sich zu verschaffen gewußt hatte.*)

Hochstadt, Wysoke: Anton Grünberger führte Fünf- und Dreikreuzer C. M. Letztere, vom 28. März 1849 und gedruckt bei Gottl. Haase Söhne in Prag, waren von grünem Papier mit weißem Unterdruck des Namens und Werthes. Die Schrift war deutsch und czechisch, die Vorderseite zeigte noch den geflügelten Merkur und hatte einen Rand mit verzierten Ecken. Auf der Rückseite war der Firmenstempel zu sehen, darunter die geschriebenen Buchstaben AG.

Hořitz (Horicich): S. J. Simon führte Zwanziger C. M. von weißem Papier mit blauem unterem und schwarzem oberem Drucke, gefertigt bei Haase in Prag. Sie datiren vom Dez. 1848, führen deutsche und czechische Schrift und auf der Vorderseite unten die Buchstaben S. J. S. in einer Umfassung, während auf der Rückseite mit blauer Schrift steht: Domicil bei Herrn B. J. Horn in Prag. Weberei in Miskoles, Herrschaft Nachod.

W. Jilemnici: Joh. Swoboda dd. 1. května 1849: Dreikreuzer C. M., giltig bis 31. května 1850, mit grau schraffirtem Unterdruck und schwarzer Schrift.

Josephstadt: C. J. Traxler, J. C. Potsch, A. J. Watzek gaben Zwanziger C. M. in grünem und Rosapapier aus, gedruckt bei Haase in Prag, mit schwarzer Schrift, mit Randverzierung und Arabesken im weißen Untergrunde. Es scheinen von den grün gefärbten 20000 Stück ausgegeben zu sein. Auch gab J. C. Potsch allein papierne 12- und Fünfkreuzer aus.

Juliusthal: Der Teichmüller Jarisch machte auch solche Billets, allein sie wurden nicht gern genommen, weil man wahrscheinlich Verluste fürchtete.

Jungbunzlau: Hermann Mautner ließ 8- und Sechskreuzer C. M. in Umlauf setzen aus Papier, erstere gelb, letztere weiß-gelblich mit schwarzer Verzierung und Schrift. Sie wurden bei der dasigen Weg- und Stadtmaut mit eigenhändiger Unterschrift und Siegel (d. h. Stempel, welches beides sich auf der Kehrseite befand) nur angenommen.

Jungbunzlau: W. Hawlik und W. Sautschek verausgabten papierne Zehner und Fünfer C. M. von grüner und gelber Farbe mit schwarzer Schrift und weißem Unterdruck: „W. Hawlik & W. Sautschek". Sie tragen als Datum den 8. März 1849.

Jungbunzlau: W. Hawlik: Desgleichen Fünfkreuzer von demselben Datum, bei welchen jedoch der weiße Unterdruck der Namen fehlt, auch ist die gelbe Farbe weit dunkler.

Böhmisch-Kamnitz: Der vereinigte Handels- und Fabriksstand gab papierne Sechskreuzer C. M. aus zur Auswechslung gegen k. k. Bank-Noten, deren Werth deponirt war. Sie waren vom 16. Oktober 1848, von gelber Farbe mit schwarzer Schrift und Rand. Die Rückseite zeigte die weißen verschlungenen Buchstaben VHFBK.

Ebendaselbst soll der Wirth „im Roß", Namens Kittel, Dreikreuzer auf rothem Papier ausgegeben haben.

---

*) Während der preußischen Invasion 1866 als der Postverkehr vollständig ins Stocken gerathen war und keine Gelder eingingen, fertigten mehrere Glasfabrikanten sogenannte Bons, z. B. von 1 fl. und Zehnkreuzer K. Zschapler, Anton Pelikan, Vogelsangs Söhne (5 und 1 Gulden und 50 Kreuzer), August Geißler, August Pelikan, Aug. Hegenbarth (5 und 1 Gulden und 50 Kreuzer).

Karbitz: Fz. Törmer, Jos. Rittig, Conrad Strinzky, Fz. Roehn emittirten 20- und Zehnkreuzer von grünem Papier mit schwarzer Schrift, die Haase in Prag druckte. Auf denselben befand sich das Symbol des Handels: Merkur mit dem Stabe auf Waaren sitzend. Datirt vom 30. Jänner 1849 hatten sie Giltigkeit bis Ende 1849. An der linken Seite der Hauptseite steht: Gott mit uns. Die Ungiltigkeitserklärung wurde nach der Auflösung auf der Kehrseite bemerkt.

Karbitz: Ernest Loos dd. im April 1849 gab Fünfkreuzer C. M. aus, grünlich mit schwarzer Schrift und Rand.

Königswald: Adolf Fridl verausgabte im Jänner 1849 papierne Zwanziger auf Rosapapier mit schwarzer Schrift und Einfassung.

Kolleschowitz: A. Hiller dd. 3. Febr. 1849 gab Zehnkreuzer C. M. aus, die nur gegen Waaren oder k. k. Banknoten eingewechselt wurden, blaßgrün mit schwarzer Schrift und Rand.

Kostenblat: A. Herlitze gab im April 1849 papierne 20-, 10- und Sechskreuzer aus, weiß mit schwarzen Arabesken und Buchstaben, die C. W. Medau in Leitmeritz druckte. Rechts unten in der Ecke befand sich die eigene Unterschrift.

Kratzau: Eduard Seidel ließ bei H. Engel in Wien lithographirte Zwanziger anfertigen, die genau den Hartl'schen Zehnern in Reichenberg glichen. Sie waren, wie auf der grünen Rückseite mit grüner Schrift angedeutet war, in 4 Theile wiederum theilbar, die bei der Einlösung zusammengelegt werden konnten. Auf der Hauptseite stand in der ovalen Mitte: Eduard Seidel Kratzau 20, was erhaben mit dem Stempel hergestellt wurde. Die Ausgabe dieser mit mannigfachen Arabesken auf der weißen Hauptseite ausgestatteten Anweisungen erfolgte im März 1849.

Unter-Kratzau: Joseph Kratochwill benutzte Stückchen bedruckten Kattuns zu Anweisungen auf 6- und 2-Kreuzer C. M. Beide bestanden aus weißem Kattun, der blau und schwarz bedruckt war. Schwarz war die Schrift und blau die je 4 Randlinien und die Rückseite mit J. K. bei ersteren, der Name Kratochwill war bei beiden auf beiden Seiten schwarz aufgedruckt. Die Nummern und der Werth war nochmals roth gefärbt. Erstere trugen auf der Rückseite noch den Firmenstempel und 6 K außerhalb desselben, letztere einen andern Stempel mit dem Namen und zwei Schildern, auf denen roth 2 K zu lesen ist.

Kreibitz: Weigelt soll einfaches Zuckerhutpapier zu 20- und 10-Kreuzer-Noten benutzt haben.

Landskron: J. A. Papesch gab im Nov. 1848 papierne Fünfkreuzer, grün mit schwarzer Schrift, aus, deren Werth garantirt war. Die Rückseite zeigt in Grün den Namen J. A. Papesch.

Laun: Der Handelsstand gab den 1. Dezember 1848 unter Garantie blaß-rosa 20-, grüne 10- und blaß-grüne 5-Kreuzer-Noten aus mit böhmischer und deutscher Schrift.

Böhmisch-Leipa: Der Handels- und Fabriksstand gab rosafarbene 20-, blaue 10- und gelbe 5-Kreuzer-Noten dd. 1. Jänner 1849 aus. Der entsprechend farbige Unterdruck enthielt die Werthangabe C. M. Auf der Hauptseite rechts unten befand sich die eigene Unterschrift des Ig. Thume und auf der Rückseite dessen ovaler Briefstempel aufgedruckt.

Böhmisch-Leipa: Desgleichen gab der Handels- und Fabriksstand schon dd. 16. August 1848 Zehn- und Zwanzigkreuzer aus, wofür der Werth von ihm deponirt war. Erstere hatten blauen Untergrund mit Werthangabe, schwarzer Schrift und Rändchen, letztern fehlte der Unterdruck, aber es war dieselbe Schrift und ein anderes Rändchen.

— Auch von Franz Francke existiren 20-, 10- und 6-Kreuzer aus Papier, die vom 20. Nov. 1848 datiren.

Leitmeritz: C. W. Medau führte weißliche 10- und hellbraune Zweikreuzer C. M. im März 1849. Letztere mit deutscher und böhmischer Angabe. Das Ansehen beider ist ganz verschieden, erstere zeigen 4 Engel, letztere nur eine Randverzierung und in der Mitte ein Schild.

C. W. Medau gab auch Vierkreuzer C. M. weißlich und den Zehnkreuzern gleich aus, mit brauner Rückseite, in dessen Mitte der Name gedruckt steht. Die Zehnkreuzer hatten grüne Rückseite.

Friedrich Messerer gab im März 1849 Drei-, Vier- und Sechskreuzer aus, weiß mit grüner Schrift und Ränd'chen.

Florian Hahnel dd. 10. März 1849 verausgabte Dreikreuzer C. M. mit grünem Druck und Rand, hinten steht deutlich ebenfalls grün gedruckt: Florian Hahnel.

Vom Gemeinderathe wurden dd. 1. Febr. 1849 bis Ende Juli 1849 giltige Zehnkreuzer ausgegeben, welche die Leitmeritzer Rentkassa einlöste, sie hatten grüne Unterfarbe, schwarze Schrift und Rand, auf der Rückseite steht geschrieben: J. Fleischer, Baschty (?) und der halbe Stempel des Stadtrathes.

Libochowitz: Martin Watzek, Gastgeber, benutzte Fünfkreuzer C. M. mit grünem Unterdruck, mit dem Namen und schwarzer Schrift und Rand, der Text ist deutsch und böhmisch. Rechts unten innerhalb schraffirter Linien der geschriebene Name.

Liebauthal bei Königsberg: Gebr. Lenk gaben dd. 20. Oktober 1848 papierne Zehner aus, die in der Fabrik eingewechselt wurden. Ihre Farbe war rosa, mit weißem Wasserzeichen: „Gebr. Lenk."

Lobositz: Fürst A. Schwarzenberg gab weiße Papier-Zehner C. M. mit schwarzer Schrift und Rand und gelbem figurirten Druck aus, welche die Lobositzer Rentkassa garantirte. Director und Rentmeister unterzeichneten sich. Auf der Kehrseite steht innerhalb gelber Verzierung: Fürst A. Schwarzenberg.

Lomnitz: Franz Janda gab unter dem 1. Dez. 1848 Zehnkreuzer-Noten aus mit dem böhmischen Wappen.

Mariaschein: Eduard Ulbrich, Besitzer des Gasthofes „zum Ritter von Bleileben", im April 1849 gab Vierkreuzer-Noten C. M. aus, wofür er mit seiner Realität haftete, aber nur mit Unterschrift, Ziffer und Siegel versehene einlöste, was auf der Vorderseite zu sehen war, mit Verzierungen und die Schrift in Kränzen umschlossen.

Melnik: Vinzenz Hoffmann gab 4- und zwei verschiedene Sorten Zweikreuzer aus. Die kleineren gelben Zweikreuzer zeigten auf der Hauptseite: Vinzenz Hoffmann in Melnik und zu beiden Seiten rund mit dem Stempel aufgedruckt: 2 Kreuzer C.-M., auf der Kehrseite steht geschrieben: Vz. Hoffmann giltig für (darunter wieder der Stempel). Die größeren, auch gelben Zweikreuzer wurden gegen Garantie im Jänner 1849 ausgegeben und galten bis Ende Juli 1849. Als Unterdruck stand vorn: „2 Kreuzer Conv. Mze." und hinten: „Vinzenz Hoffmann." Die Vierkreuzer waren ihnen gleich gebildet, waren jedoch von grüner Farbe.

Melnik: Joseph Libal gab Vierkreuzer aus Papier rosafarben mit schwarzem Drucke aus, die auf der Hauptseite zweimal den Stempel mit J. Libal und dazwischen den Stempel: „4 Kreuzer C. M." zeigen. Die Rückseite enthielt die eigene Hand: „Jos. Libal", darunter einen grob gearbeiteten Stempel mit „4 K. C. M."

Melnik: Vom Stadtverordneten-Collegium wurden Zehnkreuzer-Noten C. M., giltig bis 1. Mai 1850, ausgegeben, mit Rosaschrift, böhmisch und deutsch, in der Mitte mit der Ansicht von Melnik, während auf der Rückseite ein kleiner Stempel zeigt: Město Melník.

Desgl.: Stärtny gab im März 1849 Zweikreuzer C. M. aus, sehr einfach, nur schwarz gedruckt mit Kante, der Name des Ausstellers ward rechts unten geschrieben.

Miletin: Rudolph Dreyschok gab den 16. Dez. 1848 braune 20- und gelbe 10-Kreuzer-Noten aus, die Haase in Prag druckte. Der auf beiden weiße Unterdruck zeigt inmitten von Verzierungen den Namen Rudolph Dreyschok und eine Kante umgrenzt die Noten.

Müglitz: Emanuel Rehn, Müller daselbst, hatte dreierlei Noten: ziegelroth zu 20-, grün zu 10- und blau zu 5 Kreuzer C. M., eine Kante umschloß die Schrift.

Müglitz: J. W. Hippel gab Papier-Zehner aus.

Münchengrätz: Peter Agary und Sohn, Kaufmann, gab gelbe Einkreuzer von Papier aus, deren Werth er dreifach aufschrieb und seinen Namen auf die Rückseite.

Ebendaselbst gab . . . . atschek im März 1849 blaßrothe Zwölf- und grüne Sechskreuzerstücke aus, in welchen der Werth entsprechend gefärbt untergedruckt war.

Nachod: Wenzel Zdarek d. d. 30. Jänner 1849 setzte Zehnkreuzer C. M. in Umlauf, rosa gefärbt, darunter grünlich der Name und Werth, Schrift und Kante sind schwarz, auf der Rückseite steht der Name geschrieben.

Neu-Bidschow: Franz Schnabel emittirte im Febr. 1849 papierne Zehnkreuzer.

Pihl: Bertel und Teisel, gaben im Nov. 1848 rosa Zwanzig- und außerdem Zehnkreuzer-Noten unter Garantie aus. Der weiße verzierte Unterdruck zeigte zweimal die Zahl 20 und zwischen denselben B. und T.

Prag: Das Stadtverordneten-Collegium, unterzeichnet W. Wanka, gab Noten aus über 20 Kreuzer, gelb mit blauem Druck, und über 10 Kreuzer, blau mit rothem Druck. Die Schrift ist böhmisch und deutsch, die Anfertigung besorgte Haase in Prag. In der Mitte befindet sich das Prager Stadtwappen.

Ebendaselbst: Bernard Silberstern, Mautpächter der prager Stadtthore und aller Mautstationen des Leitmeritzer Kreises zu Prag, gab Vierkreuzer aus, blau mit allegorischen Verzierungen, oben in der Mitte stand B. S., unten die eigene Unterschrift, die Rückseite mit rothen Arabesken.

Radonitz: Josef Wenisch gab d. d. im März 1849 Zehnkreuzer C. M. aus, gedruckt bei Haase in Prag, grünlich mit schwarzer Schrift und mit Arabesken verziertem Rande, in weißem Unterdrucke ist der Name sichtbar und auf der Rückseite der geschriebene Name.

Raudnitz: Dav. Herschmann gab Noten aus für 20, 10, 5 und 3 Kreuzer C. M. Letztere sind weiß mit blauem Druck: oben Embleme des Handels, unten ein bekränztes, von 2 Genien gehaltenes Schild mit den Buchstaben D H, rechts und links III und 3, mit D H zur Seite. An der linken Querseite der volle Namen.

Raudnitz: A. J. Morawetz & Sohn, Liqueur- und Rosoglio-Fabrik, führten Noten über 10, 6 und 3 Kreuzer C. M., ausgestellt am 1. März 1849 und giltig bis Ende Dezember 1849. Sie bestanden aus lichtfarbigem Papiere mit schwarzem Druck (10), aus bläulichem mit schwarzem (6) und aus weißem mit blauem Druck (3). Die ersteren zeigen oben zwei Genien, zwischen denen 10 Kr. steht und zu den beiden Seiten je 3 bekränzte Schriften mit Serie und Nummer, mit der Angabe, daß nur Billets mit eigener Unterschrift, Ziffer und Siegel eingelöst werden, deutsch und böhmisch und die zwei untersten mit Ortsangabe und dem aufgedruckten erhabenen Namensstempel. Die Rückseite zeigt die Fabrik und den Namen, daneben den schwarzen Stempel mit A. J. M. Die Sechskreuzer sind einfacher, zeigen im blauen Unterdruck vorn den Werth und hinten den Namen, der Druck ist übrigens schwarz, ebenso die Grenze der Giltigkeit auf der Rückseite. Eine Kante

umschließt die Vorderseite. Die Dreikreuzer ebenfalls mit blauer Kante tragen den ovalen Briefstempel Morawetz in Raudnitz und sind hinten nur weiß.

Reichenberg mit seiner bedeutenden Industrie lieferte gar bald eine große Anzahl solchen Privatgeldes. Die ersten Noten waren Papier-Zwanziger, ganz weiß mit schwarzem Druck und erschienen im Juni 1848, dann folgte Johann Liebieg mit Zwanzigern und Zehnern, die bald gefälscht und daher eingezogen wurden, dann entstand eine neue Sorte, in welcher der Kreisring mit: „K. K. P. Schafwollwaaren-Fabrik in Reichenberg in Böhmen" und dann noch ganz außen ein concentrischer Ring, rosa gedruckt, gefärbt war, ebenso drei Kreise und zwei Rechtecke je rechts und links. Dasselbe geschah mit den Wähner'schen Noten in Warnsdorf, der auch deshalb mehrfarbige später in Verkehr brachte. Ganz bedeutend und hoch beziffert war aber die Ausgabe der Hartl'schen Noten in Reichenberg. Die Liebieg'schen Noten sind bis in die neueste Zeit eingelöst worden, so wurde am 29. Dec. 1868 ein Papierzwanziger eingelöst und am 18. Aug. 1869 eine obschon falsche Zwanzig-Kreuzer-Note, die wir sämmtlich beschreiben werden.

Johann Liebieg & Comp. gab im Juli 1848 Papier-Zwanziger C. M. aus, weiß in Steindruck von H. Engel in Wien: in der Mitte ein Kreis mit dem kaiserlichen Adler eingedrückt, auf ihm „20", mit der Umschrift: „K. K. P. Schafwollen-Fabrik in Reichenberg in Böhmen." Darüber die Embleme der Wissenschaft, darunter die Genien des Handels und das Meer mit Schiffen, links und rechts davon je zweimal in verzierten Kreisen eingeschlossen der Zahlenwerth, desgleichen zwischen denselben in größeren Kreisen der Zahlenwerth und die Auswechslung in Banknoten. Zu beiden Seiten unten in schmalen Rechtecken der Ort und Namen und oben Serie und Nummer angegeben. Die Rückseite ist schraffirt und um den Mittelstempel mit dem Adler steht nochmals „Joh. Liebieg & Comp." — Auf den demnächst ans Licht gekommenen war die rothe oben angedeutete Färbung vorgenommen, durch Schraffirung, die sich auch auf die beiden gleichen schmalen Rechtsecke zu beiden Seiten oben und unten erstreckte. Die Rückseite war dieselbe. — Das Falsificat über 20 Kreuzer C. M. ist gelb, klein und zeigt in den vier Ecken „20". Reichenberg am 1. August 1848 und Joh. Liebieg & Co. sind durch einen Stempel aufgedruckt. Von den Liebieg'schen Zehnkreuzer-Noten sind uns drei verschiedene Sorten bekannt: die erste und zweite Sorte sind weiß mit schwarzem Druck und sehr düster aussehend, datirt vom 1. Juli 1848, welche Zeit geschrieben ist, und unterscheiden sich nur dadurch, daß das Wort Bank-Noten theils mit lateinischen, theils mit gothischen Lettern gedruckt ist. Die Rückseite zeigt den Fabrikstempel mit dem kaiserlichen Adler. Die dritte Sorte vom 1. August 1848 ist grün oder blaugrün und zeigt in der Mitte ebenfalls den erhaben gepreßten Fabrikstempel und in weißem Unterdruck nochmals Namen und Werthangabe.

Johann Hartl gab Zwanziger und Zehner von Papier aus, die wie die Liebieg'sche Noten sehr schön gearbeitet waren. Im Oktober 1848 wurden Zwanziger sichtbar auf gelblichem Papier, in der Mitte ein Rechteck mit Angabe des Werths, darüber zwei Genien der Wissenschaft, darunter die Embleme des Handels, zwischen denen der erhabene Stempel mit „Johann Hartl. Reichenberg 20", an den 4 Ecken ovale Figuren mit Serie, Nummer, Ort und Namen zwischen je zwei derselben nochmals die Zahl. Auf der blaßblauen Rückseite liest man: „wofür der Werth deponirt ist, und welche einzig und allein eingelöst werden". Darüber der Briefstempel in ovaler Form und als Unterdruck „Anweisung zur Auswechslung gegen Bank-Noten bei Johann Hartl in Reichenberg. Die zweite, der vorigen gleiche, aber weiße Sorte zeigt ebenfalls nur die auf den Noten befindlichen Ovale und Kreise,

sowie das Rechteck in der Mitte, dessen weißer Untergrund, wie oben, 20 zeigt, mit rother Schraffirung, wie die Liebieg'schen Noten. Die Rückseite ist hier intensiv blau und übrigens wie bei der vorigen. Der Verfertiger war der Steindrucker H. Engel in Wien. Von den Papier-Zehnern existiren auch zwei Sorten vom 1. November 1848 und vom März 1848. Erstere sind hellgrün mit weißem Unterdruck, Namen und Werth enthaltend, und schwarzem Aufdruck mit Rand und Ecken, die Mitte zeigt den eingepreßten erhabenen Stempel mit Namen und Werth. Auf der Rückseite liest man: Zur größeren Bequemlichkeit der Inhaber dieser Noten und zur schnelleren Rückerlangung werden selbe eingelöst: In Friedland bei Herrn Josef Bittner, Neustadtl bei Anton Knöbl, Kratzau bei Johann Müller, Gabel bei Wenzel Ergert, Böhm.-Leipa bei Ignaz Thume, Liebenau bei Spitschka, Gitschin bei Wilh. Lahn, Starkenbach bei Josef Wanzl, Horzitz bei Alois Raimann, Gablonz a. N. bei Josef Pfeifer & Co. Darunter war der Firmenstempel aufgedrückt. — Die später ausgegebene Sorte war von größerer Gestalt, führte die Namen, Werthangabe, Ort, die Umwechslung und Nummern in ovalen, runden und eckigen Figuren, die in den Ecken und in den den aufgedrückten Mittelstempel umgebenden Figuren Schraffirung von blauer Farbe zeigten, während die beiden Ovalen links und rechts in der Mitte blau gedruckt waren (ebenfalls von H. Engel in Wien). Wie aus der braunen Rückseite ersichtlich ist, die in der Mitte den Firmenstempel aufgedrückt zeigt, waren diese Zehner in je zwei Fünfer mit besonderer Werthangabe zerlegbar. Diese sind den von Ed. Seidel in Kratzau verausgabten fast gleich. Besonders charakteristisch sind die Drei- und Sechskreuzerstücke von G. Appelt in Reichenberg, die aus damenbretartigen hölzernen Cylindern bestanden, in dessen oberer Vertiefung ein Papier eingeklebt ist mit 3 oder $6\frac{W}{W}$ in der unteren das Petschaft in rothem Lack mit „G. Appelt", darüber und darunter ein Zweig. Die Durchmesser dieses Holzgeldes betragen 27 bis 29mm. Gleichgestaltete hölzerne Ein- und Zweikreuzer C. M. gab A. Hoffmann in Reichenberg als Zahlmittel, nur ist der Druck des Papiers blau und zeigt 1 oder $2\frac{C}{M}$, der Durchmesser beträgt 26 — 27mm. Auch W. Jantsch in Reichenberg fertigte solche Tauschmünzen von 3 und 6 Kreuzern W. W. bei welchen der Druck von 3 oder $6\frac{W}{W}$ schwarz ist, das Petschaft ist auf beiden letzteren ebenfalls in rothem Lack. Der Durchmesser beträgt 27—28mm.

J. Chr. Grunewald R. (Reichenberg) verausgabt Bleimünzen im Werthe von 1 Kreuzer C. M., sowie ½ Kr. W. W., von 28, 20 und 18mm. Durchmesser. Die eine Seite zeigte im Kreise herum J. Chr. Grunewald, in der Mitte R., die andere Seite $1\frac{C}{M}$, ferner die eine Seite in 4 Zeilen J. C. | Grune | wald | R. |, auf der andern $1\frac{W}{W}$, die kleinsten endlich in 3 Zeilen J. C. | Grune- | wald |, auf der andern ½ $\frac{W}{W}$.

Weikelt, ein Gelbgießer in Reichenberg, benutzte das Messing in 16 bis 18mm. im Durchmesser haltenden runden Platten zu seinem Privatgelde, in welche aber nur auf einer Seite vermittelst eines Stempels eingeschlagen war 3 x | Weikelt | W W, | ebenso 2 x und 1 x. Die andere Seite ist glatt.

Der Bataillons Privatdiener J. Spielmann, wahrscheinlich aus Reichenberg, benutzte Sohlenleder dazu, das achteckig geschnitten auf der Hautseite Namen, Charakter und Werthangabe mit dem Stempel eingeschlagen $6\frac{W}{W}$ zeigt und auf der Narbenseite in rothem Lack die Buchstaben J. S.

Aus der Glasindustrie-Gegend bei Reichenberg, uns dem Ursprunge nach

unbekannt, scheint ein rundes, grünes, abgeschliffenes, gegen die Peripherie zu geschliffenes Glas zu stammen.

Hiebei wollen wir noch bemerken, daß am 25. Juli 1866 die Tuchmacher-Genossenschaft, unterzeichnet vom Cassier Jos. König und vom Vorsteher Wenzel Siebeneicher, Papiergeld ausgab über 50 Kreuzer Ö. W. auf grauem Papier, hinten mit grünem Aufdruck der Arabeske mit dem Siegel der Genossenschaft, in welchem mit weißer Schrift steht 50 Kr. Ö. W. Während dieses Siegel mit der Hand aufgedrückt ist, befindet sich auf der Hauptseite dasselbe Wappen in kleinerer Form sogleich gedruckt (von R. Gerzabek).

Rochlitz: Augustin Gottstein ließ bei Haase in Prag papierne 20 und 5 Kreuzer-Noten fertigen von verschieden gelber Farbe, aber übrigens gleich, mit weißem Unterdruck des Namens und Werthes und schwarzem Aufdruck. In der Mitte ein Schild mit dem erhabenen Stempel A. G. Sie waren im Dec. 1848 ausgegeben worden und enthielten ähnlich den Hartl'schen auf der Rückseite Folgendes: Zur größeren Bequemlichkeit der Inhaber dieser Noten und zur schnelleren Rückerlangung werden selbe eingelöst: bei Herrn Franz Hanney, Johann Hartig, Karl Schmiedt, Wenzel Nisser, Franz Schier, Alois Langhammer, Karl Hanney, Anton Herzog in Rochlitz.

Römerstadt: Joh. Karger, gab im März 1849 Fünfkreuzer-Noten, von Haase in Prag gefertigt, aus, weiß, mit blauem Unterdruck, der den Werth angibt, und übrigens schwarzer Schrift mit Randleiste.

Rothenhaus bei Komotau: Tetzner & Söhne emittirte Papier-Zwanziger weiß mit blauen Verzierungen und blauer Schrift, ähnlich den von Herschmann in Raudnitz mit den Insignien des Handels und unten zwei Engel, welche eine ovale Figur halten. Die Umwechslung gegen Bank-Noten erfolgte im Comptoir der Firma.

Rumburg: Jos. Kittelt führte Papier-Zehner C. Mz. von gelblichem Papier mit schwarzer Schrift, auf welchen unten das Kittelt'sche Wappen angebracht war, über welches wir an einem anderen Orte nächstens berichten werden. Auf der Rückseite steht geschrieben: „Gültig bis 15. März 1849. Jos. Kittelt," darunter war ein blauer Stempel mit dem Namen aufgedruckt und ist die Hälfte eines anderen Namensstempels sichtbar, dessen andere Hälfte wahrscheinlich die abgeschnittene andere Note tragen wird.

Salesel: Joh. Peterzik gab Zwanzigkreuzer C.-M. mit schwarzem Druck und Verzierung aus, auf der Rückseite befand sich die eigene Unterschrift und zweimal der Firmenstempel.

Saubernitz: Anton Nitsch gab rosafarbige Vierkreuzer von Papier aus, die, wie die Rückseite handschriftlich unter dem Namen angibt, bis Dezember 1849 Geltung behalten.

Schlackenwerth: Ludwig Wagner ließ Einkreuzer C.-M. in kleiner Form fertigen, gelblich mit schwarzen Querstreifen und Schrift.

Schluckenau: G. W. Köhler hatte rothbraune Sechskreuzer von Papier, vom 15. Dec. 1848, gültig bis Ende Dec. 1849. Der helle Unterdruck gibt Namen und Werth an, die Rückseite zeigt unten einen kleinen runden Stempel mit den drei Buchstaben G. W. K.

Schluckenau: Benj. Conrads Söhne benutzten gelblichen Kattun mit hellgelben Schrägstreifen, die Vorderseite schwarz, die Hinterseite blau gedruckt. Es gibt, wie die Schrift zeigt, zwei verschiedene Sorten, bei der einen ist das Wort Anweisung $10^{mm.}$ hoch, die Worte drei Kreuzer $4^{mm.}$, bei den anderen sind die Höhen je $7^{mm.}$ hoch. Am Rande befinden sich je zwei Längslinien, in deren Mitte 3 sichtbar ist. Die Rückseite zeigt farbige Schlangenwindungen, oben den Fabrikstempel mit dem kaiserlichen Adler, darunter

den rothen Briefstempel der Firma, in dessen Ovale die Nummer geschrie ben wurde.

Schüttenhofen: Stanislaus Nziha gab Zwanziger und Zehner auf grauen und gelbem Papiere aus, mit schwarzer Schrift und Einfassung, datirt in Nov. 1848.

Stärkowitz: A. G. Kunde. Unter diesem Namen wurden Sechskreuzer-Note sichtbar von rothbrauner Farbe, sehr ähnlich denen des G. W. Köhler i Schluckenau, allein bei der Nachfrage nach dem Aussteller dieser Noten erga es sich, daß sie gefälscht waren, und daß nur ein armer Leiermann obige Namens daselbst wohnte, der gar nicht an eine Emission von Privatgeld so nothwendig er es vielleicht gebraucht hätte, gedacht hatte.

Steinschönau: K. G. Helzel N. C. 43, ließ papierne Fünfkreuzer fertigen weiß mit grünem und braunem Aufdruck, während die Schrift schwarz war Grün waren kleine Verzierungen und die Werthangabe „Fünf Kreuzer," braun die Einfassung und die Mittelfigur, in welcher 5 steht. Handschrift lich steht auf der Rückseite: In Umlauf gesetzt 1000 Stück von Nr. 1 bi incl. 1000. Steinschönau den 20. März 1849. Darunter der Name un zur Seite der blaue ovale Firmenstempel.

Tetschen an der Elbe: Jordan und Barber führten papierne Zwanziger und Zehne vollkommen fast gleich denen von Herschmann in Raudnitz, erstere weiß m gelb, letztere weiß mit blau. Die Unterschrift findet sich auf der Rückse zugleich mit dem blauen Firmenstempel.

Theresienau bei Tetschen an der Elbe: Johann Münzberg, gab grüne Papie Zehner C.-M. aus im Januar 1849 bis Ende Dezember 1849. Unt befindet sich der Fabrikstempel weiß eingepreßt mit dem kaiserlichen Adl Auf der blau schraffirten Rückseite steht mit weißer Schrift, genau denen v Hartl in Reichenberg entsprechend: „Anweisung zur Auswechslung geg Bank-Noten bei Johann Münzberg in Theresienau bei Tetschen a./d. El und in der Mitte ein Rechteck mit grüner Schrift, in welcher steht: „Au werden diese Anweisungen gegen Banknoten eingelöst in Tetschen bei Her Ant. Ign. Hanke, F. O. Schlögel, Alois Vatter." Desgleichen existir Papier-Zwanziger.

Theresienstadt: Eduard Spalek, Kaufmann, gab d. d. 18. Dec. 1848 Zeh kreuzer C.-M., giltig bis Ende Juni 1849, aus, gelblich mit schwarzer Schr und Rand, auf deren Rückseite die eigene Unterschrift und der halbe Ste pel sichtbar ist.

Trebnitz: Anton Preiß verausgabte Papier-Noten über 20, 10, 6, 5, 4, 3 u 2 Kreuzer, sämmtlich weiß, mit schwarzem Druck und Verzierung, ebensa den des D. Herschmann in Raudnitz ähnlich, wenigstens was die 20 u 10 Kreuzer betrifft, ebenso sind die Fünfkreuzer, die 2, 3, 4 und Sechskreu haben ein anderes düsteres Ansehen mit mancherlei Arabesken und schwar Schraffirungen. Auf der leeren Rückseite befindet sich ein runder schwar Stempel.

Trebnitz: Friedrich Weeber, Florian Preiß hatten rosafarbige papierne Fü kreuzer C.-M. am 15. Jänner 1849 ausgegeben, die bis Ende Mai 18 Giltigkeit hatten. Eine Kante umgibt die Schrift. Auf der Rückseite be den sich die geschriebenen Namen der Aussteller.

Turnau: F. M. Werich gab d. d. 15 unora 1849 Fünfkreuzer von Papier a

Warnsdorf: J. Carl Eger edirte den 1. Febr. 1849 Sechskreuzer von weis Papier mit braunen Verzierungen, aber schwarzer Schrift. Die Hinters trug den geschriebenen Namen und je den halben Firmenstempel.

Warnsdorf: Johann Alois Wähner, Material-, Eisen-, Kurz-, Farb-W ren-Handlung, war in Folge seiner ausgebreiteten Kundschaft inmitten

volksreichen und gewerbthätigen Ortes nothwendig zur Anschaffung von kleinen Geldsorten in C. M. veranlaßt, deshalb kennen wir 2, 3, 5, 6, 10, 12, 15 und 20 Kreuzer-Noten, sämmtlich von Papier, zum Theil in mehreren Ausgaben. Vom 1. Oktober 1848 datiren 3, 6, 10, 15 Kreuzer, vom 1. Febr. 1849 2 und 15 Kreuzer, vom 1. April 1849 die 5, 12 und 20 Kreuzer. Die ältesten vom 1. Oktober 1848 sind bläulich mit braun (zu 3 Kr.), wobei der Name geschrieben ist, gelblich und bräunlich (zu 6 Kr.), erstere mit geschriebenen, letztere mit gedrucktem Namen, grün (zu 10 Kr.) mit dem Namen auf der Rückseite und blau mit braun (zu 15 Kr. C. M.). Die Noten vom 1. Febr. 1849 zu 2 Kr. sind gelb, die zu 15 Kr. blau und roth, endlich diejenigen vom 1. April 1849 zu 5 Kr. sind grün mit roth, zu 12 Kr. braun mit blau, zu 20 Kr. gelb mit grün, blau und braun. Alle Noten waren allerliebst gefertigt und hatten eine sehr große Verbreitung und guten Credit.

Später, im Jahre 1859 den 25. Juni gab Joh. Alois Wähner's Witwe wiederum Bons aus: ein einfaches weißes Stück Papier mit Firmastempel ganz und halb und geschriebener Werthangabe, welche jedoch nicht lange im Umlauf geblieben sein werden.

Auch Emanuel Palme in Warnsdorf soll 1848 Zehner- und Zwanziger-Noten ausgegeben haben, welche den Rehn'schen in Müglitz ähnlich waren, nur etwas dunkler in Farbe.

Beipert: Hammerschmid & Co., Handlungshaus, setzte d. d. 14. Dec. 1848 Zehnkreuzer in Umlauf mit grünem Unterdruck des Werthes, übrigens waren Schrift und Rand schwarz. Auf der Rückseite war der Name grün gedruckt und der ovale Firmenstempel aufgedrückt.

Beckelsdorf bei Braunau. Hier gab Fabrikbesitzer Schmitt für seine Arbeiter Anweisungen zu 10 Kreuzer aus.

Bernstadt: E. J. Reiff setzte in Umlauf papierene Zwanziger und Zehner C. M. aus weißem Papier mit blauem und braunem Druck, die bis zum 1. Juli 1849 Geltung hatten und bei M. J. Landau gedruckt waren.

Bernstadt: Joseph Strobach gab unter dem 16. Dec. 1848 Noten zu 20 Kr. in rothbrauner, zu 10 Kr. in grüner, zu 6 Kr. C. M. in blauer Farbe aus, auf deren Rückseiten der gedruckte und geschriebene Name stand, ein schwarzer Stempel mit J. S. und je ein halber rother Firmenstempel.

Zöptau: Die Wiesenberger K. K. Pr. Eisenfabriks-Cassa, Controlleur Gebrüder Klein, hatten grüne Zehner C. M. aus Papier mit weißem Untergrunde und den Buchstaben G. K. W., sowie dem weißen eingepreßten Fabrikstempel ausgegeben. Diese Anweisungen wurden in der Rentamtskasse in Wiesenberg und der Gewerkskasse in Zöptau gegen Bank-Noten eingewechselt.

Auch in Zittau bei Voigt wurden Schemata zu 20 Kreuzernoten gedruckt, von denen immer je zwei zusammenhingen, so daß sie aber durchschnitten werden konnten, wodurch auch die Worte 20 Kr. zwischen beiden der Länge nach getheilt wurden. Unbekannt ist der Besteller geblieben.

Die V. Wanderversammlung des Vereins

(abgehalten in Karlsbad am 28. und 29. September 1872).

Von **K. Renner.**

Es war das Jahr 1870. Ein Jahr voll herrlicher, auch für uns Deutsche in Oesterreich voll erhebender Erinnerungen, es war ein Ruhmesjahr des heißen deutschen Kampfes und des endlichen Sieges. Drüben jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle rief des Erbfeinds neuerwachter Uebermuth und herausfordernder Trotz Deutschlands Jugend und mannhafte Wehr unter die Waffen, an welche die Götter und der Schicksalswille den von des Volkes edelster Kraft errungenen Sieg dauernd knüpften. Und während drüben der Donnerhall einer erhabenen Siegesdithyrambe in einem Sturme forterbrauste, und Deutschlands Feuergeist, den zerbrochenen Fesseln der inneren Zerrissenheit und des inneren Zwiespalts entsprungen, aus dem Blutopfer seiner Tapfern neuverklärt und gekräftigt mit Allgewalt entstieg, da rief eine unheimliche Macht auch uns empor aus dem Traumeswahn der Sicherheit, bedrohend unser Heiligstes, die Sprache der Mutter, die alt ererbte Sitte der Ahnen, die ganze nationale Stellung des Volkes, ja den Bestand des von uns Deutschen gegründeten Vaterlandes. Und als an der Einheit die Zersetzung und Zerbröcklung, an Stelle freiheitlicher Entwickelung tyrannisches Machtgebot an Stelle der auf eine Basis gestellten Einheit das Chaos drohte, da pochte der deutsche Geist auch an die Hütten der Deutsch-Oesterreicher, die mit der Glut der Begeisterung und im Feuereifer des gekränkten Rechtes, das alte Panier der Reichstreue hocherhoben, zum Kampfe sich schaarend um die heiligsten Güter ihres Daseins. Ein einig' Volk von Brüdern war's, das sich erhob gegen das von einer verhängnißvollen und gefährlichen Gewalt begonnene Würfelspiel, dessen Einsatz nicht mehr und nicht weniger war als — der ganze deutsche Volksstamm in Böhmen und seine Existenz. Als das politische Gegen und Wieder in hellste Fluthen rollte, als der politischen Parteien Kampf und Widerkampf in allen Fäden sich verworr, als jedes treue deutsche Herz ängstlich an die Rippen schlug bei jeder Kunde des telegraphischen Drahtes, als endlich das freilich noch lange nicht Fleisch und Blut gewordene Gerippe der Fundamentalartikel drohend dem erschreckten Deutschthum in Böhmen entgegengrinste — da fühlte sich auch der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen berufen, mit neuen Waffen einzutreten in die Arena des Kampfes. Nicht vertraut mit den Schleichwegen geheimer Diplomatie, nicht berufen zu den Manifestationen politischer Parteien, mußte er als ein getreuer Eckart seines Volkes, das sich in allen Zeiten vertrauensvoll um ihn geschaart auch in diesen schlimmen Zeiten wie früher in guten seine Stimme erheben für die wandellose durch alle Ewigkeiten sich treu beharrende Wahrheit, für das geschichtliche Recht seines Volkes, für die Freiheit und nationale Stellung desselben — als Stärker und Ermuthiger, als Rather und Warner. Er that es auf, das ihm anvertraute güldene Schatzkästlein der Volksgeschichte, angefüllt mit kostbaren, durch sauere Bürgerarbeit und treuen deutschen Fleiß erworbenen Volksprivilegien, er schlug es wieder auf, das stattliche Buch der geschichtlichen Vergangenheit, das treue Zeugniß deutscher Thatkraft, von dem doch jedes Blatt ein Ruhmeswerk deutscher Arbeit zu erzählen weiß. Und als die Gegenwart ihre düsterſten Schatten warf, flüchtete sich unser Volk in diese seine helle Vergan-

jenheit — der Bürgschaft einer freudigeren Zukunft, der Quelle der Kraft und des Ausharrens in der drohenden Gefahr — zurück an den schönen und unvergeßlichen Tagen in Teplitz und Dux, an welchen der Verein zu seiner Wanderversammlung seine Mitglieder und mit ihnen das ganze deutsch-böhmische Volk versammelte. Die Geschichte dieser Tage bildet eines der schönsten Blätter seiner Annalen. Die Erinnerung daran wieder zu erwecken oder treu zu erhalten, die Wirkungen und Eindrücke desselben im Volksbewußtsein zu erfrischen und zu vermehren, das war die Absicht, welche den Ausschuß des Vereines auch bei der Veranstaltung der heurigen Wanderversammlung leitete.

Sie sollte neben dem allen zu Grunde liegenden Bildungszwecke, neben der beabsichtigten Weckung des Interesses am Geschichtsleben und an den Arbeiten des Vereines überhaupt vor Allem eine Erinnerungs- und Gedenkfeier der Teplitz-Duxer-Feier sein: in hellgewordenen Tagen durfte sich unser Volk auch jener trüben freuen, in denen es äußere Gewalt und drohende Vergewaltigung zum Vollbewußtsein seiner nationalen Kraft, zur waffenfähigen Wehr, zum Kampf und Schutz seiner Penaten gerufen hatte. Darum hat auch der Vereinsausschuß dieselben Tage wie im Vorjahre zur Abhaltung der heurigen Versammlung bestimmt, den 28. und 29. September, trotzdem von mancher Seite gegen eine Hinausschiebung auf eine so späte, vielleicht schon winterliche Zeit Bedenken mit Recht geltend gemacht worden waren; darum auch mit größter Bereitwilligkeit die freundliche Einladung der Stadtvertretung Karlsbad angenommen und wieder eine Thermenstadt zum Festorte erkoren. Die Vorbereitungen wurden von der Geschäftsleitung in gewohnter Weise getroffen, die Direktionen der böhmischen Eisenbahnen um die 50%tige Fahrpreisermäßigung ersucht, welche auch mit dankenswerther Bereitwilligkeit gewährt wurde, die Einladungen an die Vertreter und Mitglieder waren bereits besorgt, sämmtliche Prager sowie Provinzial-Blätter legten in wiederholten Annoncen und ganzen Artikeln ihr Interesse an der Wanderversammlung ihren Lesern nahe, als ein Umstand in der letzten Stunde das Fest fast zum Scheitern zu bringen schien. Die Feuerwehren des nordwestlichen Böhmens schrieben nämlich auf dieselben Tage, eine schon längst gehegte Absicht verwirklichend, den I. nordwestböhmischen Feuerwehrtag aus, wozu gleichfalls das schöne Karlsbad zum Vororte gewählt wurde. Grund genug war hierin zu der Besorgniß vorhanden, es könnte die Collision zwischen beiden Festen das Scheitern eines jeden zu Folge haben. Persönliche Verhandlungen des Geschäftsleiters mit dem Hrn. Bürgermeister Dr. Sorger ließen alle aufgetauchten Befürchtungen als grundlos erscheinen, zumal die Feuerwehr die Absichten der Stadtvertretung dadurch in hervorragender Weise förderte, daß sie den Haupttheil ihrer Festivitäten auf den ersten Tag, den 28. September, verlegte. Nicht genug kann die Zuvorkommenheit sowie die energische Einleitung der Vorbereitungen von Seiten der Stadtvertretung — den Med. Dr. Sorger als Bürgermeister an der Spitze — gerühmt werden, welche allen nur immer geäußerten Wünschen in entsprechendster Weise nachzukommen bemüht war; nie genug die opferwillige Anstrengung des Fest-Comités, an dessen Spitze der Landtagsabg. Dr. Alfred Knoll trat, das sich sozusagen in Permanenz erklärte; nicht genug die viel und wieder neubewährte Gastlichkeit der Bewohner, welche in der Bestellung von Wohnungen für die aus allen Theilen des Heimatslandes sich meldenden Festgäste in so hohem Grade wetteiferten, daß statt des gefürchteten Raummangels — Ueberfluß an Wohnungen constatirt wurde, trotzdem Karlsbad noch einen beträchtlichen Theil seiner Kurgäste beherbergte und von der Geschäftsleitung allein mehr als 500 Bestellungen erfolgt waren. Von allen Seiten, aus allen Gauen des Heimatslandes waren sie wieder dem Rufe des Vereines in bereitwilligster Weise gefolgt, die treuen Freunde des Vereines, die Förderer seiner Ziele und Bestrebungen; von allen Seiten brachten die Schienenstränge des in Karlsbad zusammenlaufenden Netzes neue Theilnehmer, so daß auch heuer wieder fast alle hervorragenden Städte Deutschböhmens ver-

treten waren. Das größte Contingent stellte natürlich die Umgebung, deren Stadtvertretungen zum Theile, wie z. B. Luck den wackern Bürgermeister Kohn an der Spitze, Elbogen mit Bürgermeister Heinl, Falkenau mit Bürgermeister und Landtagsabgeordneten Janota, Eger und Franzensbad, Marienbad mit Bürgermeister Halbmayer, Joachimsthal mit Bürgermeister Porkert, Sandau mit Bürgermeister Buberl, Bärringen mit Stadtrath Meinl, Plan mit Bürgermeister Rasp, Tachau mit Bürgermeister H. Swoboda, Schlaggenwald mit Bezirksobmann Fabr. Hölzl u. s. f. fast vollzählig vertreten waren; die zahlreichen, netzförmig über den ganzen Egerer Kreis ausgebreiteten Vereine sendeten Deputationen und einzelne Vertreter. Besondere Erwähnung aber verdient es, daß die Stadtvertretung des Kurortes Schönau in würdiger Erinnerung an das in ihren Mauern mitabgehaltene Fest im Vorjahre, und um dem Vereine einen Beweis der dauernd errungenen Sympathien zu geben, den wackern Bürgermeister Simon an der Spitze, fast vollzählig erschienen war. Teplitz war durch eine zahlreiche Deputation von Vereinsmitgliedern, Dux aber durch den Bezirksobmann Güterdirektor Teibler vertreten. Auch die wackern Vertreter unseres Vereines hatten sich in würdiger Anzahl eingefunden, wenn gleich viele, darunter auch Dr. Schlesinger und der Vicepräsident Dr. Wiechovsky die als Lehrer und Direktoren wirkten, des beginnenden Schuljahres wegen am Erscheinen verhindert waren. Wir sahen: die HH Wenzel Emer von Eger, k. k. Notar Schubert von B. Kamnitz, W. Fuchs von Graslitz, Notar Heidler von Joachimsthal, Bürgermeister Dr. Schmatz von Kommotau Postmeister Ullmann von Neudek, Reimann H. von Oberleutensdorf, Ebert von Tachau, J. U. Dr. K. Reif von Kaaden, Dr. L. Rochelt in Bilin, Dr. Andreas Buberl von Franzensbad, E. Siegel von Luditz, Fabrikant L. Riedel aus Morchenstern, Fischer aus Micholup, J. U. Dr. Kier aus Tetschen, Janota aus Falkenau. Die Betheiligung der deutschen Landtagsabgeordneten, welche von der Stadtvertretung selbst geladen wurden, war eine schwächere wie im Vorjahre. Es erschienen die Herren: J. U. Dr. R. Alter, Landesausschuß, Generaldirektor Löw, Vicepräsident R. R. von Dotzauer, Fabrik. Friedrich, Lehmann (Wernstadtl), Kuh Dr. Raudnitz, Dr. Wiener, Dr. Klier, Janota, Bürgerm. Kobinger von Krumau Notar L. Theumer, Frank (Beneschau), Tachezy, Dr. Schmeykal — viele entschuldigten sich brieflich oder gaben telegraphische Kunde. — Dem Programme gemäß fuhren die Prager Theilnehmer, worunter zahlreiche und würdige Vertreterinen des schönen Geschlechtes, am Tage des hl. Wenzel, der alljährlich aus den slavischen Theilen des Landes eine Menge von Verehrern in die Hauptstadt lockt, mit dem Frühzuge der Buschtiehrader Eisenbahn, welche den Wünschen des Vereines nach jeder Richtung hin und nach Kräften entgegenzukommen bemüht war, ab. Kaum war die Sprachgränze überschritten und deutscher Boden erreicht, brachten auch alle Stationen von Micholup angefangen, Saaz, von dessen Thürmen die anläßlich der landwirthschaftlichen Regional-Ausstellung ausgesteckten Fahnen freundlichen Gruß herüberwehten, Priesen, Kaaden, Klösterle u. s. f. neuen Zuzug von Freunden und Festtheilnehmern, deren eine besondere Uiberraschung in der kleinen Städtchen Pürstein, nahe dem Festorte schon, wartete. Kaum nahte sich das Dampfroß der Thalpforte, an dessen Eingange in hochromantischer, malerischer Gegend am Fuße des Erzgebirges, am Zusammenfluße von drei Bächleins unter den historischen Trümmern des alten Schönburgischen Schlosses Finkelstein die kleine Ortschaft sich ausbreitet, da erdröhnten die alten waldgekrönten Berge von den donnernden Pöller- und Freudenschüssen, tausendstimmigen, fort und fort an den steilen Felswänden sich brechenden Willkommgruß entgegensendend. Auf dem Bahnhofe selbst aber war der Fortbildungsverein „Eintracht" vollzählig mit seinem Obmann an der Spitze versammelt und donnernde Hochrufe, die begeistert in den Wiederhall der Schüsse sich mischten, brachten dem Vereine den ersten deutschen Gruß auf altem deutschen Boden. Und von den Bergen herunter flaggten lustig darein zwei mächti

Banner in den liebgewordenen alten Farben „Schwarz-roth und Gold" prangend. Nach leider nur zu kurzem Aufenthalte brauste der Zug hinweg von der gastlichen Stätte dem Festorte zu. Am Bahnhofe hatten sich die hervorragenden Mitglieder der Stadtvertretung, den Herrn Bürgermeister Dr. Sorger an der Spitze, das Festcomité mit Herrn Landtagsabgeordneten Dr. Knoll, die Vereinsvertreter aus der Umgebung und zahlreiche Gäste eingefunden, welche die Ankommenden aufs Herzlichste begrüßten. Eine genügende Anzahl von eleganten Equipagen war bereit gehalten worden, welche die Festgäste der gastlichen Stadt zuführten. Dieselbe prangte im vollen Festesschmucke. Prunkende Triumphpforten erhoben sich am Eingange, die Häuser hüllten sich von Oben bis Unten in des dunkle Ewiggrün unserer Fichtenwälder, üppige Guirlanden, mit Blumen geflochtene Festons überspannten die Straßen und von mancher Fronte winkten Schilder und Inschriften ein freundliches Willkommen, häufig auch den alten Turnergruß „Gut Heil", der im freudigen Zurufe von Tribunen und Balkonen den Festgästen entgegengebracht wurde. — Der erste Tag gehörte unbestritten den Feuerwehren. Die Stadt trug ein wahrhaft kriegerisches Gepränge. Mit lautem Singsang zogen hie und da einzelne Trupps Helmbewehrter die Straßen hindurch, dorther kam wieder vor einem blinkendem Corps eine Musikkapelle im vollstem Athem, vom Übungsplatze tönte gellend die Signaltrompete, und von den Felsenbergen herab und in den tiefen Thälern die sie begränzten, schmetterten aus den hellen Kehlen die in üppiger Zahl emporgewucherten wilden Sängerbündler die Töne der „Wacht am Rhein" und jubelnde Jodler in die aufdämmernde Nacht. Kurz, überall das bunteste, von üppigster Lust und Freude getragene Treiben und Drängen, ein farbenreiches, lärmendes und lebendiges Bild, das die angekommenen Festgäste des Geschichts-Vereines fanden.

Den Abend fanden sich alle, auch die inzwischen mit Separatzug angekommenen Festgäste aus dem nördlichen und nordöstlichen Böhmen, mit denen eigentlich ein Zusammentreffen in Prießen projektirt, jedoch durch Zugsverspätung vereitelt worden war, in den verschiedenen Lokalitäten, vornehmlich im festlich geschmückten Salle de Saxe zu gemüthlichem Mahle zusammen. Als die Nacht ihre dunklen Schatten ausbreitete, da erstrahlten die Brücken, die Ufermauern, die stattlichen am Ufer der Tepl ausgebreiteten Häuser in einem imposanten Lichtmeer. Von den Höhen herab flackerten und zuckten Feuerzeichen, bengalische Flammen, oben donnerten und prasselten die Raketen und andere Feuerwerkskörper und ein riesiges, von hundert und hundert Flammen und Flämmchen gebildetes Transparent flammte im Namen der Stadt ein „Willkommen" vom Hirschsprunge, weitleuchtend hinaus in das Dunkel der Nacht. Ein Fackelzug und Festtheater mit dem üblichen Begrüßungsprologe füllten das Programm des Abends aus. Der Morgen des 29., des eigentlichen Festtages, versammelte die Mitglieder des Vereines beim Kurhause, von wo aus sich der Festzug um 9 Uhr in Bewegung setzte. Denselben eröffneten die Mitglieder der akademischen Verbindung „Albia" in Prag, welche, die einzige der Prager Couleurstudenten, bei dem heurigen Feste und zwar fast vollzählig erschienen war; in ihrer Mitte befanden sich die von den in „voller Wichs" ausgerückten Burschen getragenen Jubiläumsfahnen der Stadt Karlsbad. Hieran schloßen sich die Stadtvertretung mit dem Bürgermeister, die Vortragenden, die Landtagsabgeordneten, die Deputationen der Vereine und Korporationen und eine imposante Anzahl von Vereinsmitgliedern und Gäste, welche von den dichtbesetzten Fenstern der Mühlbadgasse und der Wiese mit freudigem Zurufe, Tücherschwenken begrüßt und mit einem frischduftenden Blumenregen überschüttet wurden, bis man die Naturforscherhalle, welche zur Abhaltung der Vorträge bestimmt war, erreicht hatte. Schnell hatten sich die weiten Räume des herrlichen Saales gefüllt, die Gallerien waren besetzt — insbesondre Damen hatten sich in großer Anzahl eingefunden; auf dem Podium der Rednerbühne aber hatte der Bürgermeister, der Vertreter des Vereins und die Stenographen

Platz genommen. Nach Eintritt der Ruhe ergriff Bürgermeister Dr. Sorger das Wort und sprach: „Meine Herren, verehrte Gäste! Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen hat Karlsbad zum Zielpunkte seiner diesjährigen Wanderversammlung erkoren. Die Stadtvertretung von Karlsbad hat mit Freude und Bereitwilligkeit die Wahl entgegengenommen, die Einwohner von Karlsbad haben nach Möglichkeit das Ihrige gethan, um die Festgäste, so gut sie konnten, so gut es anging, zu empfangen und zu bewirthen (Beifall). Die durchgreifenden und sichtbaren Erfolge, welche der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen erzielt, sein Ringen und Mühen für die Feststellung geschichtlicher Vergangenheit unseres Volksstammes — wem wären sie nicht bekannt? Wem wäre es nicht bekannt, daß die deutschen Elemente in Böhmen in den Resultaten der vom Vereine gemachten Arbeiten ihre Basis, in ihm selbst ihre Einigung gefunden haben? — Wir sind ein selbstbewußter Volksstamm durch ihn geworden, ein Volksstamm — die Geschichte hat es gezeigt — den man nicht mehr übergehen kann. Meine Herren! Ich bin überzeugt, daß an diesen Festtagen das Bewußtsein nationalen Stolzes sich neu beleben, das Gefühl der Zusammengehörigkeit in unserer Brust erstarken wird, daß sie einen Nachhall wie die früheren haben und uns anfeuern werden, in diesem Sinne auch in weiteren Kreisen thätig zu sein. So möge denn auch diese Wanderversammlung, dieses mächtige Agens des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, möge sie viel Ersprießliches wirken, damit wir im Worte und Geiste des unsterblichen Dichters sein und bleiben mögen: „Ein einig Volk!“ — In diesem Sinne begrüße ich den wackern Verein und heiße Sie alle herzlichst willkommen im Namen der Stadt Karlsbad.“ (Großer Beifall.)

Diese warme Ansprache erwiederte der vom Ausschusse zum Vertreter und Präsidenten der Wanderversammlung gewählte J. U. Dr. Friedr. Wiener, Reichsrathsabgeordneter und Präsident der Advokatenkammer in Prag, in folgender Rede: „Sie haben, hochgeehrtester Herr Bürgermeister, den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen zu der heutigen Wanderversammlung in diese schönen Räume, vordem schon die Berathungsstätte von erleuchteten Männern des Forschens und der Wissenschaft, eingeladen und es hat der Vereinsausschuß diese Einladung mit hoher Freude begrüßt. Daß sie ernst und aufrichtig gemeint war, das beweist der eben so herzliche als festliche Empfang, der uns und unseren Gästen zu Theil geworden, das bewies die herzliche Ansprache, die wir so eben vernommen.

Der Ausschuß des Vereins für Geschichte der Deutschen fühlt es und ist sich's bewußt, daß dieser Verein, der nun in einem zehnjährigen treuen und beflissenen Wirken für die Geschichte unseres Volkes den Regulator der Zukunft gefunden hat, eine zweifache Aufgabe in sich schließt, eine wissenschaftliche und auch eine nationale, die Aufhellung der Geschichte der glänzenden Vergangenheit und damit Hebung des Stammensbewußtseins, des Stolzes auf die Stammesart, daß aber besonders diesem festlichen Zusammenkommen dieser nationale Zweck, die wahre Förderung nationalen Geistes zu Grunde liege. Darum sind Sie alle gekommen, aus allen Gauen des Heimatslandes, um einzutreten und Zeugniß zu geben der gemeinsamen Sache; darum befindet sich unter den Gästen eine so große Zahl von Volksvertretern damit der heutige Festtag auch das Zusammenstehen der Volksvertreter mit dem deutschen Volke bezeichne. (Zustimmung.) Dieses Zusammenstehen und diese Zusammengehörigkeit sie manifestirte sich nicht blos in den trüben Tagen der vorjährigen, in Töplitz-Schönau und Dux abgehaltenen Wanderversammlung, wo die Zerbröckler Oesterreichs sich als die wahren Oesterreicher zu geberden verstanden. Tage, deren ganze Bedeutung in dem heutigen Feste die Erinnerung wiederspiegelt; sie bewährt sich auch in den heiteren Tage, wo es dem gemeinsamen Minister des Aeußern gestattet war, das stolze Wort zu sprechen: „Wir sind stark nach Außen“ — und wo wir in der Hoffnung leben, daß in Bälde mit der Durchführung der direkten Wahlen in den Reichsrath ein österreichischer Minister des Innern

sagen wird können: „Wir sind stark im Innern." (Beifall.)— Aber auch aus noch einem andern Grunde hat der deutsch-historische Verein Ihrer freundlichen Einladung gern Folge geleistet. Es erfolgte ja diese Einladung von einer Stadt, die den bedeutendsten und oft genanntesten unseres Vaterlandes zuzählt, ausgestattet mit den Wundergaben der Natur, reich an Bildung, an Liebe zur Wissenschaft, durchdrungen vom deutschen Geiste. Darum fühle ich mich hochbeglückt, daß mir die Mission zu Theil wurde, Ihnen, geehrter Herr Bürgermeister, der Stadtvertretung, dem Festcomité und der ganzen Bewohnerschaft von Karlsbad für Ihre freundliche Einladung den innigsten Dank im Namen des Vereines und seiner Gäste abzustatten." (Lebhafter Beifall.) Hierauf erklärte derselbe die Wanderversammlung für eröffnet und der Geschäftsleiter und Bibliothekar des Vereines K. Renner bestieg die Tribune, um die hohe Bedeutung der Deutschen als Culturträger in einem übersichtlichen Vortrage zu entwickeln, den wir seiner ganzen Ausdehnung nach, vielfach ausgesprochenen Wünschen entsprechend, wiedergeben:

Hochgeehrteste Versammlung!

Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht so lange gewesen, in der unser schönes deutsches Vaterland durch eigene Uneinigkeit zerrissen, durch einen schauerlichen Bürgerkrieg verwüstet, ein Spielball der Fremden geworden, wo unser ganzes Volk in die entsetzlichste geistige Verdumpfung bis hart an die Gränze der Barbarei versunken und nur in den Herzen Weniger ein Funken von Nationalbewußtsein lebte, die da klagend um sich blickten und riefen: „Deutsches Volk, du kräftigstes von Allen, deine Eichen stehen, du aber bist gefallen!" Ich meine die schaudervolle Zeit nach dem mit dem J. 1648 abgeschlossenen 30jährigen Kriege. Und inmitten dieser Zeit, so arm an Thaten, noch ärmer an Männern, erstand ein Mann, der das verlorene Nationalbewußtsein fand und es in der Nation wieder zu erwecken bemüht war: der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der Ahne des sieggekrönten Heldenkaisers. Als im J. 1658 während des Krieges gegen Polen die Schweden mit unerhörtem Uebermuth im Herzogthume Preußen hausten, da erließ er einen Aufruf „an die ehrlichen Deutschen," der mit folgenden goldenen Worten schloß: „Gedenke ein Jeder, der kein schwedisch', kein welsches Brot essen mag, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und gegen sein vor allen Nationen berühmtes Vaterland nicht zu versündigen. Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" Und wahrlich kein Thema kann und muß dem Deutschen mehr und öfter zu Herzen geführt, kein Lied öfter gesungen werden, als das Lied von seines Volkes Herrlichkeit und seines Vaterlandes Stolz, kein Ruf muß öfter ertönen als der des großen Kurfürsten: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" daß du ein Recht hast, nicht nur einer zu heißen, sondern zu sein. Darin liegt unser Wollen, unsere Kraft, unser Vollbringen — in dem kraftvollen Bewußtsein des Deutschthum's, und dieses gewinnt der Deutsche am vorzüglichsten in dem Spiegelbilde seiner geschichtlichen Vergangenheit. Darum habe ich auch heute dieses Thema gewählt, obwohl es in anderer viel ausführlicherer und trefflicherer Form von Gelehrten, in den Arbeiten eines Schlesinger, Wattenbach u. A. bereits seine Bearbeitung gefunden hat. Wenn ich Sie heute bitte, mit mir zurückzuwandern in die Hallen der Vorzeit, so werde und kann ich Ihnen nicht das umfassende Bild des deutschen Geschichtslebens geben, sondern nur einige Schlaglichter aus demselben bieten, und zwar Schlaglichter nicht aus der Geschichte der gewaltigen Kämpfe und Schlachten unseres Volkes, sondern aus dessen geistigem Leben, aus dessen Wirken für die geistige Entwicklung der Menschheit, für die — Cultur. Und auch davon nur ein Theilstück! Nicht das Deutschland kann und werde ich Ihnen schildern, das, hineingestellt in die Mitte des europäischen Staatensystems, der Schlußstein desselben gewesen, das im Herzen des Erdtheiles die reichsten Vortheile, die gewaltigsten Aufgaben, die weiteste Perspective übernahm, und doch so lange diese nur nach der geistigen Seite hin erfüllt, nicht das mit Selbstbefriedigung in der stolzen Freiheit der Gedanken arbeitende Deutschland, das Frühlingsknospen gleich alle Kräfte des Geistes und der Seele in üppigster Entfaltung erschloß trotz des Vaterlandes politischem Jammer, und die Schätze seiner Cultur und seiner Geistesarbeit radienförmig nach allen Seiten hinaussandte, nein nur den einen einzigen dieser Radien wollen wir verfolgen, der seinen Gang nach Osten nahm.

Wir Wandersleute werden abbiegen von der großen Heerstraße der Geschichte und nur jene Pfade aufsuchen, auf denen deutsche Ritter, deutsche Frauen, deutsche Mönche, deutsche Kaufleute jene gefährliche Waare unermüdlich dorthin zu den Völkern trugen, welche, heute kaum culturbeleckt, dieselbe so gerne kontreband erklären möchten: die deutsche Cultur. Ihrem Strome in allen den tausend und aber tausend Bächleins und Flüßchens, die bald im mächtigen Brausen, bald in endlich doch durchdringendem Sickern die rohe Gewalt lösten, wollen wir nachgehen, hauptsächlich aber unser engeres Vaterland Böhmen im Auge behalten und nur diesem Lande die Beispiele entnehmen, durch die wir die dem Deutschthum in eminentester Weise innewohnende aufbauende, nie zerstörende Kraft und die mit ihr in einen Begriff zusammenfallende Idee des Fortschrittes und der Freiheit beweisen wollen. — Der Römer Plinius, welcher um die Mitte des I. Jahrhundertes

unserer Zeitrechnung die Gegend zwischen Niederrhein und Nordsee besuchte, staunt über die Wunder des Urwalds: „mit der Erde selbst entstanden, überragen die gewaltigen Stämme durch ihr kräftiges Leben alle Wunder der Natur . . . .“ Unter diesen Stämmen schlummerte einem Riesen vergleichbar, kaum seiner himmelstürmenden Stärke bewußt — das Kraftvolk der Germanen. Doch bald erhob es sich in vielen kleinern und größern Stämmen so kraftvoll, so gewaltig, wie die Eichen seiner Heimat, und in mächtigen Fluthen zog es hinab gegen Süden, um an dem im politischen Unfehlbarkeitsdogma übermüthig und marastisch gewordenen ersten Rom ebenso das geschichtliche Urtheil zu vollziehen, wie die Nachkommen an dem zweiten. Rom, das gewaltige Reich, sank dahin und aus seinem Sturze, aus seiner Asche entstand wie ein Phönix die deutsche Cultur. Auf dieser gewaltigen Heerfahrt wurde auch Böhmen, kaum verlassen von dem keltischen Stamme der Bojer, von einem deutschen Stamme, den Markomannen, besetzt. Doch mit jener dem Deutschen angeborenen Wanderlust, mit dem geheimnißvollen Trieb nach Thaten zog es auch sie nach Süden, von dessen Herrlichkeiten dunkle Sagen Wunderbares zu melden wußten und ohne Bedenken verließen sie die Siedlungen, die sie sich kaum erst urbar gemacht. Schritt um Schritt war ihnen von Osten her ein anderes großes Volk, die Slaven, gefolgt, die weit über die Oder und Elbe herüber in ebenso rastlosem Drängen in das Herz des heutigen und geographischen Deutschlands bis an die Saale im Thüringen- und Frankenland die verlassenen Strecken besetzten. Erst als die Wogen des Meeres dem mächtigen Strome der germanischen Völker Halt geboten, mußte unter dem Rückschlage der Strömung nothwendig ein Aneinanderprallen des deutschen und slavischen Stammes erfolgen. Der Germanenzug erhielt wieder eine entschiedene Richtung nach ostwärts und hierin lag der Anlaß und Anfang jener langen Reihe von Gränzkriegen zwischen Slaven und Deutschen, die mit wechselndem Glücke Jahrhunderte hindurch geführt und gleich am Anfange zur Zeit Karls des Großen auch unser Heimatland Böhmen mit in ihren Bereich zogen. Jetzt mußte also der deutsche Ritter wieder in denselben Gauen sein Schwert schwingen, wo bereits vielleicht ein Ahne von ihm den Pflug geführt, und er schwang's mit so gutem Erfolge, daß gar bald der Böhmerfürst dem deutschen Reiche tributpflichtig wurde, die deutsche Ritterschaft sehr hoch allerwärts in Ansehen stand und an slavischen Fürstenhöfen gar angesehene Herren waren. Mußte doch fast jeder deutsche Kaiser Gelegenheit nehmen, den Böhmerfürsten an seine Tributpflichtigkeit gar ernstlich zu gemahnen.

Aber so hätten gewiß auch die gewaltigen Heereszüge der Kaiser wohl kaum die Cultur dauernd im Osten begründet und würden kaum etwas Beständiges geschaffen haben, wären nicht andere Stände mit ihrer vielverzweigten Thätigkeit, lebendige und Leben schaffende Kräfte hinzugetreten. Das erste Culturelement überhaupt, das in der Weltgeschichte auftritt, ist, wie uns ein sonst nicht gar höflicher Forscher nicht mit Unrecht behauptet, die Frau; ihre Stellung kann fast als Gradmesser der ästhetischen und moralischen Erziehung eines Volkes betrachtet werden. In der Hochachtung und Verehrung seiner Frauen ragt unter allen Völkern das deutsche in besonderer Weise hervor; haben ja doch die Urväter schon die Aussprüche der heiligen Frauen Gottessprüchen gleich geachtet. Waren ja doch die Germanen fast das einzige Volk, das in Monogamie lebte. Zucht, Ehrbarkeit und Sitte, Treue in der Ehe, Liebe zum Hause und zu Kindern — „des Weibes echte Weibheit, des Mannes echte Mannheit“ — das war der Preis der Dichter. Und die Frau, die deutsche Frau hat eben auch an der Germanisierung Böhmens, sowie des ganzen slavisch-magyarischen Ostens keinen geringen Antheil genommen. Schon in den frühesten Zeiten scheinen Böhmens Herzoge gar wenig Herzensfreunde an den Schwestern der weisen Libussa und der blutbefleckten Wlasta gefunden zu haben, denn gar gerne wallen sie hinaus an die Höfe der deutschen Großen, um sich dort eine blonde Frau zu holen. Schon Boleslaw II. (967 — 999), den Otto II. wiederholt wegen Rebellion züchtigte, erwählte Emma von Burgund zur Gemahlin. Bretislaw, der schönste der Tschechen, der Sohn der Liebe zwischen Udalrich und der lieblichen Wladykentochter Bozena, den die tschechischen Romantiker fast unserem Siegfried oder dem antiken Paris gleich feiern, holt sich zum größten Schmerze manches echt nationalen Gemüthes die Tochter des Grafen vom Nordgau Judith in romantischer Fahrt. Die Glanzgestalten des einzig tschechischen Herrschergeschlechtes der Premysliden hatten deutsche Frauen: Wenzel I. — Kunigunde v. Staufen, Ottokar I. Adelheid v. Meißen und Wenzel II. Jutta v. Habsburg. Im Verlaufe von 2 Jahrh. bestiegen eilf deutsche Prinzessinen den böhm. Thron. Nicht besser machten es die polnischen Piasten, von denen z. B. Heinrich I. die hl. Hedwig zur Gemahlin hatte, und bekanntlich war auch Gisela, die Gemahlin des hl. Stefan von Ungarn, die Tochter Kaiser Heinrich II. Mit dem von Natur gegebenen Einflusse der deutschen Frau, den Schiller so treffend charakterisirt: „Wo sie sich zeige, sich herrscht, herrscht blos, weil sie sich zeigt“, vereinigte sich die Allgewalt der höhern Geistesbildung, deren Trägerin damals noch in Deutschland die Kirche war. Sie war die Trägerin der Erziehung, die Pflegerin der Wissenschaft, die Schützerin der Kunst; sie lehrte des Ritters ungefüge Hand ebenso die Schrift wie dem deutschen Mägdlein den Psalter singen und beten. Das Zarte mit dem Rohen zu paaren, die Vermittlung zwischen Bildung und Uncultur zu übernehmen, das war die Aufgabe des Weibes. Schon mit der Eingehung der Ehe war ja die Annahme des Christenthums von Seite des slavischen Gemahls gegeben. Und mit und durch den Kaplan, den die Braut in der Regel mit hereinbrachte, da zogen sie herein die deutschen Mönche in unser Böhmenland, in die Lausitz, nach Polen, nach Ungarn, bis tief hinunter, wo die deutsche Donau ihre Wogen mit sarmatisch orientalischer Küste schirmt.

Die Fürsten gewannen das zarte treue deutsche Wesen, die deutsche Ehrlichkeit, den deutschen Fleiß, den diese Wandersleute als selbstbewußte Deutsche nie verläugneten, lieb, und sahen's gern, wenn mehr und mehr und recht viele von draußen aus dem Reiche kamen, wo sie sich ihre Frauen hergeholt. So hat in Ungarn bereits Stefan I. ca. 1150 den ersten Schritt zur Ansäßigmachung seiner Nomaden mit der Ansiedlung Siebenbürgens durch sächsische und flandrische Colonisten gethan, während die ungar. Landstriche bairischen und schwäbischen Einwanderern übergeben wurden. Andreas II. aber übergab 1211, um es gegen die wilden Kumanen zu schützen, das fruchtbare Burzenland dem deutschen Ritterorden. Voran in der Kulturarbeit standen die Klöster. Heute verdammt zumeist der Mönch der in der Zelle lebt und sein Leben verträumt, die Lust der Gesellschaft um sich, um sich zu rächen an eben dieser Gesellschaft, von der ihn sein Aberglaube oder seine Arbeitsscheu ausgeschlossen hat. Die Mönche von damals aber waren in That Bahn- und Wegebrecher der Kultur, wackere Arbeiter mit der Hacke und mit den Waffen des Geistes, die eine gegen die rohe Natur, die anderen gegen die geistige Rohheit. Damals waren die herrlichen Stifte der Cistenzienser, Augustiner, Prämonstratenser, und wie sie alle heißen mögen, wirklich Pflanzstätten für Bildung und Aufklärung. Und wenn wir auch heute die noch als Uiberbleibsel der alten in die neuen Zeit hereinragenden Mönchsarbeit entsprungenen Bauten, die Klöster wie Strahow, Doran, Braunau, Leubus in Schlesien, Kladrau, ob ihrer herrlichen Lage beneiden, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß jene herrliche Gegend, diese schöne Lage erst durch jener wackeren Mönche Arbeit, deren Glaubensmuth und deren Opferfreudigkeit herrlich und schön geworden ist. Es war ein gewaltiges Stück Arbeit mit der Natur und mit dem Volke. Noch im Jahre 1137 versichert der Mönch Bertholf v. Kladrau, daß man schwere Gefahren mit dem wilden Volke ausgestanden habe, und um eben diese Zeit mußten die Cisterzienser ihre erste Ansiedlung Maschau mit Osseg vertauschen, um sich der Anfechtungen und Gewaltthaten der böhmischen Räuber zu erwehren. Die Chronik des wunderbar schön gelegenen Klosters Leubus, das mitten im Schutze geheiligter germanischer Eichenwaldungen, umrahmt von den Bergen Rübezahls und umtost von den Fluthen der Oder, sich erhebt, erzählt uns über seine Gründung: „Auch der neue Convent hat nur mit Mühe sich erhalten und bitteren Mangel erduldet. Das Land war dicht bewaldet und ohne Bebauer. Das polnische Volk war arm und faul; kein Salz, kein Eisen, keine Münze, kein Metall, keine Kleider, ja nicht einmal Schuhe — hatten sie, fast ganz so, wie heutzutage noch die slavischen Stammesverwandten in den Steppen des hl. Rußland. (Mon. Lub. p. 14.)

Das waren die Herrlichken, welche die Mönche fanden. Aber allein hätten auch sie bei der moralischen und physischen Verkommenheit des slavo-magyarischen Bauernstandes unmöglich ein solches Stück Arbeit bewältigt, wären ihnen nicht eben wieder von dem unerschöpflichen Mutterboden ausgiebige Hilfe gekommen. Mit ihnen kamen die eigentlichen deutschen Siedler, die an feste Wohnsitze sich banden, die *deutschen Bauern*. Der Bauernstand ist überhaupt die Grundlage der Gesellschaft, die in seinem ewig grünen und frischen Boden wurzelt; er war für das Gelingen der Germanisierung eine unbedingte Nothwendigkeit.

Ich glaube diesen Satz durch ein treffendes und sehr nahe liegendes Beispiel erhärten zu können. Vergleichen Sie, Geehrteste, unsere beiden Städte *Pilsen* und *Budweis*. Pilsen, vor etwa 10 Jahren, sicher aber vor 20 Jahren noch kerndeutsch, ist heute der slavischen Propaganda erlegen. Budweis mitten im slavischen Meere trotz aller Anstrengungen bis heute noch eine deutsche Stadt. Das dankt es in erster Linie den 10 — 11 deutschen Dörfern in seinem Weichbilde, die für sein Deutschthum einen hochwichtigen Rekrutirungsbezirk bilden, der Pilsen fehlt. Und schon nach Boleslaw II. Tode waren die Ahnen dieser deutschen Bauern über die wilden Waldesschluchten des Böhmerwaldes mit Art und Pflug hereingedrungen als deutsche Freie. In den ersten Zeiten wohl nur Baierns Herzog oder den Kaiser drüben im Reich anerkennend, haben sie im Vollgefühle der eigenen Kraft die gewonnene Stellung durch fast 1000 Jahre glänzend behauptet und in der 1000jährigen Geschichte ihrer Arbeit ein wohlverbrieftes Anrecht an den durch ihren edlen Wetteifer gewonnenen Heimatsboden. Ich weiß nicht, ob ohne diese „Eindringlinge", wie sie heute ein fanatisiertes Geschlecht nennt, das „böhmische Brod", das sie den armen Tschechen genommen haben sollen, so gut zu essen wäre; ob Böhmen nicht vielleicht ohne die Einwanderer in Süd und Nord, auf demselben Standpunkte wäre, wie die Steppen der Kosaken, wenn es gegen die lebendigen Kräfte deutscher Bürger- und Bauernarbeit sich abgeschlossen hätte. Der deutsche Bauernstand war es, welcher die von den sich selbst zerfleischenden Slavenstämmen in Wüsteneien verwandelten Länder Wagrien, Lauenberg, Meklenburg, Brandenburg, Schlesien und Polen zu üppigen Ländereien umschuf, der die Grenzstriche von Mähren, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen für die Kultur gewann, und mit unwiderstehlicher Kraft schon frühzeitig, wie wir gesehen, bis tief hinein nach Ungarn vordrang und in Siebenbürgen ein noch unbezwungenes Bollwerk deutscher Kultur errichtete. In Sturm und Noth, inmitten der furchtbarsten Feinde hat dieses kräftige urdeutsche Volk durch seine vollbewußte nationale Gesinnung seine Verbindung mit dem Mutterlande festgehalten — deutsch, treu und unerschütterlich.

Nun so der Boden gewonnen, die Fürsten einen milderen Behandlung zugänglich, kam auch der deutsche Kaufmann herein. Berichtet uns doch schon der fränkische Chronist Fredegar von einem kühnen Handelsmann Samo, der ca. 623, die damals von den Avaren bedrängten Wenden besuchte, den Widerstand derselben organisirte und sich durch eine ausnehmende Tapferkeit auszeichnete, daß er König wurde und 35 Jahre glücklich regierte. Freilich ist der Fall einzig in seiner Art, daß ein

Kaufmann die Krone erhielt; im Gegentheile scheint heutzutage das Gegentheil wahr werden zu wollen. Es gehörte viel Muth und Tapferkeit dazu, auf ungebahnten Wegen, ohne Verkehrsmittel den slavischen Osten dem deutschen Handel zu erschließen. An den slavischen Fürstenhöfen erscheinen deutsche Kaufleute sehr frühe und waren gar gerne gesehene Gäste, nicht etwa darum allein, weil sie die Schätze fremder Länder herein brachten, sondern eher, weil sie als eine gute Füllungsmaschine des landesväterlichen Säckels durch Zoll und Wagegeld verwendet werden konnten. Durch seine natürliche geographische Lage ist Deutschland das Herz Europa's; offen nach allen Seiten hin, nur von Italien durch einen Granitwall getrennt, mußte es die Marktstätte des Handels, der Mittelpunkt zwischen dem Osten und Westen werden, die große Verkehrsstraße der Tausenden von allen Seiten zusammenströmenden Fremden, welche sich in ungestörtem Verkehre berührten. Deutschland war seit den ältesten Zeiten das große Waarenlager von Europa, die Pulsader im Gliederbaue der Handelswelt.

Wie in politischer und geographischer Weise hing und hängt überhaupt auch heute noch Böhmen in Bezug auf seinen Handel nicht nur mit Deutschland zusammen, sondern geradezu von Deutschland ab. Die große Heerstraße zwischen Italien und Deutschland ging über den Brenner und führte die Produkte des Südens und die Gewürze Indiens in die großen deutschen Emporien Nürnberg, Augsburg, Bardewiek, Magdeburg, Erfurt bis nach Lübeck und Hamburg, das bereits im Jahre 1111 Privilegien gewann, und hinüber auf der großen Wasserstraße des Rheins in die Niederlande hinein. Der Handel nach Süd-Osten, dessen Hauptstapelplatz Regensburg war, ging auf der Straße der Donau. Schon 1158 entdeckten Bremer Visbyfahrer die baltischen Ufer, so daß sich solchergestalt das deutscher Kolonisation zugänglich gemachte Gebiet bis tief in den finnischen Meerbusen hinein erstreckte. Tief im Slavenlande an der großen Handelsstadt Jumne, wo jetzt Wollin liegt, traf der sächsische Kaufmann mit dem griechischen zusammen und ebenso im heil. Kiew in Rußland. Gerade so wie die Sachsen mit deutscher Manneskraft bis an das „Eiserne Thor" und an die Ausläufer des Balkans Vorposten deutscher Kultur hingestellt haben, ebenso erwuchs aus der kleinen Kaufsgilde am Ostseestrande eine zweite vorgeschobene, bis heute unbezwungene Vorwacht des Deutschthums, die deutschen Ostseeprovinzen. Inmitten dieser großartigen Handelsbewegung konnte Böhmen nicht als todte Insel liegen bleiben. Bald nach der Rodung der Grenzwälder thaten sich denn auch den schweren Lastwägen der deutschen Kaufleute die berühmten böhmischen Grenzsteige auf. Da war der Egerer Steig mit der Landespforte bei Tepl, der Pfad von Taus, der sogenannte Günthersteig gegen Hartmanitz, der Prachatitzer Steig oder der Passauer Weg, sehr bezeichnend der „goldene" genannt; nach S. führte der Saumweg von Budweis und der Beheimsteig bei Gratzen an das Handelsgebiet der Donau. Ueber Nachod und Glatz zog der polnische Steig, endlich in die Kapitole der deutschen „Hansa" die Pfade des Erzgebirges vertheidigt durch die alte Burg bei Brür. Das waren die Lebensadern Böhmens, Passau, Linz und Mautern waren von den Tschechen gern besuchte Märkte, während die praktischen deutschen Kaufleute gleich Prag zum Centralpunkte ihres Handels wählten. Hier lebten sie nach altem Brauch als enggeschlossene deutsche Kaufmannsgilde bereits im XI. Jahrhunderte. Von kleinen Anfängen ausgehend, doch in kräftiger Entwicklung erstarkend unter dem Schutze der Fürsten wurde diese Kaufmannsgilde die Grundlage der Stadtgemeinde, die erste Prager freie Bürgerschaft.

Im Teinhofe, dort, wo das alte Ungelt als eine Erinnerung aus ältester Zeit heute noch steht, da strömten die deutschen Kaufleute aus allen Ecken und Enden zusammen. Hier standen ihre Buden und Niederlagen, hier geschahen alle Einkäufe und Verkäufe im Großen wie im Kleinen. Hier hatten sie ihr eigenes Krankenhaus, ihre eigene Kapelle und, was das Wichtigste, hier entschied ein eigenes freies Gericht unter einem selbstgewählten„ Richterius", wie die lateinische Urkunde besagt, ihre Händel. Unter solchen Umständen mußte eine schnelle Seßhaftmachung und eine rapide Ausdehnung des fleißigen und darob wohlhabenden deutschen Bürgerstandes eintreten. Schon im Jahre 1055 konnte ein Reskript Spitihnews II., alle Deutsche aus dem Lande zu jagen, ebenso wenig ausgeführt werden, wie Dutzende ähnlicher Art in späterer Zeit. Mit dem Kaufmanne unbedingt verbunden ist der deutsche „Handwerker", der dem Kaufmanne bereitete, was er zum Leben und zum Handel brauchte. Sobald sich nun irgend wo ein fester Kern deutscher Bürger gebildet hatte, drangen die Vertreter des Kleingewerbes und die deutschen Arbeiter von selbst nach. Ja sie ziehen selbst mit auf die Märkte, um mit dem buntgefärbten Wanderleben des Kaufmanns auch dessen Freud und Leid zu theilen. Von Herrendiensten, Frohnen und den Lasten des Hofgerichtes ist weder beim Kaufmann noch beim Handwerker die Rede; Beide waren in ihren Gilden persönlich frei, die sich zu gemeinschaftlichen Rechten, sowie zu gleicher Zucht vereinigten. Gerade das Hinzutreten der festgeschlossenen Handwerkerzünfte aber machte die Entstehung einer „Stadt" möglich, d. h. einer Stätte, welche eben so wohl für die äußeren Bedürfnisse des Lebens, als für die Sicherheit des Produzenten zu sorgen hatte.

Auf den ersten Blick vermag der Wanderer die Entstehungsgeschichte fast aller Städte von Lübeck bis Krakau aus deren Bauart herauszulesen. Bei älteren Städten hat häufig die Burg des Landesherrn Anlaß zur Ansiedlung gegeben; meistens aber baute sich der Kaufmann völlig abgesondert an, getrennt durch einen Fluß, wie die Moldau in Prag, die Oder in Breslau, die Weichsel in Krakau. Den Mittelpunkt derselben bildet der „Ring" — meistens ein Rechteck — und um ihn rings herum ziehen sich die bekannten bedeckte Gänge, welche z. B. in Prag so hoch gebaut wurden, daß ein Reiter durchreiten konnte. Diese Gänge oder „Lauben", die Kaufmannsbuden der deut-

schen Kaufleute, die prägen jeder Stadt das Stigma der deutschen Handelsstadt ein, sie sind eben so im Reiche, wie bei uns so zu sagen die Wappenschilder des deutschen Handels.

Und wo die Bauernarbeit und des Kaufmanns Thätigkeit nimmermehr ausreichten, wo die rauhe Natur dem einen die Früchte, dem andern die Käufer versagt, da endlich arbeitet mit gewaltiger Kraft Schlägel und Hammer des deutschen Bergmannes und fördert die Schätze der Tiefen der unwirthlichen Grenzgebirge. Diesem Schaffen dankt Kuttenberg, das heute die Tschechen noch das „böhmische Nürnberg" nennen, und Přibram und Joachimsthal mit dem ganzen großen Kranze kleinerer und größerer Bergstädtchen des Erzgebirges ihre Entstehung. Glücklich die letztgenannten! ihr Aufgang fiel in eine bessere Zeit!

Es ist leicht abzusehen, welchen hohen Werth solche Städte mit ihrem reichen Bürgerstande, dem für seine Sicherheit keine Summe zu groß war, für die Fürsten hatten. Sie waren Füllhorne der Steuerkassen, Schirmburgen in Gefahr, die Vorrathskammern in Krieg und Frieden, die Fruchtspeicher für König und Unterthan und für ersteren oft Geldvermittlungspunkte und Bankstätten. Von besonderem Werthe, von dem wir heute gar keine Vorstellung mehr haben, waren die Städte als Marktplätze für das Land, das kaum die nothwendigsten Lebensbedürfnisse bieten konnte. Jahrmarkt in der Kreisstadt! das war das Zauberwort, das Alles in Bewegung setzte, Alt und Jung, Edelmann und Bauer, das in die sonst in stiller Arbeit arbeitende Stadt ein märchenhaftes buntes Treiben zauberte. Da gab's ein Gewoge, Gemenge und Gedränge von Alt und Jung, von Hoch und Niedrig, besonders in der kleinen Stadt von Buden, die plötzlich aus dem Boden gewachsen und nun, ob des Kaufes, ob des Vergnügens halber, von Fremden und Einheimischen umringt war. Dazu standen die Märkte in der Regel im Zusammenhang mit größeren kirchlichen Festen, so daß heute noch das Wort „Messe" seinen bekannten Doppelsinn hat. War es da ein Wunder, daß die Fürsten den Kaufmann, an dessen „Ferse in der That das Gute sich anknüpfte", umwarben und ihrer so viel als möglich in's Land zu ziehen suchten! Man überbot sich förmlich an Privilegien für neugegründete, deutsche Städte. In Kurzem überzogen die schlesischen Herzoge und polnischen Könige ihr Land mit einem förmlichen Netze; städtisches Gemeinwesen mit deutschem, mit Magdeburger Recht. Der Böhmerfürst Sobeslaus II. verstand sein Interesse sehr gut, als er im J. 1175 den Deutschen Prag's den berühmten Freiheitsbrief und mit ihm eigene Verwaltung, eigenes Gericht, freie Wahl denselben u. s. f. gewährte. Alle die schönen Städte Deutschböhmens, ob ihre Namen nun deutsch oder slavisch klangen, waren deutsch ihrem Handel, ihren Bürgern und ihrem Rechte nach; alle waren sie von Deutschen begründet, theils zu Städten aus Dörfern und Einöden erhoben. Als der Glanz des Kaisers in Deutschland erblaßt war, da mußten die Städte auf ihre Sicherheit selbst bedacht sein, und aus diesem Bestreben entwickelte sich jene großartige Handelsverbindung, welche unter dem Namen der „norddeutschen Hansa" die nationale Aufgabe der Heranbildung des Städtewesens zur Selbstständigkeit allein durchgeführt hat. Aus der gemeinsamen Arbeit des Kolonisten und des Kaufmannes erwuchs von der Elbe bis zur Narwa, von der Meeresküste bis zum Binnenlande, jene große Anzahl blühender Gemeinwesen, die Grundlage hansischer Macht, deren großartige Erfolge eines der schönsten Blätter unserer Geschichte gefüllt haben.

Und in dem hansischen Geiste der Freiheit und des Deutschthums haben auch bei uns alle städtischen Gemeinwesen so schnell und so intensiv sich begründet, daß schon unter Wenzel II. die Geschichtsschreiber der Tschechen klagen: „Der König hätte den Deutschen zu Liebe die Tschechen vernichtet." Die Begründung des freien Städtewesens, die vollständige Ein- und Durchführung deutscher Sitte und Sprache in demselben, das ist der größte Sieg der deutschen Kultur! — Unser Heimatsland Böhmen müßte heute ein Paradies sein, hätte nicht die schreckliche Hussitenzeit in ihrem nationalen Fanatismus fast Alles mit einem Schlage zerstört, was deutsche Arbeit in Jahrhunderten gebaut. Alle Blüthen deutscher Kultur wurden geknickt und nur die Wurzeln gelassen, die wieder frisch treiben mußten. Traurig denken wir an Hamerlings schöne Worte:

„O Menschengeschlecht, wie der Sonne Kuß mit dem Anger
Die Blumen, mit schlammigem Sumpfe die Pest zeugt,
So auch leuchten die großen Gedanken im Himmel des Geistes,
Aber ihr Strahl meist trifft er in irdischen Herzen nur wüsten
Schlamm und so weckt er statt Blüthen nur gährende Fäulniß."

Aus solcher Fäulniß stiegen die Schreckensgestalten des Hussitismus!

Unheilbar waren die Schläge, die diese finstern Zeiten, die heute ein armes, verhetztes Volk als die schönsten seiner Geschichte preisen will, dem Deutschthum beibrachten. Das deutsche Reich versank mehr und mehr in Schwäche und politische Anarchie, und kein Herrscher fand sich den Stein der verblichenen Größe des Volkes noch einmal zum Berge, den er herabgerollt, mit gewaltiger Kraft emporzurollen. Feinde und Ausländer theilten sich in des Reiches Herrlichkeiten, das gewaltige deutsche Volk verlor das Gemein-Gefühl und 38 souveräne Staaten und ebenso viele Völkchen souveräner Vasallherren, nicht Deutsche mehr, sondern Bayern und Schwaben, und Badenser und Hessen, ja sogar Lippe-Detmolder, die theilten sich in den verhöhnten alten Purpurmantel. Versenkt wie Faust sein Symbol in's dumpfe Räthselrathen, gewann es den Urgrund des Wissens zu ergründen und — verlor sich selbst. Da ging die Germanisation mit Riesenschritten zurück. Festgewurzelt in den Mutterboden, wie jener Riese der Sage des Alterthums,

mußten mit dessen ersterbender Kraft auch die Zweige verdorren. Die Vernichtung des Deutschthums in Galizien und Polen, seine Lähmung in Ungarn und Siebenbürgen, dessen deutsche Bevölkerung den Uebermuth der Magyaronen selbst heute noch mit Fußtritten lohnt, und die von uns schon erlebten und noch fortgeführten Kämpfe mit den Neuhussiten um Gesetz und Recht, sie alle waren Folgen der klaffenden Spaltung im Reiche, des Verlustes des starken und stolzen Nationalbewußtseins, des Urquells volksthümlicher und herrlicher Thaten. Der Deutsche in Pest und Prag hat seines Volkes und seiner Sprache vergessen gelernt und müht sich ab, das fremde Idiom eher zu erlernen, dessen sich seine Väter geschämt. Zählen Sie, Verehrteste, die Schaaren von Renegaten, die der kaum 20-jährige Racenkampf und freilich auch ein alle Gesinnung und Moral untergrabendes Regiment in Böhmen gezeugt, zur Schande ihrer Namen, zur Scham der Mutter, die sie deutsch geboren. — Da bäumte sich denn doch an dem herrlichen Feste, das wir in Teplitz und Schönau gefeiert, der gutmüthige deutsche Michel aus der Demuth seines Spießbürgerthums empor und rief es laut und kräftig den Drängern zu: Wir sind ein einig Volk von Brüdern, Söhne einer großen Nation, einig im stolzen Bewußtsein unsrer Kraft und Größe! Was es genützt, das beweisen uns die schönen Gedenktage, die wir heute Dank der Opferwilligkeit und dem Entgegenkommen dieser von der Natur mit wunderbarem Segen beglückten deutschen Stadt, deren Namen preisend Nationen nennen, zu feiern im Stande sind. Der Deutsche hat erst in der Stunde der Gefahr seine wunde Stelle erkannnt und das Mittel gefunden, die Gefahr abzuwenden, und darin eben liegt auch das einzige mögliche Mittel, die Gefahr ein für allemal zu verhüten. Wir Deutsche müssen festbeharren auf dem Boden unserer Geschichte, eins uns fühlen innerhalb des Gemarkes unseres engeren Vaterlandes, eins aber auch mit der Mutternation, die heute ihre Kongenialität, ihre Einheit und ein machtvolles deutsches Reich uns wiedergewonnen hat. Von ihr sind wir, die Söhne, hingesetzt an diese Marken, die Cultur-Arbeit der Ahnen zu hüten und fortzusetzen als Hüter der Civilisation, der Freiheit und des Fortschrittes, eine Arbeit, in der historisches Recht der Deutschen in Oesterreich nicht auf Gleichberechtigung, sondern auf Mehrberechtigung beruht. Unser Vaterland Oesterreich, die alte von dem deutschen Kaiser Karl gegründete Ostmark, es trägt das Signum seiner politischen Aufgabe in seinem Namen. Wir aber, die es geschaffen, und diese Schöpfung auszubauen und zu erhalten eben als die Söhne unserer Ahnen berufen sind, wir haben ein volles Recht, Deutsche zu sein und Deutsche sein zu dürfen, damit nicht statt der Bauherren die Kärrner regieren; wir können und werden es aber unter allen Umständen, ob es nun in Höhen tagt oder dunkelt, sein, wenn wir das Bewußtsein unsrer nationalen Kraft und Größe nicht nur in der Stunde der Gefahr hervorsuchen und dann wie ein altes Erbmöbel in die Rumpelkammer der Vergessenheit werfen, sondern es immerdar bewahren und erhalten. Aus dem Bewußtsein der Kraft erfolgt das Wollen, darauf die That und der „Oedipus unserer Zukunft ist die That." — Die heilige Flamme des deutschen Volksbewußtseins zu nähren, ist heute die historische Pflicht jedes ächten deutschen Oesterreichers. Darum rufe ich an dem Gedenktage des Emporlohens dieses Bewußtseins im Sinne des großen Churfürsten Jedem die Worte zu: „Gedenke ein Jeder, der kein slavisches oder jesuitisches Brot essen will, was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun habe, um sich gegen sein eigenes Blut und sein großes Vaterland nicht zu versündigen! Gedenke ein Jeder, immer und ewig, daß er ein Deutscher ist! Und das walte Gott!"

Nach Beendigung des Vortrages, welcher mit allem Beifalle und gespanntester Aufmerksamkeit aufgenommen wurde, ließ der Präsident eine kurze Pause eintreten, worauf Herr Dr. G. Laube, Prof. am deutschen Landespolytechnikum in Prag und Ausschußmitglied des Vereines, in mehr als einstündiger, ebenso beifällig aufgenommener Rede die Urgeschichte Joachimthals sowie die Bedeutung der beiden hochgelehrten Männer dieser Stadt, des Naturforschers Georgius Agricola und des Bergpredigers Johannes Mathesius, *) in eingehendster Weise entwickelte. — Mit dieser Rede war der wissenschaftliche Theil des Festprogramms erledigt. Schließlich erbat sich noch einmal der Geschäftsleiter das Wort, um jenen Blättern, welche die Festversammlung in besonders ehrender Weise mit begrüßt, vor Allem der „Deutschen Zeitung" in Wien und der „Bohemia" in Prag den Dank auszudrücken. Hieran knüpfte er unter dem Beifalle der Versammlung die Erinnerung an einen Mann, der bereits an drei Wanderversammlungen das Präsidium geführt hatte; an den Reichsrathsabgeordneten und Mitbegründer des Vereines Dr. K. Pickert. Auch für die diesjährige war derselbe für diese ehrenvolle Aufgabe wieder designirt, hatte sie bereitwilligst auch schon übergenommen, als ihn eine betrübende Trauerkunde plötzlich vom Festesorte hinweg an eine Trauerstätte berief. Schließlich empfahl der Redner die neuen Publikationen des Schwestervereines, des „Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse", welche Hand in

*) Anmerkung. Der Vortrag ist ein Auszug der drei in der heutigen Nummer der Mittheilungen veröffentlichten historischen Arbeiten Dr. Laubes.

Hand mit dem Geschichtsvereine ergänzend und belebend für die Bildung und Aufklärung des deutschen Volkes in Böhmen rastlos thätig wirkt, um in dieser so nothwendigen und vielversprechenden Arbeit wohl viele Früchte, aber eben so viel Unterstützung zum Heile der guten Sache bedarf. — Professor Dr. Laube aber verständigte die Versammlung, daß die nahegelegene Stadt Joachimsthal für die Festbesucher auf Anregung und Dank den Anstrengungen des Bezirkhauptmannes Dr. K. V. Hansgirg eine Ausstellung ihrer historischen Denkwürdigkeiten für die Festgäste veranstaltet hatte, welche um so größeres Interesse gewährt, als die die Stadt heute der Mittelpunkt einer geschichtlichen Darstellung gewesen ist, welche sich häufig um die zur Anschauung gebrachten Reliquien der alten herrlichen Zeit windet, welche um so würdiger des Besuches ist, als die Stadt gerade, ein sprechender Beweis der Vollkraft deutscher Kultur, ein Produkt deutschen Fleißes und deutscher Thätigkeit — ebenso die schaffenden Gewalten politischer und geistiger Freiheit, als die zerstörenden des engherzigen Fanatismus und der Intoleranz an sich erproben mußte. — Hierauf erklärte der Präsident Dr. Wiener die Wanderversammlung des Vereines, deren Zweck erfüllt war, für geschlossen. —

Wie üblich hatte auch heuer die Stadt Karlsbad ihren Gästen ein Festbankett im schöngeschmückten Saale des Hôtel de Saxe veranstaltet, bei dem sich die Landtagsabgeordneten, so wie andere hervorragende Vertreter des Deutschthums, die Honoratioren der Stadt u. s. f. zusammenfanden. Die Tafelmusik besorgte die rühmlichst bekannte Kurkapelle. Nach dem Toaste auf den hochherzigen Geber und Erhalter der Verfassung Se. Maj. den Kaiser, welchen Dr. Sorger ausgebracht hatte, erhob sich der Abgeordnete der Stadt Karlsbad Dr. Alfred Knoll, um in vorzüglicher Rede einen Uiberblick über die Thätigkeit des Vereines zu geben. Redner schildert, wie der Verein von nur kleinen Anfängen ausging, nur von wenigen wackern Männern, wie Schlesinger, Wiechovsky, Lippert, Hallwich begründet und lange, bis heute gehegt ward, wie er wuchs und emporblühte unter dem Schutze der Stammesgenossen im treuen Beharren auf der alten Bahn, in steter nie rastender Arbeit. „Besonders waren es die Wanderversammlungen," fährt Redner fort, „in welchen er mit dem Volke, dessen geistiger Bildung, dessen politischer Stellung seine Arbeit gilt, in unmittelbarsten Kontakt trat. Speziell die vorjährige in Teplitz-Dux gestaltete sich zu einer großartigen politischen Kundgebung. Der Anspruch auf unser nationales Recht wurde zum Protest gegen die Vorgänge des damaligen Ministeriums und wir können es wohl mit Recht aussprechen, daß der Parteitag mit seinen gewaltigen Faktoren ein gutes Stück jener Falle gewesen, in die das Ministerium stürzte. Heute nun liegen die Verhältnisse anders.

Allein, meine Herren, ich glaube, wenn wir in Zeiten der Gefahr es schätzen gelernt haben, für unser nationales Recht zu kämpfen, so müssen wir auch in anderen ruhigeren Zeiten dieser Erfahrung treu bleiben. Wir wollen nicht deutsch sein aus Verzweiflung, auch nicht mit obrigkeitlicher Bewilligung, sondern unter allen Umständen, weil wir als Deutsche geboren sind und weil unter deutscher Leitung Oesterreich groß geworden ist, weil ferner unser nationales Recht uns bisher vor aller Gewalt geschützt hat mehr als alles Andere. (Bravo!) Wenn es daher auch nicht angemessen sein dürfte, jetzt dem Feinde, der schwer verwundet und entwaffnet zu Boden liegt, noch mit allzugroßer Hast zu Leibe zu gehen, so verkenne ich andererseits nicht, daß wir die Aufgabe haben, auf unserm Posten Wache zu halten und neben dem Bewahren des nationalen Prinzips noch andere Vorsichtmaßregeln zu treffen, um das politische Leben immer mehr zu stärken. Wenn wir insbesondere auf die großen Erfolge unserer Brüder im Reiche hinblicken, so ist es auffallend, mit welch' großer Gewissenhaftigkeit sie an ihre Arbeit gehen, welches stramme Pflichtgefühl, welch' hoher Ernst sie bei jeder Leistung beherrscht. Dies hat beigetragen zu den großen Erfolgen, die auch uns zu stat-

ten kommen. Wir werden also in einer Zeit, wo wir nicht mehr unmittelbar gegen einen Hohenwart und Schäffle zu kämpfen haben, uns auch nicht der als einer österreichischen Eigenthümlichkeit so oft belobten Urgemüthlichkeit allzusehr hingeben dürfen, sondern müssen uns immer bewußt sein der großen Reformaufgaben, die uns bevorstehen, und in diesem Sinne schreite Jeder energisch und tüchtig nach bestem Wissen und Gewissen vorwärts. Wir werden uns davon durch keine kleinlichen Rücksichten abwendig machen lassen, auch nicht durch die materielle Strömung der Zeit, wir werden uns daran erinnern, daß große politische Aufgaben von allen Kreisen und Schichten des Volkes erfaßt und durchgeführt werden müssen, daß es nicht gilt, sich auf Andere zu verlassen und die Hände in den Schoß zu legen, sondern daß Jeder mit Hand anlegen müsse, damit die Reformen zu Stande kommen, damit wir das gute Beispiel, welches uns von jenseits der Grenze in Bezug auf Justizpflege, Administration, politische Vertretung ꝛc. zukommt, nachahmen und charakterfest befolgen. (Bravo!) Von diesen Erwägungen ausgehend, glaube ich, daß der deutsch-historische Verein gewiß auch in der Geschichte Momente finden wird, welche die Richtigkeit dessen, was kurz hervorzuheben ich mir erlaubte, beweisen und der deutsch-historische Verein mag daher seinen Veröffentlichungen und seiner Wirksamkeit diese Aufgabe stellen, so lange nicht wichtige Feinde ihn nach außenhin beschäftigen, im eigenen Lager auf ersprießliche Weise die Festigung und Klärung des Muthes zu fördern. Ich glaube daher nicht besser schließen zu können, als wenn ich jene Worte, welche der deutsch-historische Verein am Schlusse des diesjährigen Jahresberichtes den Mitgliedern ans Herz legt, wiederhole. Sie lauten: In dem Bewußtsein, auf die Mitwirkung des ganzen Volkes auch fürder rechnen zu dürfen, kann der Verein mit ungebrochener Kraft an die Lösung seiner großen Aufgabe gehen, das Gewonnene und Errungene sichernd, das Begonnene fortsezzend. Hiemit aber wird er auch gewiß im Sinne aller Vereinsgenossen seine erhabene Mission im deutschen und wissenschaftlichen Geiste erfüllen und sich auch fürder bewähren als eine Zwingburg gegen die Verächter deutschen Rechtes und deutscher Größe, als geistiger Centralpunkt der Deutschen in Böhmen." (Anhaltender Beifall.)

Dr. Wiener, welchem auch hier das Ehrenpräsidium überlassen war, bemerkt zunächst, daß er unter den von dem Herrn Vorredner angeführten Gründern des Vereines die Namen Zweier vermisse, nämlich den gelehrten Dr. Pelzel und durch und durch kerndeutschen und biederen Dr. Schmalfuß, deren Andenken er hiemit in Erinnerung bringe. „Die großen Erfolge," fährt der Redner fort, „welche mein geehrter Vorredner geschildert hat, verdankt der Verein nicht nur den Bestrebungen hervorragender Mitglieder, in erster Linie verdankt er sie der lebhaften Betheiligung der Bevölkerung selbst. Es hat sich auf das Glänzendste erwiesen, daß diese Betheiligung immer eine rege, stetige war. Die Stadt Karlsbad ist es nun, meine Herren, welche es ermöglicht hat, daß diesem Bestreben Ausdruck gegeben wurde, indem die Stadt Karlsbad den historischen Verein zur Abhaltung seiner Wanderversammlung eingeladen hat. Diese Einladung ist leicht erklärlich, denn ungeachtet des internationalen Charakters, den ein weltberühmter Kurort besitzen muß, hat die Stadt Karlsbad stets deutschen Geist, vereint mit österreichischem Patriotismus, stets die Liebe zur Wissenschaft und zu liberalen Anschauungen bewahrt. (Beifall!) Die 2 Tage, meine Herren, welche wir hier verleben, werden gewiß Allen von uns unvergeßlich sein; sie haben uns den Beweis geliefert, daß der biedere Charakter, die Liebenswürdigkeit und die Gastfreundschaft von Karlsbad Hand in Hand gehen mit den reichen Schätzen der Natur, mit denen sie diese herrliche Stadt geschmückt hat. Sie erlauben daher, meine Herren, daß ich auf dieses Karlsbad und seinen würdigen Bürgermeister ein Hoch ausbringe! (Beifall!)

Nun folgte, wie es nun einmal üblich ist, Toast auf Toast; Dr. Anger aus Karlsbad sprach auf die Hüter der Verfassung, die Abgeordneten im Land- und Reichsrathe. Ihm antwortete, mit lebhaftem Zurufe begrüßt, Dr. F. Schmeykal mit einem Trinkspruche auf die Solidarität der Deutschen Oesterreichs. Dr. Klier pries das deutsche Volk in Böhmen, R. v. Dotzauer dachte an die liberale Geistlichkeit, Dr. Haßmann an die Vertreter des Vereines am Lande u. s. w.

Der Abend versammlte die Gäste in dem schönen Saale des Kurhauses zum Schluß- und Abschieds-Commers, den ungestörte gesellige Unterhaltung, die unvermeidlichen humoristischen und nicht humoristischen Trinksprüche, eine trefflich exekutierte Musik in schönster Weise ausfüllten. Während eines Ruhepunktes verlas der Geschäftsleiter die zahlreich eingelaufenen Telegramme und sonstigen Zuschriften; ihre große Zahl, sowie der Umstand, daß sie nicht nur aus allen Theilen und Gegenden des Heimatslandes, sondern auch aus den übrigen deutschen Kronländern einlangten, waren ein neuer Beweis der Anerkennung der Thätigkeit des Vereines und die sprechendste Würdigung seiner Werke. Auch der befreundete und im Schriftenaustausch stehende historische Verein in Freiberg (Sachsen) hatte durch seinen Obmann Gerlach ein herzliches Begrüßungsschreiben gesendet. Von den telegraphischen Zuschriften sei uns gestattet, nur folgende hervorzuheben:

Aussig: — „Wie sichs schön gestaltet, wo der Deutsche waltet — Mit dem offenen Sinn, der treuen Brust! — Heil Dir Vaterland, denn die deutsche Hand — Sie allein sie schirmt und kräftigt Dich zu frischer Lust." — Drexler, Vereinsvertreter.

Aussig: „Zu meinem aufrichtigen Leidwesen ernstlich verhindert, unter meinen festlich versammelten Gesinnungsgenossen zu weilen, sende ich aus der Ferne die herzlichsten Grüße, die wärmsten Wünsche; das Gefühl für die Größe und Herrlichkeit des deutschen Namens, die glühende Liebe für Gesetz und Freiheit, die Kampflust gegen offene und schleichende Feinde mögen diesmal nicht minder lebhaft, nicht minder groß, nicht minder mächtig sich manifestiren wie im Vorjahre zur Zeit der Revolution von Oben. Hoch die Treue für Reich und Recht!" Abgeordneter Dr. Ruß.

Bakov: Festgruß von Dr. V. John und Architekt Pichler.

B.-Leipa: Von Dr. Aschenbrenner und Foges Namens des politischen Vereins.

Brünn: Dr. Promber. „Den deutschen Männern, den Vertretern der Wissenschaft, den Erwählten des Volkes dreimal Hoch!"

Dauba: Karl Vogl. Festgruß als neueingetretenes Mitglied. Ferner von Josef Theumer, Landtags- und Reichstagsabg., und Dr. Urban, Vereinsvertreter.

Finsiedel: Stadtvertretung.

Jablonz: Vom Vereinsvertreter Dr. H. Adler.

Gmunden: „Die 36. Wanderversammlung des oberösterreichischen und liberalen politischen Vereines sendet tausend herzliche Grüße ihren Gesinnungsgenossen in Karlsbad." — Göllerich — Hochenegg und Baron Weichs.

Haida: Begrüßungen vom politischen Verein.

Königsberg: Politischer Verein.

Leitmeritz: Fortbildungs-Verein Schiller. „Mit aufrichtigsten Sympathien begleiten wir den Verein, der es verstanden mit den Waffen der Wissenschaft als Schutzwehr des Deutschthums erfolgreich zu kämpfen, der die unvergeßlichen Tage von Teplitz geschaffen." — Dr. v Gollitschek.

Deutsch-politischer Verein.

Liebenau: 1. Stadtvertretung. „Den Vertretern des echten Deutschthums in Böhmen unsere Zustimmung für ihre Bestrebungen und unsere besten deutschen Grüße."— Adolf Pilz, Bürgermeister.

2. Die Vereinsmitglieder durch Schuldirektor Czernitzky, Vereinsvertreter.

Luditz: Bürgermeister Haydt im Namen d. Stadtvertretung u. aller städtischen Korporationen. (4 Telegramme.)

Neumarkt: Dr. Ratka im Namen des Lehrervereines.

Neubydzow: Dr. Lein, Vereinsmitglied.

Reichenberg: Dr Hallwich, Abgeordneter. „Den wackern Verfechtern des mit Verfassung und Kulturfortschritt verwachsenen deutschnationalen Interesses, in treuer Waffenbrüderlichkeit ein herzliches Hoch im eigenen, sowie im Namen des deutsch-politischen und Männergesang-Vereines."

Dr. Sieber im Namen der bei der Festkneipe des Jeschken-Isergau-Verbandes in Reichenberg versammelten Turnvereine, des Schützenbundes, des Männergesang-Vereines, des Geselligkeits-Clubs und des Vereines der Naturfreunde.

Lehrer-Verein. Den versammelten Männern der Wissenschaft und des Deutschthums, welche in bester Weise Volksbildung und Aufklärung fördern und so mit deutschen Lehrern Hand in Hand gehen, entbietet die herzlichsten Grüße Lehrer Fischer, Vereinsvertreter.
Schlaggenwald und **Schönfeld:** Die Obmänner der pol. Vereine Waldert u. Lochner.
Steinschönau: Die Mitglieder: „Eingedenk und im vollen Bewußtsein der Bedeutung des heutigen Festes bringen wir der V. Wanderversammlung, mit der sich der Verein einen neuen Markstein seines fruchtbringenden ausdauernden Wirkens setzt, in echtem deutschen Geiste die herzlichsten Grüße." J. J. Krause, Vertreter.
Tachau: Bildungs-Verein.
Teplitz: Fortbildungs-Verein. — Liedertafel. — Politischer Verein (durch Obm. Glogan.) — Männergesangverein. — Veteranenverein. — Turnverein.
Stadtvertretung „bedauert lebhaft, abgehalten zu sein, an Eurem erhebenden Feste theilzunehmen. Mit der Versicherung herzlichster Sympathien den versammelten deutschen Männern ein begeistertes Hoch." — Uherr, Bürgermeister.
Trautenau: Vereinsvertreter F. Schneider, k. k. Bez.-Schulinsp. im Namen der Mitglieder.
Weckelsdorf: Polit. und Fortbildungs-Verein durch seinen Obmann. Wenzel Kaulich.
Wien: Landtagsabgeordneter J. U. Dr. E. Bareuther — (Hernals) Prof. Hickmann.

Außerdem waren noch einige Telegramme eingelaufen, die nur der Begrüssung der deutschen Landtagsabgeordneten, den beiden Vortragenden, Dr. Hans Kudlich, Dr. Pickert, kurz einzelnen Persönlichkeiten galten. Die Delegierten Exc. Herbst und Exc. Hasner hatten von Pest eigene Zuschriften gesendet, die bereits beim Bankette durch den Herrn Bürgermeister ihre Verlesung und beifälligste Aufnahme fanden. Den Mittelpunkt des Abends aber bildete die an den Landtagsabgeordneten Dr. Alfred Knoll gerichtete Zuschrift des gefeierten Volksmannes Dr. Hans Kudlich, den die Stadtvertretung eigens zu Gaste gebeten hatte. Wir lassen dieselbe hiemit ihrem vollen Wortlaute nach folgen:

Hochgeehrter Herr! Viele Gründe verhindern mich, die so freundliche und ehrenvolle Einladung zur Versammlung des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen anzunehmen. Ich bedaure dies selbst aus vielen Gründen.

Aus dem deutschen Theile Böhmens sind mir sowohl telegraphisch als brieflich zahlreiche Grüße zugesendet worden, und ich hätte es vorgezogen, dafür meinen Freunden Hand in Hand, Aug' in Aug' zu danken.

Auch weiß ich wohl zu würdigen die Bedeutung der historischen Gesellschaft für die Belebung und Erhaltung des deutschen Elementes in Böhmen. Ich weiß, daß diese Gesellschaft mehr als irgend eine andere Vereinigung, sowohl auf socialem Gebiete durch unmittelbaren Gedankenaustausch, als auch auf dem Gebiete des politischen Lebens durch Rede und das gedruckte Wort zur Hebung des Bewußtseins der Deutschen beigetragen hat.

Endlich hängt von der Erledigung der tschechisch-deutschen Streitfrage nicht nur des deutschen Stammes, dem ich selbst angehöre, sondern auch des ganzen österreichischen Länderverbandes Wohlergehen und Existenz ab.

Gründe genug für mich, der ich nebenbei noch dem politischen Verrath der Tschechenführer meine gezwungene langjährige Losreißung vom Vaterlande zu verdanken habe, gelegentlich ein Wort über jene Streitfrage zu äußern.

Einem Vereine von Historikern gegenüber muß ich aber im voraus zu meiner Schande gestehen, daß ich vom sogenannten böhmischen Staatsrechte nichts weiß. Seit 1848 habe ich meinem Gedächtnisse erlaubt, Alles zu vergessen, was die mittelalterlichen Rechte und Privilegien alter Kronen bedarf. Da der damals regierende Kaiser Ferdinand der neuen Zeit gegenüber ebenfalls die Rücksicht nahm, auf die vererbten Privilegien seiner eigenen Kaiserkrone zu Gunsten des constitutionellen, modernen Princips der Volks-Souveränetät zu verzichten, so glaube ich nicht mit Bezug auf die damals in Vergessenheit gerathene böhmische Krone eine Ausnahme machen zu müssen. Ich glaube, mein staatsrechtliches Wissen ganz allein aus dem unerschöpflichen Borne der allgemeinen Menschenrechte, sowie aus den von den Völkern Oesterreichs acceptirten Zugeständnissen und Versprechungen seines Regenten schöpfen zu dürfen. Daß ich später weder Lust noch Zeit hatte, das Capitel über die Rechte der Wenzelskrone in der Schweiz und Amerika zu recapituliren, das werden Sie begreiflich finden!

Und auch heute, nachdem ich schon bereits ein halbes Jahr die heilige Luft der böhmischen Krone eingeathmet habe, so frisch, wie sie eben von den Sudeten herüberweht, fehlt mir das Verständniß für jenes Staatsrecht.

Ich glaube, daß man heute von den Ereignissen und dem Zustande einer grauen Vergangenheit vollständig absehen muß, von einem Zeitalter, in welchem nicht das entrechtete, leibeigene Volk — deutsch und slavisch — sondern nur die Stände: Krone, Adel und Geistlichkeit, die Gesetze, die Geschichte und das Staatsrecht machten. Wer seine Berechtigung nicht herleitet aus dem heute geltenden Gesetze der Humanität, sondern zurückgreift ins finstere, von keiner Gleichberechtigungs-Idee durchdrungene Mittelalter, der stellt sich selbst ein schlimmes Armuthszeugniß aus!

Ob die Deutschen als Colonisten von den böhmischen Königen, Herren und Bischöfen ins Land gerufen wurden, oder ob etwa die Tschechen ins Land hereinschlichen und von den Plätzen Besitz ergriffen, welche eben die südwestlich vordringenden Bojer und Markomannen verlassen hatten — ob die Schlachten im Marchfelde und am Weißen Berge durch die Tapferkeit der Deutschen gewonnen wurden oder durch einen glücklichen Zufall — ob den Hussitenkriegen mehr die Idee der religiösen Freiheit oder der Haß gegen alles Deutsche zu Grunde lag — das sind für unsere Tage ganz müßige Fragen!

Die Gewohnheit der Tschechenführer und Tschechenhistoriker, aus den verschiedensten Jahrhunderten die ihnen günstigsten Paragraphe herauszulesen und daraus ein recht schönes buntschillerndes Staatsrecht zusammenzuflicken, ist ebenso lächerlich, als wenn deutsche Gymnasiasten sich das Privatvergnügen machen wollten, aus der Zeit der Hohenstaufen ein die schönsten Länder Europas umfassendes Deutsches Reich zu formiren und zu allem Ueberflusse diesem großen Reiche noch die herrlichen Grundrechte und die Frankfurter Reichsverfassung vom Jahre 1849 zu verleihen!

Der einzige historische Rechtsboden für uns und die Tschechen ist: unsere unleugbare Existenz und der constituirende Reichstag des Jahres 1848 und 1849! Daran hätten Deutsche und Tschechen festhalten sollen. Auf diesem Rechtsboden hatten alle Drei sich gestellt: Krone, Deutsche und Slaven, und zwar alle Drei freiwillig. Wenn Eins gezwungen war, so waren es sicherlich nicht die Tschechen, denen das „In den Reichstag nach Wien gehen" damals bedeutend angenehmer war, als das Angstschweißvergießen unter dem Belagerungszustande des damaligen „Freiheitsmörders Windischgrätz", den sie später, als er Wien bombardirt hatte, den „Befreier" nannten! Alle Wahlbezirke des Tschechenlandes waren dort vertreten; ihre edelsten Männer, ihre besten Dichter, ihren einzigen Historiker hatten sie großmüthig hingesendet, um mit den Deutschen und Polen eine Constitution auf breitester demokratischer Grundlage zu verfassen. Sie Alle waren da, die Palacky, Rieger, Brauner, dessen Bauern zu stolz waren, sich die Robot ohne Entschädigung schenken zu lassen, Hawlíček, Helfert, der Helfershelfer des Staatsstreiches vom 4. März, der edelgeformte Trojan, der wohlmeinende Professor Jonak endlich, der niemals sehen konnte, von „winnen" und von „wannen" denn eine Reaction kommen sollte!

Dadurch hatte das tschechische Volk mit seiner historischen Vergangenheit gebrochen, hatte die Nothwendigkeit und Nützlichkeit anerkannt, mit den Nachbarn ein staatliches Ganzes zu bilden und damals wenigstens hörten wir nichts von den Rechten der böhmischen Krone, vom General-Landtag u. s. w., das Zeug schlummerte damals noch im Gehirn des großen historischen Schwiegervaters. Dadurch, daß sich die Tschechen damals neben die Deutschen auf den von Letzteren erkämpften Rechtsboden der Volks-Souveränetät stellten, verzichteten sie natürlich auf alle alten Privilegien der „verneuerten Landesordnung", und Narren wären sie gewesen, wenn sie den sehr profitablen Tausch nicht eingegangen wären!

Nun — Tschechen und Deutsche haben sich von jenem einzigen Rechtsboden des österreichischen Volkes verdrängen lassen, die Deutschen nach tapferer Gegenwehr retteten wenigstens die Ehre ihrer Nation; die Tschechenführer hatten selbst die Hand dazu geboten, die von den Deutschen, namentlich den Wienern, eroberte und der Huth des Reichstages übergebene Volks-Souveränetät zu verrathen!

Von dem Tage, an welchem sie sich im Reichstage mit den Bureaukraten des Centrums vereinigten, mußte in den Köpfen der Leiter der Camarilla der Gedanke erwachen, daß sich diese blindhassenden Tschechenführer so gut wie der edle Jellačič als Werkzeuge einer Centre-Revolution würden brauchen lassen. Mit welcher Leidenschaft diese Tschechenführer von nun an zu verhindern suchten, daß der Reichstag die Vermittlung zwischen Ungarn und Croaten übernehme! „Sind die Herren aus Ungarn etwa deßhalb gekommen, damit wir ihre schönen Bärte, ihre prächtigen Costumes bewundern?" so empfing Rieger als Chorführer einer wirklich blutdürstigen Partei die Abgesandten des ungarischen Reichstages! Denn sie sprachen es offen aus, daß man den Arm, mit welchem der ritterliche Jellačič die stolzen Magyaren zu vernichten drohe, nicht aufhalten dürfe! Mit demselben Hohn empfingen die Tschechenführer später in Kremsier ihre geschlagenen Gegner. Da war der Banus noch immer der edle Freiheitsheld, mit welchem weder der gemordete Blum, noch Messenhauser den Vergleich wagen durften!

Das Verlassen des Wiener Reichstages im October, der gescheiterte Versuch, einen Gegen-Reichstag in Brünn zusammenzurufen — alles dieses waren nur logische Consequenzen des Bündnisses der Tschechenführer mit einer volksverrätherischen Camarilla. Freilich mußte dazwischen dem arglosen Tschechenvolke hie und da Sand in die Augen gestreut werden — man hielt noch immer herrliche Reden über §. 1 der Grundrechte. Alle Gewalt ging damals auf dem Papier — von dem Volke aus, da sahen endlich die Herren Schwarzenberg, Bach und Windischgrätz, daß der durirte Mohr seine Schuldigkeit gethan hatte, man acceptirte den Verrath und gab dem Verräther den wohlverdienten Tritt!

Die Tschechenführer hatten die „Privilegien der heiligen Wenzelskrone", ihr feudales Staatsrecht, aufgegeben dadurch, daß sie den constituirenden Reichstag beschickten. Sie hatten die Volks-Souveränetät geopfert, in der Hoffnung, ein conservatives slavisches Oesterreich dafür einzuhandeln. Sie wurden ebenso fortgeschickt wie die revolutionären Deutschen, um einem deutschen Militär-Despotismus Platz zu machen! Welche Resultate der wundervollen tschechischen Staatsweisheit! Was nun? Ist's in den Köpfen der Tschechenführer klar geworden? Als hätten sie jeden Halt-

punkt verloren, schießen sie jetzt aus einem Extrem ins andere hinein. Heute wallfahren sie zum Hussenstein bei Constanz und morgen unter Führung des Erzbischofs Schwarzenberg zum heiligen Nepomuk. Bald werden Verhandlungen eingeleitet mit dem russischen Communisten und Nihilisten Bakunin, bald wieder mit dem fröhlichen Pater Greuter aus Tirol. Die Question tchèque wird in voluminösen Staatsschriften bald dem Louis in Paris, bald irgend einem Großfürsten zu Füßen gelegt. Kurz, als würden sie schon ergriffen von der Todesangst des Ertrinkens, so wird jede Hand ergriffen — nur nicht die des deutschen Nachbars! — Doch auch die Lichtseiten der Tschechenführer dürfen nicht vergessen werden. Daß sie sich weigerten, den Wiener Reichsrath zu beschicken, das allein ist im Stande, ihnen Vergebung vieler Sünden zu verschaffen. Wären sie im Reichsrathe erschienen, so würde sicherlich das bischen Freiheit, das die derzeitige Verfassung den Oesterreichern sichert, längst von den edlen Tschechenführern um irgend ein nationales Concessiönchen verschachert worden sein. Hätten die Tschechenführer dem Reichsrathe ihre segensvolle Thätigkeit nicht entzogen, so bestünde das Concordat noch in alter Kraft.

Sie haben nichts gelernt und viel von dem vergessen, was sie 1848 noch gewußt hatten. Und das Volk der Tschechen? Es läßt sich seit 25 Jahren mit einer in der Weltgeschichte einzig dastehenden Geduld von Männern an der Nase herumführen, deren staatsmännische Weisheit fast jedes Jahr ein frisches Fiasco einerntet. Als ich beim Eintritte in meine schlesische Heimat von deutschen und slavischen Bauern begrüßt wurde, rief ich ihnen zu, sich zu einigen zu einer Volkspartei, da sie nur ein Interesse hätten, das des materiellen und geistigen Fortschrittes! Ich rief den Slaven zu: „Ihr habt mehr zu fürchten, wenn dieses Oesterreich zerfällt als die Deutschen, die dann höchstens wieder zum Deutschen Reiche zurückfallen können!“ Ich rief ohne Erfolg. Kein Wunder, da dieselben leidenschaftgeblendeten Staatsmänner von 1848 noch dies Volk leiten!

So lange die alten Führer an der Spitze der Tschechen stehen, ist an ein beiden Nationen heilsames Compromiß nicht zu denken. Eine so steife pedantische Natur wie die Palacky's wird sich nicht mehr ändern. Von Rieger dürfte eine Umkehr eher zu erwarten sein. Es wäre wenigstens nicht das erste Mal, daß er eine total veränderte Richtung eingeschlagen hat. Sollte er sich nicht endlich überzeugt haben, daß sein großgeflügeltes Wort: „Nur so lange wir Slaven wollen, besteht Oesterreich“, eine hochtrabende, prahlerische Lüge war? Denn schon geraume Zeit wollen die Herren Slaven nicht und Oesterreich besteht doch — weil die Deutschen glauben, daß es für sie gut sei, es zu halten!

Und die Deutschen in Böhmen? Sie haben freilich einen harten Kampf zu kämpfen. Unausgesetzt Tag und Nacht stehen sie auf der Hochwacht. Sie haben sich nicht nur der unausgesetzten Angriffe und Intriguen der tschechischen Nachbarn zu wehren, sondern auch den Folgen des Unverstandes Derjenigen zu wehren, die, selbst von den Deutschen auf den Schild gehoben, aus Rücksicht für die nationalen Gegner die eigenen Parteigenossen vernachlässigen und schädigen; die Deutschen in Böhmen wie die ganz Oesterreichs besitzen nicht die geschmeidige Principlosigkeit, mit welcher sich die Herren Tschechenführer aus entgegengesetzten Lagern bei Feudalen und Demokraten, bei Hussiten und Ultramontanen, bei Slovenen und Tirolern Bundesgenossen werben. Sie haben neben ihrer Nationalität auch die deutsche Cultur und die politische Freiheit zu vertheidigen.

So lange Oesterreich ein integrirender Bestandtheil Deutschlands war, konnte die deutsche Nationalität nicht ernsthaft bedroht werden.

Durch die mit dem Ungeschicke der Generale wetteifernde Bornirtheit der Diplomaten ist Oesterreich aus seinem tausendjährigen Verbande mit dem Mutterlande gerissen — wir haben leider kein Recht, zu untersuchen, ob diese Diplomaten das Recht hatten, ein Volk aus einer angestammten, organischen Verbindung mit seiner Nation herauszureißen, wie man einst Polen zerriß — und seitdem sind factisch die Deutsch-Oesterreicher einer feindseligen Majorität von Slaven preisgegeben. Eine Coalition von nations- und familienlosen Ultramontanen und Feudalen mit den Slaven ist allerdings im Stande, die Stellung zu bedrohen, welche die Deutschen bisher in Oesterreich eingenommen haben. Ein mächtig geeintes deutsches Reich, wie es gegenwärtig Böhmen von zwei Seiten umgibt, bildet allerdings einen guten moralischen Rückhalt. Und dieses Böhmerland ragt zu weit und zu unvorsichtig bis in die Mitte des neuen Deutschland hinein, als daß die Vorgänge und lärmenden Streitigkeiten in diesem unruhigen Hause dem deutschen Nachbarreiche gleichgiltig sein könnten; indessen, es ist immer besser, sich nicht auf einen Deus ex machina zu verlassen, sondern bei Zeiten diejenige Einigkeit zu Stande zu bringen, welche allein Kraft gibt und den Gegnern Respect einflößt.

Deßhalb ist es heute so sehr nöthig, wie Anno Hohenwart, daß alle deutschen Oesterreicher zusammenstehen und eine festgeschlossene, für alle Fälle gerüstete Phalanx bilden.

In den oberen Regionen wechseln oft rasch und ohne Warnung die Luftströmungen, launische Wetter brechen hervor und zerstören rasch und rücksichtslos die Hoffnung des emsigen Landmannes. Darum „fest in Reih und Glied“ und die Wetterzeichen am Himmel fleißig beobachtet, damit nicht der Wolf die Hirten überfalle, wie im verhängnißvollen Jahre 1849.

Mir aber, hochgeehrter Herr Doctor, verzeihen Sie, wenn ich, einmal in die Erinnerungen der Jahre 1848 und 1849 verirrt, nicht sobald den Ausgang finden konnte. Ist doch jene Zeit ebenso lehrreich für die Gegenwart, wie etwa die Geschichte vom König Wenceslaus und seiner Krone.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner besonderen Hochachtung!

Dr. Hans Kudlich.

Der größte Theil der Gäste benützte noch die Nachtzüge des letzten festlichen Tages, um in die Heimat zurückzukehren, die Uebrigen, fast nur noch Nachzügler, folgten des andern Morgens. Es mußte daher, da die Anzahl der Theilnehmer nur eine verschwindend kleine gewesen wäre, zum größten Bedauern des Festcomite's der beabsichtigte Ausflug nach Joachimsthal unterbleiben, dessen historische, auf Anregung K. V. Hausgirg's und dem Zusammenwirken aller berufenen Persönlichkeiten zu Stande gekommene Ausstellung historischer Denkmäler das vollste Interesse verdient und auch bei allen zahlreichen Besuchern gerechte Würdigung gefunden hat. Dem Verein ist es leider nur gegönnt, den Veranstaltern, sowie der wackern Stadtvertretung für die freundliche Einladung herzlichst zu danken, der Folge zu leisten vielleicht in nächster Zeit wenigstens einigen Ausschußmitgliedern eine angenehme Pflicht sein wird.

Dank der regen Antheilnahme Karlsbad's, des rühmenswerthen Entgegenkommens seiner Stadtvertretung und des von ihr constituirten Festcomite's reiht sich die heurige Wanderversammlung in würdiger Weise den früheren an. Möge Allen, die an deren Werden und Vollenden mitgeholfen und mitgearbeitet haben, der beste Dank des Vereines hiemit ausgedrückt sein! Möge auch diese deutsche Volksfeier ebenso wie alle früheren beitragen zu Stärkung des patriotischen Geistes der Eintracht im fortdauernden Schaffen und Erhalten, zur Festigung des deutschen Bewußtsein's, zur Erweckung der allseitigsten Theilnahme unserer Stammes-Genossen an dem wissenschaftlichen Streben und volksthümlichen Wirken des Vereines — zum Ruhme des deutsch-böhmischen Volkes, zum Schirm und zum Heile des Vaterlandes!

Miscelle.

Sagen aus dem Polzenthale.

V.

Schmied Robart.

In den Wänden des Rabensteines am Polzenfluße hauste in grauer Vorzeit der Zwerg Schmied Robart. Er hatte seine Werkstätte in dem genannten Berge in einer Höhle aufgeschlagen und arbeitete Spangen, Ringe und andere Schmuckfachen aus dem Golde, das er aus dem Sande des Polzenflußes sammelte.

Robart war im ganzen Polzenthale unter dem Namen der „graue Robart" wohlbekannt und den Menschen sehr zugethan. Er spielte ihnen zwar manchen Schabernack und Possen, aber man litt es gerne, wußte er ja doch in seiner Weise es wieder gut zu machen.

Am Morgen kam er mit seinen beiden Gesellen „Schickerlich" und „Stehfest" und holte Wasser in goldenen und krystallenen Krügen, lustig sein Liedlein singend, neckte auch mitunter die Bauernmägde, die munter geschwätzig ins Feld gingen. Saßen die Leute in der Abendkühle vor der Thür, da hörten sie oft genug das grelle „Hü, Hü!" Robarts und wunderten sich, daß der Zwerg so laut jauchzen konnte. Suchte er des Abends Tannenzapfen für sein Schmiedefeuer, dann unterrichtete er seine Gesellen in der Kunst, die Leute zu necken, wenn sie einmal Meister würden. So lehrte er sie, wie sie dem Bräutigam scheinbar die Braut entführen oder der Hausmutter den Teig aus dem Brotkübel stehlen sollten. Auch darin wurden sie bald Meister, den Mägden, während sie grasten, unversehens schwere Steine in die Körbe zu legen, den Knechten die Pferde von der Weide wegzutreiben und den Männern während des Nachtessens plötzlich die Kienspäne auszulöschen.

Nun sollte im Polzenthale einmal Hochzeit sein. Da hatte sich Robart lange nicht mehr sehen lassen. Allgemein hieß es, er sinne gewiß auf einen Schelmenstreich, den er dem Brautpaare anthun wolle; man hatte sich auch nicht getäuscht. Einem alten Jäger glückte es da unvermuthet, Robarts Werkstätte im Rabensteine auszukundschaften. Eines Abends, als er im Walde auf das Wild lauerte, saß er unweit des Rabensteins unter einer Tanne. Bald rauschte und knisterte es in den Zweigen und ein lautes Gekicher war vernehmbar. Der Jäger lauschte, da hörte er deutlich, wie Robart rief: „Schickedich! Du schmiedest morgen zwei goldene Kettchen; ich kam auf den Gedanken, die Braut anzuschmieden, während der Speisemeister die Geschenke von den Gästen einsammelt. Da merken dann Braut und Bräutigam nicht auf, und während sie nur auf die Geschenke schauen, habe ich Zeit genug." Der Jäger schlich sich näher. Da saß Robart in einem alten faulen Buchenstamm, Schickedich tummelte sich im Laube herum und Stehfest saß auf einem rothen Fliegenpilze und spielte mit den Fransen seines Gewandes. Da rückte Robart ein wenig mit seiner Werkstattkappe, die mehr einer Morchel als einer Kappe glich, und schaute auf und sah dem alten Jäger gerade ins Gesicht. Husch, waren die Zwerge verschwunden. Der Alte lachte nach Herzenslust und vergaß auf's Wild für heute, wollte aber den Zwergen den Scherz nicht verderben. So schwieg er denn, wie es dem alten Waidmann ziemt. Aber Achtung wollte er geben, wie denn Herr Robart am Hochzeitstage den Schwank ausführen würde.

Der Hochzeitstag war endlich da, und der alte Jäger auch geladen. Da ging's hoch und lustig her. Das Brautpaar sah einander so traulich an; der Alte lachte vergnügt ins Glas hinein und schwieg. Nun kamen die Geschenke an die Reihe. Da klang es hell in der Stube, eine goldene Spange lag auf der Tasse für die Braut und eine Geldkatze für den Bräutigam. Wer hatte sie geschenkt? Niemand wollte es wissen, nur der Alte lachte vergnügt ins Glas hinein und — schwieg, wie's dem Waidmann ziemt. Hocherfreut ob so guter Spende ging der Speisemeister von Tisch zu Tisch und sammelte weiter; da saß auch Herr Robart schon unterm Brautsitze und schmiedete und schmiedete; nicht einmal der alte Jäger merkte es, trotzdem er recht gut Achtung geben wollte; er hatte aber zu viel in's Glas gelacht.

Nun spielten die Musikanten lustig zum Tanze und die Braut sollte den Reigen eröffnen. Aber o Graus! mit goldener Kette war sie regelrecht und fest an die Bank geschmiedet und konnte nicht los. Da kicherte Herr Robart ins Fäustchen; er saß auf dem Fensterbrette und nickte so freundlich ins Stübchen herab und im Nu war er verschwunden. Endlich war die Braut glücklich wieder losgekettet und tanzte ihren Reigen; der alte Jäger aber zwinkte immer mehr mit den Augen; ihm war der Schlaf gar so nahe.

Und wißt ihr, wie Herr Robart am alten Jäger sich rächte? Als der des anderen Tages wieder aufs Wild lauerte, da kamen die Hirsche und Rehe gar so nahe und vertraulich, daß man sie hätte mit Händen greifen können. Aber der Alte zwinkte so bedenklich, er konnte den Schlaf noch immer nicht aus den Augen bringen.

Das Brautpaar litt niemals Noth. Die goldene Kette prangte im Schmuckschrank der jungen Frau und Herr Robart arbeitete mit seinen Gesellen so manchen blanken Thaler, der in ihres Mannes Geldkatze fiel. Ja freilich, da war's noch gut im Polzenthal!

Dr. J. E. Födisch.

Geschäftliche Mittheilungen.

In der Sitzung des Ausschusses am 18. Oktober d. J. wurde Herr Josef Fischer, Bürgerschullehrer, zum Vertreter des Vereins in Reichenberg ernannt.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 20. Dezember 1872.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Asten** Eduard, Eskomptebankbeamter in Warnsdorf.
„ **Baehr** Albin, Schichtmeister in Alt-Rohlau.
„ **Beutel** Karl Eman., J. U. Dr., Advokaturs-Konzipient in Aussig.
„ **Bloch** Salomon, Med. & Chir. Dr. in Pilsen.
„ **Brem** Karl, Apotheker und Hausbesitzer in Marienbad.
„ **Callenberg** Friedrich von, fürstl. Clary'scher Güter-Inspektor in Teplitz.
„ **Czernicky** Adolf Fr., Mag. Pharm. in Franzensbad.
„ **Ducke** Franz, Zimmermeister in Steinschönau.
„ **Eckert** Julius, Spediteur der a. h. pr. Buschtěhrader Eisenbahn in Klösterle.
„ **Eifrig** Franz, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Plan.

Löbl. **Gemeinde Pelsdorf.**

Herr **Grohmann** E., Buchhalter in Steinschönau.
„ **Grohmann** Johann, Fabrikant in Lindenau.
„ **Grohmann** Josef, Lehrer in Rumburg.
„ **Hanig** Josef, k. k. Konzepts-Adjunkt bei der Bezirks-Hauptmannschaft in Luditz.
„ **Hauptvogel** Anton, Lehrer in Aussig.
„ **Haußer** Josef, Lehrer in Abertham.
„ **Hecke**, Gestütsdirektor in Radautz.
„ **Heinrich** Karl, Agent in Steinschönau.
„ **Hentschel** C. A., Kaufmann in Reichenberg.
„ **Hieke** Wenzel, Stud. phil. in Prag.
„ **Hofmann** Julius, Med. & Chir. Dr., Stadtverordneter in Karlsbad.
„ **Horn** Eduard, Apotheker in Sct. Georgenthal.
„ P. **Horner** Josef, Kaplan in Steinschönau.

Löbl. **Humboldt-Verein** in Rumburg.

Herr **Jankner** Anton, k. k. Notar in Neudek.
„ **Japp** Josef, J. U. Dr., Landes-Advokat in Luditz.

Löbl. **Industrieller Bildungsverein** in Reichenberg.

Herr **Kafka** Theodor, Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Kinzl** Andreas, k. k. Wegmeister in Jungbunzlau.
„ **Klement** Stefan, Oberlehrer in Morchenstern.
„ **Knechtel** Clemens B., Fabrikant in Steinschönau.
„ **Knoll** Gustav, Fabriksbesitzer in Karlsbad.
„ **Kostial** Alexander, J. U. Dr., k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Warnsdorf.
„ **Kreibich** Julius, Fabriksbesitzer in Warnsdorf.
„ **Kronfer** Nikol. Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Kuchinka** Eduard, Lehrer in Reichenberg.
„ **Leeder** Karl, J. U. Dr. in Wien.
„ **Lederer** Leop., Buchhalter, Schriftführer des polit. Vereins in Königsberg.
„ **Legler** Friedrich, Lehrer in Reichenberg.

Löbl. Kratzau-Grottauer **Lehrer-Verein** in Kratzau.

Herr **Löw** A. C., Bergwerksbesitzer, Stadtverordneter in Karlsbad.
„ **Löw** Georg, General-Direktor der k. k. pr. böhm Nordbahn, Landtagsabg. in Prag.
„ **Marian** Franz, p. k. k. Grundbuchsführer in Aussig.
„ **Mauthner** J., Kaufmann in Trautenau.
„ **Mayer** Wenzl, J. U. C. in Prag.
„ **Neubauer** Wolfg., Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Oheim** Friedrich, Kohlenhändler in Aussig.
„ **Otto** Vinzenz, k. k. Finanz-Rath in Wien.
„ **Patzelt** Josef, Fabrikant in Rumburg.
„ **Peták** Anton, k. k. Notar in Reichenberg.
„ **Pfeifer** Julius, Fabrikant in Rumburg.
„ **Pichler** W., Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Pilz** A. Flor., Fabriksbesitzer in Niederhohenelbe.
„ **Pöllner** Jos. Adolf, k. k. Grundbuchsführer in Görkau.
„ **Rzesnick** Heinrich, k. k. Statthalterei-Adjunkt in Prag.
„ **Rup** Wilhelm, Fabriksbeamter in Josefsthal.
„ **Samueli** M., Kaufmann in Trautenau.
„ **Sandig** Julius, Gemeinde-Sekretär in Schönau.
„ **Schmidt v. Bergenhold**, Joh. Ferd., J.U.Dr., jub. k. k. Appellationsger.-Rath in Prag.
„ **Schnee** Emil, Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Schulz** Quido, k. k. Postmeister, Ortsschulinspektor in Rumburg.

Herr **Schweizer** Franz jun. in Chlumtschan.
„ **Seegen** Josef, Med. et Chir. Dr. in Karlsbad.
„ **Siegl** Karl, Stud. jur. in Joachimsthal.
„ **Simon** Josef, Gasthofbesitzer und Stadtrath in Bilin.
„ **Singl** Adolf, Sekretär der Bezirksvertretung in Kaaden.
„ **Sobotka** Josef, Fabrikant, Landtagsabg. in Prag.
Löbl. **Stadtgemeinde Neudek.**
„ **Stadtgemeinde Staab.**
Herr **Stangl** Johann, Volksschullehrer in Heiligenkreuz.
„ **Stanka** Edmund, Wirthschafts-Verwalter in Kaschitz.
„ **Steinitz** Franz, jub. k. k. Ober-Ingenieur in Plan.
„ **Stelzig** Wilhelm, Fabrikant in Steinschönau.
„ **Stolle** Heinr. J., Appreteur und Bleicher in Warnsdorf.
„ **Swecený** Adolf, Geschäftsleiter in Warnsdorf.
„ **Thiele** Heinrich, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Titze** Ferdinand, Lehrer in Lindenhau.
„ **Völkelt** Karl, Fabrikant in Reichenberg.
„ **Vogl** Karl, Bürger in Dauba.
„ **Wawra** Johann, Glashändler in Morchenstern.
„ **Weigand** Wilhelm, Prokuraführer in Josefsthal.
„ P. **Werner** Pacificus, Katechet in Rumburg.
„ **Wilfert** Adolf, Buchhalter in Salmthal.
„ **Winkler** Hermann, Lehrer in Warnsdorf.

Vom 1. August bis 20. Dezemb. 1872 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

Johann Pastor,

k. k. Bezirks-Schulinspektor ꝛc.

Vertreter des Vereins in Budweis.

Gestorben 7. Dezember 1872.

Herr **Falk von Falkenheim** Vincenz, pens. k. k. Oberfinanzrath in Prag. († 20. Okt. 1872.)
„ **Hauke** Gustav, Kaufmann in Reichenberg. († 1. August 1872.)
„ **Haberle** Hugo, Bürger in Schatzlar.
„ **Jäger** Anton, Mühlenbesitzer in Maffersdorf. († 19. November 1872.)
„ **Puhonny** Hermann, Maschinen-Fabrikant in Prag. († 8. September 1872.)
„ P. **Riedel** Fr. S., Pfarrer in Luck. († im August 1872.)
„ **Seidl** Eman., Med. & Chir. Dr., k. k. Univ.-Professor ꝛc. in Prag.
„ **Teuchmann** Josef, herrschaftl. Beamter in Starkstadt. († 1. März 1872.)
„ **Tobias** Karl Ant., Ph. Dr., Gymn.-Prof., Stadtbibliothekar in Zittau. († 10. Okt. 1872.)

Wir müssen uns heute Raummangels wegen beschränken, für die zahlreichen dem Vereine zugekommenen Geschenke den wärmsten Dank auszusprechen. Das Verzeichniß derselben folgt im nächsten Hefte.

Druck der Bohemia Aktien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie. — Verlag des Vereines.

Verein hat bisher folgende selbstständige Werke publicirt, welche durch Ausschußbeschluß vom 9. Dezember 1868 gegen nachstehende **ermäßigte** Preise durch die Geschäftsleitung bezogen werden können.

Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert**. 1. u. 2. Abth. Gr. 8. 10 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher — fl. 90 kr., jetzt 40 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 1 fl. 50 kr., „ 80 kr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. **Ferd. Hecht**. Gr. 4. 16¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 1 fl. 70 kr., jetzt — fl. 80 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 2 fl. 50 kr., „ 1 fl. 50 kr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl**, k. k. Gymn.-Professor. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 20 kr., jetzt 10 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 30 kr., „ 20 kr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Peters**. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 35 kr., jetzt 15 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 50 kr., „ 30 kr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von **R. A. C. Höfler**. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher — fl. 70 kr., jetzt 40 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 1 fl. 10 kr., „ 80 kr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber**. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 2 fl. 50 kr., jetzt 1 fl. 25 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 5 fl. — kr., „ 2 fl. 50 kr.

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann**. I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 1 fl. 25 kr., jetzt — fl. 60 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 2 fl. — kr., „ 1 fl. 20 kr.

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von Prof. R. A. C. Höfler. Gr. 4. 3½ Bogen.
Preis für Mitglieder . . . . . früher 40 kr., jetzt 20
Ladenpreis . . . . . „ 70 kr., „ 40

Würdigung der Angriffe des Dr. Fr. **Palacky** auf die **Mittheilung** des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. I. II. und I

(Separatabdruck der literar. Beilage der Mittheilungen IV. Jahrg. 7. Heft 1868, IX. Jahrgang 7. und 8. Heft 1871.)

Ladenpreis 15

Die Vorschuß- und Kredit-Vereine. Volksbanken in Böhme
Ein Beitrag zur Vereinsstatistik Böhmens von J. U. Dr. **Binz. Joh**
Gr. 8. 6½ Bogen.

Preis für Mitglieder 15
Ladenpreis 25

Die Hauptperioden der mittelalterlichen Kunstentwicklung i Böhmen, Mähren, Schlesien und den angrenzenden Gebieten Bo
Bernh. Grueber. Gr. 8. 3½ Bogen.

(Separatabdruck aus den „Mittheilungen" IX. Jahrg. 7. u. 8. Heft. 1871.)
Ladenpreis 30

Geschichte Böhmens von Dr. L. **Schlesinger.** 2. verm. Auflage.
Gr. 8. 43 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 2 fl. —
Ladenpreis . . . . . 3 fl. 50

Den P. T. Mitgliedern ist gestattet, nach Thunlichkeit bis drei Exemple zum ermäßigten Preis abzunehmen.

Geschichte der Stadt Leitmeritz von **Julius Lippert.** Gr. 8°. 42
Bogen. 2 Karten.

Für Mitglieder . . . . . 2 fl. —
Ladenpreis . . . . . 3 fl 50

☞ **Festschrift zur Erinnerung an die Feier des 10. Grü dungstages im Jahre 1871.** Prag, 1872. Gr. 8. 6¾ Bogen. ☜

Preis für Mitglieder . . . . . 50 kr.
Ladenpreis . . . . . 80 kr.

☞ Ueberdieß gibt der Verein eine periodische Zeitschrift (Mittheilungen) heraus, welcher bis jetzt X Jahrgänge (I. Jahrg. zu 4; II. und III. Jahrg. zu je 6; IV. Jah zu 7; V. Jahrg. zu 6; und VI. bis IX. Jahrg. zu je 8; X. Jahrg. zu 6 Heften) erschie sind, welche die Mitglieder unentgeltlich beziehen. — Soweit der Vorrath reicht, kön frühere Jahrgänge (für Mitglieder gegen ermäßigte Preise) bezogen werden.

Prag.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1872.

Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

XI. Jahrgang.

Nr. IV.

Redigirt von **Dr. Ludwig Schlesinger.**

Inhalt:

1. Moritz Hartmann. Von Carl Viktor Hansgirg.
2. Dr. Carl Anton Tobias. Necrolog. Von Dr. Hallwich.
3. Die Holzweberei in Alt-Ehrenberg bei Rumburg in Böhmen. Von Dr. Friedrich Kleinwächter.
4. Das Kaadner Copialbuch. Von Dr. Ludwig Schlesinger.
5. Miscellen: Zur Geschichte der Bauernunruhen im Frühjahre 1775. Notizen über Böhmen. Von Dr. Vinc. Goehlert.
6. Geschäftliche Mittheilungen.

☞ Nach §. 8 b. der Geschäftsordnung übernimmt der Geschäftsleiter alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist am Annaplatz Nr. 188—I., 1. Stock.

(Ausgegeben am 20. März 1873.)

Prag, 1873.

Im Selbstverlage des Vereins.

Leipzig.

In Commission bei F. A. Brockhaus.

An unsere P. T. Herren Mitglieder.

Der Jahrgang VIII. der „Mittheilungen" (Heft 1—8) ist vergriffen. Da die Geschäftsleitung gerade hiefür in letzter Zeit größere Aufträge erhalten, so werden jene P. T. Herren Mitglieder, welche geneigt wären, diesen Jahrgang ganz oder einzelne Hefte desselben dem Vereine entweder schenkungsweise oder gegen Entschädigung zu überlassen, um deren Einsendung dringend und freundlichst gebeten.

Beiträge für die Vereins-Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 5 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zugleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache, Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder, Sagen,** Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie, Statistik, Handel** und **Gewerbe**, und 5. Sekt. für **Anthropologie**.

Selbstständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche ausnahmsweise auch aufgenommen werden mit 16 fl. honorirt.

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte oder der Literatur und Kunst werden, in der **Literarischen Beilage** der Vereinszeitschrift einer Besprechung unterzogen. **Recensionsexemplare** bittet man an die Geschäftsleitung (188—I) gelangen zu lassen.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Ludwig Schlesinger.

Eilfter Jahrgang. Viertes Heft.

Moritz Hartmann.

Von

Carl Viktor Hausgirg.

Wie sich Moritz Hartmann — der Dichter — aus dem Leben entwickelt, welche Richtungen er als solcher gepflegt, und welche Bedeutung sich an seinen Namen in literarhistorischer Beziehung knüpft, wenn namentlich das engere Heimatland Deutschböhmen ins Auge gefaßt wird, das schien mir Zweck und Ziel dieser literarischen Studie.

Wenn sich diese Arbeit daher auch hie und da biographische Abrisse des allzu früh verblichenen Mannes zum Vorwurfe macht: so geschieht dies eben nur mit Bezug auf genetische und psychologische Entwicklung der dichterischen Individualität, und einzle Detailstriche aus dem reichen Lebensbild dieser vornehmen Dichternatur sie sollen eben nur leichthingezogene Umrisse geben, um den inneren Gedankengehalt ihrer Poesien und ihr literarisches Streben und Schaffen leichter zu kennzeichnen. Von diesem Standpunkte aus können wir Hartmanns erste Lebensjahre nicht so flüchtig übergehen, als es bei manchem trefflichem Essay über den Verblichenen, namentlich in der Wiener Tagespresse, geschah. Mit wahrer Pietät wurden von allen größeren Blättern Wiens in kurzer Frist nach dem Ableben unseres Poeten feuilletonistische Skizzen gebracht, die mehr minder edle Keime der Menschennatur des Hingeschiedenen in treffender Behandlung entwickelten. Auch außerdem hat Rudolph Gottschalls: „Unsere Zeit" im 15. Hefte eine geistvolle Charakteristik des Hingeschiedenen aus der Feder Ernst Ziel's veröffentlicht. Ich weise diese Wahrnehmungen nicht von der Hand, soweit sie auch meiner Studie dienen, die Gleichartigkeit oder Verschiedenheit des menschlichen und dichterischen Seins in dieser reichangelegten Persönlichkeit zu motiviren. Die Hauptsache bleibt aber dabei immer dem Schreiber dieser Zeilen die Vollständigkeit des literarischen Gesammtbildes, um hiedurch dem künftigen Verfasser einer Literarhistorie Deutschböhmens feste Grundzüge für das künstlerische Leben und Leben Moriz Hartmanns zu bieten.

Nicht auf deutschem Landesgebiet stand die Wiege unseres Poeten. Derselbe war am 15. Oktober 1821 in einem Dorfe Namens Duschnik bei der Bergstadt Přibram inmitten böhmischen Landes tschechischer Bevölkerung geboren. Er theilte das Loos vieler anderer deutsch-böhmischen Poeten in seinen ersten Knaben- und Jünglingsjahren, von den Erinnerungen specifisch tschechischen Volkslebens, von den Traditionen specifisch tschechischer Geschichte umgeben zu sein.

In diesem Falle waren auch K. E. Ebert, A. Meißner, L. A. Frankl, Dr. Siegfried Kapper und viele Andere. Sie gehörten eigentlich nicht Deutschböhmen an, und all' ihre kindlichen Träume führten sie nach den alten Stätten reinböhmischer Geschichte zurück und bereiteten so dem sich entwickelnden Empfindungs- und Denkwesen einen seltsamen Zwiespalt, der mehr minder sich in ihrer ursprünglichen poetischen Ausgestaltung kund gibt.

Von den genannten Dichtern wahrte K. E. Ebert in Betreff des nationalen Elementes der behandelten Stoffe die größte, Moriz Hartmann die geringste Objektivität und Unabhängigkeit. Wie so dies kam, wollen wir später besprechen.

Der kleine Moriz, dessen Wiege in einem nicht unmalerisch gelegenen böhmischen Dorfe stand, ward noch zu einer Zeit geboren, wo für den Stamm, welchem er angehörte, die Familienstelle galt. In diesem beengten, nach Außen hin feindlich abgegrenzten Familienkreise verbrachte er die ersten Knabenjahre. Doch bei allen Hemmnissen, welche die soziale Stellung noch den Eltern Hartmanns auferlegt hatte, wußten sie sich seitens der Andersgläubigen doch eine achtungsvolle Würdigung zu erzwingen. Schon der Großvater des kleinen Moriz, der ihn auf den Knieen geschaukelt und durch seine Erzählungen viel von dem Hange zu allem Märchenhaften in dem Enkel geweckt haben mochte, war ein achtungswürdiger jüdischer Patriarch. Sein Vater verschmähte nicht, als ein Hammerwerksbesitzer den Hammer zu führen und hatte etwas Stählernes und Festes in seinem ganzen Wesen, wie es sich in dem Charakter des Sohnes später immer entschiedener kund gab.

Seine Mutter aber war weichen, sanften, hingebenden Gemüthes, und besaß etwas Wahlverwandtes mit dem Innenleben des Sohnes, ja noch mehr, etwas, das die Angeburt seiner lyrischen Elemente gekennzeichnet.

Die Liebe dieses Sohnes zu seiner Mutter weckte herrliche poetische Blüthen früher und später. Unserm Dichter war seine Mutter nicht die „gute alte Frau", von der Heinrich Heine mit Beziehung auf seine eigene Mutter im objektivesten Sinne und in nicht ganz frivolfreiem Tone spricht. Zwischen Hartmann und seiner Mutter gab es eben nur rein subjektive Beziehungen tiefster Innigkeit und einer Liebe, wie sie uneigennütziger und idealer nicht mehr gedacht werden kann. Immer wieder in schweren Prüfungen des Lebens, in den Zeiten wiederholt wiederkehrender Verbannung, in den Epochen trauriger Flucht aus der Heimat als Jüngling denkt der Vielgeprüfte an seine Mutter zurück. Sie ist auf den wirrverschlungenen Pfaden seines Nomadenlebens mehr als sein Trost, in ethischer Beziehung sogar noch in späteren Jahren — sein Gewissen geworden.

Mit der Mutterliebe ward dem Knaben auch die Heimatliebe eingeimpft worden, beide Empfindungen gehörten unzertrennlich früher und später in M. H. zusammen. Das Eigenartige seiner Anschauung als naturbetrachtender Dichter führte unzweifelhaft und hervorragend auf die Eindrücke der Landschaft bei Duschnik zurück. Nicht das Großartige, das Erhabene — ich möchte sagen — das Pathetische der Natur, wie es in dem Jugendfreunde A. Meißner entschieden ausgeprägt war, das Freundliche, Idyllische, Begrenzte, das, was dem Elemente der Anmuth am verwandtesten ist — fand in M. H.'s erster Muse einen glücklichen Interpreten, wenn er von den Reizen seiner Heimat sprach.

Auch dann noch, wenn er nach stürmisch verlebten Epochen in der Seinestadt krampfhaft von einem unbekämpfbaren Heimgefühl erfaßt wird, auch dann noch wo er den Reiz der spiegelnden Gletscher, wo er die Gewalt des Eindrucks der ernstfinsteren Pyrenäen in sich aufgenommen hat, auch dann noch, wo ihn des Orientes duftschwüle Atmosphäre umgibt, wo er Süditaliens Gestade und manche lachende Eldorado kennen gelernt — scheint ihm der Bach seiner Heimat, an dessen Ufern der Hammer seines Vaters pochte, am süßesten zu murmeln, und ist

ihm die Busch- und Baumwelt seines Heimatsdorfes der lieblichste Aufenthalt seiner erinnerungstreuen Seele geblieben.

Doch diese Eindrücke der ersten Knabenjahre müssen anderen gleichfalls beengten Anschauungen des ersten Jünglingslebens weichen.

M. H. wird alsbald nach dem Gymnasium von Jungbunzlau gebracht. Mit geringer Berechtigung hieß damals wie jetzt dies Bunzlau jung. Es ist eine kleine Stadt von altausgeprägtem Charakter. Auf Felsvorsprüngen längs eines oblong hingestreckten Plateaus dehnt sie ihre finsteren Häuserzeilen, und unter den finsteren die finstersten wieder sind die der alten verwinkelten, an den Fels angeklebten, nach dem Iserfluß zu abstürzenden Judenstadt.

Dieses Ghetto gab dem bedeutendsten Erzähler aller Ghettogeschichten, dem in alle civilisirten Zungen übertragenen Dichter Leopold Kompert, der mit M. H. auf einer Gymnasialbank saß, den ersten Untergrund für seine in ihrer Art klassischen Erzählungen. Dem leichtblütigeren Freunde Moriz konnte dieser Eindruck seines zweiten Heimsitzes seine frohe Gemüthsart nicht verbittern. Ein anderer Poet, der dieser Judenstadt entstammte, David Mendl, in heimischen Kreisen bekannt, zeigte mir nach Jahren die erste Jugendflamme unseres Moriz, eine Rose Jericho's, wie sie majestätischer sich kaum irgendwo wiederholen wird.

Aus demselben Ghetto stammte ein um wenige Jahre älterer Poet als die beiden Jugendgenossen Hartmann und Kompert — der phantastische Isidor Heller, dessen Romane und Novellen sich mit denen seines früher zum Ruhme gelangten Namensverwandten Robert Heller in Leipzig wohl messen durften, dessen Kritiken theils philosophische Abhandlungen, theils poetische Rhapsodien waren, und der, einem mystischen Zuge seines Herzens folgend, eines Tages bis nach Südfrankreich zu Fuße gewandert war, um sich der Fremdenlegion in Algier einverleiben zu lassen.

Ab und zu kam Isidor Heller — immer wieder neuer Lebens- und Literaturpläne schwanger — nach seinem Bunzlau zurück, und er, der Aeltere, der bereits Leipzig sich zum Aufenthalt auserwählt hatte, verfehlte nicht, mit seinem originellen und imponirenden Geiste den von der Welt und dem Weltwissen abgeschlossenen Hörern des Gymnasiums ganz neue Perspektiven zu eröffnen. Bevor aber noch Isidor Heller auf die Gemüther der beiden jungen Dichter seine gewaltige Wirkung auszuüben begann, hatte sich zwischen Moriz und Leopold ein seltenininiges Zusammenleben entsponnen. Beide versuchten schon am Gymnasium, dessen Vorträge über schöne Literatur damals begreiflicher Weise nur allzu steril aussahen, die ersten Flügelschläge ihres Genius. Diese Freundschaft wurde im Gefühle gleichen Strebens mit jedem Monat immer inniger und fester. Es waren die Beiden — Dioskuren der edelsten Art, Beide von der Natur äußerlich und innerlich reich begabt. Schon als Knaben versuchten sie im geistigen Wettkampfe ihre Kräfte, und ehe sie noch die Regeln der Prosodie erlernt hatten, entstanden Balladen, Romanzen, Elegien in Hülle und Fülle, die meisten wohl lediglich, um als ein Autodafé geopfert zu werden.

Und doch — wie verschieden spiegelte sich später in den beiden Individualitäten, als sie Schriftsteller wurden, das Weltleben. Der Eine, specifisch von den Leiden seines Stammes erfüllt und sich in der Darstellung des Kleingerahmten gefallend, der Andere für die Freiheit eines Volkes glühend und dabei stark ausgesprochener Kosmopolit.

Die beiden Freunde — damals Knaben — wußten bis in ihr späteres Mannesalter sich ungeschwächt Liebe entgegenzutragen.

Den beiden Jünglingen eröffnete Isidor Heller alsbald ganz neue Gesichtskreise und machte M. H. zuerst mit Heine, Börne, Grün und Lenau bekannt.

Wenn Moriz Hartmann's Muse in späteren Jahren lächelte oder lachte, so klang etwas mit dem Heine'schen Kichern unläugbar Verwandtes hindurch,

von Börne hatte er den deutschen zähen Sinn für revolutionäre Freiheitsbestrebungen, von Anastasius Grün den hochaufwallenden, rosigen Frohmuth, von Lenau, dessen persönlicher Freund er nachmals in Wien geworden, besaß er den Hang nach tiefer Forschung, nach sinniger Schwermuth und manches epische Gelüste zur Behandlung religiös-reformatischer Stoffe, wie sich später erweisen wird.

Die Aneignung moderner Dichter konnte begreiflicher Weise nicht ohne Wirkung bleiben. Der begrenzte Horizont des Schulbesuches hatte sich bei den jungen Leuten mit einem Male in's Unendliche erweitert. Ihre poetischen Aufgaben in der Schule lösten sie in Bälde derart, daß Pater Felix Rohn, der die Stylistik hatte, sie des Plagiates beschuldigte und sie einmal ganz ernstlich frug: „Habt Ihr nicht aus Hölty oder Mathisson abgeschrieben?"

Und doch waren diese Männer den Jünglingen in diesem Augenblick schon ein überwundener Standpunkt.

So leicht M. H. damals schon Verse schrieb, die Anfangsgründe der exakten Wissenschaften blieben ihm jedoch eben so sehr eine terra incognita. Es ist so eigenthümlich, daß die deutschen Dichter so selten Mathematiker sind, während die romanischen nebst der Poesie ganz insbesondere Mathematik kultivirten.

Schon in Bunzlau warfen die Ziffern den Schatten voraus, der sich in der „Philosophie" zu Prag um das Haupt des jungen Poeten legte, von welchem Professor Jandera — der Schrecken aller Prager Poeten — Meißners, Horns, Bachs — stets zu sagen pflegte: „Hartmann Moritz von Mathematik keinen Begriff."

M. H. hatte im Jahre 1838 das Gymnasium absolvirt und kam in demselben Jahre in die philosophischen Studien nach Prag.

Abermals hatte sich der Kreis der Anschauungen in dem schönen jungen Manne erweitert. So sehr ihm dort Leopold Kompert fehlte, so mächtig drängte es ihn wieder nach einer ähnlichen Beziehung, und er hatte sie schnell gefunden. Kastor mußte sich einen neuen Pollux erkühren, und er fand denselben in Alfred Meißner, und abermals war ein Dioskurenpaar installirt, und es bildete sich eine ideale Freundschaft, die sich in jahrelanger Fortdauer erhielt. Auch Meißner stand damals in den ersten Vorfrühlingstagen literarischer Bestrebung, aber es gährte und brauste Alles in ihm. Es war der „Kampf der Titanen" in ihm zum Ausbruch gelangt, den er als Gedicht in Grafen Schirnding's Taschenbuch niedergelegt, während noch sein erstes Gedicht: „Der alte Waidmann" mit den überkommenen Traditionen der schablonenmäßigen Ballade nicht gebrochen hatte. Ganz anders war es mit dem seinem Freunde vorangereiften, um ein Jahr älteren M. H. bestellt, der auch um einige Monate früher das Glück genoß sich gedruckt zu sehen.

Eine merkwürdige Klarheit kennzeichnete schon seine ersten Produkte. Diese Frühreife hatte ein stetiges, keineswegs rapides oder springendes Vorwärtsschreiten der künstlerischen Entwickelung zur Folge, während sich bei Meißner später frappante Uebergänge und glänzende Fortschritte wahrnehmen ließen.

M. H. brachte schon vom Gymnasium her — wie vorerwähnt — eine bedeutende Kenntniß moderner Poesie, ein kräftiges Bewußtsein seines poetischen Vermögens und eine helle und freudige Anschauung des Lebens mit. Bei Meißner herrschte mehr damals ein brütender Geist, er las allzubald Lord Byron und zog von ihm an.

M. H. — in dieser Zeit seinem Freunde überlegen, erwies sich daher auch als sein erster Kritiker.

An Rudolf Glaser — dem Redakteur von „Ost und West" — hatten die jungen Manuskriptpoeten ihren ersten liebevollen Mäcenas gefunden.

Er rieth ihnen väterlich, womit sie zuerst in die Oeffentlichkeit vortreten

sollten. Wie freute es M. H., sich schon im Jahre 1838 neben berühmten Namen der großdeutschen Literatur, neben Friedrich v. Sallet, Friedrich Rückert, Leopold Schefer, L. M. Fouqué gedruckt zu sehen. Sein erstes Debüt in „Ost und West" bestand zwar in der Darbietung eines bescheidenen Veilchens, es war aber eben ein erstes. Es hieß „der Drahtbinder" und war einem slavischen Liede nachgebildet.

Die jungen Leute deutscher Bestrebungen waren dazumal von einer Menge Slavophilen umlagert, welche sich Sympathien für ihre nationalen Volksweisen bei ihnen zu gewinnen suchten.

M. H. schildert in diesem zuerst abgedruckten Gedichtchen die elegische Liebe eines Drahtbinders, da ihm sein von Edelmännern umworbenes Mägdlein untreu geworden ist.

Es lag damals in der Tendenz von „Ost und West" — zwischen dem deutschen und slavischen Element einen regen Verkehr anzubahnen und gewissermaßen einen Austausch geistiger Schätze zu bilden.

Seltsamer Weise stand also schon in der ersten Schaffensstunde Hartmanns für slavische Stoffe so empfängliches Herz auf der Seite jener Talente, welche übertragend nach slavischen Mustern schufen.

Dies kleine erste poetische Veilchen, gepflückt im Walde von Duschnik, erklärt gewissermaßen im Embryo die Neigung des Dichters, sich mit den tschechisch-nationalen Elementen zu verbinden und für sie ein geneigtes Ohr, einen geneigten Liedermund zu besitzen.

Dies erste Veilchen Hartmann'scher Muse ist der Vorfrühlingshauch für die schwüle Sommergabe — für den Blumenstrauß: „Kelch und Schwert."

Dieser Blumenstrauß mag von unläugbarer Farbenpracht sein, aber er ließ uns stets kalt wie alles Exotische, da er dem deutschen Bewußtsein so wenig heimischen Duft bietet. Wir werden auf seine Schätzung noch später zurückkommen.

Mächtiger ergriff schon als jener „Drahtbinder" — ein Gedicht, das übrigens auch schon im Originale schwache Pointen besaß, das durch seine sinnige Naturbetrachtung zu hohen Erwartungen für den aufkeimenden Lyriker berechtigende Gedicht: „Der Frühling", welches „Ost und West" im Jahrgang 1841 brachte. Dieses Gedicht sowie der in demselben Jahrgang erschienene Gruß: „An Bettina", das wie eine Minerva aus des jungen Dichters Haupte hervorsprang, dann ein Sonettenkranz: „Idole" und ein meditirendes Gedicht: Gestalten der Einsamkeit" — sind, wenn auch noch nicht recht deutsch gedacht und empfunden, doch mindestens kosmopolitisch.

Da diese Gedichte im Jahre 1840 entstanden waren, so müssen sie wegen ihrer bereits gediegenen Form als die Versuche eines neunzehnjährigen Jünglings Beachtung verdienen, „der schon etwas für die Unsterblichkeit zu thun" sich bemühte.

M. H. kam durch seinen Prager Aufenthalt schon als Student in lebhaften Contakt mit vielen gleichzeitig strebenden Geistern.

Da gab es Bernhard Brühl — damals noch Dichter — später vergleichender Anatom, Friedrich Bach — den zarten Sänger der „Sensitiven", — der Dravitza allzu früh starb, David Kuh — den geistvollen und feurigen Verfechter deutscher Interessen, Dr. Siegfried Kapper, den trefflichen Uebertrager serbischer Volksgesänge, der, wie er nachgerade zwischen den Offenbarungen der Poesie und der Prosa schwankte, einmal auch zwischen Produktionen der deutschen und böhmischen Sprache oscillirte, Max Schlesinger, den nachmaligen beliebten Feuilletonisten. Der engere Kreis schloß sich täglich in dem Kaffeehaus zum rothen Herzen in der Zeltnergasse fester zusammen: Hartmann, Meißner, Brühl, Bach, zuweilen stieß auch der hochbegabte stürmische Uffo Horn zu ihnen, wenn

er eben, seiner Idylle zu Trautenau müde, nach Wien, Hamburg, Berlin oder Dresden reiste oder von dort heimkam.

An ursprünglicher Begabung überragte Uffo Horn wohl Alle. Er war nicht so brütend wie Meißner, nicht so tief angelegt wie Hartmann, nicht so sinnig wie Bach. Seine Freunde nannten ihn auch zuweilen „oberflächlich", aber er gebot über eine ursprünglich sprudelnde Ader wie Keiner von ihnen. Mit Hartmann's lobenswerthem Fleiße, mit Meißners grübelnder Zähigkeit hätte er Beide wohl im Erfolg übertroffen.

Die jungen Dichter waren aber damals noch angestrengte Studenten, von Konditionen überbürdet war M. H.

Meißner hatte gleichzeitig mit M. H. philosophische Prüfungen abzulegen. Wie vorher Horn ging auch Meißner an Jandera's Kegelschnitt zu Grunde, doch M. H. lebte heiter wie Egmont dem Tage der Prüfung bei Jandera entgegen, der ihn mit schrecklichen Verhängnissen treffen sollte. Wie oft warfen die jungen Dichter — gemeinschaftlich sich zu den Prüfungen vorbereitend — die „Explikationen" hinweg und sprachen von ihren Plänen zu Tragödien und Epen. Die ersteren gingen gar nicht in Erfüllung, die letzteren dagegen sehr bald. M. H. bestand gleichfalls nicht wie man damals vorauswußte, das Examen in der Mathematik und mußte sich auf ein zweites vorbereiten.

Inzwischen lag er während dieser Vorbereitungszeit seinen dichterischen Schöpfungen ob und lebte in einer heiteren Gefühlswelt, die in seinen ersten Liebesliedern erklang.

Doch er wurde vor der Grauen erregenden schwarzen Tafel Jandera's, dessen Kreide und Schwamm den nervösen Dichter idiosynkratisch berührte, auch ein zweites Mal geworfen.

Nun blieb ihm kein anderer Ausweg offen, als Prag zu verlassen und nach Wien zu übersiedeln, wo es keinen Jandera gab.

Die Beziehung zu „Ost und West", dessen Gründer M. H. auch in der Ferne freundlich und dankbar gesinnt blieb, brachte ihn auch mit vielen andern Schriftstellern Prags in Berührung, mit Ludw. Ritter v. Rittersberg, einer Amphibie zwischen deutscher und böhmischer Literatur, mit dem reklamlustigen politischen Schriftsteller Grafen Schirnding, mit dem etwas jüngeren, im Jahre 1828 geborenen Wilhelm Wiener, jetzt Eigner des neuen Fremdenblattes in Wien, mit dem geistreichen Josef Bayer, jetzt Professor am Polytechnikum in Wien, mit dem gleichfalls nunmehr nach Wien übersiedelten Polyhistor und Aesthetiker Dr. Ambros, mit dem vor ihm nach dem „Capua der Geister" gewanderten eminenten Musikkritiker Dr. Eduard Hanslik, mit dem slavischen Publicisten Wilhelm Gabler, mit Dr. Philipp Goldberg, dem medicinischen Satyriker, und mit Dr. Johann Spielmann, derzeit praktischem Arzte in Tetschen. Mehr minder flüchtige Berührungen waren mit W. A. Gerle, damals dem Nestor der Prager Literatoren, Professor Ant. Müller, dem kritischen Lucian Prags, Bernhard Gutt, dem genialen Referenten der „Bohemia", mit Julius Gundling, dem damals angehenden Novellisten, den Gebrüdern Grünes (Lothar und Jarno) und mit dem Herausgeber der „Libussa" Paul Aloys Klar geboten, dessen Taschenbuch M. H. in manchem Jahrgang bereicherte. Der von 1842 enthält die schönen reflektiven Terzinen: „Abt Vogler", der von 1843 die tiefsinnige Ballade von einem arabischen Meister, welcher für die „Gothik" den deutschen Wald studierte, die Jahrgänge von 1843 und 1845 lyrische Gedichte, denen wir in den „Zeitlosen" wieder begegnen.

Durch die Uebersiedlung nach Wien war abermals Kastor von seinem zweiten Pollux getrennt worden.

In Wien erweiterte sich abermals sein Kreis von literarischen Freunden. Er lernte die Koryphäen des Wiener Parnasses kennen. Mit Lenau entspann sich

eine freundschaftliche Beziehung, die einen nicht unbedeutenden Einfluß auf sein poetisches Schaffen übte. Seine aus dieser Zeit stammenden lyrischen Gedichte tragen den Lenau'schen elegischen Hauch, und seine Epik neigte sich wie bei Savonarola den religiösen Reformatoren zu, wie dies aus der Stoffwahl von „Kelch und Schwert" deutlich hervorging.

In Wiens erstem Aufenthaltsjahre war es indeß dem jungen Poeten schwer, seine Flügeln freien Schaffens voll und ganz zu entfalten. Der noch nicht ganz zwanzigjährige Student ward Erzieher, und er nahm diesen Beruf nicht etwa spielend wie die Einen oder gar pflichtmäßig trocken wie die Andern, sondern ganz pädagogisch auf. Auch später lag er noch hie und da dieser schweren Erziehungskunst mit ganzem Herzen ob. Die Menschen, deren Charakter M. H. geformt, hatten sich stets einer edlen Prägung zu erfreuen und erhielten sich bis in ihre spätesten Jahre nicht bloß die Achtung vor ihrem Erzieher, sondern, was noch weit mehr ist — „vor den Idealen des Lebens", wie sein bester Freund Ludwig Bamberger in einem Feuilleton hervorhebt.

Im Herbst 1843 war M. H. mit seinem Freunde Meißner nach langer Trennung zu einem Rendezvous in Budweis zusammengetroffen, Beide planten damals ihre epischen Gesänge, Hartmann seinen Gesang „Kelch und Schwert", Meißner seinen „Cizka".

Doch war das erstere Werk schon weiter vorgeschritten. Die Beiden machten sodann eine Sängerfahrt auf der Donau von Linz nach Wien und Hartmann begleitete Meißner streckenweise auf seinen ferneren Reisen nach Italien. Der drückenden Censurverhältnisse müde mochten die Dioskuren schon damals beschlossen haben, einen gemeinschaftlichen Aufenthalt außer Oesterreich zu wählen.

In Wien war es auch Karl Beck, der auf das biegsame Talent M. H's. nicht ohne Einfluß geblieben ist. Die Art und Weise, wie der Letztere Volksscenen seines Heimatlandes schilderte, wie dies z. B. in dem Gedicht: „Die böhmischen Bauern" der Fall ist, erinnert in Kolorit und Behandlung gar sehr an die Beck'schen Balladen, die dem Volksleben Ungarns entstammen. Karl Beck hatte zwar damals noch nicht die „Lieder vom armen Manne" gedichtet — in denen er sich als Socialpoet entpuppte, aber manches damit Verwandte war bereis zu der Zeit entstanden, wo er mit M. H. verkehrte. Als ein treuer Genosse hatte sich der Deutschmagyare Szarwadi zugesellt, mit unserm Dichter bereits in Prag am vertrauten Fuße stehend und in späteren Jahren wieder mit ihm in Paris verkehrend. Auch zu Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben, dem berühmten Gelehrten und Anhänger Herbarts, entstand eine nähere Beziehung, die beiderseits fruchtbringend war. M. H. war eine von Anbeginn sehr harmonisch angelegte Natur, die auf den Verfasser: „Zur Diätetik der Seele" ebenso anregend wirken mußte, als Feuchtersleben umgekehrt auf unsern jungen Poeten, denn der exakte Aesthetiker beschäftigte sich Jahre lang und eingehend mit einem Kanon der poetischen Formen, in welchem er vorzugsweise für die Regeln des Wohlklanges durch eine bewußte Anhäufung der Selbst- und Mittellaute und für das Wirkungsvolle der Onomatopöien plaidirte. Außerdem verkehrte M. H. gerne mit Josef Rank, dem ursprünglichen Böhmerwaldsdichter, und mit Ludwig August Frankl, dem feurigen dichterischen Geiste und Lebemenschen, der in dem von ihm geschaffenen Organe: „Die Sonntagsblätter" um diese Zeit zu Wien die dichtende Jugend um sich geschaart hatte, wie Rudolf Glaser zu Prag.

In das Jahr 1844 fiel auch die erste größere Reise unseres Dichters durch Oesterreich, Italien, die Schweiz und das südliche Deutschland.

In demselben Jahre rieth ihm Lenau, seine Gedichte, denen er eine reiche Verbreitung vorhersagte, zur Oeffentlichkeit zu bringen, was Hartmann auch that. Zuerst erschien zu Leipzig — vielleicht nicht ohne Anempfehlung Lenau's — das größere Gedicht „Kelch und Schwert" (1845).

Es steht dies Gedicht in der Wahl des Stoffes und in seiner nicht blos freiheitlich, auch national pointirten Tendenz auf einem Standpunkt des nationalen Dualismus, wie er heut zu Tage bei einem deutsch-böhmischen Dichter gewiß nicht mehr vorkommen wird.

Auch Karl Egon Ebert, der gefeierte Nestor deutsch-böhmischer Dichter, erkor sich zum Vorwurfe eines Epos, das seinem Namen in Deutschland einen weit verbreiteten Wiederhall erweckte, einen tschechisch-nationalen Stoff, die Kämpfe des Mannweibes „Wlasta."

Allein K. E. Eberts Schaffen war zunächst in episch ruhiger Ausbreitung darauf gerichtet — wie das Vorwort des Werkes darlegt — der Sage einen allgemein socialen, allgemein menschlichen Charakter zu verleihen, der insbesondere darin gipfelte, das Frevelhafte jener Heldenfrau tragisch zu rächen, die, alle Gesetze menschlicher Natur verläugnend, ein blutiges Handwerk trieb und sich zur Führerin des böhmischen Amazonenheeres aufschwang. Ebert tritt an seinen Stoff nicht ohne jene auch dem deutsch-böhmischen Dichter zur Ehre gereichende Heimatsliebe heran, welcher er in dem Eingange des Epos durch die mit Recht populär gewordenen ersten Strophen des Epos einen so schwunghaften Ausdruck verlieh. Allein das Werk macht an keiner Stelle den Eindruck, als sei es zur Verherrlichung specifisch tschechischer Helden geschaffen.

Anders ist es bei Meißner, anders bei M. H. Meißner's Čižka — ein später zur Oeffentlichkeit gelangtes Werk als „Kelch und Schwert" — betont vornehmlich den tschechisch-nationalen und demokratisch-socialen Charakter der Hussitenzeit. Es geschieht in einer Weise, daß eigentlich den Fourieristen und Communisten Frankreichs der Morgenstern und der Dreschflegel in die Hand gedrückt werden.

Nicht zu läugnen ist eine gewisse Geistesverwandtschaft zwischen allen Sektierern auf religiösem und socialen Gebiete, allein Meißners „Čižka" versetzt uns zu absichtlich nach den Tendenzen des Communismus, und wir spüren es gar wohl, daß seine Hussitengestalten die anachronistisch in die alte Hussitenform gezwängten modernen Sektierer Frankreichs sind.

Mehr genuines Leben haben die Gestalten in „Kelch und Schwert." Auch dem Dichter dieses Werkes war es darum zu thun, für Ideen politischer und socialer Freiheit in kecker Weise Propaganda zu machen.

Allein er bedient sich dazu der nationalen Agitation, die Ruhe des Epikers vermissen wir in seinem Werke. Begriffen wir schon vor dem Jahre 1848 jene einem deutschen Dichter in Böhmen nicht gut anstehende Rabies nicht, in welcher sich seine poetische Begeisterung mit den Fanatikern des tschechischen Nationalismus identificirte, so ist uns diese Erscheinung nach dem Jahre 1848 völlig unverständlich geworden und hat Aehnlichkeit mit einem Attentat auf sich selbst, mit einer Schmähung des echt deutschen Charakters.

In diesem Sinne wird es dem deutschen Geiste, dem deutschen Gefühle schwer, sich für die poetischen Schönheiten dieses Erstlingswerkes genußfähig zu erhalten.

Begeisterung, Frische der Schilderung, scharfe Pointen, ein gewisser kühner Griff auch nach den allgemein menschlichen Seiten sind Eigenschaften, welche diesem Erstlingswerke nicht abgesprochen werden dürfen. Ein gerundetes festgeschlossenes Epos ist es keineswegs und wollte auch nicht dafür gelten. Allein stellenweise überrascht uns ein trefflicher Balladenton, wie er uns noch reiner in manchem späteren Werke des Dichters anklingt.

M. H. ist durch dieses zuerst im Jahre 1845 erschienene Werk ein Martyrer nicht seiner Ueberzeugungen, aber seiner Selbsttäuschungen geworden, die er schon im Jahre 1848 bereute, in welchem er sich als Abgeordneter von Leitmeritz an die Seite der Deutschen stellte.

Dieses poetische Erstlingswerk galt nicht bloß als eine literarische, sondern auch als eine politische kühne That.

Das Buch drang in immer weitere Kreise und erlebte drei Auflagen, zwei in wenigen Monaten.

Die dritte erschien im Jahre 1851 in Darmstadt. Die Prognose Nikolaus Lenau's ist somit eingetroffen, und M. H., der im Jahre 1844 mit Alfred Meißner in einer Dachstube zu Leipzig an „Kelch und Schwert" die letzte Feile angelegt hatte, fand sich bald in dieser Richtung belohnt.

Noch größere Erfolge hatte Meißner's später erschienener „Čižka", der an 20 Auflagen erlebte.

„Kelch und Schwert", ein Gedicht, welches den reformatorischen Ideen in Kirche und Staat kurz vor dem Jahre 1848 einen so weiten Spielraum gab, wurde von dem in der Wiege bereits konstitutionellen, namentlich aber von dem reformatorischen Deutschland mit einem weitverbreiteten Interesse begrüßt. Die Hussitenzeit, ein Vorläufer der reformatorischen Bewegung, war eine in Deutschland darum noch gerne betrachtete Periode, weil man sich damals im großen Publikum die antideutschen Tendenzen derselben noch nicht klar zu machen verstand. Nun ist der Standpunkt ein anderer geworden, seit Historiker von hoher Bedeutung die Wurzeln dieser nicht bloß religiösen, sondern auch nationalen Bewegung, welche die Vertilgung des deutschen Elementes in Kunst und Wissenschaft, in Schule und socialem Leben bezweckte, bloßgelegt haben.

M. H. ahnte es wohl nicht, daß ihm aus seinem „Kelch und Schwert" durch die Metternich'sche Politik ein Martyrthum erwachsen werde.

Selbstverständlich war, daß ein solches Buch nicht unter österreichischer Censur erscheinen konnte; allein daß der Verfasser desselben der Gegenstand eines strengen Personalprocesses werden würde, lag außer dem Erwartungskreis des Autors.

Das Verbot, womit die Schrift belegt worden war, konnte ihr nur, wie es damals immer gewesen, zu einem größeren Succeß verhelfen. Eine Gloriole des persönlichen Martyrthums lag vielleicht nicht in dem Wunsche des jungen Mannes. Im Jahre 1847 begab sich daher der Dichter arglos in seine Heimat.

Die Prager Polizeidirektion, damals noch vom Geiste Sedlnitzky's beseelt, verfolgte sofort den Autor, und das Schicksal eines Kriminalprocesses wäre unweigerlich die Folge seiner Rückkehr in die Heimat geworden, wenn nicht die Februar- und Märzrevolution eine Art natürlicher Amnestie in dieser Richtung herbeigeführt haben würde.

M. H. sah sich nunmehr in den stürmischen Märztagen, die er mit seinem Freunde Alfred Meißner in seiner Studienstadt Prag zugebracht hatte, von jeder weiteren Verfolgung von Seite seiner Heimatsbehörden befreit.

Der Prager Schriftsteller- und Künstlerverein: „Concordia" gab im Februar damals einen pompösen Maskenzug, bei welchem sich Meißner und Hartmann betheiligt hatten, der Letztere fiel durch die Schönheit seiner Erscheinung und seines Kostümes auf. Er stellte — wenn ich nicht irre — Guttenberg vor. Da kam noch in derselben Faschingsnacht die Kunde von der Flucht Louis Philipps mit dem Telegraphendraht herüber und fiel wie eine Bombe in den Mummenschanz der Künstler und Schriftsteller, die sich damals unter schmückenden Waffen befanden.

Von diesem Moment an hatte sich M. H. der politischen Bewegung des Tages angeschlossen. Er trat in das Korps der „Concordia", da die Künstler und Schriftsteller eine Elitenabtheilung der rasch entstandenen Nationalgarde bildeten.

Er rief mit andern Autoren eine Versammlung aller Schriftsteller in das Leben, um über die Haltung der heimischen Presse nunmehr zu berathen.

Nicht jenes rosig heitere Gefühl lyrischer Entzückung, welches die Märztage des Jahres 1848 zum größten Theile beseelte, empfand jedoch damals M. H.

Der Empfindung seiner Freude über das Zusammenbrechen absolutistischer

Satzungen gesellte sich ein Beigeschmack der Verbitterung zu und eine leidenschaftliche Erregung, wie sie bei der sonstigen maßvollen Individualität des Dichters selten wieder zum Ausbruche gelangte. M. H. wurde in den damals gebildeten Nationalausschuß gewählt.

Eine festere politische Wirksamkeit entwickelte jedoch erst dieser für Reformen begeisterte Schriftsteller im Jahre 1849, als ihn der Leitmeritzer Kreis in den Frankfurter Reichstag gewählt hatte.

Es ist natürlich, daß dieses Jahr in literarischer Beziehung, je mehr sich der Autor als Parlamentsmann den Tagesfragen zuwandte, steriler ausfallen mußte.

Die unmittelbare Frucht dieser Tage war die „Reimchronik des Pfaffen Mauritius", eine politische Tendenzschrift im strengsten Sinne des Wortes, ein Schiboleth der Linken des Frankfurter Tages.

Durch die ätzende und zersetzende satyrische Tendenz dieses Büchleins mußte sein poetischer Werth in den Hintergrund treten, wiewohl sich diese populären Reimsprüche bei allen Parteien der zahlreichsten Leser erfreuten. Mit schonungsloser Schärfe geißelt M. H. in der Reimchronik von seinem Standpunkt alle Mißstände und Verkehrtheiten, welche die Bestrebungen zur Einigung und politischen Befreiung Deutschlands so kläglich scheitern ließen. Mit beißender Lauge werden darin alle halben Politiker der Pauluskirche übergossen und die vorzüglichsten Führer des Reichstages satyrisirt. Die heftigsten Schwertstreiche werden gegen die rechte Seite und das Centrum geführt, wiewohl sich der Guerillaskrieg des Autors auch bis in die Reihen seiner Freunde erstreckt.

Einen Anspruch auf Fortdauer hat dieses Buch wohl nicht zu gewärtigen, da es eine mit dem Tage versunkene Tendenzschrift ist, aber sie prägt eine Seite unseres Autors scharf aus, die Begabung für satyrische Poesie, die ernster und sittenreiner sich erweist als die Heine'sche Muse, aber nicht selten im Kolorit an dieselbe erinnert.

Den entschiedensten Gegensatz zu diesem Werke — darum sei es hier sogleich genannt — bildet das zu Leipzig im Jahre 1851 erschienene Idyll: „Adam und Eva" in sieben Gesängen. Müde des Kampfes am Felde der Tagespolitik hat sich der Dichter auf das streng abgeschlossene Gebiet jener Idylle geflüchtet, zu welcher Voßens „Louise" und Göthe's „Hermann und Dorothea" das Musterbild gab. Es ist wie diese Werke in Hexametern geschrieben, die ein deutsch-böhmischer Dichter Karl Egon Ebert vor ihm in seinem „Kloster" auf so ausgezeichnete Weise gehandhabt hatte.

Hier ist keine Spur jener tumultuarischen Erregung zu finden, welche sich in den früheren Werken des Dichters gespiegelt, und in welchen das ruhlose Blut des Politikers hin und her wogte.

Wie bei „Herrmann und Dorothea" muthet bei „Adam und Eva" jene Seelenruhe und jenes Wiedergeben wirklichen Lebens und Webens in so hohem Maße an, wie es eben nur dem wahren Epiker eigen ist, wenn er nicht blutige Heldenthaten oder tragische Momente der Geschichte besingt.

Dieses Gedicht scheint psychologisch dem Bedürfnisse der Seele entsprungen gewesen zu sein, wieder einmal eine Poesie zu schaffen, die um ihrer selber Willen entstanden ist und den aufgeregten Tendenzen des Tages am fernsten steht.

Auch scheint gerade den Verfasser der Versfuß des Hexameters angezogen zu haben, den er darin zum ersten Male geübt.

Das Jahr 1849, dem wir die Entstehung dieses Gedichtes zuschreiben müssen, war für M. H. ein äußerst bewegtes gewesen, da er sich mit stürmischer Hast in die hochgehenden Wellen der gährenden Zeit stürzte.

Als Verfasser der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" vermochte er noch einmal in der Eigenschaft des politischen Schriftstellers die Feder zu führen.

Es kamen aber bald verhängnißvolle Tage für den Dichter, indem er die Barrikaden bestieg und mit Robert Blum zu Wien gemeinsame Sache machte.

Mit genauer Noth entzog er sich durch Flucht der Vollstreckung des über ihn verhängten Todesurtheils.

Ein zweites Mal hatte er sich also für seine Heimat unmöglich gemacht, ein zweites Mal belastete er sich mit der Martyrkrone der Verbannung, ein zweites Mal mußte er in der Schweiz und in Paris sich eine zweite Heimat begründen helfen. Und als hätten diese Erfahrungen ihn regenerirt, gaben sie ihn alsbald wieder dem tieferen Kernpunkte seines Wesens und Seins — dem poetischen Schaffen in intensiverer und extensiverer Weise zurück.

Ab und zu noch betheiligte sich in späteren Jahren M. H. an politischen Tagesfragen, aber maßvoller als ehedem und gewiß nicht in der Absicht, sein politisches Leben weiter zu führen und sich an demselben in hauptsächlicher Weise auch schriftstellerisch zu bethätigen.

Seine Berichte vom Schauplatze des Krimkrieges, die er für die „Kölner Zeitung" geschrieben hatte, liefern einen Beleg für das oben Gesagte.

Die Poesie als *solche*, die Kunst war nunmehr auf den Pfaden der Resignation seine treue Begleiterin geworden. Hier hatte er von seinen ewigen Idealen noch nichts eingebüßt. Geläutert, gereinigt ging er aus dem politischen Tageskampfe hervor, um jetzt erst als Poet sein Allerschönstes zu dichten, weßhalb wir auf seine nachfolgenden poetischen Werke noch tiefer einzugehen gedenken.

Nach all den furchtbaren Katastrophen der politischen Verfolgung und des politischen Martyrthums hatte der Verfolgte, hatte der Flüchtling sich eine derartige Unbefangenheit und Sammlung des Geistes zu bewahren gewußt, daß so zu sagen noch auf der Flucht die reizendsten *epischen Geistesblüthen* entstanden sind, die uns der Verewigte überhaupt geboten.

Es ist eine psychologische Merkwürdigkeit, wenn wir nicht etwa die Wirkung des geistigen Gegendrucks annehmen wollen, daß ein Poet, der noch vollgefüllt war von den Schauern eines gegen ihn geschleuderten Todesurtheils, welcher müdegehetzt war von täglicher Verfolgung, müde des welken und theilweise blutgetränkten Lorbeers einer besiegten Tagespolitik — daß solch ein Mann im heitersten freiesten Fluge, für fern gelegene Stoffe begeistert, in ruhiger Klarheit *Episches* zu produciren vermochte.

M. H. war eben von Österreich aus und nach der Katastrophe des Stuttgarter Rumpfparlaments als flüchtiger Reichsbote auf der Reise durch die Schweiz und durch Frankreich im Jahre 1849 begriffen und dem Wehrlosen, dem Bedrängten fielen so zu sagen die schönsten epischen Erzählungen zu Boden, die er soeben geschaffen hatte.

Ein intelligenter Verleger, Leske in Darmstadt (1851), hob sie aber auf und brachte sie der Welt als eine Zierde der deutschen Literatur.

Diese größte Offenbarung unseres Dichters ist ein Cyklus poetischer Erzählungen, die er „*Schatten*" betitelt hat. Warum eben Schatten? Enthielten sie nicht eben so viel Licht? —

Vielleicht darum, weil diese Geschichten doch tragisch enden oder ihr Grundcharakter doch Wehmuth ist. Unter diesen schönen epischen Gestaltungen unwiderleglich die schönste — weil auch die *deutscheste* — ist „*Louise von Eisennach*."

Es ist die alte Geschichte vom gebrochenen Frauenherzen, die ewig wahr bleibt. Es geht daran zu Grunde, daß der kalte und herbe Ahnenstolz eines Fürsten von Eisennach über seine Tochter Louise Gericht hält, weil eben nur ein Ritter zweiter Kategorie der Gegenstand ihrer Liebe ist.

Diesen mittelalterlichen, banalen Stoff wußte aber der Dichter mit einem poetischen Reiz der Behandlung zu übergießen, wie er dies Gedicht zu einem Meisterwerk ersten Ranges stempelt. Der Vers wiegt sich wie eine Libelle über

Blumenkelchen und die pathetischen Stellen erheben sich darin zu wahrhaft dramatischer Energie.. Wie schön, wie echt weiblich die Stelle, die Louisen kennzeichnet:

„Leb' wohl mein Fürst und gehe nicht zu hart mit ihrer holden Jugend, mit ihrer Liebe ins Gericht, denn Liebe ist des Weibes Tugend, des Weibes Glanz und Ruhm und Pflicht."

Das Topische — die Wartburg und ihre Umgebung — ist trefflich gemalt, trefflich geschildert, wofür unbedingt dem Dichter die Palme gereicht werden muß. Dies Produkt ist noch eine Eingebung des holden Maimonds 1849 und zu Frankfurt geschrieben, also noch weit vor den stürmischen Oktobertagen Wiens, in deren Strudel sich M. H. gestürzt hatte.

Dagegen minder befriedigt schon die zu Genf 1849 geschriebene poetische Erzählung: „Batthiany."

Der Dichter schildert den edlen Grafen in dem Moment, bevor er zur Richtstätte tritt, und wo er sich soeben den Dolch geben will. Es ist daher das Ganze ein Selbstmordmonolog und im späteren Verlaufe der Monolog eines Gerichteten. Was soll aber die Betonung der deutschen Trommel bei dem Hochgericht? —

Wie sich gewisser Maßen in diesem Gedicht theilweise die eigene Situation des Verfassers spiegelt, so ist es auch mit der dritten Erzählung: „Die Verbannten von Locarno" der Fall.

Man verspürt es, daß diese Verherrlichung religiöser Flüchtlinge zu Montreux (1849) ein politischer Flüchtling geschrieben habe. Die verbannte Sekte begehrt vor Zürichs Thoren Einlaß und erhält nicht bloß diesen, sondern auch in liebreicher Weise noch Duldungs-, Ansiedlungs- und Heimatsrecht. Aus Bürgersmund tönt die tröstliche Kunde:

„Ihr habt ein Vaterland verloren, Ihr habt ein Vaterland gefunden!"

Das vierte Stück dieser Sammlung: „Kalotas, der Bund der Gleichen", das seltsamer Weise von einem Literarhistoriker sehr hoch gehalten wurde, ist ein visionäres und nahezu mystisches Phantasiestück, ein Plaidoyer für eine ideale Brüderlichkeit, wo der Held mit einem Genius in diesem Sinne Zwiesprache hält. Da unseres Dichters Natur durchaus klar angelegt ist und ihm Alles näher steht als eine seraphisch vom religiösen Mysticismus angehauchte Verhimmelung, ist ihm folgerichtig diese Pieçe viel minder gelungen. Offenherzig müssen wir gestehen, sie auch nicht einmal verstanden zu haben.

Wahrhaft klassisch kann aber wieder die fünfte Erzählung des Buches „Sackville" genannt werden. Sie erinnert im Kolorit und der Klangfarbe an die poetischen Erzählungen Walter Scotts, mit welchem auch die Aehnlichkeit Scott'scher Schauplätze vorhanden ist. Mit Rembrandt'schen Lichteffekten stattet M. H. seinen Helden Sackville aus. Er soll sich eben mit Brüce im Kampfe messen, dem er nicht verzeihen kann, daß er anzüglich von einem Ritte gesprochen, auf dem Sackville Elisabeth, die flüchtende Königstochter Englands, die Gemalin des Winterkönigs, nach der Schlacht am weißen Berge in Gewahrsam gebracht.

Bevor Sackville mit Brüce zum Duelle geht, erzählt er am Rendezvousplatze der Blüthe des Ritterthums sein sittenreines Abenteuer. Die Art dieser Erzählung ist unübertrefflich. Seine partheiischen Empfindungen für die Schwärmereien eines unabhängigen Böhmens kann jedoch M. H. hier noch ebenso wenig verwinden, als in „Kelch und Schwert." Indeß schließt diese meisterhaft behandelte Erzählung doch nur wie eine Episode, weil der Dichter dem vorbereiteten Duelle, welchem Seitens des Lesers mit begreiflicher Spannung entgegengesehen wird, am Schlusse des Gedichtes keine ganzen drei Zeilen widmet: „Und es wurde das Thal der Schauplatz bald einem tödtlichen Leide, Sackville und Brüce —

sie fielen Beide." — Dieses prächtige epische Gebilde schuf Moriz Hartmann schon im Jahre 1850, wo er in Paris angelangt war.

Zwischen diese Erzählungen schob er noch ein paar lyrische Tagebuchblätter unter der Ueberschrift: „Intermezzo", eine reiche Serie theils wehmüthiger, theils glühender, theils selbst ironisirender Liebesgedichte, deren größter Vorzug die Reinheit der Form und eine nahezu Göthe'sche Durchsichtigkeit ist. Es sind deren drei und dreißig, auch einige reizende Nachdichtungen nach Petöfi.

Betrachten wir die meisterhafte Abrundung der epischen Gestalten in den „Schatten", so müssen wir zugestehen, daß sie einen offenbaren Fortschritt gegen die unruhigen und nur allzu leidenschaftlich bewegten Erscheinungen in „Schwert und Kelch" bekunden.

Wir können dem Poeten um so weniger auch subjektiv über dies Werk unsere Bewunderung versagen, als dasselbe eine fabelhafte Beherrschung seiner Selbst voraussetzt. Jeder andere Poet von geringerer Entschlossenheit würde es nicht über sich gebracht haben, in dem Augenblick, wo noch die schrecklichsten Erfahrungen eines Verfolgten in der Seele nachzittern müssen, sich so idealen Dichtungen in die Arme zu werfen.

Wir können hier rückhaltslos konstatiren, daß diese Erzählungen das hervorragendste Talent unseres Dichters, nämlich seine epische Seite bewahrheiten.

Die Kunst, schön und maßvoll zu erzählen, hatte ohnedies M. H. in so hervorragender Weise, daß seine Freunde sie als seine liebenswürdigste Eigenschaft auch im Leben schätzten.

Diese wuchs selbstverständlich mit den Jahren, nachdem diese nirgends ruhende Ahasverusnatur bereits die halbe Welt durchreist hatte.

Allenthalben, wohin er sich wandte, brachte dieser fein beobachtende Geist stets neue Anregungen mit. Wir können nicht allen seinen Werken, all seinen touristischen Pfaden folgen, die vom Jahr 1850 ihn erst recht in das Weite führten. Wir wollen eben nur diese Vorgänge, soweit sie mit der poetischen Produktion im unmittelbaren Zusammenhange standen, ins nähere Licht stellen.

Schon im Jahre 1850 durchwanderte M. H. Frankreich, England, Irland und Schottland, und verbrachte die Wintersaison auf 1851 in Paris. In diesem Jahr bereiste er die Provence und Languedoc, was den Niederschlag eines reizend geschriebenen „Tagebuchs" gab. 1852 ging er nach der Bretagne und das nächste Jahr abermals nach England. Bekannt ist, wie er sich sodann nach dem Orient eingeschifft hatte, und erst im Jahre 1855 als ein kranker Mann nach Paris kam, bekannt, daß seine poetische Thätigkeit in diesen Jahren zeitweise durch eine Nebenbuhlerin — die Publicistik — unterbrochen wurde. M. H. schrieb während des Krimkrieges als Reporter der „Kölner Zeitung" und verrieth damals nicht bloß ein äußerst achtbares Talent als politischer Berichterstatter, sondern manifestirte sich auch als einer der begabtesten Feuilletonisten der Jetztzeit.

So gaben die Fünfziger Jahre unseres Poeten ein kunterbuntes wechselvolles Nomadenleben, und eine nach vielen Richtungen greifende Thätigkeit. Das Maßvolle und das Edle seines Wesens hütete ihn einerseits vor Zersplitterung, anderseits vor dem Handwerk des Büchermachens und vor der Sünde der Reclame. Ein Mann seiner persönlichen Bedeutung, seiner mannigfaltigen Beziehungen, seiner Freude am Leben und Schaffen hätte leicht scheitern können an den oben bezeichneten Klippen, an welchen noch befähigtere, aber minder charaktervolle Individualitäten verkamen.

Wir haben Gelegenheit abermals aus den Büchern, welche M. H. zu Ende der Fünfziger Jahre veröffentlichen ließ, zu entnehmen, welch ein fester, edler und guter Kern, welch ein auf das Reinkünstlerische gerichteter gediegener idealer Sinn alle seine literarischen Unternehmungen seither durchdrang.

Da gibt uns zunächst das Buch: „Bilder und Büsten" (Frankfurt,

Meidinger 1866) unterhaltenden und belehrenden Aufschluß, wie M. H. seine unterbrochenen Aufenthalte in den letzten Fünfzigerjahren benützt hatte, um sich künstlerisch in der Seinestadt zu bereichern.

Heimische wie fremde Talente im Gebiete der Poesie, auf dem Felde der bildenden Kunst, im Reiche der Töne standen seinen Wahrnehmungen nahe, und allenthalben war er bemüht, auch dem individuellen Charakter des Künstlers wie des Menschen gerecht zu werden, und jene Künstlernatur am höchsten zu stellen, welche frei vom Scheinleben auf das Gehaltvolle hinwirkt.

Vor Allem wird Beranger (1857) nicht blos als anmuthiger Dichter seiner Nation, sondern auch als politischer und menschlicher Charakter in treffenden Zügen geschildert.

Ein Dichter, wie Beranger, der die gewaltigsten Umwälzungsepochen Frankreichs als aktiver Zeitgenosse mitgemacht hatte, und stets der Ausdruck der Gesinnung seines Volkes war, so daß seine ursprüngliche harmlose: „chanson" zuweilen zur fürchterlichen Waffe wurde, mußte an M. H. sympathisch anklingen. Interessant ist bei dieser biographischen Skizze Berangers die genetische Entwickelung seines poetischen Geistes, die hier mit dem meisten Nachdruck behandelt wird.

Zwei so ziemlich aus derselben Zeit stammende Essays führen uns die Büsten der beiden berühmtesten Plastiker der Neuzeit vor, der erstere behandelt jenen Bildhauer François Rude, um den sich die Romantiker und Klassiker streiten. M. H. legt ihn uns mehr psychologisch und biographisch, als künstlerisch durch die Wirkungen seiner Werke dar und leitet den Aufsatz durch ein historisches Exordium über die Beschaffenheit der provinziellen Franzosen ein, Rude war nämlich ein Burgunder. Der zweite Essay behandelt den berühmten Bildhauer Barye, der sich durch seine Thierwelt in Broncen verewigt und geht wieder im Gegensatze zu der ersteren Behandlungsweise mehr von der Erscheinung aus, die Schilderung seiner plastischen Werke selbst plastisch bildend. Aus dieser Skizze wird vorzüglich klar, welch tiefen und feinen Blick der Verfasser auch in das technische Gebiet der bildenden Kunst geworfen habe. Stoffverwandt schließen sich an diese Abhandlungen „Die Wanderungen durch Pariser Ateliers" an. Die Art und Weise, wie M. H. über Maler und Malerei spricht, hat stets das Gepräge der Ueberzeugung für sich. Er führt uns nicht allein die den Künstler erfüllenden Ideen, sondern auch die Form der Behandlung mit seltener Treue vor das Auge.

Eine andere Skizze (1859), Stephan Heller, der Virtuose und Komponist, gilt als das Bild des Kampfes deutscher Virtuosen in der französischen Weltstadt. Endlich glaubt Paris an den Genius dieses stolzen Charakters, der sich dem Verlangen der Mode nicht beugen mag.

Dieses Buch enthält noch zwei Gegenstücke, eine in's politisch-staatliche Gebiet streifende brillante Schilderung der „Fürstin Orsini", dieser machtvollen „Gouvernante Spaniens", ein Memoire, das als ein passender Leitstern für die dramatische Behandlung dieses Stoffes dienen könnte, daneben die ganz friedvollen „Bilder aus Dänemark" (1858—1859), welche den Leser durch ihren treuen warmen Beschreibungston anmuthen.

Uiberhaupt begleitet unsern Touristen allenthalben ein historischer Geist, in dessen Durchdringung es M. H. sehr weit gebracht hat. Uibrigens ist dies nicht die einzig rühmenswerthe Seite dieser Bilder, sondern der über sie gebreitete wahrhaft durchsichtige Calam'sche Hauch der Landschaft.

Ein dritter Vorzug dieser Schilderungen aber besteht darin, daß der Schilderer in Folge seiner reichen Erfahrungen die Eigenthümlichkeit des Nordens mit der des Südens, dieses Meeres mit jenem, dieser Landschaft mit jener in frappantester Weise vergleicht.

Allein nicht bloß der historische Geist begleitete allenthalben unsern Wanderer,

ein ihm zunächst verwandter in noch viel höherem Grade, nämlich das schalkhafte Kindesantlitz des Volksmährchens.

M. H. hat sich nicht wie Andere seine Mährchen abstrakt erfunden, er hat sie nacherzählt den Müttern der Nationen und darum wirken sie auch oft mit elementarer Kraft sogar auf das kulturbeleckte Gemüth. Unser Autor steht als wandernder Ahasver mit allen Erd-, Luft- und Berggeistern aller Länder und Nationalitäten stets im kontinuirlichen Zusammenhang und weiß aus jedem Grunde edle Erze der Geschichten und Sagen zu schürfen.

Offenbar hat er sich nicht bloß um die wandernde Sage — die selbst ein Ahasver ist — in den Hütten des Volkes umgesehen, sondern auch in den Büchern der Gelehrten und Ungelehrten jeder Nation. Ihm gilt aber stets das Mährchen als solches nicht viel; sondern insoweit es den topischen oder nationellen Geist einer Gegend, ihren Glauben ihre Philosophie und ihre seelische Physignomie portraitähnlich ausdrückt, wird ihm das Mährchen in der von ihm gewünschten Bedeutung. Hiedurch erhebt sich der Mährchengeist gewisser Massen zum geschichtlichen wieder, und wächst so aufgefaßt zur höchsten kulturhistorischen Bedeutung.

Die Touristentasche unseres Dichters ist stets neuer Sachen und Sächelchen auf diesem Gebiete voll. Dies beweist so recht überzeugend sein Buch der „Mährchen und Geschichten aus Osten und Westen". (Braunschweig, Georg Westermann 1858.)

Unter den orientalischen ist der „Heilige Scheich von Abdallah" als das sinnreichere, „Die Rothbärte" als das mannigfaltigere der Mährchen zu bezeichnen. Der Held des ersteren Mährchens verliebt sich trotz seiner Frömmigkeit auf der Reise in die am Brunnen waschende Tochter eines Nazarenerkönigs. In wahnsinniges Hinbrüten und Sklaverei versinkend wird er Schweinehirt. Doch als ihn einer seiner Jünger ermahnt zurückzukehren, geht er. Nun aber erscheint die Nazarenerkönigstochter in seinem Heimatslande und bekennt sich zum Islam.

Das zweite Mährchen „die Rothbärte" erzählt von einem Kaufmann, der seinem Sohne Schätze hinterläßt, mit der doppelten Warnung weder dem Meere noch den Rothbärten zu trauen.

Das Meer, welches ihn verlockt, hätte ihn im Sturme beinahe verschlungen, im Lande der Rothbärte erhält er zwar gehäufte Diamanten, aber verliert das Vertrauen an die Menschheit. In den Details des letzteren Mährchens breitet sich vorzugsweise das Element des Widersinnigen aus.

Noch ein drittes erzählt uns M. H. aus dem Orient vom „Emir im Lande Tham", der einen guten und einen bösen Tag hat. Nachdem aber einem Flehenden gelingt, daß sein Freund richtig zurückkehrt, damit er als sein Bürge nicht enthauptet werde, hat der Emir von Tham keinen bösen Tag mehr. Wer erkennt hier nicht die Fabel der Schillerschen „Bürgschaft"?

Aus der russischen Sagenwelt bringt uns M. H. die allerliebste, gar niedliche Geschichte: „Die Zuckererbse". Princeß Zuckererbse vermag das Gefährlichste schadlos zu thun. Allein quod licet Jovi u. s. f. Zuckererbse schneidet sich die Nase ab, sie wächst nur noch viel schöner nach, dem Hofstaate aber nicht, sie badet sich in siedendee Milch, die Hofdamen gehen daran zu Grunde, sie fährt auf einem Teppich über das Meer, die Hofdamen untersinken.

Fabula docet: „Was Einer kann, kann nicht der Andere, Zufriedenheit ist die schönste Nase, das beste Bad, der kunstvollste Teppich.

Aeußerst poetisch, gehaltvoll und tiefsinnig, so daß sie sich der kurzen Stoffangabe entwinden, sind noch zwei andere russische Mährchen: „Von den zwei Eimern" und „Die Schlangenkönigin." Der Name der Schlangenkönigin mußte errathen werden, um sie vom Banne zu erlösen. Einem Werber und Helden gelang es, aber erst nach Jahren. Sie hieß: „Láska" (Liebe). Doch als er den Namen

errathen, war sein Bart auch schon weiß geworden. Nun war es durch dieses trop-tard um sein Glück geschehen.

Diese Stoffe brachte der Orient heim, was der Occident?

Am duftigsten, am durchsichtigsten gehalten ist die Atmosphäre der „Irischen Mährchen", wie das vom Könige O Dongue, der zum Beweise seiner Kraft den Stein, welcher den See verschließt, wegwälzt und dadurch eine Uiberschwemmung verursacht. Gequält, über sein Land so viel Leid heraufbeschworen zu haben, stürzt er sich in den See. Doch um der Gemal der schönsten Elfe zu werden, in deren Reich es wundervoll hergeht, mußte er vorerst beweisen, daß ihm auf der Erde vergeben worden sei. Reizend sind darin die Beschreibungen der Traumwelt ausgeführt. Humoristischer dagegen ist die Geschichte „Vom König Lawra", von dem Midas der irischen Sage mit Eselsohren, der, um unentdeckt zu bleiben, die Barbiere stets in die andere Welt schickt. Einem von ihnen gelang es aber zu entkommen und dieser vertraut das Geheimniß einer Baumelfe. Diese wieder sagt es der Weide, deren Zweige, zum Harfenholze benützt, es austönen und dem Volke verkünden, so daß Se. Majestät der König für gut zu befinden geruht haben, seine Eselsohren fürder nicht hinter langen Haaren zu verbergen.

Aus Spanien bringt uns M. H. Bascische Sagen. Die vom Animo schließt etwas in sich, was der Geschichte vom verwunschenen Prinzen sehr gleicht sieht.

Während hier zwei Menschenseelen vertauscht werden, ist es hier eine Menschen- und eine Bären-Seele. Ein Mährchen des Aberglaubens ist der Saludador, der Heikünstler mit dem Kreuze auf der Zunge, auf dessen zukünftige Schätze sein eigener Vater spekulirte. Unser Saludador heilte aber nicht um Schätze, er heilte umsonst, was man allgemein verachtete. Er heilte sogar seine Königin, nahm nicht das ihm dargebotene Gold und die Edelsteine an, dafür nahm aber Beides der Vater. Da heilte der Sohn ferner am Meere und ging nach Amerika und heilte dort. Endlich das letzterzählte bascische Volksmährchen: „Herbadilla" ist die wiedererzählte Sage von Vineta, der meerversunkenen Stadt mit all ihren Palästen und Herrlichkeiten. Es ist eben eine Legende aus dem Bocagio. Es liegt auch schon etwas leichter, seichter französischer Witz darin. Dieses Mährchen bildet den Terrainübergang nach den französischen Mährchen. Ein ergötzliches Mährchen aus der Auvergne ist: „Das Gewissen"; uamentlich der in dem Magen eines sehr für ehrlich gehaltenen Mannes mäckernde gestohlene Bock ist ein prächtiges argumentum ad hominem. „Der wilde Jäger in Frankreich" ist mit der deutschen Sage vom „wilden Jäger" so ziemlich identisch. „Das Gesicht der Prinzessin Marie von Orleans" ist sozu sagen ein modernes Mährchen aus den besten Gesellschaftskreisen. Diese Tochter Louis Philipps — geschickte Bildhauerin — bekommt, im Antikensaal zur Nachtzeit modellirend, eine Vision, in welcher die Guillotinirung und Entsetzung französischer Könige einen Schatten wirft, zu welcher noch das Zukunftsbild hinzutritt, wo ihr Vater in einer Blouse flüchtet. Dieses Bildniß vor dem inneren Auge — sei Prinzessin Marie alsbald gestorben.

Zwischen dem Orient und Occident sollte nun eigentlich die reiche und gemüthliche Mährchenwelt Deutschlands vermitteln, dieses Buch bringt aber nichts mehr als ein einziges dünnes sogenanntes deutsches Mährchen. Es ist das einzige, welches eigentlich von dem Dichter erfunden wurde, und es ist eigentlich nichts weiter als eine politische Satyre in Mährchenform.

Irgendwo in dem Winkel eines alten Saales — ich glaube zu Frankfurt a. M. — steht ein riesiger alter Ofen. Erst später bekommen es die Antiquare heraus, daß es ein Ofen des Barbarossa war. Die Attachés des alten deutschen Bundes halten im Saale ihre Rathssitzung. Es ist frostig, man kann sich daher

aß nicht wundern, daß es dem Rothbart im Kyffhäuser zu kalt geworden, daß — wie es Gewohnheit — seinen alten Ofen heimsucht, um sich ein wenig zu ärmen. Da schickte einmal zu Neujahr der Hausherr, den die Attachés gar nicht gardirten, jedem ein Stück dieses Ofens mit dem betreffenden Wappen darauf.

In diesem Mährchen spucken Heine'sche Kobolde und Neckgeister, dasselbe nnte mit Beziehung auf die neuesten Ereignisse in Deutschland manche Fortzung erfahren.

Außer diesem einzigen deutschen Mährchen hat uns noch M. H. die bekannten errault'schen Mährchen neuerzählt und Gustav Doré hat sie in einem mehrmals rlegten Prachtbande (Stuttgart, Hallberger) wundervoll illustrirt. Es sind dies e altbekannten Mährchen: „Das Rothkäppchen", „Der kleine Däumerling", Das Dornröschen", „Aschenputtel", „Der gestiefelte Kater", „Eselshaut", „Die ee", „Blaubart". Sie sind aber nicht im Geiste der Gebrüder Grimm oder dwig Bechsteins, das ist in dem echten deutschen Geiste nach- und wiedererzählt, ndern in dem leichtfertigen, flitternden, von dem pikanten modernen Stiche ankränkelten Perraulti'schen Geiste.

Vielleicht war dieser Geist eine Concession an das Unternehmen, allein es u ß t e nicht sein, um so weniger, als die Illustrationen von einem wahrhaft nst würdigen Style durchdrungen sind, der sich mehr nach dem eigentlichen ittelalter als nach der eleganten Rennaissance oder nach dem spielenden Rokoko ichtet.

Echt deutsche Mährchen ist uns daher dieser begabteste Mährchendichter M. . schuldig geblieben.

Wir müssen auch hier eines andern mit dem obigen gleichzeitig erschienenen uches erwähnen, das Mährchen in Versen enthält, die gleichfalls aus dem Orient id aus fremden Zonen herübergeholt sind.

Dies Buch ist eine Sammlung prachtvoller Gedichte: „Zeitlosen" betitelt. Braunschweig. Vieweg und Sohn 1858.)

Die erste Abtheilung enthält nebst Balladen und kurzen Erzählungen wieder el an die Mährchenwelt Anklingendes. Der Erzähler feinpointirter Anekdötchen und ifreicher Blüetten in Versen, wie ihn der Franzose liebt, bewährt sich auch hier. agen — anmuthig, sinnig, wahre Fruchtstücke mit edlem saftigen Kern und ch voll Farbe und Duft.

Die Balladen — eigentlich keine Balladen, das Pragmatische, das Faktische itt dabei zu sehr in den Hintergrund, dagegen thut sich das Doktrinäre hervor, ner lehrhafte orientalische Geist, wie er bei gebildeten Genossen vom Stamme s Dichters so häufig zu treffen ist. Wir erkennen abermals in dem Reichthum r hier in äußerst gewandter metrischer Form gebotenen Stoffe den Touristen, r aller Herren Länder mit rüstigem Wanderstabe durchstreift, und dessen orientirter, cht bloß nach Außen auch nach Innen gekehrter Sinn in jedem Lande, in jedem indergebiet ja in jedem Städtchen, an jedem Quell, wo er sich angeregt fühlt, n lokalen Geist aufsucht und in die nach Nation und Ort individuell gefärbte ämonenwelt so gerne hinübergreift.

Nebst dem Abschnitte, der Kleingerahmtepisches bringt, enthalten die „Zeitsen" auch noch eine Abtheilung: „Leben und Weben", in denen erotische t allgemeininhaltlichen Gedichten wechseln.

Die erotischen Gesänge dieser Periode thun sich mehr durch Innigkeit und rtheit der Empfindung, als durch Größe des Gefühls und Gewalt der Leidenaft hervor, sie tragen indeß den so wohlthuend wirkenden Stempel des Erlebten sich. Der Ortswechsel, das Phänomenale der weiblichen Erscheinungen in der eltstadt und das in dieser Hinsicht leicht entzündbare Herz unseres Poeten sichert n eine reiche Vertretung der erotischen Poesie. Manche flüchtig vorübergleitende auengestalt, manche an den Dichter nur streifende Erscheinung wird auf einen

Moment festgehalten und ihr in irgend einer Weise gehuldigt — dieser Dam auf dem Parket, jener auf dem Krankenbette. Hie und da mischt sich zwar nich genuin, aber nothwendig dem Pariser Leben unbewußt abgenommen ausnahmsweis ein kleiner feiner frivoler Zug in die reinen Klänge dieser dem Gemeinen stet abgekehrten Dichterseele. Feingefeilte Sonette, mehr der kühlen Betrachtung al irgend einem primitiven Gefühl gewidmet, wechseln mit epigrammatischen Kern sprüchen ab, würdig eines orientalischen Weisen.

Eine gleichfalls lyrische und abermals erotische Abtheilung des Buches hat d Dichter „Symphonien" überschrieben. Wenn ein Komponiteur Ecklogen komponir warum sollte ein Dichter nicht auch Symphonien dichten? — Sie sind ei erotischer Erguß und bewegen sich in sanften Windungen obenmäßiger Metre ein Versuch des Poeten, wie sich seine für die mannigfachsten dichterischen Forme erprobte Empfänglichkeit im antiken Schema bewähren werde? Die äußere For dieser Symphonien ist wahrhaft prachtvoll, dagegen der innere Gehalt stellenwei etwas gewaltthätig.

Wie eine Reminiscenz, wie eine Erinnerung einer frühern Lebensperiod aber eben darum auch schon wie ein Anachronismus nehmen sich die in die Sammlung verirrten: „Lieder der Heimkehr und Flucht" aus. Sch durch den Stoff bedingt und durch ihre subjektive Lebenswahrheit sind diese Gesäng kräftiger, elementarer, daher auch gewaltiger an des Lesers Herz greifend, a alle andern Gesänge dieses Buches.

War M. H. in seinen andern in eine schwere Verfolgungszeit fallenden Pr duktionen durch seine objektive Abgeschlossenheit und Ruhe wahrhaft bewunderung würdig, wie wir dies namentlich an seinen kleineren epischen Werken wahrzunehm Gelegenheit hatten: so läßt sich der Lyriker in dieser der Erinnerung sein Erlebnisse gewidmeten Abtheilung in Betreff seiner Stimmungen die vollkomme Aeußerungsfreiheit. Wir fühlen alle Wehmuth der Trennung vom Elternhau alle Freuden momentanen Wiedersehens, alle Affekte abermals gestörter Ru alle Athemzüge der Angst, der Furcht und des Entsetzens in ergreifender We mit ihm. Und nicht so sehr um Seiner selbst willen, als vielmehr um seiner Elte um seiner Schwester willen überkommen ihn diese bald stürmischen, bald elegisch Stimmungen.

Kein Poet hat — wir müssen es zur Ehre seines Herzens wiederholt beton — den Gefühlen des Sohnes, den Empfindungen echter Kindesliebe einen tiefergreifenden Ausdruck gegeben, als eben dieser Poet. Keine Mutter wur in tiefinnigeren Liedern besungen als Hartmanns Mutter. Und wie mit sein leiblichen so war er auch mit seiner geistigen Mutter — mit seiner Heimat guten und trüben Tagen aufs Engste verwebt und verwachsen.

Und wie er einmal nach Jahren der Entbehrung heimkehrt zur heimisch Schwelle und das Mutterhaus im Lauf der Zeiten so zu sagen ein ander geworden, da ruft er halb verzweifelt, halb resignirt aus:

„Das Leid ist verblichen, das Glück verdorben",
„Die grünende Hütte ist ausgestorben!" —

Das ist subjective Stimmungspoesie im eigentlichen Sinne des Wort Noch begegnen wir aber andern Abtheilungen der „Zeitlosen" von ganz ve schiedenem Inhalt. Da ist es zunächst die Erzählung „Camao", die uns du ihren düsteren und dem Charakter der südlichen Romanze nachgebildeten Typ zu fesseln vermag. Camao ist eine Erzählung, die auf dem Boden Lissabo spielt, und in welche die Geschicke des unglücklichen Louis Camoëns so geist haft hineinspielen. Da haben wir endlich auch Beiträge „aus dem Süden etwas trübe melancholisch-angehauchte Weisen. Es ist der Meeresstrand v Althellas, der den Dichter so tiefernst stimmt. Ein einziger kurzer Ton, ei Apotheose an das Leben hebt sich darin zur Siegesfreude empor:

„Tagwerker lieber hier," — „Als ein Achilles bei den Schatten."—

Eine dankbare Schlußgabe des Buches bilden einerseits die „Bulgarischen Volkslieder" anderseits die Übersetzungen der Gedichte eines Frai Luis Ponce de Leon.

Zwischen den Beiden liegt ein Gegensatz, der nicht größer sein kann. Hier bei den Bulgaren reale Wehmuth. reale Freude des Volkes, Bulgarischer Mutterwitz, dort bei dem Spanier — ideale Wehmuth, ideale Freude, hier Ausdruck des Volksbewußtseins, dort sich über die Massen erhebende Individualität, hier volksthümliche Naivetät, dort aristokratischer Ernst und hispanische Grandezza, und doch wußte beide Arten des Übersetzers anschmiegsamer Sinn in meisterlichster Weise in sich zu vereinigen.

Im Ganzen sind die „Zeitlosen" eigentlich nicht jene Blüthen später Herbststunde, wie sie uns traurig stimmen, wenn wir sie auf den Wiesen der Heimat gewahren, dazu liegt in ihnen noch viel zu sehr männliche Kraft, wir möchten sie eher die letzten Ähren vom poetischen Felde nennen, denn von nun ab begegnen wir den metrischen Produktionen des Dichters schon seltener, da er sich der Novelle und dem Romane vorwirgend in die Arme warf. Auch auf diese Produktionsart sei uns noch ein übersichtlicher Blick gegönnt, da er zum Abschluß des Totalbildes erforderlich wird.

Um nicht mißverstanden zu werden, müssen wir dieser allgemeinen Revue noch voraussschicken, daß wir die epische Seite unseres Autors als eine äußerst respektable, ja geradezu als seine bedeutendste Begabung ansehen.

Aber die Vergleichung seiner Leistungen auf dem streng epischen Gebiete dem des Epos und der epischen Erzählung in gebundener Sprache in Entgegenhaltung zu dem Roman und zu der Novelle läßt sogleich erkennen, daß er sich in dem ersteren Elemente viel vortrefflicher bewegte, als in dem letzteren.

Es würde uns zu weit führen, zu konstatiren, auf welchen Gründen diese befremdende Erscheinung beruht. allein, daß dies der Fall sei, ist eine von den meisten Beurtheilern unseres Dichters fest angenommene Thatsache.

Betrachten wir nur oberflächlich eine dem epischen Gebiete angehörende Produktion unseres Dichters, beispielsweise „Adam und Eva" ein bürgerliches Idyll in dem Genre von Göthes „Hermann und Dorothea", Voßens „Louise", Eberts „Kloster", und wir werden darin eine Ruhe und Behaglichkeit des Vortrags, einen streng objektiven Sinn, eine Festhaltung der leitenden Idee des Gedichtes und ein harmonisches Verhältniß seiner prächtig ausgearbeiteten Theile sogleich wahrnehmen, wie sie in keinem Romane, keiner Novelle dieses Schriftstellers in solcher Vollständigkeit anzutreffen sein. wird.

Detailmalereien, wie die Beschreibung einer alten Rokokouhr in diesem Idyll und wie andere hochgelungene „Stilleben", Stimmungen, wie diejenigen, die er seinem Helden bei Betrachtung landschaftlicher Reize in die Brust legt, haben wir weder in einen Roman, noch in einer Novelle dieses vielseitigen Autors so meisterhaft niedergelegt.

Wir glauben im Allgemeinen, daß das anmuthige Band der rhythmischen Sprachfessel, welches jedenfalls zu einer gewissen Beherrschung des Ausdruckes und oft zu einer bestimmten Begrenzung des gebotenen Stoffes führt, dem begten Sinne dieses Poeten einen vortheilhaft kalmirenden Ausdruck verliehen habe.

Nicht, daß der Hexameter dieses Idylls allenthalben tadellose Behandlung führ, und auch zugegeben, daß vielleicht eine andere metrische Form als eben des Hexameters dem Geiste dieses schönen Gedichtes ein noch anschmiegenderes Gewand verliehen haben würde: so müssen wir doch anderseits den feinen und innigen Geist dieser Erzählung bewundern und den Kunstbau ihrer Gliederung, der sie eben zu jener Höhe erhebt, auf welcher sich die Romane und Novellen dieses Poeten noch lange nicht befinden.

Eine der ersten Arbeiten von M. H. auf dem Gebiete des Romanes ist sein Werk: „Der Krieg um den Wald." Hier steht er auf heimischem Boden, noch ganz der Riese Auerbachs, der sich die Kraft der Schilderung, die Kühnheit und Lebenswahrheit der Komposition aus dem Urquell seiner eigenen Wahrnehmungen geholt hat. Damals noch nicht so ausgeprägter Politiker wie in den späteren Jahren hat M. H. schon durch diese Stoffwahl uns eine andere große Seite seines inneren Wesens erschlossen — die sociale.

Der Socialismus dieses Werkes ist aber kein abstraktes Gespenst eines Stubengelehrten, sondern die Folge einer frisch in das Leben versenkten Betrachtung und hat somit unseres Bedünkens eine größere Berechtigung als die Motive der Auerbach'schen Dorfnovellen, in deren erste Serie zu viel Spinoza in die schwäbischen Dorfgestalten künstlich hineinspintisirt ist.

Nebst den Anziehungspunkten für den Denker, welche zum größten Theile in dem socialen Elemente dieses Romanes liegen, ist es aber auch die gute Verwicklung und Entwicklung des ziemlich einfachen Handlungsstoffes und die von böhmischen Lokalschilderungen gesättigte Darstellungsweise, welche dem Romane gewiß auch bei dem größeren Publikum einen raschen Eingang verschafft hat, ohne demselben durch Trivialisirung des Stoffes oder durch Sensations- und Effektsucherei allzu viel Konzessionen zu machen.

Als ein Gegenstück dem Stoffe und der Form nach möchte ich einen neueren Roman dieses Autors bezeichnen. Gleichfalls von einer socialen Idee, namentlich in den Gegensätzen getragen, führt uns derselbe in eine moderne Zeit und in die feinsten Gesellschaftsklassen eines Kleinstaates, um allgemeine Standesgebrechen erbarmungslos bloß zu legen und auf die Fäulniß der Verhältnisse namentlich in industriellen und Adelskreisen hinzuweisen.

Dieser im Jahr 1868 der Bücherwelt übergebene Roman heißt: „Die Diamanten der Baronin", und wurde von M. H. einige Zeit vorher annonym aus äußeren Gründen unter einem andern Titel erzählt. Die meisten der in dem Romane enthaltenen Persönlichkeiten sind dem Leben einer deutschen Residenz entnommen und manche von ihnen förmlich abphotographirt, was folgerichtig dem äußeren Kolorit nicht zum Nachtheil gereicht, aber dafür der psychologischen Entwicklung hie und da Eintrag thut. Das realistische Element dieser Arbeit wirft auf die heutige Gesellschaft in ethischer Beziehung stark ernüchternde Streiflichter. Auch entbehrt sie vom rein künstlerischen Standpunkt im Ganzen genommen der ästhetischen Einheit, welche minder in der mangelhaften künstlerischen Gruppirung des Reinstofflichen gelegen erscheint, als vielmehr in dem Umstand, daß nicht recht klargelegt ist, ob dieser Roman einen Helden oder eine Heldin besitzt und welche Gestalt darin eigentlich den Focus des Hauptinteresses abgeben solle? —

Der Held ist zu weich und zu vag, die Heldin zu stählern und zu raffinirt und es verbreitet sich daher das Hauptinteresse des Lesers etwas unruhig auf Beide, ja auf mehre Personen zugleich.

Nichts desto weniger hat dieser Roman manche dramatisch fesselnde Scen und ist der Beschreibung der Landschaften und dem Topischen darin eine gewiss plastische Eigenschaft verliehen, welche die leidenschaftlichen Vorgänge der Gesellschaft in wohlthuender und angenehmer Weise umrahmt.

Der Styl der Beschreibung von Oertlichkeiten ist unwillkürlich Gutzkow'schen und Freitag'schen Mustern abgelauscht, jedoch in einer Weise, wie sie die Beschuldigung absichtlichen Kopirens völlig ausschließt. Daß sich die Physiognomie socialer Romanciers in manchem Zug auffallend ähneln, ist eine natürliche Sach und dieser Roman ist einmal ein socialer Sensationsroman im edleren Sinn des Wortes.

Der reiche, mit mancher schönen Episode gezierte Behandlungsstoff ist in zwei dünnen Bändchen wunderbar knapp verwickelt, entwickelt und durchgeführt.

Der behaglichen epischen Breite, wie wir diese seit Homer auch der modernen Form des Romans zuerkennen müssen, entbehrt wohl dieses Buch, vielleicht ist es aber darum geeigneter, in mancher Katastrophe um so drastischer zu packen, ohne uns durch grobe oder raffinirte Effekte bis zum Ekel zu sättigen.

Da M. H. in diesem Roman auch vorzugsweise daß Parquet des Salons betrat, können wir nicht unberührt lassen, wie sehr es ihm gelang, die ruhigen wie die bewegten Momente in den Vorgängen dieser Gesellschaftskreise, denen der Autor zuweilen auch im Leben nahe getreten ist, fein nüancirt wiederzugeben. Nicht ganz auf gleicher Höhe hält sich dabei die Entwicklung der inneren Konflikte.

Wir haben von einem socialen Roman aus dem Bauernstande und aus der unteren Schichte einerseits, dann von einem socialen Roman der höheren Gesellschaftskreise anderseits Akt genommen. Als einen politischen Roman kleineren Umfanges möchte ich nun das Buch: „Von Frühling zu Frühling" bezeichnen.

Es gibt sowohl im Stoff als auch in der Behandlung nichts wesentlich Neues, möchte aber darum vorzugsweiser Belobung sich würdig erweisen, weil das objektive und subjektive Moment, die ziemlich anregende Handlung und die gesunde Frische der sie tragenden Charaktere mit der psychologischen Austiefung derselben in einem angenehmen Gleichgewicht stehen. Trotzdem überwuchert das demokratische Element und die politische Diskussion das übrige Gebiet der Erzählung, die ihrem geringen Umfange nach kaum das Anrecht auf die Taufe eines Romanes verdient.

Der bedeutendste Roman Moriz Hartmanns ist ein historischer.

Es vereinigen sich in diesem Romane — den der Autor: „Die letzten Tage eines Königs" betitelt hat, vielfältige Momente, welche zur Vollendung dieses ansehnlichen Produktes wesentlich beitragen.

Erstens wird die Freiheitsader unseres Poeten — seine stärkste unter allen — durch die Wahl des Stoffes schon am gewaltigsten turbirt, denn er stellt uns gleich in einem der ersten Kapitel auf den Boden des großen, in freiheitlichen und nationalen Bewegungen unerschöpflichen Corsica.

Fürs Zweite ist aber Alles, was er mit so naturwahrem Pinsel von Corsicas Land und Leuten in liebevollster Weise uns malt — keine Fiction, sondern die Frucht unzähliger Wahrnehmungen seines feinen Auges, denn der wanderlustige Romancier war in Corsica gewesen.

Auch die letzten Tage eines Königs auf jener Insel, die der Welt Napoleon schenkte, sind keine Fiction, sondern eine gewaltige Wahrheit, und der Chronist, der uns diese tragischen Vorgänge erzählt — ist eben kein bloßer Romanschriftsteller.

Wir werden erst an die südliche Küste Frankreichs versetzt, in einer Zeit, wo nach dem niedergeworfenen Bonapartismus die Bourbonen im Lande ihr Haupt erheben. Unter diesen Verfolgungen seufzt auch ein alter Republikaner, der einen Verfolgten unter seinen Fittigen birgt.

Ein zweiter Flüchtling findet sich im Hause des alten Republikaners ein — ein gleichfalls verfolgter Mohrenhäuptling — ein Napoleonist.

Es bereitet sich für den ersten Verfolgten alsbald zur Nachtzeit ein Fluchtversuch vor, eine Jolle soll ihn meerüber setzen, wo er zu einem Hilfsschiffe zustoßen wird.

Dieser erste Flüchtling ist Niemand als — der glückbeseelte große König Jerome, auf dessen Kopf von den Bourbonen ein Preis ausgesetzt ist.

Der Gedungene, welcher Jerome auf der Jolle in das Meer führen soll, gibt

den König seinem Schicksale preis. Da, in demselben Augenblicke, wo die Barke eben abstoßen soll, erscheint durch kühnen Sprung ein Zweiter auf der Barke — es ist der Mohr, der von nun ab zu seinem liebenden Schutzgeist wird.

Das Schiff am Meere, welches den König nach Corsica bringen soll, verläugnet ihn, und nur Einzelne stoßen zu, den König dem Untergange auf offenem Meer zu entwinden.

Er hat Corsica glücklich erreicht, und nun wird das Bild ein großes, buntbewegtes. Geborgen in dem Schlosse von Corsicas stolzestem Patricier — wird er zugleich auch von seiner Tochter mit einem Enthusiasmus begrüßt, der mehr als Liebe ist.

Der Mohrenhäuptling liebt aber diese und sonach entsteht ein schöner Konflikt der Empfindungen, da in dem Letzteren die Aufopferungsfreude für Jerome wie für diese Patrizierstochter eine gleich große ist.

In diese seelischen Konflikte mischen sich die großen historischen, da sich für Jerome die ganze Insel erhebt und es zwischen den Bourbonisten und Corsicanern zu Kämpfen kommt, die der Beschreibung ein lebendiges Kolorit gewähren.

Dem Könige winkt an Siciliens Küste ein neuer Stern. Von den Carbonaris wird er aufgefordert daselbst zu landen, was er auch unternimmt.

Da wird es wieder auf Corsica stiller, der Herbst kommt, mit seiner südlich wehmüthigen Färbung im Kastanienlande reizend geschildert.

Alle bewaffneten Freunde zogen mit, auch der Mohr Nadir, und überließen Benvenuta — die Patrizierstochter — ihrer Trauer.

Alles stimmt bald zu dem tragischen Ende des letzten Königs. Seine Landung endet schmählich, sein Häuflein verunglückt, der König fällt in Haft und wird erschossen. Nadir bringt Benvenuten diese Trauerkunde. Doch auch er fällt von der Kugel eines an ihm Vendetta nehmenden verschmähten Nebenbuhlers.

Und so sind Benvenuten alle ihre Ideale des Lebens genommen.

Auch dieser Roman ist wie die andern Hartmann's verhältnißmäßig sehr kurz behandelt.

Dreizehn Kapitel erschöpfen diesen an Episoden reichen und ziemlich mannigfaltigen Stoff, in welchem namentlich das Banditen- und Racheleben der Corsen auf das Prachtvollste geschildert wird.

Manches darin wickelt sich mit dramatischer Lebendigkeit ab, und nichts in dem Romane ist seicht oder oberflächlich angelegt, Alles gediegen, würdig und das Streben einleuchtend, auf den Effekt der Wahrheit hinzuarbeiten. Wir können unbedingt diesen historischen Roman als einen Kunstroman unter die besten dieses Genres einreihen.

Auch eine Anzahl Novellen hat unser Dichter geschrieben, sie schließen zwar alle etwas abrupt und lassen zuweilen die künstlerische Abrundung in der Behandlung des Stoffes vermissen, entwickeln jedoch manchmal verborgene psychologische Züge von hohem Interesse. Auch hier kann man sagen, daß M. H. auf diesem Gebiete niemals eine geistlose Lappalie, eine seichte Dutzendarbeit hingeworfen habe, wie so viele seiner Zeitgenossen, wenn sie eben honorarbedürftig gewesen.

Mancher dieser novellistischen Versuche gehört auf das Gebiet der Experimentalpoesie, wo man entweder einen neuen Pfad sucht oder einen in der Literatur bereits aufgegebenen wieder verfolgt. Wer sich für Hartmanns Novellen besonders interessiren sollte, der lese die Sammlung: „Novellen", „Erzählungen meiner Freunde", „Nach der Natur", „Erzählungen eines Unsteten."

Diese letzteren sind vorzugsweise etwas zu unstet behandelt, es fehlt meist der geistige Mittelpunkt und der befriedigende Abschluß. Den tiefsten psychologischen Werth unter diesen Novellen besitzt jedoch „Der Verbannte" und „Der

blinde Wilhelm." Durch äußere Situationsmalerei verdient aber als die gelungenste die Novelle: „Kontraste" hervorgehoben zu werden.

Die Prosaarbeiten Hartmanns stammen meist aus seiner Mannesperiode und scheinen zwischen andern Beschäftigungen auf dem Gebiete der Literatur stets nur Incidenzarbeiten gewesen zu sein.

Einen kleinen anregenden Antheil an diesen Arbeiten dürfte Hartmanns Braut — später seine liebtreue Frau gegeben haben. Poetisches Wirken im höchsten Grade verehrend — haben doch immer die Frauen den offensten und verständnißvollsten Sinn für Roman und Novelle.

Dieser Frau vor Allem mußte aber ein solcher Sinn zugestanden werden. Es war im Jahre 1861, wo sich Moriz Hartmann mit Fräulein Bertha Rödiger, einer von Geist und Gemüth hochbegabten Dame aus einem sehr distinguirten Hause Genfs, verehelicht hatte. Von da ab fängt auch eine praktischere Richtung in der Laufbahn unseres Poeten an, nachdem unbestreitbar wieder seine Frau es gewesen, die als das Ideal seiner Männerjahre manche poetische Saite in seinem Herzen zu prachtvollen Klängen erweckte.

Kaum verheiratet, wurde er Professor der deutschen Literatur in Genf an der dortigen Akademie. Seine Vorlesungen sind nicht bloß einem kleinen jugendlichen Kreise in bester Erinnerung, sondern sie haben sich in der Kulturgeschichte der Stadt einen ehrenvollen Platz gesichert.

M. Hartmann war ganz von dem Zenge, sich als Vorleser einen bedeutenden Namen zu machen. In seiner Person vereinigte sich französische Grazie, französischer „Elan" mit deutscher Gründlichkeit und Tiefe. Das Aesthetische seiner persönlichen Erscheinung, die Bildung seines Sprechorganes und namentlich seine eminente Rednergabe befähigten ihn ganz besonders für solch' eine Wirksamkeit. Schade, daß diese eben nur zwei Jahre gedauert.

Mit der Verlagshandlung Hallberger in Stuttgart, welcher er auch die Bearbeitung der von Doré illustrirten Mährchen schenkte — im steten Verkehr, wurde M. H. im Jahre 1862 von dieser Firma für die Redaktion der „Freya" gewonnen und nach Stuttgart berufen. Unter seiner Leitung gewann die „Freya" in jeder Richtung unendlich, aber anderseits absorbirte die auf die Leitung dieses Blattes verwendete Zeit und Mühe etwas von seiner Selbstproduktion.

Im Herbste 1868 begab sich der dem Wechsel des Aufenthaltes stets sehr leicht zugängliche Poet mit seiner Familie nach Wien. Es that ihm wohl — wieder seiner Heimat nahe zu rücken, um so mehr, als für seine politischen Delikte vollständige Amnestie erlassen worden war und ihm im Kreise naher Jugendvertrauter bei der „Neuen freien Presse" — ein Organ, welches in aller Beziehung sich seinen Anschauungen konformirte — eine neue hoffnungsreiche Thätigkeit winkte, zumal er die Redaktion des Feuilletons übernahm, und M. H. war ein geborener Feuilletonist und brauchte nur aus dem Schatze seiner reichen Erfahrungen und seines farbenüppigen Reiselebens vollauf Blumen zu streuen, deren Duft sich lange jung und kräftig erhielt.

Aber ein unerbittliches Geschick wollte es anders. Kaum hatte noch ein großer Schmerz um den Verlust seines erstgeborenen Sohnes in ihm ausgerungen, der lange Zeit nachzitterte, so hatten sich schon im ersten Sommer, den M. H. in Wien verbrachte, die ersten Keime seines Leidens — eines heimtückisch schleichenden Nierenleidens — eingestellt.

Fiebererscheinungen, die sich zeitweise einfanden, hinderten ihn an größeren Entwürfen, an stetigerer literarischer Theilnahme, und nur zwischen durch, wenn die Krankheit ihn einigermaßen verließ, hauchte er ein kleines lyrisches Lied oder brachte er den Eindruck eines kurz vorher gelesenen Buches in Verse oder legte sich als Trost irgend eine Sentenz zurecht.

So schleppte sich der Dichter in das dritte Jahr hin, elegisch gestimmt, aber

zeitweise doch wieder bessere Tage hoffend, nicht verdrießlich oder unwirrsch, seiner wie einer Märtyrerin leidenden Frau, sowie seinen Freunden die alte Freundlichkeit stets erweisend.

Zu seinem eigenen Leiden aber gesellte sich noch der typhöse Zustand seiner Frau, deren Körper den Opfern erlag, die sie sich durch die Pflege ihres Mannes auferlegt hatte. Hartmanns Frau genas wieder, und, sich an dieser Freude emporrankend, hoffte er auch wieder — für sich. Ein von ihm damals geschaffenes Gedicht, das uns Herr E. Wessel in einem über den kranken Dichter abgefaßten Feuilleton der „N. Fr. Presse" mittheilte, möge diese momentan gehobene Stimme des Dichters zum Ausdruck bringen.

Nicht murren und nicht grämen
Und nicht das Glück der Jugend
Durch düst're Tugend
Im luft'gen Fluge lähmen.

Frisch kämpfen, fromm streiten,
Gut Wollen ist der beste Segen,
Er führt auf allen Wegen
Den Blinden selbst in bess're Zeiten!

Vor Allem nicht verzagen,
Das schöne Leben wird weit und weiter,
Das tapf're Streiter
Im guten Kampfe in die Schanze schlagen.

Drauf los und ohne Besinnen,
Fürchte keinen Schaden,
Schaff nur Gold herbei für den Faden,
Den unaufhaltsam die Parzen spinnen.

Glückselige Täuschung eines schon am Grabesrande Stehenden! Während der Dichter an sich den Mahnruf ergehen läßt — Gold herbeizuschaffen für den Faden der unaufhaltsam spinnenden Parcen — hat Atropos bereits beschlossen, ihn abzuschneiden, und während eine täuschende Ahnung ihm noch den Horizont diesseits eröffnet:

„Das schöne Leben wird weit und weiter!" hat das Geschick diesen Worten eines der besten Söhne des Vaterlandes die Deutung auf den Horizont jenseits gegeben.

Eine groß angelegte Natur, die im Sturm und Drang ihrer ersten geflügelten Jugendjahre weite Entwürfe durchgeführt hatte, die in Epen „wie Kelch und Schwert", in Monstresatyren, wie die einem Igel gleich nach allen Seiten stechende Reimchronik des Pfaffen Mauritius sich mächtig offenbarte, eine großangelegte Dichternatur, deren Flüge auf einem unsteten Wanderleben die ganze Welt erfaßten, die Mythen und Sagen aller Länder in gewaltiger Weise umspannten, eine großangelegte Dichternatur, die mit dem Triebe nach besserer socialer Gestaltung Tausende von Essays, Dutzende von Novellen und Romanen in die Welt flattern ließ, um für sie regenerirend zu wirken — sie begrenzte sich allmälig in ihrem Wünschen, Wollen und Schaffen, ließ sich von den menschenwürdigen süßen Banden häuslichen Glückes umstricken, aber wurde zugleich auch von der unbezwingbaren Macht des durch geistige aufreibende Thätigkeiten gewiß auch nicht unberührten, physischen Organismus gefesselt, daß dieselbe elegisch nur mehr in einigen wenigen Liedern und einigen kleingerahmten Feuilletons Zeugniß ihrer einstigen Kraft und Stärke abgeben konnte.

Trübte sich auch durch die Schleier der Krankheit der heiter schaffende Sinn des Poeten, brach sich auch die gewaltige Kraft, mit der derselbe schon an der Wiege von den Musen beschenkt worden war — der Mensch als Freund, der Mensch als beglückender Gatte und Vater, der Mensch in den Grundzügen eines vollauf echten und gleich achtungs- wie liebenswürdigen Charakters, der Mensch auf seiner idealen Höhe der Gesinnung, mit den Intentionen seines Wollens und Strebens, mit der Reinheit und Größe seines Denkens und Empfindens, er blieb mit dem letzten Athemzuge derselbe und eine rührende Resignation verklärte die Stunden seines dreijährigen Krankenlagers und die Stunden seines Todes, der im Lenz — in Oberdöbling — am 13. Mai 1872 erfolgte, nicht weit von der Stelle, wo die Reste seines Freundes Lenau auf einem Dorffriedhofe gebettet sind.

Die überlebenden Freunde und Gesinnungsgenossen bewahren ihm das lebhafteste Andenken, dessen nur ein Menschenherz fähig ist.

Dr. Kompert und Sigmund Kolisch — die ihn in den Jahren des Leidens kaum auf Stunden verließen, da sie auch heitere Lebenstage des freundschaftlichen Genußes zu Wien, zu Paris und noch früher am Lande mit einander getheilt hatten, sie erhoben ihre berechtigten Stimmen am Grabe und hielten dem Verklärten erschütternde Leichenreden.

Am 15. Mai — gerade in der Mitte des Lenzmonates — wurde der edle Dichter in Wien zu Grabe getragen.

Nebst den beiden genannten intimen Freunden des Dichters folgte seinem Sarge eine ansehnliche Vertretung der Wiener Dichterwelt: Dingelstedt, Bauernfeld, Mosenthal, Mauthner, Weilen, und auch der Reichsrath war in ansehnlichster Weise durch fast alle deutsch-böhmische Abgeordnete repräsentirt.

Unter den zahlreichen Kränzen, die den Sarg bedeckten, Liebesgaben und Erinnerungszeichen aus weiter Ferne, waren auch solche — der Prager Concordia und des Prager deutschen Casino's eingetroffen.

Der israelitische Friedhof über der Wehringer Linie birgt die Ueberreste unseres Landeskindes, dessen geistiges Bild in unauslöschlichen Zügen in den Herzen der Ueberlebenden wurzelt und dessen Name sich der großen deutschen Literaturgeschichte für ewig einverleibt hat.

Auch auf die posthumen Gaben des literarischen Nachlasses, die einer sicheren Freundeshand anvertraut wurden, freuen wir uns mit pietätvollem Herzen.

Nebst noch ungedruckten lyrischen und epischen Gedichten, Novellen und feuilletonistisch gehaltenen Aufsätzen harrt auch ein noch nicht ganz vollendeter Roman der Veröffentlichung entgegen.

Was aber wünschenswerther wäre als Alles — bestünde in dem Unternehmen einer Gesammtausgabe der Werke des Dichters.

Die ersten Firmen Deutschlands waren es, die Hartmanns Werke edirten, und doch ist ein großer Theil derselben — wie wir uns vielfach zu überzeugen Gelegenheit hatten, vergriffen und schwer aufzutreiben. Hartmanns rastlose Muse, für die er so zu sagen sein ganzes Leben eingesetzt hatte — verdiente dieses Unternehmen, und wäre dasselbe ein würdiges Geschenk an die deutsche Lesewelt und das sinnigste Denkmal, das ihm gesetzt werden könnte.

Dr. Carl Anton Tobias.

Necrolog.

. . . . „Sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr."

Es wird hier nicht zum ersten Male behauptet, daß, was immer eine Nation oder ein Einzelner in ihr Beachtenswerthes geleistet, jenem allgemeinmenschlichen, innerlichsten und edelsten Triebe seinen Ursprung dankt, den man die Liebe zur Heimat nennt. Ist dieser Trieb den Deutschen überhaupt in hohem Grade eigen und hat vielleicht gerade er — freilich nicht immer zum Besten des großen Ganzen — eine Absonderung der einzelnen deutschen Stämme von einander geschaffen, wie sie in gleicher Schärfe kaum bei einer andern Nation gefunden wird, so hat sich derselbe insbesondere bei dem gemüthvollsten, gutmüthigsten aller deutschen Stämme, dem sächsischen, außerordentlich entwickelt, bis zu einem Grade, der uns fast in Erstaunen setzt. Die Liebe zur engeren und engsten Heimat hat nirgendwo so sehr alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen, ja durchsättigt, wie in Sachsen. Gepaart mit der gleichfalls specifisch deutschen Eigenschaft der Vertiefung in den Denkstoff, der „deutschen Gründlichkeit", hat jene erste charakteristische Besonderheit in Sachsen eine Literatur geschaffen, wie sie massenhafter kein zweiter deutscher Landstrich aufzuweisen hat, das ist die Specialgeschichte. Es giebt keine Stadt in Sachsen, die ihren Geschichtschreiber nicht schon längst gefunden hätte; ja beinahe jedes Dorf daselbst, groß oder klein, darf sich seines tüchtigen Chronisten rühmen, und sein Buch ist neben dem „Buch der Bücher" das gelesenste in Haus und Hütte.

Nur ein Land wie Sachsen ist im Stande, Charaktere zu zeitigen, wie den des Mannes, über dessen Grab wir diese Worte sprechen.

Dr. Carl Anton Tobias, der Sohn eines noch lebenden, schlichten, aber sehr geachteten Gewerbsmannes, Michael Tobias, ist geboren am 11. Juni 1828 zu Glauchau, der Hauptstadt der sogenannten Schönburgischen Lande, nächst Chemnitz bekanntlich der bedeutendsten Fabriksstadt Sachsens. Obwohl Industrialort, hat Glauchau, in der sächsischen Geschichte vielgenannt, sein alterthümliches, ehrwürdiges Aussehen nicht völlig eingebüßt, und bewahrt ihm dies vor Allem das berühmte, auf einem ansehnlichen Hügel sich malerisch erhebende Doppelschloß, dessen merkwürdige Bauart die Bewunderung jedes Touristen erregt und dessen „imposante Lage, welche das schönste Panorama des Muldethales bietet," dessen „tiefe Gräben und Schluchten, über welche in schwindelnder Höhe gewaltige Brücken sich spannen," dessen „mächtiges rothweißes Thor, mit dem Adler des weiland heiligen römischen Reichs geziert," dessen lebensgroße Sandsteinbilder der Ahnen des Dynastenhauses der gewaltigen Schönburg, dessen Wappenschilder und Wendeltreppen und heimliche Gemächer, dessen Äußeres und Inneres auf den „die stillen Räume jenes Bauwerkes oft durchwandernden" Knaben einen Eindruck übte, der sich durch sein ganzes — leider nur zu kurzes Leben nicht mehr verwischen sollte, und dem er in dem Besten, was er als Mann geschaffen, lebendige, rührende Worte gab.

Schon als Kind kannte Tobias kein größeres Vergnügen, als einer Erzählung aus der vaterländischen Geschichte zu lauschen; sein erstes Studium war die Heimatskunde. Der unwiderstehlichste Wissensdrang brachte den fünfzehnjährigen

Knaben im Jahre 1843 nach Zwickau i. S. Durch fünf Jahre besuchte er, von rastlosem Fleiße geleitet, ein in jeder Hinsicht musterhafter Schüler, das dortige Gymnasium. Schon damals sammelte er, ein enthusiastischer Verehrer des Zwickauer Geschichtschreibers Herzog, zahlreiche Notizen zur Geschichte des gesammten erzgebirgischen Kreises. Einen überwältigenden Rückschlag brachte in dem Geiste wie in dem Gemüthe des empfänglichen Knaben der Anblick der ersten größeren Bibliothek hervor. Von da an war sein ganzes Streben auf Büchererwerb gerichtet; Bücher waren und blieben sein beinahe ausschließlicher Umgang, seine Leidenschaft. „Nosse bonos libros dimidium studii est". — Tobias ist der redende Beweis für die Richtigkeit dieses Spruches, den er in's Herz geschrieben zu haben schien, und dem er, kaum zum Jünglinge herangereift, ein ebenso tiefes als umfassendes Wissen verdankte, wie es in solchem jugendlichen Alter gewiß nur Wenige jemals besessen haben oder besitzen werden. Neben der allgemeinen und der Special-Geschichte war es das Studium der Mathematik, der Philosophie und der classischen wie der modernen Sprachen, das ihn am meisten anzog. Unverkennbar war es eben nur der Einfluß der maßgebenden Kreise seiner in gewerblicher und mercantiler Richtung rasch aufstrebenden Vaterstadt, was den bei aller Zurückgezogenheit, wie oben bemerkt, sehr empfänglichen, ja empfindsamen jungen Denker vorzüglich den mathematischen Disciplinen, und zwar ebenso in deren praktischer Anwendung wie in ihrer strengen Wissenschaftlichkeit, zuführte.

Einen nachhaltigen, ja den schwersten Verlust erlitt das jugendliche Gemüth Tobias' durch den frühzeitigen Tod seiner über Alles verehrten, bis in des Sohnes Mannesalter vielbetrauerten Mutter, die am 11. August 1848 das Zeitliche segnete. Gleichwohl bestand Tobias schon am 8. September darauf das Maturitätsexamen am Zwickauer Gymnasium mit vieler Auszeichnung. Fünf Wochen später bezog er die Universität Leipzig, um sich auf das Lehramt der Mathematik vorzubereiten. Durch die äußeren erschütternden Ereignisse auf politischem Gebiete in der gewohnten, geräuschlosen Thätigkeit keineswegs gestört, nur mit seinen Studien und — der leidigen Sorge um das tägliche Brod beschäftigt, absolvirte Tobias in der vorgeschriebenen Zeit die einzelnen Stadien der Universität, selbstverständlich ohne irgendwelche Vernachlässigung seiner Privatneigungen, unter denen allzeit obenan die liebe Heimatskunde stehen blieb. An Hofrath von Gersdorf fand er einen gewiegten Leiter seiner unverdroßen fortgesetzten bibliothekarischen Arbeiten.

Da sich nach Vollendung der Studien nicht so bald eine geeignete Anstellung fand, verzog sich der Aufenthalt des strebsamen jungen Mannes in der Universitätsstadt mehr als ihm lieb war. Er benützte die Muße zur Erreichung des Doctorgrades der Philosophie, der ihm am 21. Juli 1853 verliehen wurde.

Ende Mai des Jahres 1855 rief den Hocherfreuten eine Anstellung als Lehrer der Mathematik und des kaufmännischen Rechnens an das Gymnasium und die Realschule zu Zittau. Mit wahrem Feuereifer widmete sich der hochgebildete Fachmann seinem Berufe, in welchem ihm wie seinen Schülern die Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Wissens außerordentlich zu Statten kam. Dies und eine seltene gewissenhafte Ausdauer verschafften ihm in kurzer Zeit den wohlbegründeten Ruf eines vortrefflichen, wenngleich, wie sich selbst, so seinen Schülern gegenüber strengen Lehrers. Das ihm übertragene, nicht mühelose Amt eines Schulcassiers gab ihm vielfache Gelegenheit, sich anderweitig nützlich zu erweisen und, dem Drange seines guten Herzens folgend, durch entsprechende Anträge an maßgebender Stelle auch um die materielle Existenz sehr vieler seiner Schüler sich verdient zu machen.

Hatten in Folge dieser Wirksamkeit, in der sich unser Freund kaum eine freie Stunde gönnte, alle wie immer gearteten Nebenbeschäftigungen völlig ruhen müssen, so war doch der ihn beherrschende Drang zur Geschichtsforschung zu

mächtig, um für lange unterdrückt werden zu können. Bald sehen wir ihn wieder Tag für Tag, wenn die Amtsgeschäfte besorgt, über den alten, staubigen Chroniken und sonstigen historischen Denkmälern seiner vielgeliebten Heimat im stillen, einsamen Stübchen oder in den geräumigen, ihm bald vertrauten Sälen der Zittauer Rathsbibliothek, die ihn selbstverständlich auf's Höchste interessirte. Dieser Bücherschatz, dessen erste Sammlungen aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts datiren, hatte, mit der Schülerbibliothek des Gymnasiums und der Realschule der Stadt vereinigt, bei Tobias' Eintritte bereits den Umfang von mehr als 20.000 Bänden durchwegs auserlesener Werke, insbesondere historischen und philologischen Inhalts, erreicht, ganz abgesehen von einer großen Anzahl werthvoller Manuscripte, namentlich die sächsische, beziehungsweise lausitzer Geschichte betreffend. Der Tod des seitherigen Stadtbibliothekars setzte ganz wie von selbst am 21. August 1857 Tobias an dessen Stelle; man konnte unter allen Sterblichen keinen passenderen Ersatzmann finden.

Die mehrhundertjährige politische Zusammengehörigkeit der kulturgesegneten Landstriche der Lausitz mit dem Königreiche Böhmen, sowie schon die natürliche Nachbarschaft der beiden Länder, mehr noch aber die für Böhmen so unseligen Consequenzen der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Szene gesetzten Gegenreformation — das Alles konnte nicht verfehlen, daß die Zittauer Stadtbibliothek auch viele speciell der böhmischen Geschichte angehörige, höchst wichtige Druckwerke und Manuscripte in sich aufnahm, deren Werth erkannt und bekannt gegeben zu haben ein besonderes Verdienst Tobias' ist und bleibt. Da es gleichzeitig unserm neuen Bibliothekar als ausgemachte Sache galt — was leider ein großer Theil seiner Standesgenossen noch heute nicht begreifen mag — daß eine Bibliothek zu nichts Anderem da ist, als um benützt zu werden, so konnte es bei den sonstigen berührten Eigenschaften Tobias', mit welchen er die liebenswürdigste Gefälligkeit und Zuvorkommenheit verband, für irgend einen jungen oder alten Gelehrten diesseits und jenseits der Grenze kaum etwas Belehrenderes, Fruchtbringenderes geben, als einen Besuch der schönen, reichen, immer wachsenden Bücherei zu Zittau unter Leitung eines Tobias.

Am 28. September 1858 verheirathete sich Tobias mit Frl. Elise Auster, Tochter des angesehenen, hochachtbaren Gerichtsamtmannes Auster in Zittau. Es war ein günstiger Stern, unter welchem dieser Bund geschlossen wurde, geschlossen nach der Wahl des Herzens.

Geradezu unerklärlich bleibt es, wie Tobias, ununterbrochen durch ein stets mit tadellosester Gewissenhaftigkeit gepflegtes Lehramt, durch fortgesetzte, mühsame Studien und endlich durch den lebhaftesten persönlichen Verkehr wie nur selten ein Mann in Anspruch genommen, die physische Zeit noch finden konnte zu einer so ausgebreiteten, eingehenden Correspondenz, wie er sie jederzeit mit unzähligen Gelehrten und gelehrten Gesellschaften unterhielt. Wer immer in wissenschaftlicher Angelegenheit sich brieflich an ihn wandte, der konnte einer befriedigenden Antwort mit Bestimmtheit entgegensehen. Diesem Umstande verdankte Tobias eine Reihe von Anerkennungen, die um so mehr für sein wirkliches Verdienst sprechen, je weniger sie gesucht waren. Die historisch-statistische Section der mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn, der Alterthumsverein in Mannheim, wie der Gewerbeverein seiner Vaterstadt Glauchau ernannten ihn in Würdigung seiner vielfachen Unterstützung ihrer Bestrebungen zum Ehrenmitgliede; die Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt, die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Breslau, die Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte des Osterlandes zu Altenburg und die naturforschende Gesellschaft zu Görlitz verliehen ihm das Diplom eines correspondirenden Mitgliedes; vielen anderen gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften zu Jena, Leipzig, Dresden, Halle,

Breslau u. s. w., wie auch dem Museum Francisco-Carolinum zu Linz und unserem, dem Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen zu Prag, gehörte er als ordentliches, in des Wortes buchstäblicher Bedeutung „ordentliches", productives, förderndes Mitglied an, wie die Schriften, die Bibliotheken und Archive aller dieser Körperschaften ohne Ausnahme bezeugen.

Nur die ganz immense Beschäftigung des Mannes nach den angedeuteten Richtungen gibt den Erklärungsgrund dafür, daß die eigentliche schriftstellerische Thätigkeit desselben mit dem ihm zur Natur gewordenen beispiellosen Sammlerfleiße nicht gleichen Schritt hielt. Allerdings ist hiebei eine gewisse, übrigens jedem Gelehrten seiner Art eigene Scheu vor der Oeffentlichkeit, verstärkt durch eine große Dosis angeborener Bescheidenheit, mit in Rechnung zu ziehen. Verhältnißmäßig wenige Druckschriften sind es, die er hinterlassen; dagegen nachgerade unübersehbar sein handschriftlicher Nachlaß.

Sein erstes Werkchen erschien im Oktober 1863 unter dem Titel „Begebenheiten und Erlebnisse in Zittau 1813", und zwar als „Erster Beitrag zur Geschichte der Stadt Zittau", eine, wie nicht anders zu erwarten stand, sehr emsige Studie, vollkommen dem entsprechend, als was sie sich ausgab. Gleichzeitig mit dieser Schrift begann Tobias das für die Geschichte seiner Vaterstadt aufgespeicherte Material zu bearbeiten, um, jedoch nur auf Andringen seiner Freunde, Mitte des Jahres 1865 eine zweite, ungleich bedeutendere Monographie herauszugeben, die „Regesten des Hauses Schönburg vom urkundlichen Auftreten desselben bis zum Jahre 1326", einen allgemein mit größtem Beifalle aufgenommenen „Beitrag zur Adels- und Specialgeschichte Sachsens und Böhmens", der uns den Verfasser in allen seinen glänzenden Eigenschaften erkennen und schätzen lehrt. Aufgebaut auf Grund eines unbedingt erschöpfenden Quellenstudiums; geordnet und gesichtet von der sorgsamen, fast ängstlichen Hand eines kundigen, durch und durch zuverlässigen Forschers; diktirt von einer glühenden, kindlichen Heimatsliebe: so mußte dieses Werk nicht nur in Fachblättern rühmende Anerkennung finden und den Ruf seines Verfassers in der Gelehrtenwelt begründen.

Mehr als die stürmischen Märztage des Jahres 1848 den in sich gekehrten, um die Außendinge wenig oder nicht bekümmerten Jüngling; mehr, ja im höchsten Grade nahmen die Kriegsereignisse des Jahres 1866 den seinem Vaterlande mit der herzlichsten Innigkeit ergebenen, erfahrenen Mann in Anspruch. Der Krieg war kaum erklärt, als der Entschluß bei Tobias feststand, für sein neues Heim der Geschichtschreiber dieses Krieges zu werden. Sofort wurde an's Werk geschritten. Unverdrossen, wie sonst in Bibliothek oder Studierstübchen in's Studium des grauen Alterthums, warf sich der gute Mann nun in den Strom der Tagesneuigkeiten, um den richtigen Stoff zu sammeln. Die ersten preußischen Colonnen (es war am 23. Juni) fanden den Forscher auf der Straße, das treue Notizbuch in der Hand, in welches gewissenhaft und bedächtig Regiments-, Bataillons- und Compagnie-Bezeichnung u. s. w. eingetragen wurde. Ein Sergeant des 54. Infanterie-Regiments machte dem ein Ende. Mit einem kühnen Griff war das Büchlein confiscirt und sein harmloser Schreiber als — „Spion" verhaftet. Unter drohenden, wilden Verwünschungen wird der „Entlarvte" im Triumphe durch die sich drängenden Truppenkörper, Munitions- und Bagagewagen mittels scharfer Eskorte in hastigem Marsch über Chaussee und Graben und Wiese und Feld von Regiment zu Regiment geführt; eine zur Legitimation dringend erbetene Begleitung wird in barscher Weise abgewiesen. Die Situation war furchtbar ernst für den Geängstigten, der, „ohnedies nicht kräftiger Gesundheit", überwältigt durch die ihm zugemuthete Anstrengung, sein letztes Stündlein gekommen sah und schon im Geiste Abschied nahm von den „theuren Lieben", seiner guten Frau und zwei lieblichen Kindern. — „Wie vernichtet" kam er bei dem Kommandanten an, dem Oberstlieutenant v. Buddenbrock, der

den Gefangenen nach kurzem Verhör „auf sein ehrliches Gesicht hin" — entließ, was allerdings von mehren anwesenden Offizieren lebhaft bedauert wurde, die bereits „vom Erschießen gesprochen hatten", von dem gesunden Sinn und dem richtigen Takt der leitenden Persönlichkeiten auf Seite unserer damaligen Feinde aber einen nicht zu unterschätzenden Beweis liefert.

Trotz diesem und noch manchem anderen Hindernisse ward das unternommene Werk getreulich zu Ende geführt, und erschien schon zu Beginn des Jahres 1867 die 1. Lieferung der mehr als 28 Bogen starken „Geschichte der preußischen Invasion in Zittau und der südlichen Oberlausitz, nach eigenen Erlebnissen und officiellen Akten bearbeitet", als der „Beiträge zur Geschichte der Stadt Zittau" zweiter Theil, eine mit wahrhaft bodenloser Gründlichkeit geführte Zusammenstellung alles auf die behandelte, jedesfalls gewichtigste Epoche der Geschichte der Heimat des Verfassers irgendwie bezüglichen Materials, dessen schlichte, offene Darstellung zugleich auf mehr als einem Blatte einen tiefen Blick in das treffliche Gemüth des Autors verstattet. Das gilt insbesondere von Cap. 6 der „Anhänge und Zusätze" zu jenem Buche, den „Erinnerungen an die in Zittau 1866 verstorbenen Militärpersonen", S. 405 u. fg. Beinahe jeden neuanlangenden Transport Verwundeter empfing der Berichterstatter persönlich auf dem Bahnhofe, um, wo die zur Uebertragung bestimmten Wehrleute allzu ungestüm verfuhren, mit eigener fürsorglicher Hand helfend einzugreifen, den schwer Verletzten genau nach Angabe zu fassen und auf die Bahre zu heben und bei ihm zu bleiben bis zur Fortschaffung in das Lazareth.

Ein ergreifendes Stück Soldatenleben schildert der Verfasser mit rührender Theilnahme in den Schicksalen Wenzel Hora's, des „Jägers von Podol", der, des Gepäcks entblößt, die Büchse über dem Rücken, die entzündete Rakete in dem Munde, unter dem feindlichen Kugelregen, begünstigt von dem Dunkel der Nacht, die Iser durchschwimmt und die Brücke in Brand steckt, um den Rückzug der Seinen zu decken, sich selbst aber im hellen Schein der lodernden Feuersäule einem fast unvermeidlichen Tode auszusetzen, dem er wunderbarer Weise entrinnt, um jedoch nach wenigen Tagen unausgesetzten, gefahrvollen Marsches die Todeswunde zu empfangen. Im Stadtkrankenhause zu Zittau findet der Arme an unserm Freunde den liebevollsten Pfleger und Unterstützer. Ein Artikel in der „Neuen Freien Presse", aus der Feder Tobias', wendet, in allen Journalen Böhmens nachgedruckt, die öffentliche Aufmerksamkeit auf den heldenmüthigen jungen Mann und verschafft dessen trostlosen Eltern die Mittel, den sterbenden Sohn zu besuchen, den die alte, kranke Mutter bittet, ihr „noch einmal die blauen Augen zu zeigen." Er thut's, mit den zitternden Worten: „Mutter, nimm mich mit!" Und auch diesen letzten Wunsch seines todten Schützlings weiß Tobias zu erfüllen. Der Gute bringt es zu Wege, daß die Leiche Hora's nach Böhmen geschafft und dort auf dem Friedhofe seines Heimatdörfchens unter allen ihm gebührenden militärischen Ehrenzeichen bestattet werde. . . .

Abgesehen von dem weiter oben Gesagten mochte es der in letzter Zeit besonders kultivirte Verkehr Tobias' mit einer Anzahl sehr intimer Freunde in Böhmen mit sich bringen, daß dessen Studien die böhmische Kulturgeschichte immer mehr berücksichtigten. Vorzüglich war es das protestantische Kirchenwesen in Böhmen, das er niemals aus den Augen ließ. Was er nach dieser Richtung geforscht und gesammelt, grenzt an das Unglaubliche. Es gehört das gute Herz eines Mannes wie Tobias dazu, um von solchen Sammlungen einen Gebrauch zu machen, dem er sie widmete. Am 21. Oktober 1868 wurde in Reichenberg die daselbst neu erbaute evangelische Kirche feierlich eingeweiht; das Presbyterium der evangelischen Gemeinde wünschte zur Erhöhung der Feier eine Art Festschrift, zu deren Abfassung Tobias in uneigennützigster Weise sich sogleich bereit erklärte. Innerhalb weniger Tage schrieb er zum Besten der genannten Kirche, einen großen

Theil jener eben erwähnten, während einer langen Reihe von Jahren mühevoll zusammengebrachten Materialien verwerthend, die gelungene Festschrift: „Beiträge zur älteren Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche und deren Diener in den Herrschaften Reichenberg, Friedland, Grafenstein, Gabel ꝛc.", ein schönes, sinniges Denkmal, das ihm die Gemeinde, für die er geschrieben, bewahren wird, so lange sie selbst besteht. Es sollte aber dieses Denkmal zugleich ein Grabstein sein; es ist die letzte Schrift, die Tobias in selbständiger Form herausgab.

Schon in der vom 15. Oktober 1867 datirten Vorrede zu seiner Invasionsgeschichte klagt Tobias über „wiederholte körperliche Hinfälligkeit"; der Bedauernswerthe hatte sich, ein Opfer seines Berufes, in Folge überangestrengter Arbeit vor Jahren ein schmerzhaftes, zu Zeiten sehr gefährliches Magenleiden zugezogen, das ihn nicht mehr verließ, trotz der mühseligsten, aufopferungsvollen Pflege, die ihm seine zärtlich liebende Gattin, das Muster einer deutschen Hausfrau, täglich und stündlich angedeihen ließ.

„Ich schreibe Dir vom Bette aus", so heißt es in einem seiner charakteristischen Briefe unterm 21. Oktober 1869, „denn ich wieder sehr krank gewesen. Am 8. Oktober legte ich mich mit Johannes (seinem ältesten Söhnchen), der gefährlich an der Ruhr erkrankte; am 9. Oktober war ich ohne Besinnung und blieb es bis zum 16. und schwebte stets in Todesgefahr. Jetzt geht es besser, aber immer nur um Haaresbreite besser. Meine gute Frau hat viel ertragen und muß viel schaffen. Albert (das jüngste Kind) war auch nicht wohl, doch auch hier hat Gott geholfen. Johannes spielt wieder. Ich soll mich langweilen, weil mein Kopf gelitten hat, aber ich kann nicht, darum denke ich an meine guten Freunde, dabei auch natürlich an Dich." . . . Erneuerte Anfälle zwangen den Kranken bald, seine liebsten Beschäftigungen aufzugeben und für Wochen, ja für Monate einen Landaufenthalt zu wählen, den er in dem reizenden Thale von Johnsdorf nächst Oybin fand, doch nur im Kreise seiner Familie, die er, wie als Freund, so als Gatte und Vater voll lauterer, treuer Hingebung, nicht einen Tag lang missen mochte.

Sichtlich gekräftigt und voll froher Hoffnungen kehrte er im Herbste des Jahres 1871 an die gewohnte Arbeit zurück. Leider mit allzu großem Eifer. Das „Versäumte", wie er sagte, wieder einzubringen, wurde rastlos geschaffen. Die neue, gründliche Katalogisirung der ihm anvertrauten öffentlichen Bibliothek, gleich bei seinem Amtsantritte als Stadtbibliothekar begonnen, wurde glücklich zu Ende geführt; eine Reihe kleinerer, den Redaktionen einzelner Zeitschriften vorlängst versprochener Aufsätze wurde zu Papier gebracht, darunter die im jüngsten Heft der „Mittheilungen" von ihm gezeichneten Notizen, seine letzte literarische Arbeit; dann ging es an die Fortsetzung der „Schönburg'schen Regesten" — da warf ihn die Krankheit abermals auf's Lager; nur langsam erholte sich der geschwächte Körper, als der Todesengel seiner lieben Häuslichkeit nahte und sein jüngstes, fast immer kränkelndes Kind, seinen „Lazarus," wie er es nannte, davontrug. Der Schlag mußte für den Reconvalescenten von doppelter Wucht sein. Wieder eilte er mit Frau und Kind nach seinem schönen Johnsdorf; wieder glaubte er die heißersehnte Gesundheit erlangt zu haben und kehrte zurück. Bis zum letzten Tage seines Lebens unausgesetzt in Amtsgeschäften, wie in Ordnung seiner persönlichen Angelegenheiten thätig, starb Tobias im 45. Lebensjahre, am 10. Oktober 1872. —

Es wäre kein Akt der Gerechtigkeit, den Werth des Mannes, den wir meinen, einzig und allein nach dem, was er gethan, zu schätzen, ohne Rücksicht auf das Ziel, das er angestrebt, das zu erreichen ihn keineswegs ein inneres Unvermögen, nur ein äußeres trübes Geschick verhinderte. Unzweifelhaft: wäre es ihm vergönnt gewesen, noch die Spanne eines Decenniums, ja eines Lustrums — in der Fülle körperlichen Wohlbefindens zu leben und zu wirken, aus dem unerschöpflichen Quell seines Wissens hätte Tobias mit der eisernen Beharrlichkeit

seines Fleißes eine Anzahl Werke hervorgebracht, die sich dem Gediegensten ihrer Art an die Seite stellen durften.

Man suche den schaffenden Mann in seiner Werkstatt auf. In dem Nachlasse Tobias' nimmt den ersten Platz eine Privatbibliothek ein, die ihres Gleichen sucht. Dieselbe zählt im Ganzen mehr als eilftausend Bände, wohlkatalogisirt, ihrer größten Überzahl nach der sächsisch-böhmischen Specialgeschichte angehörig, darunter über 300 Bände ausschließlich „Bohemica", an 1000 BB. „Zittaviensia," 1585 BB. „Lusatica", 3625 BB. „Saxonica" — abgesehen von 1670 Nummern „Biographica" (eine auserlesene Sammlung seltener Leichenpredigten und dergl.), über 1300 BB. „Miscellanea", Werke zur Geschichte der letzten dreihundert Jahre; 238 Originaldrucke „Lutheranea", 430 theologische, 190 philosophische, 200 mathematische, über 750 belletristische Werke (darunter viele Originalausgaben) u. s. w. Dazu gehören eine äußerst werthvolle Plakat- und eine reichhaltige Portraits-Sammlung (Kupferstiche), eine Antiquitäten- und davon getrennt eine Münzsammlung — durchwegs systematisch geordnet und auf's Sorgfältigste gepflegt.

Nicht minder werthvoll aber ist der handschriftliche Nachlaß, dessen bereits früher flüchtig erwähnt worden. Soweit sich derselbe bisher überblicken läßt, dürfen wir hier, als für die böhmische Geschichtschreibung von meistem Interesse, folgende, beinahe druckfertige Manuscripte erwähnen, und zwar: „Regesten des Hauses Schönburg" vom J. 1326 u. fg. mit schätzbaren Nachträgen zum ersten Theile dieses Werkes, ein Unicum deutsch-böhmischer Adelsgeschichte, das für sich allein als das Werk eines Menschenlebens gelten darf. Als zweites Manuscript nennen wir eine „Geschichte der Johanniter-Commende in Zittau," das heißt eigentlich des „Johanniter-Priorates in Böhmen", eines bedeutsamen, leider noch zu wenig behandelten Stoffes, zu dessen Bearbeitung Tobias vorzüglich aus Zittau, Dresden und Prag das urkundliche Material herbeigeschafft. Ein drittes posthumes Werk ist die „Geschichte des böhmischen Glashandels" mit einer bis in's kleinste Detail ausgeführten Biographie des seinerzeit berühmtesten Glasraffineurs und Glashändlers in Böhmen Fr. Egermann, ein Beitrag zur heimischen Industriegeschichte, wie er gründlicher von keinem Fachmann erwartet werden könnte.

Das an Umfang wie an Gehalt den „Schönburg'schen Regesten" am nächsten stehende Manuscript bilden die in mehren Quartbänden zusammengefaßten „Notizen über das protestantische Kirchenwesen in Böhmen", die, aus einer Unzahl in aller Welt verstreuter, gedruckter und ungedruckter, bekannter und längst vergessener Werke geschöpft, so recht eigentlich den Bienenfleiß bekunden, dem sie entsprungen und der allein dergleichen unternehmen — aber unmöglich zum Abschluß bringen konnte. Über die Bedeutung eines solchen Nachlasses speciell für den „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen", für den er angelegt zu sein scheint, bedarf es keiner Auseinandersetzungen.

Man urtheile, wie man wolle, über die positiven Leistungen des nun Verstorbenen: wer so viel gestrebt, wie er, hat nicht umsonst gelebt, hat sich „den Dank der Besseren" verdient. Was sein gutes, schönes, warmes Herz, das Ganze seiner edelsinnigen Persönlichkeit unmittelbar gewirkt, das lebt mit dem Gedächtniß seiner zahlreichen Angehörigen, seiner zahllosen Freunde. Länger aber, weil ganz zuverlässig über Menschenalter hinaus lebt auch das verhältnismäßig Wenige, das uns von seiner Hand in kalten starren Lettern überliefert worden, von dem die Worte Dionysius' von einem größeren wohl, doch nicht auch besseren Sohne seines Vaterlandes Geltung behalten: „Er wandte auch der Wahrheit, von deren Erforschung wir wünschen, daß sie heilig sei, große Sorgfalt zu, indem er weder zu den Thatsachen etwas hinzusetzte, was nicht

cht gewesen wäre, noch etwas davon wegnahm, noch sich beim Schreiben reiheiten erlaubte; er erhielt sich vielmehr sein Streben vorwurfsfrei und rein n allem Parteihaß und aller Schmeichelei, besonders im Urtheil über brave Länner."

Dr. **Hallwich**.

ie Holzweberei in Alt-Ehrenberg bei Rumburg in Böhmen.[1])

Von

Dr. **Friedrich Kleinwächter**.

Ueber die Entstehung dieses originellen Erwerbszweiges berichtet ein in den Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen," VII. hrgang (1868), S. 244 f. veröffentlichter Aufsatz eines Herrn Theodor Richter Rumburg, betitelt: „Die Holzböden-Erzeugung in Alt-Ehrenberg bei Rumrg", daß vor etwa hundert Jahren ein Zimmermann in Alt-Ehrenberg Namens nton Menzel diese Industrie in dem (drei Stunden von Alt-Ehrenberg entnten) Orte Lobendau in Böhmen kennen gelernt und in seinem Heimatsorte geführt habe. Die Holzweberei scheint sich in Alt-Ehrenberg rasch eingebürgert

[1]) Der vorstehende Aufsatz verdankt seine Entstehung einer direkten Anregung Sr. Excellenz des k. k. Handelsministers, Herrn Dr. Banhaus. Gleich nach seinem Amtsantritte nämlich erließ der Herr Handelsminister ein Circular an die sämmtlichen Gewerbevereine West-Oesterreichs, in welchem er sie einlud mit ihm in unmittelbaren Verkehr zu treten und ihm die Wünsche der Gewerbetreibenden bekannt zu geben, da er die Erhaltung und Hebung des Kleingewerbes für eine seiner wesentlichsten Aufgaben erachte. Zugleich ersuchte der Herr Handelsminister die Gewerbevereine ihm regelmäßig die Jahresberichte zu übersenden. Ein derartiges Circular kam auch an den damals kaum in's Leben getretenen Gewerbeverein zu Tetschen bei Bodenbach, der dieser Aufforderung sofort entsprach und Sr. Excellenz einen Bericht über seine bisherige Wirksamkeit vorlegte. Der Bericht enthielt die Angabe der im Vereine abgehaltenen Vorträge und führte u. a. an, daß der Obmann des Vereines, Herr Johann Richter, Schneidermeister und Hausbesitzer in Tetschen bei Bodenbach (aus Nixdorf bei Rumburg gebürtig und demgemäß mit den Industriezweigen seiner heimatlichen Gegend wohl vertraut), einen Vortrag „Uiber die Holzweberei in Alt-Ehrenberg bei Rumburg" abgehalten hatte. Wenige Tage später erhielt der Gewerbeverein ein freundliches Schreiben des Herrn Handelsministers, in welchem derselbe für die rasche Beantwortung seines Circulars dankte und den Verein ersuchte, ihm einen eingehenden Bericht über diesen eigen gearteten Industriezweig einzusenden, u. zw. stellte Se. Excellenz speciell folgende Fragen:

„1. In welchem Stande ist die Holzweberei?
2. Welche Ausdehnung besitzt dieselbe?
3. In welchem Stadium der Entwicklung befindet sich dieselbe?
4. Ist sie entwicklungsfähig?
5. Welche Mittel wären zur Hebung derselben am zweckmäßigsten in Anwendung zu bringen?"

Der Verein unterzog sich selbstverständlich auf das Bereitwilligste dieser ebenso schmeichelhaften als interessanten Aufgabe und betraute mich als seinen Schriftführer (ich war zu jener Zeit als Lehrer für Volkswirthschaft an der höheren landwirthschaftlichen Landeslehranstalt zu Liebwerd bei Tetschen-Bodenbach bedienstet und hatte demgemäß mein Domizil in Tetschen) mit der Ausarbeitung des Berichtes. Derselbe wurde auf Grund der von mir in Alt-Ehrenberg — wohin ich mich in Begleitung des Obmannes, Herrn Johann Richter, als ebenso liebenswürdigen wie sachkundigen Führers begab, — gepflogenen Erhebungen und gemachten Wahrnehmungen verfaßt und Seitens des Vereines Sr. Excellenz dem Herrn Handelsminister (im März oder April 1872) vorgelegt. — Der vorstehende Aufsatz ist eine nahezu wörtliche Reproduktion jenes Berichtes und wurde nur in der äußeren Form an einigen wenigen Stellen abgeändert.

zu haben, nachdem daselbst schon früher ein verwandter Industriezweig, die Erzeugung von Siebböden, betrieben wurde.

Der technische Vorgang bei der Holzweberei ist der folgende: Ein Stück Holz von etwa $1^1/_2$ bis $1^3/_4$ Ellen Länge wird an einer Seite behobelt, bis die Fläche vollkommen glatt und etwa $1^1/_2$ bis 2 Zoll breit ist. Hierauf wird über diese Fläche der Länge nach der sogenannte „Theiler" gezogen, d. i. ein Werkzeug, in dessen Unterfläche feine Messerchen wie die Zähne eines Rechens in bestimmten Absätzen festsitzen. Der „Theiler", der hiebei fest aufgedrückt wird, zieht somit eine bestimmte Anzahl von feinen, vollkommen parallelen Längsschnitten (etwa 1 Linie tief) über das Holz. Werden nun von dieser Fläche mit dem Hobel drei bis vier dünne und lange Späne abgezogen, so zerfällt jeder der letzteren, sobald er aus dem Hobel heraustritt, in eine Anzahl dünner Fäden (von der Länge des Holzscheites) und diese bilden das Rohmaterial des Webers. Die auf diese Weise gewonnenen Fäden werden sofort, oder nachdem sie vorher gefärbt wurden, verwebt. Die längeren derselben (von 80 bis 90 Centimeter Länge) bilden die Kette des Gewebes, welche jedoch wegen ihrer Kürze nicht aufgebäumt, sondern in einen Rahmen gespannt wird; die kürzeren Fäden (von 60 bis 70 Centimeter Länge) bilden den Einschuß. Das Einlegen des Einschußes erfolgt in der Weise, daß der Weber mittelst eines Holzstäbchens, das gewissermaßen die Stelle des Weberschiffchens vertritt, und das zu diesem Zwecke an dem einen Ende ein Öhr besitzt, jeden einzelnen Holzfaden quer durch die Kette hindurch zieht. Im Übrigen unterscheidet sich die Manipulation des Webens nicht von der der gewöhnlichen Weberei und insbesondere wird auch das etwaige Muster des Holzgewebes durch das Heben und Senken der bestimmten Fäden der Kette fast genau in der nämlichen Weise hervorgebracht wie in der Stoffweberei.

1. In welchem Stande befindet sich die Holzweberei?[2])

Die Holzweberei ist Hausindustrie und dürfte auch nicht so leicht eine andere Gestalt annehmen, da eine Substitution der menschlichen Hand durch Maschinen in diesem Industriezweige nicht wohl durchführbar erscheint, nachdem jede einzelne Verrichtung nur eine verhältnißmäßig kurze Frist in Anspruch nimmt, um immer wieder durch eine neue Manipulation abgelöst wird.

a. Schon die erste Verrichtung, die Darstellung der Holzfäden, muß immer wieder unterbrochen werden, da die Messerchen des „Theilers" nicht tief in das Holz einzudringen vermögen. Hat der Arbeiter mit seinem Hobel drei bis vier Späne von dem Holze abgezogen, so muß er seinen Hobel aus der Hand legen und den „Theiler" von Neuem über die Fläche führen. Das Auffangen der aus dem Hobel heraustretenden Hobelspäne wird in der Regel von einer Arbeiterin oder einem Kinde besorgt und ist eine Beschäftigung, die selbst bei einem mechanischen Hobel einem Menschen übertragen bleiben müßte.

b. Die folgende Operation besteht darin, daß die zur „Kette" bestimmten Fäden zu je zweien an einem Ende zusammen geknüpft werden, eine Arbeit, die von Kindern verrichtet wird und von keiner Maschine ausgeführt werden kann.

c. Das Aufspannen der „Kette" in den Rahmen und das Hindurchziehen der einzelnen Fäden durch die Lade des Webestuhles ist eine Operation, die mutatis mutandis auch in jeder mechanischen Stoffweberei von Menschenhänden vorgenommen werden muß und hier von der Weberin selbst besorgt wird.

d. Das eigentliche Weben endlich anlangend, so steht hier ein Verdrängen der menschlichen Arbeitskraft durch die Maschine aus dem Grunde wohl nicht

2) Ich lasse im Folgenden die von dem Herrn Handelsminister aufgestellten Fragen (vgl. die vorhergehende Anmerkung), sowie die Reihenfolge derselben unverändert, da sie in der That das Wesen der in Rede stehenden Industrie erschöpfen.

befürchten, weil jeder einzelne Einschuß-Faden separat eingeführt werden muß. Überdies erfordert das Weben einer Platte wegen der geringen Länge der „Kette" (circa 80 bis 90 Centimeter) nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit. Bei den gröberen Holzgeweben, deren Fäden (Kette wie Einschlag) eine Breite von etwa zwei Linien besitzen, erfordert das Aufspannen der Kette sowie das Weben einen Zeitaufwand von etwa 15 Minuten. Während meines etwa halbstündigen Aufenthaltes bei einem dieser sogenannten „Holzböden-Erzeuger" wurden von Einer der daselbst beschäftigten Arbeiterinen zwei derartige gröbere Platten vollständig hergestellt. Die feinsten Holzgewebe allerdings, deren Fäden etwa die Breite von einer halben Linie besitzen, erfordern einen längeren Zeitaufwand von etwa drei Stunden per Stück.

Die Gliederung dieser Industrie ist in der Regel die folgende: Der sogenannte „Holzbödenerzeuger" ist selbständiger Unternehmer, der sein Gewerbe meist in einem kleinen Umfange, im eigenen Häuschen mit Hilfe seiner Familie und einiger wenigen gedungenen Hilfsarbeiter betreibt. Er ist Eigenthümer der Werkzeuge und namentlich der Webestühle und kauft selbst das zu verarbeitende Holz. Die Zahl der Webestühle, die ein Unternehmer besitzt, beträgt im Durchschnitte fünf, und steigt bei Einzelnen bis auf etwa zehn.

Die Herstellung (das sogenannte „Schleißen") der Holzfäden ist in der Regel die Aufgabe des „Holzbödenerzeugers" selbst. Das Knüpfen der Fäden (vgl. oben unter lit. b.) wird — wie schon erwähnt — von Kindern besorgt. Der Lohn hiefür beträgt im Durchschnitt 15 Kreuzer für je 60 Büschel (1 Büschel = so viele Fäden, als die Kette zu einer Platte erfordert. Die Zahl der Ketten-Fäden einer Platte ist selbstverständlich je nach der größeren oder geringeren Breite der Fäden verschieden, bei den feinsten Geweben zählt die Kette etwa 450 Fäden, deren je zwei an einem Ende zusammen geknüpft werden. In einem derartigen Falle erfordert somit 1 Büschel 225 Knoten und 60 Büschel 1350 Knoten.) Bei einiger Übung vermag ein Kind in einem Tage ein Schock Büschel zu knüpfen und somit im Durchschnitte 15 Kreuzer im Tage zu verdienen, ohne dabei die Schule zu versäumen. Die Arbeit ist selbstverständlich nicht anstrengend und der Gesundheit nicht nachtheilig, da sie keine gezwungene Haltung des Körpers erfordert. Es ist wahrhaft rührend zu sehen, wie die kleinen Arbeiter und Arbeiterinen oft im Alter von vier bis fünf Jahren mit der größten Emsigkeit ihre Fäden knüpfen, ohne sich durch den Besuch von Fremden in ihrer Beschäftigung im mindesten stören zu lassen. Die Verwendung von Kindern zu dieser Arbeit ist übrigens in so fern einen günstigen Einfluß auf ihre Sittlichkeit, als in Alt-Ehrenberg — nach der Versicherung dortiger Insassen — der Bettel der Kinder nicht geduldet und jedes etwa bettelnde Kind mit dem Hinweis auf das „Knüpfen" einfach abgewiesen wird. Den Lohn für das Knüpfen der Fäden trägt der sogenannte Holzbödenerzeuger.

Ein eigenthümliches Verhältniß besteht zwischen dem sogenannten Holzbödenerzeuger und seinen Hilfsarbeiterinen, den Weberinen. Diese letzteren erhalten nämlich keinen fixen Lohn, sondern ein Drittel von dem Erlöse der Holzgewebe. Ein Schock der feinsten Platten wurde zur Zeit meines Besuches in Alt-Ehrenberg (im Februar 1872) mit 15 Gulden österr. Währg., eine Platte dieser Sorte daher mit 25 Kreuzer bezahlt. Das Aufspannen der Kette, sowie das Weben einer Platte der feinsten Sorte (85 Centimeter lang, 65 Centimeter breit) erfordert eine Arbeitszeit von drei Stunden; bei einer 12- bis 15-stündigen Arbeit vermag somit eine Weberin vier bis fünf Platten im Tage zu erzeugen und somit 38 bis 50 Kreuzer zu verdienen. Der Rest (zwei Drittheile) von dem Erlöse der Holzplatten bleibt dem Holzbödenerzeuger.

Die meisten der sg. Holzbödenerzeuger beschränken sich darauf, die Platten für Gewebe herzustellen. Die letzteren sind theils weiß (Naturfarbe des Holzes),

theils färbig, u. zw. entweder einfärbig oder in Farbenmustern gewebt, mitunter wohl auch bedruckt. Nur einige Unternehmer verarbeiten ihre Gewebe weiter zu Hüten für Männer und Frauen oder zu Mützen. Die Manipulation hierbei ist eine ziemlich einfache und besteht darin, daß ein Stück Holzgewebe über eine halbrunde Kopfform mittels eines eisernen Ringes gepreßt wird Die Biegsamkeit der Holzfaser sowie er der Spielraum der einzelnen Holzfäden im Gewebe gestattet die Biegung und Verschiebung derselben in dem Maße, daß der halbkugelförmige Hut weder einen Bruch noch eine Falte aufzuweisen hat. An die so hergestellte Kappe wird sodann die Hutkrempe oder der Mützenschirm befestigt. Der Preis der Mützen betrug im Februar 1872 — 1 fl. 20 kr. per Dutzend, der der Hüte 75 kr. per Dutzend[3]). Eine anderweitige Verarbeitung der Holzgewebe im Alt-Ehrenberg selbst sah ich nicht.

Der Absatz der Alt-Ehrenberger Erzeugnisse erfolgt nach weiten Entfernungen. Schweden und Rußland wurden mir als die vorzüglichsten Abnehmer genannt, dann Deutschland, Oesterreich, Italien, Frankreich, sowie die überseeischen Länder, endlich zum geringeren Theile England und die Schweiz. So ehrenvoll dieser weite Absatz der Alt-Ehrenberger Holzgewebe, so bildet er doch für die Erzeuger eine große Kalamität, denn dieselben — fast durchgehends wenig gebildete und mittellose Leute — sehen sich in Folge dessen außer Stande, direkt mit dem Käufer in Geschäftsverbindung zu treten, und sind gezwungen, ihre Artikel an Zwischenhändler zu verkaufen, und zwar befassen sich mit dem Vertriebe dieser Waaren lediglich vier große Handlungshäuser im nördlichen Böhmen. Nur einzelne wenige Holzbödenerzeuger — so ein Herr Menzel in Alt-Ehrenberg, der Enkel jenes Anton Menzel, der die Holzweberei daselbst eingeführt — vertreiben seit wenigen Jahren ihre Produkte selbst; zwar in der primitiven Form des Hausirhandels in den Sommermonaten, doch mit gutem Erfolge.

2. Welche Ausdehnung besitzt die Holzweberei?

Bei dem gänzlichen Mangel an authentischen statistischen Daten können die folgenden Angaben allerdings nur auf eine geringe Glaubwürdigkeit Anspruch machen, da sie lediglich auf Mittheilungen beruhen, welche mir in Alt-Ehrenberg Seitens dort ansässiger Personen gemacht wurden.

Betrieben wird die Holzweberei in Böhmen — so viel bekannt — blos in der Gemeinde Alt-Ehrenberg bei Rumburg. Früher war diese Industrie in dem Eingangs erwähnten Orte Lobendau, ferner in Nixdorf heimisch, sie hat sie jedoch dort nicht erhalten. Die Zahl der Holz-Webestühle wird auf 1000, die Zahl der in dieser Industrie beschäftigten Personen auf 1500 geschätzt. Das Quantum des verarbeiteten Holzes wird auf 100 Klafter jährlich veranschlagt. Mehr zu erfahren war mir nicht möglich. Den Versuch, nähere Erkundigungen über die Menge der jährlichen Produkte bei den gedachten vier Handlungshäusern einzuziehen, unterließ ich, theils weil mir dies als ein absolut erfolgloses Beginnen von vertrauenswürdiger Seite bezeichnet wurde, theils weil auch im günstigsten Falle die mitgetheilten Daten unzureichend gewesen wären, da — wie erwähnt — ein Theil der Holzwebe-Waaren unmittelbar von den Erzeugern selbst im Wege des Hausirhandels abgesetzt wird.

---

3) Der höhere Preis der Mützen gegenüber dem der Hüte erklärt sich aus dem Umstande, daß die Hutkrempe aus Holzgewebe hergestellt wird, während die Mütze einen eigenen Schirm erfordert. Letzterer besteht allerdings nicht aus Leder, sondern aus einer Imitation aus lackirtem Pappendeckel; allein bei dem niedrigen Preise von 10 kr. für eine fertige Mütze kann billiger Weise auch nicht mehr verlangt werden.

3. In welchem Stadium der Entwicklung befindet sich die Holzweberei?

Bei Beantwortung der vorliegenden Frage wird es angemessen erscheinen, zwischen der eigentlichen Holzweberei und der ferneren Verarbeitung der gewebten Platten zu unterscheiden.

A. **Die eigentliche Holzweberei** steht jedenfalls auf einer ziemlich hohen Entwicklungsstufe, sowohl was die Feinheit, als was die Musterung der Gewebe anbelangt. Rücksichtlich der Feinheit der Fäden dürfte wohl die Behauptung nicht gewagt erscheinen, daß ein weiterer Fortschritt kaum mehr möglich ist, denn wenn man erwägt, daß das Holz mittels vertikaler und horizontaler Längsschnitte in Fäden gespalten wird, die mehr als 3 Fuß lang, etwa $^1/_2$ Linie breit und dünner als ein Blatt Papier sind, so dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Grenze des Möglichen damit erreicht ist. Die Gewebe sind demgemäß auch ungemein elastisch, man kann dieselben umlegen — etwa wie man ein Blatt Papier faltet — und den Bug fest niederdrücken, ohne daß dadurch ein Bruch entstünde. [4])

Unter den Geweben kann man folgende Arten unterscheiden:

a) Einfärbige Gewebe. Die gröberen Sorten, d. i. diejenigen, welche aus breiteren Holzfäden (der einzelne Faden etwa 2 Linien breit) hergestellt werden, sind platt gewebt, die feineren Sorten (der einzelne Faden etwa $^1/_2$ Linie breit) sind meist im Gewebe gemustert. Die Muster können als außerordentlich zart und geschmackvoll bezeichnet werden, und insbesondere gilt dies für die durchbrochenen oder gegitterten Gewebe. Die einfärbigen Gewebe sind meist weiß, von Naturholz hergestellt und sind demgemäß, da jeder Fehler sofort in die Augen springt, die kostbarsten. Die gefärbten Gewebe (als fertiges Gewebe erst gefärbt) sind in der Regel ordinäre Waare. Meist rosenroth gefärbt, werden sie als Futter der Hüte und Mützen verwendet und können auf weitere Beachtung keinen Anspruch machen. Einzelne derselben allerdings — so ein durchbrochenes Gewebe von havannah-brauner Farbe, das mir gezeigt wurde — sind außerordentlich effektvoll.

b) Die in Farben gewebten Holzplatten. Die gebräuchlichsten Farben sind: weiß (Naturfarbe des Holzes), strohgelb, grau, braun, schwarz, rosenroth, karminroth und violett. Unter diesen Geweben befinden sich einzelne Muster, die einen geradezu prachtvollen Farbeneffekt hervorbringen und dem zartesten Muster eines Damenkleiderstoffes (namentlich der Mohairstoffe) fast nichts nachgeben. Insbesondere gilt dies für die roth und die violett gemusterten Gewebe, die in Folge der Verwendung von Anilinfarben einen seidenartigen Glanz besitzen. Als weniger geschmackvoll müssen im Großen und Ganzen jene grau, braun oder schwarz gemusterten Gewebe bezeichnet werden, die zu Männerhüten und Knabenmützen verarbeitet werden.

c) Die bedruckten Gewebe. Von einem der sog. Holzbödenerzeuger wurden mir Hauskappen vorgewiesen, die aus einem ursprünglich weißen, mit einem Farbenmuster bedruckten Gewebe erzeugt waren. Die Kappen waren ordinäre Waare und demgemäß denn auch die gedruckten Muster nichts weniger als hübsch zu nennen.

Die Muster werden vielfach von den Holz-Industriellen Alt-Ehrenbergs komponirt, vielfach aber — namentlich wenn über Bestellung gearbeitet wird —

---

4) Seitens des Gewerbevereines wurde dem Berichte eine kleine Sammlung von Holzgewebe-Mustern beigeschlossen, und um die Elastizität und Schmiegsamkeit der Holzgewebe recht deutlich zu zeigen, wurde sogar ein Gilet beigelegt, das Herr Johann Richter aus einer derartigen Platte angefertigt hatte.

werden die Muster von auswärts eingesendet. Die letzteren sind wohl im Großen und Ganzen den ersteren unbedingt vorzuziehen.

B. **Die weitere Verarbeitung der Holzgewebe.** So weit ich mich durch den Augenschein überzeugen konnte, beschränkt sich die weitere Verarbeitung der Holzgewebe in Alt-Ehrenberg auf die Erzeugung von Kopfbedeckungen, speziell: Männer-, Knaben- und Mädchen-Hüte, Knabenmützen und Hauskappen. Die mir vorgewiesenen Artikel waren durchgehends ordinäre Waare, und sowohl in der Façon als in den Farbenmustern durchaus nicht geschmackvoll zu nennen. Zwar wurde mir mitgetheilt, daß von einzelnen der sog. Holzbödenerzeuger in letzterer Zeit auch die Herstellung eleganter Hüte angestrebt werde, allein zu sehen bekam ich dieselben nicht.

4. Ist die Holzweberei entwicklungsfähig?

a) Zunächst entsteht hier die Frage, ob der Bezug des Rohmaterials gesichert ist. Die oben geschilderte Manipulation des Hobeln oder Schleißen der Fäden bezweckt, das Holz in seine einzelnen Fasern zu zertheilen, und hieraus erklären sich die Anforderungen, welche an das Rohmaterial gestellt werden. Soll es nämlich gelingen, die einzelnen Fasern von dem ganzen Stücke abzulösen, ohne daß sie von dem Messer des Theilers oder von dem Eisen des Hobels querüber durchschnitten werden oder brechen, so muß das Holz feucht, von loser Struktur und vollständig parallelfaserig, d. h. ganz gerade gewachsen sein. Diese Eigenschaften besitzt nur die Zitterpappel oder Espe, wenn sie in einem hinreichend feuchten Boden und daher rasch gewachsen ist, weil dadurch die lockere Struktur des Holzes bedingt ist. Und selbst dieser Baum kann nicht vollständig für den in Rede stehenden Zweck benützt werden, weil jede Krümmung des Holzes, sowie jeder aus dem Stamme sprießende Ast oder Zweig die gerade und parallele Lage der Holzfaser stört. Nach den übereinstimmenden Aussagen mehrerer der sog. Holzbödenerzeuger geben 40 bis 50 Klafter Espenholz erst eine Klafter gerade gewachsenes und zur Holzweberei geeignetes Holz. Ich selbst hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, welche Schwierigkeiten die Beschaffung des Rohmaterials dem sog. Holzbödenerzeuger verursacht. Einer derselben, der die Gefälligkeit hatte, mir den Vorgang bei der Herstellung der Fäden praktisch zu zeigen, brachte ein Stück Espenholz, das anscheinend allen Anforderungen entsprach, und begann dasselbe zu bearbeiten; nachdem er jedoch etwa zwanzig Hobelspäne davon abgezogen hatte, kam eine kaum merkliche Verkrümmung der Fasern im Innern des Holzes zum Vorschein und das ganze Stück mußte als unbrauchbar bei Seite gelegt werden. Bei dem hohen Preise des Holzes ein empfindlicher Schade!

Nach den Angaben, die mir Seitens der Alt-Ehrenberger Holzindustriellen (übereinstimmend mit dem Eingangs erwähnten Aufsatze des Herrn Theodor Richter) gemacht wurden, bezog Alt-Ehrenberg früher sein Espenholz aus Böhmen, während gegenwärtig — nachdem in den letzten Dezennien die Espenbestände in Böhmen fast gänzlich verschwunden sind — beinahe der ganze Holzbedarf von Russisch-Polen gedeckt wird. Der Preis einer Klafter ausgesuchten Espenholzes, wie es der Holzweber braucht, stellt sich in Alt-Ehrenberg im Durchschnitte auf 150 fl. österr. Währg. Die Holzweber sprachen mir gegenüber wiederholt die Befürchtung aus, daß nach etwa 80 Jahren ein empfindlicher Holzmangel zu gewärtigen sei. In wiefern diese Befürchtung gerechtfertigt ist, kann ich nicht beurtheilen, doch könnte dem Holzmangel, falls er thatsächlich droht, durch eine kräftige Organisation der Holzwebe-Industrie — die allerdings zur Zeit gänzlich fehlt — jedenfalls noch rechtzeitig vorgebeugt werden.

Der an sich schon hohe Preis des Holzes wird aber noch durch den

Zinsenverlust vertheuert, den der Holzweber dadurch erleidet, daß er gezwungen ist, sein Holz vor der Verarbeitung — um ihm die erforderliche Schmiegsamkeit und Feuchtigkeit zu geben — etwa ein Jahr lang im Wasser liegen zu lassen. Von diesem Prozeß der Wässerung kann nur dann Umgang genommen werden, wenn das Holz ganz frisch vom Stamme kommt, was begreiflicher Weise nur sehr selten der Fall ist.

b) Die Technik der Holzweberei besitzt, wie schon erwähnt, einen hohen Grad der Vollkommenheit, trotzdem aber sind auch hier weitere Fortschritte möglich; und zwar gilt dies für die Herstellung neuer Gewebe- und Farbenmuster, die der jeweilig herrschenden Geschmacksrichtung entsprechen. Im Allgemeinen liegen hier analoge Verhältnisse vor, wie bei der Strohflechterei; hier wie dort sind der weiteren Entwicklung durch die Natur des Materials ziemlich enge Grenzen gezogen, allein innerhalb derselben bleibt der fraglichen Industrie ein hinreichend weiter Spielraum zu ihrer Entfaltung. Ein anderes ist die Frage, ob die Erzeugung größerer Holzgewebe möglich ist. Es wurde oben darauf hingewiesen, daß die einzelnen Gewebe eine nur geringe Ausdehnung besitzen. Die Länge derselben beträgt etwa 85, die Breite rund 65 Centimeter, und dies aus dem Grunde, weil die Holzfäden nicht gestückelt, sondern so lang sie eben sind, verwebt werden. Daß es gelingen sollte viel längere Holzfäden zu erzeugen als bisher, ist nicht wohl anzunehmen, u. zw. schon aus dem Grunde nicht, weil es ein langes und vollkommen astfreies Holz nicht gibt. Es erübrigt somit nur die Stückelung der Fäden. Zwar wurde mir in Alt-Ehrenberg mitgetheilt, daß daselbst vor mehreren Jahren für die Königin von Preußen gewebte Holztapeten angefertigt wurden, bei denen die Kette des Gewebes gestückelt war, und dasselbe berichtet der im Eingange zitirte Aufsatz des Herrn Theodor Richter, allein zur Zeit scheint die Stückelung der Fäden nur schwer durchführbar, weil sie in der Praxis so gut wie gar nicht vorkommt. Jedenfalls wäre dies ein großer Fortschritt, weil dadurch der Verwendung der Holzgewebe zu Rouleaux, Tapeten und ähnlichen Zwecken neue Kreise erschlossen würden.

c. Ueber die Verwendung der Holzgewebe ist nicht viel zu berichten, da sich Alt-Ehrenberg — wie schon erwähnt — auf die Erzeugung der Gewebe und ordinärer Kopfbedeckungen beschränkt. Allein schon auf diesem Gebiete ließe sich unendlich mehr leisten, da das Alt-Ehrenberger Holzgewebe in den Händen einer geschickten Modistin ein prächtiges Rohmaterial für elegante Damenhüte abgeben müßte. Das Holzgewebe hat sogar zwei entschiedene Vorzüge vor dem Strohgeflecht. Letzteres kann nämlich nicht wohl durchbrochen hergestellt werden, und dies ist der Grund, warum zur Herstellung der ganz leichten Sommerhüte für Damen Roßhaar statt Stroh mit Vorliebe verwendet wird. Gerade hiezu müßte sich das Holzgewebe ganz eminent eignen, da namentlich die gegitterten Holzgewebe sich leicht in unendlich mannigfaltigen Varietäten herstellen lassen. Ferner besitzt das Holz den weiteren Vorzug gegenüber dem Stroh, daß es die Farbe viel besser annimmt als dieses, daß also auch nach dieser Richtung hin das Holzgewebe sich den verschiedensten Launen des Geschmackes besser anzubequemen vermag als das Strohgeflecht. Die Strohhut-Fabrikanten in Paris und Florenz beziehen — wie mir zufällig bekannt wurde — mit großer Vorliebe die Alt-Ehrenberger Erzeugnisse; die Muster, die sie einsenden und hier ausführen lassen, sind in der Regel außerordentlich zart und geschmackvoll, und hierin liegt ein bedeutsamer Fingerzeig für die Alt-Ehrenberger Holzweber.

Eine weitere Verwendung finden die gewebten Holzplatten — wie ich zufälliger Weise zu sehen bekam — zu Ueberzügen für elegante Papeterie-Arbeiten. Die Canditenfabrik der Herren Tschinkel in Lobositz, sowie die Chocoladefabrik der Herren Jordan und Timäus in Bodenbach verwenden die Holzgewebe zur Bekleidung der Bonbonnièren und erzeugen auf diese Weise sehr geschmackvolle Artikel.

Nach dieser sowie nach anderen Richtungen hin ließe sich noch Manches thun, allein leider scheinen die Alt-Ehrenberger Holzgewebe-Erzeuger von der weiteren Verwendung ihrer Produkte keine Ahnung zu haben.

Nach alledem unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Holzweberei eine lebens- und entwicklungsfähige Industrie ist. Ihr Gebit ist zwar wie das der Strohflechterei ein eng begrenztes, da ihre Erzeugnisse selbstverständlich keine Dauerhaftigkeit besitzen und demgemäß sich nur für Mode- oder Luxuszwecke eignen, allein innerhalb dieser Grenzen bleibt der Fantasie ein hinreichender Spielraum überlassen und somit auch der fraglichen Industrie die Möglichkeit gewahrt sich weiter zu vervollkommnen und nach verschiedenen Richtungen hin zu entfalten.

5. Welche Mittel wären zur Hebung der Holzweberei am zweckmäßigsten in Anwendung zu bringen?

Die Alt-Ehrenberger Holzweberei ist — wie schon erwähnt — Hausindustrie, und hierin liegen ihre volkswirthschaftlichen Vorzüge, aber auch ihre Schattenseiten.

Die ersteren sind mit einem Worte gekennzeichnet und bestehen in der Selbstständigkeit der kleinen Unternehmer, die — bisher wenigstens — in Alt-Ehrenberg noch nicht zu bloßen Lohnarbeitern herabgesunken sind. Die sogenannten Holzbödenerzeuger sind zur Zeit noch selbstständige Unternehmer; sie kaufen selbst das Rohmaterial, sie sind Eigenthümer ihrer Webestühle und sonstiger Werkzeuge, sie haben ihre eigenen Hilfsarbeiter und verkaufen ihre Erzeugnisse für eigene Rechnung; sie fristen zwar meist eine kümmerliche Existenz, aber sie haben wenigstens ihre Unabhängigkeit bewahrt. — Die technischen Vorzüge dieser Industrie wurden oben besprochen.

Die Mängel, welche der Holzweberei Alt-Ehrenberg's ankleben, sind die Mängel der Hausindustrie überhaupt, und lassen sich in den Worten: „Mangel an Bildung" zusammenfassen. Die sogenannten Holzbödenerzeuger sind biedere Gebirgsbewohner, die zwar eine ganz erstaunliche Kunstfertigkeit in der Behandlung des Holzes erlangt haben, die mitunter auch wahrhaft prächtige Farben- und Gewebe-Muster komponiren, denen aber jede allgemeine und kunstgewerbliche Bildung vollständig abgeht, und an diesem Mangel krankt ihre ganze Industrie.

a. Der Mangel an allgemeiner und kaufmännischer Bildung macht es diesen Leuten zunächst unmöglich, den Vertrieb ihrer Erzeugnisse nach kaufmännischen Prinzipien selbst zu besorgen, ihre Kunden an entfernten Orten aufzusuchen, sowie mit denselben in einen direkten Verkehr zu treten und zwingt sie an Zwischenhändler zu verkaufen. Wäre der Handel mit den Produkten dieser Industrie ein entwickelter, so würde dieser Umstand hier nicht erst hervorgehoben, da ja die volkswirthschaftliche Bedeutung des Handels nicht in Frage gestellt werden kann; allein im vorliegenden Falle ruht der ganze Vertrieb der Alt-Ehrenberger Holzwaaren — wie schon oben bemerkt wurde — in den Händen von lediglich vier Handlungshäusern, die in Nixdorf und Schluckenau ihren Sitz haben. Daß diese vier Handlungshäuser in dem Besitze eines faktischen Monopoles sich befinden, braucht nicht hervorgehoben zu werden, und hieraus erklärt es sich, daß eine gewebte Holzplatte der feinsten Sorte, zu deren Herstellung die Weberin allein drei Stunden Zeit braucht, in Alt-Ehrenberg mit 25 kr., sage fünf und zwanzig Kreuzer österr. Währg. bezahlt wird. Bezeichnend für den Gewinn der Händler ist übrigens der Umstand, daß jener Anton Menzel, der der Begründer der Holzweberei in Alt-Ehrenberg war, als ein unbemittelter Mann starb (und ebenso hat selbstverständlich keiner der sogenannten Holzbödenerzeuger es bisher zu einem Vermögen bringen können), während der Händler, der die Erzeugnisse Menzel's und später der übrigen Holzweber vertrieb, zwar sein

Carrière auch als unbemittelter Mann begann, bei seinem Tode aber ein bedeutendes Vermögen — angeblich von 800.000 Gulden — hinterließ. Die Ziffer mag übertrieben sein, allein die Sage lebt im Volksmunde und beweist jedenfalls, daß der Handel mit Holzgeweben unvergleichlich lukrativer ist als die Erzeugung derselben.

b. Der Mangel an allgemeiner Bildung läßt ferner die Leute *das Prekäre ihrer Lage nicht erkennen*. Wie erwähnt, sind die Espenbestände in Böhmen erschöpft, und es wird beinahe das gesammte Holz, das Alt-Ehrenberg verbraucht, aus Russisch-Polen bezogen. Der Preis einer Klafter ausgesuchten Espenholzes ist bereits auf 150 Gulden und darüber gestiegen und trotzdem klagen die Holzgewebe-Erzeuger über die successive Verminderung des Rohmaterials und befürchten einen gänzlichen Mangel desselben in etwa 80 Jahren. Diese Befürchtung vermag ich zwar nicht zu theilen, denn ein entsprechender Preis wird überall ein beliebiges Angebot hervorrufen, wenn der Produktion des fraglichen Artikels kein unübersteigliches Hindernis entgegensteht; es wird somit, wenn der Preis des Holzes hinreichend gestiegen sein wird, der Anbau von Espen nicht ausbleiben, und trotzdem wird die Holzweberei nicht verkümmern, weil die einzelne gewebte Platte doch nur ein Minimum von Holz enthält, und weil somit ein verschwindend kleiner Aufschlag am Preise des Produktes die Vertheuerung des Produktes wieder hereinbringt. Die Gefahr, die den Alt-Ehrenberger Holzgewebe-Erzeugern droht, scheint mir vielmehr von einer anderen Seite zu kommen.

Eine weitere Vertheuerung des Holzes muß nämlich sehr bald zur Folge haben, daß die Holzgewebe-Erzeuger ihre bisherige Unabhängigkeit verlieren, denn es darf nicht übersehen werden, daß der einzelne Holzbödenerzeuger sein Holz etwa ein Jahr lang im Wasser liegen lassen muß, ehe er dasselbe verarbeiten kann, daß er somit stets einen Vorrath von etwa ½ bis 1 Klafter Holz zu halten gezwungen ist. Schon jetzt verursacht die Holzbeschaffung den Leuten große Schwierigkeiten, und geht die Preissteigerung weiter, so steht zu befürchten, daß es den Leuten unmöglich wird, ihren nothwendigen Holzvorrath selbst zu halten. Diese Aufgabe wird dann naturgemäß dem Holzgewebe-Händler zufallen, er wird dem Weber das Rohmaterial liefern und ihm das fertige Erzeugniß abkaufen, mit einem Worte der Händler wird zum „Verleger" emporsteigen, während der Weber zum bloßen Lohnarbeiter hinunter sinkt. Diese Kalamität kann übrigens schon früher eintreten, wenn der drohende Holzmangel etwa Lieferungskontrakte mit den Forstbesitzern behufs der Sicherung des Rohstoff-Bezuges nothwendig machen sollte, denn das ist evident, daß derartige Kontrakte nicht leicht von der vielköpfigen Menge der Holzgewebe-Erzeuger, wohl aber von den Händlern ausgehen werden. In allen Fällen steht zu befürchten, daß die Lage jener biederen und echt deutschen Gebirgsbewohner in einer nicht allzu fernen Zukunft sich ernstlich verschlimmert, und daß sie ihr kostbares Gut, ihre wirthschaftliche Unabhängigkeit verlieren, die sie bisher wenigstens — wenn auch unter vielfachen Entbehrungen — zu behaupten wußten.

c. Der Mangel an kunstgewerblicher Bildung und der fehlende Kontakt mit dem konsumirenden Publikum machen es den Holzwebern Alt-Ehrenberg's *nahezu unmöglich, ihre Gewebe zu fertigen Gebrauchsgegenständen weiter zu verarbeiten*. Die weitere Verarbeitung des Halbfabrikates schließt sich doch naturgemäß an die Erzeugung des letzteren an, und instinktiv wird dies von den Bewohnern Alt-Ehrenberg's geahnt, da sie denn auch die Erzeugung von Kopfbedeckungen an die Holzweberei angereiht haben; allein einmal steht jene auf einer ziemlich primitiven Stufe der Entwicklung, und sodann ist sie bisher die einzige Industrie geblieben, zu der Alt-Ehrenberg es gebracht. Der Grund liegt lediglich in dem Umstande, daß die Leute nicht wissen, was sie aus ihren Geweben anfertigen können oder sollen, nachdem ihnen die Be-

rührung mit der übrigen Welt, sowie jede kunstgewerbliche Bildung vollständig fehlt. Die Händler, denen diese Vermittlung zwischen dem Produzenten und dem konsumirenden Publikum sachgemäß zufallen würde, finden sich hiezu nicht veranlaßt, weil sie das Monopol des Vertriebes in den Händen haben und wissen, daß auch die unverarbeiteten Gewebe zu jeder Zeit einen reißenden Absatz finden, sodann weil sie eben nur Kaufleute und keine Industriellen sind.

Der etwaige Einwand, daß die Luxusindustrie ihren natürlichen Sitz in den großen Städten habe, ist nicht stichhältig, denn bekanntlich werden beinahe die sämmtlichen Kleiderstoffe, die denn doch unter die Mode-Artikel par excellence zu rechnen sind, in großen Entfernungen von den Konsumtionsplätzen erzeugt, und vermögen demungeachtet allen Launen des subjektivsten Geschmacks zu entsprechen. Stünde Alt-Ehrenberg mit den großen Konsumtionsplätzen seiner Artikel in direkter Verbindung durch Agenten, welche die Strömungen der Mode zu verfolgen und erforderlichen Falles Zeichnungen oder Modelle einzusenden hätten, so so ist durchaus nicht abzusehen, warum seine Holzindustriellen an Stelle der bisherigen ordinären nicht elegante Kopfbedeckungen, oder warum sie neben diesen nicht auch geschmackvolle Papeterie-Arbeiten oder sonstige Artikel aus ihren Holzgeweben anfertigen könnten.

d. Endlich ist noch ein Umstand hervorzuheben, der die Holz-Industrie Alt-Ehrenberg's beengt, für den sie jedoch nicht verantwortlich gemacht werden kann, d. i. der deutsche Zolltarif vom Jahre 1870. Derselbe verfügt nämlich wie folgt:

Ungefärbte Holzgewebe (also gerade die heikelste und kostbarste Waare) sind ..... zollfrei.
Gefärbte Holzgewebe entrichten pro Zollzentner einen Eingangszoll von 1 Thlr.
Hüte, ganz aus Holz, d. i. ohne Garnitur (Futter, Schweißleder, Einfassungsband ꝛc.) aus anderen Stoffen, sind ..... zollfrei.
Hüte aus Holz mit einer Garnitur aus andern Stoffen zahlen pro Stück einen Eingangszoll von ..... 4 Sgr.

Die ersten beiden Tarifpositionen enthalten zwar die Anomalie, daß gerade die feinste Waare zollfrei ist, während die mindere Kategorie der gefärbten Gewebe dem Zolle unterliegt, allein trotzdem kann darüber hinweggegangen werden, weil der Zollsatz von 1 Thaler pro Zentner so niedrig ist, daß er die einzelne gewebte Platte mit vielleicht nur 2 Pfennigen, also 1 Kreuzer österr. Währung belastet. Dagegen hat die Normirung der Tarifsätze für Hüte ihre Bedenken. Wenn Alt-Ehrenberg feine Hüte erzeugen würde, so wäre gegen diese Tarifirung nichts einzuwenden, denn für elegante Waare werden sich immer Putz- und Modewaaren-Handlungen als Abnehmer finden, welche den rohen Hut kaufen und sodann montiren; Alt-Ehrenberg könnte sich somit in diesem Falle auf die Erzeugung roher aber, eleganter Kopfbedeckungen beschränken. Ebenso unbedenklich wäre der Zoll von 4 Sgr. pro Stück, wenn in Alt-Ehrenberg feine Hüte mit Einschluß der Montirung erzeugt würden, denn ein Hut im Werthe von einigen Gulden oder Thalern kann leicht eine Zollbelastung von 4 Sgr. ertragen. Dem ist aber nicht so. Die Alt-Ehrenberger Erzeugnisse sind — vielleicht von einzelnen Ausnahmen abgesehen — durchgehends ordinäre Waare; der Preis von einem Dutzend fertiger Knabenmützen beträgt 1 fl. 20 kr., somit pro Stück 10 kr., der Preis der fertigen Männerhüte stellt sich gar nur auf 75 kr. pro Dutzend, somit pro Stück auf $6\frac{1}{4}$ kr. Der Zoll von 4 Sgr. pro Stück beträgt somit bei Mützen mehr als 200 Procent, bei Männerhüten mit Rücksicht auf das Silber-Agio gar bis nahe an 400 Procent vom Werthe des Erzeugnisses. Daß eine Zollbelastung von dieser Höhe einer Prohibition gleich kommt, ist selbstverständlich, da bei ordinärer Waare begreiflicher Weise nicht daran zu denken ist, daß sie im rohen Zustande gekauft und dann erst im Auslande montirt würde.

Es sei nochmals hervorgehoben, daß die in Rede stehenden Zollsätze wenig zu bedeuten hätten, wenn die Alt-Ehrenberger Hüte feine Waare wären, oder wenn diese Industrie in intelligenteren Händen ruhen würde, denn dann wäre sie unter dem Drucke der Zollsätze zur Erzeugung besserer Hüte übergegangen. Unter den gegebenen Umständen jedoch ist die Alt-Ehrenberger Hutindustrie geradezu verschlechtert worden. Fußend auf der Tarifposition, daß Hüte „ganz aus Holz" zollfrei sind, begannen die Alt-Ehrenberger Holz-Industriellen bald die sämmtlichen übrigen Bestandtheile des Hutes, nämlich das Futter der Kappe, das sogenannte Schweißleder, sowie das Hutband aus Holzgewebe herzustellen und haben damit den zollfreien Export ihres Artikels zwar gerettet, den letzteren aber zweifellos verschlechtert.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Industrie Alt-Ehrenberg's krankt an dem Mangel an Bildung und an dem fehlenden Contakt mit dem konsumirenden Publikum, und hieraus ergeben sich zugleich die Mittel, die zur Hebung jenes originellen Erwerbszweiges in Anwendung zu bringen wären.

Durch die Errichtung neuer Schulen dürfte wohl im vorliegenden Falle nicht viel zu erreichen sein, da die vorhandenen bei gehöriger Benützung hinreichen. Alt-Ehrenberg speziell ist in der glücklichen Lage, daß es an Rumburg anstößt, daß ihm somit die Gelegenheit geboten ist, die besseren Schulen dieser Stadt und namentlich die daselbst in der letzten Zeit errichtete Webeschule zu benützen. Der Unterrichtsplan der letzteren ist mir zwar nicht bekannt, allein einmal ist die Holzweberei der Stoffweberei nahe verwandt, der angehende Holzweber wird also hier schon manches lernen, was er praktisch verwerthen kann, und sodann muß doch das Zeichnen einen der wesentlichsten Unterrichtsgegenstände der Webeschule bilden; es wird somit dem Holzweber die Gelegenheit geboten sein, diese für jeden praktischen Gewerbsmann weitaus wichtigste Kunst daselbst zu erlernen. Sollte es sich übrigens im Laufe der Zeit herausstellen, daß das Unterrichtsbedürfniß des Holzwebers theilweise ein anderes ist als das des Stoffwebers, so wird es der Webeschule unmöglich schwer fallen können, diesem Umstande durch Errichtung eines oder des anderen Lehrstuhles Rechnung zu tragen.

Für das Unterrichtsbedürfniß der heranwachsenden Jugend wäre somit im vorliegenden Falle soweit gesorgt, als dies der Gesammtheit überhaupt möglich ist. Dagegen erscheint es dringend geboten, auf die Erwachsenen einzuwirken, einmal um sie zu bewegen, daß sie für den Fachunterricht ihrer Kinder sorgen, dann aber um ihre eigene Energie zu wecken, und das ist nach meiner Meinung nur im Wege des Vereins- und Genossenschaftswesens durchführbar.

Demgemäß wäre der Vorgang etwa der folgende: Einerseits wäre die Gründung eines Gewerbevereines in Rumburg oder Alt-Ehrenberg anzuregen. Die Gewerbevereine scheinen mir einer der wesentlichsten Faktoren zur Hebung des Kleingewerbes und gewißermaßen das Gegenstück zu den Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften zu sein. Wenn das Kleingewerbe gegenwärtig immer mehr und mehr von der Großindustrie verdrängt wird, so liegt der Grund zwar zum Theile in dem Uebergange zur Maschinen-Produktion — und dagegen läßt sich selbstredend nicht ankämpfen, — zum anderen, mindestens eben so großen Theile aber darin, daß das Kleingewerbe der Großindustrie weder an Vermögen, noch an Intelligenz gewachsen ist. Dem Mangel an Vermögen entgegen zu wirken, ist Sache der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften, und daß sie diesen Mangel mit Erfolg zu bekämpfen vermögen, kann heute nicht mehr bezweifelt werden; der zweite Theil der Aufgabe, die Intelligenz der Gewerbetreibenden zu heben, fällt nebst der Schule dem Gewerbevereine, dieser Schule des Erwachsenen, zu. Die Aufgabe dieses Gewerbevereines wäre es, durch Abhaltung von belehrenden Vorträgen, durch Anlegung einer Bibliothek und einer Sammlung von Gewebemustern und Zeichnungen nicht nur die allgemeine, sondern namentlich die Fach-

bildung der Holzgewebe-Erzeuger zu heben, sie über die Verwendbarkeit und weitere Verarbeitung ihrer Erzeugnisse aufzuklären und für ihre speziellen Interessen energisch einzutreten. Die Aufgabe ist allerdings nicht leicht, weil die armen Leute über die Absatzplätze ihrer Erzeugnisse vollständig im Dunkeln sind und die Händler an der Geheimhaltung derselben das höchste Interesse haben; allein trotzdem ist sie nicht unlösbar, denn einmal verfügt der Verein über größere Geldmittel, könnte somit zu diesem Zwecke immer irgend eine Geldsumme flüßig machen, und sodann gelingt es einem Vereine leichter eine oder die andere intelligente Kraft an sich zu ziehen und für das gemeinsame Unternehmen zu interessiren. Eine Hauptaufgabe des Vereines müßte es endlich sein, für die Bekanntwerdung der Alt-Ehrenberger Holzindustrie Sorge zu tragen, um auf diese Weise neue Geschäftsverbindungen anknüpfen zu können, denn im Publikum wie in der Geschäftswelt ist die Kenntniß dieses Industriezweiges viel zu wenig verbreitet, ja selbst in Prag, der Hauptstadt des Landes, hat man von der Existenz desselben so gut wie keine Ahnung.

Andererseits wäre auf die Gründung von Genossenschaften hinzuwirken. Die äußeren Bedingungen hiefür sind so günstig, daß sie besser kaum gewünscht werden können, denn die gesammte Holzweberei concentrirt sich in dem einzigen Dorfe Alt-Ehrenberg, eine Verpflanzung dieser Industrie nach einem zweiten Orte wird jedesmal mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, so daß Alt-Ehrenberg faktisch das Monopol für die Erzeugung von Holzgeweben in den Händen hat. Es entsteht nunmehr die Frage, was für Genossenschaften geeignet wären die gewünschte Abhilfe zu bringen, und zu diesem Ende muß nochmals auf die der Alt-Ehrenberger Holzindustrie anklebenden Mängel zurückgegangen werden. Diese Uebelstände sind, wie oben auseinander gesetzt wurde: 1. Der Verkauf der Erzeugnisse an Zwischenhändler, 2. die ungenügende Weiterverarbeitung der Holzgewebe, 3. die ungenügende Sicherung des Rohstoffbezuges. Von diesen drei Uebelständen ist der letztgenannte am leichtesten zu beseitigen, eine einfache Rohstoffgenossenschaft [5]) würde Abhilfe bringen; sie würde zunächst dem Holzgewebe-Erzeuger den billigeren Bezug des Holzes ermöglichen und zugleich könnte sie — wenn nämlich wirklich die Gefahr eines gänzlichen Holzmangels bevorsteht — den Bezug des Rohmaterials durch Lieferungskontrakte mit den Forstbesitzern rechtzeitig sichern. Jedenfalls aber hätte sie zur Folge, daß die wirthschaftliche Unabhängigkeit der Holzgewebe-Erzeuger als selbstständige Unternehmer erhalten bliebe, weil sie die oben berührte Gefahr beseitigt, daß die Holzgewebe-Händler die Lieferung des Rohstoffes übernehmen und den Weber zum bloßen Lohnarbeiter herunterdrücken, während sie selbst zu Verlegern emporsteigen. Der zweitgenannte Uebelstand, die ungenügende Verarbeitung der Holzgewebe, würde zum Theile durch die Wirksamkeit des Gewerbevereines behoben, dessen Aufgabe eben in der Förderung des Gewerbefleißes durch Vervollkommnung der vorhandenen und Einführung neuer Industrien besteht. Zum anderen Theile fällt die Lösung dieser mit der ersten Frage zusammen, wie nämlich der direkte Verkauf der Holzgewebe an den Konsumenten zu bewerkstelligen wäre; denn ist diese Frage gelöst, dann ist eben der gewünschte Contakt des Produzenten mit dem Publikum vorhanden und die Belehrung des ersteren über die Wünsche des letzteren mit Leichtigkeit durchführbar.

Was nun diesen Punkt, die Vermeidung der Zwischenhändler und die Einführung des direkten Verkaufes der Holzwaare an den Konsumenten anbelangt, so sind hier die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Es wurde schon oben darauf hingewiesen, daß die Alt-Ehrenberger Holzgewebe-Erzeuger über die Ab-

---

5) Muster-Statuten für verschiedene Rohstoffgenossenschaften finden sich in Schulze-Delitzsch: „Die Entwicklung des Genossenschaftswesens in Deutschland." Berlin 1870. S. 531 ff.

satzorte ihrer Produkte so gut wie gar nichts wissen, sie werden somit gezwungen sein ihren Markt erst zu suchen und dies wird ihnen jedenfalls nicht unbedeutende Geldopfer (für Reisende, Annoncen ꝛc.) auferlegen. Allerdings würde diese Aufgabe zum Theile von dem zu errichtenden Gewerbevereine übernommen, allein doch immer nur in zweiter Reihe, da ja ein derartiger Verein keine Handelsgesellschaft ist. Endlich — last not least — würde es sich darum handeln, die zur Leitung des Handelsgeschäftes geeigneten Personen aus der Mitte der Holzgewebe-Erzeuger heraus zu finden. Seitdem die Pionnire von Rochdale praktisch gezeigt haben, wie derartige Hindernisse zu überwinden sind, kann an der Möglichkeit, die in Rede stehende Aufgabe zu lösen — den ernstlichen Willen der Betreffenden vorausgesetzt — nicht gezweifelt werden, nur müßte die Bildung vorbereitender Genossenschaften vorausgehen, deren Zweck es wäre, einestheils die Mittel sukzessiv aufzubringen und anderentheils die Leiter des künftigen Unternehmens kaufmännisch heranzubilden. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung sei auf den Vorgang der Pionnire von Rochdale verwiesen, die gleichfalls mit einem kleinen Konsumvereine begannen, ferner auf Schulze-Delitzsch, der in seinen „Blättern für Genossenschaftswesen“ [6]) diesen Weg wiederholt als den einzig richtigen bezeichnet. Die Verhältnisse liegen für die vorbereitenden Genossenschaften außerordentlich günstig, da man es in Alt-Ehrenberg mit durchgehends selbstständigen Unternehmern und nicht mit mittellosen Fabriksarbeitern zu thun hat. Zunächst also wäre eine Rohstoff-Genossenschaft zu gründen, deren Aufgabe es wäre, das nöthige Espenholz im Großen zu kaufen und an die einzelnen Holzgewebe-Erzeuger im Kleinen wieder abzulassen. Diese thut — wie gezeigt — am meisten Noth und mit derselben könnte zugleich auch ein Konsum-Verein verbunden werden. Sodann könnte eine Vorschußkassa errichtet werden, die selbstständigen Gewerbetreibenden gegenüber immer am Platze ist. Durch das Neben-einander-bestehen beider, der Rohstoffgenossenschaft und der Vorschußkassa, würde zugleich der weitere Vortheil erzielt, daß die Ansammlung des Betriebsfondes für die später zu errichtende Handelsgesellschaft viel rascher vor sich ginge.

Endlich entsteht die Frage, was für eine Genossenschaft berufen wäre, den Vertrieb der Alt-Ehrenberger Erzeugnisse zu besorgen, und hierüber ein definitives Urtheil abzugeben möchte ich — offen gestanden — heute noch nicht wagen, da mir keine der bisher bekannten Formen der Genossenschaft auf den vorliegenden Fall vollkommen zu passen scheint. Von den bestehenden Genossenschaftsformen können hier selbstredend lediglich die Produktivgenossenschaft und die Magazinsgenossenschaft in Betracht kommen. Bei der Produktivgenossenschaft vereinigen sich bekanntlich mehrere kleine Leute zum Betriebe eines Produktionszweiges im Großen, weil der Betrieb im Kleinen entweder ganz unmöglich oder wenig rentabel ist. Bei der Produktivgenossenschaft liegt somit das zu überwindende Hinderniß in der Produktion des fraglichen Artikels, nicht im Verkaufe des fertigen Erzeugnisses. Im gegenwärtigen Falle dagegen liegen die Verhältnisse gerade umgekehrt, denn bei der Holzweberei ist die Anwendung von Maschinen und daher ein billigerer Betrieb im Großen nicht wohl denkbar. Die Holzweberei ist eine reine Handarbeit und daher für den Kleinbetrieb in eminenter Weise geeignet, dagegen liegt hier die Schwierigkeit im Handelsbetriebe. Es handelt sich darum, der Waare den Markt erst zu erobern, weite Geschäftsverbindungen nach Frankreich, Italien, Amerika, Rußland u. s. w. anzuknüpfen, die Kosten für Geschäftsreisende, Agenten, Zeitungs-Annoncen u. dgl. zu bestreiten, kurz Einrichtungen zu treffen, die wenigstens anfänglich bedeutende Geldopfer erfordern und die demgemäß nothwendig zum Handelsbetriebe im

6) Schulze-Delitzsch: „Die Entwicklung des Genossenschaftswesens in Deutschland.“ Berlin 1870. S. 641 ff.

Großen hindrängen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß für die Produktivgenossenschaft überhaupt kein Raum sei; dieselbe mag angemessen sein, wenn es sich später etwa um die Errichtung einer Fabrik für Hüte, Papeterie-Arbeiten oder sonstige Artikel aus Holzgewebe handeln sollte, allein für den kaufmännischen Vertrieb der Holzgewebe, wie er gegenwärtig in den Händen der erwähnten vier Handlungshäuser ruht, scheint die Produktivgenossenschaft nach dem Gesagten wenig geeignet.

Eher würde die Magazinsgenossenschaft[7]) auf den vorliegenden Fall passen, obwohl bei dieser die Verhältnisse viel einfacher liegen als hier. Die Magazinsgenossenschaft soll bekanntlich mehreren kleinen Handwerkern die Miethe eines gemeinsamen Ladens ermöglichen, in welchem die eingelieferten Artikel für Rechnung desjenigen verkauft werden, der sie verfertigt und eingeliefert hat. Hier also handelt es sich lediglich darum, die Kosten, welche mit der Haltung des Ladens verbunden sind, wieder herein zu bringen, und dies geschieht einfach in der Weise, daß von den eingelieferten Artikeln bestimmte Lagergelder erhoben und von dem Erlöse gewisse Perzente zurückbehalten werden. In Alt-Ehrenberg ist dagegen von einem gemeinsamen Magazin keine Rede, da es sich hier nicht um die Schaustellung der Produkte handelt; nicht der Detailverschleiß, sondern der Handel im Großen soll hier gemeinschaftlich betrieben werden, und während bei der Magazinsgenossenschaft die Verhältnisse so klar und einfach sind, daß sie den Verkauf des einzelnen Artikels *für Rechnung des betreffenden Produzenten* gestatten, scheinen mir in Alt-Ehrenberg die Verhältnisse mehr auf einen Handelsbetrieb *für gemeinsame Rechnung* hinzudrängen. Es wird ferner die Frage entstehen, „wie sind die einlangenden Bestellungen zu effektuiren, wem sind sie zuzuweisen?" u. dgl. m. Mit einem Worte, die künftigen Eventualitäten und Modalitäten dieses Geschäftsbetriebes dürften heute noch nicht überblickt werden können, und demgemäß wäre denn auch die Lösung der Frage nach der Gestaltung jener Genossenschaft der Zukunft zu überlassen. Es kann dies mit um so größerer Beruhigung geschehen, da ja da die Gründung dieser Genossenschaft erst in späterer Zeit wünschenswerth erscheint. Inzwischen würde die Wirksamkeit des projektirten Gewerbevereines manche schätzenswerthe Erfahrung ergeben, die seiner Zeit zur Richtschnur zu dienen hätte. Unter allen Umständen wäre vor der Errichtung jener Genossenschaft der Rath Schulze-Delitzsch's einzuholen.

Die im Vorstehenden dargelegten Verhältnisse dürfen mehr als ein blos lokales Interesse beanspruchen, denn die Holzweberei Alt-Ehrenberg's ist nur ein Beispiel aus der langen Reihe der verschiedenen Hausindustrien; und was hier von Alt-Ehrenberg gesagt wurde, das gilt mutatis mutandis für die gesammte Hausindustrie auf dem flachen Lande. In allen Zweigen derselben finden wir fast die gleichen Zustände, eine außerordentliche Emsigkeit neben der größten Genügsamkeit der Bevölkerung, mitunter eine ganz erstaunliche Kunstfertigkeit, bei alledem aber eine ganz ungenügende Entlohnung, die regelmäßig auf den Umstand zurück zu führen ist, daß die betreffenden Produzenten sich in den Händen einiger weniger Händler befinden, denen sie ihre Produkte um jeden Preis verkaufen müssen, weil ihnen in ihrer Vereinzelung Alles fehlt, um den Vertrieb ihrer Produkte selbst zu besorgen. Eine Abhilfe ist nur auf dem Wege der Schulbildung und des Genossenschaftswesens denkbar, allein die armen Leute auf den Weg der absoluten Selbsthilfe verweisen, heißt wohl sie ad calendas graecas vertrösten, da bei dem begreiflichen gänzlichen Mangel einer Kenntniß der wirthschaftlichen Erscheinungen und Gesetze von der eigenen Initiative derselben gar nichts zu erwarten ist. Der Ausdruck „Selbsthilfe" ist zwar ein beliebtes Schlagwort, allein doch nur sehr bedingungsweise richtig, denn Selbsthilfe im eigent-

7) Das Musterstatut einer Magazinsgenossenschaft bei Schulze-Delitzsch a. a. O. S. 551.

lichen und strengen Sinne des Wortes ist es doch nicht mehr, wenn den Leuten eine Idee von außen gegeben wird, wenn man ihnen irgend eine Institution (irgend eine Genossenschaft) vollkommen fertig und bis in die kleinsten Details ausgeführt hinstellt und es ihnen nur mehr überläßt dieselbe einfach zu verwirklichen. Ist dies „Selbsthilfe", nun dann hat sich auch der Verirrte im Walde selbst geholfen, wenn er etwa von einem Jäger wieder auf die Straße zurückgeführt wird, denn er ist ja selbst gegangen und wurde nicht getragen. Faßt man aber den Ausdruck Selbsthilfe wirklich in dem Sinne, daß Alles der eigenen Initiative der Betreffenden überlassen bleiben soll, dann ist wohl Schulze-Delitzsch einer der gefährlichsten Anhänger der Pariser Commune, denn er ist ja die Seele, das lebende und treibende Moment in der gesammten deutschen genossenschaftlichen Bewegung, er sagt den Leuten, was sie im einzelnen Falle thun und lassen sollen, er verfaßt die Statuten ihrer Genossenschaften, er zeigt ihnen wie sie ihre Bücher zu führen haben u. dgl., kurz er thut eben Alles, er ist — um auf das frühere Beispiel zurück zu kommen — der Jägersmann, der den im Walde Verirrten auf die richtige Straße führt.

Soll also Hilfe geschaffen werden, so muß auf irgend eine Weise von außen eingegriffen und den Leuten gezeigt werden, was sie thun sollen, um ihre Lage zu verbessern. Eine „Anwaltschaft der Genossenschaften" ist allerdings eine ganz vortreffliche Institution und das Bedürfniß nach einer solchen muß sich im Laufe der Zeit überall herausstellen, theils weil sie einen Centralpunkt der gesammten genossenschaftlichen Bewegung bildet, theils weil die Genossenschaften häufig in die Lage kommen werden, bei Konflikten mit den Lokalbehörden oder sonst den Rath eines Vertreters einzuholen. Allein die Anwaltschaft kann doch immer nur einen Theil der Aufgabe lösen. Die Anwaltschaft ist und bleibt der Vertreter der bestehenden Genossenschaften, von diesen wird sie bezahlt, ihnen muß sie dienen, und Gewerbetreibenden, die außerhalb des genossenschaftlichen Verbandes stehen, kann sie nur in dem einzigen Falle beistehen, wenn diese bereits den Entschluß gefaßt haben, eine Genossenschaft zu gründen und lediglich bezüglich des „Wie?" den Rath der Anwaltschaft einholen. Man kann aber unmöglich von der Anwaltschaft — schon aus finanziellen Gründen nicht — verlangen, daß sie regelmäßig im ganzen Lande Umschau halte, um erforderlichen Falles die Bildung von Genossenschaften erst anzuregen. Dies kann nur der Staat thun, der zu diesem Zwecke eigene Gewerbe- oder Fabriks-Inspektoren zu ernennen hätte, die von Zeit zu Zeit das Land periodisch zu bereisen und für die Hebung des Kleingewerbes wie der Hausindustrie Sorge zu tragen hätten. Ich berufe mich hierwegen auf die nachstehenden Worte Schmoller's: [8])

„Eine geringe Zahl solcher Beamten mit je großen Bezirken würde genügen. Ihnen wäre auch das großentheils in die Hand zu geben, was für das eigentliche Handwerk und die Hausindustrie von Regierungsseite geschehen könnte."

„Was kann aber geschehen? Es concentrirt sich in zwei Punkten: 1. Erziehung der arbeitenden Klassen, d. h. Schulbildung und eine möglichst überall zugänglich zu machende technische Erziehung, und 2. Ueberleitung in neue Zustände und Verhältnisse, soweit eine zurückgebliebene Bildung der Handwerker das nicht selbst vermag."

„Aber sollen wir dabei den segensvollen Weg der Selbsthilfe verlassen? Was heißt Selbsthilfe? Kein Gegensatz ist falscher und unklarer als die hergebrachte Gegenüberstellung von Staatshilfe und Selbsthilfe. Ob Schulze-Delitzsch, ob ein Fabriksinspektor Genossenschaften organisiert, sie ordentlich Buch führen, sparen und sammeln lehrt, in beiden Fällen wirkt die höhere Bildung, getrieben

8) Gustav Schmoller: „Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert." Halle 1870. S. 694 u. ff.

von sittlichen Motiven, auf die unteren Klassen, erzieht sie und hebt sie . . . . . Auch Schulze's und aller seiner tüchtigen Anhänger Einfluß ist, wie ich schon oben bemerkte, ein erziehender . . . . Jede Staatshilfe ist dann verwerflich, wenn sie blos äußerlich eingreift, wenn sie Leuten, die es nicht verdienen, die dadurch innerlich nicht anders werden, Geld und Kapital bietet. Sie ist dann berechtigt, und steht mit der ganzen Schulze'schen Bewegung vollständig auf einer Linie, wenn sie die erziehende Thätigkeit, die geistige Hebung voranstellt und erreicht. Sie ist dann nothwendig, wenn der Voluntarismus nicht ausreicht, wie hier; wenn er, um recht zu wirken, einer über den ganzen Staat sich erstreckenden, festgegliederten Organisation bedarf. Und das ist der Fall. In kleineren Städten, in den abgelegenen Gegenden der Hausindustrie fehlen die freiwilligen Kräfte, welche die großen Städte bieten; eine festgegliederte allgemeine Organisation strebt ja Schulze selbst an; wo eine solche aber einmal nothwendig ist, da wird für die Regel der Staat, d. h. die organisirte Gesammtpersönlichkeit Aller berufen sein sie in die Hand zu nehmen. So lange Schulze lebt und seine Anwaltschaft so tüchtig wirkt, ist sie gewiß besser als jede Staatsthätigkeit. Später werden die Dinge anders liegen. Jedenfalls ist für jetzt die lokale Thätigkeit von unten herauf das wichtigere. Da gilt es nicht Schulze zu verdrängen, sondern ihm nachzueifern, und wo es an Organen dazu fehlt, sie zu schaffen. . . . ."

„Es bedarf einzelner, nur hiermit beschäftigter hochgebildeter und gut bezahlter Beamten, gewählt nicht nothwendig aus dem Kreise der Bureaukraten, sondern und vielleicht noch eher aus dem Kreise tüchtiger Techniker oder Kaufleute, die an der Spitze eines großen Bezirkes gleichsam die Anwälte der arbeitenden Klassen würden. Ich meine damit etwa eine Kombination der württembergischen Centralstelle und des englischen Fabriksinspektorates. Die Inspektoren hätten neben der Aufsicht über die Fabriken, neben der Aufgabe, die Berichte hierüber zu publiziren die Verpflichtung, den kleineren Leuten mit Rath und Anweisung, unter Umständen mit positiver Hilfe beizustehen. Ein gewisser Fond, angewiesen auf staatliche oder kommunale Mittel, müßte ihnen zur Seite stehen. Ihre Hauptsorge hätte sich zu beziehen auf die technischen Fortschritte der kleinen Geschäfte, lokale Ausstellungen von Geräthen, Werkzeugen und Maschinen aus dem Kreise der kleinen Gewerbe, Prämien für Anschaffung solcher, einzelne Reiseunterstützungen, unter Umständen Ueberlassung von Werkzeugen auf Probe könnten hinzukommen. Hauptsächlich aber hätten sie Genossenschaften anzuregen, wo es an der Initiative fehlt, die Leute zur Theilnahme zu bewegen, die Buchführung einzurichten. Es fehlt so vielfach nur an der Initiative. Dabei hätten sie sich jedes Eingriffes gegenüber bestehenden Genossenschaften, die nichts von ihnen wissen wollen, zu enthalten."

Die Worte Schmoller's sind so beredt und passen auf die Verhältnisse der Alt-Ehrenberger Holzindustrie so vollkommen, daß denselben nichts weiter hinzuzufügen ist. Eines aber möchte ich noch bemerken. Man ist in Böhmen seit Jahren bemüht die Noth im Erzgebirge durch Hebung der Spitzen-Industrie und anderer Erwerbszweige zu lindern, und ebenso ist man in letzter Zeit bestrebt die Holzindustrie des Böhmerwaldes zu fördern. Mir sind die angewandten Maßregeln im Detail nicht bekannt, allein so viel glaube ich auf Grund der in Alt-Ehrenberg gesammelten Erfahrungen behaupten zu können, daß die Hebung eines oder einiger Industriezweige — so nothwendig sie ist — nur wenig Nutzen bringen kann, wenn man die Leute nicht gleichzeitig in den Stand setzt im genossenschaftlichen Wege den Verkauf ihrer Produkte selbst zu besorgen. Denn dasjenige, woran die Hausindustrie im Allgemeinen krankt, ist nicht die mangelnde Kunstfertigkeit, diese ist in der Regel in hohem Grade vorhanden, sondern vielmehr der Umstand, daß die Leute gezwungen sind ihre Erzeugnisse um ein Spottgeld an Zwischenhändler zu verkaufen, die eigentlich den ganzen Nutzen davon tragen, und sodann, daß sie durch die Zwischenhändler von dem Publikum getrennt werden und so allen Kontakt mit der Außenwelt vollständig verlieren.

Das Kaadner Copialbuch.

Von

Dr. Ludwig Schlesinger.

In den meisten Archiven der königlichen Städte des Landes trifft man auf sogenannte Copialbücher, welche Abschriften der Stadtprivilegien und anderer wichtiger städtischer Urkunden enthalten. Diese Copialbücher haben kein hohes Alter, sie gehören in der Regel dem XVI., XVII. oder XVIII. Jahrhunderte an. Wenn der Urkundenschatz einer Stadt sich so anhäufte, daß die Uebersicht eine schwierige wurde, trat für die leitenden Organe das Bedürfniß ein, den Kern der städtischen Gerechtsame in einem Handbuche zur raschen Orientirung beisammen zu haben. Der Stadtschreiber, der wohl zunächst dieses Bedürfniß fühlte, schrieb, sei es aus eigenem Antriebe oder im Auftrage des Rathes, die im Archive sich vorfindenden Originale in ein eigenes Buch und fügte wohl auch Uebersetzungen der tschechischen, manchmal auch der lateinischen Urkunden bei. In Städten, wo im XVI. und XVII. Jahrhunderte die tschechische Sprache vorherrschte, wurden die deutschen Urkunden früherer Jahrhunderte in diese Sprache übertragen. In der Anordnung und Auswahl der einzelnen Stücke nehmen die verschiedenen Schreiber nicht immer denselben Standpunkt ein. Manche Copisten beschränken sich nur auf die eigentlichen Stadtprivilegien, während andere auch Kaufkontrakte, Testamente, Vergleiche ꝛc. aufnehmen. Reine Privilegienbücher traf ich z. B. in Brüx aus dem Jahre 1640 von einem Unbekannten, während ein Kommotauer Copialbuch von dem bekannten Uebersetzer Haieks, dem Stadtschreiber Sandel, aus dem XVI. Jahrhunderte auch andere Schriftstücke enthält. In Bezug auf die Anordnung der Urkunden nehmen die Schreiber manchmal die Zeit, oft aber auch die praktische Wichtigkeit derselben zum Maßstabe.

Ueber die Bedeutung solcher Copialbücher für die Geschichtsforschung ein Wort zu verlieren, ist wohl überflüssig. Sie erscheinen um so schätzbarer, wenn, wie es nicht selten der Fall ist, die Originalien nicht mehr vorzufinden sind.

Das vorliegende Kaadner Copialbuch entstammt dem vorigen Jahrhundert und scheint von einem untergeordneten Beamten und zwar wahrscheinlich nur zu seinem Gebrauche angefertigt worden zu sein.[1]) Alle Urkunden sind in deutscher Sprache, die lateinischen also in Uebersetzung; die Anordnung ist nicht chronologisch. An die vorliegenden deutschen Originale hielt sich der Abschreiber nicht im Geringsten, ebenso sind die Uebersetzungen äußerst mangelhaft. Daher kann wohl im Allgemeinen für den Inhalt der folgenden Regesten, nicht immer aber für die Namen oder auch für die Datirung eingestanden werden. Das Buch selbst besteht aus 78 gehefteten Papierfolioseiten, von denen die letzten vier unbeschrieben sind. Auf der Rückseite wird der Heftfaden von dem gegenwärtigen Papierstadtsiegel gehalten. Der Inhalt der 32 Copien, von denen eine in doppelter Fassung sich vorfindet, ist folgender:

[1.] König Johann confirmirt der Stadt Kaaden die von Alters her genossenen Freiheiten und zwar: ein selbstständiges Gericht gegen jährliche Zahlung von 40 Schock Prager Groschen an den Unterkämmerer, dem übrigens das Gericht über Nothzucht, Brandlegung und Münzfälschung vorbehalten bleibe; — das

1) Auf dieses Copialbuch machte mich Herr K. Peinl, der sich mit großem Fleiße der Ordnung des Kommotauer und Kaadner Stadtarchives unterzog, aufmerksam. Meier in seiner „Monographie der Stadt Kaaden" erwähnt ein „Registrum omnium autenticarum literarum gratialium civitati Cadanensi a principio (?) et Boemiae regibus collatarum", das wohl nicht identisch ist mit dem Copialbuche.

ausschließliche Schank-, Brau-, Fleischer- und Bäckerrecht eine Meile um d Stadt; — das Stapelrecht für alle Waaren, die eine Meile nahe der Stat kommen bei einer Strafe von dreißig kleinen Groschen für die Uebertreter; — das Pfändungsrecht auch adeligen Schuldnern gegenüber; — daß beim Kau adeliger Güter Seitens Kaadner Bürger die Hälfte des Gekauften an den städtische Abgaben participiren solle; — daß endlich der Adelige den Bürger nicht beim Landrecht, sondern nur beim Stadtgericht (mit Appellation an den Unterkämmerer klagen dürfe. 1319 December 24. Prag.

Cop. S. 1—4. Das Privilegium, sowie eine Confirmation v. 1661 ist auch im Origin im Kaadner Archiv.

[2.] Nikolaus der Richter, Andreas Sellator, Jakobus de Pulingi sein Soh Johannes, Sohn des Richters Nikolaus, Franziskus, Sohn des Gerhardu Henricus Banarus, Heroldus von Beraun, Wolfling Scriptor, Henricus genann Zlenitz, Henricus von Zahier, Cunczmannus genannt Hager, Geschworene de Stadt Kaaden — bekennen und bezeugen, daß Henricus genannt Zoboch (?) un seine Gemahlin Sophia das Rathhaus sammt den Aeckern gekauft haben zur erblichen Eigenthum von Henricus genannt Hofmann mit Einwilligung der Ge mein um vierzig Schock prager Groschen, doch mit der Bedingung, daß zu Ausbesserung der Brücke über die Eger jährlich zu Martini vier Schock gezahl werde. Zeugen: Johannes und Nikolaus, Söhne des Prilingus (?), Bertholdu und Johannes, Söhne des reichen Merklinus, Frisco, Waltherus und Nikolaus Söhne des Friedericus vom Rathhaus, Bonus Merklinus, Jakobus genann Herizil. — 1327 Februar 21. Kaaden.

Cop. S. 53—55.

[3.] König Johann gewährt den Bürgern der Stadt Kaaden die Vergünsti gung, freie oder auch nicht freie Güter (die nicht zur Stadt gehören) kaufen un erblich besitzen zu können, doch so, daß sie den einen halben Theil frei halten von der andern Hälfte aber die Contributionen, Abgaben u. s. w. mit den ander Bürgern und Gütern zahlen sollen. — 1331. Mai 25. Parma.

Cop. S. 4—6.

[4.] König Johann ordnet an, daß in den Städten Prag (Kleinseite) Schlan, Laun, Melnik, Leitmeritz, Aussig, Pirna, Brüx, Saaz, Kaaden, Schlacken werth und Elbogen der Unterkämmerer in Amtsgeschäften auf eigene Kosten z leben habe, daß die genannten Städte nicht mehr verpflichtet seien, den Unter kämmerer bei seinem Amtsantritt mit Tüchern u. dgl. zu beschenken, daß di Bürger sich selbst ihre Geschworenen zur bestimmten Zeit wählen können, doch so daß immer sechs der alten Geschworenen (doch nur auf drei Jahre) bleiben sollen ferner, daß die Geschworenen völlige Gewalt haben auch über Mord und Tod schlag, daß endlich alle zu den Städten gehörigen Güter auch mit denselben con tribuieren u. s. w. 1337 Juli 5. Prag.

Cop. S. 59—61. Im Saazer Urkundenbuch findet sich nach dem Launer Original eine gut Abschrift. S. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 4.

[5.] Karls IV. den Pragern ertheiltes Weinbergprivilegium. 1358 Februa 16. Prag.

Cop. S. 56—59. Ueber dieses bekannte allenthalben in den Archiven in Abschrift vor kommende Privileg siehe Pelzel Karl IV. I. S. 575 u. a.

[6.] Kaiser Karl IV. übergibt den Städten Saaz, Brüx, Kaaden und Lau die in ihrem Kreise gelegenen Straßen zur Ueberwachung und insbesondere zu Säuberung und Bestrafung der Straßenräuber und ihrer Unterstandgeber. 136 November 25. Nürnberg.

Cop. S. 69—71. Im Saazer Urkundenbuch zweimal. Fol. 16 b und 38 a. S. Mit theilungen Jahrg. XI. S. 5.

[7.] Kaiser Karl IV. ordnet an, daß alle Waarenladungen, die von Eger nach Prag und umgekehrt befördert werden, ihren Weg durch Eger, Elbogen, Schlackenwerth, Kaaden, Saaz, Laun und Schlan und nirgends anders, insbesondere nicht über Budin, Luditz, Libochowitz, Kommotau nehmen sollen bei Verlust des Gefährtes und der Waaren. — 1366 November 27. Nürnberg.

Cop. S. 48—49. Dieselbe Urkunde im Saazer Urkundenbuch Fol. 18 a. S. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 5.

[8.] Kaiser Karl IV. verleiht der Stadt Kaaden das Recht, vom Tage Kreuzerhöhung angefangen durch acht Tage einen Jahrmarkt abhalten zu dürfen mit den gebräuchlichen Freiheiten für die Besucher desselben, insbesondere mit denselben Gerechtsamen, wie sie die Stadt Saaz für ihren Jahrmarkt genießt. — 1367 Mai 29. Kaaden.

Cop. S. 8—10. Das Original ist im Kaadner Archiv vorhanden.

[9.] Kaiser Karl IV. ordnet an, daß die in der Nähe der Stadt Kaaden gelegenden freien Güter: die Meierhöfe „Burgstadtl", „Okaze", „Wylkhon", der Meierhof „Zabaklúkh", die Meierhöfe „Nechranitz" und „Wadkanitz", der Meierhof „Newschen", einige Güter in „Pröhl" und zwei Bauern in „Außmitz" — mit dem Recht sollen gemessen werden, wie die der Stadt Kaaden gemessenen Güter und Herrschaften, und daß insbesondere in der Erbschaft immer die näheren Freunde folgen sollen. — 1367 Juni 1. (?) Kaaden.

Cop. S. 6—8.

[10.] Kaiser Karl IV. ermächtigt die Schöffen der Stadt Kaaden, daß sie die gewöhnliche Steuer und Schatzung vom Neuen anschlagen, wandeln, setzen und ordnen sollen. — 1371 März 20. Prag.

Cop. S. 44—45.

[11.] Kaiser Karl IV. gibt den Bürgern von Kaaden das Erbfolgerecht der Altstadt Prag. — — 1372 September 19. Prag.

Cop. S. 11—12, 12—15. Die Urkunde ist in doppelter Fassung vorhanden.

[12.] König Wenzel confirmirt das Privilegium Kaiser Karls IV. ddo. 1372. Sept. 19. [11.] — 1372 Oktober 20. Prag.

Cop. S. 15—17. Das Original ist im Kaadner Archiv vorhanden.

[13.] Kaiser Karl IV. gibt den Bürgern und Insassen der Stadt Kaaden das Recht, Weingärten anzulegen und Wein zu bauen mit allen Freiheiten und Gerechtsamen, wie sie die Bürger der Stadt Prag in Bezug auf den Weinbau genießen. — 1374 September 8. Kaaden.

Cop. S. 55. Das Original ist im Kaadner Archiv vorhanden.

[14.] Kaiser Karl IV. confirmirt den Städten Kaaden, Brüx, Saaz und um die Bannmeile, so daß innerhalb einer deutschen Meile von den genannten Städten kein Malz gemacht, Bier gebraut, geschenkt oder verkauft, keine Malzhäuser, Bräuhäuser oder ungewöhnliche Wirthshäuser errichtet, kein Schmied, Acker, Schuster, Schneider oder ein anderer Handwerker mit Ausnahme der Hufschmiede, „welche das Geschirr zum Ackerbau richten", geduldet werden sollen. Binnen vier Wochen nach öffentlicher Ausrufung dieses Privilgiums seien die Richter und Geschöppen der genannten Städte berechtigt, alle Dawiderhandelnden zu removiren. — 1376 Januar 4. Karlsbad.

Cop. S. 17—19. Das Original ist im Kaadner Archiv vorhanden. Ein Gleiches im Saazer Stadtarchiv und eine gute Copie im Saazer Urkundenbuch Fol. 10. S. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 5. und Pelzel Karl IV. 2. Bd. Urk. 321.

[15.] König Wenzel bestätigt den Vergleich, den Thimo von Kolditz, Hauptmann zu Breslau und Albrecht von Kollowrat zwischen Bawor von Murenitz (?)

und seiner Ehefrau Klara einerseits und Peter Zollner, Bürger von Kaaden, andererseits zu Stande gebracht, betreffend die Güter, welche Nickel Schortendorfer einem Bürger von Kaaden hinterlassen hat: Ein Haus mit einem Beihause, einen Meierhof vor der Stadt, zwei Meierhöfe zum Pröhl, Zinse in der Stadt und Vorstadt, eine Fleischbank, anderthalb Fleischbänke etwan Hulers, eine Mühle zu „der Warthein", die Dörfer „Pokatitz", „Rachel", „Wilken", „Zeukowitz", „Saboglück", „Newscha" und das halbe Neudörfel, einen Garten vor der Stadt und drei Wiesen vor der Stadt, — und zwar soll Peter Zollner dem Bawor und seiner Frau Klara ein Tausend Schock Groschen zahlen und zu diesem Behufe berechtigt sein, einen Theil von den genannten Gütern zu verkaufen; ferner sollen demselben Bawor fünfzig Schock Groschen gezahlt werden für den Todschlag, der am Mittwoch nach dem Palmsonntag vor der Stadt Kaaden geschehen ist. Uebrigens sollen alle Kontrakte und Artikel, die über die Güter im Stadtbuche von Kaaden eingeschrieben sind, bestehen bleiben, und insbesondere sollen die Güter der Katharina, der Enkelin des Peter Zollner, vorbehalten und dieser über jene ein getreuer Vormund und Verweser sein. — 1383 April 4. Prag.

Cop. S. 34—37.

[16.] König Wenzel confirmirt zwei Privilegien Karls IV. und zwar vom 1376 Januar 4. Karlsbad [14.] und 1367 Mai 29. Kaaden [8.]. — 1383 Februar 19. Prag.

Cop. S. 19—22.

[17. König Wenzel befiehlt den Burggrafen Peter Milizowecz zu Brüx und Wlaßkoni zu Kaaden den Bürgern von Saaz, Brüx, Kaaden, Laun und Kommotau in ihren Gerechtsamen nicht hinderlich, vielmehr behilflich zu sein, und zwar in der Wahrung der Bannmeile, in den bewaffneten Expeditionen gegen die Rebellen und Uebelthäter (die Städte könnten einen Bund schließen und mit ihren Siegeln bekräftigen), im Straßenzwang, der für die Fuhrwerke von Eger nach Prag besteht, und gegen die geistlichen Gerichte, vor welche kein Bürger citirt werden soll. — 1388 März 9. Prag.

Cop. S. 61—63.

[18] König Wenzel gestattet den Bürgern von Kaaden, neue Weinberge anzulegen, doch so, daß die Weinbauer an die Stadt den Zehnten und an den König das gewöhnliche Bergrecht geben sollen. — 1391 November 3 Bürglitz.

Cop. S. 41—42. Das Original ist im Kaadner Archiv vorhanden.

[19.] König Wenzel befiehlt allen Herren und Rittern, Burggrafen, Vicburggrafen, Hauptleuten, Aeltesten, Bürgermeistern und Geschworenen der königlichen Städte, an welche dieser Brief gelangt, daß sie auf Ansuchen der Stadt Kaaden alle jene, welche der Stadt Schaden zugefügt, arrestieren und der Stadt überantworten sollen. — 1398 November 13. Prag.

Cop. S. 49—50.

[20.] Der Unterkämmerer Sigismund von Orlik ordnet an, daß die Leute die um die Stadt wohnen, nur einmal in der Woche und zwar an dem gewöhnlichen Markttag Fleisch, Vieh und Brod in die Stadt unbehindert führen und verkaufen dürfen. — 1398 November 13. Prag.

Cop. S. 50.

[21.] König Wenzel fordert die Aebte, Pröbste, Herren und Ritter, die Städte Saaz, Brüx, Kaaden, Laun und Kommotau, die Märkte und Dörfer, die im Kreise der genannten Städte liegen, zu einer Vereinigung gegen die Räuber

die das Land so unsicher machen, ebenso gegen die Unterstandgeber derselben auf. — 1399 Dezember 2. Bettlern.

Cop. S. 72—73. Eine bessere Copie findet sich im Saazer Urkundenbuch. Fol. 22 a. S. Mittheil. Jahrg. XI. S. 7.

[22.] König Wenzel verbietet neuerdings, daß in den Dörfern eine Meile um die Städte Saaz, Brüx, Kaaden, Laun und Kommotau Salz gemessen, Getreide geladen und verkauft, und daß ferner neue Straßen gesucht werden. — 1399 Dezember 2. Bettlern.

Cop. S. 74. Eine bessere Copie im Saazer Urkundenbuch. Fol. 22 a. Mittheilungen Jahrg. XI. S. 7.

[23.] König Wenzel bestätigt den Kauf des Dorfes „Zachowitz" sammt allem Zubehör Seitens des Kaadner Bürgers Hans Zakan und bestimmt, daß das genannte Dorf der Stadt Kaaden zugemessen und zur selben gehören solle. — 1401 Februar 22. Prag.

Cop. S. 39—40.

[24.] König Wenzel bestätigt die Stiftung des Kaadner Bürgers „Henstinus Snopl" von 100 Schock Groschen auf ein Altar und eine ewige Messe in der Stadtkirche. — 1401. März 17. Prag.

Cop. S. 26—28.

[25.] König Wenzel hebt ein älteres, dem Alesch von Duba, Landkomthur des deutschen Ordens, zu Gunsten Kommotau's gegebenes Privilegium, betreffend den Straßenzwang nach Meißen zu Gunsten Kommotau's, auf, und bestimmt, daß die Straße von Meißen von nun an über Preßnitz nach Kaaden und Saaz und umgekehrt gehen solle bei Strafe von 20 Mark Gold für denjenigen, der diese Straße nicht einhalte. — 1401 März 17. Prag.

Cop. S. 42—44. Das Original ist im Kaadner Archiv vorhanden.

[26.] König Wenzel befiehlt den Aebten, Herren, Rittern, Burggrafen, Hauptleuten, Städten, Marktflecken, Dörfern und allen Unterthanen im Saazer Kreise, gewaffnete Leute zur Vertilgung der Räuber auszurüsten und ferner die Pässe und Gränzen des Königreiches nach altem Brauch und Gewohnheit zu bewahren und zu bewachen. — 1401 April 10. Prag.

Cop. S. 63—65.

[27.] König Wenzel gestattet den Bürgern von Kaaden, alle ihre Güter auf dem Lande, die sie frei gekauft haben, frei zu besitzen, wieder zu verkaufen oder zu vererben. Falls keine direkten Erben vorhanden sind, so kommen die nächstgeborenen Freunde des Mannes oder Weibes in Betracht. — 1406 Juli 10. Bettlern.

Cop. S. 37—39.

[28.] König Wenzel bestätigt den Schiedsspruch, den Wenzel, Patriarch von Antiochien, und Konrad, Bischof von Werden, am 11. Oktober 1407 in dem Streite der Städte Saaz, Brüx, Kaaden, Laun, Kommotau mit dem Adel des Saazer Kreises dahin gefällt haben, daß die Städte allein das Recht Bier zu brauen hätten, die Geistlichkeit und der Adel zu eigenem Nutzen zwar auch Bier bereiten können, dies aber weder verkaufen noch verschenken dürfen, daß die Schenker und Krätzschmer ihr Bier in den genannten Städten zu kaufen haben, daß kein Handwerker mit Ausnahme der für den Ackerbau nothwendigen Schmiede sein Handwerk eine Meile um die Städte ausüben dürfe, daß die Handelsleute mit ihren Waaren die Straßen durch die Städte zu nehmen haben, die Egerzölle aber aufgelassen werden sollen. Diejenige Partei, welche den Schiedsspruch nicht achte, habe 1000 Schock Prager Groschen zu zahlen. — 1407 Oktober 30. Bettlern.

Cop. S. 28—29. Im Saazer Urkundenbuch ist die Urkunde doppelt lateinisch (Fol. 25 a.) und tschechisch (Fol. 105 a) vorhanden. Im Kommotauer Archiv befindet sich eine vom Saazer Magistrate vidimirte Abschrift ddo. 1454 Juni 7. S. Mittheil. Jahrg. XI. S. 8.

[29.] König Wenzel gewährt den Kaadnern 20 Schock Prager Groschen ewigen Zinses auf den freien Gütern, „wo sie können und mögen in unserm Königreich zu Wege bringen", zu Nutzen des Kapellans und der Schüler, welche zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria täglich in der Frühmeß der Pfarrkirchen zu Kaaden singen. — 1410 Juni 12. Prag.

Cop. S. 45—48.

[30.] König Wenzel confirmirt ganz allgemein der Stadt Kaaden alle Freiheiten und Privilegien, die sie von den Königen Ottokar, Johannes und Karolus erhalten haben. — 1410 Juni 12. Prag.

Cop. S. 51—53.

[31.] König Wenzel befiehlt der Stadt Saaz, den Bund, den sie mit andern Städten und Bewohnern des Saazer Kreises „gegen öffentliche und heimliche schädliche Leut und Räuber" geschlossen hatte, zu erneuern, die Uebelthäter gefangen zu nehmen und nach der Qualität ihres Lasters abzustrafen. Derjenige aber, der dem Bunde nicht beitreten wolle, sei dem Könige namhaft zu machen. — 1418 November 4. Bettlern.

Cop. S. 67—69.

[32.] König Wenzel gebietet den Aebten, Herren, Rittern, Städten ꝛc. des Saazer Kreises den alten Bund gegen die Räuber und schädlichen Leute zu erneuern und mit ihren Siegeln zu bekräftigen. Stürbe einer der Räthe des Bundes, so soll ein neuer nicht ohne Consens des Königs gewählt werden. Derjenige, der nicht zum Bunde beitreten wolle, solle dem König angezeigt werden. Habe sich aber Einer während der Gefangenschaft des Königs gegen den Bund widerspenstig gezeigt, so sei er deswegen jetzt nicht zu behelligen. — 1418 November 4. Bettlern.

Cop. S. 65—67.

Miscellen.

Zur Geschichte der Bauernunruhen im Frühjahre 1775.

Diese Unruhen haben ihren Ursprung zu Weckelsdorf (im Königgrätzer Kreise) genommen. Daselbst hatte das Kreisamt einige Bauern, welche sich geweigert hatten, die Robot zu leisten, ins Zuchthaus auf einige Tage geschickt. Dieses Verfahren ward dem Gubernium vom Hofe verwiesen. Kurz darauf forderte der Pfarrer einer Frau, deren Mann gestorben war, zu viel für das Begräbniß ab. Die Frau ging zu dem Verwalter, welcher ihr aus der Stolaordnung nachwies, daß sie von dem Pfarrer übervortheilt worden sei. Um sich zu rächen, sagte nun der Pfarrer zu der Frau, der Verwalter vorenthielte dem ganzen Dorfe ein Patent, wodurch die Unterthanen ihre Freiheit erlangt hätten. Auf dieses hin erhoben sich die Bauern in Smiřschitz zum Aufstande. Dem Kreisamte waren anfänglich die Hände gebunden und es konnte dem Uebel nicht gleich steuern; so griff es weiter um sich und es verbindeten sich mit diesen Bauern nun verabschiedete Soldaten, mißvergnügte Herrschaftsbeamte und Diener. Zu Nachod wurde eine eigene Bauernregierung errichtet; als Gouverneur war Niveld, Richter aus Hrdina, als Räthe waren Kozel aus Kosteletz, Schreiber und Novell aus Schwadowitz und Heyna aus Hrdina aufgestellt; alle diese wurden am 28. März zu Nachod eingefangen.

Anfänglich begnügten sich die Bauern, bei den herrschaftlichen Verwaltern nach dem vermeintlichen Patente, welches ihre Freiheit enthalten sollte, zu fragen. Diese mußten schriftlich bezeugen, daß sie dieses Patent nicht hätten, und wurden genöthiget, die Bestätigung mit den Worten anzufangen: „Já šelma pamkata“, ein Beiwort, so die Bauern ihrer Herrschaft zu geben pflegen. Sie ließen sich dabei unentgeltlich Speisen und Getränke geben, verübten in der Trunkenheit große Unordnungen, prügelten die Verwalter, schändeten vornehme Frauen, beraubten die Kirchen und verwüsteten ganze Schlösser. Einige haben aus dieser Sache Religionsunruhen machen wollen; denn mehrere von ehemaligen Hussiten herstammende Bauern, an deren Spitze ein gewisser Czerwenka stand, glaubten, daß die Kaiserin in einem Patente die Religionsfreiheit ihnen gestatte, und fingen an unruhig zu werden. Das gegen sie geschickte Militär brachte sie jedoch bald wieder zur Ruhe.

Notizen über Böhmen

gesammelt von dem Staatsminister Grafen C. Zinsendorf auf einer Reise im J. 1774.

Joachimsthal.

Zu der Ober-Bergverwaltung von Joachimsthal gehören 6 Bergämter und 13 Bergstädte, unter derselben stehen 2000 Personen, welche bei dem Bergbau beschäftigt sind. Der hiesige Bergbau liefert hauptsächlich Silber, von dem alle Quartale 1000 bis 1600 Mark gewonnen werden. Zu Joachimsthal sind vier Hauptgruben: Die Einigkeit, die hohe Tanne (landesfürstlich), das Friedensfeld und der Huber. Man hat hier viel Glaserz, welches das reichste ist und vom Zentner 75 Pfund Silber liefert; nach demselben kommt das Weißgüldenerz, so 50 Procent, und das Rothgüldenerz, so 25 bis 50 Procent Silber enthält. Die hohe Tanne ist gegenwärtig die ergiebigste Zeche und hat schon 50 Mark in einem Quartale eingetragen.

Nächst dem Silber ist die Ausbeute von Kobalt erwähnenswerth, welcher 600 bis 1000 fl. in einem Quartale liefert.

Die Einwohner nähren sich übrigens noch vom Spitzenklöppeln aus schlesischem Zwirn, welcher Nahrungszweig durch die Jungfer Pachmann, die an 900 Personen Arbeit gibt, besonders in Aufnahme gekommen ist.

Breßnitz.

Eine Bergstadt, allwo sich ein Blaufarbenwerk befindet, so in das dortige landesfürstliche Rentamt gehört. In der Gegend um Neudeck gibt es viele Spitzenklöpplerinen; die feinste Waare wird aus gelbem und weißem Nesselgarn, auch aus holländischem Zwirn verfertiget. Der ehemalige Obereinnehmer zu Kommotau Namens Glaser gab bei Hofe an, daß dieser Nahrungszweig der Grenzbewohner mehr schade als nütze, weil dadurch zu vielen Einschwärzungen aus Sachsen, wo diese Industrie viel freier betrieben werden kann, Gelegenheit gegeben werde. Er wirkte endlich den Befehl aus, daß alle Stühle in den Ortschaften an der Grenze versiegelt werden. Nachher ist diese unnatürliche Verordnung wohl wieder aufgehoben worden, der Hof mußte aber dann zur Linderung der dadurch eingetretenen Noth 6000 fl. Vorschüsse leisten.

Aus amtlichen Quellen mitgetheilt von Dr. Vinc. Goehlert.

(Fortsetzung folgt.)

Geschäftliche Mittheilungen.

In der Sitzung des Ausschusses am 10. Jänner l. J. wurden zu Vertretern des Vereines ernannt und zwar:

für	Brüx	Herr **Rösler** Johann, Hauptschullehrer.
„	Budweis	„ **Wunder** Adam, Ph. Dr., Kreis-Rabbiner.
„	Eger	„ **Emer** Wenzel, Kaufmann.
„	Elbogen	„ **Theumer** Leo, k. k. Notar.
„	Ludiz	„ **Japp** Josef, JUDr., Landes-Advokat.
„	Pilsen	„ **Hartmann** Anton, k. k. Bezirks-Ingenieur.
„	Prachatitz	„ **Stieglitz** Theod., Ph. Dr., k. k. Gymn.-Professor.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 15. März 1873.

Stiftende Mitglieder:

Herr **Haase** Alois, Fabriksbesitzer in Trautenau.
„ **Walzel** Clemens, Fabriksbesitzer in Parschnitz.
„ **Walzel** Gregor, Fabriksbesitzer in Weckelsdorf.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Appelt** A. A., Oberlehrer in Proschwitz.
„ **Boos-Waldek Graf**, k. k. Kämmerer, Herrschaftsbesitzer ꝛc. ꝛc. in Pilsen.
„ **Czerweny's** Josef Söhne, Bleichbesitzer in Hohenelbe.
„ **Ernst** Adolf, J.U.Dr., Advokaturs-Concipient in Wien.
„ **Ettel** Adalbert, Lehrer in Hohenelbe.
„ **Fehrer** Franz, Vorstand des wechselseitigen Feuerversicherungs-Vereines in Tausch.
„ **Franzel** Franz, Mühlenbesitzer in Hammer.
Löbl. **Geselligkeits-Clubb** in Reichenberg.
Herr **Güttler** Karl, Lehrer in Reichenberg.
„ **Guntermann** Emil, JUDr., Advokaturs-Concipient in Brüx.
„ **Hanisch** Alois, Med. et Chir. Dr. in Reichenberg.
„ **Hanusch** Josef, k. k. Landwehr-Bezirks-Feldwebel in Hohenelbe.
Löbl. **Gemeinde Harta-Fuchsberg.**
Herr **Heckel** Franz, Oberlehrer in Weipert.
„ **Herbabny** Julius, diplom. Apotheker in Wien.
„ **Hoffmann** Adalbert, Lehrer in Reichenberg.
„ **Klein** Karl, Oekonom in Brüx.
„ **Kloß** Franz, Lehrer in Reichenberg.
„ **Koniczek** Eduard Julius, Lehrer in Reichenberg.
„ **Mercy** Heinr., Buchdruckereibesitzer in Prag.
„ **Ortloff** Günther, Bankdirektor in Pilsen.
„ **Pfohl** Ferd., gräfl. Morzin'scher Domainen-Director in Hohenelbe.
„ **Pohl** Anton, Gemeinderath in Hohenelbe.
„ **Pohl** Julius, Lehrer in Reichenberg.
„ **Reißl** Wenzel, JUDr., k. k. Notar in Karbitz.
„ **Richter** Siegm., Bezirks-Vertretungs-Sekretär in Hohenelbe.
„ **Schmalfuß** Johann, Lehrer in Reichenberg.
„ **Schroll** Josef, städt. Schriftführer in Starkstadt.
„ **Sorger** Georg, Lederhändler in Altzedlisch.
„ **Stöckl** Josef, Zuckerfabriks-Adjunkt in Brüx.
„ **Watzek** Franz, Med. et Chir. Dr., k. k. Regimentsarzt in Prag.
„ **Wiesner** Anton, Secretär des wechselseit. Feuerversicherungs-Vereines in Tausch.
„ **Zarte** Adolf J., Oberlehrer und Leiter der Volksschule in Starkstadt.

Vom 20. Dez. 1872 bis 15. März 1873 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

Stiftende Mitglieder:

Herr **Buschbeck** H. C., Kaufmann ꝛc. in Prag. († 8. Februar 1873.)

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Horn** J. Wenzel, Kaufmann in Prag. († 23. Jänner 1873.)
„ P. **Jeklin** Othmar, k. k. Gymn.-Professor in Prag. († 13. Februar 1873.)
„ **Karpeles** Adolf, Kaufmann in Bukarest.
„ **Theumer** Anton, Hauptschullehrer in Aussig. († 20. Jänner 1873.)
„ P. **Tobisch** W., Erzdechant, Ehren-Canonicus ꝛc. in Teplitz. († 26. Februar 1873.)

Druck der Bohemia, Aktien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie. — Verlag des Vereines.

Verein hat bisher folgende selbstständige Werke publicirt, welche durch Ausschußbeschluß vom 9. Dezember 1868 gegen nachstehende **ermäßigte** Preise durch die Geschäftsleitung bezogen werden können.

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert**. 1. u. 2. Abth. Gr. 8. 10 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher — fl. 90 kr., jetzt 40 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 1 fl. 50 kr., „ 80 kr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. **Ferd. Hecht**. Gr. 4. 16¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 1 fl. 70 kr., jetzt — fl. 80 kr
Ladenpreis . . . . . „ 2 fl. 50 kr., „ 1 fl. 50 kr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl**, k. k. Gymn.-Professor. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 20 kr., jetzt 10 kr
Ladenpreis . . . . . „ 30 kr., „ 20 kr

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Peters**. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 35 kr., jetzt 15 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 50 kr., „ 30 kr

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von **R. A. C. Höfler**. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher — fl. 70 kr., jetzt 40 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 1 fl 10 kr., „ 80 kr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber**. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 2 fl. 50 kr., jetzt 1 fl. 25 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 5 fl. — kr., „ 2 fl. 50 kr.

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann**. I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 1 fl. 25 kr., jetzt — fl. 60 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 2 fl. — kr., „ 1 fl. 20 kr.

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.

Herausgegeben von Prof. K. A. L. Höfler. Gr. 4. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 40 kr., jetzt 20 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 70 kr., „ 40 kr.

Würdigung der Angriffe des Dr. Fr. **Palacky** auf die **Mittheilungen** des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. I. II. und III.

(Separatabdruck der literar. Beilage der Mittheilungen IV. Jahrg. 7. Heft 1868, IX. Jahrgang 7. und 8. Heft 1871.)

Ladenpreis . . . . . 15 kr.

Die Vorschuß- und Kredit-Vereine. Volksbanken in Böhmen. Ein Beitrag zur Vereinsstatistik Böhmens von J. U. Dr. **Vinz. John.** Gr. 8. 6½ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 15 kr.
Ladenpreis . . . . . 25 kr.

Die Hauptperioden der mittelalterlichen Kunstentwicklung in Böhmen, Mähren, Schlesien und den angrenzenden Gebieten. Von Bernh. Grueber. Gr. 8. 3½ Bogen.

(Separatabdruck aus den „Mittheilungen" IX. Jahrg. 7. u. 8. Heft. 1871.)

Ladenpreis . . . . . 30 kr.

Geschichte Böhmens von Dr. **L. Schlesinger.** 2. verm. Auflage. — Gr. 8. 43 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 2 fl. — kr.
Ladenpreis . . . . . 3 fl. 50 kr.

Den P. T. Mitgliedern ist gestattet, nach Thunlichkeit bis drei Exemplare zum ermäßigten Preis abzunehmen.

Geschichte der Stadt Leitmeritz von **Julius Lippert.** Gr. 8°. 42¼ Bogen. 2 Karten.

Für Mitglieder . . . . . 2 fl. — kr.
Ladenpreis . . . . . 3 fl. 50 kr.

Festschrift zur Erinnerung an die Feier des 10. Gründungstages im Jahre 1871. Prag, 1872. Gr. 8. 6¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . 50 kr.
Ladenpreis . . . . . 80 kr.

Ueberdieß gibt der Verein eine periodische Zeitschrift (Mittheilungen) heraus, von welcher bis jetzt X Jahrgänge (I. Jahrg. zu 4; II. und III. Jahrg. zu je 6; IV. Jahrg. zu 7; V. Jahrg. zu 6; und VI., VII. bis IX. Jahrg. zu je 8; X. Jahrg. zu 6 Heften) erschienen sind, welche die Mitglieder unentgeltlich beziehen. — Soweit der Vorrath reicht, können frühere Jahrgänge (für Mitglieder gegen ermäßigte Preise) bezogen werden.

Prag.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie.

Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

1873

Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen

in

Böhmen.

XI. Jahrgang.

Nr. V. & VI.

Redigirt von **Dr. Ludwig Schlesinger.**

Inhalt:

1. Die Stiftung von Goldenkron und ihre Bedeutung für die Geschichte der Deutschen in Böhmen. Von Matthias Pangerl.
2. Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. (Mit einer Karte.) Von Dr. Richard Andree.
3. Beiträge zur Geschichte von Arnau. III. Periode. Dynastie Wartenberg-Waldstein. Von Dr. C. Leeder.
4. Die Herrenmühle von Graslitz. Von Karl Renner.
5. Bruchstücke aus der Geschichte des Cistercienserstiftes Ossegg. (Nach Quellen.) Von Prof. Bernhard Scheinpflug.
6. Miscellen: Notizen über Böhmen. Von Dr. Vinc. Goehlert.
7. Geschäftliche Mittheilungen.

Dem heutigen Hefte ist das „**Mitglieder-Verzeichniß für das Jahr 1873**" beigegeben.)

☞ Nach §. 8 b. der Geschäftsordnung übernimmt der Geschäftsleiter alle an den Verein gerichteten Einläufe. Die Kanzlei des Vereines ist am Annaplatz Nr. 188—I, 1. Stock.

(**Ausgegeben am 18. Juni 1873.**)

Prag, 1873.

Im Selbstverlage des Vereins.

Leipzig.

In Commission bei F. A. Brockhaus.

An unsere P. T. Herren Mitglieder.

Von den „Mittheilungen sind die Hefte des Jahrg. I, Nro. 2 und 3; VII, Nro. 1—3; und VIII., Nro. 1—8 vergriffen. Da die Geschäftsleitung gerade hiefür in letzter Zeit größere Aufträge erhalten, so werden jene P. T. Herren Mitglieder, welche geneigt wären, diese oder auch nur einzelne Hefte dem Vereine entweder schenkungsweise oder gegen Entschädigung zu überlassen, um deren Einsendung dringend und freundlichst gebeten.

Beiträge für die Vereins-Zeitschrift

werden unter der Adresse: „An den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag" erbeten. Dieselben können sich nicht blos auf die Geschichte (im engeren Sinne), sondern auf das ganze Culturleben der Deutschen in Böhmen beziehen, was schon daraus ersichtlich ist, daß der Verein sich in folgende 5 Sektionen theilt: 1. Sekt. für allgemeine **Landesgeschichte** (zugleich auch für **Ortsgeschichte**), 2. Sekt. für **Rechtsgeschichte**, 3. Sekt. für **Sprache, Literatur** und **Kunst** (in dieser Sektion sind insbesondere auch **Volkslieder, Sagen**, Schilderungen von **Gebräuchen** u. dgl. sehr erwünscht), und 4. Sekt. für **Geographie, Statistik, Handel** und **Gewerbe**, und 5. Sekt. für **Anthropologie**.

Selbstständige Artikel werden mit 32 fl. Ö. W. pr. Druckbogen, Kritiken (für die „literarische Beilage") mit 30 fl., Bearbeitungen, welche auch ausnahmsweise aufgenommen werden, mit 16 fl. honorirt.

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte oder der Literatur und Kunst werden, in der **Literarischen Beilage** der Vereinszeitschrift einer Besprechung unterzogen. **Recensionsexemplare** bittet man an die Geschäftsleitung (188—I) gelangen zu lassen.

Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Ludwig Schlesinger.

Eilfter Jahrgang. Fünftes und sechstes Heft.

Die Stiftung von Goldenkron und ihre Bedeutung
für die
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Von
Matthias Pangerl.

Als ich in den Tagen meiner Kindheit überhaupt jede Kirche für etwas außerordentlich Merkwürdiges hielt und mich gerne in die Betrachtung solcher der Gottesverehrung gewidmeter Stätten versenkte, schien es mir schließlich doch immer wiederum, daß keine andere Kirche, selbst nicht irgend eine der oberösterreichischen Landeshauptstadt, die einfache Pracht des reinlichen und freundlichen Gotteshauses in meinem hübschen Geburtsdorfe übertreffen könne. Kaiser Josef II., sagten sie mir, habe dieses schöne Gotteshaus gestiftet, und der Vorbeter bei Processionen und anderen ähnlichen Gelegenheiten hat daher auch nie unterlassen, für den den Bauern unvergeßlichen Kaiser ein Vaterunser „aufzuopfern." Wie ich dann nach Herkunft, Zweck oder Bedeutung all' der dort aufgehäuften Herrlichkeiten frug, hörte ich wieder: diese Thürflügel von so hübscher und solider Tischlerarbeit, diese Bilder, diese Altäre u. s. w., ja sogar dieses Thurmdach mit seiner Kuppel und Laterne, mit seiner strahlenden Spitze, auf welcher der Namenszug „unseres Kirchenstifters" so golden glänzte, das alles hätten sie einmal von dem Kloster Goldenkron herauf und d'rin und d'rum angebracht. Ich war mit dieser Erklärung ganz zufrieden, wußte ich doch bereits auch, daß das benachbarte Dorf Langenbruck mit seinem prächtigen Teiche gleichfalls einmal dem genannten Kloster gehört habe, und so hätte es mir kaum mehr viel nützen können, wenn hiezu noch die Kenntniß getreten wäre, daß jenseits des über besagten Teich so freundlich herüberluegenden Planskerwaldes das Kloster Goldenkron läge. Ich merkte mir nur noch, daß eben erst erwähnter Wald auch einmal Eigen des Klosters gewesen, dann aber von dem „Fürsten"[1]) für ganze 19 Strich Zwanziger, nicht mehr und nicht weniger, angekauft worden sei.

Wie sie mich hierauf hinunter nach Budweis geschickt hatten, wo man mich zu einem anständigen, wohlgesitteten Staatsbürger präpariren sollte, ging ich mit noch anderen Leidens- will sagen Studiengenossen vielleicht hundert- oder gar noch mehrmal am Harasiner Hof unterhalb Krummau vorbei und ließ mir immer

1) Wie man dortlands den Fürsten zu Schwarzenberg gemeinhin zu bezeichnen pflegt.

gleichmäßig vorsagen, daß dort drüben im Thal, eigentlich Graben Goldenkron läge. Nun so liegt es halt dort, wie ja jeder Ort auf der schönen Gotteserde irgendwo liegen muß! Endlich las ich gar in irgend einem Buche, daß der Böhmenkönig Ottokar II., welcher die Gymnasialstadt gegründet und mir wegen seines schließlichen Unglücks nach so glanzvollen Tagen sogleich eine äußerst sympathische Persönlichkeit geworden und auch stets geblieben ist, auch dieses Goldenkron zum Dank für einen großen über die Ungarn erfochtenen Sieg gestiftet habe. Das hätte nun schon zu noch weiterer Nachforschung anregen können, allein ich habe mich gleichwohl mehr als anderthalb Jahrzehente mit der Wissenschaft obiger Dinge begnügt und so manchem Leser wird selbst diese bescheidene Kenntniß kaum jemal zu Kopfweh verholfen haben.

Aber es sollte endlich doch auch die Stunde schlagen, in welcher meiner Genügsamkeit puncto Goldenkron ein Ziel gesetzt ward. Der in mir erwachte mächtige Forschungstrieb stachelte um so mehr, je sympathischer das Objekt war, dessen Vergangenheit zu erforschen ich mir gesetzt hatte, der lieben, theuren Heimat nämlich, und je günstiger die Umstände zu seiner Befriedigung sich gestalteten. Es entstand dabei allmälig wieder ein ziemlich dickleibiges Büchlein [2]), und die Gelehrten, für welche dasselbe zunächst verfaßt worden, werden mir schon noch erzählen, was ich hieran und damit gesündigt und verbrochen habe. Vielleicht entsühne ich mich aber einigermaßen, wenn ich jetzt gleich hier Einiges aus jenem Buche mittheile, und zwar in einer Form, welche ansprechender ist als die eines Urkundenbuches mit seinen vielleicht nicht immer glücklichen Erklärungen. Und spräche auch diese Art nicht recht an, den Zweck hoffe ich doch nicht zu verfehlen, nämlich meinen verehrten Landsleuten zu zeigen, daß der liebe Herrgott den Deutschen, wie sehr er ihn auch anderweitig verschimpfiren lassen mag, doch entgegen auch schon so manche gesegnete That verrichten ließ.

Eine gesegnete That darf man aber das wohl nennen, was unsere guten Vorfahren im Schweiße ihres Angesichtes dort in diesem „Wald" verrichtet haben. Wer das Stückchen Böhmerland genauer kennt, wie es zwischen die granitnen Berge des Plansker-, Spitz- und Gränzwaldes eingeklemmt ist, wird nicht schwer zugeben, daß um wenigstens das gegenwärtige Resultat zu erreichen, ein unendlich saures Stück Arbeit vorangegangen sein müsse. Das ist aber wesentlich ein Verdienst unserer deutschen Vordern, und weshalb, wann und unter welchen Umständen das geschehen ist, will ich nun möglichst gründlich, dabei doch deutlich und faßlich dem geneigten Leser vor Augen stellen.

Ich beginne billiger Weise mit der Begränzung jenes Gebietes, dessen älteste historische Verhältnisse da hier abgehandelt werden sollen. Zwei wichtige Gränzlinien desselben habe ich übrigens vorhin schon namhaft gemacht: es ist das einerseits und zwar im Nordosten der schöne Plankerswald und andrerseits der gewaltige wie zur Wacht an der Gränze gelagerte Riese im Südwesten, welchen sie gemeinhin den „Wald" nennen und dessen hohe blaue Wand unser liebenswürdiger Adalbert Stifter so unvergleichlich beschrieben hat. Zieht man dann im Süden von Krummau aus eine sanft nordwestlich ausbiegende Linie nach dem an der Moldau gelegenen Marktflecken Unterwuldau und im Norden eine zweite Linie etwa von dem Gränz- und Walddorfe Böhmischröhren nach dem Städtchen Netolitz, so habe ich das fragliche Gebiet genugsam eingezirkt, und es könnte hiezu höchstens noch bemerkt werden, daß die heutigen Gerichtsbezirke von Oberplan und Kalsching hierin größtentheils eingeschlossen sind, von den Bezirken

---

2) Urkundenbuch des ehemaligen Cistercienserstiftes Goldenkron in Böhmen. Bearbeitet von Matthias Pangerl. Mit einem Nachtrag und einer Karte. Wien, 1872. Dasselbe bildet zugleich den 37. Band 2. Abtheilung der von der kais. Akademie herausgegebenen Fontes rerum Austriacarum.

Krummau aber im Süden, Prachatitz, Netolitz und selbst von Frauenberg (Poderischt) im Norden mehr weniger große Theile innerhalb jener Gränzlinien zu liegen kommen. Ich kann hier füglich von einer Beschreibung der Terrainverhältnisse absehen, weil ein Blick auf eine größere Karte hierüber genugsam belehrt, und von einer Erörterung der Bodenbeschaffenheit, die, weil auch die klimatischen Verhältnisse sich nicht besonders günstig erweisen, eine höhere Fruchtbarkeit und leichtere Arbeit ausschließt, sowie von einer Darstellung der landschaftlichen Schönheiten, woran es allerdings nicht gebricht, die hie und da sogar überraschend wirken und denen ein Mittel zu größerer, ja imposanter Wirkung in den wunderprächtigen Wäldern verliehen ist. Man denke nur einmal an Stifters „Hochwald"! — Aber dem etwa von weiter Ferne her gekommenen Wanderer, welchem die vorberührten Dinge einige Aufmerksamkeit und einiges Interesse abgenöthigt haben, werden sich noch mehrere andere des Nachdenkens werthe Wahrnehmungen aufdrängen. Wo er nämlich sich nach Namen von Dörfern und Märkten, sowie von den einzelnen Häusern in denselben, von Bergen und Fluren und von Bächen erkundigt, werden ihm neben urdeutsch klingenden Namen häufig genug auch solche gesagt werden, an denen slavisches Gepräge ohne die geringste Mühe erkennbar ist. Hört er doch, wenn er z. B. auf der Straße von Krummau nach Oberplan gezogen kommt, gleich vom ersten Dorfe, daß es Turkowitz heißt, und wenn er nach Poletitz gekommen ist, daß die unterhalb der dortigen uralt aussehenden Pfarrkirche postirte Höhe den merkwürdigen Namen Raziberg führt. Er zieht dann weiter durch Hörwitzl, wo das südwärts laufende Muschereibächlein entspringt, und der letzte Laut an jenem Dorfnamen soll ihn nur nicht beirren, der deutsche Michel hat da eben nur eine utraquistische Ehe geschlossen. Weiters an der Poneschmühle vorbei sieht er oberhalb derselben das Dorf Perschetitz,[3]) eigentlich sagt man ihm, daß es so heiße; hört er von dem nächstfolgenden größeren Bache, daß es der Olschbach sei, daß dieser Bach den nicht weit entfernten Langenbrucker Teich speise, welcher hinwiederum auf seiner östlichen Seite ein Plateau zum Nachbarn habe, Gaminé genannt, während sie die Höhe, auf deren Abhängen das hübsche Dorf Honetschlag wie eine Schöne auf einem Spannbett hingestreckt liegt, Prowitsch besagen und endlich von Oberplan melden, daß es schlechthin die Plan benannt sei. Dazwischen klingen die unzweifelhaft germanischen Namen Stein, Neustift, Ottetstift und Honetschlag, und zur Noth ließen sich auch die Benennungen Dollern, Gojau und des Krönauhofes (richtiger Krenauhof geschrieben) als solche erklären, was aber, wie man später sehen wird, doch wieder nicht angeht. Der schon zweimal erwähnte Name Honetschlag ist doch wohl ein deutscher, oder weil sein erster Bestandtheil noch nicht ganz genügend erklärt ist,[4]) scheint er es wenigstens zu sein, aber wie sieht es dann drinnen in diesem Dorfe mit den gleichfalls unveränderlich gebliebenen Hausnamen aus? Der Grundriß desselben ähnelt einem griechi-

3) Obgleich im Jahre 1483 ausdrücklich als Brzoticze Theutunicale bezeichnet (Urkdb. S. 620) behielt dieses Dorf seinen slavischen Namen, während sein nächstes Nachbardorf, dazumal Brzoticze Bohemicale genannt, heute den deutschen Namen Böhmdorf führt. Dieses letztere galt den deutschen Einwanderern in Perschetitz eben als der von Böhmen (Tschechen) bewohnte Theil von Perschetitz oder schlechtweg Böhmdorf und ist daher trotz seinem deutschen Namen älter als jenes. Man darf übrigens nicht glauben, daß der Beisatz „Böhmisch" eine ausschließlich tschechische Einwohnerschaft bedingt. Denn das Dorf Böhmischhaidl z. B. hatte ursprünglich neben 5 Urbarern deutscher Nationalität nur 3 solche tschechischen Namens.

4) Im J. 1483 mit dem tschechischen Namen Hodniow (S. 620) erscheint es nicht ganz hundert Jahre später (1581) und freilich auch nicht in einer Originalüberlieferung als Hedmrshlag (S. 582), was also ursprünglich Hadmarschlag = Plaga Hademari bedeuten würde. Trotzdem, daß die Ueberlieferung des böhmischen Namens die ältere ist, ist das Dorf eine deutsche Anlage, ja der Prototyp einer solchen, wie ein ander Mal deutlich nachgewiesen werden soll.

schen II und diese ebenfalls nicht unbedeutsame Grundform wird gebildet von 16 Häusern, welche mit den zu jedem derselben gehörigen Grundstücken seit undenklichen Zeiten folgende Namen führen: Wenhart, Wirth, Witzker, Schimani, Matuschker, Praschl, Grill, Neubauer, Habli, Pangerl, Tomani, Riedl, Boir, Wölfl, Böhm und Maschker. Es ist also hierunter ein halb Dutzend Namen, welche allerdings nicht gleich ursprünglich slavisch sind, aber doch unverkennbar einen slavischen Anstrich an sich tragen. [5])

Dergleichen Wahrnehmungen wird nun der aufmerksam beobachtende Wanderer auf allen seinen Kreuz- und Querzügen in jenen Gegenden in Fülle machen, die Gegend um Elhenitz und Netolitz ausgenommen, welche bereits ganz slavisch ist und die ich nur wegen der folgenden geschichtlichen Erörterungen ebenfalls in meine obige Gränzbeschreibung aufnehmen mußte. Er wird aber bei größerer Aufmerksamkeit bald zur Kenntniß noch anderer nicht unwichtiger Thatsachen gelangen. Die Verschiedenheit der Dorfanlagen, die Häuserbauten und namentlich die Vertheilung von Grund und Boden werden ihn zum Nachdenken anregen müssen. [6]) Aber er wird auch entdecken, daß so bajuvarisch immer die dortige Volkssprache gebaut sein mag und klingt, doch allerlei fremdes Zeug zwischen mitläuft. Er hört vielleicht mit einigem Staunen von einem Pasak oder Pastak, Dragatsch, Pawlatsch, Probeltsuntă, Gougschen, Praschen, Kwitschal u. s. w., und hält es kaum mehr für möglich, daß er hier noch an germanisches Vollblut glauben dürfe. Er will es so wenig glaubhaft finden, wie im Allgemeinen der Oesterreicher, der Steirer oder gar der Originalbajuvare jenseits der schwarzgelben Gränzpfähle, daß es in böhmischen Landen so etwas geben könne, was Fleisch von ihrem Fleische und Blut von ihrem Blute wäre. Glauben sie 's ja nicht einmal recht in Prag, wo sie doch über das liebe Vaterland so umständlich und genau aufgeklärt sind, oder staunen darüber wie etwa jener slavische Landes-Mitbruder, dem ich einmal in der zweitjüngsten Stadt Südböhmens begegnet bin, daß es dortlands nur so deutsch aussehen könne. Böhmen und solche Bajuvaren: welch' ethnographischer Nonsens!

Diese also für den minder Unterrichteten immer verwunderlich scheinende Thatsache ist gleichwohl eine feststehende, nur ist es bisher noch immer nicht versucht worden, dieselbe auf geschichtlichem Wege zu erklären. Wie hätte das auch unternommen werden können: in gedruckten Quellen fand man über jene Gegenden nur

---

5) Abgesehen von dem Wirthe, welcher Name das einmal auf dem bezüglichen Hause getriebene Gewerbe kennzeichnet (anderwärts Taferner, Krüger, Kretschmer u. s. w.), dann dem Neubauer, welcher nach Namen und Lage als der jüngste Ansiedler und Urbarmacher angesehen werden muß, weiters dem Boir und Böhm, welche Namen die Stammeszugehörigkeit oder Nationalität der betreffenden ersten Besitzer (Baier und Tscheche) bekunden, sind die übrigen Namen offenbar nur Personennamen, welche den ersten oder doch, um ganz sicher zu gehen, wenigstens den ersteren Stiftbesitzern zukamen. Vier von ihnen haben sich dortlands auch als Familiennamen erhalten, nämlich Wenhart (Wernhart), Matuschker (Matthäus), Pangerl (Deutung noch nicht gelungen) und Riedl (Rudolf). Die Familie Matuschker (auch Matuschka geschrieben) sitzt noch immer auf dem gleichnamigen Bauerngute, daher auf einen mehrhundertjährigen immer in derselben Familie sich erhaltenden Besitz geschlossen werden kann. Solcher Conservativismus ist jedoch dortlands gar nichts seltenes; die Familie Wenhart z. B. auf dem gleichnamigen Hause ist erst vor wenigen Jahren im Mannsstamme erloschen und die Familie Pangerl besitzt das Witzkerhaus auch schon seit dem 3. April 1675, erbte es stets vom Vater auf den ältesten Sohn fort. Der Name Witzker ist der alte Witigo, welcher tschechisirt ein Wicko ward, um dann zurückgermanisirt ein Witzker zu werden. Wahrscheinlich verhält es sich nämlich so, denn da genau feststeht, daß Slaven neben den Deutschen angesiedelt worden sind, und der Name Witigo als Wicko auch bei den Tschechen gebräuchlich ist (Urkdb. S. 134), so scheint die Annahme der Verschiebung von t in z ausgeschlossen zu sein.

6) Die nähere Ausführung und Erörterung dieser und noch anderer Dinge, welche zur besseren Kenntniß und Verständniß des deutschen Volksthums im südlichen Böhmen dienen werden, ist einer späteren Publikation vorbehalten.

äußerst Spärliches und die Archive, welche wohl kein mit 7 Siegeln verschlossenes Buch gewesen wären, wurden einfach nicht benützt. Wenn ich nunmehr mich an jenes Wagstück mache, so muß ich zunächst mit der Erklärung auftreten, daß bis zum Jahre 1263 nur einige wenige und noch dazu ziemlich magere Nachrichten über die Gegend, deren Gränzen vorhin angezeigt worden sind, sich finden und diese überdies sämmtlich an den Namen des Städtchens Netolitz sich knüpfen. Da erzählt einmal der ehrwürdige Kosmas zum Jahre 985 [7]), daß das Fürstenthum Slavniks, des Vaters des heil. Adalberts, sich auch bis hin zu den Netolitzern, einem der alten slavischen Stämme des Böhmerlandes, erstreckt habe. Zu einer, Kosmas, Zeit selber aber, und zwar Anno 1105 [8]) sei jener deutsche Kaiser Heinrich IV., mit dessen Namen die ersten gewaltigen Machtäußerungen der römischen Kirche so innig verknüpft sind, auf der Flucht vor dem eigenen Sohne, dem V. Heinrich, aus Regensburg gegen Süden geflohen und dann „auf dem Wege, wo man nach Netolitz geht," nach Böhmen gekommen, hier aber von dem Herzoge Bořiwoj ehrenvoll nach Sachsen geleitet worden. Ob man bei diesem Wege an den nachmals so berühmt gewordenen goldenen Steig denken darf? — Sonstige Nachrichten, welche wir noch besitzen, sind dann lauter urkundliche und Zeugenschaften von Netolitzer Kastellanen und Zupanen in vornehmlich Landesfürstlichen Urkunden, so des Nemoj im J. 1167 in einer Urkunde K. Wlaslaw I. für die schon längst verschwundenen Prämonstratenser zu Leitomischl [9]), Jones Ulrich zehn Jahre später in einer Urkunde des Bischofs Friedrich von Prag [10]) und eines Ratibor im J. 1183, welcher es später (1187) zum Kastellan auf dem Wyschehrad nächst Prag gebracht zu haben scheint. [11]) Anstatt seiner werden hierauf genannt die Zupane Stephan und Georg im J. 1187 [12]) und letzterer allein im J. 1195. [13]) Netolitz war also der Hauptort der gleichnamigen Provinz oder Zupa, wie die Bezeichnungen für die älteste Kreiseintheilung Böhmens lauten, und im J. 1233 lernen wir auch einige Zugehörungen dieser Provinz kennen. Das Nonnenstift zu Sct. Georg in Prag bezog aus dieser Zupa einigen Neunten vom Handel und Wandel. [14]) Weiters erfahren wir noch, daß im J. 1251 der neue Herzog von Oesterreich, Přemysl Ottokar, Netolitz passirte [15]), derselbe Ottokar, welcher ein Dutzend Jahre später für die Geschichte des südlich und südwestlich von diesem Städtchen sich hinziehenden Landstriches von der größten Bedeutung geworden ist. Noch anderweitige Nachrichten bis zum J. 1263 sind mir wenigstens bis heute nicht bekannt geworden. Ueber das jedoch, was im Süden und Südwesten zur Netolitzer Provinz gehörte und innerhalb der oben von mir bezeichneten Gränzlinien, also unter anderm mit Ausschluß von Prachatitz und dessen Gebiete, gelegen ist, herrscht bis zum J. 1263 völliges Dunkel und wird das wahrscheinlich von den Wäldern verursacht worden sein, welche das Land in angegebener Richtung noch heute zu einem ansehnlichen Theile bedecken und daher vor 600 Jahren noch mehr bedeckt haben müssen. Diese Wälder waren, wie sich bald zeigen wird, Krongut, vielleicht für das Jagdvergnügen des Landesfürsten reservirt, und daher gar ein Oberstjägermeister über dieselben zur Aufsicht bestellt. [16])

Pertz, SS. IX, 51.

Ibid. p. 110, aber irriger Weise zum Jahre 1106.

Nemoy de Netolic; Erben, Regg., Nr. 319. Nach Palacky ist diese Urkunde allerdings verdächtig, welcher Umstand jedoch die Existenz dieses Nemoj zu damaliger Zeit keineswegs ausschließt. Noch früher erscheinen urkundlich die „messores Netolicenses," Erben, p. 79.

Oldricus castellanus de N. im J. 1177. Erben, Regg., Nr. 358.

Ibid., Nr. 378 und Nr. 392, 393.

Ibid., Nr. 392 und 393.

Ibid., Nr. 424.

Ibid., Nr. 723 und 810.

Ibid., Nr. 1279.

Milgost comes beneficium habens in Bouses et summus venator silvarum spectantium

Wenn also finsterer Wald jene Landstrecken bedeckte, so haben darin wohl viel eher Bären, Wölfe, Luchse und Füchse ihr Unwesen getrieben, als der eine oder andere biedere Markomanne, welcher es gerade um die Mitte des 5. Jahrhunderts übersehen hätte, sich dem Zuge seiner lieben Volksgenossen nach dem bald darauf so berühmt gewordenen Bajuvarien anzuschließen, seine Saumseligkeit aber dann auch mit der Unterwerfung unter das Scepter Vater Čechs hätte bebezahlen müssen.[17]) Deutsche Volksreste sind also wenigstens in diesem Theile Böhmens, wie germanisch derselbe gegenwärtig auch aussehen mag, ganz gewiß nicht zurückgeblieben, und wird diese Thatsache ebenso durch die späteren Erörterungen bekräftigt werden wie durch den merkwürdigen Umstand, daß dortlands bis zum heutigen Tage auch noch nicht das allergeringste Denkmal dem Schooße der Erde entnommen worden ist, welches auch nur zum Schluße berechtigen würde, daß vor Slaven und Deutschen ja überhaupt irgend jemand dort gewohnt, gelebt und geliebt hätte. Die Slaven waren überhaupt nicht nur die ersten, sondern auch die alleinigen Bewohner jenes Landstriches, soweit derselbe nicht vom Wald bedeckt war, und mit dieser nunmehr zu beweisenden Thatsache bin ich bei meiner eigentlichen Aufgabe angelangt, von welcher der theilnehmende Leser vielleicht schon befürchtet hat, daß ich sie über der langen Einleitung etwa schon ganz vergessen haben könnte.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, wie man auf dem Wege von Krummau nach Oberplan allenthalben auf slavische Reminiscenzen in Orts-, Berg-, Fluß- und Flurnamen stößt. Und gegenwärtig sieht die Gegend doch so deutsch aus wie irgend eine jenseits der Berge in Baiern. Ich sehe nun von dem Ursprung der Ortsnamen ab, aber weder irgend ein Berg noch irgend ein Bach oder eine Flur könnte einen slavischen Namen führen, wofern die Gegend schon vor Ankunft der Slaven von Deutschen oder gar Kelten bewohnt gewesen wäre. In letzterem Falle hätte doch auch schon irgend ein Denkmal gefunden werden müssen, was an die vormalige Anwesenheit derselben erinnern würde und wie man dergleichen schon in allen Theilen Böhmens gefunden hat. Aber es hätten vielleicht Slaven und Deutsche neben einander wohnen können? Das ist nun allerdings wenigstens im Laufe des 14. Jahrhunderts so gewiß der Fall gewesen wie es gewiß nicht der Fall war um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Beweis für das letztere die beiden ältesten Urkunden des Stiftes Goldenkron, welche zugleich neben den ersten geschichtlichen Nachrichten über jenen Landstrich nicht einen einzigen deutschen Orts-, Berg- und Flußnamen enthalten, sondern nur solche über deren slavische Angehörigkeit nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Nach diesen Urkunden und einer Urkunde des Markgrafen Otto von Brandenburg, welch zur Goldenkroner Stiftungsurkunde gewissermaßen einen Commentar bildet,[18] bot die Gegend vor dem J. 1263 folgendes Culturbild. Entlang dem Bache welcher unterhalb des Krummauer Schlosses in die Moldau sich ergießt und damals Huzzni (Kalschinger Bach) hieß, kam man nach dem Orte Kayow (Gojau und ließ seithalb hievon die Orte Claden (Kladen) und Zahorn (Ahorn) liegen Diese drei Orte bildeten übrigens mit dem nördlich von Gojau gelegenen Crenow (Krenau, fälschlich Krönau) ein Gut, und es sei ausdrücklich bemerkt, daß der prächtige Krenauhof damal noch nicht bestand. Bleiben wir nun aber schon ein

---

in Netholic, als Zeuge einer Urkunde des Herzogs Friedrich von Böhmen für den Johanniterorden. Erben, Regg., Nr. 376. Die Aechtheit dieser Urkunde wird von Palacky bezweifelt; aber selbst die Unechtheit zugegeben wird das Amt jenes Milhost dennoch bestanden haben, sei es vor oder nach 1185, und das ist für meine obige Behauptung die Hauptsache. Man darf wohl auf den materiellen Werth eines Falsum's oder Dubium's nicht bauen, doch aber die Nebenumstände wenngleich mit Vorsicht benützen.

17) Vergl. Palacky, Gesch. v. B., I. 71.

18) Abgedruckt im Goldk. Urkdb. S. 21—23, die beiden anderen auf S. 1—10 und 15—1

mal bei dem nördlichen Hauptfluß des Huzzni oder dem Kalschinger Bache, welcher wieder seinerseits aus dem Planskerwalde zwei Zuflüsse gewinnt, damal Wudika und Rapotscha geheißen, von welchen zwei Namen ich jedoch leider dahingestellt lassen muß, welchen heutigen Bachnamen sie etwa entsprechen. Ebenso wenig verstehe ich den Berg Vrruhob und die Steinwand Psilepin bestimmt zu localisiren, und kann nur mit Gewißheit behaupten, daß sie wie die Berge Buleb und Huba Theile des anmuthigen Planskerwaldes bilden mußten. Dagegen glaube ich mit größter Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, daß die höchste Spitze des Planskerwaldes im J. 1263 und auch noch eine Zeit lang späterhin Naklethi (Schöninger) hieß und vorgenannte Berge lagen und liegen in nordwestlicher Richtung von derselben. Am Fuße des Planskers aber erhob sich der Ort Qualischingen (Kalsching), vielleicht schon damal ein Städtchen, welches mit der Umgebung wieder ein besonderes Gut bildete, und dann muß man allerdings einen gewaltigen Sprung machen, um über den Bach Cremesschnj (Kremserbach) etwa bei Dobrusch in Gut und Ort Notaliz (Netolitz), auch damal ganz sicherlich schon ein Städtchen, zu gelangen. Unterhalb Netolitz aber vereinigen sich zwei Bäche, damal wahrscheinlich Klopotnj und Korenatetz geheißen, und, wenn man sich von diesen weiter westwärts wandte, so passirte man etwa in der Gegend von Frauenthal den Bach Cesschin (jetzt Goldbach?) und noch weiter westlich den Bach Obschi (Bieltsch- oder Prachatitzer Bach? oder Flanitz?), bis man gar zu dem „Wege von Passau nach dem Königreiche" oder dem goldenen Steig zwischen Wallern und Prachatitz gelangte. Aber außer Netolitz wird nicht ein einziger Ort in den Quellengebieten jener Bäche genannt, obwohl es gewiß schon welche gegeben hat, weil man sonst auch keine Bächenamen kennen würde. Wer jedoch von Netolitz in einem sanft westlich gekehrten Bogen nach Poletitz hätte marschiren wollen, wäre an dem Dorfe Zahor (Zaborsch) vorbeigekommen, welches in jenen fernen Tagen dem Herrn Witigo von Krummau gehörte, einem Oheim des berühmten Zawisch von Falkenstein, der (Witigo) auch auf den nächst dabei gelegenen Berg, genannt Drzislawsburg (mons qui castrum Dyrizlai), gewisse Anrechte gehabt haben muß. In Poletitz dann — Bolotitz schrieb es sich im J. 1263 — befand man sich im Hauptorte des ganzen Landstriches, des Prädiums oder der Herrschaft Poletitz, welche königl. Krongut war, in der Netolitzer Zupa lag und auch die Güter Netolitz, Kalsching und Krenau als Zugehörungen in sich begriff, ja auch einmal das bald zu erwähnende Hirzonische Gut, welches übrigens später mit Poletitz vereinigt worden ist. Also Poletitz war der Hauptort des beschriebenen Krongutes und der königl. Beamte oder Burggraf, welchem dessen Verwaltuug anvertraut war, wird kaum anderswo als auf dem Berge Radisch (jetzt Raziberg in der Nähe der Poletitzer Pfarrkirche) residirt haben. Denn auf demselben muß sich eine Burg erhoben haben, von deren Wall und Graben noch heute Spuren vorhanden sein sollen. Gieng man dann von Poletitz und seinem Raziberg in südwestlicher Richtung fort, so kam man in die Ortschaft Hore (Hörwitzl), ferners in die Dörfer Vyanka (Janketschlag), Vmita (Mautstadt), Vhlimi (richtiger wohl Vhlinu, Eisengrub), Nemochrich (Mugerau) und Natschernerece (Schwarzbach). In Mautstadt hob man, wie schon der Name anzeigt, Maut ein, und so kann man mit zuversichtlicher Art auf das Vorhandensein einer Handelsstraße schließen, welche von der westlichen Landesgränze her durch diesen Ort in der Richtung gegen Poletitz geführt hat.[19]) In Eisengrub aber, dessen Name mit seinem slavischen Vorgänger doch in irgend einem Zusammenhange stehen muß, ist vielleicht schon damal oder nicht lange darnach auf Eisen gebaut und solches noch weiter verarbeitet worden. Damit wäre auch für die Gegend der älteste Industriezweig aus einem Ortsnamen nachgewiesen! Ein nicht gar weiter Spaziergang von

19) Vergl. X. Jahrg. dieser Blätter, S. 161.

Natschernerece, welches mit Recht die Gegend der schwarzen Erde genannt werden könnte, gegen Westen brachte endlich nach Nahirzowe (Unterwuldau), dem jüngsten Ortskinde der Gegend, das just damals unter dem mächtigen Schutze seines Schöpfers, des königl. Burggrafen auf Klingenberg, mit Namen Hirzo, sein junges Leben beginnen mochte. Auf Herrn Hirzo werde ich weiter unten noch einmal zurückkommen. Er war Herr des Landstriches, auf welchem die eben genannten Ortschaften Hore, Vyanka u. s. w. lagen, und hatte dieses Gut, welches ursprünglich einen Theil der Herrschaft Poletitz gebildet haben mußte, vom Könige Wenzel I., dem Vater Ottokars II., geschenkt empfangen. Als Hauptort des Hirzonischen Gutes ist mit Recht das vorhin erwähnte Nemochrich (Mugerau) anzusehen und so soll fürderhin nur mehr von einem Gute oder Herrschaft Mugerau gesprochen werden. Auf Grund und Boden dieses Gutes erhoben sich übrigens schon vor der Stiftung von Goldenkron auch die Ortschaften Nakhlenwe, Vgerc, Vmladone, Naochruhle, Nabelem, Chlume, Vdirka und Nablizmerch, [20]) welchen ich jedoch aus Mangel verläßlicher Anhaltspunkte noch nicht die entsprechenden heutigen Ortsnamen zu substituiren wage.

Mit Ausnahme eines einzigen auch bald zu erwähnenden sind damit alle urkundlichen Orts-, Berg- und Flußnamen in den Landstrichen zwischen Plansker- und Gränzwald um das J. 1263 constatirt. Diese Namen sind alle slavisch, und wenn vielleicht nur zwei von ihnen (Zahorn, Qualischingen) einigen deutschen Anstrich besitzen, so ist das offenbar wie bei dem letzten noch zu nennenden Namen Wlthaa (Moldaufluß, Wulda) auf Rechnung des Umstandes zu setzen, daß der Schreiber der Urkunde vom J. 1263, der königl. Protonotar Arnold, sicherlich ein Deutscher gewesen, und ebenso wohl auch jener der Urkunde vom J. 1281. Kommt man demnach auf Grund der beiden Thatsachen: daß die ersten urkundlichen Orts-, Fluß- und Bergnamen jener Gegenden slavisch sind und eben solche auch heute noch bei den deutschen Einwohnern sich im Gebrauche erhalten haben, zu dem Schluße, daß dort nur Slaven als die ersten Bewohner angesehen werden können, so sieht man, wenn man vorhin angeführte Namen auf einer Karte verfolgt, auch leicht, wie weit um das J. 1263 das Land von den Slaven schon cultivirt war. Es waren nämlich blos cultivirt die Gegenden um Netolitz, Kalsching, Gojau, Poletitz und Mugerau. Der übrige Theil bildete noch immer einen einzigen großen Wald, Urwald im strengsten Sinne dieses Wortes.

Aber auch in diesen Urwald sollte nun nicht mehr blos zeitweilig etwa durch Jäger, sondern auf die Dauer durch unternehmende und arbeitsame Colonisten höheres Leben gebracht werden. Es war übrigens keine geringe Aufgabe, die hiemit zu lösen gegeben ward. Wer das rauhe Wesen des Böhmerwaldes aus Erfahrung kennt oder auch schon jenen Landstrich, um dessen Eintritt in die Geschichte es sich eben hier handelt, sich näher besehen konnte, wird sich unschwer vorstellen können, welch' unsägliche Schwierigkeiten zu überwinden gewesen sein mußten. Der Mann aber, welcher ein so großes Unternehmen in's Leben gerufen hat, wird immerdar eine der glorreichsten Erscheinungen in unserer vaterländischen Geschichte bleiben; er wird es insbesondere unserem Volke sein, welchem er wie kein anderer Herrscher in Böhmen dauerhafte Grundlagen zu dessen Existenz und Entwicklung gewährt und geschaffen hat. Es ist dieser Mann kein anderer als der mächtige Ottokar II., und wenn derselbe die Entwicklung deutschen Volksthums in seinem eigenen Stammlande gar so außerordentlich begünstigt hat, so mußte er doch von dem Gedanken getragen gewesen sein, daß nur durch dieses allein die Dauer des Reiches, dessen Gründung er schon begonnen, gesichert

20) Das Letztgenannte, Nablizmerch, ist vielleicht das heutige Eggetschlag (Bližna); vergleiche Urkdb. S. 621.

werden könnte. Gewann er mit demselben einerseits reichere Mittel zur Füllung seines Schatzes, einer der wichtigsten Vorbedingungen zur Bildung eines großen Staatswesens überhaupt, ehemals so gut wie heute, so hoffte er vielleicht nicht weniger damit auch ein Gegengewicht zu gewinnen zu jenen feindseligen Elementen, welche sich um die unzufriedenen Landherren in den Stamm- wie in den neuerworbenen Ländern schaarten und woran im Grunde genommen mehr als an König Rudolfs Umsicht, Klugheit und Thätigkeit schließlich seine großen Entwürfe gescheitert sind und er selbst zu Grunde gegangen ist. — Also König Ottokar II. war es, welcher zuerst über unseren Urwald entschieden hatte, daß es darin Licht werden sollte. Er schritt dazu, jetzt nachdem er am 12. Juli 1260 in den fruchtbaren Ebenen des Marchfeldes einen Erfolg errungen hatte,[21]) welcher ihm außer dem grünen Alpenlande jenseits des Semmerings die Gewißheit brachte, daß auf Jahre hinaus von den Ungarn seinen ferneren Plänen kein wirksames Hinderniß mehr bereitet werden könnte. Er schritt dazu, als er gleichzeitig drüben in Steiermark am Zusammenfluß der Mürz und Mur in Bruck, in Oesterreich unweit vom Zusammenfluß der March und Donau, in Marcheck, und in dem Stammlande an dem Zusammenfluß der Maltsch und Moldau, in Budweis, städtisches Leben erweckte. Sind diese Thatsachen nicht ungemein charakteristisch für die Ziele und die Politik des Herrschers, welcher im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts auf dem Throne der Přemysliden saß? Und die Deutschen sollten es vornehmlich sein, welchen er die Niederwerfung der noch ungebrochenen Kraft des Urwaldes anvertrauen wollte, welchen er im südlichen Theile der Netolitzer Zupa noch besaß. Es scheint, daß hiemit aber auch der letzte Urwald im Herzen Europa's, soweit eben ein solcher noch zu beurbaren war, seinem Untergange zugeführt worden ist.

Den Mittelpunkt des schönen Unternehmens aber sollte dem Geiste und den Bedürfnissen der Zeit entsprechend ein Kloster bilden. Die Frage dann, welchem Orden dasselbe zu übergeben wäre, war nicht unschwer zu beantworten. Es war ja zu der Zeit im westlichen und mittleren Europa kein zweiter Orden, welcher für die Realisirung der Absichten des böhmischen Königs günstigere Chancen bot als der Cistercienserorden, der schon seit anderthalb Jahrhunderten den bereits längst bequem und wie lebensmatt gewordenen Benedictinerorden in der Aufgabe, immer wieder neue weite wüste Landstrecken zu cultiviren und zu civilisiren, abgelöst hatte. Der Orden der grauen Mönche, wie die Schüler des heil. Bernhart wegen ihrer bescheidenen Kleidung sonst auch genannt wurden, fußte wohl ebenfalls auf der Regel des heil. Benedikt, hatte jedoch sonst eine durchaus eigenthümliche und selbstständige Organisation, die überall auf bestimmte praktische Ziele gerichtet insbesondere auch dadurch sich auszeichnete, daß sie in der Zeit ihrer Blüthe die einzelnen Glieder fort und fort in lebendigem Zusammenhange erhielt und so eine beständige Quelle von Kraft und Gesundheit bot, welche auch allenthalben an den Dingen, womit sie in Berührung kam, zum Ausdrucke gelangte. Was nun auf Grund einer solch' vortrefflichen Organisation, auf deren Details hier leider nicht eingegangen werden kann,[22]) von den grauen Mönchen schon geleistet worden war, mußte so zu sagen in jedem Winkel des westlichen und mittleren Europa's genugsam bekannt sein, weil der Orden bereits hier und dort überallhin seine Colonien entsendet hatte und um die Mitte des 13. Jahrhunderts oder doch nicht lange vorher im Zenith seines Ruhmes stand. Solches konnte natürlich dem Könige Ottokar noch weniger verborgen bleiben und wenn er gleich von Anfang her nicht zweifelhaft gewesen, wem er die Urbarmachung

21) Sieg bei Kroissenbrunn.

22) Näher unterrichten kann man sich hierüber z. B. bei Fr. Winter, die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands, I. 5 und ff.

seines Urwaldes zu übertragen hätte, so mußte er in seinen Absichten durch einen anderweitigen Umstand nur noch mehr bestärkt werden. Ich habe schon früher in diesen Blättern zu zeigen Gelegenheit gehabt,[23]) wie aus den Personen der nächsten Umgebung des Königs keine andere vor und neben dem großen Bischofe Bruno von Olmütz solche Bedeutung besaß wie der böhmische Landesmarschall und nachmalige Landeshauptmann der Steiermark, Herr Wok von Rosenberg. Dieser hatte aber kurz vorher dem Könige schon praktisch bewiesen, wie das Schicksal des königl. Urwaldes endgiltig und dauernd zu lösen wäre. Auch er und seine nächsten Vettern, die Herren von Krummau, hatten ein ansehnliches Stück solchen Urwaldes besessen, das eigentlich nur eine Fortsetzung des königlichen weiterhin gegen Süden war, und nun den grauen Mönchen, welche sie aus dem oberösterreichischen Wilhering herbeigerufen hatten, den Auftrag gegeben, die Urbarmachung desselben zu bewerkstelligen. Zur Pfingstzeit des J. 1259 waren die Cistercienser in Hohenfurt eingezogen, und für mich wenigstens kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der König, wie er sonst der Klugheit und Einsicht des Rosenbergers vertraute, so auch in Hinsicht der Colonisirung und Germanisirung des südlichen Böhmens ganz in Uebereinstimmung mit Herrn Wok, ja wie nach einem mit demselben verabredeten Plane gehandelt hat. Er hat dem Rosenberger hierin gewissermaßen nur den Vortritt gelassen; denn die Stiftung von Goldenkron, wie das Kloster späterhin hieß, in welches die Leitung der neuen Colonisation verlegt ward, wird schon eine Jahre lang geplante Sache gewesen und wahrscheinlich mit dem Plan der Stiftung in Hohenfurt zugleich gezeugt worden sein. Die Schlacht bei Kroissenbrunn kann es nimmer gewesen sein, welche der Stiftung von Goldenkron zum Leben verhalf, denn die gleichzeitigen Quellen und die zunächst diesen sich anschließen, wissen hievon nicht das Geringste zu berichten.[24]) Das zeitliche Zusammensein der Marchfeldschlacht mit der Stiftung des Cistercienserklosters im Plankerwalde ist eine rein zufällige Sache, und nur der Behauptung könnte einige Berechtigung zugestanden werden, daß die im Juli 1260 auf dem Marchfelde gefallene Entscheidung, weil durch sie daheim eine große Fülle von Kräften zu freier Verfügung gelangte, die Stiftung von Goldenkron zum endgiltigen Beschluße und Ausführung gebracht hat.

Die näheren Umstände der Stiftung aber sind in großes Dunkel gehüllt. So ist erstlich schon sehr zweifelhaft, daß Grund und Boden, wo der König den grauen Mönchen eine neue Heimat begründete, welche die etwa 785ste Abtei war, die seit der Gründung der ersten in Citeaux entstanden, daß also dieser Grund und Boden wirklich ebenso gut Krongut gewesen wie die Herrschaft Poletitz, welche der König zum Dotationsgute bestimmte. Es ist auch in der Stiftungsurkunde mit keiner Silbe hievon die Rede, während gewiß ist, daß sowohl ober- als unterhalb Goldenkron, um Krummau und Maidstein, Witigoneischer Besitz lag, Eigen der Herren von Krummau, daß demnach auch das Zwischenliegende einmal Besitz des in Krummau gebietenden Rosenhauses gewesen. Ist es somit noch ganz unklar, wie Grund und Boden, auf welchem sich zunächst Goldenkron selbst, dann späterhin die, die Richterschaft Rojau bildenden Dörfer sich erhoben, zu und für das Kloster erworben worden ist, so wird sich auch in der Folgezeit kaum mehr eine richtige Erklärung dafür finden lassen, höchstens noch eine bessere Vermuthung als die, daß Ottokar hier allerdings Witigoneischen Boden zu seiner Stiftung verwendet hat und vielleicht nicht auf durchaus untadelhafte Weise in dessen Besitz gelangt ist.[25]) Es ist ferners der Zeitpunkt, in welchem der Bau begonnen

23) Jahrg. IX, 1 und ff. Insbesondere aber das auf S. 20 Gesagte, was nunmehr durch diesen gegenwärtigen Aufsatz berichtigt wird. Die auch dort in der Anmerkung 83 erwähnten Urkunden sind wirklich und zwar dazu noch recht armselige Fälschungen, wie im Goldk. Urkdb. S. 13—15 und 83—84 umständlich nachgewiesen ist.

24) Urkundenbuch S. VII—IX.

25) Vergleiche ebendaselbst S. 7, Anmerkung.

worden ist, durchaus unbekannt[26]), und nur gewiß, daß er im J. 1263 soweit gediehen war, um von dem aus Heiligenkreuz im Wiener Walde berufenen Convente bezogen werden zu können. Weiters ist aus keiner Quelle zu ersehen, von welchem Bischofe und an welchem Tage etwa das Kloster eingeweiht worden oder wer hiebei zugegen gewesen und dergleichen mehr, lauter Umstände, über welche wir hinsichtlich der Cistercienserstiftung in Hohenfurt doch ziemlich genau aufgeklärt sind. Und während hier auch des Volkes Geschichte, die Sage, Ursache und Zweck der Stiftung unter Zuhilfenahme von Wundern, des Teufels und ungefesselter Elemente verherrlicht hat, hat sie von dem Planskerwaldkloster nicht die geringste Notiz weder gleich im Anfange noch auch späterhin genommen. Schon dieser Umstand bürgt dafür, daß es bei Errichtung des Klosters Goldenkron so geschäftsmäßig als möglich hergegangen ist, und es daher schlechterdings an geeigneten Anhaltspunkten für eine sagenhafte Episode fehlen mußte.

Dagegen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das klösterliche Leben in Goldenkron wirklich im J. 1263 begonnen hat. Am 6. April dieses Jahres, welches der nächste Freitag nach dem Osterfeste war, entließ das erwählte Mutterstift Heiligenkreuz den für Goldenkron gebildeten Convent, dessen Mitgliederzahl aber nicht angegeben ist — nach Cistercienserbrauch wurden gewöhnlich zwölf Mann ausgesandt — und mit dem Abte Heinrich an der Spitze, welcher schon früher einmal dieselbe Würde in dem Mutterkloster innegehabt hatte.[27]) Somit kann der 6. April 1263 als der eigentliche Stiftungstag von Goldenkron angesehen werden. Die aus Heiligenkreuz abgegangenen Mönche aber mögen bereits nach wenigen Tagen von ihrer neuen Heimat Besitz ergriffen haben. Und diese Heimat, schon von der Natur mit vielen Reizen geschmückt, entsprach durchaus den Anforderungen, welche der graue Orden nach Regel und Brauch an Gegenden zu stellen pflegte, in welchen er sich häuslich niederlassen wollte. „Unser Kloster", schreibt ein Goldenkroner Mönch im 17. Jahrhundert,[28]) „ist gelegen an einem sehr einsamen Orte, abgeschieden von dem Treiben der übrigen Menschen und deren Gesellschaft, nichts anderes denn die alte Strenge der alten Cistercienser-Väter und deren alte Demuth vor Augen rückend. Allum ist es von hochragenden Bergen und Felsen eingeschlossen, und obgleich in einem Thale gelegen, scheint es doch wieder auf eine Höhe erhoben zu sein, indem nämlich die dahin Kommenden auf allen Seiten mit Ausnahme der westlichen zu dem Kloster emporsteigen müssen. Erbaut ist es auf einem trockenen, gesunden und frischluftigen Platze, dessen gesunde Lage mir durch das vorüberfließende Gewässer bedingt zu sein scheint. Ferners ist dieses Kloster erbaut ganz nach den Vorschriften der Cistercienser." Das erwähnte Gewässer ist kein anderes als die braunen Fluthen des Moldauflußes, dem hier und schon von Krummau ab die zahlreichen Vorsprünge des Planskerwaldes den Lauf so schwer machen und ihn zu einem schlangenmäßigen Hinauswinden in die Budweiser Ebene zwingen. So ist das Kloster selbst von

---

26) Nach Angaben, welche Hr. Prof. Leopold Janauschek in Heiligenkreuz, Ordensmitglied aus dem Stifte Zwettl und schon seit einem Jahrzehent mit Verfassung eines Monasticon ord. Cist. beschäftigt, mir zu machen die Güte hatte, wäre das im J. 1261 geschehen, allein ich bin nicht in der Lage, die Glaubwürdigkeit seiner handschriftlichen Quellen beurtheilen zu können. Dieselben setzen jedoch übereinstimmend den Anfang in das J. 1261, worunter auch ein Cod. Sanerue. Eine dieser Quellen, eine Wirzburger Handschrift, hat allein das J. 1263 als Zeitpunkt der Vollendung. Da es gewiß ist, daß das Kloster im April 1263 von dem Convente bezogen worden ist, so hat das J. 1261 als Zeitpunkt des Baubeginnes jedenfalls die größte Wahrscheinlichkeit für sich zu beanspruchen.

27) Cont. Sanerue. II. ap. Pertz, SS. IX, 645. Von dem Abte Heinrich wird behauptet, daß er im J. 1259 in Heiligenkreuz resignirt habe. Als er nach Goldenkron zog, stand dem Mutterkloster als Abt ebenfalls wieder ein Heinrich vor, welcher am 15. Jäner 1262 erwählt und am nächsten 18. Mai geweiht worden war.

28) MS. im Hohenfurter Stiftsarchive.

einer Serpentine auf drei Seiten umzingelt und geschützt. Auch die Wahl dieses Platzes ist für mich ein sprechender Beweis, daß die Gegend im Nordwesten von Poletitz, dem Hauptorte des Dotationsgutes, um das J. 1263 noch sehr „wildromantisch" ausgesehen haben muß, mehr als selbst ein starkes Cisterciensergemüth hätte ertragen können. Denn wäre das nicht der Fall gewesen, so würde man das neue Kloster wenn auch nicht just in die Mitte, so doch in sonst einen Winkel des dazu geschenkten weiten Territoriums haben stellen können, während es in Wirklichkeit sogar außerhalb desselben zu stehen gekommen ist.[29])

Die Oertlichkeit aber, wo der königl. Stifter das Kloster aufbauen ließ, scheint bis dahin durch Namenlosigkeit sich ausgezeichnet zu haben. So war es nunmehr nothwendig, der neuen Stiftung einen Namen zu geben. „Wir haben", sagt daher Ottokar in dem Stiftungsbriefe außer anderem, „beschlossen, ein Kloster des Cistercienserordens zum Preise Gottes und zur Ehre der sel. und glorreichen Gottesgebärerin Maria zu erbauen, für unser und unserer Vordern Seelenheil und Trost, wollen auch, daß dieses Kloster aus Verehrung der heil. Dornenkrone Sancta Corona — Heiligenkron von jedermann genannt werde, und übertragen die Einrichtung desselben dem Kloster Heiligenkreuz." Aber dieser officielle Name erlangte im Volke keine Geltung. Denn schon im ersten halben Jahrhundert der Stiftung bürgerte sich im Volksmunde der Name Goldenkron ein, ein Name, welcher offenbar der reichen Stiftung und den sich in derselben anhäufenden reichen Schätzen sein Entstehen verdankte. War ja doch auch der Stifter selbst wegen seiner großartigen finanziellen Mittel von dem Volke mit dem Epitheton des „goldenen Königs" beehrt worden und empfingen einmal die Bischöfe von Breslau von den Bewunderern ihrer großen Mittel nicht weniger ein eben solches Prädikat.[30]) Dem „Güldenkron" entsprechend nannten bald auch die slavischen Landeskinder das neue Kloster Zlatá koruna. Der officielle Name Heiligenkron aber ist ganz analog dem Namen Heiligenkreuz gebildet worden. So wie nämlich an diesem Orte eine Partikel des Kreuzes Christi zur Verehrung hinterlegt worden war und dem Kloster den Namen gab, so scheint auch König Ottokar seiner Stiftung einen Dorn aus der Dornenkrone des Heilands zur Aufbewahrung und Verehrung übergeben und selbe darnach benannt zu haben. Die erste Nachricht hierüber finden wir in dem werthvollen Geschichtswerke des Cistercienserabtes Johann von Viktring in Kärnthen, welcher mit Bestimmtheit erzählt, daß der König von Frankreich, welcher der im J. 1270 verstorbene König Ludwig IX. der Heilige gewesen sein müsste, dem böhmischen Herrscher einen Dorn aus der Dornenkrone des Herrn verehrt habe, womit dieser dann seine Stiftung geschmückt und deshalb auch Heiligenkron genannt habe.[31]) Man kann sich hiebei erinnern, daß in nicht ganz hundert Jahren später wiederum ein König von Frankreich es war, der König Johann nämlich, welcher im J. 1356 den böhmischen König und deutschen Kaiser Karl IV. gleichfalls mit zwei Dornen aus der der heiligen im Schatze der königl. Capelle zu Paris verwahrten angeblichen

29) Da mag denn auch noch auf Folgendes hingewiesen werden. Als im ersten Zehntel des 13. Jahrhunderts auch die Passauischen Ministerialen von Falkenstein die Urbarmachung ihrer Wälder im oberen Mühlviertel beschleunigen wollten, wandten sie sich an das Cistercienserkloster Ebrach in Franken mit der Bitte um einen Convent, welchen sie dann an Stelle des heutigen Klosters Schlägel (Plaga) ansiedelten. Aber die Schrecken der Wälder und des Klimas richteten bald einen Theil der Colonie zu Grunde und der andere entfloh nach der Heimat. Erst viele Jahre später konnten die Prämonstratenser, weil die Cistercienser nimmer zur Rückkehr zu bewegen waren, dort festen Fuß fassen. Wenn nun die südwestlichen Abhänge des Böhmerwaldes damal so schlimm geartet waren, so wird es natürlich auf der zum großen Theile von den Nordwinden stark beherrschten Ostseite noch um Einiges ärger ausgesehen haben.

30) Urkundlich erscheint der Name „Goldenkron" zum ersten Male im J. 1315; Urkdb. S. 62—63.

31) Böhmer, Font. rer. Germ. I. 311.

Dornenkrone Christi beschenkt hat, welche Schenkung allerdings besser, durch Brief und Siegel nämlich bezeugt ist.[32]) Wenn es nun auch mit Rücksicht auf die Anschauungen der damaligen Zeit einigermaßen auffällig ist, daß Ottokar der Schenkung seiner Reliquie in dem Stiftsbriefe nicht ausdrücklich gedenkt, so ist doch gewiß, daß das Stift Goldenkron einen solchen Dorn besaß, welcher in Bergkrystall gefaßt war.[33])

So viel über den Namen des neuen Klosters. Nun ist schon oben aus dem Stiftungsbriefe angeführt worden, daß die Einrichtung von Goldenkron dem Kloster Heiligenkreuz aufgetragen worden sei. Dieses entledigte sich seines Auftrags zunächst durch Bildung eines Conventes für jenes und erwarb hiedurch die Rechte eines Mutterklosters, die hauptsächlich darin bestanden, daß nun seine Vorsteher die Oberaufsicht über Goldenkron führen sollten. Es gehörte mit zur ausgezeichneten Organisation des grauen Ordens, daß jedes neue Kloster die Tochter des conventspendenden Klosters wurde und so alle Häuser des Ordens in lebendigem Zusammenhange standen und auch fort und fort darin erhalten wurden. Zur Charakterisirung dieses Verhältnisses wurden geradezu die üblichen Namen der Verwandtschaftsgrade in Anwendung gebracht, ja bald förmliche Stammbäume, sogenannte Genealogien, gefertigt; hienach erweist sich also Goldenkron als Tochter von Heiligenkreuz, welches hinwiederum eines der fünf Hauptklöster des Ordens, Morimund im Franzosenlande, als Mutterkloster anerkannte. Heiligenkreuz war aber schon im J. 1133 gegründet worden,[34]) demnach nur 18 Jahre später als Morimund. Es hatte jedoch mit solcher Unterordnung Goldenkrons keine lange Dauer; denn nachdem König Ottokar im J. 1276 in Folge des Treubruches seiner Barone sich vor der Macht des deutschen Königs hatte beugen und namentlich auch Oesterreich an denselben hatte zurückstellen müssen, wollte er auch nicht mehr dulden, daß irgend ein Oesterreicher fürderhin noch etwas in seinem Stammlande zu schaffen hätte. Er wandte sich daher wahrscheinlich im Jahre 1277 an das Generalcapitel des Ordens, welches alljährlich am 14. September in einem der Hauptklöster eröffnet zu werden pflegte, mit der dringlichen Bitte, seine Stiftung dem im J. 1146 von dem Könige Wladislaw I. gegründeten und im Pilsner Kreise gelegenen Kloster Plaß[35]) zu unterordnen. „Wir bitten hierum," läßt der Briefsteller den König schreiben, „daß jenes (Goldenkron) von dem Kloster Heiligenkreuz in Oesterreich nicht etwa wegen Schlechtigkeit des dortigen Abtes und seiner Mönche eximirt werde, weil ja dieselben hievon durch ihr rechtschaffenes und feinfühliges Wesen losgelöst sind, sondern weil wir uns mit der Absicht tragen, unser Reich in jeder Beziehung von jedwedem österreichischen Einflusse zu befreien."[36]) Aber die Bitte des Königs gelangte erst nach seinem Falle (26. August 1278), und nachdem sie von seiner Witwe und dem

32) Balbin, Miscell. lib. VI. p. 71, Nr. 48.
33) Urkundenbuch S. 417.
34) Und zwar am 11. September, in welchem Tage völlige Uebereinstimmung zu herrschen scheint, während auch die Jahre 1134 und 1135 genannt werden. Winter, a. a. O., I, 323. Der Stiftsbrief des Markgrafen Leopold III. selbst ist im J. 1136 und zwar vor dem 4. Juni ausgefertigt worden; v. Meiller, Regesten der Babenberger, S. 22 u. 216.
35) Nach gütiger Mittheilung des schon vorhin erwähnten Hrn. Prof. Janauschek galt dieses Jahr wenigstens in Plaß selbst als Gründungsjahr, jedoch wahrscheinlich nur deshalb, weil die Stiftungsurkunde von diesem Jahre und dem 5. August datirt. Erben, Regg., Nr. 265. Sonst werden auch die Jahre 1144 und 1145, dann der 25. März, 28. und 29. September als Stiftungsjahre, beziehungsweise Stiftungstage bezeichnet. Vergl. auch Winter a. a. O., S. 330. Es wird eben das J. 1144 als Beginn des Baues anzusehen sein, das folgende aber als das Jahr, in welchem das Kloster von dem Convente bezogen worden ist. Die verschiedenen Tage dürften theils auf die Einweihung, theils auf den Einzug des Conventes zu beziehen sein. Plaß war übrigens eine Tochter von Langheim in der Bamberger Diöcese.
36) Urkundenbuch S. 20.

Vormunde des jungen Königs Wenzel II., dem Markgrafen Otto von Brandenburg, erneuert worden war, zur endlichen Verhandlung und Entscheidung. Im J. 1281 beschloß nämlich das Generalcapitel die Uebertragung des Paternitätsrechtes auf Goldenkron von Heiligenkreuz auf die Abtei Plaß [37]) und dabei verblieb es bis zur Auflösung beider Stifte im vorigen Jahrhundert, nicht jedoch ohne daß Heiligenkreuz Revindicationsversuche gemacht hätte. [38]) Auf solche kann diesmal nicht näher eingegangen werden; Goldenkron aber wurde in Folge des Beschlusses vom J. 1281 aus einer Enkelin eine Urenkelin von dem schon genannten Hauptkloster Morimund.

Ich bin jetzt bei dem unstreitig wichtigsten Theile meiner Geschichte, bei der Besprechung des Dotations- oder Schenkungsgutes angelangt. Dasselbe war ein außerordentlich großes, denn es wird, wenn man die beiden Vermehrungen desselben in den J. 1268 und 1315 sowie die späteren Erwerbungen hinzurechnet, einen Umfang von ungefähr 15 Quadratmeilen erreicht haben, so groß also wie manches deutsche Fürstenthum, sei es des alten, sei es des neuen Reiches, und dürfte daher in dieser Beziehung Goldenkron von keinem Cistercienserkloster weder des westlichen noch des mittleren Europa übertroffen worden sein. Die Dotation bestand aber zunächst und soweit sie von dem königl. Stifter herrührte, aus der Herrschaft Poletitz, dann aus den Vermehrungen derselben durch den Burggrafen Hirzo von Klingenberg und Bawor III. von Baworow, endlich aus der Richterschaft Rojau. Diese letztere soll jedoch hier zuerst zur Besprechung kommen.

Es ist nun schon oben gesagt worden, wie es durchaus unbekannt sei, auf welche Art diese Richterschaft, in welcher das Kloster selbst lag, an dasselbe gekommen ist. Auf den südöstlichen Abhängen des Planskerwaldes sich ausdehnend war das Gericht Rojau im Südosten von der Moldau begränzt, reichte bis an die Stadt Krummauer Bannmeile heran und begriff die Ortschaften Pleschowitz, Srnin, Přisnitz, Dumrowitz, Lhotka (jetzt der Neuhof ob Krummau) und seit 1337 gewiß auch Weichseln. [39]) Es war allein nebst dem Dorfe Langenbruck von der großen Schenkung Ottokars dem Stifte bis zu dessen Auflösung verblieben. [40])

Hieran reicht sich das Prädium Poletitz. Dieses bildete den Hauptbestandtheil der Goldenkroner Dotation und dürfte einen Umfang von etwa 13 Quadratmeilen gehabt haben. Der Stiftungsbrief gibt wohl dessen Gränzen einigermassen ausführlich an, allein ich habe schon anderwärts gezeigt, [41]) daß dieser Stiftsbrief und zwar just wegen seiner Gränzbeschreibung eben kein Meisterstück ist, auf welches die königl. Kanzlei hätte stolz sein können. Er ist nämlich so wenig sorgfältig ausgefertigt, daß man schon im J. 1280 nicht mehr genau gewußt hat, was der Stifter zu Goldenkron eigentlich geschenkt haben wollte. Da hat dann also der damalige Landesregent, der Markgraf Otto von Brandenburg, am 6. Jänner 1281 urkundlich bestätigt, daß weiland der berühmte König Ottokar wirklich auch die Güter Netolitz und Kalsching nach Goldenkron gewidmet hat. [42]) Diese zwei Güter sind demnach so gut als Bestandtheile oder Zugehörungen des Prädiums Poletitz anzusehen, wie das im Stiftsbriefe ausdrücklich genannte Gut Krenau mit Kladen, Ahorn und Gojau. Als Gränze des Prädiums oder der

37) Urkundenbuch S. 24—25.
38) Urkundenbuch S. 320—322.
39) Vergl. Urkundenbuch S. 89—90.
40) Nachdem das Stift die Herrschaft Poletitz an die Herren von Rosenberg verloren hatte, vertauschte es später (c. 1568) das vorhin genannte Dorf Lhotka an Wilhelm von Rosenberg gegen Langenbruck nebst dem Teiche daselbst und wurde dann im J. 1574 an Stelle von Lhotka oder Melhüttel der Neuhof errichtet. Urkdb. S. 189, Nr. 101.
41) Urkundenbuch S. 2, Anmerkung.
42) Urkundenbuch S. 21—23, wo auch die Zugehörungen dieser Güter erörtert sind.

Herrschaft Poletitz wird im Osten im Allgemeinen wohl der Kamm des Plansker-waldes angesehen werden können, und ganz gewiß war es der Kamm des Ge-birges in der entgegengesetzten Weltgegend, nämlich im Westen, von den Punkten, „wo die Quellen und Bäche mit den Regenwässern unserem Königreiche zuzu-fließen beginnen." Bekanntlich liegen in dem letztgenannten Gebirgszuge die mäch-tigen Bergrücken des Hochsichts, im Volke bekannter als Alm, und des Blöcken-steins mit seinem geheimnißvollen See. Denkt man sich dann Linien zwischen Glöckelberg als dem südwestlichsten Punkte und Krummau, dann zwischen Böhmisch-röhren und Poderischt gezogen, welch' letzterer unterhalb Netolitz gelegene Ort als der nordöstlichste Punkt anzusehen ist, so hat man die Gränzen der Herrschaft Poletitz im Südwesten und Nordosten wenigstens der Hauptrichtung nach. Das Gebiet derselben erstreckt sich gegenwärtig, wie ich mir noch einmal zu wieder-holen erlaube, über die Gerichtsbezirke Oberplan, Kalsching, Krummau, Frauen-berg, Netolitz und Prachatitz. Wen es aber gelüsten sollte, sich umständlicher als es eben geschehen ist, hierüber belehren zu lassen, der mag mein Urkundenbuch des Stiftes Goldenkron zur Hand nehmen und er wird dort auch eine Karte zur besseren Orientirung beigebunden finden. Es würde mich aber ungemein freuen, wenn sich bald jemand fände, der im Besitze größerer Wissenschaft und namentlich ausgiebigerer Lokalkenntniß meine in jenem Buche gemachten Angaben genau prüfen und insbesondere feststellen möchte, was ich aus mancherlei Gründen wie-wohl ungern als zweifelhaft hingestellt habe und hinstellen mußte. Er beurtheile aber dann auch christmildest meine verschiedenen Fehler, bedenkend, daß die ersten Pfadsucher in einem wirklichen Urwald sowohl wie in einem geschichtlichen immer einen gleich schweren Stand haben. — Das Prädium Poletitz mit seinen Zuge-hörungen ward später in eilf Richterschaften oder Gerichte (iudicionatus) einge-theilt,[43]) verschmolz mit Ausnahme der Güter oder Gerichte Netolitz und Elhenitz im Laufe des 16. Jahrhunderts mit der ursprünglich so kleinen Herrschaft Krum-mau, wurde aber im 17. Jahrhunderte wieder mit diesen zwei Gütern der Haupt-bestandtheil des Herzogthums Krummau, welches zuerst für die Fürsten von Eggenberg (1628) und dann auch für die Fürsten zu Schwarzenberg (1723) creirt wurde,[44]) und zählt auf seiner Grundfläche gegenwärtig ungefähr 170 Ort-schaften, theils Städtchen, theils Dörfer.

König Ottokar schenkte Poletitz mit allen möglichen Zugehörungen an Ge-rechtsamen, an Wald, Wies und Feld, an Weiden, Teichen, Mühlen u. s. w., ja sogar mit allem Bergsegen (fodinis) und endlich „mit dem Berge, welcher genannt wird Burg des Drzislaw."[45]) Ich versetze diese schon damals ver-schwundene Burg in den Hradischtiewald oberhalb Zaborsch in der Pfarre Chrobold, und wer eine bessere Deutung weiß, mag nur kühnlich damit hervortreten. Unter dem Berge aber, welchen also vor langer, langer Zeit ein sicherer Herr Drzislaw mit seiner Burg gekrönt gehabt hatte, lag, wie schon der Name besagt, das Dorf Zahor, jetzt Zaborsch, und dies allein nahm der königl. Donator von der Schenkung aus, aus dem ganz einfachen Grunde, weil es nicht ihm selbst ge-hörte, sondern dem Herrn Witigo von Krummau, welcher es „neulich" von einem sicheren Sezema erkauft haben solle, fügte jedoch wohlweislich hinzu, daß von dem

---

43) Die Gerichte waren: Poletitz, Stein, Oberplan, Mugeran-Wuldau, Kalsching, Mitschowitz, Tisch, Chrobold-Frauenthal, Oberhaid, Elhenitz und Netolitz. Urkundenbuch 620 — 622, dann 22—23, Anmerkung.

44) Im J. 1483 gehörten noch immer erst nur 24 Dörfer nebst einem Hofe zur Herrschaft Krummau, welche später und auch gegenwärtig das größte Besitzthum im Lande repräsentirt. Urkdb. S. 618. Den Herzogstitel von Krummau hat jedoch nur der Krummau wirklich besitzende Fürst Schwarzenberg, beziehungsweise der Inhaber des Schwarzenbergischen Pri-mogenitur-Fideicommisses zu führen.

45) Cum monte qui dicitur castrum Dyrizlai. Urkdb. S. 8.

Walde, welcher nur erwähnter Hradischtie gewesen sein kann, nichts zum Dorfe Zaborsch gehöre. Es war dieses Dorf demnach die einzige fremde Realität innerhalb des weiten Poletitzer Gebietes. Goldenkron sollte solches Gebiet besitzen mit aller Freiheit und Jurisdiction, wie selbe ihm, dem Könige selbst, und dessen Vorfahren zugestanden sei. Kein Richter, Münzer, Zöllner oder sonstiger königl. Official sollte da mehr etwas zu schaffen haben und jeder Langfinger oder sonstige schlechte Kerl (fur vel quilibet sceleratus), welcher auf diesem Herrschaftsgebiete fürderhin ertappt und gefaßt werden würde, sollte durch den Klosterrichter seine Strafe dictirt empfangen.[46]) Scheint durch diese Bestimmung dem Kloster nicht etwa gar auch der Blutbann verliehen worden zu sein? Man sieht, wie da die Wirksamkeit des Netolitzer Zupengerichtes, wenn sie ja noch etwas zu bedeuten gehabt hat, ganz außer Curs gesetzt ward, und halte ich den Artikel, welcher von der Gerichtsfreiheit des Klosters handelt, mit Rücksicht auf die deutsche Nationalität unbedenklich für die wichtigste Bestimmung der ganzen Stiftungsurkunde. Denn er war gewissermaßen die Vorbedingung einer deutschen Einwanderung, welche in der neuen Heimat nun nicht bloß ihre Nationalität, sondern auch das zur Bewahrung derselben zumeist dienliche Recht gesichert sehen konnte. Unter der Regierung des den Cisterciensern ungemein gewogenen Königs Wenzel II., welcher auch gegenüber den Deutschen die von dem Vater beobachtete freundliche Seite walten ließ, wurde der wichtige Artikel in zwei Urkunden dahin erläutert, daß niemand von den Klosterunterthanen wegen eines Verschuldens anderswohin als vor den Klosterrichter oder das Prager Landrecht belangt werden könne.[47]) Ich möchte nun das so verstehen, daß von da ab (1284) für Capital-Verbrechen nur mehr das Prager Landrecht competent sein sollte und nicht auch der Klosterrichter. Werde mich jedoch gerne bescheiden, wenn die befugten Rechtshistoriker der Sache eine richtigere Deutung zu geben verstehen sollten.

Die Stiftungsurkunde enthält außerdem noch drei Artikel, welche mit dem Prädium Poletitz zwar nichts zu thun haben, hier aber doch angereiht werden sollen, weil ja meine Abhandlung überhaupt mit der Stiftung Goldenkrons sich befaßt und diese drei Artikel einen wesentlichen Bestandtheil derselben, beziehungsweise der Dotation bilden. Ottokar schenkte nämlich seinem Kloster ferners zwei in Oesterreich zu dem Zwecke erst erkaufte Weingärten, deßhalb, „damit das Andenken an uns (im Kloster) auch in der Folge beliebt bleibe, wie daß wir für die Vertheidigung der Länder Oesterreich und Steier gegen die häufigen Anfälle der Heiden unsere Person ausgesetzt haben, damit zugleich unsere Länder mit allem unserem Gute."[48]) Das ist offenbar die Bestimmung, welche bisher zur Deutung Anlaß gegeben, daß Goldenkron zum Dank für den Sieg bei Kroissenbrunn gestiftet worden sei. Nein, es war nicht deßhalb begründet worden, sondern Ottokar hat zur Erinnerung hieran und an seine Kämpfe mit den Magyaren überhaupt bloß zwei Weinberge nach Goldenkron gewidmet. Und auf diese Erinnerung sollte einst von den grauen Mönchen wacker getrunken werden; somit war einer Eigenthümlichkeit, von welcher seit Tacitus behauptet wird, daß sie eine specifisch deutsche sein soll, billige Rechnung getragen. Bei den Cistercienser war es übrigens durchgängig Brauch, daß zur Erinnerung an die Gutthäter des Klosters an den hiefür bestimmten Tagen nicht bloß mehr gebetet, sondern auch etwas besser gegessen und getrunken worden ist. Und das war doch den grauen Mönchen zu gönnen, mußten sie ja mitunter wie Bauernknechte arbeiten und sahen dabei gleichwohl das ganze Jahr über keinen Bissen Fleisch,[49]) dessen

46) Urkundenbuch S. 9.
47) Urkdb. S. 30, 31.
48) Urkdb. S. 9.
49) Der Fleischgenuß wurde in Goldenkron selbst erst im J. 1411 gestattet. Urkdb. S. 363.

Genuß doch jenen nicht verboten war. Eine solch' bessere Kost hieß eine Pitanz und war gar ein Pitanzmeister mit der Verwaltung dieser Gedenk-Essen und Trinken betraut.[50]) Weiters schenkte der König dem Kloster ein Haus auf der Prager Kleinseite, damit doch der Herr Abt, wann er in Prag etwa zu thun hätte, wisse, wo abzusteigen wäre, und ob endlich die letzte Bestimmung, daß die Goldenkroner wie alle anderen Cistercienser in Oesterreich von dem auf der Donau verschifften Salz, Wein und sonstigen Viktualien keine Maut zu entrichten haben sollten, einen weit reichenden Werth besaß, wird sich kaum mehr ermitteln lassen.

Die, was wenigstens die räumliche Ausdehnung anbelangt, fast beispiellose Dotation des Böhmenkönigs erfuhr schon fünf Jahre später eine bedeutende Vermehrung, welcher nicht allein Ottokar II., sondern später auch sein Sohn Wenzel II. ihre volle Sanction ertheilten. Am Zusammenflusse der Wottawa mit der Moldau erhob sich seit unbekannter Zeit die königl. Burg Klingenberg (Zvikov)[51]) und auf ihr saß im J. 1268 als Burggraf des Königs Herr Hirzo, welcher, wie es scheint, in den vierziger Jahren zuvor das Amt eines Vorstehers der königl. Küche besorgt hatte.[52]) Er dürfte vom Rhein her nach Böhmen gekommen sein und hatte Gelegenheit gefunden, dem Könige Wenzel I. außer den bei einem Könige immerhin schon etwas besagen wollenden Küchendiensten noch andere wichtige Dienste zu leisten. Dafür wurde er von dem Könige mit einem langen Strich Landes beschenkt, welcher den südlichsten Theil des Prädiums Poletitz bildete, sich entlang dem Besitze der Witigonen zu Krummau zog und späterhin von dem Dorfe Mugerau das Gut Mugerau (Mokraw) hieß. Die rühmliche Treue, welche Hirzo dem Könige Wenzel I. bewiesen hatte, übertrug er auch auf dessen Sohn Ottokar II. und wurde von diesem zum Burggrafen auf Klingenberg ernannt. In welchem Jahre ist nicht mehr zu ermitteln, aber Hirzo bekleidete dieses Amt sicher schon am 10. März 1265, und es scheint, als ob er, der sich einen „Ritter des Königs der Böhmen" nannte, sich von demselben bei der Gründung der Stadt Budweis in eben demselben Jahre hätte gut verwenden lassen.[53]) Jedenfalls war der Ritter Hirzo ein wichtiger Factor in der Verwirklichung der königlichen Absichten, soweit dieselben auf die Colonisirung und Germanisirung des südlichen Böhmens abzielten. Hirzo war dann selbst Colonisator auf seinem Grund und Boden, denn er hatte schon wenigstens eine Dorfschaft auf dem ihm vom Könige Wenzel geschenkten Gute Mugerau angelegt und dieselbe mit seinem Namen — Nahirzowe — benannt. Der Ort ist heute ein Marktflecken, führt jedoch nicht mehr den Namen des Gründers, sondern heißt schon längst nur Wuldau oder auch Unterwuldau. Zwar mit einer Frau, die dem Namen nach slavischer Abkunft gewesen sein muß — Darirza geheißen, verheiratet, hatte er doch keine Kinder erzielt und dieser Umstand mag ihn bewogen haben, das Gut Mugerau nicht dem Könige, sondern dessen Stiftung gewissermaßen zurückzustellen und hiedurch dem Prädium Poletitz wieder zu seinem alten Umfang zu verhelfen. Er gewann die Zustimmung Ottokars hiezu natürlich leicht und als selbstausübender Colonisator hatte er den Trost

---

50) So in Hohenfurt z. B. im J. 1340. Font rer. Austr. 2, XXIII, 85, Nr. 84.

51) Ueber die Burg Klingenberg und ihre Alterthümer hat zuletzt Hr. Franz Rudolf Bezděka, k. k. Conservator, in den Mitth. d. k. k. Centralcommission zur Erforsch. und Erhalt. der Baudenkmale (1872, XVII, 97—105) gehandelt, beziehungsweise „Notizen" veröffentlicht, welche aber eine fast kindliche Auffassung der älteren historischen Verhältnisse bekunden. Der historische Theil jener sonst sehr lobenswerthen „Mittheilungen" läßt überhaupt, wie gar leicht zu erweisen wäre, vieles zu wünschen übrig.

52) Erben, Regg., Nr. 1053, 1218.

53) Trajer, Diöcese Budweis, S. 16, aber nicht, wie im Urkdb. (S. 16, Anmerk.) gesagt ist, nach Balbin.

und die Hoffnung, daß das von ihm begonnene Werk von den grauen Mönchen in Goldenkron mit ungeschwächter, ja verdoppelter Kraft fortgesetzt werden würde. So kam also der bezügliche Abtretungsvertrag zwischen ihm und dem Stifte Goldenkron unschwer zu Stande und Ottokar genehmigte denselben am 27. März 1268 zu Pisek,[54]) wobei außer anderen auch Herr Čéč von Budweis als Zeuge zugegen war. Das Kloster wird mancherlei geboten haben, was dem Seelenheile Herrn Hirzo's und seiner Hausfrau Darirza nützlich schien, das biedere Ehepaar dagegen werthvolles und schwerwiegendes Gut. Fünfzehn Dörfer erhoben sich bereits auf demselben, keines jedoch führt in der bezüglichen Urkunde einen deutschklingenden Namen. Sie breiteten sich auf dem Territor von Hore ob Poletitz, in welchem ich das heutige Hörwitzl erblicke, bis Nahirzowe, wie gesagt Unterwaldau aus, an und zwischen dem Stein- Höritzer Bache, der Olsch und Moldau und sind ihre Namen schon vorhin einmal der Reihe nach aufgeführt worden. Diese Namen scheinen unwiderleglich darzuthun, daß die Gegend im J. 1268 noch ganz slavisch war, und wenn ja schon eine deutsche Einwanderung stattgefunden, eine solche nur für Nahirzowe mit einiger Gewißheit vermuthet werden kann. Der Leser wird aber weiter unten sehen, wie verhältnißmäßig rasch nach der Schenkung die Namen dieser Dörfer ein deutsches Gepräge empfingen. Von den Bedingungen weiters unter welchen die Uebergabe an das Kloster stattfand, will ich nur eine einzig besonders hervorheben. Hirzo nämlich und seine Gattin Darirza sollten, weil sie die Nutznießung des Gutes sich für die Dauer ihres Lebens vorbehalten hatten zur beständigen Erinnerung an die vollzogene Schenkung und deren bleibende Giltigkeit dem Kloster alljährlich einen Hecht oder den entsprechenden Geldwerth überreichen oder übergeben lassen. Es ist nicht bekannt, wann Frau Darirza aus dem Leben geschieden ist, doch erscheint die Möglichkeit zulässig, daß sie nach dem Tode ihres Mannes, wenn sie ja denselben überlebte, in ein Kloster eingetreten ist. Hirzo selbst aber starb am 13. März 1275, wurde beim Eingang in den Capitelsaal zu Goldenkron begraben und dürfte der Uebergang seiner Herrschaft an das Stift ohne irgend welche Schwierigkeiten stattgefunden haben. Das Kloster verschmolz selbe wieder mit dem Prädium Poletitz und verlor sie später zugleich mit diesem an die Herren von Rosenberg. Natürlich galt, was nicht unwichtig zu bemerken ist, bei dem Gute Mugerau dieselbe Gerichtsfreiheit, welche für die Herrschaft Poletitz statuirt worden war.

Die zweite immerhin auch nicht unbedeutende Vermehrung des Dotationsgutes erfolgte endlich im J. 1315 und zwar am Lichtmeßtage (2. Februar).[55]) Sie ging aus von einem Herrn, dessen und seiner Familie Namen unverkennbar für den deutschen Ursprung dieser sprechen. Es war das Herr Bawor (Baier) III von Baworow (Barau), dessen Hause auch der Johanniterconvent zu Strakonitz sein Entstehen verdankt. Bawor III., welcher zwei Brüder, Niklas von Blatna und Wilhelm von Strakonitz, hatte, war Besitzer der in der Nähe von Goldenkron gelegenen Herrschaft Poreschin,[56]) und von dieser trennte er in besagtem Jahre das Gericht Černitz mit den Dörfern Zchirnitz (ehe jenes Černitz), Zwyneitz (Vorder- oder Ober- und Mitter-Zwinzen), Moyn (Mojné), Zaltitz (gegenwärtig ebenso geschrieben) und Xsydel (Skridlan) mit dem dabei befindlichen Walde Zussux ab und schenkte es nebst der Černitzer Pfarrkirche und allem anderweitigen Zubehör, worunter sogar die Möglichkeit etwaiger Goldgruben angeführt wird, dem in nächster Nähe gelegenen Hause der grauen Mönche. Dieses mit seinem Besitze bisher auf das linke Ufer der Moldau beschränkt, faßte nun auch auf dem rechten Ufer festen Fuß. Es ist keines

54) Urkundenbuch S. 15—19.
55) Urkundenbuch S. 53—57.
56) Geht hervor aus der Urkunde Nr. 64 in Font. rer. Austr. 2. XXIII, 66.

wegs zu vermuthen, daß diese Schenkung ähnliche Motive wie bei den Schenkungen Ottokars II. und Hirzo's bewirkt habe. Das Gericht war einmal auch von zu geringem Umfang und von den Slaven bereits colonisirt. Es verblieb ferners slavisch bis zum heutigen Tage und neben dem Gerichte Rojau bei dem Stifte bis zu dessen Auflösung. Weiters ist nicht ersichtlich, welche Beschaffenheit es mit dem Gerichtsstande des Klosters auf diesem Gebiete hatte. Der Grund der Schenkung lag offenbar vornehmlich in dem frommen Sinne des Herrn Bawor, welcher Jahrtag, ewiges Licht, eine ewige tägliche Messe und vor allem eine Grabstätte im Kloster haben und besitzen wollte, war der kirchlichen Richtung seines Hauses gemäß und dieses, was gar nicht übersehen werden soll, dem Aussterben nahe. Denn bedeutende Schenkungen an die Kirche pflegen im Mittelalter gar häufig das Erlöschen eines Hauses zu signalisiren oder doch die Möglichkeit dieses Falles sehr nahe gerückt erscheinen zu lassen. Bawor III. überlebte seine Schenkung, von welcher auch angemerkt ist, daß sie der Landtafel einverleibt worden sei — unter den Goldenkroner Urkunden das erste Beispiel mit dieser Clausel — nicht gar lange. Schon am 21. Jänner 1318 heißt es von ihm „seligen Andenkens“ [57]) und wurde er gleich Herrn Hirzo zu Goldenkron begraben. Er war mit Frau Margareth, der Tochter Herrn Heinrichs I. von Rosenberg und also einer Enkelin des Stifters von Hohenfurt, vermählt gewesen.

Das Goldenkroner Dotationsgut hat späterhin wohl noch einige Bereicherung empfangen, welche jedoch von noch geringerem Umfange als jene Herrn Bawors war und für die Ermittlung der culturhistorischen Bedeutung des Klosters auch ohne irgend einigen Werth ist. Das Schwergewicht dieser Bedeutung liegt nun in der Thatsache, daß in Folge der Errichtung von Goldenkron alles Land im Südwesten und Westen vom Planskerwalde theils colonisirt, theils germanisirt worden ist. Es unterliegt, wie ich schon oben gezeigt habe, durchaus keinem Zweifel, daß im Stiftungsjahre des Klosters, nämlich im J. 1263, dieser ganze Landstrich oder die Herrschaft Poletitz, soweit sie schon bebaut gewesen, slavisch war und daß dort die Slaven überhaupt als die ersten Bewohner angesehen werden müssen. Heute jedoch ist derselbe Landstrich mit Ausnahme eines fruchtbaren Theiles um Elhenitz und Netolitz ganz deutsch; zwischen diesen zwei Zeitpunkten aber liegt eben Goldenkron und das Wirken seiner grauen Mönche. Indeß fehlt es nicht an Anhaltspunkten, daß auch auf dem Boden der erwähnten Ausnahme sich bereits viel deutsches Wesen in den ersten zwei Jahrhunderten seit der Stiftung eingebürgert hatte; dagegen sind die Ursachen, welche das Deutschthum aus seinen dortigen Stellungen verdrängten, zur Stunde noch unaufgeklärt. So hatte Netolitz im 14. Jahrhunderte einen Bürgerstand, welcher auf deutschen Einrichtungen und insbesondere auf deutschem Rechte fußte. [58]) Von Netolitz haben wir für das südliche Böhmen den ältesten Nachweis über das deutsche Zunftwesen, [59]) die Netolitzer rechneten damals nicht nach den dicken Prager Pfenningen (Groschen), sondern bedienten sich der Passauer Pfenninge, [60]) ein besonderer Prediger verkündigte dort das Wort Gottes in deutscher Sprache [61]) u. s. w. Also auch in dortiger Gegend hatte sich das Deutschthum schon ausgebreitet gehabt. Dagegen hat dieses weiter südlich die einmal friedlich eroberte Stellung bis auf den heutigen Tag behauptet.

Die Leitung der Arbeit, durch welche solche Stellung geschaffen werden sollte, übernahm nun wirklich König Ottokars II. Stiftung. Nicht daß sich ein förmlicher Auftrag hiezu nachweisen ließe, sondern die Thatsachen, welche sich an die

7) Urkundenbuch S. 68.
8) Urkundenbuch S. 141: scabini et iurati, S. 339: iudex et scabini.
9) Ebendaselbst S. 95—96.
0) Ebendaselbst S. 80, 96.
1) Ebendaselbst S. 345: Mathias vicarius et praedicator Theutunicorum in Netholicz.

Stiftung reihten, liefern hiefür den unwiderlegbaren Beweis. Von entscheidender Wichtigkeit hiebei war, daß, wie ich schon früher hervorgehoben habe, dem Kloster bei seiner Gründung ein eigener Gerichtsstand bewilligt worden ist. Ohne solchen wäre eine deutsche Einwanderung in größerem Maßstabe auch gar nicht denkbar gewesen, wogegen die in Aussicht gestellte leichte Gewinnung von Grund und Boden, was die Vorbedingung einer jeden Einwanderung ist, und die Gewißheit, in der neuen Heimat nach deutschem Rechte leben und wirthschaften zu können, unternehmungslustige Arbeiter mächtig anlocken mußten. Urkundlich nachweisbar begann die Einwanderung zuerst auf der Herrschaft Mugerau oder wahrscheinlicher: sie setzte sich, seit dieses Gut in den Besitz des Klosters übergegangen war, nur lebhafter fort. Leicht erklärlich, denn hier lag in Unterwuldau der nächste Anknüpfungspunkt an die bairischen Lande, und diese waren ja der Quell, welcher auch das Land diesseits des Waldes befruchten und in germanischen Boden umwandeln sollte. Die neue Erscheinung manifestirt sich zunächst in der Wandlung, welche die Dorfnamen des Hirzonischen Gutes in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von 16 Jahren durchmachten. Noch im J. 1268 tragen sie entschieden slavisches Gepräge; dagegen begegnen wir bereits im J. 1284 [62]) einem Muczstat (Mautstadt, früher Vmita), Jenkezlag (Janketschlag, früher Vyanka), Diecohzlag, Juriklag, Jercenzlag und Budeczlag, welche letztere vier Namen ich zwar noch nicht bestimmt auf ihre heutigen zurückzuführen wage, die aber trotzdem und trotz ihrer offenbar starken Verunstaltung durch Welislaw, den slavischen Notar Wenzels II., genugsam erkennen lassen, daß bis dahin eine beträchtliche Menge deutscher Kräfte sich dortselbst heimisch gemacht und niedergelassen hatte. Die in jenen Ortsnamen aber schon zur Anwendung gekommene Bezeichnung „Schlag" beweist wiederum zweierlei: daß die Hauptarbeit der neuen Ansiedlungen im Niederwerfen des Waldes bestand, welcher immer noch mehr weniger Urwald gewesen sein wird, und daß zweitens diejenigen, welche solche Arbeit verrichteten, Baiern waren. Diese hatten ja bereits auf ihrer Seite und schon seit vielen Jahren den Wald bekämpft, einen Holzschlag nach dem anderen eröffnet und Dörfer hineingestellt, deren Namen sie dann wie zur Erinnerung den Schlag angehängt haben. Wobei sie freilich gut gelernt hatten, wie man so einem ungehobelten Waldklotz zu Leibe gehen muß, um ihn manierlicher erscheinen zu lassen, und indem sie so ihr Handwerk aus dem F erlernt hatten, war es ganz natürlich, sie einzuladen, auch „herüben" die Kraft ihrer Sehnen und Fäuste spielen zu lassen.

Es kann diesmal nicht meine Aufgabe sein, die einzelnen Stadien jenes interessanten Prozesses darzustellen und nachzuweisen, welcher sich vornehmlich in dem ersten Jahrhundert der Stiftung auf deren Herrschaftsgebiete abspielte und zum Ergebnisse die Germanisirung dieses Theiles von Böhmen hatte. Ich habe ja gegenwärtig überhaupt nur auf die Bedeutung der Stiftung in culturhistorischer Beziehung hinzuweisen und da genügt es nun allerdings in wenigen Umrissen den Gang der Colonisirung, beziehungsweise Germanisirung zu kennzeichnen. Die Einwanderung hat also ihren Weg vorerst über Unterwuldau genommen und ging so ganz der Handelsstraße entlang, welche diesen Ort mit Baiern verband, und von ihm über Mautstadt, dessen Bedeutung ich schon oben hervorgehoben habe, nach Poletitz, weiters über das Dorf Weichseln und an Krummau vorüber nach dem gleichfalls im Emporblühen begriffenen Budweis führte. So entstand dem zufolge auch die erste deutsche Ansiedlung auf dem Poletitzer Prädium, und zwar auf der Stelle, welche heute der fürstl. Schwarzenbergische Krenauhof einnimmt. Das Stift begründete hier die Ortschaft Neukrenau (Novum Crenowe), späterhin zum Unterschiede von dem ursprünglich slavischen, jetzt aber ebenfalls deutschen Krenau (Krzenow Bohemicale) Deutschkrenau (Krzenow Theutunicale)

62) Ebendaselbst S. 32.

genannt[63]), und zwar erfolgte diese Gründung noch vor dem Jahre 1293. [64]) In demselben Jahre regelte es dann seine Beziehungen mit den Bürgern von Kalsching (Qualsing), [65]) welcher Ort nun seinen für alle Folgezeit entschiedenen deutschen Charakter erlangte. Dem Quellgebiete des Kalschinger Baches folgend errichtete es vor dem Jahre 1310 die Ortschaften Ochsbrunn und Hochwald, [66]) im Jahre 1311 aber die Neustift (nova fundatio) Smydz, [67]) jetzt Groß- und Klein-Zmietsch. Auch die Bezeichnung einer Neugründung oder Neusiedelung mit dem Worte Neustift oder Stift schlechtweg ist von „drüben" herübergekommen. Es konnte damit ebenso gut ein ganzes Dorf, wie ein einziges Bauernhaus oder Wirthschaft bezeichnet werden. Noch heute gilt jedes Bauernhaus als Stift. Dann wechselten aber Stift und Schlag in der Weise ab, daß z. B. ein und derselbe Ort einmal Scrinerstift und ein andermal Schreynerslag hieß. [68])

Die Zmietschdörfer liegen schon nördlich vom Kremserbache und an der heutigen Sprachgränze, welche zugleich Gränze des ehemaligen Gerichtes Elhenitz ist. Wie aber selbst in dem noch nördlicher gelegenen Netolitz unter dem Schutze des Krummstabes von Goldenkron deutsche Cultur sich eingebürgert hatte, habe ich bereits angedeutet. Aus dem Quellgebiete des Saudnybaches richteten sich dann die Schritte der Colonisatoren nach den Wäldern am heutigen Goldbach. Dort entstand vor dem Jahre 1315 das Dorf Wreudenthal oder Freudtal, [69]) welcher Name seitdem seine Bedeutung geändert und sich zu einem Frauenthal oder dem noch volksthümlicheren Frantol umgestaltet hat, nebst noch anderen Dörfern in dessen Umgebung. Von hier drangen die Pionniere der deutschen Cultur noch weiter westlich vor und gewissermaßen in das Herz des Urwaldes ein. Es wurden vor dem Jahre 1360 in der Gegend des Pfarrdorfes Oberhaid, damals Sbytyn geheißen, und am Flanitzbache mehrere Stiften und Schläge gegründet oder eröffnet, [70]) bis man noch westlicher ein- und vordringend wieder das Moldauthal gewann und auch hier von Schönau (Schönaw) an bis hinab nach Unterwuldau eine Reihe deutscher Dörfer aufrichtete. Die Plan (Oberplan) mag vielleicht schon von den Slaven begründet worden sein, [71]) aber die Seldenaw — Salnau mit Umgebung ist specifisch deutschen Ursprungs. [72]) So hat unter der Direction der alten grauen Mönche in Goldenkron, die, wie ihre uns erhaltenen Namen beweisen, fast ohne Ausnahme Deutsche waren, die Colonisation ihren Umzug an den Gränzen des Poletitzer Prädiums gehalten. Natürlich ist auch das innere Gebiet allenthalben von deutschen Ansiedelungen durchsetzt worden, nur wissen wir aus Mangel an Urkunden namentlich über die Zeitfolge derselben sehr wenig. Wenn so die Mönche des Ottokarischen Klosters ihrer Aufgabe in ausgedehntestem Grade gerecht geworden sind, so haben sie

63) Ebendaselbst S. 620.
64) Ebendaselbst S. 39.
65) Ebendaselbst S. 38—40.
66) Ebendaselbst S. 50.
67) Ebendaselbst S. 51.
68) Ebendaselbst S. 281, 297.
69) Ebendaselbst S. 61.
70) Wegen dieser Neugründungen, dann eben solcher, die gegenwärtig in den Pfarren Frauenthal, Chrobold und Salnau liegen, war das Stift Goldenkron in einen langwierigen Proceß mit der Wyschehrader Probstei, der Besitzerin der nachbarlichen Herrschaft Prachatitz-Wallern, gerathen, dessen Beginn in den August 1360 fällt. Urkundenbuch S. 226. Diese Dörfer waren also vor diesem Zeitpunkte errichtet worden und zwar nach dem vorliegenden urkundlichen Zeugnisse durch das Goldenkroner Kloster. S. 224.
71) Urkundlich zum ersten Male im J. 1332 genannt. Urkundenbuch S. 79.
72) Der Name Seldenaw (die glückselige Au) dient mir zugleich zum Beweis, daß Ortsnamen der alten Heimat in die neue übertragen worden sind, was ja eine bei Einwanderungen gewöhnliche Erscheinung ist. Urkundenbuch S. 294, Anmerkung.

auch für das Seelenheil der Bewohner der Neustiften und Schläge zu sorgen nicht vergessen, was von ihnen als geistlichen Herren sich eigentlich von selbst verstand. Sie errichteten nämlich zu den etwa schon bestandenen Kirchen neue Kirchen und Pfarren [73]) und besetzten sie wie wenigstens die Namen derselben beweisen, mit deutschen Pfarrherren. [74]) Für die günstige Entwicklung des Germanisirungsprocesses war das von großer Bedeutung; dahin lasse ich jedoch gestellt sein, ob auch schon irgend ein deutscher Schulmeister bei kargem Brot die Erleuchtung der Nachkommenschaft der in diesen Winkel Böhmens verschlagenen Bajuvaren besorgte. [75])

Es muß in dem letzten Viertel des 13. und insbesondere in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf den Höhen, in den Thälern, Wäldern und Auen zwischen dem Plansker- und dem böhmischen Gränzwalde sich ein gar frisches Leben und Weben kund gegeben haben. Die Arbeit war auch keine geringe; es scheint jedoch, als ob die großen Schwierigkeiten die Thatkraft unserer Vordern nur noch mehr erhöht hätten. Es fällt mir aber durchaus nicht bei, über dem Ruhm unseres Volkes den Antheil zu verschweigen, welcher den Slaven wie an der Urbarmachung des südlichen Böhmens überhaupt, so auch an jener der Poletitzer Herrschaft gebührt. Denn hatten sie schon vor der Stiftung von Goldenkron alle jene oben aufgezählten Dorfschaften entweder schon begründet oder zu errichten begonnen, so setzten sie auch nach derselben, jetzt jedoch unter deutscher Leitung und nach den Satzungen der Deutschen ihre Bemühungen um die Beurbarung fort. So saß bald auf der einen Bauernstift in einem und demselben Dorfe ein eingewanderter Bajuvare, auf der nachbarlichen aber ein vielleicht aus der nächsten Nähe herbeigekommener Tscheche, [76]) doch wohlgemerkt, beide nach einem und demselben, nämlich nach deutschem Rechte, und was gleichfalls nicht übersehen werden darf, nicht gar zu lange. Denn das deutsche Element äußerte eine so gewaltige Expansiv- und Assimilirungskraft, daß der slavische Nachbar, obgleich er doch ganz auf demselben Boden fußte, ihm auf die Dauer nicht zu widerstehen vermochte. Er verlor sich nach und nach ganz in demselben, nur, wie ich schon oben berührt habe, in den Berg-, Fluß-, Flur-, Dorf- und Hausnamen die eine und andere Erinnerung an sich zurücklassend, so auch in der Sprache des Volkes, in welchem er aufgegangen ist. Der ganze Prozeß aber muß sehr einfach und natürlich verlaufen sein; denn es ist auch nicht der geringste Anhaltspunkt vorhanden, wornach man auf Gewaltsamkeit von der überlegenen oder auf sonst vollkommen begreifliche Reaction von der unterliegenden Seite schließen könnte. Und so ist es schon eine undenkliche Zeit, seitdem der letzte slavische Mann als mit Haus und Hof seßhafter Bewohner aus diesem Theile Böhmens verschwunden ist.

Es mag sich vielleicht späterhin Gelegenheit finden, im Detail auszuführen und nachzuweisen, was hier einstweilen nur in großen Zügen gegeben worden ist.

---

73) Urkundenbuch S. 49—50, 224.

74) Ebendaselbst S. 40: Henricus plebanus de Bolatitz im J. 1293 und in derselben Urkunde S. 39: Conradus de Qualsing; S. 101: Theodricus plebanus in Kajow i. J. 1346 u.s.w.

75) Der erste urkundlich nachweisbare Lehrer auf dem Poletitzer Gebiete gehört nach Gojau und in das Jahr 1469. Der Name desselben ist uns nicht überliefert; soll er aber kein ausgezeichneter Schulmann gewesen sein, so war er gewiß ein um so besserer Kriegsmann, denn er bestand im Vereine mit seinem nicht minder mannhaften Pfarrer im besagten Jahre einen siegreichen Kampf gegen — Ketzer, wahrscheinlich Kriegsleute des Königs Georg, von welchen auf ihrem Zuge in das Fürstenthum Passau auch einige nach Gojau, damals berühmter Wallfahrtsort, gekommen sein mögen.

76) Wieder erinnernd an das, was ich schon oben über die Hausnamen gesagt habe, verweise ich dann noch auf den Inhalt der Urkunde Nr. 122 des Urkundenbuches (S. 292—303), welche ein ungemein belehrendes Bild gewährt, wie noch im J. 1395 in den Pfarren Salnau, Schönau, Oberhaid, Chrobold und Frauenthal Slaventhum und Deutschthum neben einander bestand.

Doch kann schon nach dem wenigen Gesagten kein Zweifel über die eigentliche Bedeutung der Stiftung bestehen, welche König Ottokar II. an einem unbekannten Tage des Jahres 1263 beurkundet hat. Der Cistercienserorden hat hier ebenso eine der letzten Proben von der Tüchtigkeit seiner Organisation abgelegt wie der bairische Volksstamm von seinem gegen den Osten hin so reichlich an den Tag gelegten Colonisirungstalente. Diejenigen aber, welche es sich schon längst angewöhnt haben, in ihren Stilübungen nach gewohnter verletzender Schablone die Deutschen in Böhmen als „Fremdlinge" zu tractiren, werden nun zwar nimmer durch Belehrung von ihren dogmatisch gewordenen Anschauungen und Vorstellungen abzubringen sein; das soll mich jedoch nicht hindern, dieser immerhin bedauerlichen Menschenspecies wenigstens im Namen meiner Heimatsgenossen zu erklären, daß abgesehen von allen markomannischen Reminiscenzen und dem gewiß bedeutsamen Umstand, daß die Slaven in Böhmen eben auch keine Aboriginer, seit Ewigkeit her Dageweſene sind, die Deutschen des südlichen Böhmens sich allerdings nur als Einwanderer betrachten und betrachten können, doch haben dieselben den Grund und Boden, worauf sie sitzen, sich nicht gewaltsam oder hinterlistig angeeignet und auch nicht geschenkt empfangen, sondern sie haben ihn sich mit Einsetzung all' ihrer Lebenskraft errungen und weil doch schon bald ein halbes Dutzend Jahrhunderte darüber in's Land gegangen sein wird, vielleicht auch — ersetzen.

Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

(Mit einer Karte.)

Von Dr. **Richard Andree.**

Es ist bekannt, daß die Lausitzer Wenden stark in der Germanisirung begriffen sind und wie diese ohne Anwendung von gewaltsamen Mitteln stattgefundene Germanisirung namentlich in der letzten Zeit rascher und rascher vorwärts schreitet. Fast sämmtliche Wenden sind heute — wenige alte Leute abgerechnet — zweisprachig und des Deutschen mächtig; der Jugend wird das Deutsche immer geläufiger, so daß jetzt schon mit ziemlicher Bestimmtheit ein völliges Aussterben der wendischen Sprache in der Lausitz vorausgesehen werden kann, gerade so, wie dieses auch in andern ehemals slavischen Gegenden Nord-Ost-Deutschlands der Fall war.

Die Gründe für dieses Aussterben sind mannigfaltiger Art. Zunächst macht sich der deutsche Cultureinfluß und damit die deutsche Sprache auf den kleinen Slavenrest mächtig fühlbar; letzterer bildet eine unbedeutende Insel im großen deutschen Sprachgebiet, er steht ohne geographischen Zusammenhang mit den übrigen Slaven da. Die geistige Verbindung mit der Slavenwelt, genährt durch eine künstlich betriebene Literatur, ist nur sehr gering und läßt den Bauer kühl; dieser aber bildet die ungeheure Mehrheit der Wenden; die Zahl der Gebildeten, den anderen Ständen angehörigen Wenden, die noch ein slavisches Bewußtsein besitzen, läßt sich an den Fingern abzählen. Die wendische Sprache hat nirgends eine offizielle Geltung, vor Gericht wird deutsch verhandelt und kein Gesetz, kein Erlaß wird in ihr dem Bauern vermittelt, der ja das Deutsche versteht. Mit Ausnahme des Religionsunterrichtes ist die Schule deutsch und die wendische Sprache wird nur noch dazu benutzt, um im Anfange den Kindern das Verständniß des Deutschen zu erleichtern. Der Gottesdienst wird deutsch und wendisch gehalten; da aber in Preußen wie in Sachsen bedeutender Mangel an wendischen Geistlichen ist — nur auf den Gymnasien zu Bautzen und Kottbus wird wendischer Unterricht für die zukünftigen Geistlichen ertheilt — so haben viele wendische

Parochien mit deutschen Geistlichen besetzt werden müssen. Mit der deutschen Bibel und dem deutschen Gesangbuch germanisirt sich der Wende dann vollständig. Die Gutsherrschaft ist überall deutsch und jedesmal ein Germanisirungscentrum. Vor allem wirkt aber die allgemeine Militärpflicht germanisirend; der vom Militär heimgekehrte Soldat will sehr häufig vom Wendischen nichts mehr wissen. Da diese nun seit langer Zeit in Preußen besteht, so macht sich hier die Germanisirung weit fühlbarer als in Sachsen, wo sie erst seit kurzem eingeführt ist. In letzterem Lande, wo Bautzen der Hauptsitz der wendischen literarischen Bestrebungen ist, zeigt das Wendenthum mehr nationale Kraft als in Preußen, zumal in dem katholischen Striche bei Kloster Marienstern. Aber ein eigentliches wendisches Nationalgefühl besteht nicht. Politisch spielen die Wenden gar keine Rolle. Sie sind staatlich zersplittert in preußische und sächsische Wenden; religiös in Protestanten und Katholiken, endlich auch sprachlich in Ober- und Niederlausitzer — alles Gründe, um ein gemeinsames Zusammengehen zu verhindern und die Germanisirung zu erleichtern. Die Städte der Wendei sind deutsch; die Wenden, die dort sich ansiedeln, germanisiren sich fast alle. Endlich hat die Einwanderung der Deutschen in der letzten Zeit stark zugenommen; zahlreiche Eisenbahnen durchschneiden die früher vom Verkehr abseits liegende wendische Lausitz. Das industrielle Element nimmt zu und dieses ist deutsch.

Von wesentlichem Einflusse bei der in Rede stehenden Germanisirung der Wenden erscheint auch die Bodengestaltung. Ihr Land gehört völlig der norddeutschen Tiefebene an; nur im Süden lehnt sich das wendische Sprachgebiet noch an das Lausitzer Mittelgebirge an. Kein schützender Wall umgibt dasselbe mit Bergen, die einem Vordringen des Deutschthums Halt gebieten könnten. — Frei und offen liegen die Grenzen da, einladend zum Einbruch in das Gebiet. Daß die Tschechen im Kerne Böhmens sich bis zum heutigen Tage ungebrochen erhalten konnten und nun gleich einer Halbinsel in das deutsche Sprachgebiet hineinragen, haben sie — neben vielen anderen Umständen — auch den Bergen dieses Landes mit zu danken, ohne die ihnen wohl ein ähnliches Schicksal bereitet worden wäre wie den Slaven Nordostdeutschlands. Die anstürmende deutsche Völkerwelle, die in Böhmen ohnehin später als in Nordostdeutschland zu wirken begann, schlug wohl über den Böhmerwald, das Erz- und Riesengebirge hinaus, sie nahm weite Strecken des Landes ein, imprägnirte dasselbe, auch im slavischen Theile, mit deutschem Wesen; aber mit jener ununterbrochenen Nachhaltigkeit wirkte sie nicht wie in Nordostdeutschland, und die Kämme der Berge, welche die vorgedrungenen Deutschen von der breiten Masse der Nachhut trennten, wirkten als natürliche Grenzvesten der Tschechen. Da nun auch die politischen, geschichtlichen und Culturverhältnisse bei den Wenden weit ungünstiger als bei den benachbarten, ihnen stammverwandten Tschechen lagen, so wird ihr Hinschwinden den Deutschen gegenüber leicht erklärlich. Die Gestaltung ihres Landes gewährte ihnen nirgends einen natürlichen Schutz.

Unter solchen Umständen wird es zur Pflicht, noch zu sammeln, was vorhanden ist, zu bestimmen, wie weit heute die wendische Zunge in der Lausitz noch reicht, die Ursachen zu beleuchten, unter denen sie dahinschwindet, und zu zeigen, wie dieses Dahinschwinden seit Jahrhunderten ein allmäliges, aber unaufhaltsames ist. Schön ist der Vergleich nicht, aber richtig: Das kleine Wendenvölkchen oder vielmehr seine Sprache gleicht einem Schwindsüchtigen, von Tag zu Tag nehmen die Kräfte mehr ab und näher und näher rückt die Stunde gänzlicher Auflösung.

Schwierigkeit, sich Nachrichten über das Eingehen der wendischen Sprache zu verschaffen.

Ungemein schwierig ist es, sich Daten über das Eingehen der wendischen Sprache in verschiedenen Gegenden zu verschaffen. Meist ist es ein sanftes, allmäliges Einschlafen gewesen und der Zeitpunkt läßt sich dann nicht genau fixiren. Nur in den seltensten Fällen hat man sich die Mühe genommen, in den Kirchenbüchern zu bemerken, wann etwa der wendische Gottesdienst ganz durch deutschen ersetzt wurde; ereignete dieses aber sich, dann war die wendische Sprache gewöhnlich schon sehr geschwächt und die deutsche bereits stark eingedrungen.

Ich habe es nicht an Mühe fehlen lassen, möglichst viel bestimmte Data über das Eingehen der wendischen Sprache im vorigen und diesem Jahrhundert direkt zu sammeln, aber die Ausbeute steht in keinem richtigen Verhältnisse zur Mühe. Wie oft antworteten mir Geistliche in Dörfern, die augenscheinlich noch vor hundert Jahren ganz wendisch waren: wir wissen nicht wann diese Sprache einging. Eine Erklärung dafür gibt in ergreifenden Worten der um das Wendenthum vielfach verdiente Pfarrer Bronisch zu Prietzen im Kalauer Kreise, der selbst in einer nun völlig germanisirten Gemeinde predigt: „Die Herren," schreibt er mir, „die am Sterbebette der wendischen Sprache gesessen haben und noch sitzen, gehören zu den lachenden Erben und freuen sich des Abscheidens eines armen und verachteten Wesens, das von den Almosen des Mitleids und der Duldung sein kümmerliches Dasein gefristet hat. So wenig man daran denkt, einem verstorbenen Hospitaliten ein Denkmal zu setzen, so wenig ist man geneigt, die Todte unter den Sprachen, die man in ihrem Leben verachtete, im Grabe zu ehren. Dieses war und ist nicht blos die Meinung der Deutschmichel, sondern auch der meisten Wenden selbst. Ein Stockwende steht im Weltverkehr einsam und verlassen da; er bedarf eines Dolmetschers vor Gericht, bei dem städtischen Kaufmann und Handwerker, kurz, sein Sprachbesitz ist ihm ein Kapital, das nicht nur keine Zinsen bringt, sondern noch obendrein Kosten verursacht. Darum steuern unsere Wenden mit allen Segeln schon um des materiellen Nutzens Willen dem Deutschthum zu, wie es ihre Brüder in Pommern, in der Mark Brandenburg und in Mecklenburg schon vor Jahrhunderten gethan haben. Auch die Prediger in den gemischten Gemeinden, die in zwei Zungen Gottes Wort zu lehren haben, seufzen unter der Last ihres Amtes und sehnen sich nach Erleichterung, die ihnen allmälig auf Kosten des Wendischen zu Theil wird. Es ist unmöglich, daß ein Redner in zwei Sprachen ein Cicero werden kann. Schon die Bilinguität, wenn diese beim Volke einreißt, thut der Reinheit und Richtigkeit zweier Sprachen Schaden. Vor etwa 60—70 Jahren hatten mehrere Candidaten in dem großen Spreewalddorfe Burk Probepredigten zu halten coram ephoro. Derjenige, welcher seinen Vortrag mit dem Gebete begann: „Erbarmungswürdiger Gott (statt erbarmungsreicher) wurde unter Kopfschütteln des Ephorus von der Gemeinde gewählt und diese bereute die Wahl nicht. — Es wird schwer halten die Zeit des Eingehens wendischer Amtshandlungen in den Stadtkirchen, worin Landgemeinden eingepfarrt sind, zu ermitteln. Personalverzeichnisse von amtirenden Predigern sagen nichts davon, auch coincidirt der Zeitpunkt, wo deutsche Pfarrer die Stelle ihrer wendischen Vorfahren antraten, nicht mit dem Aufhören des wendischen Sprachgebrauchs." Das letztere ist richtig; aber mit dem Aufhören des wendischen Gottesdienstes ist der wendischen Sprache der letzte Halt genommen und nach Verlauf einer Generation hat sie in der Gemeinde ihr Ende erreicht. Wo also ein Datum über das Eingehen des wendischen Gottesdienstes vorliegt, da mag man auch dreißig Jahre später im Durchschnitt das Verlöschen der wendischen Sprache annehmen. Hiezu noch folgende briefliche Bemerkung des Herrn Diakonus Müller in Spremberg: „Zur Beurtheilung der Frage, ob eine Gegend aus-

schließlich wendisch zu nennen sei, ist es nicht maßgebend, daß in einer solchen Parochie auch noch wendisch gepredigt werde, sondern ich erachte die häusliche und geschäftliche Umgangssprache hierin als entscheidend. Denn wir haben Parochien, wo aus Mangel an wendischen Predigern ein Deutscher genommen werden mußte und doch ist in diesen Dörfern das Wendische fast durchgängig die Umgangssprache. Es läßt sich aber nicht läugnen, daß in den Dörfern, wo keine wendische Predigt mehr gehört wird, das Deutsche viel schneller zunimmt, namentlich bei der Jugend." Letzteres ist natürlich für das Schicksal der Sprache maßgebend.

Wohl besitzen wir einzelne Data über das Eingehen der wendischen Sprache in Ostdeutschland vor dem 16. Jahrhundert; allein sie genügen nicht, um danach ethnographische Karten zu construiren, welche das deutsche und slavische Sprachgebiet zu verschiedenen Perioden gegeneinander abgrenzen. Wie weit hier die zukünftige Forschung noch Licht verbreiten wird, steht dahin, aber solche Karten sind sicher eine würdige Aufgabe des Historikers, der einst die früheste Culturgeschichte des deutschen Ostens im Zusammenhang schreiben wird. Erst von der Reformationszeit an fließen die Quellen etwas reichlicher, und ich begnüge mich daher in meinem kartographischen Versuch damit, von dieser Periode das allmälige Zurückgehen der wendischen Sprache nachzuweisen und die Grenzen derselben in verschiedenen Perioden zu fixiren. Ich bin mir wohl bewußt, daß es sich nur um einen Versuch handelt, aber es wird gut sein, wenn wenigstens ein Anfang gemacht wird. An den Geschichtschreibern von Fach wird es sein, hier den Ethnographen vorzuarbeiten, und jenen, die besser mit den Quellen vertraut sind, steht es zu meine kleine Arbeit, die nur einen Anfang bezeichnet, weiter auszuführen und durch Beibringung spezieller Daten zu berichtigen, wo es nöthig erscheint. Sicher wäre es eine vorzügliche Aufgabe für den Culturhistoriker, in einer Reihe von historisch-ethnographischen Karten das ganze weite Gebiet von den Alpen bis zur Ostsee, auf dem Deutsche und Slaven zu verschiedenen Epochen einander ablösten, um das sie mit dem Schwerte oder mit Waffen des Friedens stritten, in ähnlicher Weise zu behandeln, wie ich es hier für einen kleinen Theil desselben und eine beschränkte Periode versuchte.

Sprachgrenze zur Reformationszeit.

Die Reformation Luthers, welche der deutschen Sprache zum Siege in der Kirche verhalf, mußte sich dem Wendenthum gefährlich erweisen. Die neuen Ideen fanden in der Lausitz überall freudigen Eingang, deutsche Priester rückten dorthin mehr als früher vor und predigten deutsch im Sinne Luthers. Die Einwirkungen auf die Wenden blieben nicht aus und so ist durch die Reformation dem Wendenthum ein großes Stück seines Sprachgebiets entrissen worden. Pfarrer Jentsch führt eine lange Reihe von Ortschaften auf, in welchen im 16. Jahrh. das Wendische noch herrschende Sprache war und die heute völlig germanisirt sind. [1]) Auch Christian Knauth [2]) führt diejenigen wendischen Kirchspiele an, die seit dem sechs-

1) Starizny serbskeje ryče a narodnosće in der Časopis towarstwa Maćicy Serbskeje, Bautzen 1849—50. S. 61 f. und 117 f. 1851—52. S. 49 f. 1853—54. S. 76 f. Er theilt dort die Geschichte der wendischen Sprache in vier Abschnitte ein: 1. vom Anfange der wendischen Geschichte bis zum XII. Jahrhundert; 2. bis zur Reformation; 3. bis zum siebenjährigen Kriege; 4. bis zur Gründung des Breslauer und Bautzner wendischen Vereins.

2) Derer Oberlausitzer Sorberwenden umständliche Kirchengeschichte ꝛc. Görlitz 1767. S. 353 ff. „In dem Marggrafthum Oberlausitz," sagt Knauth, „finden sich deutsche und sorberwendische Einwohner. Solchem nach gibt es zweierlei Kirchspiele, deutsche und wendische, in deren Schulen und Kirchen die Kirchkinder in wendischer Sprache unterrichtet und der Gottesdienst in jeder Nation Sprache verrichtet wird. Es ist aber an dem, daß die Wenden in vorigen Zeiten mehrere Kirchen, in denen ihnen wendisch gepredigt worden, gehabt, als jetzo, indem von Zeit zu Zeit die Wenden angehalten worden, deutsch zu reden, und verstehen zu lernen, welches denn sonderlich bei denjenigen geschehen, welche mit denen Deutschen gränzeten, als die

zehnten bis achtzehnten Jahrhundert germanisirt wurden. Mit Hilfe dieser und anderer Quellen können wir die Grenze des wendischen Sprachgebietes für die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts construiren. Sie begann bei dem Dörfchen Goßwitz an der heutigen sächsisch-preußischen Grenze eine Stunde nordwestlich von der Stadt Reichenberg, führte südlich auf Zöblitz, Tollwitz, bis Bischdorf und nahm nun westliche Richtung an. Sie ging weiter über die Stadt Löbau, Alt-Löbau, Oelsa, Dehsa, Kötscha, Kunewalde, Weigsdorf, Worbis, Krosta, Kallenberg, Kirschau, Wilthen, Tautewalde, Naundorf, Trobigau, Schmölln (östlich von Bischofswerda). Von hier begann die nördliche Richtung zunächst auf Burkau, dann Seuritz, Rindisch, Rehnsdorf, Talpenberg, Ossel, die Stadt Elstra einschließend, Podwitz, Welka, Wohla, Hennersdorf, Bischheim, Schworsdorf, Petershain, Neukirch, Schmorkau, Zietsch, Otterschütz, Rohna, Kroppen (eine halbe Stunde östlich von Ortrand), Burkersdorf bei Ortrand, Lindenau, Tettau nach dem Städtchen Mükkenberg.

Bis zu dieser Stelle liegen die Parochien von Knauth verzeichnet vor und kann die Grenze zur Reformationszeit von Dorf zu Dorf verzeichnet werden. Nun aber müssen wir uns, in das Gebiet der Niederlausitz bei Mückenberg eintretend mit allgemeineren, weniger scharfen Grenzlinien behelfen, da hier die Quellen nicht so ausgiebig sind. Von Mückenberg zog sich die Grenze nach Finsterwalde,[3]) Bockwitz und Neßdorf; die Dörfer auf der Linie zwischen beiden Städten, sowie Alles weiter östlich gelegene war wendisch, wie das ausführlich aus einer fürstlichen Verordnung vom 15. Juli 1555 hervorgeht, welche die Geistlichkeit in den genannten Orten unter die Oberaufsicht des Pfarrers zu Senftenberg stellte, weil ihr früherer Superintendent in Groß-Hänchen nicht wendisch verstand. Von Finsterwalde zog sich die wendische Westgrenze über Sonnewalde, Weissagk (Wysoku) nach Luckau.

Luckau erhielt schon frühzeitig eine deutsche Bürgerschaft. Das Luckauer deutsche Schöppenrecht, hervorgegangen aus dem gemeinen Rechte des Landes, stand in großem Ansehen. Die Gerichte anderer Städte richteten sich in zweifelhaften Rechtsfällen nach demselben. So 1285 Beeskow; Kalau im 15. und 16. Jahrhundert noch wiederholt. Tuchmacher und Leinweber gaben früh der Stadt eine Bedeutung; mehr und mehr trat der nur ackerbauende Wende zurück. Kein unehelich Geborener wurde in eine Zunft aufgenommen, ebensowenig ein Wende, welchen indessen nicht verwehrt war, ihre Handwerke, besonders in den Vorstädten auszuüben, wie Töpferei, Schuh- und Kleidermachen. Man suchte ihnen aber überall das Fortkommen zu erschweren; einige schlossen sich daher an die Deutschen an, andere zogen sich auf die wendischen Dörfer zurück. Daß im sechszehnten Jahrhundert noch viele Wenden in Luckau und dessen Umgebung wohnten, erhellt aus

---

in den Königsbrücker, Pulßnitzer, Ruhländer Herrschaften, die an Meißen anstoßen. Sobald ihnen nun die deutsche Sprache bekannt worden, haben die Herrschaften, bei Absterben derer Pfarrer, einen neuen gesetzt, der allein deutsch verstanden, folglich den Gottesdienst allein in deutscher Sprache gehalten hat. Auf diese Weise sind viele wendische Parochien in deutsche verwandelt worden. Wir wollen aber in unserm Verzeichniß nicht allein diejenigen wendischen Kirchspiele anführen, woselbst voritzo noch die wendische Sprache florirt, sondern auch die ehemaligen, die sich noch im 16., 17. und jetzigem 18. Säc. gefunden, und mit denen die Veränderung theils ganz, theils größtentheils vorgegangen, doch so, daß wir dieselben mit einem Stern zum Unterschiede derer andern bemerken." Danach bezeichnet Knauth die oberlausitzer Parochien Kunewalde, Crosta, Großgrabe, Wendisch-Sohland, Bischheim, Burkau, Hermsdorf, Kroppen, Lindenau, Pulsnitz, Ruhland, Schmorka, Schwepnitz, Elstra und See als schon zu seiner Zeit (1767) ganz oder größtentheils germanisirt.

3) Finsterwalde heißt heute noch bei den Wenden Grabin, Sonnewalde Grožiščo, Kirchhain Kostkow, Golssen Golišyn, Liebenwerde Rykow, Elsterwende Wikow. Das bezeugt, wie dort das Wendische erst in den letzten Jahrhunderten ausgestorben sein kann, denn sonst würden die deutschen Namen bei den Wenden gang und gebe sein. Aber das Volk bewahrt die die alten wendischen Ortsnamen noch auf.

den Worten des Pirnaischen Mönches, welcher 1530 die Stadt besuchte: „Luckau hat um sich viel windisch volk;" sowie aus folgender Verordnung des Landvogts v. Schlick um 1550, als die Wenden bei ihm über Bedrückung durch die Deutschen in Luckau geklagt hatten. „Da viel Haß und Verfolgung zwischen den deutschen und wendischen Bürgern und Handwerksleuten in Lukau vorgefallen und mannigfache Klagen vor mir gekommen darüber, daß den Wendischen ihre bürgerliche Nahrung mit Handwerken, Bierbrauen u. s. w. nicht vergönnt worden ist, während sie alle Bürgerpflicht mit Geschoß, Steuern u. s. w. zu tragen haben gleich den Deutschen, habe ich schon vor drei Jahren in Betreff der Schuster einen Ausspruch gethan und verstärke diesen nun für alle Handwerker, daß nämlich die wendischen Handwerksleute, wenn sie genügsame Kundschaft ihrer ehelichen Geburt haben von Vater und Mutter, auch sonst die verachteten Leute nicht sind, so man in redlichen Handwerken pflegt zu tadeln, welche ausdrücklich ausgeschlossen werden, gleich den Deutschen ihre Handwerke und Gewerbe, auch mit Bierbrauen u. dergl. ein jeder nach seinem besten Vermögen treiben mögen vom Rath und den Deutschen ungehindert; die Vorstädter aber, Deutsche und Wenden, sollen sich keines Bierbrauens und Schenkens anmaßen." Seit dem Jahre 1600 scheinen die wendischen Familien in der Stadt ausgestorben und ihre Sprache erloschen zu sein; nur in einigen Personennamen haben sich Spuren davon erhalten. [4])

Von Luckau ging die Sprachgrenze, Golssen etwas westlich liegen lassend, auf Buchholz. Diese im Beeskow-Storkower Kreis gelegene Stadt, von den Wenden der Lausitz Bukowina genannt, wurde zu Beginn unseres Jahrhunderts von allen Städten der Mark allein noch mit dem Zunamen „Wendisch" in den offiziellen Schriften benannt und heißt im Volksmunde auch noch jetzt so. Die slavischen Eigennamen erstrecken sich dort auf ein Drittel der Bewohner. (H. Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg, II. 579.) Das deutet jedenfalls darauf hin, daß hier das slavische Element sich länger als in anderen Gegenden der Mark erhielt. — Von Buchholz wandte sich die Sprachgrenze noch bis nach Storkow, 6 Meilen von Berlin. „Storkow hat windisch und dewczß volk", schreibt 1530 Monachus Pirnensis, es war also jene Stadt damals schon gemischt, doch erhielt sich das Wendenthum daselbst ein Jahrhundert lang. Beeskow war die nächste wendische Stadt. Noch im J. 1610 schreibt der Superintendent für Storkow und Beeskow, M. Treuen, daß er vierzig wendische Kirchen unter seiner Aufsicht habe, von denen jedoch 150 Jahre später der Lübbenauer Pastor Hauptmann keine einzige mehr auffinden konnte, denn sie waren alle verdeutscht. So stark war also noch im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts das wendische Element dicht bei Berlin. Von Beeskow ging die Nordgrenze des Wendischen (nach Jentsch) wahrscheinlich bis Fürstenberg an der Oder, dann südlich, am linken Oder- und Neißeufer hinlaufend auf Guben. Hier trat sie sogar noch auf das rechte Neißeufer über. Der Pfarrsprengel der Klosterkirche in Guben ist sehr ausgedehnt und erstreckt sich über 14 Dörfer, nämlich Groß-Bösitz, Döbern, Groß- und Klein-Drenzig, Germersdorf nebst der Gertkenmühle, Gubinchen, Mückenberg, Plesse, Sande, Reichenbach, Schenkendöbern, Schöneiche, Wallwitz und Wilschwitz. Dieser Sprengel wurde der Kirche bei der Säcularisation des Klosters 1563 überwiesen, wobei es ausdrücklich heißt, daß die Kirche für die Wendischen Gemeinden bestimmt sei, ein Beweis, daß in allen diesen Ortschaften während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Wendische noch die herrschende Sprache war, wogegen in der Stadt selbst, so weit geschichtliche Ueberlieferungen reichen, seit 1200 stets deutsch gesprochen worden ist. Auch verrathen verhältnißmäßig nur wenige Namen der Einwohner slavischen Ursprung. Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Klosterkirche fast nur unter dem Namen der Wendischen

4) Vetter, Chronik der Haupt- und Kreisstadt Luckau. Luckau 1871. S. 69.

bekannt und erst seit 1750 etwa ist diese Bezeichnung erloschen, vermuthlich weil um diese Zeit die Abhaltung des Gottesdienstes in slavischer Sprache aufgehört hat, da nun alle Pfarrkinder deutsch verstanden und deutsch sprachen. [5]) Ueber Pförten (Brody) und Triebel erreichte die wendische Sprachgrenze die Oberlausitz bei Zibelle, das erst zu Beginn unseres Jahrhunderts völlig deutsch geworden ist. Von hieraus können wir wieder bis zur heutigen sächsischen Grenze genau die einzelnen Dörfer (der Oberlausitz) verfolgen. Beinholz, zu Zibelle eingepfarrt, ist hier zur Reformationszeit das erste wendische Dorf der Oberlausitz. Die Grenze verläuft über Bogendorf, Merzdorf, Neudörfel, Wallisch nach der Stadt Priebus, nach Leipa, Sänitz, Daubitz, Teicha, Stannewitsch, Moholz, See bei Niesky, [6]) Quitzdorf, Diehsa, Melaune, Meuselwitz und nach Gößwitz an der heutigen sächsischen Grenze, von wo wir ausgegangen. Das ganze Gebiet innerhalb der hier aufgezählten Ortschaften und diese selbst eingeschlossen war zur Zeit der Reformation noch wendisch. Außerhalb desselben finden wir noch zwei kleine wendische, vom Hauptgebiete abgeschnittene Sprachinseln. Zu Pulsnitz (südlich von Kamenz) und Wendisch Sohland nahe der böhmischen Grenze (nördlich von Schluckenau) bestanden nach Knauth wendische Gemeinden, denen auch wendisch gepredigt wurde.

Sprachgrenze um 1750.

In den zwei Jahrhunderten, die von der Reformation bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verflossen, wurde im wendischen Sprachgebiete bedeutend aufgeräumt. Doch zeigt sich auch in dieser Zeit schon, daß das südliche, Oberlausitzer Wendenthum dem deutschen Elemente weit zäheren Widerstand entgegengesetzt, als das nördliche, Niederlausitzer. Der größere Gebietsverlust fällt auf den Norden und Nordwesten, während wir im Süden an einigen Stellen die Grenze stationär — selbst bis auf den heutigen Tag finden.

Für die Oberlausitz läßt sich abermals nach Knauths Verzeichniß für die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Sprachgrenze genau feststellen. Wir beginnen wieder bei der Verfolgung derselben im Südosten an der heutigen preußisch-sächsischen Grenze zwischen Reichenbach und Weißenberg und finden sie hier bereits gegenüber der vorigen Periode zurückgeschoben. Sie beginnt jetzt bei Neu-Kunnewitz und geht von da auf Glossen, Buda, Zöblitz, Rosenhain, Wendisch-Paulsdorf nach der Stadt Löbau. Hier beginnt die westliche Richtung. Alt-Löbau, Oelsa, Dehsa sind auch jetzt noch wendisch, wie in der Reformationszeit, aber das Gebiet von Kunewalde ist unterdessen germanisirt. Die Grenze läuft nun von Dehsa auf dem Kamm des Lausitzer Mittelgebirges nach Schönberg hin, weiter nach Köblitz, Weigsdorf, [7]) Halbendorf, Kirschau, Wilthen, Tautenwalde, Naundorf, Tröbigau, Schmölln. Man sieht, diese südliche Grenzlinie fällt noch fast ganz mit jener aus der Reformationszeit zusammen und sie hat auch heute, wie wir später zeigen, nur geringe Verluste erlitten. Hier sitzen die Wenden am zähesten, wehren sich am kräftigsten gegen das vordringende Deutschthum, was darin seinen Grund hat, daß an dieser

---

5) Berghaus, Mark Brandenburg, III. 524. Loocke, Geschichte der Kreisstadt Guben, Görlitz 1803, erwähnt über die wendische Sprache in der Stadt und deren Eingehen nichts. So ist es aber in den meisten Lausitzer Stadtchroniken und „historischen Beschreibungen" der Fall. Wir hören davon wenn einer gerädert, wen die Hussiten oder Kroaten gemordet, von Pest und Mißgeburten, Fischregen und derlei Dingen, aber ein kulturhistorisch so wichtiges Ereigniß wie das Eingehen der Wendischen Sprache zu verzeichnen, dafür hatten die Herren Chronisten und Historiker damaliger Zeit keinen Sinn.

6) Knauth a. a. O. S. 366 gibt an, daß schon zu seiner Zeit (1767) See germanisirt gewesen sei, während Jentsch, Časopis 1851—52, S. 91, angibt, See (wendisch Jesor) sei erst seit dem Reformationsfeste 1817 völlig deutsch geworden.

7) Diese drei Dörfer waren schon zu Knauths Zeit stark gemischt. a. a. O. S. 355.

südlichen Grenzlinie (zumal Parochie Groß-Postwitz) eine ganze Reihe sehr national gesinnter wendischer Geistlicher wirkte. Auch schützte die bergige Beschaffenheit des Landes sie vor den Deutschen. Unsere Sprache stand hier still an den waldigen Bergkuppen des Mittelgebirges. Bei Schmölln beginnt die nördliche Grenzrichtung über Schönbrunn, Pohla, Seuritz, Kaschwitz, Ostro, Jauer, Kamenz. Diese Stadt lag damals schon an der Grenzscheide, denn Prietitz, Wiesa, Gelenau waren seit der Reformationszeit germanisirt worden. Westlich war aber Petershain noch wendisch; die Grenze ging von da über Schönbach, Hausdorf, Straßgräbchen, Grüneberg (an der heutigen sächsisch-preußischen Grenze) nach Bernsdorf, Windnitz, Sella, Grünewald, Hohenbucka und Bielen (östlich von Ruhland) an die Grenze der Niederlausitz bei Ruhland.

In Ruhland wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch wendisch gepredigt, wenn auch bei den Städtern selbst die wendische Sprache keineswegs allgemein bekannt war. Der von dort gebürtige Magister Gustav Martini ward nach dem Jahre 1653 als Primarius in seine Vaterstadt berufen „und ihm drei Jahre Zeit gegeben, die wendische Sprache zu erlernen. Da ihm diese Sprache nicht anstund, gab er die Vocation zurück." [8]) Jedenfalls saß das Wendische in Ruhland und Umgegend also noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts fest, sonst würde man nicht so viel Rücksicht auf dasselbe genommen haben. Die südlich von Ruhland gelegene Parochie Hermsdorf mit den Dörfern Lipsa, Kosel, Janowitz, Zeisholz gibt Knauth jedoch schon zu seiner Zeit (1767) als germanisirt an.

Von Ruhland ging in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Sprachgrenze auf Kalau zu. Nach den mindestens 60 Jahre zurückreichenden Erinnerungen des Herrn Diaconus Müller zu Spremberg (Schreiben vom 29. Sept. 1871) waren zu Beginn unseres Jahrhunders die nördlich von Ruhland gelegenen Dörfer Naundorf, Tschornagosda, Zschipkau, Klettwitz, Meuro, Drocho und Sallhausen noch als wendische anzusehen, während damals bereits in den westlich von den ebengenannten Dörfern gelegenen Ortschaften: Friedrichsthal, Kostebrau, Sallgast, Dollenchen, Wormlage das Wendische verklungen war. Uiber diese letzteren dürfen wir daher wohl äußerste Sprachgrenze um 1750 legen. Um dieselbe Zeit und bis in den Beginn unseres Jahrhunderts bildeten die nach Kalau eingepfarrten wendischen Dörfer die westliche Sprachgrenze: Branko, Gosda, Settinchen, Kabel, Werchau.

Kalau besitzt noch, dem Namen nach, eine wendische Kirche, die um 1520 für die Landgemeinden gegründet wurde. Jetzt wird nur deutsch in derselben gepredigt. Noch 1728 war das Wendische neben dem Deutschen die allgemeine Umgangssprache auch der Stadtbewohner, ja noch bis 1830 soll in der Stadt viel wendisch gesprochen worden sein, und slavische Namen der Familien unter dem Bürgerstande sind heute noch sehr geläufig. Eingepfarrt in die wendische Kirche sind die Dofschaften Bolschwitz, Bronko, Buchwäldchen, Cabel, Gosda, Lukaitz, Plieskendorf, Schöllnitz, Settinchen, Weißagk, Wercho und Zwieto. In allen diesen Ortschaften ist also das Wendische auch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts noch gesprochen worden. (Berghaus Mark Brandenburg III. 555.) Von Kalau verlief die Grenze stets in nördlicher Richtung auf Schönfeld und Zerkwitz (westlich von Lübbenau) [9]). Die Germanisirung von Zerkwitz datirt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts und soll nach Jentsch a. a. O. namentlich das Werk des Lübbener Subdiaconus Hellwig sein, welcher die wendische Pfarrstelle zu Lübben und Zerkwitz 1781 erhielt und 1823 starb. Er selbst hatte erst spät wendisch gelernt und „die Gemeinden waren mit ihm unzufrieden, weil er schlecht wendisch sprach. Er hatte anfangs jeden Sonntag zweimal deutsch und zweimal wendisch zu predigen. Das gefiel ihm nicht lange, darum bemühte er

8) Geschichte der Kreisstadt Guben von Johann Christian Loocke. Görlitz 1803. S. 116.
9) Jentsch, Časopis 1851—1852. S. 104.

sich, daß er je eher, je lieber die wendische Sprache aus seinen Gemeinden verdrängte. Er begann daher seine Predigt zur Hälfte deutsch und zur Hälfte wendisch zu halten, später hielt er nur die Einleitung wendisch und die übrige Predigt deutsch, und kam zuletzt doch so weit, daß er die letzten Jahre seines Diakonats nicht mehr wendisch zu predigen brauchte." Von Zerkwitz ging um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Grenze über Ragow, Neuendorf, Treppendorf bei Lübben nach Groß-Lubolz und Hartmannsdorf. Hier war die nördliche Richtung der Sprachgrenze zu Ende und die östliche begann.

Oestlich von der so eben festgestellten Grenzlinie Ruhland bis Groß-Lubolz bei Lübben hat das Wendische seit 1750 wieder gewaltige Gebietsverluste, meist zu Anfang unseres Jahrhunderts erlitten, wie ein Blick auf die heutige Sprachgrenze ergibt. Für folgende Ortschaften vermag ich in dem in Rede stehenden Gebiete das Datum der Germanisirung annähernd zu fixiren; es knüpft sich fast stets wieder an den Mangel eines wendischen Geistlichen. [10]) Reddern (Kalauer Kreis) hat seit 1790 keinen wendischen Pfarrer und 1830 starb dort die Sprache ganz aus. Laasow in demselben Kreise hat seit 1830, als Pfarrer Blütchen starb, keinen wendischen Geistlichen wieder erhalten. Alt-Döbern erhielt nach dem Tode des Mag. Aug. Seb. Lehmann († 1814) keinen wendischen Geistlichen wieder. In Prietzen starb 1825 der letzte wendische Pfarrer Bronisch. In Schönfeld (nördl. von Kalau) war um 1795 Pastor Graupner der letzte wendische Pfarrer. In der Senftenberger Stadtkirche wird seit dem Tode des Oberpfarrers Liebusch († 1867) nicht mehr wendisch gepredigt. In der Lübbenauer Kirche predigte zuletzt Pfarrer Stempel († 2. April 1867) wendisch und damit hörte der wendische Gottesdienst auch für die dahin eingepfarrten, jetzt ganz germanisirten Dörfer Leipa. Lehde und Boblitz auf. Um diese Zeit germanisirten sich ferner: Ogrossen, Saßleben, Dobristro, alle in der Kalauer Gegend. In der Stadt Drebkau, deren Umgebung heute noch wendisch ist, wurde bis 1798 jeden Sonntag Nachmittag wendische Predigt für alte Leute und das Gesinde gehalten. Weil sie aber wenig besucht war, wurde sie in diesem Jahre auf Verordnung des Lübbener Consistoriums in Katechismusunterricht verwandelt und ist seitdem ganz eingegangen. [11])

In Lübben ist das Wendische mit Schluß des vorigen Jahrhunderts ausgestorben. Im letzten Drittel desselben wurde beim Gottesdienste zum wenigsten der Glaube noch wendisch gesungen und der Anfang der Predigt wendisch gehalten. [12]) Nach einer gefälligen brieflichen Nachricht des Herrn Vicegeneralsuperintendenten Wahn zu Lübben war der letzte Prediger, welcher daselbst in der Landkirche noch wendischen Gottesdienst gehalten, der Diaconus Fritze († 1790); sein Nachfolger Maltusch hat 1791 seine Probepredigt nur noch deutsch gehalten, ohne daß in den Ehporalakten ein Einspruch dagegen seitens der Gemeinden erhoben worden wäre. Das Wendische war damals auf den Dörfern um Lübben im vollständigen Absterben, obgleich noch bis heute dort in der Gegend einzelne alte Leute etwas wendisch verstehen. Die Dörfer bei Lübben, für welche 1790 als Todesjahr der wendischen Sprache angesetzt werden kann, sind: Steinkirchen, Neuendorf, Treppendorf, Groß-Lubolz, Klein-Lubolz, Hartmannsdorf, Radensdorf und Frauenberg.

Der ganze Spreewald östlich von Lübben und Lübbenau war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch vollständig wendisch, heute aber nur noch zum kleineren Theil, denn die größere nördliche Hälfte hat sich unterdessen germanisirt.

---

10) Schreiben des Herrn Pfarrers Bronisch zu Prietzen vom 1. Dezember 1871 und Jentsch a. a. O. S. 104 ff.
11) Merkel, Erdbeschreibung von Churſachſen VI. S. 308.
12) Merkel, Erdbeschreibung von Churſachſen VI. 289. Jentsch, Časopis 1853—54. S. 104.

Von Hartmannsdorf bei Lübben ging die Grenze auf Radensdorf und von da auf Lieberose zu. Die Landkirche in diesem Städtchen hieß bis vor nicht langer Zeit noch die wendische; es findet sich nicht verzeichnet, wann daselbst der wendische Gottesdienst für die Dörfer Below, Blasdorf, Doberbus, Groschzschen, Jamlitz, Lamsfeld, Liebitz, Münchhof und Staakow, die dorthin eingepfarrt waren, eingegangen ist; aber vor hundert Jahren sprach man dort noch wendisch. Grenzdörfer waren: Lamsfeld, Doberbus, Groschzschen, Jamlitz, Staakow, von wo die Grenze nach der Colonie Schönhöhe verlief, die heute noch wendisch ist und den nördlichsten Punkt der wendischen Sprache bezeichnet. Wie heute noch verlief dann die Grenze vor 100 Jahren über Wüst-Drewitz, Jänischwalde, Horno zum linken Neißeufer und an diesem hin auf die Stadt Forst zu. [13])

In der Umgebung von Forst waren im 17. Jahrhundert die Dörfer noch alle wendisch und in der „Landkirche" dieser, übrigens von Anfang an deutschen Stadt — welche als Stadt seit dem 14. Jahrhundert unter den Biebersteinen zu blühen begann — wurde für die Bauern der Umgebung wendisch gepredigt. Ausdrücklich heißt es, daß am 12 Jäner 1660 die wendischen Kirchengemeinden Koine, Scheuno, Berge, Altforst (Vorstadt von Forst) und die Hufner bei Forst sich an den Superintendenten Römer gewandt hatten, damit die Nachmittagspredigten in ihrer Kirche wieder hergestellt werden. [14]) Die Kirchen in Forst sind oft abgebrannt; dann wurde für Stadt- und Landgemeinde der Gottesdienst in der übrig gebliebenen Kirche gemeinschaftlich und wohl nur deutsch gehalten — bei einer solchen Gelegenheit mag es im 18. Jahrhundert gewesen sein, daß der wendische Gottesdienst ganz aufhörte. In dem Dorfe Mulknitz, $^1/_2$ Meile nordwestlich von Forst, wurde noch bis 1825 wendischer Gottesdienst gehalten. [15]) Dem linken Neißeufer folgend ging um 1750 dann die Grenze über Koine, Bademäusel über Särchen nach Zibelle und Beinsdorf, wo die Grenze der Oberlausitz erreicht wurde. [16])

Zibelle mit Beinsdorf, Rosenitz, Schönborn, Bogendorf, Merzdorf, Wendisch-Muska war noch zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts eine wendische Parochie. Der letzte wendische Prediger derselben war Johann Samuel Jentsch, von 1783 — 1811 Diakonus daselbst. [17]) Die Sprachgrenze ging von Beinsdorf auf Bogendorf, Merzdorf, Neudörfel, Dubrau, überschritt bei Pechern die Neiße, lief auf Daubitz, Teicha, Stannewisch nach Kosel. Von diesem Kirchdorf wissen wir, [18]) daß hier 1819 der letzte wendische Geistliche Christoph Lorenz starb. Nach ihm kam Johann Karl Gottlob Hilbenz, ein geborener Bautzner, der in das Kirchenbuch folgende Bemerkung einschrieb: „daß am 5. Februar 1820 von der königlichen Regierung in Liegnitz ein Rescript gekommen sei, welches den wendischen Gottesdienst verboten habe, weil es nur sehr wenige Wenden in der Parochie gegeben habe." Von Kosel lief die Grenze — immer südliche Richtung einhaltend — auf Petershain, Horscha, Kolm, Thräna, Krischa, Tetta zur heutigen sächsischen Grenze bei Neu-Kunewitz, von wo wir ausgingen.

---

13) Jentsch a. a. O. S. 106.
14) Schneider, Chronik der Stadt und Standesherrschaft Forst. Guben 1846, S. 256. Am Schlusse dieser Chronik, die übrigens auch das Wendenthum nur wenig berücksichtigt, findet sich eine ganz gute Erklärung der wendischen Ortsnamen bei Forst.
15) Mittheilung des Herrn F. Karstedt in Groß-Tschaksdorf bei Forst.
16) Jentsch a. a. O. S. 106.
17) Jentsch Časopis 1851—52. S. 91.
18) Jentsch a. a. O. S. 91.

Sprachgrenze im 19. Jahrhundert.

Erst in unserem Jahrhundert, als der Sinn für Nationalität erwachte und nographische Fragen allgemein zu interessiren anfingen, wandte man den Wen- n von Seiten der Forscher mehr Aufmerksamkeit zu und begann das wendische prachgebiet festzustellen. Aelter als dreißig Jahre sind diese Bestrebungen in- ssen auch nicht. Voran gingen Slaven, denen, zur Zeit als die slavische Welt h wieder zu fühlen begann, der abgelegene, im Dahinschwinden begriffene Ast er Nationalität wieder erinnerlich wurde. Die bisher publicirten kartographi- en Darstellungen des wendischen Sprachgebiets sind folgende:

1. Slovanský Zeměvid od P. J. Šafařika v Praze 1842. In: Slowan- ý Národopis. Sestawil P. J. Šafařik. Der Maßstab der Karte, welche das nze slavische Sprachgebiet umfaßt, erlaubt keine specificirte Angabe der wendi- en Sprachgrenze. Das Ganze hat heute nur als erster Versuch seinen Werth; den Einzelheiten ist Schafariks Karte seitdem längst überholt und namentlich zeigt worden, wie er im slavischen Interesse fast überall zu weit greift. Was eziell das Gebiet der Wenden betrifft, so ist es um etwa ein Viertel zu groß zeichnet; denn 1842 ging das Wendische nicht mehr in Norden bis Lübben und eberose, und gar im Süden, wo Schafařik es bis an die böhmische Grenze hin- eht, war schon weit über 100 Jahre lang südlich vom Lausitzer Mittelgebirge ei Kunewalde) die wendische Sprache verklungen. Auch aus dem Texte (dritte uflage, Prag 1849, Kapitel 3, S. 100—104) geht hervor, daß Schafařik das endische Sprachgebiet viel zu sehr ausdehnte.

2. Serske Horne a Delne Lužicy, 1843 von J. E. Smoler publicirte endische Sprachkarte (auf Grundlage der Reymann'schen Karte) in „Volkslie- r der Wenden in der Ober- und Niederlausitz von L. Haupt und J. E. Schma- r" (2 Bde. Grimma 1841—1844). Enthält die vollständige Angabe sämmtli- er wendischer Ortsnamen und die äußerste Grenze, bis zu welcher das wen- sche Sprachgebiet überhaupt reichte, so daß selbst sehr schwach gemischte Orte ch in den Bereich der Grenze einbezogen wurden. Für den damaligen Standpunkt hr zuverlässig und auch heute noch wichtig, um den Gebietsverlust zu zeigen, elchen die wendische Sprache innerhalb 30 Jahren (namentlich in der Nieder- usitz) erlitt.

3. Im Jahre 1844 wandte sich der sächsische Alterthumsverein auf Anre- ung des gegenwärtigen Königs Johann an die sächsische Kreisdirektion zu Bautzen m diese zur Aufnahme der wendischen Sprachgrenze in Sachsen zu veranlassen. Bereitwillig entsprach diese dem Wunsche und übersandte ein Verzeichniß derjeni- en sächsischen Dörfer, in welchen die wendische Sprache noch herrschend war. Mitth. des k. s. Vereins für Erforschung und Erhaltung der vaterl. Alterthümer. 846. III. S. 72.) Die Kreisdirektion bemerkt dabei, „daß die Parochialeintheilung um Anhalten genommen werden mußte, weil, da in allen andern Beziehungen, . B. vor Gericht und bei allen anderen obrigkeitlichen Verhandlungen der Ge- rauch der wendischen Sprache nicht üblich ist, und nur ausnahmsweise vorkom- nen kann, zur Beurtheilung der Nationalangehörigkeit der Bewohner eines Ortes in anderes Kriterium als die öffentliche Gottesverehrung und die dabei übliche Sprache kaum zu finden sein dürfte." Die Kreisdirektion bemerkt weiter, daß von er Sprachgrenze aus nach dem inneren wendischen Gebiete das Deutsche mehr nd mehr vordringe „und so liegt die Vermuthung, daß der Gebrauch der wendi- chen Sprache sich auch fernerhin auf immer engere Grenzen beschränken werde, m so näher, als einerseits der früher seltene Gebrauch der deutschen Sprache ei dem Unterricht in den Schulen wendischer Orte jetzt allgemein ist und auf ie Befähigung der Wenden zum mündlichen und schriftlichen deutschen Ausdrucke

abzweckt, andererseits die Wenden, eben weil man keinen Zwang anwendet, sie zu germanisiren, selbst Geneigtheit und Bestreben zeigen, sich deutsche Sitte und Bildung anzueignen."

4. Lužyce od reformacji do 1861 roků (die Lausitz von der Reformation bis zum Jahre 1861) in Rys Dziejów Serbo-Lužyckich przez W. Bogusławskiego (Petersburg 1861 beim Verfasser). Richtet sich wesentlich nach der Schmalerschen Karte, und obgleich 1861 schon vieles germanisirt war, was 1843 noch als wendisch galt, behält Bogusławski doch die alten Grenzen bei. Richtig gibt Bogusławski Horno (Rogow) in der Niederlausitz (Kottbuser Kreis) gegenüber Schmaler noch als wendisch an. Durchaus fehlerhaft aber ist, daß er 1861 das Gebiet von Kunewalde noch dem wendischen Gebiet einverleibt, das schon länger als 100 Jahre germanisirt ist. Auch läßt er — weiter als Schmaler — das wendische Gebiet noch bis nördlich von Lübbenau gehen, was gleichfalls nicht zutrifft.

Gegenüber theils veralteten und für den heutigen Standpunkt nicht mehr zutreffenden Angaben über die wendische Sprachgrenze, theils unrichtigen Darstellungen und im Zusammenhang mit meinen Bestimmungen über die Sprachgrenze in der Mitte des 16. und Mitte des 18. Jahrhunderts hielt ich es für geboten auch die heutige Sprachgrenze genau von Ort zu Ort aufzunehmen. Bei meinen wiederholten Reisen in der Lausitz habe ich einen großen Theil derselben persönlich begangen und für die Ausfüllung der Lücken vortreffliche Gewährsmänner gefunden. In dieser Beziehung bin ich zu Dank verpflichtet den Herren: Archidiaconus Burscher zu Kottbus, Diaconus Müller im Spremberg, Pastor Bronisch zu Prietzen, F. Karstedt zu Groß-Tschacksdorf, Pastor Broske zu Krischa, Pastor Raede in Muskau, Pastor Delank in Creba, Vicegeneralsuperintendent Wahn in Lübben, Oberförster Walde zu Wuischke am Tschernebog.

Die Sprachgrenze, wie ich sie solchergestalt für das Jahr 1872 festgesetzt habe, gibt ein Bild der äußersten Ausdehnung der wendischen Sprache, denn einbezogen sind selbst solche Dörfer, in denen noch ein Viertel bis ein Fünftel der Einwohner das Slavische als häusliche Umgangssprache gebrauchen. In der That aber ist das ganze Gebiet gemischt — abgesehen von den rein deutschen Sprachinseln der Städte. Würde man nun in der Art, wie dies z. B. Bilz bei seinen Sprachkarten Siebenbürgens oder Richard Böckh in seiner Sprachenkarte Preußens thaten, die Prozentsätze der wendisch oder deutsch redenden Bevölkerung der Lausitz nach Kreisen und Bezirken eintragen, so würde der heute noch bestehende Kern des Wendenthums ein zwar ausgedehnteres, aber auch weit abgeschwächteres Bild darbieten, da in vielen Kreisen und Bezirken das Deutschthum stark überwiegt in manchen das Wendenthum gar nur einige Prozent einnimmt. Gegenüber dieser mehr statistischen Darstellung ziehe ich jedoch die geographische vor, da diese uns ein deutlicheres Bild der Ausdehnung des Sprachgebietes vor Augen führt. Ich erwähne dies, um davor zu warnen, als ob auch das ganze Gebiet, das ich als heute noch wendisch bezeichne, auch rein wendisch sei. In der That ist es jedoch ein stark gemischtes, worüber die weiter unten mitgetheilten statistischen Daten Auskunft geben.

Die heutige Sprachgrenze wird durch folgende Dörfer bezeichnet. Sie beginnt bei dem nur zur Hälfte wendischen Maltitz (Malečicy) am Löbauer Wasser südöstlich von dem deutschen Städtchen Weißenberg an der sächsisch-preußischen Grenze, geht südlich auf Nostitz (Nosacicy), Trauschwitz (Drasičy), Krappe (Krapow), nach dem gemischten zur Hälfte deutschen Kittlitz (Ketlicy), Lauche (Luchow), nach Nechen (Nechan) und Oelsa (Wolšinka). Auf dieser 1½ Meilen langen Strecke von Maltitz bis Oelsa hält die Sprachgrenze im Allgemeinen eine südwestliche Richtung ein. Mit meiner Angabe stimmt die Aufnahme der sächsischen Kreisdirection von 1844, dagegen bezeichnet Schmaler auf seiner

Sprachkarte östlich von der Linie Maltitz-Oelsa eine Reihe Dörfer als wendisch, die es heute entschieden nicht mehr sind, nämlich: Lautitz (Luwocicy), Oppeln (Wopalen), Unwürde (Wujer), Gorbitz (Khorecy), Alt-Löbau (Stary Lubij). In allen diesen Dörfern gibt es nur noch einzelne Leute, die wendisch reden können. Oelsa ist das einzige nach Löbau eingepfarrte wendische Dorf, um dessenwillen in jener Stadt auch noch wendischer Gottesdienst abgehalten wird. Bei dem letzten Wechsel des Pfarrers in Löbau kam es zur Sprache, ob man den wendischen Gottesdienst eingehen lassen solle oder nicht. Man entschied sich mit Rücksicht auf Oelsa, und die wendischen Dienstboten in der Stadt für Beibehaltung desselben.

Von Oelsa nimmt die Sprachgrenze nun eine vorherrschend westliche Richtung an. Sie geht auf Großdehsa (Wulki Dažin) und läuft über das Lausitzer Mittelgebirge hinweg, über den Hochstein, Mittelberg, Tschernebog, Bielitzer Berg auf Kosel (Kozlje) zu. Alles nördlich von den genannten Bergen ist wendisch, südlich davon deutsch. Diese Berge machen überhaupt die einzige natürliche Grenze zwischen wendischem und deutschem Sprachgebiet aus und hinderten hier entschieden das Vordringen des letzteren. Südlich von diesen über 1000 Fuß hohen Bergen liegt das schon vor 1767 germanisirte Gebiet von Kunewalde und Krosta. Von Kosel geht die Sprachgrenze auf Eulowitz (Jiłocy), nach Halbendorf (Bohow), das bereits mehr als gemischt ist und wohl zu den germanisirten Wendendörfern gestellt werden muß; das Gleiche ist der Fall mit Bederwitz (Bedrusk), Rodewitz (Rozwodecy), Klein-Postwitz (Bojswojcy), Wilthen (Welecin). Diese hier zuletzt genannten sind stark gemischt; südlich von ihnen Kirschau (Korzym), auf Schmalers Karte noch wendisch, ist heute germanisirt. An Wilthen schließt sich nordwestlich als wendisches Dorf an: Irgersdorf (Helgerecy), weiter Arnsdorf (Warnacicy), Dretschen (Drečin), das gemischte Diehmen (Demjany), das halb deutsche Gaußig (Huska) und Demitz (Demicy) an der Dresden-Bautzener Eisenbahn. Hier beginnt die Sprachgrenze eine nördliche Richtung einzuschlagen. Südlich von der Linie Wilthen-Demitz führt Schmaler wieder eine Reihe Ortschaften noch 1843 als wendisch an, die heute germanisirt sind, nämtich: Tautewalde (Tucicy), Neundorf (Nowa wes), Tröbigau (Třebichow), Schmölln (Smjelna).

In Demitz schlägt nun die Sprachgrenze auf etwa 11 Meilen hin (bis über Vetschau) eine vorherrschend nördliche Richtung ein. Es folgen von Süden nach Norden: Wölkau (Welkowy), Stacha (Stachow) — von dem westlich das jetzt germanisirte Pohla liegen bleibt — Taschendorf (Ledžborcy), Ujest (Wuzd), Bocko (Bukow), Ostro (Wotrow), Jauer (Jawora), Miltitz (Miłkecy), Nebelschütz (Nebelčicy), Deutsch-Baselitz (Njemske Bazlicy) und östlich von Kamenz. In dieser Stadt selbst wird noch wendischer Gottesdienst abgehalten; auch wohnen in den beiden Dörfern Bernbruch (Barbuk), Jesau (Jježow) nördlich und östlich von Kamenz noch einige Wenden. Von Deutsch-Baselitz geht die Sprachgrenze weiter auf Tschorna (Čorna), Schiedel (Pšidoł), Weißig (Wusoka), Leska (Ljeskej) an die sächsische Grenze.

Bei Zeißholz (Čisowa) tritt die Sprachgrenze nach Preußen, Regierungsbezirk Liegnitz, über. Sie läuft fort auf Schwarz-Kolmen (Čorny Khołmc), Laute (Luta), Groß-Koschen (Košina), Buchwalde (Bukojna), Senftenberg (Zły Komarow). In diesem deutschen Städtchen wird für einige dorthin eingepfarrte Dörfer wendisch gepredigt. Auch müssen die Dörfer Niemitsch und Peikwitz südlich von Spremberg, die westlich von der eigentlichen Sprachgrenze liegen, noch als gemischt angesehen werden, obwohl das Wendische auch hier stark abnimmt.

Von Senftenberg bis nach Drebkau zieht sich nun eine Reihe gemischter Ortschaften, in denen nur unregelmäßig wendischer Gottesdienst stattfindet, oder wo schon blos deutscher abgehalten wird. Trotzdem herrscht in der Umgangssprache

noch immer das Wendische, ist aber ersichtlich in der Abnahme begriffen, wie denn überhaupt an der Westgrenze und besonders auf der Strecke von Senftenberg bis Vetschau die bedeutendste Abnahme des Wendischen zu beobachten ist. Schon in Lauta, südöstlich von Senftenberg, wird nur noch zuweilen wendisch gepredigt; in Wendisch-Sorno, nordöstlich von Senftenberg, ist nur deutscher Gottesdienst. Von Senftenberg zieht die Sprachgrenze nördlich auf das gemischte Rauno (Rowna) nach Groß-Räschen (Ran), wo nur zuweilen noch wendischer Gottesdienst gehalten wird, auf Woschko (Woškow), Kunnersdorf (Kosobuz), Buchholz (Bukowina), Greiffenhayn (Malin). Das zu diesem Kirchdorfe gehörige Filial Ressen (Rašiny) ist fast ganz germanisirt. Radensdorf (Radowašojce) ist noch fast ganz wendisch. Drebkau (Drjowk), das nun folgt, ist ein deutsches Städtchen; westlich davon ist nur das Dorf Gollscho (Golašow) noch als gemischt anzusehen.

Aber auch östlich von der gemischten Grenzstrecke Senftenberg-Drebkau liegt um die industrielle deutsche Stadt Spremberg herum ein gemischtes Gebiet, indem hier die deutsche Industriebevölkerung sich über die Dörfer des Spremberger Kreises ausdehnt. Hiedurch wird es auch erklärlich, daß H. Kiepert auf seiner kleinen Sprachkarte von Deutschland, von Westen her bis nach Spremberg eine deutsche Sprachzunge vorgehen läßt. In der That handelt es sich hier aber gegenwärtig um gemischte, stark in der Germanisirung begriffene Dörfer. Die in den Fabriken Sprembergs beschäftigten Wenden haben sich fast ganz germanisirt und westlich von der Spree wird in den beiden Parochien Jessen (Jasen) und Groß Bukow (Bukow) des Spremberger Kreises nur deutsch gepredigt und damit die Germanisirung beschleunigt.

Auf Schmalers Karte sind noch die drei westlich von Senftenberg gelegenen Dörfer Hörlitz, Zschipkau und Sauo als wendische 1843 verzeichnet. Sie sind heute germanisirt. In Zschipkau gibt es noch vereinzelte alte Leute, die wendisch sprechen können.

Verfolgen wir nun wieder die Sprachgrenze von Drebkau nach Norden zu, so stellt sich abermals ein starker Verlust des wendischen Gebietes nach Westen hin heraus. Sie geht von Gollscho auf Illmersdorf, Kockrow (Kokrjow), Krischow (Kšišow), das zu $^2/_3$ bereits deutsch ist, Eichow (Dube), Weißag (Husoka), Suscho (Zušow) bei dem Städtchen Vetschau (Wjetšow), das selbst ganz deutsch ist, in dem aber wendischer Gottesdienst gehalten wird. Dann ist Radusch (Raduš) der nordwestlichste Punkt des ganzen wendischen Sprachgebietes.

Auf der eben bezeichneten Strecke von Drebkau nach Radusch ist seit 184 ein ganz bedeutender Verlust des wendischen Sprachgebietes zu verzeichnen, da auf den Kalauer Kreis entfällt. Germanisirt sind seitdem die Dörfer Göritz, Kassel, Gräbendorf, Laasdorf, Reddern, Prottkowitz, Wüstenhayn, Laasow, Briesen, Tornitz, Missen, Jaischen, Bolschwitz, Repten, Lobendorf, Koswig, Kalkwitz, Dubrau, Göritz bei Vetschau, Kahnsdorf, Böblitz, Leipa und Lehde. Letztere drei sind nach Lübbenau eingepfarrt, wo seit 1867 kein wendischer Gottesdienst mehr gehalten wird.

Von Radusch ab wendet sich die Sprachgrenze die Spree überschreitend und durch den Spreewald gehend, nach Osten. Das zerstreute Dorf Burg (Burg Grod), die Colonien Schmogrow und Sakasne, Fehrow (Prjawoz), Drachhausen (Drjanow), der vorgeschobene Posten Schönhöhe und Wüst-Drewitz (Drejce) bezeichnen die nördliche Grenze des Sprachgebietes.

Von Wüst-Drewitz an beginnt die südliche Richtung der Sprachgrenze. Sie geht auf Jänschwalde (Janšojce), Radewiese (Radojz), Horno (Rogow). Hier ist die Bevölkerung noch vorwiegend wendisch, obwohl seit 40 Jahren kein wendischer Prediger angestellt ist, weshalb Schmaler auch wohl diesen in der Tl noch wendischen Ort als deutsch bezeichnet. Ferner über Heinersbrück (Mos Gretsch (Grožišćo), Klinge (Klinka), Kathlow (Koltow), Sergen (Žargo Gablentz (Jabłon), Gahry (Gare), (das auch bei Schmaler als deutsch erschei

aber noch vorherrschend wendisch ist), nach Trebendorf (Trebejce) zur Grenze des Kreises Kottbus gegen den Kreis Spremberg. Oestlich von der hier bezeichneten Grenze ist im Lauf unseres Jahrhunderts das noch bei Schmaler als wendisch bezeichnete Dubrau germanisirt worden. Deutsch sind im Kreise Kottbus die Städte Peitz und Kottbus. Die nach letzterer Stadt eingepfarrten Dörfer sind fast alle rein wendisch, mit Ausnahme von Branitz, das stark gemischt ist. In der nordöstlich von Drebkau gelegenen Parochie Schorbus wird seit 1869 gar nicht mehr wendisch gepredigt; ebenso in Leuthen. In Sachsendorf bei Kottbus überwiegt das Deutsche, was natürlich erscheint, da es sich um eine 1785 unter Friedrich dem Großen angelegte Kolonie handelt, zu der die Ansiedler aus Sachsen berufen wurden.

Stark gemischt mit Deutschen sind noch die Dörfer Madlow und Wintdorf innerhalb des wendischen Sprachgebietes des Kottbuser Kreises. Dagegen wird in den beiden Parochien Dissen und Sylow gar nicht deutsch gepredigt.

Südlich von Trebendorf tritt die Sprachgrenze wieder in den Spremberger Kreis nach Horno (Lješće) über, geht auf Bohsdorf (Bošojce), Reuthen (Rusi), Horlitz (Worlice), Wolfshain (Sisej), Tschernitz (Cersk), Zschorne (Corna) und nach Berg (Hora) bei Muskau (Mužakow). Diese Stadt ist wieder deutsch, doch wird daselbst für die eingepfarrten wendischen Dörfer wendischer Gottesdienst gehalten. Oestlich von der eben bezeichneten Linie sind die Parochien Kölzig und Dubrauke, beide bei Schmaler noch als wendisch verzeichnet, fast vollständig germanisirt. In Dubrauke wird seit 40 Jahren nicht mehr wendisch gepredigt.

Noch vor dreißig Jahren sprach man am rechten Neißeufer in den östlich von Muskau gelegenen Dörfern Köbeln, Braunsdorf, Lucknitz und Kutschig vorherrschend wendisch. Sie sind heute fast ganz germanisirt und dadurch ist der letzte Wendenrest am rechten Neißeufer verschwunden.

Von Muskau ab springt das wendische Sprachgebiet, am linken Neißeufer aufwärts ziehend, etwas nach Osten hin vor, Sagar (Zagor) und Skarbersdorf (Skarbišecy) sind die beiden überhaupt am weitesten nach Osten vorgeschobenen wendischen Dörfer. Bei letzterem verläßt die Sprachgrenze die Neiße wieder und läuft südwestlich auf Brand (Spalene), Heide (Hola) und erreicht bei Zweibrück (Zamosty) den weißen Schöps. Mochholz (Mocholc) und Viereichen (Styri duby) sind noch wendische Dörfer an diesem Flüßchen; weiter aufwärts sind aber Hammerstadt, Werde, Rietschen und Daubitz in den letzten dreißig Jahren völlig germanisirt. Ebenso Prauske und Neu-Liebel südlich vom weißen Schöps.

Von Viereichen am weißen Schöps läuft die Grenze nun südlich auf Alt-Liebel (Stary Luban), Nappatsch (Napač), Zschernske (Černsk), Creba (Krebja), in dem ein Viertel der Bewohner deutsch ist, Neudorf (Nowa wes), Mücka (Mikow), Petershayn (Hósnica $^5/_4$ Wenden), Horscha (Horsow $^3/_4$ Wenden), Stein-Ölsa (Kamentna olšinka $^2/_3$ Wenden), Groß-Radisch (Račow $^1/_3$ Wenden), Thraena (Drěnow $^3/_4$ Wenden), Jerchwitz (Jerchecy $^4/_5$ Wenden), Krischa (Kšišow $^1/_2$ Wenden) zur sächsischen Grenze bei Maltitz.

Oestlich von der eben bezeichneten Linie ist noch Kolm als in der letzten Zeit germanisirt zu nennen. Nur noch ein Fünftel der Bewohner sind Wenden, ferner Tetta, ein Filial von Krischa, in dem noch ein Sechstel Wenden wohnen. Krischa und Tetta sind die einzigen wendischen Dörfer des Görlitzer Kreises.

Innerhalb dieses heute noch wendischen Gebietes bilden die Städte deutsche Sprachinseln und erstreckt sich von ihnen aus die deutsche Sprache mehr und mehr auf die umliegenden Dörfer. Es ist hier in der Lausitz umgekehrt wie in anderen Ländern, wo deutsche Städte als Sprachinseln bestehen oder bestanden. In den Ostseeprovinzen ist der nationale Bestand der deutschen Städte bedroht; in Ungarn ist vom platten Lande her eine große Anzahl deutscher Städte magyarisirt worden, und in Böhmen sind Städte, die man gewohnt war als deutsche

anzusehen, wieder tschechisirt worden, weil die Umwohner Tschechen waren. Aber das Wendenthum der Lausitz ist zu schwach, in numerischer wie geistiger Beziehung, um irgend einen Einfluß je auf die deutschen Städte seines Gebietes ausüben zu können. Die größeren Städte wie Bautzen, Kottbus, Spremberg waren von allem Anfang an ganz deutsch und die kleineren waren stets gemischt. Außer den drei erwähnten sind noch Peitz, Drebkau, Senftenberg, Muskau, Weißenberg, Wittichenau und Hoyerswerda deutsche Sprachinseln im wendischen Gebiete.

Hoyerswerda, ein kleines Ackerstädtchen, war bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch national-gemischt; im Gottesdienst daselbst standen die Deutschen sogar hinter den Wenden zurück, welche den ersten Rang in der Kirche einnahmen. „Es gehöret die Hauptkirche denen Wenden, und wird darinnen alles wendisch geprediget, außer Sonntags und hohen Festtags, Früh von 5 bis 7 Uhr, zu welcher Zeit von denen Diaconis eine teutsche Predigt über die gewöhnlichen Sonntags- und Festepisteln abgelegt wird." Neben der Hauptkirche wurde erst im 17. Jahrhundert für die deutsche Gemeinde eine kleine Kapelle eingerichtet. „Denn nachdem sich die teutsche Gemeinde vermehret, hat sich solche darauf — also im 17. Jahrhundert — von denen Wendischen abgesondert, unbeschadet nach der alten Verfassung derer Accidenzien für die Diaconen." [19])

Statistik der Wenden.

Genau statistische Aufnahmen der wendisch redenden Bevölkerung der Lausitz reichen nur dreißig Jahre zurück, aber auch für diese kurze Zeit läßt sich aus den Aufnahmen feststellen, wie das Wendenthum in der Abnahme begriffen ist, und zwar in weit höherem Maße in Preußen als in Sachsen, wo das Wendische mehr berücksichtigt wurde und die ungemein germanisirend wirkende allgemeine Wehrpflicht neueren Datums ist. Nachstehende Tabellen zeigen die Anzahl der Wenden in Preußen 1843 bis 1861 und in Sachsen 1849 bis 1871, sowie deren Verhältniße gegenüber den Deutschen, ihre Vertheilung nach Kreisen resp. Bezirken und ihre Anzahl überhaupt.

Königreich Preußen.

Jahr	Landestheile	Einwohnerzahl			Wenden pro Mille
		überhaupt	Deutsche	Wenden	
1843	Kreis Hoyerswerda	28,718	12,074	15,644	561
	„ Rothenburg	42,891	28,624	14,267	333
	„ Görlitz (Lauban, Bunzlau ꝛc.) .			490	
	preußische Oberlausitz			30,401	
	Kreis Kottbus			33,703	
	„ Spremberg			9,183	
	„ Kalau			12,563	
	„ Lübben			1,048	
	„ Sorau			3,277	
	„ Guben			451	
	„ Luckau			41	
	preußische Niederlausitz			60,266	
	Wenden überhaupt 1843 in Preußen .			90,667	

19) Historischer Schauplatz oder Chronika und Beschreibung der pp. Stadt Hoyerswerda. Von Salomon Gottlob Frentzeln. Leipzig und Budissin 1744. S. 17, 19.

Königreich Preußen.

Jahr	Landestheile	Einwohnerzahl			Wenden pro Mille
		überhaupt	Deutsche	Wenden	
1849	In der preußischen Oberlausitz . . .			31,635	
	In der preußischen Niederlausitz . .			60,797	
	Wenden überhaupt 1849 in Preußen .			92,432	
1861	Kreis Hoyerswerda	31,169	13,959	17,210	552
	„ Rothenburg	50,010	35,258	14,745	295
	„ Görlitz (Lauban, Bunzlau 2c.) .	110,661	110,282	379	—
	preußische Oberlausitz	191,840	159,499	32,334	169
	Kreis Kottbus	58,449	24,867	33,582	425
	„ Spremberg	17,857	9,309	8,518	469
	„ Kalau	46,897	39,910	6,987	149
	„ Luckau, Lübben, Sorau, Guben	201,307	200,523	784	4
	preußische Niederlausitz	324,510	274,609	49,871	154
	Wenden beim Militär und zerstreut lebend			1,238	
	Wenden überhaupt 1861 in Preußen .			83,443	

In den Jahren 1867 und 1871 ist die Anzahl der Wenden in Preußen nicht aufgenommen worden. Die Zählung von 1858 aber ergibt bezüglich der Wenden der Niederlausitz unrichtige Resultate. Denn, während in jenem Jahre die drei preußischen Oberlausitzer Kreise Hoyerswerda, Rothenburg, Görlitz mit einer den Zählungen der übrigen Jahre entsprechenden Gesammtsumme von 32,581 Wenden figuriren, ergibt sich für die Niederlausitzer Bezirke eine solche von 76,428 Wenden, mithin von 109,009 Wenden in Preußen überhaupt. Es bezieht sich dies namentlich auf die Kreise Sorau und Lübben. „Die hohen Zahlen, sagt Böckh [20]), welche für diese beiden Kreise in den Aufnahmen von 1858 erscheinen, rühren von abweichender Auffassung des Gegenstandes bei der Aufnahme her; denn wir haben es hier offenbar mit Ermittlungen oder Schätzungen zu thun, welche sich auf die Abstammung der Bevölkerung beziehen, wie auch die in diesem Bezirke ermittelte Zahl als die der „Nachkommen der Sorben und Wenden" bezeichnet ist." Wo es sich aber, wie hier, um die Feststellung der thatsächlich noch wendisch redenden Bevölkerung, nicht deren Abstammung handelt, können die Zahlen für 1858 nicht in Betracht gezogen werden. Jedenfalls ist es zu beklagen, daß in Preußen seit 1861 keine Aufnahme der wendischen Bevölkerung stattfand, da diese noch schlagender, als es jetzt geschehen kann, die Abnahme des Wendischen statistisch nachweisen würde.

20) R. Böckh, der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet. S. 104.

Königreich Sachsen.

Jahr	Landestheile	Einwohnerzahl überhaupt	Deutsche	Wenden	Wenden pr. Mil.
1849	Bezirk Bautzen	96,999	60,616	36,383	375
	„ Kamenz	13,678	13,611	67	5
	„ Löbau	151,299	142,995	8,304	55
	„ Stolpen	28,613	25,789	2,824	99
	Uebriges Sachsen	1.603,842	1.602,203	1,639	1
	Zusammen	1.894,431	1.845,214	49,217	26
1861	Bezirk Bischofswerda	20,965	19,323	1,624	75
	„ Bautzen	37,108	13,960	23,148	623
	„ Kamenz	23,567	15,720	7,847	333
	„ Königswartha	7,405	1,020	6,385	860
	„ Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz	45,676	45,450	226	5
	„ Schirgiswalde	16,660	14,464	2,196	133
	„ Löbau	27,246	23,157	4,089	150
	„ Weißenberg	6,584	1,807	477	724
	Uebriges Sachsen	2.040,029	2.036,266	3,663	2
	Zusammen	2.225,240	2.171,267	53,973	24
1864	Bezirk Bischofswerda	21,478	19,848	1,630	76
	„ Bautzen	38,729	14,807	23,922	608
	„ Kamenz	23,860	16,028	7,832	328
	„ Königswartha	7,493	1,074	6,419	857
	„ Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz	46,352	46,182	170	4
	„ Schirgiswalde	17,465	15,459	2,006	115
	„ Löbau	28,220	24,405	3,815	135
	„ Weißenberg	6,810	1,998	4,812	707
	Uebriges Sachsen	2.153,587	2.150,334	3,253	2
	Zusammen	2.343,994	2.290,234	53,760	23
1867	Bezirk Bischofswerda	22,371	20,741	1,630	73
	„ Bautzen	38,917	15,720	23,197	596
	„ Kamenz	24,480	17,010	7,470	306
	„ Königswartha	7,417	1,421	5,996	808
	„ Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz	48,001	47,831	170	4
	„ Schirgiswalde	18,169	16,200	1,969	108
	„ Löbau	28,987	25,297	3,690	122
	„ Weißenberg	6,847	2,021	4,826	705
	Uebriges Sachsen	2.228,397	2.225,450	2,947	1
	Zusammen	2.423,586	2.371,691	51,895	21
1871	Bezirk Bischofswerda	22,481	20,907	1,574	70
	„ Bautzen	38,851	16,615	23,236	555
	„ Kamenz	25,426	17,624	7,802	300
	„ Königswartha	7,303	1,255	6,048	828
	„ Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz	49,021	48,763	258	5
	„ Schirgiswalde	18,780	16,867	1,913	102
	„ Löbau	28,977	25,348	3,629	122
	„ Weißenberg	6,818	2,035	4,783	701
	Uebriges Sachsen	2.357,587	2.354,733	2,854	1
	Zusammen	2.556,244	2.504,147	52,097	20

In Sachsen haben allerdings ältere Zählungen der Wenden als jene von 1849 existirt, doch ist leider das ganze handschriftliche Material derselben Ende der fünfziger Jahre vernichtet worden.[21]) In den Jahren 1852 und 1855 fand in Sachsen eine Aufnahme der Wenden nicht statt. Die Aufnahme geschieht in Sachsen durch Zählungslisten mit der Frage: „Ob Wende," was auch eine Unterscheidung nach der Abstammung zuließe. Indessen ist es nicht anzunehmen, daß ein germanisirter Wende sich noch zum Wendenthum bekennt; eher neigen die Wenden auch in Sachsen dahin, die Frage unbeantwortet zu lassen und damit sich zur deutschen Nationalität zu bekennen. Wie die Uebersicht ergibt, hat das Wendische in Sachsen seinen Höhepunkt erreicht. Die Zunahme der Wenden ist hinter jener der Deutschen zurückgeblieben und seit 1864 ist eine Abnahme, resp. ein Stillstand der wendischen Bevölkerung bemerkbar. Im Jahre 1849 kamen in Sachsen auf 1000 Seelen noch 26 Wenden; 1871 aber nur noch 20.

Was die statistische Unterscheidung der Wenden nun in Unter- und Oberlausitzer betrifft, so ist diese nach geographischen Abgrenzungen allerdings leicht durchzuführen, ohne daß damit auch die richtige ethnographische Grenze zwischen beiden Sprachgruppen gewonnen wäre. Zwischen beiden Dialekten liegt ein Mittel- oder Zwischendialekt in zwei Schattirungen. Der ganze Spremberger Kreis und das Senftenberger Amt im Kalauer Kreise bilden einen Zwischendialekt der Niederlausitzer Sprache, der sich dem Oberlausitzer Dialekte nur in der Aussprache mancher Endsylben und einzelner Buchstaben nähert, z. B. das ł wird hier w, wie in der Oberlausitz, gesprochen, und das Niederlausitzer pš in verschiedenen Wörtern als r. Im Hoyerswardaer Kreise, namentlich nördlich von der Stadt Hoyerswerda, und in den Dörfern bei Muskau, welche an den Spremberger Kreis grenzen, herrscht hingegen der Oberlausitzer Zwischendialekt, welcher sich wieder in der Aussprache einiger Wörter und Endsylben dem Niederlausitzer nähert. Man könnte an der Grenze der Ober- und Niederlausitz füglich sagen: es wirft jeder Dialekt einen schwachen Wiederschein von sich über die Grenze hinaus. Im Spremberger Kreisgerichte kann man alle vier Dialekte, die beiden reinen und die beiden Zwischendialekte von den dorthin citirten Wenden reden hören, und der dortige Dolmetscher (Diaconus Müller) muß allen vieren gerecht sein, was, wie er mir bemerkt, „anfangs nicht ohne einige Schwierigkeiten war."

Die Grenze zwischen Ober- und Niederlausitz läuft, so weit sie das wendische Sprachgebiet betrifft, ungefähr längs einer Linie, die man von Senftenberg im Westen über Spremberg nach Muskau im Osten zieht. Die ganze Niederlausitz ist preußisch; von der wendischen Oberlausitz sind aber nur die Kreise Hoyerswerda, Rothenburg, Görlitz (im Regierungsbezirke Liegnitz) preußisch. Der Rest der Oberlausitz ist sächsisch. Die Zahl der Wenden nun in beiden Lausitzen läßt sich für die Jahre 1849 und 1861 vollständig übersehen.

	1849	1861.
Niederlausitzer Wenden	60,797	49,871
Oberlausitzer „ in Preußen	31,635	32,334
„ „ in Sachsen	47,578	50,609
Wenden in der Lausitz überhaupt	140,010	132,814

Die Zahl der Wenden überhaupt ist jedoch hiermit nicht ausgedrückt, diese stellt sich etwas höher, da in Preußen die beim Militär stehenden, in Sachsen die im übrigen Königreiche, außerhalb der Lausitz, lebenden Wenden hier nicht eingerechnet sind.

21) Mittheilung des königl. statist. Bureaus in Dresden.

Die Gesammtzahl der Wenden in Preußen und Sachsen beträgt vielmehr nach den oben mitgetheilten Daten:

	1849	1861.
In Preußen	92,432	83,443
In Sachsen	49,217	53,973
Alle Wenden	141,649	137,416

Es ergibt dieses von 1849 bis 1861, also in einem Zeitraume von 11 Jahren eine absolute Abnahme von 4,233 Seelen, eine Zahl, die weit bedeutender sich gestalten würde, wenn in Preußen spätere Zählungen als jene von 1861 vorlägen, da gerade dort im letzten Jahrzehent das Wendenthum, zumal in der Niederlausitz, sehr schnell abgenommen hat.

Um für das Jahr 1871 — für welches in Sachsen eine Zählung der Wenden vorliegt — die Gesammtzahl der Wenden zu bestimmen, müssen wir uns für den preußischen Antheil, wo nicht gezählt wurde, mit Conjecturalstatistik begnügen. Die Abnahme der Wenden in den 12 Jahren 1849 bis 1861 betrug in Preußen absolut 8989 Seelen. Wäre nun in den folgenden 10 Jahren die Germanisirung gleich schnell vorgeschritten, so hätten nach jenem Verhältniß weitere 7500 Wenden in Preußen ihre Muttersprache eingebüßt; höchst wahrscheinlich ist aber, nach allen Analogien zu schließen, der Prozeß noch schneller vor sich gegangen. Nimmt man aber nur 7500 germanisirte Wenden in dem Zeitraume 1861—1871 in Preußen an, so erhält man für das Jahr 1871 durch Subtraction jener 7500 von der für 1861 constatirten Zahl (83,443) die Summe von 75,943 Wenden in Preußen. Die Zählung in Sachsen ergab 52,097 Wenden, so daß also im Jahre 1871 die Anzahl aller Wenden im höchsten Falle 128,040 Köpfe betrug.

Das Schicksal der wendischen Sprache ist besiegelt. Die im Eingange aufgeführten Ursachen des Untergehens derselben wirken in unseren Tagen stärker als je zuvor; unaufhaltsam, immer rascher erfüllt sich das Verhängniß, das Aufgehen des Wendischen im Deutschen. Die kleine Sprachinsel ist heutzutage nur noch eine ethnographische Kuriosität. Freilich, der Slave mag darüber klagen, daß hier dem deutschen Moloch wiederum slavischer Boden geopfert wird — wer es aber gut meint mit dem tüchtigen wendischen Bauernvölkchen, der wird sagen: je eher die letzten Reste der ihnen selbst lästig fallenden slavischen Sprache verschwunden sind, desto besser. Zwang wendet der Deutsche nicht an: er läßt sie ruhig einschlafen, er beschleunigt den Auflösungs-Prozeß nicht, der in nicht allzuferner Zeit beendigt sein dürfte.

Beiträge zur Geschichte von Arnau.

Von Dr. C. Leeder.

(Fortsetzung. *)

III. Periode. Dynastie Wartenberg-Waldstein.

Die Familien Wartenberg und Waldstein haben einen gemeinschaftlichen Ursprung oder vielmehr die letztere ist aus der ersteren entsprungen, als diese sich in viele Linien spaltete. [1])

Die Geschichte der Wartenberger ist sehr verwickelt und streift oft an die Sage, doch ist historisch festgestellt, daß die Glieder dieser uralten, vielverzweigten

*) Siehe Jahrgang XI., Heft 1, 2 und 3.

1) MS. des Bischofs Max. Baron von Schleinitz bei Dobner Monum. I. p. 220 ff. Doch enthält Schl. viel Unrichtiges.

Familie, die sich anfangs von Ralsko nannte, ebenso durch reichen Güterbesitz in Böhmen als durch die vornehmsten Aemter und Würden des Königreichs glänzten.

Uns interessirt hier zunächst Johann von Wartenberg, 1480 geboren [2]), welcher 1519 die eine Hälfte der Stadt und Herrschaft Arnau von Ritter Johann Tetaur von Tettau um 2000 Schock b. Gr. und die andere Hälfte um die gleiche Summe von Hynek Špetele von Janowic und auf Skal erkaufte [3]). Im folgenden Jahre erwarb er durch Kauf von Katharina von Kozojed das Dorf Kottwitz (wes Chottobuzy) mit der Veste, den Höfen und Allem, was seit Alters dazu gehörte und leistete 1522 über alle die vorgenannten Güter dem Könige Ludwig den Leheneid. [4]) Er brachte noch viele andere Güter (Chotělic, Schloß Skal mit der halben Stadt Turnau, Rohozec, Zwieřetic u. s. w.) an sich, verkaufte dagegen Arnau — und zwar schon 1521 — an seinen Schwager Zdeněk von Waldstein. In Arnau hatte er unter andern die „zwei Häuseln bei dem Niederthor in dem alten Vorwerk" verkauft und schenkte den Kaufschilling der Stadt. [5]) Er war mit Griselda von Dub vermählt, bekleidete unter Wladislaw das Amt des obersten Landeshofmeisters, wurde c. 1528 Oberstburggraf und behauptete diese Würde bis zu seinem 1543 erfolgten Tode. Sein Leichnam wurde in der Prager Domkirche beigesetzt. [6a])

Mit Zdeniek von Waldstein tritt in Arnau eine Familie auf, welche zu den reichsten und vornehmsten von Böhmen zählt, durch ein volles Jahrhundert im Besitze von Stadt und Herrschaft blieb, sich um das Gedeihen derselben wesentliche Verdienste erwarb und daher vorzugsweise verdient, im Andenken der Nachkommen erhalten zu werden.

Als spezieller Stammvater der Familie wird Zdenko I. angeführt, welcher mit Sidonie von Schaumburg vermählt war, das Schloß Waldstein bei Turnau erbaute, zumeist aber auf der Burg Welis bei Jičin wohnte. Seine Nachkommen zeigten außer andern vorzüglichen Eigenschaften eine so ungewöhnliche Fruchtbarkeit, daß schon vor 200 Jahren der Geschichtschreiber Balbin behauptete, man könne sie in keine Genealogie bringen.

Als Beleg kann schon des Stammvaters Enkel, Johann von Waldstein auf Welis, angeführt werden, von dem man erzählt, er habe dem Könige Přemysl Otakar, als dieser 1252 nach Preußen zog, 24 Söhne als Streiter zugeführt.

Ein Nachkomme dieses Patriarchen war Henik (Hynek) von Skal auf Stiepanicz, Hofmeister der Gemahlin des Königs Georg. Mit der Tochter dieses Königs, Agnes von Kunstadt (Anižka de Liticz), erzeugte er den Sohn Hanuš von Waldstein auf Stara und Stiepanicz, königl. Hoflehen- und Kammergerichtsbeisitzer, welcher — wahrscheinlich durch seine Gemahlin Anna v. Riesenburg — ums Jahr 1503 zum Besitze von Hořic gelangte, wo er 1506 hochbetagt starb. [7]) Von seinen vier Söhnen erhielt Zdeniek der Jüngere die Herrschaft Hořic, [7a]) verkaufte aber dieselbe 1521 an Adalbert von Pernstein und kaufte dafür von Johann von Wartenberg, dessen Schwester Ursula er zur Gemahlin hatte, um 4000 Schock b. Gr. die Stadt Arnau mit dem Schlosse und den Dörfern

---

2) Balbin Stemmatogr.
3) Lehentafel tom. 62. pag. 413.
4) Ibid. tom. 24. pag. 93, dann tom. 62 pag. 729.
5) Altes Stadtbuch.
6) Balbin lit. Curialis IV, Comment. v. Auersperg u. Balbin Stemmatogr.
6a) Vom Zenith ihres Ansehens schnell herabgleitend erlosch die Familie — wie ein fallender Stern — mit Johanns Enkel Johann Georg v. Wartenberg, Herrn der Herrschaft Neuschloß im Leitmeritzer Kreise, der dem Pfalzgrafen Friedrich, als dieser 1620 nach Böhmens Krone griff, bis Eger entgegen ging und ihm Ziska's Schwert anbot. Mit Friedrich vertrieben heiratete er eine Pfalzprinzessin und starb kinderlos.
7) Balbin Misc.
7a) Georg erhielt Bradlec, Wilhelm Lomnic, Johann starb frühzeitig kinderlos.

Hermanseifen, Lauterwasser, Proschwitz (Prosečno), Mohren (Jawornik), Arnstorf, Langenau mit den zwei Hämmern daselbst und dem Zinse zu Oels (Wolessnic).

Im Kaufvertrage wurde ausbedungen, daß die Verschreibung, durch welche Getřich von Schanow dem Zywold Pockstorffer und seinen Gewerken die Arnauer Berge geliehen hat, aufrecht bleiben soll. [8])

1522 kaufte Zdeniek von seinem Schwager auch das Dorf Kottwitz (Chottobiczy) sammt der Veste, dem Vorwerke, den Höfen, Wäldern, Wiesen und Bächen um 1500 Schock b. Gr. und von den Gebrüdern Wenzel, Bernard und Georg von Warnsdorf [8a]) die Leute von Kottwitz, die vorher ihr Vater Hans Buczky von Herrn Wolfgang von Hermsdorf gekauft hatte. [9])

Uiber alle diese Güter wie auch über Wildschütz (Wlczic) leistete er 1522 dem Könige Ludwig den Leheneid, erwirkte aber noch in demselben Jahre die Entlassung derselben aus dem Lehenverbande. [10])

Von Zdeniek meldet das Arnauer Stadtbuch blos, daß er den zum Schloß gehörigen „Hüngersgarten" zwischen dem Mühlgraben und der Elbe gelegen, um 50 Schock an den Arnauer Stadtschreiber Merten Lomöller und Acker und Wiese „obigk der klosterbrücken neben der elben" an den Bürgermeister Mathis Neudeck verkauft hat. [11])

Wichtiger ist, daß in neuester Zeit (1851) auf der königl. Bibliothek in Stockholm unter den Büchern, welche die Schweden im dreißigjährigen Kriege aus Böhmen und Mähren fortgeschleppt haben, ein Papier-Codex in Folio (drei Bücher) aufgefunden wurde, den im Jahre 1525 Martin Bubla auf Befehl Zdenieks des Jüngeren von Waldstein niedergeschrieben hat.

Das Wappen des Letzteren ziert den zweiten Band. Der Titel des Werkes ist: Knihy jenž slowú Hodinař, und es ist dasselbe ein zum hussitischen Gottesdienste eingerichtetes Breviarium. [12])

Dies beweist, daß unser Zdeniek eifriger Utraquist war; durch ihn erhielt ohne Zweifel das utraquistische Element in Arnau Eingang, und da unter Ferdinand I. bekanntlich in ganz Böhmen die Utraquisten allmälig in Protestanten übergingen, darf es uns nicht wundern, daß — wie wir bald sehen werden — auch in Arnau das Lutherthum frühzeitig zur Herrschaft gelangte.

Ein großes Vehikel bildete dabei die Buchdruckerei, und es ist daher bemerkenswerth und spricht für die damalige Bedeutung der Stadt, daß Arnau nebst Pilsen, Prag, Kuttenberg, Weißwasser und Wilimow eine der ältesten Buchdruckereien in Böhmen besaß. [13]) So viel bekannt, erschien in Arnau das erste deutsche Buch 1525, betitelt: „Eyn wegsprech gen Regensburg zu yns Concilium," 18 Blätter in Quarto. Auf der letzten Seite steht: „Gedruckt zu Arnaw an der Elb im Böhem durch Hanns Hofs von Brawn anno MDXXV." [14]) Auch der Titel dieses Buches (dessen Inhalt uns unbekannt ist) deutet auf die damalige religiöse Gährung der Gemüther hin.

Zdeniek von Waldstein starb schon 1525 und wurde in der Arnauer Kirche begraben. [15]) Sein Leichenstein, der die Inschrift trug [16]): „Anno Domini

---

8) Lehentafel tom. 62. pag. 425.
8a) Diese adelige Familie war — wie schon weiter oben bemerkt wurde — auch in Arnau hausangesessen.
9) Ibid. tom. 24. pag. 102 und 103.
10) Ibid. tom. 62. pag. 731.
11) Stadtbuch.
12) Dudik: Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte. Vergl. auch Lumir von 1852.
13) Pelzel, Geschichte von Böhmen 1782, I. Theil pag. 526.
14) Prager Zeitung von 1843. Nr. 174.
15) Grabstein seines Sohnes Georg.
16) M. S des Dr. Hadwich

MCCCCCXXV in vigilia adventus domini obiit Dominus Zdeniek de Walssteyn tunc temporis Dominus Arnaviae. Orate pro eo" ist nicht mehr vorhanden. [17]) Zdeniek hinterließ außer zwei Töchtern: Anna und Helena drei Söhne: Georg, Johann und Zdeněk. [18]) Alle drei waren noch unmündig, die Witwe Ursula von Wartenberg übernahm daher die Vormundschaft und Verwaltung der Güter und übte sie durch verschiedene „Amechtmannen" (Ambachtmannen, d. i. Amtmänner oder Bevollmächtigte) aus.

Als „Amechtmannen off Arnau" erscheinen im alten Stadtbuche [19]): 1528 Adam Zilwer und Wolf von Troklaw, 1529 Christof Schtange von Artemsdorf, durch welchen Ursula einige Zugehörungen des Schlosses verkaufte; 1534 und 1536 Christof Procke, in dessen und des Bürgermeisters und der Geschworenen Gegenwart auf dem Schlosse ein Vertrag ins Stadtbuch eingeschrieben wurde, durch welchen Merten Hartmann, Richter zu Lauterwasser, das Gericht daselbst um 120 Schock meißn. Z. von Valtes Fischers Kindern kaufte. Um dieselbe Zeit wird auch einer Wiese erwähnt, die ehemals von der Herrschaft Arnau einem Edelmann zu Lauterwasser, weil dieser im Wasser fischte, war genommen und dem Gericht zu Lauterwasser gegeben worden, — dann einer Wiese, welche die „alde elbe" genannt wurde, endlich „eines Kretzem bei der Schmelzhütten", welchen nebst einem Stück Acker Ursula 1535 um 24 Schock meißn. Z. an Heinrich Oerteln veräußerte.

Ursula starb 1536 und wurde in der Arnauer Kirche neben ihrem Gemahle beigesetzt. [20])

Stadt und Güter bildeten nun vorläufig ein gemeinsames Besitzthum der drei Söhne, doch übernahm der älteste, Georg, wiewohl erst 17 Jahre alt, sogleich die Verwaltung derselben und führte diese bis 1548, in welchem Jahre die Erbtheilung stattfand. [21])

Bei dieser wurde Johann der Jüngere von Waldstein entweder blos mit Geld abgefertigt oder überließ seinen Antheil alsbald an Georg. Das Stadtbuch erwähnt seiner nirgend. Er kaufte noch im selben Jahre von Johann von Pernstein und Helfenstein um 3250 Schock Veste und Gut Herzmanic bei Jaromiř [22]), war dreimal vermählt, hatte aber nur von der ersten Gemahlin — Salomena von Slawata — eine Tochter, die 1551 als Jungfrau starb und in Heřmanic ruht [23]), und vermachte daher das Gut Heřmanic letztwillig seinem Neffen Wilhelm, einem Sohne seines Bruders Georg [24]). Er dürfte ums Jahr 1569 gestorben sein [25]) und soll in der Arnauer Kirche seine Ruhestätte haben [26]).

Zdeniek, der jüngste der drei Brüder, erhielt in der Erbtheilung 1500 Schock Groschen baares Geld, jene Hälfte der Stadt, welche einst Hynek Sspetle von Janowic besessen hatte, vor dem Niederthor Haus und Garten des Kannegießers Donat, den nebenliegenden Garten des Bartel Hanus Wenzl, dann die anrainende Kirchenwiese und an diese grenzend ein Gartenstück, die Pfaffenzeil genannt,

---

17) Vielleicht war es jener große, stark ausgetretene, mit dem Waldstein'schen Wappen versehene Stein, welcher links vom Hochaltar lag und erst vor einigen Jahren vernichtet wurde.
18) Die Töchter nach Balb. Misc.
19) Altes Stadtbuch Fol. 48, 51, 54, 55 und 56.
20) Grabstein des Sohnes Georg.
21) Stadtbuch Fol. 60, Zuschrift König Ferdinand's I. vom 3. Juli 1543 an die Stadt Breslau, und Landtafel tom. 49. K. 16.
22) Landtafel tom. 47. H. 7.
23) Die drei Frauen waren nach Balbin: Misc. II. 1. Salomena von Slawata, 2. eine aus dem Geschlechte Skop, 3. Anna von Redern. Grabstein nach Lokalbefund.
24) Landtafel. Weiße Quatern M. 11. Dem Zdenko sollte nach Johanns Testamente Wilhelm 1000 Schock als Legat geben.
25) Das Testament ist 1572 in die Landtafel eingetragen.
26) Balbin, der aber das Todesjahr irrig auf 1563 setzt.

welches der Stadtschreiber Merten Lomöller besaß, endlich den Wald Hellegrund zugewiesen [27]). Die genannten fremden Realitäten hatte Georg für ihn anzukaufen, was auch noch im selben Jahre geschah und zwar erkaufte Georg die Kirchenwiese von den „erwählten Bevollmächtigten der ganzen Gemeinde der Stadt Arnau" um 40 Schock [28]). Noch wurde im Erbtheilungsvertrage festgesetzt, daß, wenn auf eines oder des andern Bruders Gründen Gold- oder Silberbergwerke eröffnet würden, diese ihnen gemeinschaftlich gehören und daß auch die Aemter in der Stadt gemeinschaftlich besetzt werden sollen. Zeugen des Vertrages waren Wilhelm Stiasny von Waldstein und Diwiš Slawata von Chlum und Kossumberg. Von dem ihm zugewiesenen Grundbesitz verkaufte Zdeniek 1551 den Pfaffenbusch und die Spittelsau, welche an den städtischen Wald grenzten, an den Arnauer Bürger Johann Holy um 17 Schock böhm. Groschen und stellte nochmals 1569 unter Zeugenschaft seiner Brüder über diesen Verkauf eine besondere Urkunde aus [29]). Die ererbte Hälfte der Stadt Arnau sammt Zugehör verkaufte er 1552 an Katharina von Chlum und Kossumberg, die Gemahlin seines Bruders Georg, um 1000 Schock böhm. G., und diese trat ihre Rechte darauf 1560 auf ihren Todesfall an ihren Gemahl und dessen Erben ab [29a]). Zdeniek erwarb dagegen die Güter Sobczicz und Urczicz, dann Grulich, nach denen er sich fortan nannte, war vermählt mit Anna von Hassystein aus dem Hause Redern und scheint bald nach seinem Bruder Johann kinderlos gestorben zu sein. Seine Ruhestätte soll er in Grulich gefunden haben [30]).

Georg von Waldstein,

geboren zu Hořic am 23. April 1519 [31]), ist für die Geschichte von Arnau von besonderer Wichtigkeit, merkwürdig durch seine Persönlichkeit, durch eine 48jährige Regierung, durch den Einfluß, den er auf die Geschicke der Stadt übte, durch seinen ansehnlichen Besitz und den reichen Kindersegen.

Gleich in der ersten Zeit seiner Regierung wurde die Kirche durch einen Blitzstrahl in Asche gelegt (1539), aber bald wieder eingedeckt und auch der Thurm wieder hergestellt [32]). Es steht zu vermuthen, daß damals auch die Stadt Schaden nahm, denn 1545 heißt es im Stadtbuche: „Da auf Verordnung Georgs von Waldstein Jörg Erben und Michel Schneider nach dem Brande von ihren beiden Höfen und Häusern so viel liegen lassen mußten, daß ein Wagen mag frei aus der Stadt zwischen ihren beiden Häusern fahren, so hat der Rath mit Verwilligung der Gemeinde ihnen für ihren Schaden jedem ein Stückchen Grund niederwärts des Hirtengartens zu einem Gärtle gegeben [33])."

In demselben Jahre 1539 fand aber noch eine andere, gewaltige Aenderung im Kirchenwesen statt. Die Stadt wurde lutherisch.

Das städtische Gedenkbuch sagt hierüber nur: „1539 wurde der katholische Priester verjagt und ein lutherischer eingesetzt, der 1540 wieder fort mußte; von 1542 an aber herrschte das Lutherthum in Arnau." Diese wenigen Worte lassen

---

27) Böhmische Landtafel tom. 49 K. 16.
28) Arnauer Stadtbuch.
29) Der Vertrag von 1551 im Stadtbuche Fol. 86, die Pergament-Urkunde von 1569 im Stadt-Archiv.
29a) Landtafel Quat. Nr. 10. G. 17. Dann ibid. gelbe kleinere Verschreibquatern Nr. 230. M. 3 blauer Bezeichnung.
30) Landtafel. Weiße Quat. v. 1570 M. 11. — Balbin gibt die Anna von Redern dem Joh. v. Waldstein als 3te Gemalin und dem Zdeniek zur Gemalin die Ludmila von Paczow.
31) Laut der Inschrift des Grabsteines.
32) Schaller Topografie. Rohn 1777.
33) Stadtbuch Fol. 76.

erkennen, daß die Aenderung des Glaubensbekenntnisses und des Gottesdienstes nicht ohne heftige Kämpfe im Schoße der Gemeinde stattgefunden hat.

Die Bewegung ging wahrscheinlich von Georg selbst aus, der gleich den meisten adeligen Herrschaftsbesitzern eifriger Lutheraner war; nur so läßt es sich erklären, daß trotz Regierung und Jesuiten so schnell die ganze Umgegend von Arnau protestantisch wurde.

Wie eifrig Georg war, sieht man nicht nur aus seinen 1581 gegebenen Bestätigungen der Kürschner- und Hutterordnungen, in welchen verordnet wird, daß Keiner, der nicht in „Empfahung des hochwürdigen Sakraments untter beider gestalt einig ist," ins Handwerk aufgenommen, der etwa Aufgenommene aber aus der Zeche gesondert und verworfen werden soll [34]); sondern es erhellt auch aus der Strenge, mit welcher Georg in besondern Fällen Verunehrung des Gotteshauses und Beschimpfung der lutherischen Geistlichkeit ahndete [35]). Von Seelsorgern aus der Zeit des herrschenden Lutherthums in Arnau (1542 bis 1629) sind uns nur folgende bekannt:

1566. Pfarrer Mathias Closel und Diakon Jeremias Heinrich, beide verheirathet und mit Kindern gesegnet [36]);

1586. Pfarrer Laurenz Olbendorf, der in diesem Jahre „wegen der herrschenden großen Sterblichkeit" seinen Kindern auf den Fall seines Todes einen Vormund bestellte und zwischen 1586 und 1590 in Arnau starb [37]).

Diakon Martin Kapperbein, der 1612 auf ein Jahr aufgenommen wurde und den das städtische Gedenkbuch — komisch genug — für einen Jesuiten erklärt [38]); endlich

Pastor Michael Bayer, der 1623 bei seiner Verweisung (?) das von ihm verfaßte Kirchenbuch mitgenommen haben soll [39]).

Mit der Einführung des Protestantismus scheint in Arnau wie anderwärts Hand in Hand der Verkauf des Kirchenguts gegangen zu sein; darauf lassen wenigstens die oben angeführten Verkäufe der Kirchenwiese, der Pfaffenzeil und des Pfaffenbusches schließen, von welchen die erstere von der Gemeinde durch den Rath verkauft wurde. Der Rath verkaufte auch 1558 noch zwei Theile der Kirchenwiese, „gelegen zwischen dem Wasser zu Proschwitz unter dem hohen Berge," an Adam Müller „vor acht Schock gereit geldt," wobei bemerkt wird, daß Müller den Kaufschilling der Kirche gar bezahlt hat und derselben „von beiden Fleckeln Zins ain Jar lang acht kleine groschen gibt." [40]) Bei den frühern Verkäufen ist nicht ersichtlich, daß die Kirche den Kaufschilling erhalten habe; möglich auch, daß der Erlös der verkauften Grundstücke zum Kirchenbau, von dem sogleich die Rede sein wird, verwendet wurde; Factum ist, daß die Kirche im 17ten Jahrhundert kein liegendes Besitzthum hatte und ungeachtet mancher ihr in der Folge noch zugegangenen Geschenke [40a]) schon durch die allmälige Entwährung der Valuta ganz verarmte. [41])

Das Kirchengedenkbuch führt aus einem alten, nicht näher bekannten Codex an, die uralte Dekanalkirche in Arnau sei unter Georg von Waldstein ihres alterthümlichen Schmuckes beraubt und in eine moderne Gestalt gebracht worden. [42])

---

34) Stadt-Archiv.
35) Stadtbuch Fol. 110.
36) Ibidem. Fol. 110.
37) Ibidem. Fol. 107.
38) Städtisches Gedenkbuch
39) Ibidem 107.
40) Stadtbuch Fol. 98.
40a) Hans Heinze vermachte 1581 im Testamente eventuell 300 Schock halb der Kirche und halb dem Spital (Stadtbuch Fol. 121 v.)
41) Städtisches Gedenkbuch: „Puncte, über die Dechant Becker mit der Gräfin sich besprochen."
42) Die Stelle lautet: „Der Codex vetustus sub regimine Ill. Di. Georgii lib. Bar. a Wald-

Dieses bezieht sich zunächst auf die innere Einrichtung der Kirche, die allerdings — wie Altäre, Beichtstühle, Fahnen, Bilder, auch Wand- und Glasmalereien, Skulpturen, Reliquienkästen, Monstranzen u. s. w. — der Reformation weichen mußte und bei dem Eifer der Neuerer gewiß sehr rücksichtslos beseitigt wurde, daher es nicht zu verwundern ist, daß von der Einrichtung des alten katholischen Gotteshauses nichts auf uns gekommen ist; es gilt aber obige Notiz auch von dem Aeußern des Gotteshauses, dessen frühere Gestalt, Größe und Styl nicht mehr zu ermitteln sind, da Georg von Waldstein sich — sei es durch die Baufälligkeit des Gebäudes, durch irgend eine Feuersbrunst — das Stadtbuch deutet auf einen um 1550 stattgefundenen Brand hin [43]) — oder durch andere Ursachen bewogen fand, die Arnauer Kirche ganz umzubauen. Er führte diesen Bau erst in einer langen Reihe von Jahren zu Ende.

Bei dem gänzlichen Mangel schriftlicher Urkunden muß man die Baugeschichte so viel möglich aus dem Gebäude herauslesen.

Das Hauptgebäude der Kirche bildet ein Presbyterium und ein mit vier Traveen versehenes dreischiffiges Langhaus. — An das Presbyterium ist links (auf der Nordseite) das gleich hohe und mit einem eigenen Dachstuhl versehene Oratorium mit der darunter befindlichen Sakristei angebaut. Im Winkel zwischen Oratorium und Langhaus und bis zum Mittelschiff sich eindrängend ragt der hohe Thurm empor, während auf der entgegengesetzten Seite (auf der Südseite) die große Taufkapelle ans Langhaus angebaut ist. Zwei Stiegenaufgänge und einige spätere Anbauten: Vorhallen, Todtenkapelle, Kerker, verstellen die Außenseiten der Kirche, während der Mangel eines Strebepfeilers und eines Fensters zwischen Thurm und Todtenkapelle schließen läßt, daß dort in früherer Zeit noch ein Anbau bestand. Die Strebepfeiler des ganzen Gebäudes, der Haupt- und Seiteneingang, die sämmtlichen Fenster mit ihrem Fischblasenmaßwerke, endlich die Profilirung der Gewölberippen im Presbyterium, Oratorium und in der Taufkapelle weisen auf Eine Bauzeit hin; es ist spätgothischer Styl. Diesen zeigt auch noch das Fries am Thurm oberhalb der Glockenstube, während die Fenster der letztern bereits im Rundbogen geschlossen sind. — Das Langhaus zeigt dagegen im Innern rundbogige Kreuzgewölbe sowohl im Haupt- als in den zwei schmalen Seitenschiffen und die Gewölbe stützen sich auf 6 Pfeiler, die man durch ein aus Pfühl und Platte zusammengesetztes Kapitäl in ihrem obern Theile in Säulen verwandelt hat, während weiter unten durch eingesprengte Kreuzgewölbe das Singchor und beiderseits bis zum Presbyterium hin Emporen hergestellt worden sind.

Diese Gewölbe, so wie die an der Außenseite des Presbyteriums hie und da eingemauerten Menschenköpfe und das weitausladende, aber blos dekorative Dachgesimse, das rings um Presbyterium und Langschiff sich hinzog und nun längst wieder herabgefallen ist, sind offenbar aus späterer Zeit und gehören schon in die Renaissance-, beziehungsweise Barok-Zeit.

An der Frontseite des Langhauses oberhalb einem verhältnißmäßig kleinen Radfenster ist das Waldstein'sche Wappen in Basrelief angebracht mit der Aufschrift: Girzi . . . . 1572.

Im Schiff der Kirche, dessen Bögen und Gewölberippen mit Laubgewinden und architektonischen Verzierungen im Renaissancestyl gemalt sind, erscheinen an den Feldern der Decke folgende Wappen und Inschriften gemalt: vom Singchor aus links:

1. Waldstein'sches Wappen: Zdeniek z Waldsteina a na Hostinnem 1573.

---

stein seniore sagt: Antiquissima ecclesia decanalis arnaviensis suo vetusto decore spoliata et in formam modernam reducta est."

43) Stadtbuch Fol. 140. „1550 nach dem Brande kaufte Andreas Linke eine Baustelle und baute sie auf. Wird dabei Bezug genommen auf ein Stadtbuch „von Käufen" Fol. 242."

2. Wartenberg'sches Wappen: Urssila z Wartenberk a na Hostinnem 1573.
3. Waldstein'sches Wappen: Girzi z Waldsteina a na Hostinnem 1573.
4. Wappen der Familie Slawata: Katerzina z Chlumu z Kossumberka a na Hostinnem 1573.

Vom Singchore aus rechts gegen's Presbyterium:

1. Fulsteinsches Wappen: Elisska z Uppow z Fulssteina a na Albrechticich 1573.
2. Waldstein'sches Wappen: Jan z Waldsteina a na Hostinnem 1573.
3. Lobkowic'sches Wappen: Alena z Lobkowic a na Hostinnem 1573.
4. Wappen der Familie Zerotin: Elisska z Žerotina a na Hostinnem 1573.

Dies sind die Wappen Zdeneks von Waldstein und seiner Gemahlin; dann es Sohnes beider Georg und der drei Gemahlinen desselben, endlich des älteen Sohnes Georgs: Johann und dessen Gemahlin Eliška von Uppow und ullstein.

In der Mitte der Wölbung aber ist ersichtlich der kaiserliche Doppeladler it der Umschrift:

Neigasnieissi Knize a pan pan maximilian z bozy milosti druhý woeni rzyškiy cisarz, uherský czesky: zc: kral, arciknize rakusky marcrabie morawsky: slesky knizie a luzicke marckrabie geho milost cisarka rosmnozitel rzysse po wssecky czasy leta panie 1573.

An der Decke des Presbyteriums erscheinen Darstellungen aus dem Leben Mariä und zwar auf der Evangeliumseite: Mariä Opferung und Vermählung, uf der Epistelseite Mariä Heimsuchung und Reinigung, in der Mitte gegen den ochaltar Mariä Geburt und gegen's Schiff: Mariä Himmelfahrt; von letzterer Darstellung links Maria als Schützerin der Stadt und rechts (oberhalb des Seieneingangs) der Renovator der Kirche sammt Familie, ihre Herzen Mariä opfernd. Nebst diesen Darstellungen sind noch auf der Epistelseite die Wappen Georgs und seiner ersten Gemahlin mit der Umschrift: Georgius Baro Waldstein aedificavit ao. 1552, auf der Evangeliumseite die Wappen der Familien Lamberg und Trauttmansdorf mit der Umschrift: Max. Jos. Sac. Rom. Imp. Comes a Lamberg renovavit 1753.

Aus all dem Gesagten darf Folgendes geschlossen werden. Die ganze Kirche rührt in ihren wesentlichen Theilen von Georg von Waldstein her. Als Epochen der Bauvollendung sind fürs Presbyterium das Jahr 1552, für's Langhaus 1572 und für die innere Ausschmückung das Jahr 1573 anzunehmen. — Die Malereien im Presbyterium rühren von dem Grafen Lamberg her.

Schwieriger ist die Beantwortung der Frage, von wem die Einwölbung des Langhauses und die dortigen Wappenbilder herrühren.

Vom Grafen Lamberg nicht; 1753 hätte man die alterthümliche Schrift und Orthografie nicht — auch wenn sie an der frühern Decke gewesen wäre, so treulich copirt, auch kein Interesse gehabt, nebst Georgs und seiner Frauen Wappen noch jene seiner Eltern und seines Sohnes anzubringen. — Will man nicht annehmen, daß die Gewölbe bereits 1573 eingesprengt wurden (was eine Styländerung zwischen 1552 und 1573 voraussetzt), und will man dem Kirchengedenkbuche Glauben schenken, daß früher das Langhaus mit einer Holzdecke versehen war (bei der Spannweite des Schiffes allerdings etwas auffallend), so muß die Herstellung der Kreuzgewölbe und der Wappen dem Hans Christof von Waldstein — Sohn Georgs — zugeschrieben werden, der nach dem großen Brande von 1610 Kirche, Schloß und Dechantei wieder herstellte, und auch das früher erwähnte große Dachgesimse an der Kirche angebracht haben dürfte.

Dies ist um so wahrscheinlicher, als die Holzdecke des Langhauses der Wuth des Feuers, der selbst die Glocken zum Opfer fielen, nicht hat widerstehen können, und als in früherer Zeit auch das Schloß, die Dechantei und die Schule das

erwähnte Dachgesimse zeigten, die Oelsner Kirche es noch heute hat, die Dechant aber laut der erst neuestens vernichteten Aufschriften mit Wappen von Georg 157 gebaut und von Hans Kristof (von dem also die Malereien und Aufschriften sind 1611 wieder hergestellt, die Oelsner Kirche aber Zeuge der Jahreszahl 1602 au dem dortigen Thurme und der Wappen im Innern von Heinrich von Waldstein einem Sohne Georgs, gebaut worden ist. Hiebei entsteht allerdings noch das Be denken, wie es komme, daß Hans Christof neben den Wappen seiner Eltern un Großeltern das Wappen seines Halbbruders Johann und der Gemahlin desselbe an der Decke des Mittelschiffes malen ließ und nicht vielmehr — wie am Hu des Predigtstuhles, seines und das seiner Gemahlin dort anbrachte? Wahrschein lich hat er wirklich diese Wappen — und vielleicht zugleich jene seiner vollbürti gen Brüder — im Presbyterium angebracht, und es sind dieselben erst, al Graf Lamberg die Decke malen ließ, vernichtet worden. Daß die Decke des Pres byteriums früher leer gelassen und blos das Schiff mit Farbenschmuck versehe worden wäre, ist gewiß ebenso unwahrscheinlich, als daß daselbst von einem Pro testanten heilige Geschichten wären dargestellt worden.

Von dem älteren Bau sind in der Arnauer Kirche nur sehr wenige Spure (am gothischen Bogen zwischen Presbyterium und Schiff, ein Rundstab im Win kel beim Seiteneingang) — und einige Grabsteine übrig, nämlich der oben bereit angeführte der Anna von Coldicz von 1467, den man erst neuester Zeit vernichte hat, — ein kleinerer, der in der Taufkapelle in die Mauer gesetzt wurde und nebe einem Ritterwappen die Inschrift führt:

Anno doi MCCCCLXVIII. feia scda p . . . obijt gerisla fili dm fridr de Schobeg . d. h. Anno domini 1468 feria secunda (i. e. Montag) pos (der Heiligentag unleserlich) obiit Gerislav filius domini Friderici de Schom berg, dann unter den Grabsteinen, womit in neuerer Zeit der Zugang zur Kirch gepflastert wurde, der oben erwähnte Grabstein der Sskonka von Lompnicz von Jahre 1475. Vielleicht rührt auch der untere Theil des Thurms noch vom roma nischen Bau her.

Während Georg Kirche und Pfarrgebäude baute, traf er auch eine Verfügun bezüglich des Spitals. Es scheint, daß er die Dotation desselben durch eilf Hube Ackers zur Oels am Berge gelegen vermehrte; allein es ist die diesfällige groß Pergamenturkunde vom 8. Aug. 1566 schon vor Jahren in der Schrift so erloschen gewesen (und gegenwärtig ganz in Verstoß gerathen), so daß nichts Gewisses hier über erforscht werden konnte. Dagegen ist sicher, daß — wohl durch Vermittlung Georgs — die Stadt 1538 ein landesfürstliches Privilegium über zwei Wochen märkte und die königl. Bestätigung des schon vorher — (auf dem Rathhause lag ein Zollbuch von 1505) — bestandenen Brückenzolles erhielt. Vermöge dessen erhob die Stadt „im Vorüberfahren" von jedem Roß 1 Kreuzer, von jedem Scheffel Getreide, von jedem Eimer Wein, von jedem Zentner Schmalz auch 1 Kreuzer; große Kaufmannswaaren hatten auch nur 1 kr. Brückenzoll zu entrichten, dagegen die Stadt die Brücken über die Elbe und den Seifen zu erhalten [44]).

Georg von Waldstein wachte auch, daß die Gerichtspflege ordentlich gehandhabt wurde; zur Erhaltung besserer Ordnung im Gemeinwesen bestätigte er — wie erwähnt — 1581 den Handwerken der Kürschner und Hutter ihre Zunftordnungen. Die Arnauer Bürger scheinen sich auch zu jener Zeit eines befriedigenden Grades von Wohlhabenheit erfreut zu haben. Man sieht in den Akten nichts von Klagen über Verarmung, wie sie später so allgemein wurden. Die Testirfreiheit erlangten aber die Arnauer auch unter Georg nicht wieder und Uebertragungen des Vermögens unter Lebenden wie auf den Todesfall mußten mit Bewilligung

44) Städtisches Gedenkbuch: Verhandlungen von 1651 bis 1654.

er Obrigkeit und vor dem Rathe stattfinden. Noch 1593 wurde das Testament nes gewissen Kluge vom Rathe für nichtig erklärt, weil es ohne Vorwissen und Bewilligung des Rathes allhier als des Gutes Obrigkeit gemacht und nicht von nem geschwornen Schreiber niedergeschrieben worden war. [45])

Dagegen war die Gemeinde noch immer im Besitze eines Bräuhauses und saß den Kretschem (das ausschließende Schankrecht) in den Dörfern Kottwitz und rausnitz, wie sie solchen von den Turgauern erkauft hatte. — Als Georg von Waldstein in Kottwitz ein herrschaftliches Bräuhaus erbaute, trat sie ihm den retschem in Kottwitz ab und erhielt dafür die Kretschem in Arnsdorf, Hermanifen und Polkendorf [46]). Die Schenken in diesen 3 Dörfern und in Prausnitz ußten also das Bier von dem Arnauer Bräuhause nehmen. So blieb's bis zu s Friedländers Zeiten.

Im Contrast gegen die Folgezeit unterlag zur Zeit Georgs und vor ihm die nsässigkeit der Juden in Arnau keinem Anstande. So verkauft 1526 Jacob sein aus an den Juden Stiasny; 1527 heißt es: Schmid Simon hat sein Häusle, welchem er seine Schmid hat, gekauft von einem Jud genannt Lemmel und t ihm dasselbige bezahlt vor 5 Schock und Chaym der Jud „hot es ehm voricht noch der Stat gewonheit." — 1534 kauft der Jud Chaym einen Garten sfrei um fünf Schock; derselbe Jude erscheint 1540 als Hausbesitzer in Arnau d gewinnt einen Prozeß gegen seinen Nachbar, der seine Balken in die Röste s Hauses des Juden eingehauen hatte; 1556 wird eines Hauses des Juden tiasny erwähnt und 1558 verkauft der Rath an Adam Stüller den Hirtengar- n und den Judengarten um 16 Schock und einen jährlichen Zins von 4 weißen roschen. [47]) Es kamen aber auch Klagen gegen die Juden wegen Bedrückungen vor.

Georg sah sich veranlaßt, gegen den Juden Chaim von Jauer, der mehrere nauer Unterthanen wegen Schulden hatte „kumbern" (sequestriren) lassen, sich König Ferdinand I. zu beschweren, welcher in einem Schreiben an die Stadt reslau 1543 befahl, der Jud soll von Stund an den Kumber ledig lassen und wegen Befriedigung seiner Forderungen an den böhmischen Landhofmeister wenn, durch den ihm gegen des von Waldstein Unterthanen zu schleuniger Bezahng verholfen werden solle. [48])

Neben der Förderung des Wohles seiner Unterthanen sorgte Georg auch für Interessen seiner eigenen Familie. Er kaufte in Arnau mehrere Häuser, Aecker d Gärten, baute die Mühle nahe am Stadtgraben, die noch heute sein Wappen d die Jahreszahl 1548 trägt, und errichtete — wie erwähnt — in Kottwitz ein rschaftliches Bräuhaus. [49])

1560 kaufte er von Bernard Krussina von Lichtenburg das Gut Klein-Mile- [50]) und von Alex Radecky von Radec den Lehenhof in Langenau. [51])

) Stadtbuch Fol. 126.
) Städtisches Gedenkbuch: „Schreiben der Gemeinde an Graf Lamboy vom 27. Nov. 1638."
) Stadtbuch Fol. 42, 97, 53.
) Königl. Schreiben v. 3. Juli 1543 bei Dobner Dipl. Waldst. Wartemb. I. 291.
) Landtafel tom. 22. G. 28.
) T. Kalend. v. Czerny ad 1572.
) Landtafel tom. 52. Fol. 49. und tom. 64. Fol. 305 und 410. — 1538 besaßen das Dorf Langenau die Brüder Johann Alex und Hynek Radeczky von Radecz als Erbe nach ihrem Vater Wenzel. Johann und Hynek verkauften in diesem Jahre ihre Antheile dem Ritter Adam Zylwar von Pilnikau und auf Brzecztayn (Lehent. tom. 24. p. 135.) Dieser Adam Zylwar von Pilnikau und auf Wlczicz (Wildschütz) verpflichtet sich 1544 wegen seines Lehenhofes in Czermna und wegen der Besitzungen in Mohren und Langenau dem Könige zu Lehendiensten. (Lehent. tom 24. p. 313.) 1555 erscheinen die Brüder Johann und Christof Zylwar als Besitzer der Veste Mohren und mehrerer Entien in Langenau (ib. tom. 30 p. 253), 1552 bewilligt ihnen und ihrem minderjährigen Bruder Carl König Ferdinand die Einlegung mehrerer Güter (nämlich 13 Bauern und 1 Gärtner in Mohren, 6 Bauern

1560 Donnerstag nach Prokopi kaufte er von Albrecht Smiřický von Nachod um 13.250 Schock böhm. Groschen die Veste Miletin mit dem Hofe dabei, den Unterthanen, dem Bräuhause, der Mühle und Brettsäge, einem zweiten Hofe in Poličan, gegen zwanzig Teichen, dem Städtchen Miletin mit der Kirche und den Dörfern Rohoznic, Jahodna, Widon, Beznik, Borek, Zelgow, Chrostow, Uhlegow, Zdobyn, Trebehosst, Zwičan mit der Kirche, Brausnic mit der Kirche, der Mühle auf Mastig, den Dörfern Boček, Klein-Borowic, Tretin, Dechtow, Groß-Borowic, Poličan, Wolessnic (Oels) und Deberney, was der Verkäufer davon hatte. [52])

Er besaß somit die ganze Umgegend von Arnau und ließ gegen Ende seines Lebens, wo er sich „Georg der Allerälteste des Hauses Waldstein" zu nennen pflegte, dieses Besitzthum durch einen Abgeordneten der Landtafel besichtigen. Der Bericht desselben wurde in der Landtafel niedergelegt. [53]) Zur selben Zeit (1582) erbaute er auch die Kirche in Prausnitz. [54])

Georg war auch im öffentlichen Dienste thätig. 1553 und 1558 erscheint er als Beisitzer aus dem Herrenstande bei dem Kammergerichte [55]), — 1569, 1571 und 1575 wohnte er dem prager Landtage bei [56]), — auch als Relator bei der böhmischen Landtafel wird er angeführt [57]). Eine Probe seiner schriftstellerischen Thätigkeit ist der Bericht, den er gemeinschaftlich mit Mathias von Lužnic über die Niederlage bei Ofen 1541 in böhmischer Sprache verfaßte und abdrucken ließ. [58]) Georg starb, 65 Jahre alt, am 17. Mai 1584 und wurde in der von ihm erbauten Kirche in Arnau neben seinen Eltern und seinen früher verstorbenen zwei Gemahlinen beigesetzt. Der mächtige Grabstein von feinem, weißen Kalkstein, auf dem er in ganzer Figur mit langem Bart abgebildet ist, trägt die Umschrift:

„Georgius a Waldstein Baro natus est Horzicij anno recuperatae salutis 1519. 23 Aprilis, praefuit ditioni Arnoviensi annos 48, senio confectus obiit in doio anno aetatis 65, anno chi 1584. 17. Maji, corpus demortuum prope chariss. parentes et dilectis. conjuges sepultum nunc laetam resurrectionem vitae expectans."

Von drei Gemahlinen hatte Georg — so viel erforscht werden konnte — 13 Söhne und 4 Töchter erhalten. [59]) Seine erste Gemahlin war Katharina von Chlum und Kossumberk, eine Tochter Dionysius, Großvaters jenes Kanzlers Wilhelm Slawata, der am 23. Mai 1618 aus dem Fenster der Landstube in prager Schlosse geworfen wurde. — Die Kinder dieser Ehe waren: Johann Carl, Slawata, Albert, Wilhelm, Wok, Zdeniek, Georg, dann Magdalena, Ursula und Katharina. [60])

Die zweite Gemahlin: Elisabeth von Zierotin, Tochter des Herrn Zierotin auf Namiest, gebar ihm nur eine Tochter Libussa; [61]) die dritte Gemahlin, Alene

---

und 1 Gärtner in Langenau und 1 Bauer und 1 Gärtner in Czermna) in die Lehentafel (ib. tom. 52 p. 98.)

52) Landtafel tom. 57. H. 10. und tom. 15. H. 9.

53) Ib. tom. 66. E. 10. Der Bericht ist von 1583 und die Besichtigung fand in Folge der Klage Georgs gegen Wilhelm Mirzkowsky von Tropczicz und Frau Barbara Miczan statt, betraf — wie es scheint — Grenzstreitigkeiten.

54) Sommer: Topografie von Böhmen.

55) Commentar v. Auersperg's zu Balbin lib. curial. C. VI. p. 84. u. Lehent. tom 43. Fol. 86

56) Schaller Topografie.

57) Landtafel tom. 42. S. 10.

58) Mikowec im Lumir von 1852 und Wiener Zeitung vom 6. Juli 1852, Nr. 160.

59) Nach dem Hermanseifner, von Hannibal v. Waldstein verfaßten Stammbaume, der aber die Frauen nicht berücksichtigt, dann nach der Landtafel und Urkunden; zum Theil wurde Balbin Stemmatographia und erst in letzter Reihe Czerwenka: Splendor et gloria domus Waldsteinianae 1673 benützt, da letzterer besonders viele Irrthümer enthält.

60) Hermans. Stammbaum und Balbin. Letzterer läßt aber die Söhne Carl und Wok und die Tochter Katharina aus, führt dagegen eine Gitka auf, die sich in Urkunden nicht vorfand

61) Nach Georgs Testament in der Landtafel. Balbin nennt sie Ludmila.

von Lobkowic, Tochter des Oberstburggrafen Johann von Lobkowic, gebar die Söhne: Heinrich, Hannibal, Johann Christof, Bartholomäus und Wolfgang (Wogslaw). [62])

In seinem Testamente von Mittwoch vor Mariä Geburt 1582 bestimmte Georg, daß das ganze Vermögen auf die Söhne und zwar auf alle gemeinschaftlich und zu gleichen Theilen fallen soll. Die Witwe soll sich sogleich auf das Gut Poličan (den Hof und die Dörfer Trebehosst, Zdobin und Trotin) einführen lassen und das Gut lebenslang statt der Mitgift genießen, zugleich wöchentlich aus dem Miletiner Bräuhause ein Faß guten Bieres und ein Faß Frischbier erhalten. Will sie das Gut nicht behalten, so soll ihr die Mitgift von 2500 Schock, die der Testator noch um 250 Schock erhöht, ausgezahlt werden. Die jüngern Söhne sollen bei ihr bleiben und sie für den Unterhalt eines jeden jährlich 30 Schock erhalten. — Die älteren Töchter (aus der ersten Ehe) sollen nach ihrem Gefallen beim ältesten Bruder (Johann) oder einem andern Bruder unterhalten werden, bei ihrer Verheirathung aber jede 500 Schock erhalten; die Tochter Libussa soll gemäß der mit Johann dem Aelteren von Zierotin und auf Namiest getroffenen Abrede auch ferner bei diesem als ihrem leiblichen Oheim bleiben, im Falle ihrer Verheirathung aber gleichfalls 500 Schock b. Gr. zur Aussteuer bekommen. [63])

Die Witwe verbrachte den Rest ihres Lebens auf ihrem Witwensitze Poličan. In ihrem Testamente von 1586 setzte sie ihre Schwester Johanna von Lobkowic zur Erbin ein. [64]) Ihr Todesjahr ist unbekannt.

Von den Töchtern vermählte sich Magdalena mit dem Ritter Carl Zylwar, Ursula und Katharina — wie es scheint, auch Libussa — starben unvermählt. Die Grabsteine von Ursula (gestorben den 11. Okt. 1585) und Katharina (gestorben den 3. Okt. 1595) befinden sich in der Arnauer Kirche und tragen folgende Umschriften: Leta od narozeni syna Božiho 1585 gedenacteho dne miesycze Rzigna urozena panna panna Urssila Sslechticzna z Waldsteina život swug dokonala a tuto pochowana gest, radostneho wzkrzisseni oczekawage. Das Bildniß auf dem Steine zeigt eine ansehliche Frau, ist besonders schön und vollkommen erhalten; dann Leta panie 1595. 3 dne miesycze Rzigna urozena panna panna Katerzina Sslechticzna z Waldsteina život swug w Panu dokonala a tuto pochowana gest, nyni radostneho wzkrzissenj z mrtwich wstani oczekawagice. Der Stein zeigt das Bild einer erwachsenen Frauensperson mit einer Blume in der Hand.

Von den Söhnen Georgs waren Slawata, Albert, Wok und Georg schon in zarter Kindheit vor dem Vater gestorben; Wogslaw — der jüngste Sohn — starb ebenfalls als kleines Kind schon 1585 — Zeuge seines Grabsteins in der Arnauer Kirche; von den Söhnen, welche die männlichen Jahre erreichten, muß der älteste — Johann — zwischen 1582 und 1584 gestorben sein, da er in des Vaters Testament erscheint, nach dessen Ableben aber seiner nicht mehr Erwähnung geschieht. Er hinterließ von seiner Gemahlin Eliška von Uppow und Fulstein auf Albrechtic, mit der er schon 1573 vermählt war, zwei Söhne Georg und Wilhelm. [65])

Es übernahm daher der zweitgeborne Sohn Georgs: Carl die Vormundschaft über seine noch minderjährigen Geschwister und die Verwaltung des gemeinschaftlichen Vermögens. [66]) Er erscheint auf dem Hermanseifner Stammbaum als schon

62) Nach Urkunden. Wogslaw nach dem Grabsteine. Daß Heinrich, der älteste, schon ein Sohn der Alena war, ergibt sich, weil er 1574 geboren sein muß und Alena schon 1573 als Gemalin des Georg erscheint.
63) Landtafel tom. 22. G. Fol. 27.
64) ibid. tom. 24. K. Fol. 30.
65) Hermans. Stammbaum; Balbin Misc. II. Decad. lib. II. u. Aufschrift in der Arnauer Kirche.
66) Arnauer Stadtbuch Fol. 295. vergleiche Stadtgedenkbuch.

im Jahre 1577 cooptatus in numerum senatorum provocationum in regn Bohemiae, leistete 1584 als Seiner kaiserlichen Majestät Rath im eigenen un im Namen seines großjährigen Bruders Zdeněk und seiner minorennen Brüde Heinrich, Hannibal, Hans Christof und Bartholomäus den Leheneid wegen Lan genau [67]) und nahm 1590 die Theilung der väterlichen Güter unter diese Brü der und sich selbst vor. [68]) Des Bruders Wilhelm wird dabei nicht erwähnt er besaß als Erbe seines Oheims Johann bereits das Gut Herzmanic und hatt vielleicht auf's väterliche Erbe Verzicht gethan. — Carl erhielt in der Theilun den sogenannten Poličaner Theil, dessen Bestandtheile nicht genau bekannt sind.

Von 1589 an führte Carl die Güterverwaltung und Vormundschaft gemein schaftlich mit seinem Bruder Zdeniek [69]); dieser aber — im September 1558 i Arnau geboren, segnete das Zeitliche schon am 21. Oktober 1593, 35 Jahre alt und fand seine Ruhestätte ebenfalls in der Arnauer Kirche. Auf dem Leichenstei ist seine ansehnliche Gestalt in voller Rüstung und mit folgender Umschrift abgebildet: „Zdeniek a Waldstein Baro natus est Arnaviae anno recuperatae salu tis 1558 Septembris. Inde a prima adolescentia Deum vera pietate coluit anno aetatis 35 spiritum quem fruendum acceperat, reposcenti Deo luben tissimo animo in ipsius ‚manus commendavit anno . . . . Corpus demortu hoc in loco sepultum nunc laetam resurrectionem vitae expectans.“ [70])

Er hatte den sogenannten Rohoznicer Theil von der väterlichen Erbschaf besessen, der nun unter die Brüder vertheilt wurde.

Carl von Waldstein übernahm nun wieder allein die Geschäfte des Hauses.

In demselben Jahre (1593) ereignete es sich, daß zwei Kaufleute aus Glas gow in Schottland — Georg Paterson und sein Freund Claudius Winzeto beim Arnauer Magistrat ansuchten, es möge der zwischen ihnen abgeschlossene Waaren kauf im Betrage von 3000 fl., „weil beide weite Reisen vorhaben und allerlei be fahren könnten,“ zum Zeugniß ins städtische Gedächtnißbuch eingetragen werden. [71])

Die Mühen und Sorgen der vormundschaftlichen Verwaltung mögen wohl den melancholischen Spruch diktirt haben, welchen Carl von Waldstein auf die letzte Seite des Stadtbuches schrieb: „Aliis servio, me ipsum contero“; er entledigte sich dieser Bürde am 4. April 1594, worauf in Folge kaiserlicher Ver ordnung sein Bruder Wilhelm, Adam Zylwar auf Schurz und Johann Hra deczky auf Sedlec die Vormundschaft bis Ende des Jahres führten, [72]) wo Hein rich von Waldstein die Großjährigkeit erreichte und die Vormundschaft über seine noch minderjährigen drei Brüder übernahm. Diese traten dann successive nach Eintritt der Großjährigkeit eines jeden, d. i. mit dem vollendeten 20. Lebensjahre in den Besitz ihrer Erbtheile. Carl von Waldstein aber starb in Prag am 18. Mai 1604 und wurde in Schurz begraben, wo sein Grabstein die Inschrift trägt: Illustris ac generosus Carolus Baro a Waldstein in Poličan S. C. M Con siliarius vivere desiit et forti acrique animo Creatori animam reddidit 18. Maji A. 1604. [73])

Er hatte (aus unbekannter Ehe) drei Söhne hinterlassen: Christian, Georg und Johann. [74]) Ersterer erscheint als Herr auf Polican und Dubenec und als

---

67) Landtafel tom. 64. pag. 454.
68) ibid. tom. 180. P. 16.
69) Miletin. MS. — und Arnauer Gedenkbuch.
70) Das Datum: 1593. 21. Octobris nach Dr. Hadwichs MS., der Verfasser konnte es nicht der Inschrift entnehmen.
71) Stadtbuch Fol. 129.
72) Stadtgedenkbuch.
73) Nach Dr. Hadwich's MS.
74) Hermanſ. Stammbaum, der aber statt Christian (der in Urkunden erscheint) Christof anführt.

auf. Truchseß im Testamente seines Oheims Bartholomäus von Waldstein 1613 als Zeuge [75]); Georg von Waldstein und auf Rohoznic verkaufte 1619 sein Gut Boličan (Veste und Dorf), das ihm nach dem Tode seines minderjährigen Bruders Johann zugefallen war, um 12.100 Schock an Frau Elsbeth von Waldstein geborene von Uchsrycz. [76])

Heinrich von Waldstein, der älteste Sohn aus Georgs dritter Ehe, war 1574 geboren [77]) und erhielt in der Erbtheilung den sogenannten Borowicer Theil, zu dem auch die Dörfer Oels und Kotwitz gehörten. Er scheint bereits Neuschloß — vielleicht auf den Ruinen einer alten Veste — erbaut und daselbst gewohnt zu haben, da seine Gemahlin und Tochter als in Oels (wo kein Schloß bestand, was aber bei Neuschloß liegt) gestorben angegeben werden und Hannibal von Waldstein als Vormund des Sohnes Heinrichs sich 1607 „in nova arce" nannte. — Er starb, erst 26 Jahre alt, am 21. Juli 1600 und wurde in der Arnauer Kirche beigesetzt. Sein Grabstein, welcher ihn in voller Rüstung darstellt, hat die Umschrift: Anno di 1600. 21. Julii circa horam IX. et X. obiit Illustrissimus dom. dm. Henricus a Waldstein Baro anno aetatis vigesimo sexto et 7. die Julii terrae mandatus est in ecclesia Arnoviensi, nunc laetam resurrectionem vitae expectans.

Seine Gemahlin Magdalena Burggräfin von Dohna (Donaw) hatte ihm eine Tochter Katharina und einen Sohn Zdeněk geboren; erstere starb am 2. April 1614 und wurde bei ihrem Vater begraben. [78]) Ihr Grabstein zeigt eine jugendliche Frauengestalt mit einem Kranze auf der Brust und hat die Umschrift: Leta 1614, 2. dne miesyce Aprilis urozena Panna Panna Katerzyna Sslechticzna z Waldsteina život swug w panu dokonala na Olessniczy, tuto pochowana gest, nyni radostneho wskrzissenj a z mrtwych wstanj oczekawagice.

In dem Inventar [80]), welches nach Heinrichs Tode sein Bruder Hannibal als Vormund des unmündigen Zdeněk über das fahrende Gut auf den Wirthschaftshöfen zu Kotwitz und Oels durch den Arnauer Stadtschreiber Melchior Bardt und im Beisein des Bürgermeisters Adam Hanke aufnehmen ließ, wird der Schuldenstand der Masse mit 17.896 Schock angeführt, worunter die Morgengabe der Witwe mit 2500 Schock, eine Forderung derselben mit 5800 Schock, der Kaufschilling für das der Witwe abgekaufte Vorwerk zum Swieti (Zwičan) mit 4000 Schock, Kaufschillingsreste für ein Vorwerk und ein Erbgut in Swieti, eine Nachzahlungspost pr. 1000 Schock aufs Begräbniß des Heinrich mitbegriffen sind. Die letztere Post zeigt, wie sehr man damals auf prunkvolle Leichenbegängnisse hielt.

---

75) Landtafel tom. 138. O. Fol. 5.
76) ibid. tom. 139. O. Fol. 9.
77) Die Geburtsjahre Heinrichs und seiner jüngern Brüder aus dem Zeitpunkte des Güterantrittes, der wohl bei Eintritt der Großjährigkeit, d. h. bei vollendetem 20. Lebensjahre stattfand, gefolgert.
78) Nach der Inschrift des Grabsteins und den Wappen und Inschriften in der Oelsner Kirche, dann Balbin Misc. II. Decad.

Dieser Stein, dann die oben angeführten Grabsteine des Zdeniek, Wogslaw, der Ursula und der Katharina befanden sich im Boden des Presbyteriums zwischen dem Johannisaltar und den Rathsständen unter einer Bretterverschalung und wurden, als letztere wegen Fäulniß 1829 entfernt wurde, entdeckt und auf Veranlassung des Dechants Franz Rößler in die Wände der Taufkapelle eingesetzt [79]) Der Grabstein des Georgs von Waldstein aber, welcher (aus unbekannter Ursache) mit dem Bildniß nach abwärts am Seiteneingange der Kirche als Pflasterstein diente, wurde 1855 vom Verfasser dieser Beiträge entdeckt und auf dessen Veranlassung gleichfalls in die Wand der Taufkapelle eingefügt.
79) Eingabe Rößlers v. 1829 im Stadtarchiv.
80) Stadtbuch Fol. 132.

In der Kirche zu Niederöls sind im Presbyterium die gemalten Wappen Heinrichs, seiner Gemahlin und seiner Eltern, dann im Schiff noch einige Wappen mit Aufschriften und zum Theil mit Jahreszahlen zu sehen; sie sind erst vor etlichen 30 Jahren bei einer Restauration des Innern der Kirche nach den alten Wappen und Inschriften, die man damals übertünchte, sehr unglücklich und mehrfach unrichtig gemalt worden; indessen beweisen sie doch in Verbindung mit der Jahreszahl 1602 am Thurme und der Jahreszahl 1612 auf der mittleren Glocke, daß unter Heinrich und der Vormundschaft seines Sohnes die Oelsner Kirche restaurirt worden ist und die äußere Dekoration dieser Kirche ist mit ein Belege, daß auch jene der Arnauer Kirche zur selben Zeit hergestellt worden ist. Zdeněk, der Sohn Heinrichs, vermählte sich mit Anna Maria, Tochter des Joachim Kolowrat-Libsteinsky auf Rabstein und der Katharina von Berka aus dem Hause Lobkowic. [81])

Die eine Hälfte des Schlosses und der Stadt Arnau mit den zwei Mühlen daselbst, und der obern Vorstadt, dann die Dörfer Arnsdorf, Hermanseifen und Polkendorf sammt dem Patronatsrechte in Hermanseifen waren in der Erbtheilung von 1590 dem Hannibal von Waldstein zugefallen. Dieser, 1576 geboren, trat die Güter am 10. Okt. 1596 an [82]), führte nach dem Tode seiner Brüder Heinrich und Carl die Vormundschaft über die unmündigen Kinder derselben und legte 1604 in seinem und seiner Brüder Hans Christof und Bartholomäus Namen den Leheneid über den Lehenhof zu Langenau ab. [83]) Er erscheint in der Folge als des Königs von Ungarn und Böhmen sowie des Kaisers Rath und oberster Münzmeister im Königreiche Böhmen [84]), war ein in der Geschichte Böhmens wohlbewanderter Herr, der durch sein Werk: „Stemmatographia A. 1607 conscripta a magnifico et generoso D. D. Hannibale L. B. a Waldstein in nova arce Zeyfie et Hostinna, provinciae hradecensis Capitaneo" sich auch in der literarischen Welt einen Namen erwarb. [85]) Laut der Aufschrift dieses Werkes war er schon 1607 Hauptmann des Königgrätzer Kreises und bekleidete dieses Amt bis zu seinem 1622 erfolgten Tode.

In Hermanseifen, wo seine Gemahlin Katharina geborene Berka von Dub und Lipa ein Schlößchen (das heutige Bräuhaus) baute, dessen Nebengebäude noch heute ihren Namen mit Wappen und Jahrszahl 1602 trägt, [86]) erneuerte Hannibal von Waldstein in den Jahren 1598 bis 1602 die Kirche. — Die Wappen am Gewölbe des Presbyteriums mit den Namen Hannibals, seiner Mutter, seiner Gemahlin und der Markita Wanczurowa z Rhenicz a na Horkach (vielleicht seiner Schwiegermutter) und mit dem Datum 1602. 10. September wurden erst in neuer Zeit übertüncht, dagegen zeigt der Thurm noch das Waldstein'sche Wappen mit der Inschrift:

Pervigilante Deo quid gens inimica nocebit?
Nam tacitos fortes spesque fidesque facit. Esai. 30.
Annibal Baro a Waldstein in Arnau et Hermanseyffen. Catharina Waldsteiniana Baronissa a Berka et in Arnau et Hermanseyffen. Anno Dom. 1598.

Auch der zinnerne Taufbrunnen in der Kirche ist mit den Namen der beiden Gatten und der Jahrszahl 1607 bezeichnet und auf der großen Glocke steht: Generosus Hannibal Waldsteinius me curavit fundi 1614.

---

81) Balbin.
82) Kirchengedenkbuch.
83) Stadtbuch. — Lehentafel tom. 64. p. 570.
84) Czerwenka Splendor. — Landtafel tom. 184. H. Fol. 11/v. — ibid. tom. 137. L. 5/v.
85) Dr. Hadwich MS. Diese gedruckte Abhandlung soll in einem MS. des böhm. Museums von Kaspar Pilat verzeichnet sein.
86) Mittheilungen des Pfarrers Adolf Gustav Breyer.

In dieser Kirche ließ Hannibal einen großen von ihm verfaßten und mit Porträtmedaillons versehenen Stammbaum der Familie Waldstein, mit Johann von Waldstein 1252 beginnend, aufhängen, der noch vorhanden ist.

Hannibal vermehrte sein Besitzthum mit den Gütern Welechow, Hermanicz und dem kleinen Gute Muhs (Gutsmuths) bei Arnau, in der Stadt Arnau besaß er auch ein Haus neben dem Rathhause; [87]) er gerieth aber allmälig in bedeutende Schulden und es wurden 1615 seine Besitzungen von verschiedenen Gläubigern in Execution gezogen.

Die damals vorgenommenen Schätzungen [88]) bewerthen das dem Hannibal gehörige (gegen die Stadt zu gelegene) Schloß in Arnau mit 314 Schock, die 4-gängige Mahlmühle bei der Stadt mit 759 Schock, die eingängige obere Mühle unter der Veste mit 97 Schock; in der ihm zugewiesenen Stadthälfte und in der obern Vorstadt befanden sich damals 69 Angesessene, welche an Gelddienst jährlich 9 Schock 56 Gr. entrichteten; überdies betrug die jährliche Abgabe vom Weinschenker 7 Schock 30 Gr. — von den 3 Bäckern 30 Groschen, von den Töpfern 1 Schock 30 Gr., von den Tuchmachern 9 Sch. 15 Gr., von den Gärbern (1 Denar für jede Haut) durchschnittlich 7 Sch. 30 Gr., von den Fleischhackern circa 6 Sch., von andern Handwerkern 9 Sch. 18 Gr., von den Bürgern dieser Stadthälfte von jedem Biergebräu $7^1/_2$ Gr., jährlich also circa 8 Schock 36 Groschen.

Das Dorf Hermanseifen zählte 46 Bauern. Hannibals Gemahlin löste damals die halbe Stadt und die Dörfer Arnsdorf, Hermanseifen und Polkendorf an sich und bestimmte in ihrem auf der Veste Welechow 1615 verfaßten Testamente, daß ihr Gatte bis zu seinem Tode von diesen Gütern den Fruchtgenuß haben, nach seinem Tode aber Alles an die Kinder fallen solle. [89]) Gleichwohl konnte dadurch der weitern Verschuldung nicht vorgebeugt werden; 1616 wurde Hannibal von Johann Berhard von Fünfkirchen wegen einer Schuld von 5000 Schock geklagt, seine Gemahlin übernahm damals durch Vergleich diese Schuldpost und verpfändete dem von Fünfkirchen dafür die ihr eigenthümliche Hälfte von Schloß und Stadt Arnau sammt den mehrgenannten drei Dörfern, 1620 aber wurde dieser Gläubiger auf Grund von vier verschiedenen Verschreibungen in die Hypothek eingeführt. [90])

Hannibal starb in Königgrätz am 21. April 1622 und wurde in Hermanseifen begraben, wo sich in der Kirchhofmauer noch jetzt sein Grabstein befindet, welcher ihn in ganzer Gestalt mit folgender Umschrift darstellt:

1622 den 21. April ist zu Königgrätz gottselig verschieden der wohlgeborne Herr Herr Hannibal von Waldstein, Herr in Arnau, Hermanseifen und Welichow, Hauptmann des Königgrätzer Kreises, seines Alters 46 Jahr, dessen Seele Gott gnädig sei."

Ob er Kinder hinterlassen, ist nicht bekannt.

Inzwischen war die andere Hälfte von Schloß und Stadt Arnau dem Hans Christof, dem 3. Sohne Georgs aus dessen 3. Ehe in der väterlichen Erbtheilung zugewiesen worden. [91]) Es gehörten zu diesem Theile: die Schloßhälfte gegen die Kirche zu mit den Marställen hinter dem Schlosse, dem Stübl bei der Pforte, der Bäckerei, drei Kellern, zwei Hundezwingern, einem Küchengärtchen vor der Pforte und der Vorburg sammt dem Wallgraben bis zu den Zäunen beim Bade (das Thor gegen die Stadt und die Pforte gegen den Meierhof, die Aufgänge zum alten und neuen Gebäude,

87) Aufschrift in der Hermans. Kirche. — Landtafel tom. 184. H. Fol. 11/v. — Stadtbuch.
88) Landtafel tom. 137. K. Fol. 14/v und 15.
89) ibid. Czerweny Quat. v. 1614. M. 24.
90) ibid. tom. 189. M. Fol. 26. — tom. 95. H. 20 und tom. 303. E. 12/v.
91) ibid. tom. 180. P. Fol. 16.

das Wasser im Schlosse und der Röhrkasten sollten den Inhabern beider Schloßhälften gemeinschaftlich sein) — ferner der Meierhof beim Schlosse mit seinen Scheuern und Schüttkasten, dem Küchengarten dabei, allen Aeckern die daneben liegen, und dem sogenannten Holzschlag oberhalb Oels, dann mit den Wiesen an der Elbe, dem Obstgarten hinter dem Hofe bis zur Linde, dem zweiten großen Garten bei den städtischen Scheuern u. s. w. — die halbe Stadt Arnau und zwar vom Niederthore vom Hause des Christof Hanl und mit der gegenüber liegenden untern Seite vom alten Bade bis zum Oberthor zum Hause des Laurenz Dreischuh, in welchem Stadttheile 40 Angesessene mit einem jährlichen Gelddienst von 10 Schock sich befanden; die Vorstadt vor dem Niederthor mit 26 Angesessenen; das Kirchenpatronat in Arnau; die Dörfer Proschwitz mit 51, Forst mit 3, Lauterwasser mit 42, Mohren mit 35 und Helfendorf mit drei Angesessenen, — endlich ein Haus bei Johannisbad.

Hans Christof war 1577 geboren und trat sein Erbe 1597 an. Gleich in diesem Jahre brannte der Kirchenthurm in Folge eines Blitzstrahles ab. Die Kirche scheint damals wenig gelitten zu haben. [92])

In demselben und den zwei folgenden Jahren wurde die Kirche in der Vorstadt, an welche später die Klosterkirche angebaut wurde, von Grund aus erbaut. Die Pfarrkirche steuerte dazu 810 Schock 18 weiße Groschen bei; das übrige gab die Stadt. Die Kirche wurde der allerheiligsten Dreieinigkeit geweiht und auf dem Friedhofe daneben, zu dessen Anlegung die Gemeinde ein Stück Feld hergab, [93]) wurden fortan die ärmeren Bürger begraben, während die vornehmeren nach wie vor in der Pfarrkirche oder auf dem Kirchhofe bei derselben begraben wurden, wie dieses die vielen, großen Grabsteine daselbst noch heute bezeugen.

Die Pfarrkirche selbst und die Stadt traf bald darauf großes Unglück. Am Bartholomäustage 1610 brach in der Stadt eine Feuersbrunst aus, welche die ganze Stadt sammt Kirche, Schloß, Schule, Pfarre, Rathhaus und Bräuhaus einäscherte. Das Feuer war so heftig, daß es auch die Glocken auf dem Kirchthurm vernichtete. Wenn das Schiff der Kirche damals noch eine hölzerne Decke hatte, so wurde diese von den Flammen sicher verzehrt. — Vom Bräuhaus, Malzhaus und der Büttelei (Arresthaus) bemerkt das städtische Gedenkbuch ausdrücklich, daß der Rath noch im selben Jahre diese Gebäude mit Trämen neu beziehen und eindecken ließ. Die Arnauer Gemeinde wendete sich nach diesem Unglücke an die Stadt Trautenau um eine Brandsteuer und erhielt hierauf von dort 25 Sch. 30 Gr. zugesendet. [94])

Hans Christof von Waldstein stellte Kirche, Schloß, Pfarre und Schule alsbald wieder her und versah sie sogar mit größerem Schmucke. Die Pfarre (Dechantei) zeigte bis vor wenigen Jahren in ihrem großen Giebelfelde viele Arabesken und zwei Wappenpaare, links jenes des Georg von Waldstein und seiner dritten Gemahlin mit der Umschrift:

GZWNHAM AWZLNHAM 1578. d. i. Girzi z Waldssteina na Hostinnem a Miletině. Alena Waldssteinská z Lobkowicz na Hostinnem a Miletině.

Das Wappenpar rechts war das der Familien Waldstein und Sezyma mit der Umschrift: IKZWNHAR. MWSZANHAR. 1611 d. i. Jan Kristof z Waldssteina na Hostinnem a Rochowě. Magdalena Waldssteinska Sezymowská z Austi na Hostinnem a Rochowě.

---

92) Der Güterantritt nach dem städt. Gedenkbuch; der Brand des Thurmes nach dem Kirchengedenkbuch.
93) Städtisches Gedenkbuch.
94) ibid. und Kirchengedenkbuch.

Oberhalb beider Wappenpaare stand: Exemplum esto fidelium in verbo, in conversatione, in charitate, in spiritu, in fide, in castitate. Timoth. 4. cap. Alles war in Sgrafitto gemalt.

Unterhalb des Giebelfeldes lief ein dekoratives, weit ausladendes Gesimse (Hohlkehle) mit besonderer Bedachung ums Gebäude, welches letztere auf allen Seiten bis herab, das Rustico der Renaissance nachahmend, verziert war. Aehnliches Zierwerk hatte Hans Christof auch bei der Kirche und beim Schlosse angebracht. Beim letztern sah man es noch sammt dem Gesimse, in dessen Höhlungen allerlei Gethier gemalt war, an dem gegen die Stadt gekehrten Schloßflügel, dem sogenannten „alten Schlosse" Anfangs der dreißiger Jahre.

Im Innern der Kirche hat sich von Hans Christof noch die Kanzel und (wahrscheinlich) der Taufbrunnen erhalten. Die Kanzel ist ein schönes, ehrwürdiges Monument; der eigentliche Predigtstuhl, massiv aus Stein im Renaissancestyl gebaut, ruht auf den Schultern von Moses und Aaron. Die Brüstung umgeben in Hautrelief die Figuren Johannes des Täufers, der vier Evangelisten und der Kirchenväter Hieronymus und Augustinus; oberhalb derselben läuft um die Kanzel der Schrifttext aus Isaias Cap. 52 v. 6. 7. „Wie lieblich sind auf den berge die Fuß der Bote die da fride verkündige, die da sage zu Zion: dein Got ist König, deine Wechter ruffe laut mit ihrer Stim: Man wirds mit Auge sehe wenn der Herr Sion bekehret." — Der Hut der Kanzel, ebenfalls im Renaissancestyl, aber von Holz, zeigt zwischen Säulen Statuetten und vorn die Wappen des Hans Kristof und seiner Gemahlin mit der Jahrszahl 1612 und ist von der Statuette des Weltheilands gekrönt. Alles ist reich mit Farben und Vergoldung geziert. — Der Umstand, daß die Kanzel auf Moses und Aaron sich stützt, die Evangelisten und Kirchenlehrer keine Heiligenscheine haben und die Statuetten des Hutes personifizirte Tugenden darstellen, beweist auch ohne die Jahrszahl den protestantischen Ursprung.

Eine nicht minder schöne und werthvolle Erinnerung an Hans Kristof und seine Zeit sind die drei Glocken auf dem Thurme. Die Fensterglocke hat 4 Ctr., die Mittelglocke 20, die große Glocke 40 Ctr. Letztere ist ein Geschenk des Hans Kristof und seiner Gemahlin, deren Wappen darauf ersichtlich sind mit der Inschrift: Girzik z Waldsteina a na Hostinnem, Alena z Lobkowic a na Hostinnem, Fryderych Sezyma z Sezymowa Austi a na Rochowie. Alzbieta Sezymowa z Bytussky a na Rochowic. Jan Kristof z Waldsteina a na Hostinnem a Rochowie. Mandalena Waldsteinska z Sezymowa Austi na Hostinnem a Rochowie. Esai. 2. Cap. Venite ascendamus ad montem Domini et ad domum dei Jacob, et docebit nos vias suas et ambulabimus in semitis ejus. Apokal. c. 22. Und der Geist und die Braut sprechen: Komm; und wer es hört, der spreche: Komm; und wer da durstet, der komme, und wer da will, der nehme das Wasser desselbens umbsonst. In versu: So er spricht: Sols (sic) zeigt; ja, ich komme balt, Amen, ja ich komme Herr Jesu. Im 1611 Jahre." Auf der Mittelglocke ist das Stadtwappen und folgender Spruch:

Ignibus hic perii, mox ignibusorta revixi,
Sic eadem et vitam flamma necemque tulit;
Nunc ad coelestas epulas voco sedula turbam,
Infelix celeri quem piget ire pede.

Anno Domini 1611.

Die Fensterglocke hat blos die Umschrift:

Ich ruf mit meinem Klang
Zu sagen Gott dem Herren Dank
Erinnere auch zur rechten Zeit
Die Menschen ihrer Sterblichkeit. 1611.

Die Mittelglocke und die Fensterglocke hat die Stadtgemeinde angeschafft. Die Fensterglocke stimmt mit der Mittelglocke in der reinen Quint und mit der großen Glocke in der großen Sext. Alle drei sind von einer Reinheit der Stimmung und einem Wohllaut, der das Geläute dieser Glocken noch heute zum schönsten weit und breit macht. Dabei sollte es für die Arnauer Bürger erhebend sein zu denken, daß diese Glocken von einem ihrer Mitbürger und in Arnau selbst gegossen worden sind. Auf den Glocken selbst ist zwar auffallender Weise der Meister und der Ort des Gußes nicht angegeben, aber es ist vielfach erwiesen, daß zu jener Zeit in Arnau eine Glockengießerfamilie lebte, von der die Meister Donat Schritter und Martin Schretter durch noch vorhandene Glocken bekannt sind. So sind die große Glocke in Oberstèpanic (bei Branna) als 1589 durch Donat Schritter in Arnau an der Elbe, die zweite Glocke in Starkenbach als 1617 durch Martinus Schretter, Glockengießer von Arnau, [95]) die große Glocke in Wartenberg (bei Nimes) als im Oktober 1603 in Arnau gegossen, durch ihre Aufschriften beglaubigt. [96]) Eine Glocke auf dem Kirchthurm zu Horženiowes von 1593 ist auch mit dem Namen „Arnau" bezeichnet. [97]) Die Wartenberger Glocke hat sogar denselben Spruch wie die Arnauer Fensterglocke, nur erweitert, — es kann daher wohl nicht bezweifelt werden, daß die drei großen Glocken in Arnau, sowie die mittlere, kleine und Fensterglocke in Forst, die aus dem Jahre 1606 herrühren, — die Mittelglocke in Oels mit der Jahreszahl 1612 und die Glocke in Hermanseifen von 1614 — alle bei Waldstein'schen Patronatskirchen — in Arnau von Martin Schretter gegossen worden sind.

Die älteste Glocke in Arnau ist die Sanktusglocke; sie hat keinen schönen Klang, manchem armen Teufel in alter Zeit mag ihr Ton noch besonders unangenehm geklungen haben, denn sie war, der Sage nach, die Armesünderglocke. Darauf scheint ihre Umschrift zu deuten: Bist du ein Richter, so richt recht — Got ist Her und du bist Knecht. 1599. [98]) Auch muß die Glocke 1610 noch nicht an ihrer gegenwärtigen Stelle — in einem Dachreiter der Kirche — gehängt haben, weil sie sonst beim Brande zu Grunde gegangen wäre.

Aus der Zeit des großen Brandes von 1610 datiren vielleicht noch zwei Einrichtungen in Arnau, nämlich die löbliche Einrichtung, daß die Feuerglocke an der Giebelwand des Rathhauses in der Höhe angebracht ist und der Strang außen auf den Platz frei herabhängt, so daß Jedermann bei Wahrnehmung einer Fenersgefahr augenblicklich mit der Glocke Lärm schlagen kann; die andere Einrichtung war die Verpflichtung des Nachtwächters auf dem Kirchenthurme, des Nachts jede Stunde durch Stöße in ein drei Schuh langes hölzernes Horn zu jedem der fünf Fenster hinauszurufen, so daß z. B. die Mitternachtsstunde durch 12

---

95) Die Glocke in Stèpanic hat (nach Schallers Topografie) die Aufschrift: Tento zwon slyty gest puwodem uroz. P. Marige z Waldssteina a z Martinicz pozustale Wdowy po uroz. p. p. Zdenkowy Sstiepaniczkym z Waldstèina, Panu na Sstiepaniczych a Dymokuržych etc. udělan gest skrze Donata Schritter Miesta Hostinyna nad Labem leta od naroz. P. G. 1589. — Die Starkenbacher Glocke hatte (nach demselben) die Aufschrift: „Martinus Schretter Glockengiesser von Arnau hat mich durch Gottes Hülfe gegossen im Jahre 1617."

96) Auf der Wartenberger Glocke las der Verfasser folgende Aufschrift: Anno 1603 mense Octobri haec campana fusa est ut ad celebrandum deum convocaretur ecclesia Wartenbergensis. Darunter: „Ich ruf mit meinem hellen Klangk Zu sagen Got dem her Danck und lock das Volk zu Gottes Wort welch' zeigt des Himmels pfort Erinner' auch zu rechten Zeit die Menschen ihrer Stirblichkeit. Zu Arnaw ward ich gossn Wer mich hört Eil unverdrossn Zum Gebet und Gottes Wort So wird im wol sein hie und dort."
Auf der Glocke sind noch die Wappen und Namen des Erasmus Hirschberger von Königshain und auf Wartenbergk und seiner Gemahlin Helene geborenen Schkopin.

97) Die Glocke in Horženiowes hat nach Schaller die Aufschrift: Anno 1593. Arnaviensium in honorem et terrorem (?) civium.

98) Die Wetterfahne des Thürmchens zeigt die Jahreszahl 1675 (Kirchengedenkbuch); vielleicht wurde damals erst die Glocke an die gegenwärtige Stelle gebracht.

Stöße bei jedem Fenster angedeutet wurde. Da der Nachtwächter hiebei nach allen Himmelsgegenden auslugen mußte, daher ein entstehendes Feuer leicht entdecken konnte, war auch diese Einrichtung löblich; aber mancher Fremde wurde durch die fremdartigen, furchtbaren Töne aus dem Schlafe geschreckt und es ist daher seit einigen Jahren von dieser Nachtreveille abgekommen.

Hans Christof von Waldstein sorgte nicht nur für die Wiederherstellung der Kirche und Pfarrei, sondern auch für den bessern Unterhalt der dabei Angestellten. Es wird zwar schon zur Zeit der Turgauer eines Kaplans und später eines Diakons bei der Pfarrkirche erwähnt; aber entweder war ein solcher nur vorübergehend angestellt oder mußte vom Pfarrer unterhalten werden. — Hans Christof hatte nun schon 1607 einen Diakon bleibend gestiftet und zu dessen Unterhalt Grundstücke in Proschwitz nächst der Brücke gewidmet. Wegen Entlegenheit dieser Grundstücke änderte er 1612 (am Tage St. Georgi) die Stiftung dahin ab, daß dem Diakon und seinen Nachfolgern das Haus in der Stadt zwischen Philipp Proschwitzer und Georg Seidel sammt allen dazu gehörigen Aeckern, Wiesen, Wäldern, auch dem Bräu-Urbar übergeben und für alle Zeiten von allen Steuern und Gaben frei erklärt wurde. Hannibal von Waldstein versprach für sich und seine Erben, dem Diakon jährlich aus seiner Mühle zu Arnau unweit der Stadtmauer zwölf Scheffel Weizen zu geben, die Gemeinde aber verpflichtete sich, dem Diakon aus dem Gemeinen Urbar jährlich 20 Schock meißnisch, eine Kufe Salz und acht Klaftern weiches Brennholz aus dem Walde „neben des Pfarrers Wirthschaft gelegen" zu verabfolgen. Die Kirchenväter hatten für die Zufuhr zu sorgen und darauf zu sehen, daß Haus, Scheuer und Grundstücke im guten Stande blieben. Zugleich versprach die Gemeinde nach jedem Gebräu, so der Rath thut, die Kirchenväter auch ein Gebräu zu Nutzen der Kirche und des Spitals vornehmen und verkaufen zu lassen. [99])

In derselben Urkunde wurde auch ein altes Streitobjekt zwischen Herrschaft und Stadt beseitigt. In Hermanseifen lagen nämlich vier Bauerngüter, welche — freilich unter Widerspruch der Herrschaft — schon von Alters her den Arnauer Bürgern mit Zins, Robot und andern Diensten verpflichtet waren. Die Bürger hatten nun dieselben zugleich mit dem Zinse, welchen Hans Rindfleisch „wegen der Wüstungen am Eilenberge" jährlich der Gemeinde reichte, den Brüdern Hans Christof und Hannibal von Waldstein verehrt und diese befreiten dafür die Bürger durch drei Jahre von dem Zins, den dieselben bisher von jedem Eimer Wein, den sie aus dem städtischen Weinkeller ausschenkten, mit Einer Pinte an sie entrichten mußten, und bestimmten, daß nach Ablauf der drei Jahre die Bürger statt jenes Zinses jährlich ein Pauschale von 50 Sch. meißnisch zahlen sollten.

Als Zeugen erscheinen in der Urkunde Rudolf Albrecht Rychnowsky von Rychau (wohl Rychnow, d. i. Reichenau) und auf Ketzelsdorf, — Ritter Wenzel Bohdanetzky von Hodkau und auf Weckelsdorf, Adam Abraham Bohdanetzky von Hodkau und auf Adersbach und Georg von Witten und in Lauterwasser.

Hans Christof hatte seine Rechte auf obige vier Bauerngüter schon 1607 an seinen Bruder Hannibal abgetreten.

Zur Beförderung der intellektuellen und religiösen Bildung seiner Unterthanen errichtete Hans Christof in Lauterwasser und Forst Schulen (1606 und 1607) und in Forst die erste Kirche 1606. Sie war von Holz und wurde am 13. Nov. feierlich für den lutherischen Gottesdienst eingeweiht. Anwesend waren dabei nebst dem Stifter die Herren Albrecht Gottfried Krinecky von Ronow und auf Starkenbach, Bartholomäus von Waldstein auf Miletin, Wilhelm Mirskowsky von Stropschitz auf Hohenelbe sammt ihren Ehegattinen, dann Adam Abraham Bohdaneczky von Hodkow auf Adersbach, endlich neben dem für Forst berufenen Pastor

99) Vertrag im städt. Gedenkbuch.

Hieronymus Leo noch neun lutherische Prädikanten, nämlich Pfarrer Michael Bayer und Kaplan Franz aus Arnau, dann die Pfarrer von Mohren, Hohenelbe, Trautenau, Altstadt, Langenau, Freiheit und Miletin, [100]) — ein Beweis, wie allgemein der Protestantismus in der ganzen Gegend war [100a]) und welche Wichtigkeit man der Gründung einer neuen lutherischen Pflanzstätte beilegte. In Forst scheint sich Hans Christof von Waldstein viel und gern aufgehalten zu haben, er hatte dort ein Jagdschlößchen und ein Bräuhaus erbaut. Im erstern starb (am 24. Mai 1600) der alte Freund seines Hauses, Zdenko Wlachimie Kameniczky von Kamenic, der letzte seines Geschlechtes, dem er den Leichenstein setzen ließ, welcher an der Außenseite der Kirchenvorhalle in Arnau eingefügt ist und nebst dem Bilde des geharnischten Ritters die Umschrift trägt: Anno dni 1600. 24. Maji Forstii obiit nobilis ac strenuus eques Sdenko Wlachimie Kameniczky de Kamenic, stirpis sue noviss., a prima juventute ad extremum vitae terminu generosiss. Waldsteinioru familiae in armis et toga fideliss., aetatis anno 55. In Arnau waren um jene Zeit in der Zeche der Hutmacher große Streitigkeiten ausgebrochen, die über Ein Jahr dauerten. Der Rath berief daher 1602 aus drei Städten ehrliche Meister dieses Handwerks, unter deren Intervention alle Händel beigelegt, für die Zukunft die Angelegenheiten der Zeche geordnet und festgesetzt wurde, daß der dagegen Handelnde der Kirche 2 Schock und dem Handwerk auch zwei Schock zur Strafe erlegen soll. [104])

Aus dem damaligen öffentlichen Leben in Arnau sind noch zwei Fälle zu erwähnen. 1604 wurde noch ein Hexenprozeß verhandelt, der aber nach Vernehmung vieler Zeugen für die Angeklagte günstig verlief. [105]) 1614 mußte sich der gewesene Amtsschreiber des Hannibal von Waldstein, Wacław Herzmann, laut Artikel Q der Stadtrechte vor allen Verleumdern und bösen Mäulern reinigen, weil Merten Neidek ihm im Rathhause und auf dem Richtplatz gesagt hatte: „Du böhmischer Schreiber bringst mich um mein Leben [105a])“ [106]).

Hans Christof von Waldstein war vermählt mit Magdalena, der Tochter des Friedrich Sezyma von Sezyma Austi und auf Rochow und der Elsbeth von Bytusský. [107]) Sie scheint ihrem Gemahle das Gut Rochow zugebracht zu haben, von dem sich beide Gatten nannten. Die Ehe blieb entweder kinderlos oder die Kinder starben sehr frühzeitig. Hans Christof selbst segnete das Zeitliche in Forst am 15. April 1616, erst 39 Jahre alt; sein Leichnam wurde den 1. Juni nach Arnau gebracht und am 5. Juni in der Stadtkirche unter den Stuffen des Hochaltars in einem kupfernen Sarge beigesetzt, wie dieses eine alte Anmerkung im Kirchengedenkbuche bezeugt. [108])

---

100) Forster Kirchengedenkbuch.

100a) In Kotwitz wirkte zu jener Zeit (1605 bis 1624 Pastor Emanuel Moller; der Leichenstein, den er seiner Frau und seinen Kindern dort setzen ließ, ist noch vorhanden. [101]) In Prausnitz trägt der metallene Taufbrunnen den Namen des dortigen Pastors Laurenz Schubart und die Jahrszahl 1590. [102]) In Wildschütz war 1613 Petrus Wentzke protestantischer Pfarrer. [103]).

101) Sommers Topographie.

102) Dr. Hadwich MS.

103) Brief desselben ins Stadtbuch eingelegt zu Fol. 135.

104) Urkunde im Stadtarchiv.

105) Stadtbuch.

105a) Die Richtstatt war unterhalb der Stadt auf einer kleinen Anhöhe, die noch heute der Galgenberg heißt. In der Nähe und vielleicht mit Beziehung auf die Oertlichkeit — an der Straße nach Neuschloß errichtete im vorigen Jahrhunderte ein frommer Arnauer Wundarzt, Franz Keim, ein Krucifix mit den Figuren der hl. Maria und des Evangelisten Johannes, noch gegenwärtig „Baders Kreuz“ genannt.

106) ibid. Fol. 138.

107) Balbin und Aufschrift auf der großen Glocke in Arnau.

108) Forster und Arnauer Kirchengedenkbuch.

Die Güter blieben bis 1620 im Besitze der Witwe. In diesem Jahre verkauften aber die königlichen Commissäre auf Andringen der Gläubiger des Hans Christof dessen Schloß- und Stadthälfte mit dem Meierhof und Vorwerk, dem Patronate über die Kirche, „bei der eine Dechantei ist" und mit der Schule, das Dorf Proschwitz mit Schenke und Mühle, — Veste und Dorf Forst mit Meierhof, Bräu- und Malzhaus, Schenke und Kirchenpatronat, — das Dorf Lauterwasser mit Schenke, Mahl- und Sägemühle, — das Dorf Mohren mit dem Kirchenpatronat, Meierhof, Schäferei und Schenke, das Dorf Helfendorf, das Dorf Klein-Borownitz mit Meierhof, Schenke, Mahl- und Sägemühle, — das Dorf Czermna mit dem Kirchenpatronat, Schenke, Meierhof und Schäferei, — das Kleinhaus beim h. Johannes und die Mühle auf dem Seifner Anger an die Frau Magdalena von Waldstein auf Hodkow und ihre Erben um 39.000 Sch. meißnisch, von welcher Kaufsumme zunächst die Forderung der Witwe Magdalena von Waldstein von Sezyma Austi mit 20.000 Sch., dann die Steuerrückstände mit 8000 Schock zu bezahlen, der Rest von 11.000 Sch. aber an die Gläubiger abzuführen war. [109])

Magdalena Waldstein von Sezyma Austi kaufte aber alsbald (3. August 1620) von ihrer Namensschwester das Dorf Czermna um 2597 Schock wieder zurück, stellte 16[illegible]3 zwar auf Verlangen Albrechts von Waldstein die Bauern des Dorfes unter dessen Oberherrlichkeit, mit dem Beding jedoch, daß — wenn der Fürst sie oder ihre Erben aus Besitz und Genuß des Dorfes weisen wollte — er ihnen den Kaufschilling zahlen müsse. [110])

In ihrem Testamente dd. Arnau 1625 Montag nach Jubilate setzte diese Magdalena ihre Tante Marussy Smržkow geborene Borzanowska z Bytyssky zur Erbin ein und verlangte in der Arnauer Kirche neben ihrem Gemahle beigesetzt zu werden. Das Jahr ihres Todes ist nicht bekannt.

Magdalena von Waldstein und von Hodkow, die neue Besitzerin der Arnauer Stadthälfte, die vordem Hans Christof v. Waldstein besessen, war die Tochter des Adam Abraham Bohdaneczky v. Hodkow auf Aderspach. Sie hatte sich in erster Ehe mit Hynek Albrecht Miczan v. Konow, [111]) in zweiter mit Bartholomäus v. Waldstein vermählt. Letzterer, der jüngste Sohn Georgs von Waldstein, 1580 geboren, hatte von seinem Vater Miletin geerbt, dessen Besitz er 1600 antrat und auf welchem er 1602 die Heirathssprüche seiner Gemahlin pr. 10.000 Schock meißnisch versicherte. [112]) Dem Beispiele seines Vaters und seiner Brüder folgend war auch er ein Wohlthäter der Kirche. Die große Glocke auf dem Kirchthurme in Miletin trägt noch seinen und seiner Gemahlin Namen und die Jahrszahl 1614. [113]) Es ist merkwürdig, daß keiner der dreizehn Söhne Georgs v. Waldstein das 50ste Lebensjahr erreichte. Auch Bartholomäus starb schon 1617 [114]) (37 Jahr alt). Er hinterließ vier Söhne: Hannibal, Hans Christof den Jüngern, Georg Adam und Albrecht Pertold. In seinem Testamente vom 19. Februar 1613 bestimmte er, daß die Witwe bis zur Großjährigkeit des ältesten Sohnes Hannibal die Güter besitzen und genießen, sodann aber dieselben an die Söhne abtreten soll und verordnete ihr zu Rathgebern seine Brüder Hannibal und Hans Christof den Aeltern, dann seinen Schwiegervater Adam Abraham Bohdaneczky von Hodkow.

1620 kaufte die Witwe — wie erwähnt — eine Hälfte von Arnau und

---

109) Landtafel tom. 192. L. Fol. 27/v.
110) ibid. Miedienny Quat. v. 1624. O. 1.
111) Bienenberg Alterth. III. nach Howorea II. p. 179.
112) Testament dess. Landtafel tom. 138. O. 5.
113) Dr. Hadwich MS.
114) Nach der Eintragung des Testaments in die Landtafel. Nach Dr. Hadwich (Miletiner MS.) im März 1617.

bestätigte (am 26. August d. J.) der Bürgerschaft ihre alten Privilegien, doch ohne specielle Anführung derselben. [115]) Noch im nämlichen Jahre hatte sie den Schmerz, den Untergang ihres Hauses zu sehen. Elisabeth Katharina, eine Schwester der letzten Herren aus dem Hause Smirziczky war — man glaubt wegen eines Familienfehltrittes — zwölf Jahre auf der Burg Kumburg gefangen gehalten worden. Es gelang ihr endlich, sich zu befreien und sie heirathete sogleich den Otto Krumba Freiherrn von Wartenberg, der sie nur aus Habsucht ehelichte und unverzüglich die Smirziczkische Stadt Jičin in Besitz nahm. Darüber beschwerte sich Katharinens Schwager Heinrich Slawata, der ihres blödsinnigen Bruders Heinrich Georg Vormund und testamentarischer (sic) Erbe war. Der Winterkönig ließ nun den Krumba in den weißen Thurm auf dem Prager Schlosse setzen und schickte Kommissäre nach Jičin (1. Febr. 1620). Katharina aber wußte sich den Eingang ins Pulvergewölbe zu verschaffen und sprengte das vordere Schloß und mit ihm sich selber, den verhaßten Schwager, die ganze Kommission, — in Allem sechzig Personen in die Luft! Unter diesen befanden sich auch unserer Magdalena Vater Adam Abraham Bohdaneczky und ihr Bruder Roslaw, die letzten ihres Hauses! [116])

Wir stehen hier an einem bedeutsamen Wendepunkte in der Geschichte von Arnau; denn es hatten mittlerweile in Böhmen politische Ereignisse stattgefunden, welche alsbald auch auf die Geschicke von Arnau eine mächtige, nachhaltige und nicht glückliche Wirkung übten.

Ehe wir uns diesen zuwenden, sei ein Rückblick auf die hundertjährige Periode gestattet, in welcher die Herren von Waldstein die Stadt und Umgebung besaßen.

Das Bild ist angenehm. Allenthalben sehen wir mit Eifer Kirchen und Schulen bauen, und die Sorgfalt, welche die Waldsteine auch auf die äußere Ausstattung der Kirchen- und Pfarrgebäude, auf die Beistellung eines schönen Geläutes, auf die gute Stellung der Geistlichkeit in der Gemeinde verwendeten, mag in mehrfacher Beziehung auf die Gemeinden wohlthätig zurückgewirkt haben.

Das Aussehen der Stadt muß sehr freundlich gewesen sein; umfangen von einer wohl unterhaltenen Mauer, die zu jener Zeit gewiß nicht Zwangsjacke, sondern Schutz gegen feindliche Angriffe war, — die beiden Hauptgassen und die Seiten des regelmäßigen Stadtplatzes mit Laubengängen versehen, — die meisten Häuser nach gleicher Bauweise mit hohen Giebeln, — Thüren und Fenster häufig mit gothischem Zierath, — Kirche, Pfarre, Schloß und Schule nach dem Brande von 1610 neu und mit dekorativem Bildwerk hergestellt, mochte die Stadt schon in ihrem Aeußern andeuten, daß die Bürgerschaft — trotz der Leibeigenschaft — wohlhabend und mit ihrer Obrigkeit in einem freundlichen Verhältnisse sich befand. Erfreute sich doch auch die Stadt so mancher Quellen des Wohlstandes, so (zum Theil schon von Alters her) der Privilegien des Salzmarkts, der Bräugerechtigkeit, des ausschließenden Bier-Schankrechtes in vier Dörfern, des freien Weinschanks gegen fixen Zins an die Herrschaft, der kaiserlichen Privilegien zweier Wochenmärkte und eines Brückenzolles. Im Bräuhause wurden (laut einer Bestätigung von 1619) [117]) jährlich durchschnittlich 39 Gebräu, jedes zu 12 Faß gemacht. — Die Gemeinde befand sich im Besitze des Bürgerwaldes, verschiedener Grundstücke (von welchen des Klosterfeldes bei Mönchsdorf noch in späterer Zeit erwähnt wird) und des später sogenannten Sibyllahofes bei der Stadt. Eines Hauskaufes „zu der Stadt Nothdurft" wird 1539 noch besonders erwähnt. [118])

---

115) Urkunde im Stadtarchiv. — 116) Bienenberg Alterth. III.
117) Urkunde des Kreis-Einnehmers im Stadtarchiv.
118) Stadtbuch.

Pfarrer und Diakon erscheinen mit Haus und Grundstücken wohl dotirt. Manche adelige Familie besitzt auch während dieser Periode in Arnau Häuser, es erscheinen aber jetzt auch einige nicht adelige Familien als Freisassen im Besitze von liegenden Gütern, so namentlich die Familien Czikan und Schwarz.

Die Familie Czikan besaß schon seit lange als kaiserliches Lehen das Dorf Czermna. Ein Hans Czikan erscheint schon 1493 im Stadtbuche, Adam von Czirn — offenbar auch ein Czikan — kaufte 1529 ein Haus in Arnau, Hans Czikan 1544 ein freies Gut, „das 8 Hühner Zins gibt off Thrautenawe;" Wenzel Czikan war von 1517 bis 1541 siebenmal Bürgermeister und dreimal Schöppe in Arnau, wo er 1536 ein Haus kaufte. Nach seinem Tode stiftete Georg von Waldstein zwischen dessen Witwe Barbara und deren Schwägern Paul und Bonifaz Czikan einen Vergleich, in welchem Barbara mit den übrigen Erbsprätendenten zu Gunsten dieser 2 Brüder auf das ganze Dorf verzichtete 1553.

Paul Czikan erscheint zwischen 1551 und 1575 mehrmals als Schöppe und als Käufer von Grundstücken, Bonifaz aber bis 1572 viermal als Bürgermeister. [119]) Er starb am 24. März 1572. Sein Grabstein in der Wand hinter dem Anna-Altar in der Arnauer Kirche zeigt sein lebensgroßes Bild mit der Umschrift: Anno 1572 den 24. März ist in Gott selig entschlafen der ehrenfeste ehrbare weise Herr Bonifacius Zickan Bürgermeister alhir, dem Gott gnade.

Kristof Czikan schloß 1590 ein Eheberedniß mit Anna, des verstorbenen Georg Dreischuh Tochter, und „vermorgengabte" ihr all sein gegenwärtiges und künftiges Vermögen, ausgenommen das kaiserliche Lehendorf Tschiern und 20 Schock.

1597 verpfändete er seinem Weibe für von ihr erhaltene 100 Schock sein ut Tschiern.

1594 fand nach dem Tode des „Paul Czikan von der Czirn in der Stadt rnau wohnhaft" ein Theilungsvertrag über das „kaiserliche halbe Lehendorf zirne" statt, vermöge dessen die Erbschaft unter die Söhne des Georg Czikan: Benzel und Jan Burian, dann unter die Brüder Kristof, Merten, Paul und Balin Czikan vertheilt wurde. [120])

Die Czikan überdauerten die Stürme der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. dit allh. Entschließung vom 24. Juli 1652 entließ Kaiser Ferdinand III. auf itten des Wenzel Czikan das halbe Dorf Czermna aus der friedländischen Lenspflicht und am 1. August d. J. wurde es aus der Lehentafel gelöscht. [121])

Ein anderes Freisassengut war das der Familie Schwarz in Ober-Tschermna.

1636 verkaufte es diese Familie an den Arnauer Magistrat, welcher dasselbe 1653 die Jungfrau Elisabeth Kaplirz von Sulewitz gegen dem überließ, daß diese e Forderung per 218 Schock meißnisch, welche sie auf dem ehemals Waldinschen, nun dem Kristof Dreischuh gehörigen Hause in Arnau stehen hatte, nselben abtrat. [122])

Noch eines Freigutes wird 1630 erwähnt. 1617 verkaufte nämlich Hanni von Waldstein sein Haus in Arnau zwischen Mathes Hampel und dem Rathse an Martin Burghart, der sich 1625 mit Maria Magdalena, Tochter des ns Graf, vornehmen Offiziers beim Oberamte des Herzogs von Friedland in in, vermählte. Burghart starb 1630 in Hermanseifen, wo er Kirche und Spibedachte, und hinterließ seiner Gattin nebst obigem Hause auch sein freies t in Hermanseifen mit Kretschem und allem Zugehör, auch allen Aeckern bis

---

ibid.
ibid.
Auersperg Commentar zu Balbin lib. Curial. VI.
Stadtbuch. Ein Jakob Schwarz kaufte 1626 in Arnau Haus und Feld (Stadtbuch). — Eine Frau Marianna Kaplirz von Sulewicz, gestorben 11. Juli 1627, hat ihren Grabstein noch in der Kirchhofmauer in Hermanseifen. (Mittheilungen des Pfarrers.)

an die Mohrner Grenze. [122a]) [123]) Eine ausgezeichnete Bürgerfamilie war die der Lomöller, von welchen Hans Lomöller schon 1477 vorkommt. Nickel L. war 1503 Richter in Arnau, später wiederholt Bürgermeister; Merten Lomöller kaufte ein Haus und mehrere Gärten von Zdeněk und Georg von Waldstein, war schon 1514 und 1521 Bürgermeister und von 1523 bis zu seinem Tode, 1553, Stadtschreiber. Kurz vor seinem Ableben traf er vor dem Rathe eine Einigung zwischen seinen Kindern, vermöge welcher der Sohn Adam ein Haus und zwei Gärten sammt einer Badstube, der Sohn Heinrich zwei Häuser und einen Garten, die Tochter Gertrud ein Haus und Erble erhielt. Er schrieb das alte Stadtgedächtnißbuch von 1477 bis 1553. Mit seinem Tode sinkt die Ordnung in diesem Buche immer mehr und mehr. [125])

Von andern Familien wäre Mathes Neidek zu erwähnen, der 1521 zwei Häuser am Ring besitzt, noch andere sowie auch viele Grundstücke ankauft und bis 1548 viermal als Bürgermeister erscheint [126]); dann Paul Kappel, dessen Vorfahren auf dem Oelsner Friedhofe ihre großen Leichensteine von 1500 haben. Er kauft von den Brüdern Winkler ihr ganzes Erbe, wird 1564 als Amtmann aufgeführt und hat seinen Grabstein hinter dem S. Anna-Altar in Arnau mit seinem Bilde und der Umschrift: Im Jahre 1575 den 17. Mai um die 14. Stunde ist im Herrn entschlafen der ehrbare mannhafte Herr Paul Kappel, Amechtmann hier zu Arnau, dem Gott gnädig sein wolle. Amen. [127]) Die genannten Familien sind verschwunden und mit ihnen noch viele, die nicht nur als Käufer und Verkäufer, sondern auch als Schöppen und Bürgermeister im Stadtbuche angeführt werden, also ihre Zeit und Kräfte auch dem Gemeinwesen widmeten. Dagegen finden wir aber auch bereits eine Anzahl Namen, welche bis auf unsere Tage in den Arnauer Familien ihre Repräsentanten haben [127a]), so z. B. Schreiber (1488, Georg Schr. im selben Jahre Bürgermeister) — Glaser 1488 — Kerner (Gernert) 1505, — Hempil (Hampel) 1507, — Lorenz 1508, — Fiedler 151(— Wanke 1516, — Stüler 1523 (Mates St. 1529 Bürgermeister, ein Mate St. — vermuthlich derselbe — „unser Organist," ist zwischen 1538 und 155 achtmal Schöppe und dreimal Bürgermeister), — Pohl 1527 (Hans Pohl 154 1556 und 1557 Bürgermeister; Georg Pohl Stadtschreiber macht mit seine Weibe 1570 ein wechselseitiges Testament; Hans Pohl ist zwischen 1548, u 1567 fünfmal Bürgermeister), — Kratzer 1527, — Schmid 1530, — Link 15 (ein Anton Linke 1555 Kirchenvater), — Erben 1545, — Dreischuh 1549 (K stof Dreischuh 1569 und 1570 Bürgermeister), — Proschwitzer 1549, — Zeyd und Seydel 1553, — Beck 1553, — Hübner 1557, — Deul 1557, — Fing 1557, — Schöps 1564, — Kluge 1593, — Richter 1599. — In der Org nisation des Arnauer Rathes finden wir die Aenderung, daß von 1521 an n Ein Bürgermeister, — der jährlich gewählt wird, — an der Spitze des Gemei wesens steht. Von 1570 erscheinen im Stadtbuche nur wenige Bürgermeister u Schöppen, oder wie letztere nun auch genannt werden: Rathsmannen, Geschwo — aufgeführt; es heißt fortan meist nur: „Bei Versammlung des ganzen Rath oder „Ein Ehrsamer Rath" kauft u. s. w.

122a) Sie heirathete 1632 den Adam Gutsch von Adarsbach. Ihr Vater war zu dieser Kammersekretär des Herzogs von Friedland, war mit dem Prädikate „von Ehrenfe geadelt und vom Herzog mit Klein-Borowitz beschenkt (belehnt?) worden. [124])

123) Stadtbuch Fol. 171.

124) Stadtbuch. Auersperg Commentar zu Balbin lib. Curialis.

125) Stadtbuch.

126) ibid.

127) Nach Dechant Rößlers Angabe der aber „Kappel von Achaman" las, was wohl sein dürfte.

Die folgenden Daten sind durchaus dem alten Stadtbuche entnommen.

127a) Wir fügen bei jedem die Jahreszahl bei, unter der er das erstemal vorkommt.

Als Bürgermeister erscheinen:

1521. Martin Lomöller.
1522. Jakob Heinz.
1523. Mates Neidek.
1524. Derselbe.
1525 und 1526. Bartel Nyr.
1527. Wenzel Czikan.
1528. Mates Neidek.
1529. Mates Stüler.
1530. Wenzel Czikan.
1531. Schn. Anderle. [127b])
1532. Wenzel Schibel.
1533. Lorenz Kannegießer und Mates Neidek.
1534 und 1535. Schn' Anderle.
1537, 1538, 1539. Wenzel Czikan.
1540. Wenzel Schibel.
1541. Wenzel Czikan.
1542 und 1543. Mates Schtüler.
1544 und 1545. Schn' Anderle.
1546. Mates Neidek.
1548 und 1549. Hans Pol.
1550 und 1551. Adel Heuer.
1552 und 1553. Jorge Hrudisch.
1554. Adam Heuer (oder Hoer).
1556. Hans Pol.
1557. Derselbe, auch Adam Heyer.
1558. Jörge Hrudisch, später Bonifaz Czikan.
1561. Adam Hoer.
1564 und 1565. Bonifaz Czikan.
1567. Hans Pol.
1569 und 1570. Christof Dreischuh.
1572. Hans Holey.
1575. Georg Holey.
1581. Hans Hanke.
1593. Adam Landek.
1600. Adam Hanke der Aeltere.

Als Stadtrichter erscheinen:

von 1523 bis 1553 Merten Lomöller;
1557. Wenzel Zeller;
1570. Georg Pohl;
1600. Michael Bardt.

Zum Jahre 1614 wird bemerkt: der wohlgelahrte Hr. Melchior Stein, derzeit Schulmeister hier, leiht der Witwe Krebs 200 Schock.

27b) d. i. Andreas Hartmann, wie 1534 es ausdrücklich heißt: „Wir Bürgermeister Andres Hartma genannt Schn Andr," — wahrscheinlich Schneider Anderle, eine Bezeichnung nach dem Gewerbe, wie sie noch heute in Arnau populär ist.

Die Herrenmühle in Graslitz.

Von Karl Renner.

An der Nordwestseite des Egerer Kreises, fast am äußersten Striche der Landesgränze gegen Sachsen, zieht sich aus dem Thale der wilden Zwodau eine heute durch deutsche Industrie und durch Gewerbefleiß großgewordne Stadt Graslitz dahin. Mächtige gut angebaute, leider zum größten Theil unbeholzte Berge umranken schützend dies Kind der Neuzeit. Nur die Sage noch webt um sie den Dämmerschein vergangener Zeit und erloschener Geschlechter, die einst von ihren Zwingburgen, welche kräftige Egerer Bürger brachen, dort oben weithin die Gegend beherrschten. In ihren Adern klang einst der Schlägel und Hammer des Bergmannes, um Kupfer und Silber zu fördern, wo heute nur kahles Gerölle und taubes Gestein den Pflug des Ackerbauers behindert. Ein gut Stück Geschichte hat sich auf diesem Boden abgespielt. Mit dem Namen der ehemals königl. Bergstadt verknüpfen sich die Namen der edelsten Geschlechter, die hie zu Lande und im Reiche draußen in gutem Klange standen. Allen voran zu nennen der kraftvolle Stamm der „Herren von Plauen," welche 1272 mit dem Kupferbergbau von Ottokar II. und mit „Gräslas unter dem neuen Hause" belehnt wurden. Ihrer Heranziehung der tüchtigen Arbeiter aus dem Sachsenstamme aus Voigtland und Meißen dankt wohl Graslitz Ursprung und Aufschwung. Ihnen folgte das mächtige Dynastengeschlecht der Schönburge, die das durch Lehensbruch verwirkte Erbe der Plauener erst nach einem wechselvollen [1]) Zwischenregimente, in dem die mächtigen Pflug's und Schlick's besonders hervortreten, antraten. Gregor der Aeltere von Schönburg erhielt von König Max II. die Herrschaft als freies Allod um den Ablösungsbetrag von 22.000 St. Thaler (1575). Mit der Urkunde fordert der Kaiser das Städtlein unter dem 5. August 1575 auf, nicht dem Burggrafen von Meißen, sondern dem Herrn von Sch. zu huldigen, „da ich ihnen solch' unser Gut käuflich zukommen ließ." Die Bürger gehorchten dem kaiserlichen Worte, denn schon im Jahre 1578 Simon und Juda bestätigt der neue Erbherr „von habender Lehnschaft und Obrigkeit," jenes merkwürdige Privilegium, das die Bürgerschaft von Karl IV. erhalten haben will. [2])

---

1) Im Jahre 1401 erhalten es die Brüder Heinrich und Konrad von Reutenbach zu Lehen. (Priv. Wenzel dd. Donnerstag nach St. Veit. 16. Juni). 1448 verkauft es N. von Reutenbach an Neithart Tost, 1466 erscheinen die Brüder Hans Bezold und Conrad von Metsch belehnt von König Georg von Podiebrad (Lünig Corp. jur. feud. T. II. p. 178), denen Wenzel Elbogner folgte. Dies die urkundlichen Nachrichten; was Ermold (topogr. histor. Geschichte von G.) und seine Nachbeter über die Besitzverhältnisse schreiben, gehört in das Bereich seichtester Fabel, wie ich es an anderer Stelle des Weitern zu erweisen hoffe. 1527 verkauft es Herr Pflug von Rabenstein an Graf Hieron. Schlick um 6 Kufse am Tiefen Stollen zu Schlaggenwald um 2800 fl. rh. (Die 4 Kuxe werden in der Einverleibungsurkunde in 1000 fl. reluirt.) Cfr. Landtafel. Roter Ged. Kuat. 2. 1542. D. 24.

2) Wir nennen das Privilegium, welches der St. G. dieselben Rechte wie Elbogen im Jahre 1370 schon ertheilen läßt, trotzdem es in zahllosen Bestätigungen der Erb- und Grundherren vorkömmt, „merkwürdig." Bis zum Jahre 1578 findet sich in den Belehnungsbriefen der Könige und Kaiser auch nicht eine Spur von den Rechten und Gerichten, die nach demselben das Stadtgericht beanspruchen durfte. Die Urkunde Wenzels vom Jahre 1401 kennt nur „unser Schloß unter dem neuen Hause," der Kaufkontrakt Pflugs bezeichnet ausdrücklich nur Verhandlungen „vmb das Schloß zusamt des Flecks Greßlein" mit allen Frohnden, Zinßen, mit gerichten oberst und niederst über Hals und Hand (1527) . . . Wie stimmt dies zu der Bürgerfreiheit, zu dem Eigengericht des Priv. und der Verweisung an der Obergericht in Eger als Gerichtsinstanz? — Uebrigens ist das Privilegium im Grasl. Arch. nur in einem Vidimus des Elbogner Rathes ddto. 1599, Montag nach Allerheiligen, das Pelzel (Carl IV. I. SS. 834) citirt. vorhanden, das Original selbst war nirgends aufzufinden. Siehe Städtemappen des österr. Kaiserstaates von Vinc. Robert Wildimsky 1864.

Nach der Zeiten Schwanken und Wogen war endlich sichere Ruhe, eine kräftige bürgerfreundliche Regierung an die Stelle selbstsüchtiger Herren getreten. In den milden Tagen der Schönburger Herrschaft, welche vom Jahre 1575—1666 dauerte, zogen in die tiefgeschnittenen Thäler der alten Stadt die Segnungen friedlicher Arbeit. Unter der fleißigen Hand der zahlreichen herbeiziehenden Fremden ergrünten die kahlen Thalsohlen, lichteten sich die tiefen Grenzwälder auf den Höhen, und in ihren Tiefen förderte der Schlägel des Freiberger und Goslarer Bergmannes die ertragsreichen Schätze aus den metallreichen Adern. Binnen wenig Jahren zählt der aufblühende Ort, noch 1527 von Pflug als „Fleck" bezeichnet, über 2000 Bergleute, denen 1601 Georg August von Schönburg eine eigene Bergordnung gab.[3]) Die Herrschaft der Schönburge dauerte, bald in einer Hand vereinigt, bald in viele Hände zertheilt, fast ein ganzes Jahrhundert (1575—1666) und kann sicherlich als der Höhepunkt ökonomischer und materieller Entwicklung der Stadt der älteren Zeit betrachtet werden. Uiberall hat die bergmännische Thätigkeit eine große Zahl von Kleingewerben, welche dem in der Tiefe des Schachtes Arbeitenden die nothwendigsten Bedürfnisse versorgen mußten, im Gefolge und eine große Reihe von technischen Fertigkeiten und Kenntnissen waren mit der schon auf einer wissenschaftlicher Höhe stehenden deutschen Bergbauwissenschaft innig verknüpft. Es wäre eine ebenso interessante als weitgehende Arbeit, den innigen Zusammenhang des Aufblühens und Erstarkens deutscher Gewerbthätigkeit in den Städten des Erzgebirges historisch nachzuweisen, wie er denn auch in Graslitz, heute noch ein auf seine Arbeitsamkeit, seinen Bienenfleiß, seine mannigfache industrielle und gewerbliche Thätigkeit stolzgewordenen Fleck deutscher Erde, unzweifelhaft besteht. Ein kleines Bildchen aus jenen Blüthentagen herauszunehmen, sei der Zweck unseres Vorwurfes, die Geschichte der Entwicklung der sogenannten Herrenmühle. Sie ist wohl eines der ältesten und prägnantesten Uiberbleibsel der alten Zeit, liegt an einer Abzweigung des Zwodaflußes, dem sogenannten Mühlgraben, und gehört ihres Alters, sowie ihrer Bauart wegen unter die interessantesten Gebäude der Stadt, zu deren wenigstens historischer Erhaltung uns der mehr und mehr vorwärts schreitende nivellirende Geist der Neuzeit, dem auch sie früher oder später zum Opfer fallen kann, gemahnt.[4])

Der Aufschwung des Mühlengewerbes steht ohne Zweifel im engsten Zusammenhange mit dem Wachsen des Bergsegens und mit dem Zuzug fremder Bergleute. Wenn wir nicht den Sagen, sondern den verbrieften Nachrichten Glauben schenken, so dürfte der Anfang desselben in die zweite Hälfte des 16., sein Aufschwung erst ins 17. Jahrh. zu setzen sein. Es ist merkwürdig und bezeichnend, daß in keiner Kaufs- und Verkaufsurkunde der verschiedenen Besitzer der Mühlen überhaupt Erwähnung geschieht. So z. B. heißt es in der Verkaufsurkunde Hans Pflugs von Rabenstein, Herrn auf Petschau, daß dieser und Herr Hieronymus Schlick Graf von Passau, Herren zu

3) Cfr. Sternberg's Umrisse I. 4. Novicki Wiedergewältigung des Kupferbergbaues in Graslitz. S. 15, 17. ff. Die Uibergabsurkunde Max des II. ddto. 1575 (Feigelf. Rel. Quatern Ao. 1576) spricht schon von „Markh" G., ebenso der Verleihungsbrief Rudolf II. ddto. Samstag nach dem todten Sonntag 1577. Schon in dem zwischen den Bevollmächtigten des Kaisers W. v. Gerstorf, Joachim Herrn v. Kolowrat, Ernst von Rechenberg und Georgs v. Schönburg, Sebastian Fuchs und Hans Wentzel von Schlaggenwald am 27. Juni 1575 abgeschlossenen Kaufkontrakt kommt die für den Aufschwung des Bergwerks bezeichnende Stelle vor: Souil aber der Bergwerk, welche sich jetziger Zeit auff ermeltes guth greßlaß gründen vnd Zugehörungen erzeugen, vnd noch künfftig erzeugen vnd aufkommen mochten, damit soll solches also gehalten werden, wie es iezund Jngemein mit andern Landsessenen gedachter Cron Böheimb hernach weyter vergleichen wurden. Dieselbe Urkunde nennt auch bereits den „Hammer und die Glashütten."

4) Die Gasse, in der es steht, hat außerdem noch die Stammhäuser der Familien Riedl, Großhandelshauses in Prag, und der um die Industrie Böhmens hochverdienten Familie Edle von Stark.

Weißenkirchen, Elbogen und Burggrafen zu Eger „vnterhandlungen geübt vndt Sie beide vmb das Schloß zusambt des Flecks Greßlas vndt den Zweyen Dörffern Schönwerda und Schönau, mit Zunsen, frohnen diensten, äckern, wiesen zusambt den Wäldern, alß fern vndt weit sich die erstrecken vndt in seynen Reyne umfangen, auch den Vorhöltzern vndt Fischwassern, Kirchlehen mitt gerichten Oberst und Niederst, über Hals und Handt, Jagten vndt Fischereyen, Freyheiten gerechtigkeiten, allermassen Form vndt gestalt, wie das der Wohlgebornen H. Heinrich von Plauen Burggraffe zu Meissen 2c. und nachfolgend Wenzel Elbogner desgleichen Herr Hanß Pflug innen gehabt genoßen und gebraucht..... für sich und ihre Erben ein ewigen Kauf beschlossen haben"..... [5]) Selbst die Urkunde Maximilians kennt oder nennt wenigstens noch keine herrschaftlichen Mühlen. In dem Vertrage vom 25. Juni heißt es u. A.: „So wollen Ihre Kayf. Mayst. gedachten von Schönburg solches gutt Greßlaß, mit dem Pochwerk und Wohnung auch das Breuhauß, sammbt der Pfanne daselbst, vndt den Markt Greßlas, auch dem Hammer vnd Glashütten, mehr das Zehent, sambt dem außgesahten getraidt, neben den zweyen Dörffern Schönaw und Schönwerda auch den Teich vndt den zweyen Behältern, wie sie jetzunder besetzt, welche durch den jetzigen Haubtmann daselbst, Hanß Georgen Gienger geschüzt worden, item Veldt vndt Plugkgebewden, Robotten, diensten, zünssen, gerichten vndt Rechten sambt den Kirchlehen auch an walden, gebürgen, gehölzen vndt püschen, klein vndt groß, wie sie allenthalben gelegen vndt benennt werden mit aller herrlichkeit, Ober- und Pottmässigkeit alß an wildpaan (Wildbahn), auch hoch und schwarz wildt mit allen Jagden, vndt waidtwerkh, Fischereyen und Bachen, wessern, wißen, aekhern, gründen, boden 2c. vmb zwey und Zwanzig Tausent Thaler in einen Erblichen Kauff zu kommen... laßen." — Dieses absichtliche oder sonst nicht gerade übliche Schweigen der Urkunden läßt allerdings nicht auf eine große Blüthe der Müllerei schließen. Wohl aber liegt die Annahme — und hiefür spricht schon der Wortsinn, — nahe, daß die Herrenmühle überhaupt die erste Mühle in Graslitz gewesen ist, welche für die Bedürfnisse der „Herrschaft" zu sorgen hatte und auch der Herrschaft unterthänig gewesen, vielleicht auch nur durch herrschaftliche Mühlknappen Anfangs betrieben wurde. Später bei dem Zudrang der Bergleute entstand dann die Knappschaftsmühle und erst im XVIII. Jahrh. die Kupferhammermühle. [6])

Im XVII. Jahrhundert entsteht die erste Stadtmühle. Im Jahre 1605 ertheilte August von Schönburg seinem „Markt" Greißlas zur Aufnehmung des reichen Bergsegens ein großes Privilegium. Er raumt ihm die alte und neue Schankstatt sammt den daraufstehenden Wirthshäusern erblich und eigenthümlich ohne Kaufgeld unter gleichzeitiger Gestattung des Baues eines Rathhauses, wozu er ein „Wiesenfleckleín" schenkt, ein, und gibt ihm ein Stück Waldes, den „Kaphenwald." Dasselbe Privilegium verleiht den Bürgern den Salz-, Fleisch- und Viehhandel, das Ausschenken von Wein und Branntwein, wofür nur die Hälfte des Zapfengeldes an die Herrschaft abzuführen ist, und die Strafgerechtigkeit über Zünfte, Handwerke und Traumgen gegen einen jährlichen Erbzins von 25 fl. [7]) Derselbe Besitzer hat dem Graslitzer Grundbuche zufolge der Stadt die Erlaubniß zum Bau einer Mühle gegeben, welche nach ihrem ersten Besitzer die Rubnermühle genannt wurde. 1650 erst entstand die obrigkeit-

5) Urkunde vom 23. Sept. 1527.

6) In der Nähe der Mühle gründete Joh. Boxberger circa 1590 einen Kupferhammerwerk, und erbaute sich daselbst ein eigenes Wohnhaus.

7) Actum Montag nach dem hl. Christfeste. Arch. Grasl. Orig. perg. (4. Blätter) mit Siegel an rothweißer Schnur. Confirmationen und Roborationen von Veit, Haug, Hans Georg de dto. 1620. 25. Aug. von Georg, Ernst Otto u. s. s. Gebrüder von Schönburg 1644. 23. Juni u. von Joh. Hartwig Graf Nostitz de dto. 22. Oct. 1666, alle in orig. in Arch. Regesten im Archiv des Vereins f. Gesch. der D.

liche Mahl-, Schneid- und Walkmühle oberhalb Graslitz am Silberbache, die gegenwärtige Räumermühle, welche i. J. 1669 von dem aus Fribus eingewanderten Gabriel Korb käuflich erworben war, und noch später die Zuleger'sche Zinsmühle, welche auch die „neue" genannt wurde, welcher von der Obrigkeit ähnliche Begünstigungen wie der Herrenmühle zugestanden worden waren.[8]) Für das Alter der Herrenmühle spricht übrigens auch die große, in ihren Grundfundamenten auf eine lange Existenz deutende Brücke zwischen dem Köstlerischen und Bleil'schen Hause. Sie bildet die ganz massive, auf eine Länge von 8 Klaftern sich erstreckende Ueberwölbung des Mühlgrabens der Herrenmühle und ist von der Straße aus nicht sichtbar.[9]) Für die ersten Besitzverhältnisse dieses alten Bürgerhauses fließen die Nachrichten sehr spärlich. Im J. 1625 werden uns drei Müllermeister genannt, Hans Großer, Josua Pöllmann und Paul Schaller; welcher von ihnen auf der Herrenmühle saß, läßt sich nicht eruiren. Erst i. J. 1660 erkaufte sie die Familie Dotzauer, wenn die Meldung Ermolds richtig ist, von Lorenz Volkmann.[10])

Die erste verbriefte Nachricht aber, welche wir vorfinden, stammt aus dem J. 1694. Bereits hatten die Schönburge im Jahre 1666 die Herrschaft an den in den Zeiten der Gegenreformation bereicherten Johann Hartwig Grafen v. Nostitz, deren Besitzungen Falkenau und Heinrichsgrün vollständig arrondirt und bis an die Landesgrenze ausgedehnt wurden, um den Preis von 53.333 Thalern abgetreten.[11]) Im Jahre 1694 verkaufte nun laut des Kontraktes vom 6. Febr. im Namen Sr. Excell. des gräfl. Nostitz'schen Oberamtmannes Lorenz Rud. Hündel von Schwartzenfeld der Amtmann der Herrschaft Graslitz J. M. Stritzl an den Müller Georg Dotzauer[12]) die herrschaftliche Mahlmühle von 4 Mahlgängen und einen Gang zum Malzmahlen nebst einer Wiese beim Kupferhammer um den Preis von 200 fl. als eine „eigenthümliche freie Mühle," mit dem Rechte, sie wieder zu vererben und zu verkaufen, mit der Befreiung von allen Steuern, Auflagen und sonstigen öffentlichen Giebigkeiten, wie auch von der Einquartierung. War schon der Kaufpreis, den Georg Dotzauer sogleich baar erlegte, an sich selbst in den damaligen Zeiten ein ungemein niedriger, so lassen die übrigen Zugeständnisse der Herrschaft den Kauf noch viel günstiger erscheinen, als man es sonst in der Periode uneingeschränkter Adelsherrschaft gewohnt ist.

Zuerst wurde die gleichfalls unter der Gewalt der Herrschaft stehende Mühle am Silberbach in ein gewisses Verhältniß der Unterordnung, wir wollen nicht sagen, Abhängigkeit zur alten Herrenmühle gesetzt, indem in allen Fällen, wo die Graslitzer Mühle das „Maltz" dem Bedürfnisse entsprechend zu mahlen außer Stande, der Müller in Silberbach ihm zu Handen gehen, und ferner alle Bretter, deren Säghölzer die Herrschaft unentgeldlich liefert, für den Mühlenbedarf umsonst sägen mußte. Ferner bewilligt die Herrschaft dem Müller jährlich unentgeldlich 20 Klafter Brennholz, das er nach Anweisung des Forstknechts hauen,

---

8) Cfr. Ermold SS. 18, 42 und ff. Graslitzer Grundbücher.
9) Cfr. Dotzauer J. Topographie S. 7 nebst Anmerkung von R. v. Dotzauer.
10) Cfr. Ermold. Geschichte. S. 19.
11) Urk. de dto. 31. März 1666 Landt. Tom. 397 lit. A. 14.
12) Die Familie Dotzauer oder nach anderer Schreibweise Totzauer (in den Verträgen und selbst in den Unterschriften finden wir den Namen Dotzauer und Totzauer abwechselnd geschrieben) soll der Familientradition zufolge bairischen Ursprunges sein und stammt aus Ebermannsstadt bei Lichtenfels. Wahrscheinlich dürfte sie, wie so viele Nürnberger Geschlechter in und um Graslitz, z. B. hier die Vorberger, Starl's und die Behaim's in Bleistadt, die Föhrenberger in Neudek u. s. f. als Berg- und Gewerkherren auftreten, mit diesen zur Zeit des mächtig emporblühenden Bergbaues eingewandert sein. Sie tritt bereits im J. 1591 mit Paul Dotzauer auf. Cfr. Dotzauer's Topographie. S. 6. Der traurigen Gegenreformation Ferdinand's II., welche unser Gebirge so schwer traf, fiel auch Christoph Dotzauer zum Opfer, welcher im J. 1624 exulirte. Cfr. Ermold SS. 51. Die Familientradition läßt einen Müllerburschen, Dotzauer genannt, vom Grafen Schlick mit der Mühle belehnt werden.

schälen und sich zuführen lassen soll; dann sämmtliches Bauholz, das nach Bedarf ebenso wie auch die Mühlsteine von den herrschaftlichen „Frohnbauern" zugeführt wird. Endlich werden ihm sämmtliche Graslitzer Bäcker, die Schönauer und Schönwerther und andere Frohnbauern als verpflichtete Mahlgäste zugewiesen. Dagegen verpflichtet er sich:

1. „Zu einem jährlichen Mühlenzins von 110 fl., halb zu Georgi und halb zu Galli zu bezahlen, dann zu einer Naturalleistung von zwei gemästeten Schweinen oder aber, falls es der Herrschaft genehm ist, von 12 fl. pr. Jahr;

2. und diese Bestimmung ist sehr charakteristisch: Ist er verbunden die Weitzenkleie zu dem Hirschengeleckh soviel der Forstknecht vonnöthen, unverweigerlich zu reichen;

3. zum unentgeldlichen Mahlen des herrschaftlichen Malzes, während die Bürger ihm von jedem Malzmahle eine Abgabe von 2 Kanl Bier oder den jeweiligen Werth desselben in reluto zu leisten verpflichtet sind;

4. wie gewöhnlich die Mühle im guten baulichen Stand auf seine Kosten zu halten, „damit das Amt nicht vrsach haben möge solche einzuziehen und andern Bessern Haußwirthen zu verkauffen." . . .

Mit dieser Kaufsurkunde ist die Mühle als erbliches Eigenthum der Familie Dotzauer von dem Gutsherrn Antonius Johann von Nostitz, des Sohnes des Grafen Joh. Hartwig († am 24. März 1683) unter Vorbehalt aller aus dem Titel der Lehnschaft fließenden Erbzinse und Giebigkeit erworben worden. Sollte dieselbe der Meldung Ermolds entsprechend bereits 1660 an Paul Dotzauer verkauft worden sein, so bleibt jedenfalls auffällig, daß der Name der früheren Besitzer und die Motivirung des Wiederverkaufes in unserer Urkunde nach der weitschweifigen Gewohnheit des damaligen Curialstyles auch nicht mit einem Worte berührt worden ist. Wir möchten uns der Meinung zuneigen, daß die Herrschaft bis dahin die Mühle in eigener Regie hatte oder nur durch von ihr angestellte und befugte Handwerker oder, wie es das Gewöhnlichste war, durch fortwährend wechselnde Pachtmüller betreiben ließ und sie erst von diesem Jahre 1694 an als eine erbliche Zinsmühle verkaufte. Georg Dotzauer starb im Jahre 1704 und hinterließ die Mühle seinem Sohne Paul um den Kaufpreis testamentarisch. Im Jahre 1708 erlegte derselbe den Kaufschilling von 200 fl., der nach Abzug seines eigenen Antheils von 40 fl. unter seine übrigen Geschwister Heinrich, Hans, Michel, Anna Maria und Maria vertheilt wurde, worauf mit Einverständniß der Witwe Anna Maria und unter Verzicht aller Geschwister die Einantwortung in's volle Eigenthum vom Graslitzer Amte ausgestellt wurde. [13]) Dies scheint nun Anlaß zu Familienzwistigkeiten gegeben zu haben. Wenigstens erscheinen schon i. J. 1712 die Mutter mit ihren beiden Söhnen Paul und Hans Michel vor dem Amtmann und erklärt: „Sie hätte vor 4 Jahren ohne ferneres Nachsinnen die Mühle ihrem Sohne Paul, welche sonsten dem jüngeren Sohn Hannsmichl, vermög landesüblicher Statuten und rechtswegen zuständig sei", verschreiben lassen. Weillen sie aber mittelste Zeiten dießwegen nicht wenig gewißens Beängstigung ausgestanden, so implorire sie auf die Amtshilf." — Aus Zureden des Gerichts gelang es „in Ansehung der Mutter lamentablen Beginnen" die Brüder zu einem Vergleich zu bewegen, kraft dessen HansMichel den halben Theil der Mühle und Wiese sammt allen Pflichten und Rechten um einen Preis von 100 fl. übernahm, unter der gleichzeitigen Erbeinigung, „daß dieselbe immer nur bei der männlichen Linie bleiben sollte. [14]) — Diese sollte schon nach Pauls Tode, da derselbe nur 2 Töchter hinterließ, in Kraft treten, indem nun sein Bruder um die Summe von 250 fl. Rhein. baarer Bezahlung die ganze Mühle im J. 1728 überkam, natürlich

13) Großes bl. Lehenbuch. Fol. 84. Die Urkunde datirt vom 14. Febr. 1708.
14) Ratificiert Graslitz 18. Apr. 1712. Lehenb. Fol. 99.

mit Vorbehalt des Erbschaftsrechtes seiner Nichte im Falle des eigenen Ablebens ohne männliche Erben. [15]) Paul Dotzauer, scheint nur seiner friedfertigreligiösen Uiberzeugung gefolgt zu sein, indem er den obigen Vertrag einging, welcher eigentlich nach dem Testamente des Vaters unmöglich war und auch seine Nachkommen vielfach verkürzen konnte. Uibrigens scheint derselbe mit zeitlichen Gütern in hinreichendem Maße gesegnet gewesen zu sein. Wenigstens hat derselbe die Kapelle des hl. Adalbert, am sogenannten Schneiderberge $^1/_4$ Stunde von Graslitz gelegen, mit Bewilligung des fürst. erzbischöflichen Consistorium's vom 30. Mai 1718 in Bau genommen. Als er inzwischen mit Tod abgieng, vollendete diesen seine Wittwe Maria Rosina im J. 1722 und legierte bei demselben den Betrag von 50 fl. CM. zu einer Messenstiftung. Für die damaligen Verhältnisse eine ganz ansehnliche Stiftung!

Das Ausgedinge war keineswegs ein geringes und gibt den besten Maaßstab zur Beurtheilung des Wohlstandes dieses Bürgerhauses und eine gewiß interessante Beleuchtung der damaligen bürgerlichen Verhältnisse.

Es sollte nämlich der Sohn der Mutter a) jährlich an baarem Gelde 24 fl. bezahlen, b) für ihren Unterhalt aber 5 Strich 2 viertel Prager Metzen taugliches Brodmehl und zwei viertel Weizenmehl reichen, c) eine Kuh nebst 4 Fuder Heu, welches er auf eigene Kosten mähen, heuen und einführen soll, überlassen, — endlich der Wittib jährlich 1 Napf Erdäpfel, ein Napf Lein und 6 Beete Krautes anbauen, wozu der Sohn den Samen zu liefern hat. [16]) — Die Zinsverhältnisse sowie die übrigen Pflichtigkeiten gegen die Obrigkeit und Herrschaft blieben unverändert. Im J. 1775 gerieth dieser Besitzer mit den Nachbarn wegen der Benützung des überbrückten Mühlgrabens als Fahrstraße in Streit, welcher durch einen gütlichen Rathsvergleich vom 10. Juni 1775 dahin geschlichtet wurde, daß die Nachbarn zwar das Recht zum Fahren, nicht aber zum anderweitigen Benutzen, z. B. zum Aufschichten von Holz u. s. f. hätten, aber den durch ihr Verschulden dem Müller zugefügten Schaden zu ersetzen verpflichtet wären. [17]) —

Schon im J. 1770 übertrug Joh. Wenzel die Hälfte der Zinsmühle um den Preis von 400 fl. kayf. M. seinem Sohne Josef Ignaz; die andere Hälfte aber überkam im J. 1778 der jüngere Heinrich Anton um eben denselben Betrag. Johann Wenzel hatte die Mühle bedeutend erweitert seinen Söhnen übergeben. Noch in seinem Kaufcontrakt verbietet die Herrschaft ausdrücklich, die sonst mit seiner Mühle verbundene Brettsäge wieder zu errichten. Allein im J. 1747 gelang es ihm unter dem 27. Mai von der Herrschaft ein Decret zu erwirken, welches ihm gegen einen jährlichen Zins von 1 fl. 30 kr. unter mit der Bedingung die Anlegung einer Schneidmühle gestattet, daß er und seine Nachfolge alle herrschaftlichen Sägehölzer ohne Entgelt schneide und von jedem Klotze eine Schwarte an die Herrschaft abliefere. Auch die Bedingungen des ursprünglichen Vertrages betreffs der Mahlmühle wurden den neuen Eigenthümern wesentlich verschärfft. So mußten sie zu Michaeli alljährlich an die Obrigkeit ein Mastschwein, der andere Theilbesitzer aber einen Betrag von 6 fl. abführen. Die unentgeltliche Lieferung von Holz zur Instandhaltung der Baulichkeiten fiel gänzlich hinweg, ebenso wie von nun ab die Mühlsteine von dem Zinsmüller selbst zu kaufen waren. Alle frühern Pflichten blieben aufrecht, die Rechte empfindlich geschmälert, und dabei noch der Zinsmüller aufs Eindringlichste vermahnt: „sich gegen die hohe Grundtobrigkeit von allen Seithen und in allen umständen ruhtig

15) Erbkauff de dto. 9. Aug. 1728. Amtmann: Georg H. Meinl, Zeugen: Joh. Roßmeißl — Schichtmeister, Joh. Dan. Herold — Bergmeister, Beweis, daß damals der Bergbau noch in ziemlicher Blüthe stand.
16) Urk. de dto. 14. März 1743.
17) Urkunde im Stadtarchiv. Subsc. Andreas Dörfler Bürgermeister, und Franz F. Ernst Syndikus.

und friedlich zu betragen, in keine Strittig- oder Zwistigkeiten werden Hoch Ihro Obrigkeitsamt weder mittel- noch unmittelbahr sich Einzulassen, um andurch nicht der hochgedachten Obrigkeit zur wieder Einziehung Gelegenheit zu geben..."[18])

Während also bei den meisten Herrschaften das Entgegengesetzte stattfand und die Mühlenzinse im Laufe der Zeit sich stets niedriger stellten, trat hier das strikte Gegentheil ein.[19]) Gerade als in Folge der Kriegsereignisse die Entwerthung des Geldes sich mehr und mehr steigerte und die Verwerthung der Arbeit zu den Betriebsköſten in ein immer ungünstigeres Verhältniß sich stellte, erhoben die Feudalherren die drückendsten und ungerechtesten Ansprüche, denen zu entsprechen der Zinsmüller außer Stande war. Die Schwierigkeiten der Zahlung des Zinses und die Unerschwinglichkeit der anderweitigen Gefälle und Giebigkeiten führten zu fortwährenden Verwickelungen mit der Herrschaft, so daß in einer Eingabe vom 3. October 1790 die Besitzer der Herrenmühle in Rücksicht auf ihre bedrängte Lage um Aufhebung der Verschärfungen und Restitution in den Vertrag vom J. 1694 bittlich wurden. Dieselbe wurde durch das Rescript des Fz. Anton Reichsgrafen Nostitz dahin erledigt, daß dem Zinsmüller die Schuldigkeit, „die Weizkleien zu dem Hirschengeleckh" zu geben, erlassen und ihm 15 Klafter weiches Holz unentgeltlich versprochen wurden. Die unentgeltliche Zufuhr der Mühlsteine durch die Schönauer und Schönwerther Robotpflichtigen wurde in eine jährliche Abgabe von fl. 6. 24 kr. verwandelt[20]). Und doch war durch das von dem unsterblichen Kaiser Josef II. erlassene Hofdekret vom 30. Juli 1789 der Mühlenzwang aufgehoben und das Mühlengewerbsrecht durch Landesgesetze in ein freies bürgerliches Gewerbe, von dem im Sinne des Hofdekrets vom 26. Nov. 1789 die Grundherren keinen Zins zu fordern hatten, umgewandelt. Leider wurde durch zu frühzeitigen Tod des großen Kaisers die Durchführung dieser Maßregeln und eine gerechte Regelung der Verhältnisse im Wege der Ablösung vereitelt. — Wenn nichts destoweniger die Herrenmühl-Besitzer in ihren wohlhabenden Verhältnissen sich erhielten, so ist dies gewiß einzig und allein auf Rechnung ihres unermüdlichen und ausdauernden Fleißes, der alle Hindernisse überwand, zu setzen.

Die beiden Brüder Josef Ignaz und Heinrich Anton errichteten im J. 1789 die Kupferhammermühle an die Stelle der inzwischen eingegangenen Kupferhämmer, welche allerdings im J. 1790 ein Raub der Flammen wurde, aber bald wieder von Neuem erstand. Beide Anwesen blieben im gemeinschaftlichen Besitze, bis im J. 1796 Ignaz die Kupferhammermühle, Anton dagegen das väterliche Erbgut „die Herrenmühle" gegen eine Aufzahlung von 1000 fl. übernahm.[21])

Die Herrenmühle hat damals schon außer den frühern vier Mahlgängen, eine Malzmühle, eine Brettsäge, eine Mousselinmangel, einen geräumigen Platz zum Legen der Sägehölzer; zu ihr gehörte auch fortan noch die Kupferhammerwiese und diesen ganzen Complex übernahm Anton Dotzauer um den Preis von 1800 fl. k. W. Noch vor seinem Tode (1799) erscheint derselbe in Gränzstreitigkeiten

---

18) Kaufbr. von 24 Apr. 1778.

19) Cfr. Jäger, Mühlenwesen. Mittheilungen des Vereins. IX. 5. 6.

20) Vergl. vom 20. Mai 1793 ratif. am 5. Nov. d. J. Lib. sent. et Fransact. p. 124. Amtsarchiv.

21) Cfr. Grasl. Censual Contractbuch p. 11. 16. Tausch und Contract vom 24. Oct. 1796. Die Einverleibungsköſten betrugen 30 fl. 57 kr. Die Kupfermühle blieb bis heute im Dotzauerschen Besitze. Der Sohn des ersten Besitzers, Ignaz errichtete mit seinem Sohne Christian eine Spinnfabrik. Derselbe hatte die Mühle um den Preis von 17.000 fl. Bancozettel oder 3.900 fl. in Einlösungsscheinen am 8. Juli 1811 übernommen. Auch in diesem Contracte blieb Grund und Boden der Obrigkeit vorbehalten, auch war der Müller noch verpflichtet, für Bergleute und sonstige arme Unterthanen den Leib Brod um ein Pfund schwerer und für 9 kr. zu backen.

mit der Gemeinde, welche ihm durch die beiden Rathsverordneten Vogl und Köstl seinen Grund einweisen ließ, wobei der Sägehölzerplatz derart an Umfang verlor, daß der Besitzer die ganze Brettsäge demolierte. Wenigstens beklagt sich seine Witwe Theresia unter dem 29. Oct. 1801, daß ihr und ihren Kindern Josef, Johanna (verehel. Kinzl), Anna (verehel. Hofmann), Theresia (verehel. Pöschl) und Magdalena durch diese Magistratsverfügung ein großer Schaden zugefügt worden und bittet, wenigstens auf dem Platze, wo die Brettsäge stand, einen Garten errichten zu dürfen. Im J. 1819 übernahm nach erlangter Großjärigkeit der älteste Sohn Josef, entsprechend dem Testamente seines Vaters vom 25. Mai 1799, die Mahl- und Schneidmühle um den Preis von 4000 fl., welche zu gleichen Erbportionen der Mutter und den Geschwistern zufielen. Obzwar die Einantwortungsurkunde die gesetzliche Aufhebung des Mühlzwanges zugesteht, hält sie doch die Zinsungen des Müllers nach allen Seiten hin aufrecht, ja sogar die demüthigende Fütterung der Hirsche erscheint vom Neuen. Auch der Brettsägenzins von 1 fl. 30 kr. mußte nach wie vor fortbezahlt werden.[22])

Das Sturmjahr 1848 endlich hat die edlen Absichten Kaiser Josefs verwirklicht. Mit so vielen anderen Lasten, welche die Feudalität dem Bürgerthume aufgezwungen, fiel auch endlich der Mühlzwang mit der Robot, um deren Aufhebung sich der wackere Kudlich so bleibende Verdienste erworben hat, auch die vielen und zumeist ungerechten Mühlenzinse — freilich merkwürdiger Weise nur gegen Ablösung.[23]) Auf diesem Wege wurde endlich auch die alte Herrenmühle aus einem ens dominicale freies von keiner herrschaftlichen Willkühr weiter abhängiges Eigenthum. Josef Dotzauer war der letzte seines Namens, welcher das alte Erbe seiner Familie, die dieses Bürgerhaus durch zwei Jahrhunderte in beständigem Besitze hatte innegehabt. Im J. 1856 verkauften er und seine Ehefrau die alte Herrenmühle mit 4 Mahlgängen, dem Malzgange, der holländischen Graupenmühle, den Cylindermangel sammt Gebäude und dem zugehörigen kleinen Wohnhause (Nr. 334) nebst Scheuer, Stall und Grasgarten um den Kaufschilling von 5400 fl. C. M. an H. Richard Kinzl zu dessen vollem und unbeschränkten Eigenthum.

Das ist die einfache und doch so lehrreiche Geschichte eines Bürgerhauses von dessen hohen Giebeln und aus dessen Riegeln und Balken manches Jahrhundert auf uns herabschaut. Getreulich wußte das fleißige Bürgergeschlecht, das drinnen gewaltet jene Verpflichtung seines Contractes gerecht zu werden, welche ihm auferlegte: „die Mühl allezeith auf seine eigenen Unkosten, ohne Zuthuung einiger Herrschafftlichen Mitln in gutten Baulichen wessen erhalten, damit keine Klag vorfallen möge," — nur aus den Fensterflügeln lugt der Geist der neuen Zeit, des Moderne im Alten. — Es ist die Geschichte eines Hauses, wie es so vielfach in unsern deutschen Gauen vorkommt. Es hat nicht wie so mancher Palast, so manches stolze Schloß bewegend und aufhaltend in den Lauf der Geschichte der Menschheit eingegriffen, in seinen engen Räumen hat nur der stille, aber segnende Geist gewaltet: der deutsche Gewerbegeist, rastlos im Erhalten und Aufbauen, während an den hohen Schlössern so lange der Geist des Niederdrükkens und Zerstörens haftete. So gewinnt unsere Hausgeschichte auch ihre culturgeschichtliche Bedeutung. Die Mühle ist das Stammhaus eines ächten deutschen zähen Bürgergeschlechtes, das trotz der verschiedensten Wandelungen nie verarmt, sondern stets zu den wohlhabenden Familien der Stadt, zu den Beförderern der Erwerbsthätigkeit und der frommen Stiftungen zählte dessen Namen als Kaufleute

22) Cfr. Cens. Contractenb. Nr. 1. Fol. 67. Urk. de dto. 2. Juni 1819. — Die Einantwortungskunde enthält zugleich die Meldung, daß der Liber sentent. et transact. (siehe oben) verloren gieng.

23) Die nähere Darstellung der hier einschlägigen Verhältnisse siehe bei Jäger l. c. S. 157.

und Gewerbetreibende in den weitesten Kreisen auch außerhalb unseres Landes bekannt, und deren Familienmitglieder wir in Hamburg, in Spanien, in America und Brasilien vertreten finden. Haben dran die stolzen Zinsherren ihren Theil, in deren Burgkreis die ersten Anfänge der Mühle lagen, deren Gerichtsbarkeit die Mühle 110 Jahre unterstand? Nein! Ohne uns in weitläufigere Berechnungen einzulassen, genüge der eine Hinweis, daß die Zinsungen ohne Zins und Zinseszinsen bis zum J. 1848 die enorme Höhe von 18.688 fl. betrugen, das unentgeltliche Mahlen des herrschaftlichen Malzes, das Schneiden des herrschaftlichen Säghölzer, die demüthigende Pflicht, den herrschaftlichen Hirschen die Weizkleie im Winter zu streuen ganz außer Acht gelassen, und vergessen auf die Questionen und Torturen, die ein einziger hochgräflicher gnädiger Verwalter dem armen Zinsmüller anthun konnte. Wahrlich der überreichste Tribut eines einzigen Hauses unseres deutsch-böhmischen Landes in die „alte gute" Zeit des Feudalismus! Seine Schlösser sind zerfallen, die solide Stätte deutscher Bürgerarbeit steht noch fest und unerschüttert! — — —

Bruchstücke aus der Geschichte des Cistercienserstiftes Ossegg.

(Nach Quellen.)

Von Prof. **Bernhard Scheinpflug.**

I.

Einverleibung Osseggs mit dem Erzbisthume (1580).

Bekanntlich blieb das Prager Erzbisthum infolge der Hussitenkriege seit dem Jahre 1431 unbesetzt, und erst Ferdinand I., der seinem Bruder Karl V. in seinen Bemühungen zur Bekämpfung des Lutherthums und Aufrechthaltung der römischen Kirche kräftig zur Seite stand und zu diesem Zwecke auch die Jesuiten nach Böhmen berufen hatte, konnte daran denken, das erledigte Prager Erzbisthum wieder zu besetzen. Es geschah im J. 1562; der bisherige Generalgroßmeister der Kreuzherren Anton Bruß von Müglitz wurde dazu ausersehen.

Weit schwerer, als der Erzbischof selbst, war für ihn die nöthige Dotation zu finden. Vorläufig half sich Ferdinand I. dadurch über die Schwierigkeit hinweg, daß er für die erzbischöfliche Tafel die allerdings besonders für jene wohlfeilen Zeiten nicht geringe Summe von 6000 Thalern auf die Landeseinkünfte anwies, und er glaubte hiemit dem dringendsten Bedürfnisse seines Günstlings wenigstens insolange abgeholfen zu haben, bis eine Dotation mit liegenden Gütern eingetreten sein würde. Aber ehe dieses Letztere geschah, starb er (1564), und sein Sohn und Nachfolger Maximilian II. (1564 — 1576), der gegen die Akatholiken toleranter gesinnt war, ohne dabei die Katholiken in ihren Rechten zu kränken, mochte sich eben nicht sehr gedrängt fühlen, die Dotationsfrage des Erzbisthums als eine brennende anzusehen. Wenn auch mit Rudolfs II. Regierungsantritte bessere Zeiten für die Katholiken in Böhmen aufzugehen schienen, so konnte doch eine so wichtige Frage, wie es die Dotationsfrage war, nicht im Handumdrehen gelöst werden, ja es kam so weit, daß auch jene 6000 Thaler säumig und nur in kleinen Theilbeträgen ausgezahlt wurden.

Desto mehr drängte der Erzbischof auf eine endliche Erledigung der Frage hin, und es wurde die Idee angeregt, Klostergüter dazu zu verwenden. Das Cisterciensterstift Ossegg und das Kloster der Grabeshüterinnen zu Schwaz wurden dazu ausersehen. Um die Frage, ob durch diese Expropriation jemandes Eigenthumsrechte verkürzt würden, schien man sich an maßgebenden Orten wenig zu kümmern; konnte man doch darauf hinweisen, daß die Güter religiösen Zwecken

erhalten blieben. Weiß man auch nicht, wem die Ehre der Initiative gebührte, so ist es doch gewiß, daß der Erzbischof sich nicht gegen die Dotation des erzbischöflichen Stuhles mit Klosterbesitzungen sträubte. Kaiser Rudolf, dem es gewiß nicht schwerer hätte ankommen sollen, säumige Finanzbeamten zur Ordnung zu verweisen, als Rechtsgründe für die in Aussicht genommene Maßregel aufzufinden, ließ sich, um endlich Ruhe zu haben, nicht nur für die Sache gewinnen, sondern scheint auch dieselbe wenigstens theilweise zu der seinigen gemacht zu haben. Noch weniger Bedenklichkeiten gab man sich bezüglich der römischen Curie hin, um von derselben die nöthige Dispensation zu erwirken.

Damals war Balthasar, ein geborner Brüxer, Abt von Osseg (1563—1579). War er auch nach den Aufzeichnungen in den Klosterbüchern ein Mann von nicht gewöhnlicher Gelehrsamkeit, so hatte er doch mit mehreren seiner Vorgänger das gleiche Schicksal: die Einkünfte des Klosters reichten zur Deckung der Auslagen nicht hin, obwohl die Anzahl der Mönche sehr gering war und bei seinem Tode nur sechs betrug. Allerdings hatte das Kloster in früheren Zeiten vieles von seinen Besitzungen eingebüßt, besonders in den Hussitenzeiten theils durch die Hussiten selbst, theils aber auch durch den Bekämpfer des Hussitenthums, Kaiser Siegmund, welcher eine Reihe schöner Besitzungen des Klosters verpfändete und nicht wieder einlöste, — ein Schicksal, das Osseg mit vielen anderen Klöstern des Landes gemein hatte; es konnte sich aber auch selbst dann, als ruhige Zeiten zurückgekehrt waren, nicht mehr erholen und ging allmälig seinem gänzlichen Verfalle entgegen. Man darf annehmen, daß Abt Balthasar wenigstens eine Ahnung, wenn nicht Kenntniß davon hatte, was man in Prag mit Osseg vorhatte, und dieser Umstand dürfte nicht wenig dazu beigetragen haben, alle Rücksichten eines sparsamen Haushaltes und sorglichen Zusammenhaltens dessen, was dem Kloster nach den Stürmen der Zeit noch übrig geblieben war, bei Seite zu setzen. So wurde denn, wie die königliche Landtafel in ihren verschiedenen Quaternen nachweist, Schlag auf Schlag verkauft und verpfändet; die Dörfer Cernochov und Jetschowitz, ein Hof in Paredl, verschiedene Kammerzinse, der Weinzins in Bilin, das ganze Dorf Wolapschitz, verschiedene Grundstücke bei Wodolitz und der schöne Rösselhof bei Brüx gingen im Verlaufe von kaum mehr als einem halben Jahrzehent für Osseg unter Abt Balthasar verloren.

Waren diese Entäußerungen namhafter Bestandtheile des Klostergutes etwaige Rückwirkungen der Verhandlungen bezüglich der Dotationsfrage in Prag, so mußten sie andererseits wieder auf die Verhandlungen beschleunigend einwirken. Inzwischen trat ein Ereigniß ein, welches die Frage unerwartet schnell löste. Abt Balthasar starb am 5. Juli 1579 und wurde im Kapitelsaale zu Osseg beigesetzt; sechs Mönche, die damals das Kloster beherbergte, beteten an seinem Sarge. Unverzüglich wandte sich der kleine Konvent an den damaligen Visitator und Generalvikar des Cistercienserordens, den Abt Andreas von Königsaal, er möge dafür sorgen, daß das verwaiste Kloster einen P. Abbas bekomme, und derselbe erschien auch bei Zeiten in Osseg, um eine Abtenwahl vornehmen zu lassen; allein die kaiserliche Regierung gebot Aufschub. Was man früher geahnt hatte, wurde zum Gegenstande der Befürchtung; der erschrockene Konvent beschwor den Visitator, er möchte das seines schützenden Vaters beraubte Kloster nicht verlassen, sondern ihm zur Zeit der Gefahr mit Rath und Hilfe beistehen. Dieser erklärte sich bereit, dafür zu sorgen, daß der Sturm, der hereinbrechen könnte, womöglich vermieden werde oder abpralle, und nahm zu diesem Ende seinen Sitz in Osseg; doch die Frucht der Verhandlungen ging ihrer Reife entgegen.

Kaiser Rudolf machte nämlich als König von Böhmen im eigenen, sowie im Namen des Erzbischofes Antonius bei Seiner Heiligkeit dem Papste Gregor XIII. Vorstellungen zu Gunsten des Erzbischofs, um von demselben die Dispensation zur Einverleibung der wiederholt genannten Klöster in das Prager Erz-

bisthum zu erlangen. In Beziehung auf Ossegg wurden dabei zwei Gründe geltend gemacht; erstens, daß das Kloster für jetzt ohne Abt und ohne Mönche („ad praesens abbate et monachis destitutum") und daß keine Hoffnung vorhanden sei, es werde je wieder ein Konvent von Mönchen und die klösterlichen Übungen eingeführt werden können. Zweitens, das Kloster sei mit Schulden überlastet und zwar in der Höhe von 40.000 Thalern, so daß es nothwendig zu einer Verschleuderung der Klostergüter kommen müsse, wenn die Schuldenlast nicht auf eine bequeme Weise getilgt würde. Der Kaiser erbot sich daher, die Schulden zu bezahlen, wogegen Ossegg dem Prager Erzbisthume statt der von Kaiser Ferdinand I. aus dem Staats-Aerar zugesicherten 6000 Thaler einverleibt werden sollte. Andere Gründe wurden bezüglich des Nonnenklosters Schwaz angeführt. Papst Gregor willigte in die Vorschläge ein, hob vermöge seiner apostolischen Gewalt den Namen und Titel, sowie die Würde eines Abtes von Ossegg für immer auf und sprach die Einverleibung desselben mit dem Prager Erzbisthume aus. Die diesfällige Urkunde ist datirt aus Rom bei St. Peter im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1580 an den Iden des Monates Juni im neunzehnten Jahre des Pontifikates Gregors XIII.

So fiel Ossegg mit Schwaz dem jeweiligen Prager Erzbischofe als Tafelgut zu. Die letzten Mönche sahen sich genöthigt, in der Fremde ein Obdach zu suchen, und fanden es in Königsaal.

Es liegt dem Verfasser dieses Aufsatzes fern, den ausgewanderten sechs Mönchen eine Elegie zu weihen; aber einigen Betrachtungen kann er sich diesfalls doch nicht entziehen.

Zwölf deutsche Cistercienser-Mönche waren gegen Ende des 12. Jahrhundertes aus dem deutschen Kloster Waldsassen unter ihrem Abte Rudhard in böhmisches Land gekommen und hatten sich in Ossegg, wo ihnen einer der eifrigsten Förderer des Deutschthums in Böhmen ein kleines Besitzthum zugewiesen hatte, niedergelassen. Mit deutscher Emsigkeit hatten sie ein gutes Stück Landes kultivirt, hatten Wälder ausgerodet, Sümpfe entfernt und auf dem gewonnenen Boden die Klostergebäude aufgeführt. Ossegg war von nun an eine der bedeutsamsten Pflegestätten deutscher Sitte und Sprache, deutschen Rechtes und Sinnes, deutscher Humanität und Bildung, natürlich im Geiste damaliger Zeit gewesen; es hatte in den verschiedenen Kämpfen, die im Lande ausgebrochen waren, seine deutsche Gesinnung nicht nur nie verläugnet, sondern stets bethätigt. Nun schien seine Mission erfüllt, die letzten sechs Mönche verließen eine wohlkultivirte Landschaft voll deutscher Bewohner und verlebten den Rest ihrer Lebenstage inmitten slavischen Gebietes.

Sieht man auf die Motive und Rechtsgründe, die bei der Lösung der Dotationsfrage des Prager Erzbisthums maßgebend waren, so muß es wohl auch dem schlichten, aber unbefangenen Beurtheiler einleuchten, daß die vorgebrachten Gründe nicht einmal den Schein des Rechtes an sich haben. Denn was den ersten Grund anbelangt, nämlich die Sedisvacanz, so brauchte, wenn eine solche zur Einziehung eines Klosters oder eines Bisthums berechtigte, längst schon kein Kloster und kein Bisthum mehr zu bestehen, und mit jedem Todesfalle eines Abtes oder Bischofes müßte zugleich der Rechtsfall der Einziehung eintreten. Bei geistlichen Besitzungen gilt eben kein Grundsatz, der analog wäre mit dem „le roi est mort, vive le roi". Zudem versah zu jener Zeit der Generalvikar und Visitator die Stelle eines Abtes. Ebenso wenig kann die Anzahl der Mönche an sich maßgebend sein für das Fortbestehen oder Aufheben eines Klosters. Als im J. 1606 das Cistercienserkloster Saar dem Olmützer Erzbisthume einverleibt wurde, lebten dort 12 Mönche; als Königsaal im J. 1785 aufgehoben wurde, zählte es 39 Mönche, und als Waldsassen im J. 1801 das gleiche Schicksal hatte, zogen von dort weit über 30 Mönche aus. Dagegen bestanden im österreichischen Italien

noch kurz vor dem verhängnißvollen Jahre 1866 einige Klöster, in denen die Zahl der Mönche noch viel geringer war, als die von Ossegg im J. 1580. Es genügt auf Madonna del Monte bei Vicenza und auf San Giorgio Maggiore in Venedig hinzuweisen.

Was den zweiten Grund, nämlich die Schuldenlast anbelangt, so hätte nach unseren jetzigen Rechtsbegriffen eher eine Sequestration als eine Einziehung eintreten müssen. Wenn übrigens den Klosterbüchern zu trauen ist — und es liegt kein Grund zum Mißtrauen vor —, so betrugen die Schulden damals nicht 40, sondern 25 Tausend Thaler, und da dieselben in der Folge auch vom Kaiser eben so wenig bezahlt wurden, als sie früher der Konvent oder Abt bezahlt hatte, so muß der angeführte Rechtsgrund als sehr bedenklich erscheinen. Die Gläubiger wurden erst vertröstet, dann fielen sie unbefriedigt einer nach dem andern ab.

In den dem gegenwärtigen Aufsatze zu Grunde liegenden Quellen, insbesondere in dem Einziehungs-Instrumente, sind nur die beiden angeführten Gründe genannt. Es liegt jedem die Versuchung nahe, zu glauben, daß bei den diesfälligen Verhandlungen zwischen Prag und Rom noch andere geltend gemacht wurden, — wenigstens deuten die in der Folgezeit stattgehabten Verhandlungen auf gewisse „falsche Berichte" hin. Hätten etwa moralische Verirrungen von Seite der damaligen Conventualen zugleich einen Grund der Einziehung Osseggs abgegeben, so ließe sich dagegen mancherlei einwenden. Vorerst hätte der Erzbischof Anton, der die Angelegenheit der Einziehung als die seinige betrieb und den Berichten an den Papst nicht fremd war, derlei Verirrungen gewiß nicht unbenützt abseits liegen lassen, er hätte vielmehr als damaliger Kirchenfürst Böhmens die Schuldigen zur Verantwortung und Strafe ziehen müssen. Sie zogen aber — das ist durch Zeugenaussagen von Zeitgenossen bestätigt worden — ungefährdet und unangefochten in die Fremde und wurden nie zur Verantwortung gezogen. Lohelius, einer der folgenden Erzbischöfe, ein Mann, der in seinem Charakter ganz makellos dasteht, würde sich in seinem Gewissen kaum so beschwert gefühlt haben, „entfremdetes Gut" zu seiner Tafel zu benützen, wenn nicht auf falsche Berichte allein jene Katastrophe für die Ossegger Cistercienser eingetreten wäre. Und Lohelius, der mit den Zeitgenossen Balthasars und seiner Conventualen persönlich verkehrte, indem er eine Anzahl Gedenkmänner zu sich beschieden und jeden einzeln befragt hatte, konnte wissen, was geschehen war. Endlich, als es sich unter Ferdinand II. darum handelte, Ossegg dem Cistercienserorden zurückzustellen, erwies sich der damalige Erzbischof Kardinal Harrach so zäh, daß er jeden nur einigermaßen faßbaren Grund festgehalten hätte, um Ossegg für sich und das Erzbisthum zu erhalten. Aus den Aussagen der Gedenkmänner, welche Erzbischof Lohelius zu sich beschieden hatte, ging zugleich auch hervor, daß die Größe der Schuldenlast fälschlich angegeben war, und nur 25.000 Thlr. betrug, ebenso daß diese Summe, so viel ihnen bekannt wurde, bis dahin weder von Se. kaiserlichen Majestät, noch von irgend Jemandem bezahlt worden sei.

Wenn sonach die für die Einziehung Osseggs zu Gunsten des Prager Erzbischofes vorgebrachten Gründe an sich nicht rechtskräftig waren, sondern höchstens den Schein einer Berechtigung hatten, so drängt sich von selbst die Frage auf: Wienach konnte man zur Einziehung eines Gutes schreiten, in dessen ununterbrochenem Besitze das Kloster über 400 Jahre war? — Die Antwort ist kurz und leicht. Man brauchte es zur Dotation des Erzbischofes, und die letzten sechs Mönche konnten das, was man für das mittellose Erzbisthum brauchte, unschwer entbehren; denn sie lebten in Königsaal wahrscheinlich nicht ärmlicher, als sie in Ossegg gelebt hatten. Ossegg blieb dabei geistliches Besitzthum, wie es seit 400 Jahren der Fall war, nur unter anderm Titel.

So viel über die Einverleibung Osseggs. Was das zweite Klostergut Schwaz anbelangt, das bis auf den heutigen Tag einen ansehnlichen Bestandtheil der erz-

bischöflichen Besitzungen ausmacht, so wurden für die Einverleibung desselben andere Gründe hervorgesucht und gefunden. Ihre Beleuchtung liegt jedoch abseits von dem eigentlichen Gegenstande dieses Aufsatzes.

II.

Die Prager Erzbischöfe als Herren von Ossegg und Klostergrab.

Mit dem Cistercienserstifte Ossegg war schon seit dem 13. Jahrhundert auch Klostergrab verbunden. Dasselbe gehörte ursprünglich zu dem Nonnenkloster des Benediktinerordens in Teplitz, und wurde im J. 1282 sammt Wernsdorf um 20 Mark Silber an den Abt Theodorich von Ossegg käuflich überlassen. Man darf annehmen, daß daselbst schon zu jener Zeit Bergbau betrieben wurde, und daß der Ort Grab, wie er noch jetzt einfach im Munde des Volkes heißt, von dem Graben nach edlen Metallen seinen Namen erhalten hat, und es ist wahrscheinlich, daß jener Vertrag, welchen Bores von Riesenburg mit dem Abte Gervicus von Ossegg bezüglich des beiderseitigen Bergbaues im J. 1302 geschlossen hat, so weit er Ossegg angeht, sich auf den Bergbau in Klostergrab bezieht. Seit jener Zeit verblieb dieser Ort ununterbrochen im Besitze von Ossegg und wurde zugleich mit demselben im J. 1580 dem Prager Erzbisthume einverleibt.

Seit dem genannten Jahre waren folgende Erzbischöfe Herren von Ossegg und dem damit vereinigten Klostergrab: Anton Bruß von Müglitz, welcher aber schon am 24. Aug. 1580 starb; ferner Martin Medek (1581—1590), Sbinko Berka (1590—1606), Karl von Lamberg (1606—1612), Johannes Lohelius (1612 — 1622) und Ernst Gf. v. Harrach (1622 — 1626). Die Erzbischöfe selbst kamen aber nur selten nach Ossegg, und ließen es durch sogenannte Amtshauptleute verwalten.

Anton Bruß genoß die Früchte seiner Bemühungen nur wenige Wochen. Martin Medek fand sich schon im J. 1583 in der angenehmen Lage, zwei von dem ehemaligen Abte Balthasar verpfändete Dörfer einzulösen. Weit mehr, als die vorgenannten überhaupt, that Erzbischof Sbinko für Klostergrab. Schon seit längerer Zeit lag der Bergbau daselbst ganz darnieder, und die Bürger dachten daran, ihn wieder zu beleben. Zu dem Ende baten sie den Erzbischof als ihren Grundherrn um die Bestätigung der alten und um Verleihung neuer Rechte. Der Erzbischof willfahrte ihrer Bitte mittels eines Privilegiums, ausgestellt zu Prag den 8. September 1594. Er bestätigte darin den Klostergrabern alle früheren Privilegien, das Wappen, die Jahr- und Wochenmärkte, Bergfreiheiten u. s. w., und um den Bergbau und den Wohlstand der Bergstadt zu heben, fügte er neue Rechte und Freiheiten hinzu. Sie erhielten gleich Joachimsthal ein eigenes Gericht in bürgerlichen, peinlichen und Bergsachen, ferner das Recht, aller Orten, in Gebirgen, Wäldern und Feldern mit Ausnahme dreier Orte: unter dem Tisch, unter der Bettstatt und der Feuerstätte innerhalb der Bestimmungen der Joachimsthaler Bergordnung zu muthen und den Bergbau zu treiben; es wurde allen Bergleuten und Gewerken gestattet, über ihre Liegenschaften und Fahrnisse bei Lebzeiten oder auf dem Todtenbette zu verfügen, bürgerliche Gewerbe, wie Brauerei, Wein- und Bierschank, Krämerei und Handel auszuüben, mit Weibern und Kindern frei zu ziehen u. s. w. Es wurden endlich Preise für die Auffindung silberhältiger Erze bestimmt, der Zehent nach der Joachimsthaler Bergordnung normirt, und den Gewerken das nöthige Holz zu den Schachten und Stollen aus den herrschaftlich Osseggr Wäldern anzuweisen zugesichert, wogegen sich der Erzbischof für sich und seine Rechtsnachfolger in jeder Zeche vier Erbkuxe vorbehielt. In diesem inhaltreichen Privilegium waren den Klostergrabern die Grundlagen gegeben, auf welchen der Bergsegen und mit ihm das Wohl der

Stadt und ihrer Bewohner gedeihlich sich entfalten konnten und in der That auch wirklich sich zu entfalten begannen.

Aber schon unter Sbinko's Nachfolger Karl v. Lamberg begannen auch ene Stürme zu toben, welche ein Jahrzehent nachher ganz Mittel-Europa heftig erschütterten, Länder im weiteren Laufe der Zeit verwüsteten und namenloses materielles und geistiges Elend über ihre Bewohner brachten. Im Südosten tobte der Türkenkrieg und verzehrte Geld und Menschenblut, im Innern der österreichischen Länder gor die Unzufriedenheit mit der Regierung des menschenscheuen Kaisers Rudolph, und in Böhmen drohten Religionsunruhen auszubrechen. Der Zwiespalt zwischen dem Kaiser und seinem rührigen Bruder Mathias brach offen aus, und zwar zum großen Nachtheile des erstern; die Akatholiken benützten dessen Verlegenheit und ertrotzten von ihm (1609) den verhängnißvollen Majestätsbrief, es folgte dann in Prag der Einzug der Passauer und mit ihnen die Gräuelscenen in Emaus, am Karlshofe und bei den Franziskanern, und der apostolische Oberhirt entschloß sich, seine Heerde, die er zu schützen berufen war, zu verlassen und sich nach Ossegg in die Einsamkeit zurückzuziehen. Hier verewigte er sein Andenken durch eine That, für welche der Geschichtschreiber vergebens nach einem bezeichnenden Namen sucht. Er ließ eine große Anzahl von Original-Urkunden, Schenkungen, Freiheiten, Immunitäten u. s. w., die sich auf das Stift Ossegg bezogen, an einem freien Platze unterhalb des Klosters auf einen Haufen zusammentragen und — — verbrennen! Ein Glück war es, daß der damalige Kellerschreiber Leonhard Erlacher von Erlnbach Manches dadurch rettete, daß er es unter altes Geschirr warf. Fast wird man, wenn man von einer solchen sinnlosen That erzählen hört, versucht zu glauben, die sogenannte „Apologia" (Prag 1618, S. 28) habe Recht, wenn sie von Lamberg sagt, er sei „durch Gottes verhengnus seines verstandes zu mercklicher straff bis an sein ende beraubet gewesen." Solcher Vandalismus kommt in der Geschichte Osseggs nur noch einmal, jedoch in viel milderer Form vor, nämlich im J. 1421, als die Hussiten dort wütheten. Nicht lange nach dieser That starb Karl von Lamberg am 18. September 1612 zu Ossegg und wurde daselbst in der Stiftskirche auf der Epistelseite begraben.

Mittlerweile hatte der Protestantismus in Böhmen überhaupt, besonders durch das ebenso energische als wirksame Auftreten seiner Prädikanten sehr an Ausbreitung gewonnen, und auch das geistliche Dominium Ossegg vermochte es nicht, der neuen Lehre zu widerstreben, und zwar um so weniger, als ja seine Besitzer in Prag vollauf zu thun hatten, so daß sie ihre Blicke weniger nach der Peripherie richten konnten, als sie es selbst wünschten. Während aber im Südwesten Osseggs, namentlich in den Ortschaften Ratschitz, Bruch und Liquitz die Bewohner der katholischen Lehre treu blieben, fanden die protestantischen Prediger im Nordosten, namentlich in Klostergrab williges Gehör und wußten ihrer Lehre in den Gemüthern der Bewohner um so leichter Eingang zu verschaffen, als die Bergleute von Klostergrab und die dortigen Gewerken mit denen der sächsischen Bergorte, namentlich Freibergs in steter freundschaftlicher Berührung stehen mußten. Als Johann Lohelius (1612) den erzbischöflichen Stuhl bestieg, hatte der Protestantismus besonders unter dem Schutze des Majestätsbriefes das Uebergewicht über den Katholicismus erlangt; man hörte in Klostergrab lieber den protestantischen Prediger als den katholischen Pfarrer, und der Erzbischof erachtete es an der Zeit, dem Prädikanten den Aufenthalt in der ihm unterstehenden Stadt zu verbieten.

Dieser grundherrliche Befehl scheint jedoch eher negativ als positiv gewirkt zu haben, denn der lutherische Prediger fuhr fort zu lehren, er nahm Trauungen nach seinem Brauche vor, hielt Leichenpredigten, und das alles mit solchem Erfolge, daß auch der vom Erzbischofe bestellte Schullehrer sich zur pro-

testantischen Lehre hinneigte. Da fand sich Herr Benedikt Mausekönig von Geyersberg, Hauptmann von Ossegg und Schwaz, veranlaßt, ein ernstes Schreiben dto. Ossegg den 2. November 1614 an die Klostergraber zu richten, in welchem er ihnen im Namen seines gnädigen Fürsten und Herrn gebot, den Prädikanten ganz und gar abzuschaffen. In demselben Monate und Jahre richtete der Erzbischof selbst ein Schreiben an die Klostergraber. Er hielt ihnen darin vor, daß sie den ihm zugekommenen Berichten zufolge sammt der Gemeinde sich bei dem katholischen Gottesdienste und in Anhörung katholischer Predigten nachlässig erzeigten und die Kirche in geringer Anzahl besuchten, obgleich der Pfarrer seinem priesterlichen Amte gemäß in der Verrichtung der göttlichen Aemter und in Verkündigung des Wortes Gottes das Seinige thue; er erinnert, daß der von ihnen eigenmächtig eingeführte und nunmehr zum zweitenmale abgeschaffte Prädikant sich mit Kindstaufen, Ehegaben, Begräbnissen, Winkelpredigten, Ausspendung seiner vermeintlichen Sakramente wider das erzbischöfliche Verbot befasse u. s. w. Darauf befahl er ihnen ernstlich, sie möchten die bisher gebrauchte Sanftmuth und väterliche Lindigkeit ferner nicht in Wind schlagen, oder verächtlich hintansetzen, sondern vielmehr in ihrer alten Kirche dem Gottesdienste und der Verkündigung des Wortes Gottes zum Trost ihrer Seelen bei ihrem ordentlichen Pfarrer gehorsamlich beiwohnen und auch die Ihrigen dazu anhalten; den Prädikanten, den sie nach dessen eigenem Geständnisse berufen und eingeführt hätten, möchten sie stracks abschaffen und in allen Stücken sich gehorsam erweisen.

Doch auch dieser grundherrliche Befehl erzielte die gehoffte Wirkung nicht; im Gegentheil, die Klostergraber gingen daran, auf Grund des Majestätsbriefes eine protestantische Kirche zu erbauen. Es kam nun, wie es scheint, alles darauf an, ob die Klostergraber wirklich *Unterthanen des Erzbischofes* seien oder nicht. Im ersten Falle hatte der Erzbischof den Majestätsbrief für sich, welcher ausdrücklich sagte: „Wenn jemand von den sämmtlichen vereinigten Ständen dieses Königreiches unter beiderlei, außer den Kirchen und Gotteshäusern, welche sie jetzt (1609) besitzen und ihnen schon vorhero zuständig gewesen (bei welchen sie auch friedlich belassen und geschützt werden sollen), in Städten, Flecken und Dörfern oder anderswo noch mehrere Gotteshäuser oder Kirchen zum Gottesdienst oder auch Schulen zur Bildung der Jugend wollte oder wollten erbauen lassen, so sollen dieses sowohl der Herren- und Ritterstand, als auch die Prager, Berg- und andere Städte alle gemeinschaftlich und jeder insbesondere ohne Hinderniß irgend eines Menschen auf alle beliebige Weise jederzeit frei und offen thun können." — Wurde hingegen Klostergrab als *freie* Bergstadt anerkannt, was zu beweisen die Bürger zu verschiedenen Malen angestrebt haben, so sprach der Majestätsbrief in Angelegenheit der neuen protestantischen Kirche zu ihren Gunsten.

In der That wandte sich der Erzbischof an den Kaiser mit der Beschwerde, daß die Klostergraber sich der Unterthänigkeit entziehen wollten und deswegen statt des schuldigen Gehorsams ihm allerlei Widerwillen bewiesen, worauf der Bürgermeister und der Rath der Stadt aufgefordert wurden, ihre Privilegien in Originali vorzulegen. Zum Nachweis ihrer Rechte beriefen sie sich auf ein Privilegium Karls IV., das sie aber nicht vorlegen konnten, während sie mancherlei andere der Stadt verliehenen Privilegien wirklich vorlegten. Auf Grundlage derselben wurde ganz im Sinne des Erzbischofes und zu großem Verdruße der Klostergraber zu Rechte erkannt, „daß sie jetziger und künftiger Herren Erzbischöfe zu Prag unterthänige Leute seien," und es wurde ihnen befohlen, gegen den Erzbischof zu Prag als ihren Grundherrn sich schuldigermaßen gehorsam und unterthänig zu verhalten und sich keiner Widersetzlichkeit zu unterfangen bei Vermeidung wirklicher und unumgänglicher Bestrafung.

Das Verhältniß zwischen dem Erzbischofe und den Klostergrabern wurde dadurch nur noch gespannter und die Erbitterung der nun als Unterthanen er-

rten Bürger scheint den Bau der protestantischen Kirche eher beschleunigt als zögert zu haben. Aber gerade darin erkannte Lohelius eine arge Verletzung seiner t Neuem anerkannten grundherrlichen Rechte, und er ließ die neue Kirche schlie- und versiegeln (1614). Der protestantische Pfarrer wurde ausgewiesen.

Diese grundherrliche Verfügung erhielt die allerhöchste Bestätigung durch die erliche Kanzlei, welche den Klostergrabern mittheilte, Seine kais. Majestät habe ohlen, sie sollten sich der Kirche, so lange sie „verpetschirt" sei, nicht anmaßen. gleich wurde dieselbe dem Erzbischofe in seine Gewalt übergeben.

Da nahmen die Protestanten zu Klostergrab, die sich diesen Anordnungen t fügen wollten, ihre Zuflucht zu den für die Sache der Protestanten über- pt eingesetzten Glaubens-Defensoren und stellten ihnen vor, wie die ihre Kosten erbaute Kirche versiegelt, der Gottesdienst eingestellt und ihr rrer und Seelsorger verwiesen sei. Die Defensoren nahmen sich, wie es in m Amte und Berufe lag, der Klostergraber an, konnten aber vor der Hand) nichts anderes thun, als an die Statthalter des Königreiches und die übri- Landes-Offiziere sich wenden, mit dem Begehren, sie möchten dem Erzbischof rdnen, der freien Religionsübung in Klostergrab kein Hinderniß entgegenzu- en. Die gewünschte Anordnung erfolgte zwar, doch war Lohelius nicht der nn, der auf diese Zumuthung hin die wohlüberlegte und höchsten Ortes sanc- irte Verfügung bezüglich der neuen Kirche aufgehoben hätte, und es blieb nun Defensoren nichts übrig, als die Protestanten in Klostergrab zur Geduld zu ahnen und sie auf den nächsten Landtag zu vertrösten. Der Erzbischof stützte bei seiner Weigerung auf den Majestätsbrief, welcher nur den Ständen, nicht Unterthanen der Geistlichkeit, Gerechtsame geben wollte und geben durfte, rend die Defensoren behaupteten, daß auch die Unterthanen allenthalben un- ndert und frei ihre Religion zu üben das Recht erhalten hätten.

Der nächste Landtag, welcher vom 15. Juni bis zum 4. Oktober 1615 rte, nahm sich in der That der Protestanten gegen den Erzbischof Lohelius Es wurde eine Schrift abgefaßt, unterzeichnet und dem Kaiser Mathias reicht, worin die Petenten denselben aufforderten, er möchte dem Vorgehen Erzbischofes wehren, der die Gerechtsame der Utraquisten beeinträchtige und tze. Die Stände sprachen darin einerseits die Hoffnung aus, der Kaiser e diesen und anderen Verletzungen des Majestätsbriefes abhelfen, andererseits rten sie, sie würden, falls die Abhilfe unterbliebe, die rechtmäßig erworbenen gnisse gegen jedermann, mit alleiniger Ausnahme der Person des Kaisers, eidigen.

Hier dürfte der geeignete Ort sein zu erwähnen, daß die Protestanten Böh- nach dem Inhalte der sogenannten „Apologie" [1]) bemüht waren, „den gründ- n Beweis herzustellen, daß die zu den geistlichen Gütern und Klöstern gehö- Unterthanen nach Ausweisung des Majestätsbriefes und zwischen den Ständen una und utraque geschehene Vergleichung befugt seien und gut Recht ha- daß sie ihnen wie auch Ihrer kais. Majestät Unterthanen auf deroselben schaften zu ihrem Gottesdienst Kirchen aufbauen und Gott gemühiglich dienen n." Diesemnach wäre nicht der Majestätsbrief allein, sondern zugleich auch „Vergleichung", welche wirklich abgeschlossen und bald darauf in die Land- eingetragen wurde, die Grundlage gewesen, wornach nicht nur die religiösen ältnisse in Böhmen überhaupt, sondern auch der Bau einer protestantischen e in Klostergrab zu beurtheilen und zu regeln gewesen wäre. Da aber ver-

[1]) pologia oder Entscheidungsschrift, aus was für unvermeidlichen Ursachen alle drei Ständ löblichen Königreichs Böhaimb sub utraque ein Defensionswerk anstellen müssen." Prag 18. — Ebenso: „Die Andere Apologie der Stände des Känigreichs Böhaimb." ag 1619.

möge der Vergleichung nur den Bewohnern königlicher Güter das Recht eingeräumt wurde, protestantische Bethäuser in Dörfern und Städten zu erbauen, hätten unter den königlichen Gütern auch die geistlichen und namentlich die Klostergüter verstanden werden müssen, wenn die Klostergraber und mit ihnen die Braunauer hätten im Rechte sein sollen, als sie Kirchen für den protestantischen Gottesdienst bauten. Eine solche Auffassung des Vergleichs scheint [1]) auch schon damals wenigstens nicht allgemein Platz gefunden zu haben, sonst wären die Defensoren und Statthalter dem entschiedenen Lohelius gegenüber, der auf den Majestätsbriefe fußte, nicht rathlos dagestanden.

Wie dem aber auch sei, die Stände erhielten auf ihre Eingabe an den Kaiser keine Antwort. Da baten die Defensoren um Beschleunigung. Der Kaiser zögerte noch immer; er wollte weder in das Begehren der Stände willigen, noch durch einen abweislichen Bescheid eine etwaige Widersetzlichkeit hervorrufen. Endlich gedachte er, die Sache mündlich abzuthun und lud in dieser Absicht den Grafen Heinrich Mathias Thurn nebst zwei anderen Defensoren zu sich nach Brandeis in das kaiserliche Schloß. Dort bedeutete er ihnen mündlich, der Majestätsbrief berechtige die Unterthanen der Geistlichkeit nicht, Kirchen und Schulen nach ihrer Willkür zu bauen und zu gebrauchen, er wünsche daher, unbillige Klagen solcher Art nicht mehr zu vernehmen. Graf Thurn bat um die Ausfolgung einer schriftlichen Antwort gleichen Inhaltes; sie wurde ihm versprochen, aber nicht gegeben.

Der Kaiser begab sich von Brandeis nach Pardubitz, von da nach Österreich. Da ließ Erzbischof Johann Lohelius am 11., 12. und 13. Dezember 1617 die protestantische Kirche zu Klostergrab niederreißen und dem Boden gleich machen. Der Altar, der Beichtstuhl und der messingene, vergoldete Thurmknopf wurde von dem Erzbischofe der katholischen Kirche geschenkt. Das übrige Holzwerk des zerstörten Gotteshauses wurde dem katholischen Pfarrer zum Verbrennen gegeben. Zugleich wurde bekannt gemacht, wer der katholischen Religion nicht beipflichte, solle seine Güter verlieren; wer einen evangelischen Priester bei sich beherbergte, solle 50 Thaler Strafe zahlen, dazu drei Tage und ebenso viele Nächte in Halseisen am Pranger stehen oder wohl gar durch den Nachrichter gestraft werden.

So endete das protestantische Gotteshaus in Klostergrab. Was darauf folgte, ist bekannt: der Fenstersturz, die Schlacht am weißen Berge, das Blutgericht am altstädter Ringe in Prag und die Gegenreformation.

Wer heutzutage jene unscheinbaren, mit Gras bewachsenen Erhöhungen hinter dem Rathhause und dem Bräuhause in Klostergrab sieht, wo einst die protestantische Kirche stand, und wo heute die Wäscherin friedlich ihre Linnen zum Trocknen ausbreitet, muß mit Schauer erfüllt werden, wenn er zugleich an den Verlust von Tausenden von Menschenleben und an die namenlosen Verwüstungen denkt, denen Böhmen und seine Nachbarländer während des dreißigjährigen Krieges ausgesetzt waren.

Nicht ganz fünfzehn Wochen nach der Zerstörung der Klostergraber Kirche am 23. Mai 1618, erfolgte der furchtbare Fenstersturz im Prager Schlosse. Die Landeskassen wurden von den protestantischen Ständen in Beschlag genommen, das Volk wurde bewaffnet, die Jesuiten vertrieben, an die Stelle der Statthalter traten dreißig Direktoren, und der greise Lohelius verließ mit anderen Prälaten und katholischen Herren Prag und Böhmen.

Desto ungehinderter schalteten nun die Direktoren. Daß sie zunächst an die Kirchengüter und namentlich an die erzbischöflichen Besitzungen Hand anlegen würden, war vorauszusehen. Unverzüglich wurde noch im J. 1618 das Kloster Ossegg sammt den Dorfschaften Haan, Neudorf, Alt-Ossegg, Ladung und andere Appertinentien an die Frau Ursula Benigna von Michalowitz verkauft. Später verkauften die Stände das zu Ossegg gehörige Dorf Obernitz an die Frau Anna

1) Nach Gindely's Auseinandersetzungen darüber kann weiter kein Zweifel aufkommen. Die Re

Sabina aus der Familie Kaplič; Černochow und alles, was im Dorfe Jetschowitz zu Ossegg gehörte, ging durch Kauf in das Eigenthum eines Herrn von Olbranowitz über; ebenso wurden die Dörfer Skyrl, Hoschnitz und Salesel an Bohuslaw von Michalitz verkauft, anderes an andere. Zuletzt wurden Jahreszinse und Besitzungen an die eigenen Unterthanen verkauft, bei welcher Gelegenheit die Klostergraber eine Reihe von Zinsungen, sowie die Dörfer Katzendorf, Deitzendorf, Hegeholz, Wernsdorf und Grünsdorf an sich brachten.

Da erfolgte am 8. November 1620 die Schlacht am weißen Berge. Kaiser Ferdinand II. blieb Sieger über den Winterkönig; Fürst Liechtenstein wurde als Statthalter in Böhmen eingesetzt. Schon am 24. November erließ derselbe ein Edikt, vermöge dessen alle Güter, welche der Metropolitankirche und dem Domkapitel zu Prag zur Zeit der Rebellion entrissen oder überhaupt entfremdet worden waren, ohne Verzug und unter Androhung der strengsten Strafen für den Weigerungsfall zurückgestellt werden sollten. Es geschah, und auch Ossegg wurde sammt Klostergrab abermals ein Eigenthum des Prager Erzbischofes Lohelius, der aus seinem freiwilligen Exil zu Wien nach der Hauptstadt Böhmens zurückkehrte. Zwei Jahre nach der Schlacht am weißen Berge war Lohelius nicht mehr; er starb, von Anstrengungen, Mühseligkeiten und Alter gebeugt, am 2. November 1622. Sein Nachfolger im Prager Erzbisthume, somit auch im Besitze von Ossegg war Ernst von Harrach, in der Folge zugleich Kardinal. Er war auch der letzte erzbischöfliche Besitzer von Ossegg und Klostergrab.

III.

Restitution Osseggs an den Cistercienserorden.

Es mag als ein bedeutsames Merkmal im Charakter des Erzbischofes Johann Lohelius angesehen werden, daß er es mit seinen Begriffen von Recht nicht vereinbaren konnte, ein Gut zu genießen, das seinem Eigenthümer gewaltsam entrissen wurde, während einer seiner Vorgänger sich alle Mühe gegeben hatte, in den Besitz von Ossegg zu gelangen, und sein unmittelbarer Nachfolger, so viel er vermochte, sich sträubte, dasselbe herauszugeben, als es ihm aufgetragen wurde.

Schon Anfangs Januar 1614, also in den ersten Jahren seines erzbischöflichen Hirtenamtes, wandte er sich an die römische Kurie in einem an den damaligen Papst Paul V. gerichteten Schreiben, in welchem er mit eben so viel Freimüthigkeit als religiösem Eifer den Sachverhalt auseinandersetzte und um die Restitution Osseggs an den Cistercienser-Orden bat. Der Originalbrief, zugleich ein Muster beredten Styls und zierlichen Lateins, befindet sich im Kloster-Archive zu Strahow. Der Brief verfehlte sein Ziel nicht; denn noch in demselben Jahre (15. Nov.) erhielt Lohelius durch den Kardinal Burghesius den Auftrag, über den Stand des entäußerten Klosters Ossegg hohen Orts zu berichten. Er unterzog sich gewissenhaft und mit Freuden dem ihm gewordenen Auftrage, und schon am 7. Februar 1615 erstattete er dem genannten Kardinal einen vollständigen Bericht darüber, bat aber auch denselben zugleich, sich der Restitution des Klosters geneigtest anzunehmen. Der Bericht des Erzbischofes fußte wesentlich auf den übereinstimmenden Aussagen von Gedenkmännern, die er einberufen und einzeln befragt hatte, und hatte ganz vorzugsweise den Zweck, darzuthun, daß das Kloster unrechtmäßiger Weise seinem Orden entrissen und dem Erzbisthume einverleibt worden sei.

Mittlerweile traten jedoch Ereignisse ein, welche die Angelegenheit Ossegg's auf Jahre in den Hintergrund drängten, ja eine Verwirklichung der Wünsche des Lohelius wenigstens vor der Hand unmöglich zu machen schienen. Wurden ja doch die meisten zu Ossegg gehörigen Besitzungen da- und dorthin verkauft! Erst 1620 änderten sich die Verhältnisse. Am 8. November siegte in der Schlacht am weißen Berge Prinz Maximilian von Baiern über den Winterkönig, das Princip der

Legitimität über die Revolution, die gesetzliche Ordnung über den Aufstand, die Sache des Katholicismus über den Protestantismus in Böhmen. Mit der Herrschaft des Winterkönigs war es zu Ende, und Fürst Karl von Liechtenstein wurde als kaiserlicher Statthalter in Böhmen eingesetzt.

Schon am 24. November erließ derselbe ein Edikt, vermöge dessen alle Güter, welche der Metropolitankirche und dem Domcapitel zu Prag zur Zeit der „Rebellion" entrissen oder überhaupt entfremdet wurden, ohne Verzug und unter Androhung der strengsten Strafen für den Weigerungsfall zurückgestellt werden sollten. Die Verhältnisse und Persönlichkeiten waren ganz darnach angethan, keine Weigerung eintreten zu lassen, und so kehrte auch Ossegg in das Besitzthum des Erzbischofes zurück.

Lohelius selbst nahm erst im folgenden Jahre (1621) seinen verwaisten erzbischöflichen Sitz wieder ein; doch von Alter, von Anstrengungen und Mühseligkeiten gebeugt, konnte er, was er mit so großem Eifer angestrebt hatte, die Restitution Ossegg's an den Cistercienser-Orden, nicht mehr erreichen, — er starb am 2. November 1622. Sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Sitze war Ernst Adalbert von Harrach, später zugleich Kardinal der heiligen römischen Kirche; der Erbe seiner Bemühungen bezüglich Ossegg's hingegen war Georg Urat, zuerst Abt von Plaß, dann von Königsaal, zugleich Visitator und Generalvikar des Cistercienser-Ordens in Böhmen.

Mit richtigem Blicke erkannte derselbe, daß mit dem Siege der kaiserlichen Waffen der geeignete Augenblick gekommen sei, Ossegg dem Orden wieder zu gewinnen. Er wandte sich daher gleich nach dem Tode des Lohelius an Kaiser Ferdinand II. selbst, von dem es ja allbekannt war, daß er auf katholische Institutionen sein besonderes Augenmerk richtete, von dem man daher auch voraussetzen konnte, daß er es mit seinem katholischen Bewußtsein nicht werde vereinbaren können, daß Ossegg seinem Orden entzogen bleibe. Im Namen des heiligen Cistercienser-Ordens berichtete Urat an den Kaiser, wie Ossegg auf falsche Angaben hin, als sei dasselbe von dem Orden verlassen gewesen, demselben entzogen und dem Prager Erzbisthume zugewiesen worden, während doch ein Abt und Konvent sich in demselben befand, „von welchen der Gottesdienst den alten christlichen Fundationibus gemäß verrichtet wurde;" er erinnerte, was der eben verstorbene Erzbischof für Ossegg gefühlt, gethan und weiter noch beabsichtigt habe, und berief sich dabei auf das Zeugniß des Abtes von Strahow; schließlich stellte er an Seine kais. Majestät sein „allerunterthänigstes Suchen, Flehen und Bitten, es geruhen Ewer Kayß. May., dem heyl. Orden die Gerechtigkeit zu administriren, damit dieses Closter in antiquum statum möge restituiret, der alten frommen Fundatorum Testamenta und Fundationes gottseelig adimpliret werden."

Urat hatte sich in der Wahl seiner Mittel nicht getäuscht. Schon am 4. December desselben Jahres gelangte von Regensburg aus ein kais. Reskript an den Fürsten Liechtenstein, worin Ferdinand II. erklärte, wie er „nun gäntzlich des Willens und gesinnet sei, damit bemeldt abalienirtes Kloster seinem Orden restituiret und dem Erzbisthumb dafür ein andere Recompens gegeben werde." Zugleich trug er dem Statthalter auf zu berichten, wie die Restitution durchgeführt werden könne.

Andere Anschauungen von Recht und Gerechtigkeit schien, wenigstens in der Restitutionsangelegenheit, der Kardinal-Erzbischof Harrach zu haben. Wohl hatte ihm der Kaiser beim Antritte seines apostolischen Hirtenamtes ein Einkommen von 24.000 Schock bewilligt; er hatte später auch (4. Juli 1623) dem Statthalter aufgetragen, daß die genannte Summe auf gewissen dem kaiserlichen Fiscus zuerkannten und heimgefallenen Gütern angewiesen und versichert würde, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß derselbe das Kloster Ossegg sammt allem Zugehör dem Cistercienser-Orden abtrete und einräume.

Nun dürfte es wohl gestattet sein anzunehmen, daß der Erzbischof besonders jenen Zeiten, welche in Beziehung auf Lebensmittelpreise mit den unsrigen gar nicht in Vergleich gestellt werden können, mit 24.000 Schock sein Auskommen nicht finden sollen; der Erzbischof scheint jedoch gegentheiliger Meinung gewesen zu sein, wenigstens erklärte er schon am 12. Juli desselben Jahres dem Kaiser, er könne ohne großen Schaden und Nachtheil Ossegg nicht sobald abtreten, das ihm angetretene erzbischöfliche Haus sei schlecht versehen, Moldauthein werfe ihm gar keine Einkünfte ab, die übrigen Herrschaften (Roth-Rečic, Neu-Reichenau und Kozmital und Schwatz (?)) hätten von dem Kriegsvolk großen Schaden erlitten u. dgl. Schließlich sprach er die Bitte aus, Seine Majestät möge ihn wenigstens so lange im Besitze von Ossegg lassen, bis er die Güter und seine Hofhaltung in gute Ordnung gebracht haben würde; zugleich bat er, Seine Majestät möge dem Ordensvisitator verordnen, daß er sich mit ihm „gütlich vergleiche." Wohl bedarf die ganze Replik des Erzbischofes keines Kommentars; doch scheint es nicht unangemessen, schon jetzt darauf hinzuweisen, wie der Erzbischof sich diesen „gütlichen Vergleich" mit Urat dachte und ihn in der Folge wirklich durchführte.

Wir müssen in der That darüber staunen, mit welcher Hast die Restitution Ossegg's von allen Seiten betrieben wurde. Der erzbischöflichen Replik vom 12. Juli folgte die kais. Resolution vom 18. Juli auf dem Fuße nach. Sie ist abermals an den Statthalter gerichtet; der kais. Entschluß, daß Ossegg seinem Orden restituiret werde, wird darin aufrecht erhalten. Ueberdies wird dem Statthalter der Auftrag ertheilt, „sich bei der böhm. Kammer fleißig zu erkundigen und nachfragen zu lassen, zu welcher Zeit, aus welchen Ursachen, auf wessen Bericht und Begehren das Kloster dem Orden entzogen, wie lange und unter welchen Bedingungen es dem Erzbisthume zugeeignet worden sei." Leider fehlt gerade dieser Bericht, der gewiß sehr geeignet wäre, manches Dunkel aufzuhellen.

Während auf der einen Seite der Erzbischof alles aufbot, um beim Kaiser nachzuweisen, daß er Ossegg nicht abtreten könne, setzte von der andern Seite Georg Urat alle nur faßbaren Hebel in Bewegung, um zu zeigen, wie ungerecht der Besitz Osseggs sei, und scheute sich nicht, in einer neuerlichen Bitte an den Kaiser dem Erzb. Harrach gegenüber zu betonen, daß der verstorbene Erzbischof es mit seinem Gewissen nicht habe vereinigen können, das dem Orden unrechtmäßiger Weise entzogene Gut zu genießen.

Leider stehen über die weiteren Verhandlungen, die an Schärfe eher zu- als abgenommen haben, nicht alle Aktenstücke zu Gebote; insbesondere fehlen außer dem schon früher erwähnten Berichte über die Abalienation Ossegg's auch die Dokumente über die dem Erzbisthume gewordene „Recompens;" doch läßt sich aus dem, was dem Verfasser dieses Aufsatzes zu Gebote stand, mancher richtige Schluß ziehen. Namentlich geht aus einer weitern Eingabe des Visitators Georg Urat mit Bestimmtheit hervor:

1. Daß dem Erzbisthume in der That ansehnliche Güter eingeräumt wurden, „davon es die 24.000 Thaler wohl haben konnte;"

2. daß Seine Majestät dem Erzbischofe Ernest **wirklich befohlen**, „daß Seine fürstl. Gnaden das obbemeldte Closter abtreten und deme Orden einräumen sollte;"

3. daß jedoch der Erzbischof dem Befehle nicht Folge gab, sondern erklärte, „daß die Gütter, so derselbden eingeantwortet worden, die destinirte 24.000 Thaler nicht ertragen."

Aus dem allen schloß Urat, daß zwischen dem königl. Statthalter und dem Erzbischofe ein Streit über den Werth der zugewiesenen Güter obwalte, und bat, Seine Majestät möge geruhen, Kommissäre zu verordnen und die Güter abschätzen zu lassen.

Da sprach Ferdinand sein entscheidendes kaiserliches Wort. Es lautet:

„Ferdinand."

„Hochwürdiger Fürst, lieber Getreuer. Was an Unß der Würdige Fr. Georgius Urat, Abbt zu Königsaal und Vicarius des heyl. Cistercienßer Ordens in Unsern Königreich Böheimb wegen des Closters Ossek, damit nemblich solches seinem heyl. Orden, für welchen es gestifftet, ohne längern Verzug wiederumb restituiret werden möchte, demüthigst gelangen lassen, solches hast du ob dem Beyschluß mit mehrern gehorsambst zu vernehmen. Wann Wier dann für gantz billich achten, daß gedachtes Closter, massen Wier Unß schon längst für dießen gnädigst resolviret, Seinen heyligen Orden, dazu es von altersher gewidmet, restituiret werde; hierumben, so ist hiemit Unßer Gnädigster Befehl, daß du mehrerwehntem heyl. Orden angeregtes Closter Ossek weiter nicht enthaltest, sonder dasselbe sambt allen von altershero darzu gestifften Pertinentien würklich abtrettest und einraumest. An deme wird vollbracht Unser Gnädigster gefälliger Will und meinung, und verbleiben dir mit Gnaden wohl bewogen. Geben in Unserer Stadt Wien den 14. Septembris, anno 1624."

Das allerhöchste kaiserliche Reskript ließ wohl an Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig, und man hätte glauben sollen, daß die wirkliche Uebergabe demselben auf dem Fuße folgen würde. Doch es folgten abermals Verhandlungen, und erst nach denselben fand die wirkliche Übergabe Ossegg's an den Cistercienser-Orden am 17. Mai 1626 statt. Gegenstand dieser Verhandlungen war offenbar eine Ablösungssumme, von der freilich im kaiserlichen Reskripte keine Rede war. Der Erzbischof wollte sich nämlich nicht mit den ihm zugewiesenen Gütern (mit großer Wahrscheinlichkeit Roth-Rečic, Neu-Reichenau, Rozmital und Moldauthein) begnügen, sondern suchte für Ossegg noch einen besondern Ersatz zu erlangen, und es fand zwischen ihm und dem Vicar Urat in Beziehung auf die Übergabe ein Übereinkommen statt. Unter welchen Bedingungen und gegen welche Summe Ossegg restituirt wurde, davon schweigen die gleichzeitigen zu Gebote stehenden Urkunden. Daß aber ein solches Übereinkommen wirklich stattfand, und daß eine Summe Geldes gezahlt wurde, geht selbst aus den gleichzeitigen Urkunden und aus anderen Quellen hervor. Abgesehen davon, daß schon Lohelius erklärt hatte, der Orden werde für die Restitution Ossegg's soviel zahlen, als er kann, sagt der Chronist Crugerius ausdrücklich, daß die beiden Klöster Saar und Ossegg gegen eine große Geldsumme restituiret worden seien. Von einem beabsichtigten gütlichen Übereinkommen spricht der Erzbischof selbst in seiner Replik von 1623, und die wirklich „veraccordirte Gegenrecompens" bestätigt er in einem zu Prag am 2. Januar 1651 ausgestellten Dokumente.

Aus anderen Urkunden geht auch die Höhe der Summe hervor, welche Georg Urat im Namen des Ordens Seiner Eminenz für die Abtretung zahlte. In den Verhandlungen des Provinzialkapitels vom 18. November 1660 heißt es nämlich: „Da der hochw. Herr Georg Urat Seiner Eminenz dem Fürsterzbischofe von Harrach für das Kloster Ossegg an barem Gelde vier und dreißigtausend Thaler gezahlt hat" u. s. w. Und aus den im Klosterarchive zu Ossegg noch vorhandenen Quittungen, sowie aus dem Memorabilienbuche eines spätern Abtes geht hervor, daß den größten Theil dieser Summe, nämlich 24.000 Thaler, Ossegg selbst in verschiedenen Raten ausgezahlt habe.

Es erübrigt nur noch, über die Form der Übergabe, soviel davon bekannt ist, zu berichten. Im Monate Mai 1626 kam Seine Eminenz nach Ossegg, um daselbst den Königsaaler Abt und Ordensvisitator Georg Urat zu erwarten. Doch entweder durch ein eingetretenes Unwohlsein oder durch einen andern Umstand verhindert, ließ dieser auf sich warten, und endlich erschienen statt seiner Abgeordnete, um im Namen des Ordens Ossegg sammt allem Zugehör zu übernehmen. Seine Eminenz empfing sie als Deputirte sehr freundlich, bewillkommte sie und übergab ihnen die Schlüssel des Klosters, somit das Kloster selbst. Dann wünschte

er den neuen Bewohnern Glück und ließ bei seinem Scheiden eine alte Heuscheuer, welche unterhalb des Klosters lag, zur Erinnerung an die Übergabe anzünden. Daß der Erzbischof gerade dieses eigenthümliche Erinnerungszeichen wählte, muß wenigstens sonderbar erscheinen. Später hat man es versucht, doch einen Sinn hineinzulegen, damit der Brand nicht als das Gegentheil, nämlich als Unsinn erscheine. Man klügelte nämlich heraus, die aus der Heuscheuer auflodernde Flamme habe der ganzen Umgebung verkünden sollen, daß die von den Herren mit dem Heurechen im Wappen (den Riesenburgen) gemachte Stiftung wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zugeführt worden sei.

Hier wäre eine Geschichte der Restituirung Ossegg's zu Ende, wenn der Kardinal-Erzbischof alles, was zu Ossegg gehörte, restituirt hätte. So war es aber nicht. Denn trotz des bestimmtesten kaiserlichen Befehles, trotz vier schöner Herrschaften, trotz der ansehnlichen Summe von 34.000 Thalern fand es der Erzbischof für gut, eine Waldstrecke über Grünsdorf, Sommerleithen noch heute genannt, für sich auf Lebenszeit zu behalten, und Georg Urat hatte, wahrscheinlich um die Übergabe nicht noch länger zu verziehen, sich damit einverstanden erklärt. So sagte wenigstens der Erzbischof nach Urats Tode. Als Grund für die Zurückbehaltung wurde angegeben, daß man für die erzbischöfliche Besitzung Schwatz von dort das Holz brauchte, — freilich ein etwas bedenklicher Grund. Als im J. 1650 Laurenz Scipio, ein Mann von ungewöhnlicher Energie, Abt von Ossegg wurde, regte er gleich beim Antritte seiner Würde die Frage wegen der genannten Waldstrecke an, und wußte sich von dem Erzbischofe ein Dokument (dto. 2. Januar 1651) zu verschaffen, in welchem das Rechtsverhältniß klar gelegt wurde und der Erzbischof erklärte, daß die „Sommerleithen" nach seinem Tode ohne jeden Vorbehalt an das Kloster zurückfallen und bei demselben verbleiben solle.

Wenn in den Annalen des Stiftes Ossegg die Namen des Erzbischofes Lohelius, des Ordensvisitators Georg Urat und Kaiser Ferdinands II. sehr ehrenvolle Plätze einnehmen, so findet dies in der vorstehenden Darstellung der Ereignisse seine Erklärung. Weniger einleuchtend dürfte es erscheinen, warum in dem großen Speisesaale zu Ossegg das lebensgroße Bild des Kardinal-Erzbischofes Ernst von Harrach angebracht wurde.

Miscellen.

Notizen über Böhmen

gesammelt von dem Staatsminister Grafen C. Zinsendorf auf einer Reise im J. 1774.

(Fortsetzung.)

Komotau.

Der hiesige Ober-Mautheinnehmer versicherte, seit dem Einfuhrverbote hätten die Mautheinkünfte um wenigstens 25.000 fl. abgenommen. Ein Commissarius erzählte, es seien von den Müllern Beschwerden eingelangt, daß die bei ihren Mühlen befindlichen Oelschläge ganz öde stünden, weil der inländische Leinsamen vom Lande hinausgeführt, hingegen fremdes Oel eingeführt werde.

Das hiesige Alaun-Bergwerk liegt gegen Udwitz zu in einem Eichen- und Birkenwald. Die mineralische Erde ist so schwefelicht, daß man den Schwefel an derselben wahrnimmt, daher auch diese Erdhaufen durch das Werfen schon in Brand gerathen; man läßt die Masse so lange brennen, bis der Schwefel abgeraucht ist.

Im ganzen Thale von Komotau bis zur Herrschaft Eisenberg zeigt sich ein erstaunlicher Reichthum an Alaunerde, und man sieht Spuren, daß dieselbe seit vielen Jahren dort muß gegraben worden sein. Der Director der Gewerkschaft erzählt, daß dieses Bergwerk über 200 Jahre gebaut werde, und daß in dem Zeitraume, da die Einfuhr des fremden Alauns nie verboten gewesen, das Werk den größten Verschleiß gehabt und der Alaun häufig nach Bayern und in die Pfalz ausgeführt worden sei. Diese Ausfuhr habe jetzt ganz aufgehört und sei sogar in dem letzten Kriege verboten worden. Gegenwärtig wird der Zentner Alaun zu 11 fl. 30 kr. verkauft.

Ober-Leutmannsdorf.

In der dem Grafen Waldstein gehörigen Tuchfabrik finden sich lauter Aufzugsräder und die Spinnerei ist dort vollkommen eingerichtet. Die beste böhmische Wolle kommt von den auf den Waldstein'schen Herrschaften befindlichen Paduaner Schafen; die spanische Wolle wird ungewaschen geliefert. Die Preise der dort verfertigten Tücher sind sehr niedrig gestellt, worüber sich die Wiener Kaufleute beschweren.

Schönlinde.

Hier sind vorzügliche Leinwandbleichen, auf welchen 1137 Stück inländische Leinwand und 350.000 Stück Garn gebleicht werden. Auf der Herrschaft Kamnitz befinden sich 129 Garnbleichen und 36 Bleichmeister, welche theils ihre eigenen, theils fremde Garne gegen Entgelt bleichen. Gegenwärtig liegt hier um 80.000 fl. Garn unverkauft, dessen Preis zwischen 48 und 58 kr. (für Rohgarn) und zwischen 48 kr. und 1 fl. 3 kr. (für Weißgarn) schwankt

Der Stadtrichter verlegt die hiesigen Bleicher mit Pottasche (jährlich 2.500 Ctr.) und beschwert sich, daß der Zentner Pottasche nicht unter 10 fl. verkauft werden darf. Sachsen zahlt an die hiesigen Bleicher bei 40.000 fl. für das Bleichen seiner Garne.

Deutsch-Kamnitz.

Die hiesige Meisterschaft, welche 300 Stühle besitzt, verfertiget Strümpfe aus sächsischer und mazedonischer Wolle (bis 9 Nadeln auf einen Zoll) In früherer Zeit setzte Kamnitz eine große Menge Strümpfe in Sachsen ab, seitdem aber österreichischer seits der Verkehr mit Sachsen gesperrt ist, hat man in Sachsen einen Zoll von sechs Groschen auf das Paar böhmische Strümpfe gelegt, wodurch dieser Absatz jetzt sehr beschränkt worden ist.

Steinschönau.

Die hiesigen Glashändler handeln direct nach Polen und Moskau, Italien, Spanien, Portugal, Frankreich und Holland; dieselben machen ihre Bestellungen in den umliegenden Glashütten und lassen diesen sodann von den Schleifern und Vergolbern die zur Versendung nöthige Façon und Farbe geben. Obwohl die Einfuhr böhmischer Glastafeln nach Schweden und Dänemark verboten ist, so gelangen diese dennoch durch Contrebande in diese Länder.

Turnau.

Hier leben 110 Meister, welche die Compositions-Steine und den Sträß verfertigen, und drei, so sich mit dem Fassen der Granaten und Bergkrystalle abgeben. Seit mehreren Jahren hat ein gewisser Fischer eine Mechanik erfunden, mittelst welcher der falsche Schmuck weit leichter und wohlfeiler erzeugt werden kann. Der Glasfluß wird nämlich lang gezogen und sodann in denselben mit einer Zange, in welcher die Form enthalten ist, die gewünschte Figur gekneipt. Bergkrystalle kommen aus Mähren, gelbe Topase aus Sachsen. Der Handel ist hier zumeist in den Händen der Juden, welche die Waaren bis nach Frankreich und England, jedoch nicht mehr in solcher Menge wie vor 25 Jahren, versenden. Damals wurden 100 Duz-

zend Steine aus Straß noch mit 75 fl. bezahlt, während sie jetzt nur mehr für 1 fl. verkauft werden.

Reichenberg.

Die in der Stadt Reichenberg betriebenen Gewerbe theilen sich in drei Hauptgruppen, in die der Tuchmacher, Leinweber und Strumpfwirker. Tuchmacher leben hier ungefähr 100, worunter einer der ersten Franz Josef ist. Seit 25 Jahren befinden sich hier auch eigene Tuchbereiter, da vordem die Tücher in Görlitz appretirt werden mußten. Zur Tucherzeugung wird böhmische Wolle (von Dubrawitz bezogen), dann mährische, ungarische und zuweilen spanische verwendet. Leinweber zählt man 43 in der Stadt und an 400 in der Umgebung derselben; sie beziehen ihr Garn zumeist aus Schönlinde und verfertigen viel Zwillich und gestreifte Leinwand.

Die Strumpfwirker erzeugen Castor-, meistentheils aber gemeine Strümpfe, das Dutzend zu 8 bis 13 fl. und liefern jährlich über 2 000 Dutzend. Sie dürfen zufolge eines Contractes mit den Strumpfstrickern nicht weniger als 9 Nadeln auf den Zoll arbeiten.

Starkenbach.

Hier sind mehr Spinner als Weber. Es wird hier aus böhmischem und schlesischem Flachs größtentheils Lothgarn gesponnen, welches auf Stühlen zu verarbeiten wenig taugt. Die Holländer verarbeiten dasselbe zu Spitzen und Schleiern, die Sachsen zwirnen es und es sind vor weniger Zeit 10.000 Stück dorthin abgegangen. Das Stück Lothgarn besteht aus 4 Strähnen, welche nach ihrer Feinheit 4 bis 15 Loth wiegen; ein Stück kostet 33 bis 54 kr. Die vornehmsten Garnhändler sind Gosse und die Meißner'schen Erben[1]; ersterer hat jetzt 5.600 Stück Lothgarn vorräthig, die letzteren versenden jährlich über 160.000 Stück in Fässern.

Hohenelbe.

Der seit längerer Zeit hier ansässige Schweizer Mittelholzer aus Herisau (U. Roden im Kanton Appenzell), hat 5 eigene Stühle in einem Keller auf Weben von Leinwand und Schleier eingerichtet; der Zug derselben ist länger und der Baum niedriger als bei den böhmischen Stühlen. Dieser Schweizer ist zugleich ein geschickter Blattbinder; das Schilf zu diesen Arbeiten bezieht er aus Spanien.

Arnau.

Hier ist der Hauptsitz der Sangalletten (Leinwand mit Lothgarn-Einschuß, meist zum Färben bestimmt), welche meist nach St. Gallen in der Schweiz versendet werden, woher sie auch den Namen erhalten haben. Die Menge der jährlich ausgeführten Sangalletten beläuft sich auf 45.000 Stück im Werthe von 270.000 Gulden. Der Handelsmann Berger allein versendet jährlich an 30.000 Stück nach der Schweiz, nach Italien und Schlesien.

Kosmanos.

Die mit großen Kosten errichtete gräflich Bolza'sche Kattun- und Leinwand-Druckerei war im äußersten Verfall; indeß ist Herr Schill aus Augsburg mit dem Grafen in Gesellschaft getreten, welcher nun die Interessen seines Kapitals und den Drittheil des Gewinnes erhält. Jetzt wird die Kattunleinwand aus feinem Baumwollgarn (größtentheils von Bregenz bezogen) gedruckt; das Stück kommt auf 37 fl. und die Elle auf 1 bis 2 fl. Die Musterkarten sowohl zu Kleidern als zu Tüchern sind überaus schön.

Dr. V. Göhlert.

1) Sämmtliche Leinwandhändler zu Starkenbach, Trautenau, Arnau und andere haben sich zu einer Handels-Gesellschaft vereiniget, welche im Jahre 1752 mit einem landesfürstlichen Freiheitsbriefe begabt worden ist. Diese Gesellschaft sucht das Monopol des böhmischen Garnhandels an sich zu bringen.

Historisch-statistische Notizen über Böhmen.

Aus amtlichen Quellen mitgetheilt von Dr. B. Goehlert.

I.

Ausfuhr von Getreide und Holz aus Böhmen in den 5 Jahren 1752—56.

	Getreide	Holz
Ausfuhr nach Sachsen im Werthe von fl.	2,453.529 —	337.644
„ „ Preußen „ „ „ „	110 —	116
„ „ Schlesien „ „ „ „	31.648 —	17.123
„ „ Bayern „ „ „ „	59.862 —	— —
„ in und. deut. Länder „ „ „ „	196.125 —	3.412
„ „ die österr. Erblande „ „ „ „	136.592 —	16.528
Zusammen	2,877.866 fl.	374.823 fl.

Insbesondere wurden nach Sachsen ausgeführt:

Weizen für	585.838 fl.	Brennholz für	215.172 fl.
Roggen „	1,512.015 „	Bauholz „	122.472 „
Gerste „	280.496 „		
Malz „	32.160 „		
Hafer „	21.150 „		

In den einzelnen Jahren betrug die Ausfuhr von Getreide und Holz dem Werthe nach: 1752 — 643.010 fl., 1753 — 598.074 fl., 1754 — 682.130 fl., 1755 — 728.009 fl., 1756 — 601.466 fl.

Der Werth der gesammten Waarenausfuhr im Jahre 1752 belief sich auf 4,501.980 fl.

II.

Waarenverkehr in Böhmen vom Jahre 1768.

	Einfuhr aus		Ausfuhr in	
Rohproducte	fremden —	den Erbländern —	fremde —	die Erbländer
Baumöl	für 44.628 fl.	19.622 fl. —	—	—
Baumwolle	„ 4.887 „	96.905 „ —	—	—
Butter	„ —	— —	28.720 fl.	5.374 fl.
Cochenille	„ 19.265 „	2.933 „ —	—	—
Farbholz	„ 26.346 „	589 —	—	—
Federn	„ —	— —	76.556 „	27.686 „
Fische: Häringe	„ 28.860 „	2.357 „ —	—	—
Karpfen	„ —	— —	14.887 „	69.952 „
Flachs	„ 12.685 „	47.500 „ —	—	7.058 „
Getreide: Weizen	„ —	20.423 „ —	69.074 „	39.106 „
Roggen	„ —	6.641 „ —	100.501 „	37.607 „
Gerste	„ —	13.986 „ —	43.266 „	16.961 „
Hafer	„ —	9.990 „ —	6.668 „	2.996 „
Holz	„ —	- - —	49.209 „	5.886 „
Hopfen	„ —	— —	163.783 „	39.373 „
Indigo	„ 91.220 „	9.324 „ —	—	—
Kaffee	„ 33.993 „	198 „ —	—	—
Lumpen	„ 26.296 „	— —	—	—
Obst	„ 2.533 „	9.835 „ —	36.696 „	1.331 „

Pottasche	für	—		39.894	fl.	—	15.837	fl.	5.121 fl.
Saiten (Darm-)	„	—		—		—	16.320	„	1.242 „
Schafwolle	„	87.883	fl.	239.906	„	—	109.432	„	31.942 „
Schmalte	„	5.896	„	—		—	60.373	„	7.695 „
Schmalz	„	—		—		—	60.773	„	10.609 „
Seide	„	53.268	„	994	„	—	—		—
Tabak	„	101.527	„	2.528	„	—	—		—
Unschlitt	„	19.071	„	38.122	„	—	5.738	„	1.003 „
Vieh: Pferde u. Füllen	„	9.767	„	7.310	„	—	17.872	„	85.998 „
Ochsen	„	134.447	„	65.332	„	—	53.172	„	17.341 „
Schafe	„	70.602	„	3.120	„	—	29.774	„	1.493 „
Schweine	„	40.865	„	5.851	„	—	388.125	„	64.781 „
Zinn (rohes)	„	—		—		—	20.133	„	57.544 „
Fabrikate.									
Barchent	„	—		—		—	304	„	16.457 „
Baumwollwaaren	„	—		—		—	7.543	„	40.617 „
Blei in Platten	„	15.870	„	1.472	„	—	—		—
Eisen (Reif- u. Stab-)	„	—		6.241	„	—	22.527	„	18.817 „
Garne	„	2.394	„	373.819	„	—	318.652	„	153.784 „
Glas: Spiegelglas	„	—		—		—	16.102	„	341 „
Tafelglas	„	—		—		—	67.224	„	13.575 „
Straß	„	—		—		—	30.393	„	1.928 „
Anderes	„	—		—		—	218.309	„	12.096 „
Granaten (geschliffene)	für	—		—		—	20.730	„	7.778 „
Handschuhe	für	—		—		—	—		15.845 „
Leder	„	95.760	„	189.350	„	—	2.426	„	1.646 „
Leinwand: rohe	„	—		—		—1,340.046		„	29.181 „
gebleichte	„	832	„	12.563	„	—1,512.657		„	341.846 „
gestreifte	„	—		—		—	2.320	„	17.175 „
Glanz-	„	—		—		—	—		15.076 „
Tischzeug	„	—		—		—	919	„	17.816 „
Tücheln	„	—		3.020	„	—	39.787	„	95.803 „
Rasch	„	—		—		—	29.563	„	96.256 „
Seidenwaaren	„	—		2.249	„	—	—		27.784 „
Sensen u. Sicheln	„	230	„	26.124	„	—	5.180	„	—
Syrup	„	14.773	„	1.830	„	—	—		—
Spitzen	„	—		—		—	12.839	„	8.918 „
Stahl	„	—		4.411	„	—	2.303	„	—
Strümpfe (Woll-)	„	—		—		—	12.457	„	118.828 „
Taffet	„	2.115	„	29.746	„	—	—		—
Tuch	„	—		13.339	„	—	65.396	„	254.191 „
Zucker	„	41.865	„	1.509	„	—	—		6.002 „
Zwirn	„	—		2.520	„	—	51.855	„	28.054 „

Im Ganzen wurden in diesem Jahre
eingeführt vom Auslande für 373.902 fl., von den Erbländern für 1,082.049 fl.
ausgeführt in das Ausland für 4,110.355 fl, in die Erbländer für 1,637.087 fl.

III.

Ausfuhr der wichtigen Fabrikate aus Böhmen im Jahre 1771.

Leinwand	für	2,239.960 fl.
Garne (zumeist nach Holland und der Schweiz)	„	583.763 „
Tuch	„	312.579 „
Glas	„	243.043 „
Tücheln	„	206.641 „

Wollzeuge (zum. aus Ossegg, Tepl, Neugedein, Braunau)	für	195.294	fl.
Galanterie-Waaren	„	113.515	„
Strümpfe	„	105.116	„
Schmalte	„	57.036	„
Spitzen (zum. aus dem Erzgebirge)	„	37.979	„
Papier	„	34.782	„
Baumwollwaaren (zum. aus Kosmanos, Raudnitz)	„	30.987	„
Leder	„	28.724	„
Granaten (geschliffene)	„	27.108	„
Barchent (zum. aus Weißwasser, Prag, Bürgstein, Tupadl)	„	25.922	„
Blech (zum. aus Preßnitz, Horzowitz)	„	19.707	„
Spiegel (zum. aus Bürgstein)	„	19.000	„
Hüte (zum. aus Weißwasser, Swietlau, Eger)	„	14.429	„
Handschuhe (zum. aus Prag)	„	11.270	„
Der Werth der gesammten Ausfuhr im Jahre 1771 belief sich auf		4,762.017	fl.

(Fortsetzung folgt.)

Geschäftliche Mittheilungen.

Dankeswort.

Das liebenswürdige Zuvorkommen meines Freundes Herrn Dr. Ludwig Schlesinger bei Veröffentlichung des Aufsatzes über „die Spitzenfabrikation im böhmischen Erzgebirge," welcher bereits im J. 1869 geschrieben war, ermöglichte es mir nicht, denselben vor Drucklegung einer Durchsicht zu unterziehen und an geeigneter Stelle einem Pflichtgefühle Ausdruck zu geben. Ist das Sprüchwort wahr: „Ein gutes Wort findet guten Ort," so dürfte sich hier noch immer ein ehrendes Plätzchen finden, um der Anregung und dem wohlwollenden Urtheile dieses Freundes, sowie der werkthätigen Unterstützung des Herrn Richard Ritter von Dotzauer, welcher als wahrer „Vater des Erzgebirges" an der Förderung dieser dem Wohl und Wehe eines biederen Arbeitervölkchens gewidmeten Arbeit so vielfachen Antheil hat, meinen wärmsten Dank zu zollen.

Tachau, am 24. Weidemond.

Josef Stocklöw.

An unsere P. T. Herren Mitglieder und Vertreter!

Auf die erste Kunde hin von der entsetzlichen Katastrophe, welche die altberühmte Bergstadt Joachimsthal betroffen, hat auch der Ausschuß unseres Vereines beschlossen, ein Scherflein zur Linderung des großen Elends beizutragen. Es wurde daher Professor Dr. G. C. Laube's in den Mittheilungen veröffentlichte Schrift: „Aus Joachimsthals Vergangenheit" — das einzige Denkmal der nun in

Schutt und Asche gesunkenen alten Stadt — in einer größern Auflage wiedergedruckt mit der Absicht, das ganze Erträgniß den Abgebrannten zu widmen. Mit dankenswerthester Bereitwilligkeit übernahm die Actiengesellschaft Bohemia die Drucklegung, während die Fabriken Eichmann und Comp. das Papier ebenfalls unentgeltlich verabfolgten. So konnte der Preis der Schrift, welche durch die Geschäftsleitung jeder Zeit zu beziehen ist, auf nur 50 kr. festgesetzt werden. Gewiß bedarf es keiner Aufforderung an unsere wackern Herren Vertreter, — welche in der Förderung der Vereinszwecke ohnedem den dankenswerthesten Eifer entwickeln, — durch zahlreiche Verbreitung dieser Gabe des Vereins an das namenlose Elend, das in seiner unendlichen Größe so ernst zum fühlenden Herzen spricht, auch diese Absicht des Vereines verwirklichen zu helfen! Hat ja doch unser erster in den Zeitungen veröffentlichter Aufruf so guten Erfolg, daß heute schon folgende Beträge mit wärmstem Danke quittirt werden können:

Vom löbl. Bildungsvereine in Liebenau durch Hrn. Vertreter Czernitzky, Bürgerschuldirektor daselbst	fl. 40
Vom Hrn. Forstmeister Müller in Friedberg (Schlesien)	„ 2
Von den Reichenberger P. T. Hrn. Mitgliedern durch Hrn. Vertreter Fischer	„ 32
Von dem k. k. Rechnungsrath Rulf, Kassier des Vereines	„ 1
Vom Hrn. k. k. Regierungsrath R. W. Hecke in Radautz	„ 4
Vom Hrn. Dr Hallwich, Handelsk.-Sekretär in Reichenberg	„ 1
Vom Hrn. K. Rochota in Mühldorf (Oesterreich)	„ 1
Vom Hrn. A. Mader, in Windischmatrei (Tirol)	„ 2
Vom hochw. Hrn. P. C. Jungnikl in Mölk	„ 1
Summa	fl. 84

Davon wurden der h. k. k. Statthalterei bis jetzt fl. 79 übergeben. Außerdem wurde ein vom Prof. G. C. Laube gespendetes Packet Kleider direkt der k. k. Bezirkshauptmannschaft in Joachimsthal übermittelt.

Prag am 31. Mai 1873.

Der Geschäftsleiter.

Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 5. Juni 1873.

Ordentliche Mitglieder:

Herr **Fischer** Vinzenz, Bürger in Görkau.
„ **Hofbauer** Karl, k. k. Telegraphen-Amtsleiter in Brüx.
„ **Lares** Ferdinand, Eisenbahn-Kassier in Jedlersee (Nieder-Österreich).
„ **Peter** Konrad, Gemeinde-Vorsteher in Micholup.
„ **Richter** Gustav, Fabrikant in Mildenau.
„ **Richter** Theodor, Kaufmann in Rumburg.
„ **Rümmler** Robert, Kaufmann in Brüx.
„ **Schneider** Gustav, Magazineur in der Brauerei zu Micholup.
„ **Wenzel** Franz, gräfl. Clam-Gallas'scher Taxations-Adjunkt in Friedland.

Vom 15. März bis 5. Juni 1873 sind dem Vereine folgende Sterbefälle unter den P. T. Herren Mitgliedern bekannt geworden, und zwar:

Herr **Ehlig** Wenzel, Stadtrath, Realitätenbesitzer in Teplitz.
„ **Götz** Otto, Hauptschullehrer in Saaz. († 8. März 1873.)
„ **Haase** Ludwig, Fabrikant in Prag. († 28. Mai 1873.)
„ **Hafenbauer** Michael, Brauführer in Michelup. († 14. Mai 1873.)
„ **Hunger** Hermann, k. k. Hof-Buchhändler in Prag. († 9. Mai 1873.)
„ **Otto** Josef Johann, Fabrikant in Warnsdorf.
„ **Schreiter** Franz, Med. et Chir. Dr., kais. Rath, Kreisphysikus in Leitmeritz.

☞ Für die den verschiedenen Theilen der Sammlungen, besonders dem Archive und der Bibliothek zugekommenen Geschenke wird hiemit vorerst der wärmste Dank ausgesprochen. Ein genaues Verzeichniß derselben erfolgt im 1. Hefte des neuen (XII.) Jahrganges der Mittheilungen.

☞ **Die diesjährige ordentliche Generalversammlung wird am 12. Juli l. J. abgehalten werden.**

Wir erlauben uns in Erinnerung zu bringen, daß in Gemäßheit der Geschäftsordnung (§. 25) nur jene selbstständigen Anträge in der Generalversammlung zur Verhandlung kommen, welche wenigstens 14 Tage vor Abhaltung derselben dem Ausschusse schriftlich vorgelegt worden sind.

Jedem Exemplar der Mittheilungen für die außerhalb Prag wohnenden P. T. Herren Mitglieder liegt ein Stimmzettel für die in der General-Versammlung am 12. Juli stattfindende Neuwahl des Ausschusses bei. Es wird ersucht, denselben gefälligst auszufüllen, zu unterfertigen und bis zum 12. Juli entweder versiegelt und **franko** direkt an den Verein oder durch den Herrn Vertreter einzusenden.

☞ **Die P. T. Herren Mitglieder werden in Rücksicht auf den Jahresschluß freundlich ersucht, die restirenden Jahresbeiträge möglichst bald einzusenden.**

Druck der Bohemia, Aktien-Gesellschaft für Papier- u. Druckindustrie. — Verlag des Vereines.

Der Verein hat bisher folgende selbstständige Werke publicirt, welche durch Ausschußbeschluß vom 9. Dezember 1868 gegen nachstehende **ermäßigte** Preise durch die Geschäftsleitung bezogen werden können.

„Die Geschichte der königl. Leibgedingstadt Trautenau".

Von **Julius Lippert**. 1. u. 2. Abth. Gr. 8. 10 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher — fl. 90 kr., jetzt 40 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 1 fl. 50 kr., „ 80 kr.

Das „Homiliar des Bischofs von Prag".

Bearbeitet von Dr. **Ferd. Hecht**. Gr. 4. 16¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 1 fl. 70 kr., jetzt — fl. 80 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 2 fl. 50 kr., „ 1 fl. 50 kr.

„Die Laute der Tepler Mundart".

Von **Joh. Nassl**, k. k. Gymn.-Professor. Gr. 8. 1 Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 20 kr., jetzt 10 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 30 kr., „ 20 kr.

„Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens".

Von **Ignaz Peters**. Gr. 8. 3¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 35 kr., jetzt 15 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 50 kr., „ 30 kr.

„Die Krönung K. Karls IV. nach Johannes dictus Porta de Avonniaco".

Herausgegeben von **K. A. C. Höfler**. Gr. 4. 9¼ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher — fl. 70 kr., jetzt 40 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 1 fl 10 kr., „ 80 kr.

Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale.

Aufgenommen und beschrieben von **Bernhard Grueber**. Mit 19 lithographirten Abbildungen. Superroyal 4. 10 Bogen, gebunden.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 2 fl. 50 kr., jetzt 1 fl. 25 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 5 fl. — kr., „ 2 fl. 50 kr.

Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren.

Gesammelt und herausgegeben von Dr. **Jos. Virgil Grohmann**. I. Bd. Gr. 8. 15¾ Bogen.

Preis für Mitglieder . . . . . früher 1 fl. 25 kr., jetzt — fl. 60 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 2 fl. — kr., „ 1 fl. 20 kr.

Chronik des Heinrich Truchseß von Diessenhoven.
Herausgegeben von Prof. K. A. C. Höfler. Gr. 4. 3½ Bogen.
Preis für Mitglieder . . . . . früher 40 kr., jetzt 20 kr.
Ladenpreis . . . . . „ 70 kr., „ 40 kr.

Würdigung der Angriffe des Dr. Fr. **Palacky** auf die **Mittheilungen** des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. I. II. und III. (Separatabdruck der literar. Beilage der Mittheilungen IV. Jahrg. 7. Heft 1868, IX. Jahrgang 7. und 8. Heft 1871.)
Ladenpreis . . . . . 25 kr.

Die Vorschuß- und Kredit-Vereine. Volksbanken in Böhmen. Ein Beitrag zur Vereinsstatistik Böhmens von J. U. Dr. **Vinz. John**. Gr. 8. 6½ Bogen.
Preis für Mitglieder . . . . . 15 kr.
Ladenpreis . . . . . 25 kr.

Die Hauptperioden der mittelalterlichen Kunstentwicklung in Böhmen, Mähren, Schlesien und den angrenzenden Gebieten. Von Bernh. Grueber. Gr. 8. 3½ Bogen.
(Separatabdruck aus den „Mittheilungen" IX. Jahrg. 7. u. 8. Heft. 1871.)
Ladenpreis . . . . . 30 kr.

Geschichte Böhmens von Dr. **L. Schlesinger**. 2. verm. Auflage. — Gr. 8. 43 Bogen.
Preis für Mitglieder . . . . . 2 fl. — kr.
Ladenpreis . . . . . 3 fl. 50 kr.

Den P. T. Mitgliedern ist gestattet, nach Thunlichkeit bis drei Exemplare zum ermäßigten Preis abzunehmen.

Geschichte der Stadt Leitmeritz von **Julius Lippert**. Gr. 8°. 42½ Bogen. 2 Karten.
Für Mitglieder . . . . . 2 fl. — kr.
Ladenpreis . . . . . 3 fl. 50 kr.

Festschrift zur Erinnerung an die Feier des 10. Gründungstages im Jahre 1871. Prag, 1872. Gr. 8. 6¾ Bogen.
Preis für Mitglieder . . . . . 50 kr.
Ladenpreis . . . . . 80 kr.

Beiträge zur Geschichte von Arnau. Von Dr. **Karl Leeder**. 1. Abtheilung, Gr. 8. 3 Bogen. (Separatabdruck aus den „Mittheilungen" XI. Jahrg. Nr. 1—3, dann 4. und 5. 1872. Ladenpreis . . 30 kr.

Aus der Vergangenheit Joachimsthals von Dr. **Gustav C. Laube**. Gr. 8. 2½ Bogen. (Separatabdruck aus den „Mittheilungen" XI. Jahrgang. Nr. 2. und 3. 1872. Zum Besten der Abgebrannten in Joachimsthal. Ladenpreis . . . . . 50 kr.

Ueberdieß gibt der Verein eine periodische Zeitschrift (Mittheilungen) heraus, von welcher bis jetzt XI. Jahrgänge (I. Jahrg. zu 4; II. und III. Jahrg. zu je 6; IV. Jahrg. zu 7; V. Jahrg. zu 6; und VI. bis IX. Jahrg. zu je 8; X. u. XI. Jahrg. zu 6 Heften) erschienen sind, welche die Mitglieder unentgeltlich beziehen. — Soweit der Vorrath reicht, können frühere Jahrgänge (für Mitglieder gegen ermäßigte Preise) bezogen werden.

Prag.
Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
1873.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 5. August 1872.

VI.

Geschichte.

Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufstandes 1848. Von J. Alex. Freiherrn von Helfert III. Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I. Prag 1872. Fr. Tempsky.

Der dritte Band des umfangreichen Werkes enthält die Geschichte der Monate Oktober, November, Dezember 1849.

An der Hand eines so kundigen Führers die gewaltigen und erschütternden Ereignisse zu verfolgen ist eine wahre Wohlthat für den Leser, der seit zwanzig Jahren mit jeder Waare zufrieden sein mußte, die Pikanterie oder Scandalsucht und auch wohlfeiler journalistischer Geschichtsdrang ihm vorzulegen sich beeilte. Die ersten Bände des Werkes haben eine strenge Beurtheilung gefunden, die föderalistischen Anschauungen des Verfassers mögen dabei mitgewirkt haben; daß auch dieser Band diese Grundanschauung des Verfassers festhält, ist selbstverständlich. Disraelis Worte: Ich erkenne in dem Zustand der europäischen Gesellschaft einen Zustand des Uibergangs von feudalen zu föderalen Gestaltungen — werden von Helfert am Schluß der Vorrede citirt, worin er Rechenschaft ablegt über Benützung seiner Quellen, die ihm in einer Reichhaltigkeit zu Gebote standen, die eines solchen Fleißes würdig ist. Die Vorwürfe, die gegen die Anlage des ganzen Werkes erhoben werden können, treten einigermaßen zurück vor der Wichtigkeit des Gebotenen. Es tritt hier der stoffliche Reiz vermittelnd ein.

Helfert beginnt mit der Bildung des Ministeriums Schwarzenberg-Stadion, die Charakteristik beider Männer und ihr Entwicklungsgang ist nach vielen Seiten hin für die Geschichte Alt-Oesterreichs belehrend. Mit Geist und Lebhaftigkeit schildert uns Helfert das Wirken beider Männer, in deren Schule er selber gestanden. So weit aber hätte Helfert wieder nicht zu gehen gebraucht als Historiker, was er doch sein will, daß er S. 44 ausspricht: „Das eine aber dürfte sich jedenfalls behaupten lassen, daß, wenn Oesterreich das Glück gehabt hätte, dies leuchtende Paar staatsmännischer Dioskuren länger zu behalten, unsere Monarchie vielleicht neue Provinzen gewonnen, aber gewiß keine seiner alten verloren haben würde." Wo Helfert das Wirken der Männer schildert, in deren Hände die Geschicke Oesterreichs gelegt wurden, da finden wir ein so mildes apologetisirendes Urtheil, daß die intimen Beziehungen des Herrn Helfert aus jeder Zeile hervorbrechen. Wenn Schwächen dieser Männer hervortreten, so werden sie in liebenswürdiger Weise entschuldigt oder auf körperliche Eigenschaften reducirt, weniger historisch als memoirenhaft werden diese Männer gefaßt. Die Anschauung Helferts S. 183, die er über Bach äußert, es seien merkwürdigerweise selbst Mitglieder der Linken gewesen, denen sein Wiedereintritt ins Ministerium nicht unwillkommen schien, zeigt schon durch ihre Stylisirung, daß an der Sache nichts war; keinem andern Mann kam man im vorhinein wenigstens von Seite der deutschen Bevölkerung mit mehr Mißtrauen entgegen, und wahrhaftig man täuschte sich auch nicht. Das Kapitel über die Hinrichtungen durch Windischgrätz ist mit einer fast epischen Breite ausgeführt. Es wird Helf. kaum gelungen sein, so parteilos er auch erzählt, die rächenden Gewalten in dem Licht der Milde erscheinen zu lassen. Alles für und gegen konnte hierbei erspart werden; die geringste Verschiebung des Sehwinkels zeigt hier die Verhältnisse in ganz anderm Licht. Man muß es Helfert anrühmen, daß er im Allgemeinen gegenüber der anekdotenhaft zugestutzten, pikanten, aus Zeitungsblättern schöpfen-

den Darstellung Walter Rogges, dem die Wahrheit nicht selten Nebensache, der Schlager aber die Hauptsache ist, eine andere Behandlung des Gegenstandes im Auge hat; freilich fehlt Helfert die Leichtigkeit und der Fluß im Erzählen des durch eine journalistische Schule gegangenen Historikers. Bei der Schilderung der Reactionswirthschaft in Wien wird Helfert selber bange, hier hätte er seine Schönheitspflaster schonen können. Es leben eben noch zu viele Zeugen von den Thaten der Polizisten und ihrer „intelligenten" Leiter. Im Fortgang seiner Erzählung ruht Helfert gerne episodisch aus, wenn er idyllisch seine erklärten Lieblinge die Slaven preist, den Deutschen gönnt er leider nur immer Belehrungen über ihre vielen Unarten. Man sieht die innere Freude zwischen den Zeilen heraus, wenn er erzählt, „wie Besedy nach bestem Prager Muster gespielt wird." Das memoirenhafte Erzählen verlangt Witz und Gestaltungskraft. Diese hat man noch nicht, wenn man von sich erzählt, wie Einem Kremsier auf der Wanderschaft vorgekommen, um dabei den landschaftlichen Eindruck mit breitem Pinsel ausführt. Derlei lyrische Partien passen wenig zu dem Ernst des Buches, das eine furchtbare Periode des Kampfes der liberalen Ideen in ihrem Durchbruch schildern soll. Wenn man die Confusion in den ministeriellen Kreisen, die Helfert schildert, ohne es zu beabsichtigen, in dem Zeitraum, den das Buch umfaßt, liest, so kann man recht klar sehen, wie planlos man der Zukunft entgegenfuhr. Den Seite 305 geschilderten überaus günstigen Einfluß der Ministerrede (Schwarzenberg-Stadion) konnte man in Wien damals nicht bemerken und die Erfolge gaben der öffentlichen Meinung Recht. Es ist nicht wahr, daß Bewußtsein der Kraft Kraft ist, sondern es ist Uibermuth, wenn die Kraft fehlt. Um Beispiele darf man nicht weit suchen, sie zeigten sich in der Geschichte der fünfziger Jahre palpabel. Eine der interessantesten Partien in Helferts Buch ist der feierliche Akt des Thronwechsels. Auch hier, sagt er, trat die Erscheinung zu Tage, daß das Einfachste und Natürlichste bei der Erklärung des lang bewahrten Geheimnisses des Thronwechsels von den Wenigsten getroffen wurde, das selbsteigene Begehren des erschöpften und abgemüdeten Kaisers. Den Beweis ist Helfert nicht schuldig geblieben, es ist dies eine der glücklichsten Partien des Buches. Die wachsende Befriedigung der Mehrzahl der Bevölkerung erklärt Helfert wohl selber am besten, wenn er sagt: die zahlreiche Klasse der Spießbürger höhern und niedern Ranges war mit all diesen (reactionären) Vorkehrungen höchlich zufrieden. Sie verlangten keine Rücknahme oder auch nur Milderung derselben, — sie verlangten nichts als Ruhe. — Sie schliefen behaglich unter dem Schutz der Windischgrätz'schen Kanonen. Es ist gewiß, daß man sich in Wien wie in den Provinzen nach geordneten Zuständen sehnte, aber nach Zuständen von der Art, die Helfert mit dem Metternich'schen (?) Satze bezeichnet: „die Völker haben vor allem ein Bedürfniß regiert zu werden", sehnte sich wohl Niemand als diejenigen Klasse von Leuten, die damit beauftragt war. Es ist überhaupt sonderbar, wie Helfert in jeder Maßregel, die sein Lieblingsministerium trifft, einen großartigen schöpferischen Gedanken sucht, und doch waren die guten Gedanken wirklich nur Elendsreste, Trümmer aus der guten Zeit der ersten freiheitlichen Begeisterung. Die andern Beigaben des Ministeriums haben sich wie das Hegel'sche Sein sehr bald in das Nicht entlassen. Die praktische Nichtigkeit des ganzen großen Planes hat sehr augenfällig die Geschichte der letzten 15 Jahre gezeigt. Helfert sieht nicht vorwärts, um an der Zukunft die Geschichte seiner Tage zu prüfen, er sieht nur immer zurück oder faßt sanguinisch den Moment ins Auge. So klingt es fast ironisch wenn er sagt im Anschluß an obiges „regiert werden": Auf dies Regieren nun verstand sich das Cabinet in ganz ausgezeichneter Weise und die Folgen davon gaben sich in überraschender Fülle kund. Letzteres bestreitet gewiß Niemand nur dürfte der Ausdruck „Fülle" einen andern Sinn haben, als Helfert meint. Das planlose Hin- und Herfahren der vorausgegangenen Monate, von Helfert zugestanden, wich freilich einer Vielgeschäftigkeit, deren Resultate und „Energie" sehr bald ein anderthalbhundert Zeitungen verspürten. Herr Weiß von Starkenfels und das Militärregime jener Tage wurden mit der öffentlichen Meinung bald fertig und „das Gekläffe unzufriedener Störefriede" wußte man mit allerlei drastischen Mitteln zum Schweigen zu bringen. Woher nur Helfert weiß, daß alle die S. 449 fg. Verordnungen den besten Eindruck machten? Wenn von Hofrath Ernst gesagt wird, daß er für den neuen Posten nicht taugte, so können wir Herrn Helfert noch ei-

halb Dutzend solcher schlecht besetzter Posten nennen. „Es hilft ihnen nichts, Sie müssen hingehen", das galt damals für Groß und Klein in der Beamtenhierarchie, drum darf manches nicht Wunder nehmen. Das Nachdenken plagt einen nicht, wenn man gehen muß. Unter andern lesen wir im 3. Band Helferts die schöne Geschichte vom großen Teppich, den die Damen Triests dem Herrn General Gyulai zum Präsent machten, „dessen vornehm leutseliges Wesen alle Triester entzückte, der auch der Abgott der Soldaten war." Wir können warten bis zum X. Band der Helfert'schen Geschichte, dann wird er uns auch aus dem Jahre 1859 einige Geschichten erzählen, die vielleicht nicht so byzantinisch klingen werden „Die Kroaten waren in Graz wie in Wien bald gern gesehene Gäste" heißt es S. 448. Als Quelle citirt Helfert Correspondenzen aus Graz vom 12. etc. Sapienti sat! Die letzte Partie beschäftigt sich mit den Ereignissen in Ungarn und Siebenbürgen und hier ist das Buch wieder lehrreich genug. In der concisen Darstellung dieser Vorgänge zeigt sich Helferts Talent, das weit zerstreute, lückenhafte, von Parteiwuth entstellte Material zu sichten und zu ordnen. Der Anhang und die Noten sind sehr schätzbare Beigaben. Im Ganzen kann man Helfert trotz seines prononcirten Standpunktes dankbar sein für seine umfassenden Studien und für die Ausdauer in einer so schweren Arbeit. Der rastlose Fleiß und die unschätzbare Kenntniß Helferts in Details dieser Zeit mögen dem Publikum auch für die folgenden Bände nicht verloren sein.

Auch in diesem Band sind stylistische Nachlässigkeiten hie und da mit unterlaufen. Ausdrücke wie „keinermann" statt Niemand gehen doch über das Erlaubte hinaus, ebenso „den Genuß zuversichtlichen Freuens haben." Die Ausstattung ꝛc. ist wie bei jedem Buch, was bei F. Tempsky verlegt wird, brillant.

Ch.

„Tycho Brahe und J. Kepler in Prag." Eine Studie von Dr. Josef von Hasner, Prag 1872. J. G. Calve'sche k. k. Universitäts-Buchhandlung.

Betrachtung und Erfahrung waren die Marksteine, die das Gebiet des Wissens und wissenschaftlichen Lebens und Strebens im 16ten Jahrhunderte genau abgrenzten und eine ganz neue, immer mehr aufblühende Epoche des geistigen Lebens und der Cultur überhaupt nicht blos bei den culturtragenden Völkern im Allgemeinen, sondern namentlich in Deutschland begannen. In Letzterem entwickelte sich die neue, lebensfrische Saat, die allerdings nicht allein heimisch, sondern großentheils fremdländisch war, am raschesten zur schönsten, vielversprechenden Blüthe. Deutschland war bis zum 16ten Jahrhundert geistig tiefbefangen von dem schalen, inhaltsleeren Floskelthum der Scholastik, die während der langen Zeit ihrer geistigen Alleinherrschaft nur wenig wahrhaft Gehaltvolles zu Tage förderte. Mit dem neuen Elemente einer neuen Wissenschaft — Beobachtung und Erfahrung — zerfiel diese schematische Wissenschaft, nicht nur verdrängt durch ein frisches Leben, sondern auch in sich selbst. Es lag ja in ihrem Wesen ohnedem der allgemache Untergang; sie war von Anfang an nicht lebensfähig. Die classische Bildung des Südens, die realistische Richtung und die mathematischen Wissenschaften der Engländer brachen sich bald in Deutschland Bahn, und Deutschland hatte Männer und Gelehrte, die sich mit dem größten Feuereifer und dem bewunderungswürdigsten Forschergeist auf die neue Wissenschaft warfen.

Unsere Heimat stand diesem thatkräftigen, neuen Streben nicht fern; ja es war ja gerade der Hof des gelehrten Rudolf II. in Prag der Sammelpunkt desselben. Hier lebten, wirkten und forschten Tycho de Brahe, J. Kepler, die Dänen Erikssen und Tengnagel, der Mediziner und Professor Jessenius, Longomontanus u. a., und — von hier aus erstand die Astronomie rein und geläutert! Denn anfangs lag die astronomische Wissenschaft noch ziemlich im Argen; die mit ihr verbundenen Vorurtheile gaben ihr mehr einen magischen als ernsten Charakter, u. nährten gewiß mehr den Aberglauben, als sie echtes Wissen förderten. Astrologie und Alchimie standen im Vordergrunde und stempelten die Wissenschaft zu einer gelehrten Spielerei. Kepler und Tycho Brahe erkannten bald die ernste Seite und sonderten fleißig das wahre Wesen der Astronomie von den Schlacken des Vorurtheiles und des Aberglaubens.

Obige Schrift nun zeigt deutlich und klar, in wiefern das Leben und Wirken der beiden großen Astronomen Tycho Brahe und Kepler's am Prager Königshofe in dieser Beziehung wissenschaftlich fördernd war und wie Beobachtung und Erfahrung, die leitenden Elemente der beiden großen Astronomen, bald zu den herr-

lichsten, ewig wahren, bis dahin freilich nicht erkannten Resultaten führten. „Mit Keulenschlägen trat Kepler den Astrologen entgegen; — er sagte kurzweg, daß die Astrologie die theuere Zeit nicht werth sei, welche man auf sie verwende.“

Zugleich aber bestimmte den Verfasser, der fleißig edirte und unedirte Quellen benutzte und ein interessantes Material zusammengetragen, der Gedanke zur Herausgabe der Studie, „um die Erinnerung an den persönlichen Verkehr Tycho's und Kepler's in Prag zu wecken, und damit vielleicht den Anstoß zu geben, daß manche gewiß noch in Prag aufzufindende Spuren des Lebens dieser beiden Männer der Wissenschaft verfolgt würden.“ Wir können dieses Motiv nur loben und zugleich ebenfalls an dieser Stelle den Wunsch aussprechen, der Verfasser möchte diesen schönen Erfolg mit seiner Schrift recht bald erzwecken. J. N—b—r.

Jurisprudenz.

Die Berggerichtsbarkeit auf Grund der Gesetze und Einrichtungen der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie. Von Oberbergrath Dr. Franz Schneider. Prag 1872. J. G. Calvesche k. k. Univ.-Buchhandlung.

Der Verfasser war lange Jahre Professor des Bergrechtes und des allgemeinen österreichischen Privatrechtes an der Prager Universität, und es wird wenige Juristen der jüngeren Generation in Böhmen geben, die nicht unter diesem beliebten Lehrer ihre Ausbildung genossen haben und sich nicht noch stets seiner mit Dankbarkeit erinnerten. Seit seiner Versetzung in den Ruhestand liegt der Lehrstuhl des Bergrechts an der Prager Universität verwaist da, und je weniger dem Studirenden Gelegenheit geboten ist, diesen Zweig der Rechtsstudien während der Universitätszeit unter Anleitung eines sachkundigen Lehrers zu betreiben, um so wünschenswerther mußte für den Juristenstand ein Buch sein, das diesen Mangel zu ersetzen im Stande ist.

Die Berggerichtsbehörden sind berufen, das auf die rechtlichen Bergbauverhältnisse der Einwohner des Staates unter sich Bezug nehmende Recht, d. i. das Privatbergrecht auf die vorkommenden Fälle mit Rechtskraft anzuwenden.

Die Berggerichtsbarkeit gehört in die Classe der besondern Gerichtsstände und ist Real- oder Causalgerichtsbarkeit.

Die Gegenstände, worüber den Berggerichten die Gerichtsbarkeit zusteht, sind Bergwerke und deren Zugehör, worunter alle zur Gewinnung und Aufbereitung der der Gesetzgebung zugewiesenen Produkte des Mineralreiches errichteten Anstalten gehören. Hierzu gehören die Schurf-Gebiete, die Gruben- o. Tagmaße, die Überscharen, die Hilfsbaue, die Revierstollen; die mechanischen Aufbereitungswerkstätten (Erzmühlen, Quetschwerke, Pech- u. Schlemmwerke); die metallurgischen Aufbereitungswerkstätten (Schmelzöfen, Plehhäuser, Saigeröfen, Amalgamirwerke, Quickmühlen; Erzröste oder Brennhütten; Koaksöfen; Extraktionswerke; Laugwerke; Kryställisationswerke; Bergschmieden). Auch die verschiedenen Grubenwässer; die nicht bergfreien Mineralien, welche und insoweit sie der Bergwerksbesitzer zu seinem Bergwerks- und Hüttenbetrieb bedarf, endlich die Kuxe sind Gegenstand der Berggerichtsbarkeit.

Die Rechtsangelegenheiten, welche rücksichtlich der vorangeführten Bergwerksobjekte den Berggerichten zugewiesen erscheinen, sind:

1. Klagen und Gesuche wegen eines dinglichen Rechtes in Betreff eines Bergwerks oder dessen Zugehör, daher insbesondere die Eigenthums-, Pfand-, Servituts-, Grenzscheidungsklagen, ferner Klagen auf Ungiltigkeit einer Einverleibung und Wiederherstellung des frühern bücherlichen Standes; alle Intabulations-, Pränotations-, Ab-, Zu- und Umschreibungsgesuche; alle Gesuche um Löschung von Satzposten oder um Amortisirung alter Satzposten.

2. Baustreitigkeiten überhaupt und insbesondere auch die Aufforderungsklagen wegen eines auf Bergwerksgründen vorzunehmenden Baues.

3. Die Führung der öffentlichen Bücher zur Eintragung der Grundbuchskörper und der sich darauf beziehenden dinglichen Rechte u. Lasten.

4 Die Vornahme aller Realakte (Inventur, Schätzung. Einführung des Sequesters, die Feilbietung, die Austragung des Vorzugsrechtes zwischen Hypothekargläubigern, dann die zwischen diesen u. den gesetzlich Bevorrechteten, sowie die Vertheilung des exekutiven Meistbotes.

5. Endlich alle auf den Bergbau sich beziehenden obligatorischen Rechtsverhältnisse, nämlich Streitigkeiten über Benützung der Bergwerke und deren Zugehör; Streitigkeiten über

das Alter im Felde bei Bergwerksverleihungen; Streitigkeiten über Aufforderung zur Felderstreckung; Streitigkeiten über Ausbeuten und Zubußen von Berg- u. Hüttenwerken, über Retardat- u. Freierklärungen; Streitigkeiten über Erbstollengebühren u. sonstige Schacht- u. Stollenabgaben; Streitigkeiten über Bergbruderladen; über Beschädigungen an Berg- u. Hüttenwerken; über das Eigenthum oder die Benützung von Grubenwässern; Streitigkeiten über die Verwaltung und Rechnungsführung zwischen Bergwerksbesitzern u. ihren Beamten oder Bevollmächtigten über den Betrieb des Werkes u. dessen Zugehör.

In allen diesen unter Nr. 5 angeführten Angelegenheiten fungiren die Berggerichte als Causalgerichte.

Das gerichtliche Verfahren der zur Ausübung der Berggerichtsbarkeit bestimmten Gerichtshöfe in Civilbergrechtssachen, das in der IV. Abtheilung des angezeigten Werkes behandelt wird, ist im Allgemeinen identisch mit dem in andern Rechtssachen geltenden, durch die allgemeine Gerichtsordnung, die Gerichtsinstruktion vom 3. Mai 1853, das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, das Gesetz über das Verfahren außer Streitsachen vom 9. August 1854 Z. 2118 R. G. B., das allgemeine Grundbuchsgesetz vom 25. Juli 1871 Z. 95 R. G. Bl. normirten Verfahren. Die Abweichungen sind theils im Patente vom 1. November 1781, theils in dem allgemeinen Berggesetze enthalten.

Wir können die Anzeige dieser Schrift, welche die gestellte Aufgabe, das Ganze des heutigen Berggerichtswesens in einem klaren Bilde darzulegen, so trefflich löst, nur mit dem Wunsche schließen, es möge dieselbe gelesen, studirt und eifrig benutzt werden.

Dr. J. U.

Lehrbuch des Bergrechts von Dr. **Franz Schneider**. Prag. Heinrich Mercy 1871.

Die Besprechung des vorstehenden Werkes gibt uns Anlaß, eine alte Unterlassungssünde gut zu machen und der im vorigen Jahre erschienenen dritten Auflage des „Bergrechts von Oberbergrath Professor Schneider" zu gedenken.

Das Bergrecht ist so recht eine Schöpfung des germanischen Geistes. Während nämlich bei den Römern der Bergbau unter den Begriff einer Benützung des Eigenthums fällt und der Betrieb desselben auf fremdem Grund und Boden als eine höchst seltene und in ganz lokalen Verhältnissen begründete Ausnahme erscheint, hat das deutsche Recht das Recht des ersten Finders in energischer Weise zur Geltung gebracht und somit für das Bergrecht ein selbstständiges Prinzip gewonnen, nämlich das der Bergfreiheit.

Das Studium und die wissenschaftliche Erfassung des Bergrechtes ist somit sowohl in juristischer als in geschichtlicher Hinsicht interessant. Für uns Deutsche in Böhmen ist die Thatsache von unschätzbarem Werthe, daß der Bergbau in Böhmen und Mähren deutschen Ursprunges ist. Damit hängt auch die weitere Erscheinung zusammen, daß die Rechtsprinzipien, welche den Bergbau in Böhmen regelten, deutschen Ursprunges sind. In diesen Rechtsquellen hat der Gedanke der Bergfreiheit die konsequenteste und exakteste Durchführung gefunden. Das Prinzip der Bergfreiheit selbst aber ist seinerseits wieder nichts Anderes als der Ausdruck des Gedankens, daß der Grund des Eigenthums in der menschlichen Arbeit liege. Die Urbarmachung, Bearbeitung und Bebauung der Bodenfläche beschränkt sich eben auf diese Oberfläche, die unter denselben liegenden Schätze bleiben unberührt; was daher unter dem Boden liegt, ist kein Eigenthum des Oberflächenbesitzers, sondern ein nationales Eigenthum. Daraus folgt, daß die menschliche Gesellschaft nur jene Mineralien dem Eigenthümer des Grundes und Bodens zutheilt, welche so zu sagen das normale Contingent der festen Erdrinde bilden, wie die gemeinen Felsgesteine, Sand, Gyps, Thon, Kies, Mergel, Schiefer, Kalkstein u. s. w., daß hingegen diejenigen Mineralien, welche nach den von der Natur gegebenen Verhältnissen der Regel nach nicht in größern Massen auf einem Punkte liegen, sondern nach Gängen und Lagen vorkommen, die von entfernteren Grenzen eingeschlossen sind, als es das Eigenthum der Oberfläche in der Regel ist, welche ferner nur dann mit Aussicht auf günstigen Erfolg bei der Kostspieligkeit ihrer Gewinnung ausgebeutet werden können, wenn der Unternehmer dieselben in größeren, innerhalb eines umfangreichen Raumes vertheilten Massen gewinnen darf, können dem Grundeigenthümer nicht überlassen, für ein Zubehör des Oberflächeneigenthums nicht erklärt werden; denn dies hieße sie der Gesammtheit entziehen und stünde im Widerspruche mit der Aufgabe des Staates, der ganzen Gesellschaft die Mittel der Subsistenz so viel als möglich zu

sichern. Die vorstehenden Erwägungen führten zu dem Gedanken, daß der Genuß der unter der Erde verborgenen Schätze demjenigen von Rechtswegen zukomme, der nach denselben bergmännlich sucht und sie findet.

Die Erscheinungen der österreichischen Literatur auf dem Gebiete des Bergrechts sind u. zw. die Schriften von Tausch, Jung und Schmidt theils veraltet, theils stehen sie nicht auf der Höhe wissenschaftlicher und streng juristischer Auffassung. Das Handbuch der Bergrechtskunde von Otto Freiherrn von Hingenau (Wien, Friedrich Manz 1857) ist ein voluminöses, ausgedehntes Conglomerat verschiedenartiger Disciplinen und Notizen, in deren buntem Neben- und Durcheinander man allerlei, nur keine Jurisprudenz antrifft. Es ist daher das obenangezeigte Werk in der That die einzige wissenschaftliche Darstellung des Bergrechts.

In Oesterreich ist durch das Gesetz vom 23. Mai 1854 das Bergrecht kodifizirt worden. Ob aber dieses Gesetz wirklich eine gelungene Lösung dieser höchst schwierigen Aufgabe sei, darüber kann man im Zweifel sein. Uns erscheint wenigstens gleich der Eingang dieses Gesetzes, der die sog. Bergrealität, einen historisch inhaltslos gewordenen Begriff, in das Gesetz einführt, als ein prinzipieller Fehler.

Ebenso wenig können wir die Motive dafür finden, daß das Gesetz den Begriff des Kuxes beibehalten hat, jenen alterschwachen, armseligen Kux, welcher den Kinderjahren der industriellen Association angehört, seit Jahrhunderten sein elendes, sieches Leben fortschleppt und von der jungen, frischen, lebenskräftigen Aktie, die mit einem Zauberstabe Millionen concentrirt, schon längst überholt worden ist. Es scheint daher, daß das Berggesetz vom 23. Mai 1854 sich zu viel inhaltslos gewordenen historischen Curiositäten hingab, zu wenig dagegen die volkswirthschaftlichen Tendenzen unseres Zeitalters berücksichtigte.

Somit erscheint neben der Darstellung der historischen Entwicklung der Rechtssätze, neben der Entwicklung ihres Inhaltes und ihrer Tragweite auch ein gewisses kritisches Moment als Element der wissenschaftlichen Darstellung, zu der der Verfasser durch sein langjähriges Studium, durch seine langjährige Lehrthätigkeit kompetenter erscheint als Jemand Anderer.

Dr. J. U.

Statistik

des böhmischen Braunkohlen-Verkehrs der k. k. priv. Aussig-Teplitzer Eisenbahn im Jahre 1871. Im Selbstverlage der Aussig-Teplitzer Eisenbahngesellschaft.

Es wäre wohl überflüßig, auf die Bedeutung der Kohlenproduktion und deren Verfrachtung in Böhmen hinzuweisen. Daß statistische Daten in dieser Beziehung aber von größtem Werthe sind und eine Fülle interessanten Stoffes für Jedermann, nicht blos für den Nationalökonomen liefern, dürfte wohl auch ohne Zweifel sein. Wir begrüßen daher vorliegende Brochüre, die sich mit der Statistik des böhmischen Braunkohlenverkehrs der k. k. Aussig-Teplitzer Eisenbahngesellschaft im Jahre 1871 beschäftigt, mit großer Freude, um so mehr, als die Darstellung selbst eine wohl- und übersichtlich geordnete ist und uns auf 42 Seiten einen vollkommenen deutlichen Uiberlick gewährt.

Der Verkehr ist in den 32 Tabellen in drei Hauptkategorien getheilt, und zwar in den Lokal-, dann in den Transitoverkehr mit dem Inlande und endlich in den Transitoverkehr nach Deutschland.

Der erste enthält die zur Elbe behufs Einschiffung transportirten Quantitäten, alle Sendungen nach den Stationen der eigenen Linie, sowie diejenigen für den eigenen Regiebedarf.

Der Transitoverkehr nach dem Inlande begreift alle auf dem Wege von Aussig gehenden Kohlensendungen einerseits in der Richtung gegen und über Prag, andererseits in der Richtung über Bodenbach-Tetschen nach der böhmischen Nordbahn.

Der Transitoverkehr nach Deutschland endlich enthält alle über Aussig und Bodenbach gehenden Sendungen nach Deutschland.

Wenn wir die Betriebsmittel der Aussig-Teplitzer Bahn für den Kohlenverkehr vom J 1861 bis 1871 betrachten, wie sie übersichtlich in der Tabelle II dargestellt sind, so müssen wir über den riesigen Aufschwung staunen, der Produktion und Verkehr genommen haben Während 1861 blos 5 Lokomotive und 13 Wagen in Betrieb standen, dienen 1871 bereit 25 Lokomotive und 1230 Wagen dem Verkehr Während im Lokalverkehr 1861 die Zahl vo 5,443.300 Zollzentner verfrachtet wurden, beträgt der Verkehr im Jahre 1871 bereit 23,819.400 Zentner. — Der Gesammtkohlen

verkehr bezifferte sich aber mit Ende des verflossenen Jahres auf 27,830.420 Ztr., während er 1861 blos gegen 6 Mill. betragen hatte; täglich wurden durchschnittlich 94.022 Ztr. verladen.

Es dürften diese herausgerissenen Ziffern genügen, um darzuthun, wie interessant die Durchsicht des ganzen Werkes ist. Dasselbe ist mit großem Fleiße zusammengestellt und erhält durch die zwei kartographischen Darstellungen einen erhöhten Werth.

Ferner sind der Brochüre noch zwei Karten beigegeben, wovon die erste eine Uibersichtskarte der Eisenbahnen im Braunkohlenrevier Aussig-Kommotau, die zweite aber die Cirkulation der der Aussig-Teplitzer Eisenbahngesellschaft zur Transportirung übergebenen Braunkohlen darstellt; beide Karten sind schön und anschaulich gezeichnet. Jedem, der sich für heimische Produktion und heimischen Verkehr interessirt, sei die Brochüre warm empfohlen. **Kw.**

Geographie.

Dr. H. Langes neuer Volksschul-Atlas über alle Theile der Erde. 32 Karten in Farbendruck. Ausgabe für Oesterreich. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.

Der Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, welcher sich durch die Publikation populärer Schriften um die Hebung des Fortschritts bereits mannigfache Verdienste erwarb, hat durch die Herausgabe des vorliegenden Atlas neuerdings gezeigt, daß es ihm darum zu thun sei, zur Erweiterung der geographischen Kenntnisse im Volke sein Schärflein beizutragen. Das im Druck und Verlage von Georg Westermann in Braunschweig bearbeitete Werkchen ist von Herrn Dr. Lange rein und fleißig gearbeitet, und es wird dabei auch der österreichischen Monarchie die gebührende und für uns nothwendige Rechnung getragen, indem ihr allein sieben Blätter gewidmet sind. Die Zeichnung der einzelnen Karten ist durchwegs korrekt und der bei so kleinen Dimensionen häufig vorkommende Fehler der Uiberladung ist mit großem Geschicke vermieden, indem doch alles Wichtige vorkommt und die Deutlichkeit nicht darunter leidet. Namentlich gilt diese glückliche Darstellung von den Gebirgen, die richtig schraffirt und dennoch so gehalten sind, daß nebenbei der Druck sehr gut leserlich ist.

Der Verfertiger dieses Atlasses war sich seiner Aufgabe vollkommen bewußt, und wenn er in der kurzen Vorrede sagt: „Competente Urtheile stimmen darin überein, daß namentlich bei den meisten der bisherigen Schulkarten die Uiberfülle des gegebenen Stoffs zu rügen sei, weil dieselbe die Uibersicht hindert und die Schüler eher verwirrt, als ihnen ein klares Bild von den betreffenden Ländern vermittelt!" — so hat er hiemit den einzig richtigen Standpunkt für Schulkarten eingenommen, und man kann ihm das Zeugniß geben, daß er das Maßhalten verstand.

Zieht man nun ferner den außerordentlich staunenswerth billigen Preis von blos 36 kr. für alle 32 Karten in Betracht, so muß man mit Recht sich der Hoffnung hingeben, daß dieser Atlas jene Verbreitung findet, die er in so hohem Grade verdient, und es hat sich mit der Herausgabe dieser billigen Volksausgabe der Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse neuerdings den Anspruch auf den Dank des Publikums erworben. **Kw.**

Poesie.

Moritz Hartmann.

So ist er denn nicht mehr der freiheitsbegeisterte Dichter von „Kelch und Schwert", der wackere, unermüdete Vorkämpfer für freies Wort, freien Gedanken und freie That. Er ist in der Vollkraft eines Mannes heimgegangen. Deutschland verliert einen Dichter, einen Sänger, wie er nur immer der Literatur einer Nation zur Zierde gereichen kann; wir einen Landsmann, der sein Vaterland treu und wahr geliebt, der wie ein echter Kämpe ungescheut, keck und kühn, jede Gefahr mißachtend, für die Wohlfahrt desselben eingestanden ist. Liebe und Begeisterung, thatkräftige und berechtigte Schwärmerei für das große deutsche Vaterland und für deutsches Wesen, das war der Grundcharakter des verstorbenen Edlen. Ein gesinnungstüchtiger Patriot und ein echter Dichter, wahrhaft von „Gottes Gnaden," der seiner Mission als solcher unter Aufbietung seiner ganzen dichterischen Kraft und unter allen möglichen dadurch in einer drängenden und gährenden Zeit heraufbeschworenen Gefahren auf's Gewissenhafteste nachkam. Er lebte ein unruhiges, vielfach

angefochtenes, verbittertes Leben; nur spärlich hat ihm die Sonne des Glückes geschienen, und da er kaum Ruhe gefunden, kaum durch die ihm allgemach zu Theil werdende, verdiente Anerkennung für eine hingeopferte Jugend einigermaßen entschädigt worden wäre, da stürzt der unerbittliche Genius des noch in der Kraft seiner Jahre stehenden Mannes plötzlich die Fackel um, und so haben sich wohl die gramgebläßten Wangen des Dichters nie mehr recht in Freude und Glück geröthet und zu früh und nur zu wahr sind die Worte der letzten Strophe eines seiner Gedichte eingetroffen, das in tiefer, lebendiger und inniger Empfindung von den Kämpfen seines Lebens erzählt. Es sei hier nur theilweise citirt:

Ich kehrte heim nach langen Jahren,
Des Lebens Wucht hatt' ich erfahren,
Gekostet auch des Lebens Freude:
Mit meiner Jugend zahlt' ich beide.
Die Mutter hielt mich lang umfangen,
Und als die erste Lust gestillt,
Sprach sie mit Tönen, traurig mild:
„„O Gott, wie blaß sind Deine Wangen!““

O Gott, wie blaß sind Deine Wangen!
Es glückt mir nicht, aus meinem Herzen
Die Mutterworte auszumerzen,
Ob Jahre drüber hingegangen.
Ob nun in Freude, ob im Leide
Der Wangen Frühling von mir scheide:
Die Worte sind mein treu Geleite.
Ich höre stets an meiner Seite
In Tönen, traurigen und bangen:
„„O Gott, wie blaß sind Deine Wangen!““

— — — — — — —

Fürwahr, ich glaube, wenn ich liege
Einst auf der schwarzen Todtenwiege,
Wo mich kein Menschenlaut mag stören, —
Ich werde noch die stillen, bangen
Und vorwurfsvollen Worte hören:
„„O Gott! wie blaß sind Deine Wangen!““

Moritz Hartmann ist am 15. Oktober 1821 zu Duschnik, einem Dorfe bei Přibram, geboren. Die Gymnasialstudien begann er in Jungbunzlau und vollendete sie zu Prag, wo er sich 1838 an der Universität immatrikuliren ließ. Als Gymnasiast dichtete er bereits mit großer Fertigkeit lateinische Verse. In Prag wurde er bald mit Isidor Heller und Alfred Meißner bekannt und legte mit diesen die Erstlingsprodukte seiner Muse in Rud. Glaser's „Ost und West“ nieder, einer Zeitschrift, die der Sammlungspunkt der literarischen Thätigkeit in Deutschböhmen war und aus der sich rasch eine frische Blüthe einer gewissen Romantik entwickelte. Namentlich waren es da M. Hartmann, K. E. Ebert, Alfred Meißner und Frankl, die bald das Interesse Deutschlands an der von dieser Seite nicht versehenen, allerdings noch jugendlichen, aber gefühlvollen, frischen und thatkräftigen Poesie erregten. Die böhmischen Wälder, die man bereits vergessen zu haben schien, entsandten mit einem Male einen frisch sprudelnden Quell, der sich erfrischend und neu erquickend selbst über Deutschland ergoß, denn die Poesie unserer vaterländischen Dichter manifestirte sich in der That als eine neue, innige, wahre Poesie im Vergleiche zu den von der Spekulation und zersetzenden Philosophie allmälig verstimmten Dichtungen der Norddeutschen in der damaligen Zeit. Unsere Dichter gaben sich bald mit den übrigen österreichischen Dichtern einer Richtung hin, die man füglich „österreichische Schule“ betiteln könnte, in der die waltende Idee bald der bestimmt ausgesprochene Zeitgedanke war, z. B. bei Carl Beck, in unserer Heimat vornehmlich bei M. Hartmann und Alfr. Meißner. In Folge dessen war die Poesie allerdings eine allzu tendenziöse, aber der frische Hauch der Zeit, das Objektiviren dessen, was „in der Luft schwebte“, ließ diese Poesie bald allenthalben liebgewinnen. Man interessirte sich in Deutschland für das Bestreben unserer jungen Talente dermaßen, daß „Ost und West“ bald zahlreiche Mitarbeiter von dieser Seite zählte, so: Rückert, W. Alexis, Sallet, Leop. Schäfer, W. Müller, Gutzkow, Freiligrath, Prutz, Fouqué, Gaudy, Herm. Kurz, Stieglitz, Kaufmann, Mosen u. a.

Zu diesem erfreulichen, allmäligen Aufschwunge der Literatur und Poesie bei uns trug nun der Verstorbene wesentlich bei, ja bei ihm war das idealistische, ausgesprochen deutsche Streben, verbunden mit dem thatkräftigsten Eifer, durch ein festes, geistiges Band das deutsche Böhmen mit dem großen deutschen Mutterlande zu einigen, vielleicht am Schärfsten zum Ausdruck gekommen.

Im Jahre 1840 ging M. Hartmann an die Universität in Wien; hier wurde er mit Lenau und Ernst von Feuchtersleben bekannt; für Letzteren war er von großem Einflusse auf das treffliche: „Zur Diätetik der Seele.“ 1842 nahm er eine Hofmeisterstelle bei der Familie

Lieben an, die er aber 1844 wieder aufgab, nachdem er Oesterreich, Italien, die Schweiz und das südliche Deutschland bereist hatte. Lenau rieth ihm 1844, seine Gedichte, denen er eine reiche Verbreitung vorhersagte, zu veröffentlichen, was Hartmann auch in Leipzig that. Diese Sammlung „Kelch und Schwert" machte den jungen Dichter rasch bekannt und erlebte innerhalb weniger Wochen eine zweite Auflage. In derselben hat er seinem bisher zurückgehaltenen, glühenden Patriotismus Ausdruck gegeben, was ihm natürlich unter der Metternich'schen Herrschaft, da er sich der österreichischen Censur entzog, die größten Unannehmlichkeiten brachte. Er ging nach Brüssel und Paris und gab 1846 einen Band „Neuer Gedichte" (Leipzig 1847) heraus; in Paris lernte er Béranger, Alfred de Musset und Heine kennen. Nach einem Jahre ging er in seine Heimat zurück, indem er, durch eine Zeitungsnachricht irregeführt, glaubte, daß sein Prozeß niedergeschlagen sei; doch kaum war er in Prag angelangt, als er schon verhaftet wurde. Durch die Februarrevolution wurde er wieder frei, worauf er vom Leitmeritzer Bezirke in die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt gewählt wurde, in der er sich der äußersten Linken anschloß; mit deren Abgeordneten ging er auf die Barrikaden und im Oktober begleitete er Robert Blum nach Wien, floh hierauf nach Frankfurt und veröffentlichte die sarkastische „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" (Frankfurt 1849), eine bittere Satyre der Zeit, die vielleicht zu bitter und leidenschaftlich ist, als daß sie nicht dadurch poetische Einbuße erlitten hätten. Von Oesterreich aus wurde er steckbrieflich wegen Hochverrath, Aufwieglung, Majestätsbeleidigung ꝛc. verfolgt, entging aber der Verfolgung durch die Flucht nach der Schweiz, wo er wieder emsig schrieb, dichtete und studirte. Im Jahre 1850 durchwanderte er Frankreich, England, Irland und Schottland, lebte den Winter über wieder in Paris, bereiste das nächste Jahr die Provence und Languedoc, welche Reise uns das gehaltvolle „Tagebuch aus Provence und Languedoc" brachte. Um diese Zeit veröffentlichte er auch zwei treffliche epische Poesien, die reizende Idylle „Adam und Eva" in 7 Gesängen (Leipzig 1851), die in ihrer Ruhe den lieblichsten Contrast zu den aufgeregten früheren Dichtungen bietet, und „Schatten" (Darmstadt 1851), eine Sammlung mehrerer poetischen Erzählungen, die sein echt episches Talent bekunden. 1852 ging er nach der Bretagne und im nächsten Jahre nach England. Bald setzte er sich ein entfernteres Reiseziel, indem er sich nach dem Orient einschiffte und anderthalb Jahre daselbst verblieb. Im Jahre 1855 kam er todtkrank nach Paris und lag dort 2 Jahre als Reconvalescent. Nach seiner Genesung bereiste er Deutschland, die Schweiz und Italien; 1861 heiratete er in Genf und wurde daselbst Professor der deutschen Literatur an der Akademie. Zwei Jahre darauf zog er nach Stuttgart, wurde Redakteur der „Freya", die er bald zur Blüthe brachte und begab sich im Herbste 1868 nach Wien, wo er eine hervorragende Stellung bei der „Neuen freien Presse" inne hatte und am 13. Mai dieses Jahres zu früh für die Literatur und die Seinen verstarb.

Das ist der kurze aber bewegte Lebensgang eines begabten, energischen Mannes, der ihm mehr Unannehmlichkeiten, mehr Kämpfe als Freuden und Genüsse gebracht. Und doch hat er es so ehrlich gemeint, hat so redlich gestrebt; ist ihm im Diesseits keine genügende Entlohnung zu Theil geworden, so möge jeder Patriot, jeder Deutschböhme, jeder Landsmann dieses wackeren Streiters ihm nach dem Tode ein wohlverdientes, würdiges Andenken wahren!

Was Hartmann's Bedeutung für die Dichtkunst und Literatur anbelangt, so gehört er zu jenen Erscheinungen, die, halb verstanden, auf die verschiedenste Weise beurtheilt werden. Man hat ihm zum Vorwurf gemacht, daß er in „Kelch und Schwert" durch Reflexion und Pathos die eigentliche Poesie zu ersetzen strebte, aber gewiß mit Unrecht, wie ihm auch von anderen Literaturhistorikern wieder die künstlerische Ehrenrettung zu Theil wurde, denn Hartmann ist wahrhaft ein Dichter von Talent, thatsächlicher Befähigung und durchaus von tüchtiger Gesinnung. Seine Werke alle zeigen von dem tiefsten, wärmsten Gefühle und von reichster Gedankenfülle, — was wohl bei wirklichem, ernsten Eingehen und Eindringen in seine Schöpfungen nie mit Pathos oder Reflexion verwechselt werden kann. Immer drückte Hartmann das, was er als Dichter dachte und fühlte, klar, kurz und doch in schönster, untadelhafter poetischer Form aus. Wenn er allerdings hie und da das Abstrakte liebte, oft fremde Worte selbst in den Reimen gebrauchte, mitunter als Dichter mehr zum Geiste und zum Verstande als zum Herzen und zum Ge-

müthe sprach, so dürfen wir diese allerdings wenig poetisch wirkende Erscheinung nicht als Charakteristikon für den Dichter gelten lassen, denn es ist das nur hie und da Ausnahme, durchaus keine beliebte Manier Hartmann's.

Bei Hartmann überwiegt, wie dies schon seine trefflichen epischen Poesien, die wir angeführt, zeigen, das epische Element bei weitem das Lyrische. Seine poetischen und prosaischen Erzählungen sind in sich vollendeter, seinem Talente entsprechender als seine lyrischen Produkte. Es ist dies eine Thatsache nicht bei Hartmann allein, sondern bei allen deutschböhmischen Dichtern. Ein historischer Geist lebt in ihren Dichtungen. Mit großer Vorliebe wandten sich die Dichter in unseren Gauen, z. B. dem Romane zu, aber der Grund, daß unsere Dichter trotz der reichen Produktivität in der Romanliteratur verhältnißmäßig weniger Vortreffliches geleistet, liegt darin, daß sie das Interesse des didaktischen Romanes zu sehr in die Situation, das des Unterhaltungsromanes zu viel in die Personen gelegt. Es scheint eine eigene Caprice unserer gewiß sehr befähigten Romandichter zu sein, die aber viel verdorben hat. Man betrachte nur z. B. Herloßsohn, der sich lediglich nur nach dem Geschmacke des Lesepublikums gerichtet hat und nur spannen wollte und so trotz seiner Phantasie und seines unverkennbaren Darstellungstalentes nicht Ausgezeichnetes leisten konnte, wozu er doch befähigt gewesen wäre. Es sei dies nur ein Beispiel für mehrere, um obige Behauptung zu rechtfertigen, da die weitere Ausführung dieser Thatsache außer der Aufgabe dieser Skizze liegt. Davon aber war Moritz Hartmann und sind mit ihm unter den Neueren namentlich Alfr. Meißner und Mich. Klapp würdige Ausnahmen. Hartmann's epische Dichtungen sind durchwegs glänzende Belege seines ausgesprochenen Talentes für die Epik. Seine poetischen Erzählungen haben wir schon erwähnt; die Prosadichtungen, seine Romane und Novellen sind durch und durch gelungen, sowohl was die Wahl der Stoffe, Anlage und Ausführung anbelangt. Es seien davon erwähnt: „Der Krieg um den Wald" (Frankfurt 1850), eine Erzählung, die das Wesen der böhmischen Bauern trefflich schildert; „Erzählungen eines Unsläten" (Berlin 1858), die sich größtentheils auf eigene Erfahrungen und Erlebnisse gründen, welche er in ihnen poetisch verarbeitete. „Novellen" (Hamburg 1863); „Nach der Natur" (Stuttgart 1866); „die letzten Tage eines Königs" (Stuttgart 1866), vielleicht das trefflichste Produkt unter den Romanen unseres Dichters.

Als Dramatiker versuchte er sich in „Gleich und Gleich" einem Lustspiele, das voll geistreichen Humor's ist und sich durch treffliche Erfindung auszeichnet.

Und so kann man gewissenhaft, nachdem man Hartmann, wenn auch nur mit ziemlich oberflächlicher Einsicht nach allen Seiten seiner dichterischen Thätigkeit betrachtet, in das wohlverdiente Urtheil einstimmen, das ein bekannter Literaturhistoriker (H. Kurz) mit Bezugnahme auf ein Lied Hartmann's über diesen fällt. Der Dichter singt:

„Ein einzig Lied nur möcht' ich singen,
Darin mein ganzes Fühlen ruht —
Darein mein ganzes Leben zwingen,
Dann wäre Alles, Alles gut.

Dann wäre doch das Wort gefunden,
Der Zauber wäre dann erspäht,
Der alle Wunden macht gesunden,
Und friedvoll um die Seele weht.

So dünkt nur ein zerbrochner Becher
Das Lied mir, das ich sang bis jetzt —
Ich schlürfe draus, ein durst'ger Zecher,
Vergebens, was die Seele letzt."

— — — — — —

Kurz meint dann: „Der Dichter klagt zwar, daß ihm noch kein Lied gelungen sei, in welches er sein ganzes Leben und Fühlen habe zwingen können, daß es ihm wie dem Zauberlehrling von Göthe noch nicht gelungen sei, das rechte Wort zu finden; wir würden aber in dieser Klage schon den wahren Dichter erkennen, der stets mit seinen, auch den besten Leistungen nicht zufrieden ist, wenn wir ihn nicht schon in einer Reihe von Dichtungen als solchen liebgewinnen müßten."

Nein, das Lied unseres Landsmannes war kein zerbrochener Becher, es ist uns eine für alle Zukunft lebendige Reliquie des früh Dahingegangenen; möchten sie alle Stammesgenossen, alle Deutschen hoch in Ehren halten!

J. R.

Vom Büchertisch der schönen Literatur.

Wir fangen mit dem Neuesten zuerst an. S. Hellers poetische Wohlthätigkeitsspende ist zwar nur ein dünnes Büchlein, aber bietet vollauf des Interessanten. Man konnte sich wohl dessen versehen, daß ein Autor von dem Rufe S. Hellers dem utilistischen Zwecke nur mit Bedeutendem sein Opfer darbringen werde. In der Regel erzeugt es eine Art Voreingenommenheit, wenn ein Dichter zugleich auch und nach seinem vorragenden täglichen Schaffen Kritiker ist. Je ausgezeichneter er sich auf diesem Gebiete bewegt, desto größer wird das Mißtrauen gegen seine eigentlich produktive Ader. In der Individualität Hellers — eines stupenden Gelehrten — begegnen sich aber in frappantester Weise kongruirend der positive und negative Pol eines auf ästhetischem Felde rastlos thätigen Kopfes. Die vorliegende, vom Hilfskomité des deutschen Casino herausgegebene Sammlung bringt Hellers Gedichte auf blos 62 Seiten in ziemlich kleinem Format, aber einen vollduftigen Strauß der verschiedenartigsten Blumen. Die einfachen Feldblumen der Lyrik, die H. in die Mitte des Straußes gemischt, sind ausgezeichnet klare krystallhelle Blüthen; ich hebe hier namentlich hervor: „Vor dem Gewitter," „Später Frühling," „Menschgefühl" und „Spaziergang." Auch manche kichernde Ranunkel befindet sich darunter, wie „An Etliche," „Verschiedene Ansicht," „Zur Beherzigung;" manche schwüle Hollerblüthe, wie: „die Nacht" — dafür scheint aber der Dichter in einem „Bußgebet" von erhabener Schönheit Sühne zu suchen. Von wahrer Pracht und plastischer Durchbildung des Ausdruckes sind die aus dem Zaubergarten Armidas geholten mythologischen und antikstofflichen Blüthen. Ihnen innewohnt harmonisch Kraft und Anmuth zugleich. Es sind dies die Gedichte „Endymion," „Gesang der Titanen," „Salamis," „das Gastmal des Titus;" sie sind aber mehr paraphrastisch gehalten und setzen die genaue Vertrautheit mit den behandelten mythischen und historischen Stoffen voraus.

Einen kühnen Griff in das moderne politische Leben thut Heller mit den in ihrer Form unvergleichlichen Sonetten und hier sprudelt ein bei Sonettisten selten gehörter Humor auf. Es sind die Schwertlilien des Blumenstraußes, und bald wilder edler Zorn, der sich gegen alle Vergewaltigung empört, bald beißender Witz zieht gegen die unerquicklichen politischen Katastrophen der Letztzeit mit echt deutschem Gemüth und in echt deutscher Weise zu Felde. Begeisterter Groll athmet in dem Sonett „Deutschland" (1859), so wie in den nächstnachfolgenden, dagegen sind die Sonette „Schildbürgermährlein," „Vogelweisheit," namentlich aber „Auction" (1966), wo einmal das Junkerschwert, welches vor 100 Jahren die kleinen deutschen Länderchen wegfegte, als unbezahlbare Rarität auf den Markt kommen wird, — Piecen von wahrhaft Anastasius Grün'schem Humor, der der sich mit Platonischer Formreinheit einigt. Nur um der Sonette willen wünschen wir diesem prachtvollen nebstdem auch an feinen Epigrammen und tiefsinnigen Gnomen sich erfreuenden Büchlein die vollste Verbreitung.

Von einem Dichter des Ahasver zu dem andern findet sich ein natürlicher Übergang, zumal wenn neben dem „Teut", auf den wir einmal später zu sprechen kommen, die neueste Auflage von Robert Hamerlings „Sinnen und Minnen" als ein alter Freund vertraulich uns anlächelt.

Es war eine Zeit lang Mode, und sie wirkt auch in diesem Augenblicke noch theilweise nach, den „Epiker" Hamerling vor dem Lyriker allzusehr zu erheben. Namentlich „Sinnen und Minnen" stellte man theilweise als unreife Erstlingsfrucht, theilweise als „Mittelgut" dar, wie es häufig in der Jetztzeit verfrachtet wird. Dem stimme ich nicht ganz bei, denn in einer bedeutenden Zahl von Gedichten dieser schon durch die Mannigfaltigkeit der Produktion ganz exquisiten Sammlung reckt der Löwe seine ersten Klauen hervor. In vielen, vielen Tönen klingt schon der gewaltige Hamerling an, dessen gestaltende und beschreibende Kraft die meisten herrvorragenden Dichter früherer Schule einige Meilen weit zurückläßt. Es ist wahr, der lyrische Impuls ist ein geringerer, Hamerling dichtet meist mit der Phantasie, allein auch das sinnende reflektirende Wesen in ihm ist eine zweite Potenz. Alle Fehler und alle Vorzüge dieses hochbegabten Dichters, der mit Recht unter den südlichen der beliebteste geworden ist, finden wir schon im Keime bei „Sinnen und Minnen." Hamerling ist weder ein reiner Lyriker, noch ein reiner Epiker, sondern er ist ein Reflexions- und Tendenzdichter, seine Muse ist ein Ruf der Zeit, ein Schmerzenskind der jüngsten Zeit. Das echt österreichische Gemüth der Wiener Dichterschule darf man bei

H. weder suchen, noch finden. Seine Muse ist nicht einmal specifisch deutsch, geschweige österreichisch, sie ist kosmopolitisch, modern tendenziös durchweg. Die etwaigen Gebrechen der Hamerlingschen Muse gehen aus ihren Vorzügen hervor.

Gibt es eine zartere sinnigere Seelen- und Naturbeschreibung zugleich als in dem letzten Gedichte der Sammlung „der geblendete Vogel"!? — Aber diese zarte Sinnigkeit, diese lebendige Darstellungskraft, bei welcher sich der Dichter mit dem Vogel identificirt — verleitet ihn zu einer auffallenden Ausbreitung dieses zarten Stoffes, der auch in zwei Strophen wirksam gesungen sein könnte. Ists nicht mit den blendenden Beschreibungen im „Ahasver" genau so? Das Trop der Üppigkeit in der Beschreibung mancher Scenerie, das knapp an der Grenze des Bombastischen oder Überladenen steht, geht es nicht eben aus dem Vorzug einer fabelhaften Kraft der Beschreibung hervor? — Endlich sind die Nacktheiten im „König Sion," die Lüsternheiten seiner echtes Leben athmenden Gestalten nicht die Folgen der richtigen Erkenntniß, des scharfen Blickes und der nervösen, fast elektrischen Entzündbarkeit des Autors für dieses Ferment? —

Wer so innerlich anzuschauen, äußerlich zu beschreiben vermag wie Hamerling, dem liegt wohl die Gefahr nahe, auch das Unerlaubte reizend zu schildern und im Zwielichtschein, im Rembrandtschen Halbdunkel ästhetischer Berechtigung das zweifelhaft Ethische gleichfalls als ein Berechtigtes darzustellen. Daß Hamerling nebst seiner hohen inneren Begabung aber auch ein vortrefflicher Verskünstler ist, beweisen schon seine gelungenen Sonette in „Sinnen und Minnen." Über die Einführung antiker Formen in die jetzige poetische Aera dürfte sich Manches sagen und streiten lassen. Namentlich sind Hamerlings Nachahmer und Nachahmerinnen in dieser Richtung bisher nicht besonders glücklich gewesen. Wir lassen dies auf ein anderes Mal.

Gleich neben Hamerling liegt auf meinem Tische eine im Brockhausschen Verlage in neuer Auflage erschienene Sammlung „Poetische Fragmente von Draumor." Dieser Poet ist ein Heros der neuesten Zeit, eine genialere Begabung hat sich jüngst nirgendwo ausgesprochener geltend gemacht.

Wer ist Draumor? Ähnliches fragt Niemand bei Hamerling und doch ist Draumor ein Epigone auf gleicher Höhe der Bedeutung stehend, ja durch die Lebensfarbe seiner Poesie, die in jeder Faser ebenso innere Wahrheit, als auch das Kolorit des Selbsterlebten an sich trägt, nur noch um einen Grad bedeutungsvoller.

Selbst Typus besitzt Draumor manche Seiten, die ihn bereits bekannten Poeten verwandt machen. Byrons unbefriedigte Faustnatur, Zweifelssucht, Lebensmüdigkeit und finsterer Trotz blitzen von der Stirne dieses Gewaltigen, Freiligraths naturwahres Kolorit besitzt er als prachtvoller Touristenmaler, Hugo Ölbermanns realistischen Aufschrei im Trotze und das Kernige, Feste, Erhabene manches andern deutsch-amerikanischen Dichters. Organisch und elementar, wie der Sturm am Ocean kommt und geht, den der Dichter nach allen Seiten bereits durchkreuzte, so organisch und elementar, so spontan aus dem innersten Herzen gegriffen oder aus dem jüngsten factischen Erlebniß wachsen die wechselnden Empfindungen unseres Poeten bald riesig empor, bald wieder verflattern sie als zarte Libellen.

Von seiner Jugend an — an die Schweiz gekettet, führte dieser transatlantische Poet ein wechselvolles Wanderleben. Er gibt sich und seine Kreuz- und Querzüge mit wahrhaft photographischer Treue. Man liebt, leidet, fürchtet, zweifelt und verzweifelt mit ihm. Es ist so, als wäre man auf hoher See neben diesem merkwürdigen Manne gesessen und hätte seine Klagen in die heulenden Wellen tönen gehört, seine Klagen und Beschwerden über alles Nichtige im Erdenleben.

Wie rührend tönt seine Klage: „Ich möchte schlafen gehn, dort wo die Tannen stehn, dort möcht' ich schlafen gehn;" wie rührend beschreibt er uns die Idylle der „Fischerhütte," wie sehnt er sich immer und immer wieder aus der betäubenden Pracht der Tropen nach dem helvetischen Tannengrün. Mitten durch diese süßen Klänge dringt ein Lenauscher ironischer Laut nur noch kräftiger, seine Beschreibungen fremder Zonen sind wohl nicht prachtvoller, aber wahrer als die Freiligrathschen, und von seinen vielen Übertragungen namentlich englischer Muster hat sich dieser durch und durch originelle Dichter eine feste Gliederung der Sprache und ich möchte sagen das Gehämmerte, Ausgearbeitete des Freiligrath'schen Verses angeeignet.

Diesem Buche Draumor's muß man Freund sein, wenn man in demselben auch nur geblät-

tert. Der Leser meiner Revue möge ja nicht versäumen, Draumor's interessante Bekanntschaft zu machen, denn ich zweifle, daß der Leser ihn kennt wie seinen Hamerling. Das „Naturwahre" ist das Hauptkriterion dieser politischen Fragmente, die wir nur bald noch in erneuerter Auflage vermehrt vor uns sehen wollten! —

Ein seltsamer Tischnachbar zu diesem Lord Byron'schen Geiste ist die dritte Auflage der Gedichte Vincenz Zusner's. Wie ist hier Alles so enggerahmt, eingeschränkt, maßvoll. Ein lieblicherer Gegensatz zu der erstcharakterisirten Dichternatur läßt sich kaum denken. Auch Zusner sieht nicht allzufreundlich in das Getriebe der Gegenwart, aber erfrischt sich wieder im Walde, sammelt sich zu kleinen strengen ethischen Betrachtungen und läßt seinem echt österreichischen deutschen Gemüth durch mikroskopische Anschauung erwünschten Spielraum. Sein Name in alphabetischer Ordnung unter den letzten zählt nicht unter diese, weil er es wahr und ernst mit seiner Muse meint und seine Gesinnung edle Bescheidenheit ziert. Milde Ergebung in herbe Geschicke, philosophische Ruhe, die den inneren Kampf besiegt und vor Allem die reine Sprache an das Herz charakterisiren fast all die Mignondichtungen dieser dritten Auflage. Als ein Prototyp herzlichster Gemüthlichkeit in dem starken Buche gilt das bewegende Refraingedicht: „Denkst Du noch daran?" — Wer solch ein Gedicht singen kann, ist ein echter Dichter. Eine erhabene Stimmung durchpulst das Stück: „Die Feiertage" — der Dichter spricht darin von den Feiertagen der Seele. Meisterhaft sind die kleinen, „Im Walde" überschriebenen Naturbilder durch Tiefe und Wahrheit des Eindrucks und durch die Mannigfaltigkeit der daran geknüpften Betrachtungen. Es sind meist nur Zweistrophengedichte, bald ein feinpointirter Feuilletongedanke, wie „im Dickicht," bald eine Gnome lehrhaft, didaktisch und durchaus doch ungelehrt, wie „die Staude," bald fabelartig naturbetrachtend eine Scene des Thierlebens, wie „Schnecke und Wiesel" oder „Schwalbe und Amsel," bald wieder ein treffliches Genrebild, das nach der Farbe und dem tüchtigen Pinsel eines künftigen Malers lechzt, wie das unvergleichlich schöne „Beim Jägerhaus", bald eine ergreifende Antithese: „Das Menschenherz ist groß und weit" gegenüber dem Ausspruch: „Und wieder ist das Herz so klein." Es sind dies Alles Miniaturmalereien der bedeutendsten Art, für die wir den Maler in mancher Minute an das Herz drücken möchten. Diese Waldlieder forderten mich zu einem Vergleiche mit jenen des Verfassers der „harmlosen Gedanken" auf. Auch die letzteren haben den Kern des Selbsterlebten, Selbstempfundenen im hohen Maße an sich, sie klingen einheitlicher, im Ganzen harmonischer aus als die Zusner's, während die letzteren wieder eine buntere Färbung des Inhalts für sich haben.

Nun schließe ich meine heutige Revue mit der Erwähnung eines Buches, mit welchem ich eigentlich anfangen sollte; es ist dies Karl Ziegler's „Vom Kothurn der Lyrik." Carlo Pago plänkelte bereits vor Jahren in österreichischen Taschenbüchern, man las von ihm bei manchem Trefflichen auch Verfehltes. Diese excentrische Dichternatur gehörte immer zu den Entdeckern, Nachspürern nach fremden seltsamen Pfaden auf der Domaine der Poesie. Sein Talent hat sich in diesem neuesten Opus bedeutend vertieft und gekräftigt. Der Dichter wird aus Staatsmitteln subventionirt und sein strebsames Wesen verdient es. Nicht, daß mich Alles durchweg befriedigt hätte. Hier stößt ein gewaltsamer Effekt ab, dort die Sucht, in dem Leser Schauer zu wecken, aber einige dieser Oden reichen an das Schönste in diesem Genre Geschaffene. Meister der Sprache übt sie der Dichter in manchem Gedichte nicht blos klangrein, sondern melodisch, und wie Musik. Herrlich z. B. ist „Duft und Wein," „Sie sind wahr," „Sängerfahrt." Auch die nicht am höchsten Kothurn stehenden, hie und da eingestreuten lyrischen wie „Frage", „Zwei Wachende" tönen wie ein zarter Hauch. Die Reimung der Odenstrophe gelang dem Dichter in vorzüglichem Grade, eine Schwierigkeit, über welche manch' formelles Talent schon gestolpert.

K. V. H.

Reisebeschreibung.

Reise des Mönches Reginbald Möhner, Benedictiners von St. Ulrich, in die Niederlande im Jahre 1651. — Herausgegeben von Dr. P. L. Brunner.

Die hinterlistige Politik Richelieus hatte es bekanntlich im 30jährigen Kriege ganz besonders darauf abgesehen, Frankreich wie einen Keil in die colossale spanische deutsche Macht des Hauses Habsburg einzutreiben und dieselbe

zu vernichten. Anfangs nur auf Conspirationen mit den Schweden, auf Wühlereien unter den Reichsständen sich beschränkend, mußte Frankreich im J. 1634 nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen die Maske fallen lassen und trat nun verbündet mit Holland gegen Spanien offensiv auf. Im Frieden zu Münster löste Letzteres das Bündniß und schloß gegen Anerkennung seiner Freiheit mit Spanien Frieden. 1647 ernannte Philipp IV. zum Statthalter der von den Franzosen schwer bedrängten Niederlande den Bruder des K. Ferdinand III. Erzherzog Leopold Wilhelm, einen im deutschen Kriege erprobten und geschulten Kriegsmann, der i. J. 1649 sogar gerufen von Condé mit einem Heere Paris bedrohte und 1651 mit dem berühmten Kriegshelden Turenne den Franzosen oder eigentlich den Heeren Mazarin's fast alle früheren Eroberungen abnahm. Im Jahre 1651 nun schickte Kaiser Ferdinand auf „Ansuchen des spanischen Ambassadors 24 Compagnien zu Fuß und 6 Compagnien zu Pferd" unter dem Kommando des Markgrafen Leopold Wilhelm von Baden auf den Niederländischen Kriegsschauplatz. Bei ihnen war unser Möhner Feldkaplan. Möhner ist so recht das Prototyp eines deutschen Mönches seiner Zeit: Gelehrt und fein gebildet, so daß das Kloster St. Ullrich von ihm mehr als 10 Handschriften, die er mit eigener Hand mit kunstvollen Wappen und Zeichnungen zierte, bewahren kann (ein Sammler von bienenartigem Fleiße, der getreueste und subtilste Chronist seiner Vaterstadt und seines Klosters, von wahrhaft anmuthender Jovialität, stets ruhigen und heiteren Gemüthes). Gezwungen durch die Kriegsereignisse durchstreift er 1635 — 39 und wieder 1646—51 die Donauklöster Oesterreichs und freiwillig ergreift er nochmals 1651 den Wanderstab, um den Kriegszug in die Niederlande mitzumachen. Die Erfahrungen aller dieser Wanderungen und Kreuz- und Querfahrten hat er in einem 330 Blätter starken „Itinerarium" niedergelegt, welches der obgenannte Gelehrte in dem 35. Jahresberichte des historischen Kreis-Vereins für Schwaben und Neuburg für das Jahr 1869 und 1870 theilt im Auszuge, theils vollständig, und es gilt letzteres von der Niederländischen Fahrt, zum Abdrucke bringt. Für uns bietet der erste Abschnitt der letzteren ein um so größeres Interesse, als ein Theil des Kriegsvolkes den Weg durch das westliche Böhmen einschlug. Wir können es uns nicht versagen, die Aufzeichnungen des Ordensmannes wenigstens theilweise hier wiederzugeben. Am 11. Juni übertreten die Reisenden bei Schwarzbach die böhmische Grenze: „Ein kleiner schwarzer Bach scheidet Oesterreich von Böhaimb, alßo daß man Oesterreichischer Seiten noch ganz gut teutsch, über den Bach aber nit anderst als böhmisch reden hört."... In der Nacht kam der Troß in ein ruinirtes Städtlein, „welches weder Mauern noch Tore, auch kaum 9 Häuser aufrecht stehent gehabt", Leuteritz. [1]) Am 12. ritten sie früh zeitlich durch die „schöne Vestung" Budweis, von da in das Dorf Wildstein, allwo sie von dem Edelmann auf seinem „halb abgebrannten" Schlosse gar fein traktirt wurden, und von hier nach Wodnian, wo die zweite Nachtherberge aufgeschlagen wurde. In Strakonitz erfuhren sie den nächsten Tag, daß ein Regiment Leopolds in Eger gemeutert hätte, worauf der Fürst „mit aigner Hand 4 Radelsführer aus der Compagnia bei den Haren gezogen" und aufhenken ließ. Als sie sich am nächsten Tage reisefertig machten, um gegen Nepunck [2]) zu reiten, bemerkt Lieutn. Gebenhausen, „daß sein Jung ihme etliche Sachen abgezwackt und sich heimlich davongemacht habe." Der Unfall scheint aber auf die Gesellschaft gerade keine schlechten Eindruck gemacht zu haben, denn Möhner macht hiezu die bissige Bemerkung: „Er war übel zuefrieden, wür aber lachten nur seiner, daß er einem Böhmischen Jungen seine Sachen anvertraute."

Bei Angabe der Route von Horažiowitz (Orasczwicz nennt er es) ist unserm Möhner ein großer Irrthum unterlaufen, indem er den Zug vor dem Kloster Kladrau und dem Schloße Grünberg vorbei nach Nepomuk gelangen läßt. Hier fanden sie einen Beckenknecht wegen eines um 10 fl. willen an seinem Vetter begangenen Raubmordes auf's Rad geflochten. „Zu Mittag" erzählt das Itinerarium weiter, „haben wir einen Lieutnant und sein Frauen zu Gast geladen, welcher an diesem Ort die Schweine gehüetet. Dieser guette Gesell ware abgedankht, wuste kein Handtwerkh und hatte kein Gelt, mueste sich also dergstalt hinbringen. Sein Dochter, ein feines Menschl, mußte unter diesen weilen bei den Schweinen verbleiben. Auf die Nacht kamen wir in den Markt Postawitz, fanden allda ettlich Tragoner von

[1]) Ledenitz im Budw. Kreise. [2]) Nepomuk.

Glattau, welche unser adeligen Aufwartersdiener, so vor etlichen Jahren von ihnen in die Schlesier ausgerissen gehabt, angepackt haben — worauf sein Herr ihn mit fl. 15 loslöste. Es würde die Nacht unser Bagage sowohl wegen der Bauern, welche nach Böhmischer Art gern aufräumen, als wegen der Dragoner nit sicher gestanden, sofern nit Oberstl. von Demutstein und Oberst von Liechtenstein zur Glattau zur uns gekommen wäre und diese Nacht mit uns lustig gewesen wäre." — Kann es eine bessere Beleuchtung der traurigen Zustände unseres Heimatslandes nach dem fürchterlichen dreißigjährigen Kriege, ein besseres Bild des recht- und gesetzlosen Zustandes geben, als die so flüchtig hingeworfenen, so naiven Streiflichter unseres Reisenden? — Und nun zum Schluß noch ein lustiges Stücklein, das Meidinger und neuere Anekdotenkrämer von den berühmten Städten Tripstrill oder Schilda zu erzählen pflegen. In Festo St. Viti am 15. Juni kamen die Reisenden in das „kleine, saubere" Städtlein Mies. „Die ganze Gemeinde haben wür in Fröligkeit gefunden, den ein liederlicher Gaukler und Daschenspieler hatte einen kleinen Hundt bei sich," dessen Possen er sehen ließ. Die Leuth befanden sich gegen erlegten Geld heuffig auf dem Rathaus. Der Herr Primas ladete auch uns aus grossen Ehren dazu, wür aber, als welche grössere Lust zum Mittagsessen, als dieser Narretei abzuwarten gehabt, schickten ein Laggaien, welcher, weil er die Liverei starkh mit Silber verbremt gehabt, neben dem Primas in ein Sessel gesetzt und hochgeehrt worden." — Wohl etwas derb, aber drollig! — Von da gings unbehindert weiter über Karlstein, neben Schloß Teubel vorbei, über Sandau am 17. Juli nach Eger, wo sie beim General Jean de Wörth, „welcher sich daselbst des Sauerbrunns bediente" — speißeten, und von da an den wilden „wegen der dahin verbannten Teufflen ungeheuren" Bichtelberg.

Die hier angeführten, zu uns in besonderer Beziehung stehenden Stichproben genügen, um die humoristische und witzige, dabei aber zugleich gewissenhafte Darstellungsweise des Ordensmannes erkennen zu lassen; wir haben sie mit lebhaftem Interesse gelesen. Die an Notizen über die Kriegführung, über hervorragende Personen und niederländische Städte und Kirchen reiche Beschreibung endet mit dem 8. Januar 1652, an welchem Tage Möhner nach Augsburg in sein Kloster zurückkehrte, von wo aus er am 27. September 1672 die größte Reise in die Ewigkeit antrat. K. M.

Lexikographie.

Heinrich Veit: Deutsches Bergwörterbuch mit Belegen. Breslau, Otto Korn.

Es ist eine dankenswerthe Arbeit, die an eigenthümlichen Ausdrücken sehr reiche deutsche Bergmannssprache in ein umfangreiches Lexikon gebracht zu haben. Der Bergmann wie der Wortforscher wird viel Interessantes in dem Buche finden, da der Verfasser mit großer Sorgfalt viele alte und neue Quellen benützte und ein ansehnliches Quellenverzeichniß seiner lexikographischen Arbeit voransetzt. Dennoch wäre zu wünschen gewesen, daß der Autor das alte und wohl erste deutsche Bergbuch: Der Ursprung gemeynner Berckrecht, wie die lange Zeit von den alten erhalten worden u. s. f. auf dem letzten Blatt: durch Johann Kaselberger auß der Reichenaw in druck verordnet. Incun: ohne Jahrzahl und Druckort als Quelle benutzt hätte, da darin nicht weniger als circa 100 Bergwörter erklärt werden, dieses demnach der erste Prodrom der Arbeit eines Bergwörterbuches ist. Ebenso vermissen wir Lazarus Erckers Beschreibung allerfirnemist Ertz- und Berckgwerk Prag 1574, und wollen diese und noch einige andere Quellen, welche namhaft zu machen wären, dem verdienstvollen Verfasser für später zur Berücksichtigung empfehlen. Gleichzeitig machen wir auch darauf aufmerksam, daß nicht Johann, wie der Autor irrthümlich pag. XIX. angibt, sondern Mathes Enderlein von Zwönitz, s. Z. Bergmeister in Joachimsthal, die Wenzeslaische Bergordnung verdeutscht hat. L.

Bibliographie.

A.

Berg, Wilh., Gedichte. 16. (V, 117 S.) Prag, Hunger.

Bronn, Wilh., Kalobiotik, oder die Kunst schön zu leben. Wissenschaftlich aufgefaßt. 2. unv. Aufl. 16. (XVI, 195 S.) Prag, Silber & Schenk.

Girgl, Therese, Haushaltungskunde. Ein Lehr- und Lesebuch f. Schule u. Haus. 2. Hft. gr. 8. (S. 111—216) Prag, Dominicus im Comm.

Hackenberger, C. M., Lehrbuch der Haushaltungs-Kunde. Ein Handbuch f. alle Fami-

lien, besond. aber f. Lehrer, Lehrerinnen u. höh. Mädchenschulen. gr. 8. (XIII, 144 S. m. 6 Holzschntaf. u. e. Steintaf.) Teplitz, Prag, Dominicus.

Hallwich, Dr. Herm., Reichenberg u. Umgebung. Eine Ortsgeschichte m. specieller Rücksicht auf gewerbl. Entwicklg. 1. Halbbd. gr. 8. (256 S.) Reichenberg, Jannasch.

Mach, E., Zur Theorie des Gehörorgans. 2. unv. Abdr. (Aus „Sitzungsber. D. k. Akad. d. Wiss.") Lex. 8. (23 S.) Prag, Calve.

Ott, Karl E. v., Vorträge über Baumechanik. Gehalten im deutschen Polytechnikum in Prag. 2. Thl. 1. Lief. enth. die Normal-, Schub- u. Biegungs-Elasticität sammt deren Anwendung. gr. 8. (178 S. m. eingedr. Holzschnitten.) Prag, Dominicus.

Taschen-Ausgabe der Gesetze für das Königreich Böhmen.

— — Nr. **50**. Ges. v. 25. Juli 1871 betr. die Einführung einer neuen Notariats-Ordnung. Commentirt von einem praktischen Juristen und mit einem alphabetischen, nach Schlagwörtern abgefaßten Materien-Register versehen. Gesetz v. 25. Juli 1871 betr. das Erforderniß der notariellen Errichtung einiger Rechtsgeschäfte. Prag, 1871. Heinr. Mercy.

— — Nr. **51**. Die Gesetze über die Einführung eines Allgemeinen Grundbuchs-Gesetzes und das Verfahren bei Anlegung, Ergänzung, Wiederherstellung oder Änderung von Grund- oder Bergbüchern vom 25. Juli 1871. Commentirt von einem praktischen Juristen. Mit einem alphabetischen, nach Schlagwörtern abgefaßten Materien-Register. Prag, 1871. Heinr. Mercy.

— — Nr. **52**. Gesetz in Betreff der Regelung der polizeilichen Abschaffung und des Schubwesens vom 27. Juli 1871. Gesetz über Beschränkung der außerordentlichen Berufung und Beschwerde gegen gerichtliche Entscheidungen in Straffachen und über Regelung der gerichtlichen Competenz bei Behandlungen der Strafaufschubs- und Gnadengesuche vom 23. Juli 1871. Gesetz über die Einrichtung und den Wirkungskreis der Bergbehörden vom 21. Juli 1871. Finanzgesetz für das Jahr 1871 v. 14. Juli 1871. Prag, 1871. Heinr. Mercy.

— — Nr. **53**. Gesetz v. 7. Juli 1871 betr. die Erprobung und periodische Untersuchung der Dampfkessel sammt Verordn. vom 12. Oct. 1871 betr. die Sicherheitsvorkehrungen gegen Dampfkessel-Explosionen sammt den Bestimmungen v. 15. September 1858 über die Prüfung der zur Bedienung oder Ueberwachung einer Dampfmaschine oder eines Dampfkessels zu verwendenden Individuen und zwei Tabellen über die höchste effective Dampfspannung, nebst einigen anderen auf den Schutz der körperlichen Sicherheit bezüglichen Gesetzen über den Betrieb der binnenländischen Dampfschiffahrt, die Erzeugung und den Vertrieb explodirender Stoffe und die Gaserzeugung. Commentirt von einem praktischen Juristen. Mit einem alphabetischen, nach Schlagwörtern abgefaßten Sachregister. Prag, 1871. Heinr. Mercy.

— — Nr. **54**. Die Postverordnungen vom 12., 13., 14. und 15. Oct. 1871 betr. die Einführung v. Postnachnahmekarten, die Änderungen in d. Bestimmungen üb. d. Postnachnahmen, die Fahrpostsendungen und die Postanweisungen. Gesetz üb. d. Erwerb- u. Einkommensteuer von an best. Standorte gebund. Erwerbsunternehmungen v. 27. Juli 1871. Erlaß d. Fin.-M. betr. d. Verfahren bei d. Zuckerausfuhr geg. Steuer-Rückvergütung v. 9. Aug. 1871 Organisationsstatut f. d. Wien. Weltausstellung im J. 1873. Regulativ f. d. Versendung von Giftstoffen auf Eisenbahnen v. 26. Aug. 1871. Prag, 1871. Heinr. Mercy.

Wedewer Herm., Die Erziehung vom katholisch-christlichen Standpunkte betrachtet nebst Vorschlägen zur Umbildg. u. Erwterg. der Selecten-Schule zu Frankfurt a. M. 2. Ausg. gr. 8. 44 S. Prag, Tempsky.

C.

Fontane Th., Der deutsche Krieg von 1866. Mit Illustr. v. Ludw. Burger. 2 Bde. 2. Aufl gr. 8. Berlin, v. Decker. (Inhalt: 1. Der Feldzug in Böhmen u. Mähren. Mit 13 groß. Port., 11 groß. Gefechtsbildern auf 24 Holzschnitt-Tafeln, 234 in den Text gedruckten Abbildungen und 39 Plänen in Holzschnitten. XII. 735 S. — . . .).

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landesschulinspektor.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druckindustrie in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. Am 15. Dezember 1872.

II. & III.

Geschichte.

Die Kirchengeschichte Böhmens von Anton Frind. 3. Band. III. Zeitraum: Der Verfall der Kirche Böhmens. 1. Abtheilung; Die Hussitenzeit. Prag 1872. Verlag v. F. Tempsky.

I.

Von der nun seit fast zehn Jahren begonnenen Kirchengeschichte Böhmens legt uns der Herr Verfasser Anton Frind, welcher inzwischen Canonicus des Prager Metropolitan-Capitels wurde, hiemit den dritten Band vor, der sich seinen beiden Vorgängern an Werth und Gediegenheit nicht blos anschließt, sondern sie sogar übertrifft, indem jetzt dem Verfasser bedeutend mehr Quellen zu Gebote standen, die er auch fleißig benützte und von denen er „redlich Gebrauch machte."

Die in diesen Blättern im Jahre 1866 über die zwei ersten Bände der Kirchengeschichte erschienene Beurtheilung des Werkes schloß mit dem Wunsche, der Verfasser möge Muth und Ausdauer für die Fortsetzung sich bewahren, die uns in die wichtigste, aber auch schwierigste Periode unserer vaterländischen Kirche einführt.

Diesen Muth und diese Ausdauer hat Frind sich bewahrt, und so entrollt er uns das Bild der Kirche in den Hussitenzeiten, ein Gemälde, reich an innerem, wechselvollen Leben und lehrreich für die Jetztzeit und für das Verhältniß des böhmischen Clerus zur nationalen Bewegung unserer Tage, wenn er sich die Lehren der Geschichte überhaupt zu Herzen nehmen will.

In der Einleitung des 3. Bandes zeigt der Verfasser, wie die Glanzperiode des böhmischen Clerus mit Karls IV. Zeiten sinken mußte, und gibt in kurzem die Gründe dieses Sinkens an. Zum großen Theil war der Clerus selbst schuld, da ihm allmählich sein eigentlicher Beruf abhanden gekommen war und eine Menge Sinekuren, das besonders in den Klöstern herrschende Wohlleben, die Eifersucht zwischen Säcular- und Regulargeistlichen und endlich die Unterordnung unter bloß einen Bischof das Ansehen desselben schwächen mußte. In der That waren auch alle Stände gegen den Clerus eingenommen: Der Adel, weil er durch das Übergewicht der Geistlichkeit selbst den alten Feudalstaat bedroht glaubte und mit Neid und Mißgunst auf die reichen Dotationen der Priester blickte; die Städte, weil der Clerus der Entwicklung der Freiheiten im Wege stand und durch sein übermüthiges Leben Skandal erregte; endlich der Bauernstand, weil der Groll gegen die im Überflusse lebende Geistlichkeit gegenüber der eignen Noth stets im Wachsen war. Dazu gesellte sich auch eine nationale Gährung, ferner die Neugestaltung der Stellung des Papstes in der christlichen Welt, das traurige Schisma, der Beginn der Wycleff'schen neuen Lehre und endlich der schlimme Privatcharakter des Königs Wenzel.

Im 2. Kapitel schildert der Verfasser die kirchlichen Oberhirten des Landes und ihre Administration in der Zeit von 1379 bis 1431 (Seite 14—67) Erzbischof Johann v. Jenstein (1379—1400) war ursprünglich ein Lebemann, bis die im Jahre 1380 wüthende Pest, die auch ihn an den Rand des Grabes brachte, seine gänzliche Sinnesänderung bewirkte, so daß aus dem leichtfertigen Weltmenschen ein strenger Asket ward. Daß er namentlich bei der Starrheit und Schroffheit, womit er dem Könige Wenzel gegenüber trat, bald viel zu leiden hatte, ist begreiflich, und daß er auch beim Clerus, von dem er ein strenges, bußfertiges Leben forderte, eben nicht beliebt war, liegt auf der Hand. Namentlich gerieth er mit dem Könige in Konflikt, weil er sorgfältig über seine eigenen Rechte wachte und den Willkürlichkeiten des Herrschers entgegen trat.

Am härtesten trafen der König und der Erzbischof bei dem Tode des Abtes Racek in Kladrau zusammen. Wenzel wollte Kladrau zum Bisthum erheben und daher die Wahl eines Abtes verhindern. Allein kaum war Racek gestorben, so schritten die Conventualen zur Wahl des neuen Abtes Olenus, der vom Generalvikar Johann von Nepomuk confirmirt wurde. Vor der Wuth des Königs flüchtete Jenstein nach Raudnitz, kehrte aber über die Drohungen Wenzels nach Prag zurück. Hier wurden seine Begleiter gefangen genommen und der Generalvikar Johann v. Nepomuk, nachdem er mit mehren andern der Folter unterzogen wurde und standhaft geblieben war, in die Moldau geworfen (20. März 1393). Die ausführliche Darstellung der Ursachen des Mordes des hlg. Johann v. Nepomuk bietet nichts wesentlich Neues dar, und es wird die Ansicht aufrecht erhalten, daß der König noch einen besondern Groll gegen den Märtyrer gehabt habe, weil er das Beichtgeheimniß der Königin nicht verrathen wollte.

Was den Erzbischof Jenstein selbst betrifft, so fallen in seine Zeiten bereits die Anfänge jener Lehren, die zur Stiftung pietistischer Sonderkirchen Veranlassung gaben; die Prediger Conrad Waldhauser, Johann v. Milič, Johann Štěkna, Wenzel Rohle, besonders aber Mathias v. Janow, der die Heiligenbilder verbrannt wissen wollte und alle Reliquienverehrung für unnütz erklärte, und mehre Andere tauchten unter ihm auf, und obgleich Jenstein die Reinheit des Glaubens in seiner Diöcese zu bewahren wußte, so waren es doch bereits die Vorboten künftiger Ereignisse, die hier ihre Schatten warfen. Jenstein resignirte 1396 auf sein Metropolitenamt zu Gunsten seines Neffen Wolfram von Škworez.

Dieser wußte sich besser als sein Vorgänger in die Launen des Königs zu schicken, wird aber trotzdem als tüchtig in seinem Amte geschildert, das er bis zu seinem 1402 (1. Mai) erfolgten Tode inne hatte.

Ihm folgte nach kurzer Sedisvakanz Nicolaus Puchnik, der mit Johann v. Nepomuk gefoltert worden war, aber in seinem Schmerze alles gelobte, was der König forderte. Noch bevor er aber die päpstliche Confirmation erhalten hatte, starb er 19. Dezember 1402 und nun wählte das Metropolitanstift den Zbinko Zajic von Hasenburg (September 1403), der „noch jung an Jahren, aber nach dem Vorbilde Christi gebildet, alt un ehrwürdig durch Untadelhaftigkeit seiner Sitter war, wie ein Zeitgenosse berichtet. Obglei er aber mannigfache Kenntnisse besaß, so wa doch die Theologie seine starke Seite eben nic und er wird nicht mit Unrecht von der gleic zeitigen Universitätschronik als „in doctrin sacra nullus“ bezeichnet. Er bestellte den Jo hann Hus als Sittenprediger und bemüh sich, eingerissene Mißbräuche in der Kirch abzustellen.

Damals war gerade das päpstliche Schism und Zbinko entschloß sich nach langem Zöger zur Obedienz des zu Pisa neu gewählten Pap stes Alexander V. überzutreten. Unter ihm brac die hussitische Bewegung aus, die er anfäng lich nicht richtig auffaßte, weil ihm eben theo logische Kenntnisse mangelten; doch als er di häretische Richtung dieser Bewegung erkann hatte, trat er der Aktion mit aller Kraft ent gegen. Sie war jedoch stärker als er; von allen Seiten bedrängt, suchte er Hilfe bein ungarischen Könige Sigmund, starb abe 28. September 1411 in Preßburg.

Ihm folgte auf den erzbischöflichen Stuh der bisherige Leibarzt des Königs Albik, de jedoch den Stürmen der damaligen Zeit nich gewachsen war, die Würde bald niederlegte und sich mit der Wyšehrader Probstei zufriedei stellte. An seine Stelle trat durch Pfründentausch der bisherige Bischof von Olmütz Konrad v. Vechta, „mehr Weltmann als Geistlicher und daher am allerwenigsten geeignet, in einer so schwierigen Zeit das geistliche Oberhirtenamt des Landes zu übernehmen.“

Obgleich schon 1412 gewählt, verzögerte sich doch seine Confirmirung, so daß er erst am 17. Juli 1413 zu Prag inthronisirt wurde, nachdem durch die Verbannung des Hus das Interdikt über diese Stadt aufgehoben worden war. Er gab „wahrscheinlich aus Unkenntniß der Theologie und Furcht vor dem Könige zugleich,“ wie Frind meint, die mündliche Erklärung ab, daß er in den Reden und Vorträgen des Johann Hus niemals etwas Ketzerisches gefunden habe. Sein Ansehen als Erzbischof galt übrigens nicht mehr viel, da von dem neuen böhmischen Herrenbunde, der sich am 5. September 1415 constituirt hatte, die Auctorität der nun schon völlig hussitisch gewordenen Universität als die einzig maßgebende in Glaubenssachen erklärt worden war.

Während er anfänglich noch für den ursprüng-

lichen Glauben eintrat, wandte er sich nach der Schlacht am Zizkaberge den Husiten zu und ward ein Werkzeug der „Prager.“ Das glaubenstreue Kapitel sagte sich von ihm los, bestellte einen Administrator und bewirkte seine Exkommunikation (2. Jäner 1426). Er selbst zog sich, fast von Niemanden mehr beachtet, nach Raudnitz zurück, wo er am 24. Dezember 1431 starb.

II.

Der 3. Abschnitt umfaßt die Geschichte von Johannes Hus und der kirchlichen Bewegung während seiner Zeit.

Bis 1398 war Hus noch vollkommen korrekt in seinen Lehren, bis bekanntlich die Wyklef'schen Lehren nach Prag kamen, denen er sich anschloß. Zu der neuen Bewegung, die dadurch hervorgerufen ward, gesellte sich bald eine zweite — die nationale. „Wer war“ — sagt Frind — „geeigneter, der geistige Führer derselben zu sein, als eben der vielgepriesene Wiedererwecker der nationalen Sprache und Literatur? Hinter wem ließen sich leichter auch unedle Zwecke verbergen, als hinter dem über allen Verdacht erhabnen Reformator und Patrioten? Darum stand denn auch hinter Johannes Hus der nationale Adel, der mit einem Auge nach den reichen Kirchengütern schielte, die seine Ahnen einst aufgehäuft hatten, und mit dem andern nach dem immer mächtiger werdenden deutschen Bürgerthume, das aller Gewalt der Großen für immer ein Ende zu machen drohte. Es stand hinter ihm das lange Zeit zurückgesetzte Slaventhum in Prag und auf dem Lande, das sich nach Wiedergewinnung der verlornen Herrschaft sehnte. Es stellten sich aber auch Männer hinter ihn, die noch ganz anderes im Sinne trugen als Kirchenreform und nationalen Ruhm — wir meinen die Widersacher Sigismunds und des Königthums.“

Die nationale Bewegung zeigte sich am deutlichsten in der Universitätsfrage, wo Hus mit den Böhmen seine größten Triumphe gegen die Deutschen feierte — freilich sehr zum Nachtheile der Hochschule für alle folgenden Zeiten. — Bald darauf wurde er als Ketzer erklärt, in den Bann gethan und die Stadt Prag mit dem Interdikt belegt. Was weiter folgte, ist bekannt genug. Hus ging am 11. Oct. 1414 nach Kostnitz, woselbst der über ihn verhängte Kirchenbann zeitweilig suspendirt wurde. Allein schon im Novbr. wurde er gefangen gesetzt, nach langen Verhandlungen ihm am 5. Juni 1415 das erstemal vergönnt, sich vor dem ganzen Concile zu vertheidigen. Am 7. und 8. desselben Monats fanden die zwei letzten Verhöre statt, worauf am 6. Juli der Urtheilsspruch erfolgte, der ihn als Irrlehrer seiner Priesterwürde entsetzte und ihn dem weltlichen Arme übergab, durch den er den Verbrennungstod erlitt. Hieronymus, Husens Freund, folgte ihm 30. Mai 1416 im Tode nach.

In Böhmen bildete sich nun der „Herrenbund,“ dessen Aufgabe war, „die Freiheit des Predigens zu schützen, ungerechten Bannsprüchen sich zu widersetzen, der bischöflichen Gewalt nur dann zu folgen, wenn sie im Sinne der hlg. Schrift gehandhabt werde, sonst aber in Angelegenheiten des Glaubens sich an die Prager Universität zu halten.“ Darneben entstand allerdings ein katholischer Bund, und es fanden auch Reunionsversuche statt, allein von einer Versöhnung der Parteien konnte natürlich nicht mehr die Rede sein. Wenn auch in Prag das Restitutionswerk mehr Erfolg zu haben schien, so war es im Lande selbst doch schlimmer um die Sache des Katholicismus bestellt. Die vertriebenen utraquistischen Pfarrer versammelten ihre Gemeinden auf nahen Bergen, denen sie meist biblische Namen ertheilten, und bildeten bald einen Bauernbund, der demnächst höchst gefährlich werden sollte.

Bekanntlich erfolgte am 30. Juli 1419 jene Katastrophe, welche den Husitenkrieg unmittelbar einleitete.

Die Zeiten dieses Husitenkrieges bilden die 4. Abtheilung des Frind'schen Buches. Die Schilderungen sind dem Zwecke des ganzen Werkes angemessen, da sie sich eben nur auf jene Dinge beschränken, die in einer Kirchengeschichte verwendbar sind. Am wichtigsten sind die Verhandlungen am Concile in Basel, in Folge deren die Compactaten entstanden, welche den endlichen Zielpunkt für Vereinigung der Parteien bildeten. Kaiser Sigismund, dem es nur darum zu thun war, so bald als möglich von der Krone Böhmens Besitz ergreifen zu können, versammelte in Brünn am 2. Juli 1435 einen Congreß, auf welchem die Legaten des Concils mit zehn Personen des Herrn-, zehn des Ritterstandes, acht Prager Bürgern, je einem Abgeordneten der königlichen Städte und fünf utraquistischen Priestern zusammen traten.

Es gab dabei noch allerdings viele schwebende Punkte, die aber von Sigismund mit dem Versprechen erledigt wurden, er werde die Forderungen, die besonders von Seite der Utraquisten gestellt wurden, beim Concil erwirken, sie möchten nur einstweilen nachgeben. Das geschah auch im Vertrauen auf das kaiserliche Wort und sie nahmen die Compactaten an. Anderseits waren jedoch die Abgesandten des Concils bemüht, den Kaiser zur Rücknahme seines schriftlichen Vertrags mit den Böhmen zu bestimmen, und erlangten in der That 8. Jänner 1436 in Stuhlweißenburg insgeheim und ohne Vorwissen der Böhmen das mündliche kaiserliche Versprechen, daß er sich in Sachen des Glaubens und der Kirche nicht einmischen werde. Erst dann vertrauten die Abgesandten des Concils wieder und es wurde der förmliche Friede in Iglau abgeschlossen. Jubellieder und Glockengeläute verkündeten ihn in der Nähe und Ferne, der Kaiser selbst weinte vor Freude. Aber es war ein Friede auf Täuschung gebaut. Uiber kurz oder lang mußte es da doch wieder zu Streit und Zwiespalt kommen.

Hiemit schließt die in diesem Bande bearbeitete Kirchengeschichte; denn was jetzt folgt, zeigt das äußerst interessante, in dem allgemeinen Rahmen eingeschlossene Detail und gibt ein Bild von dem trostlosen Verfalle der kirchlichen Institute des Landes.

Es gab fast nach den Husitenkriegen keine geistlichen Güter mehr. „Zuerst" — sagt Frind — „hatten die utraquistischen Herren und Stände sich beeilt, nicht nur die kirchlichen Bauwerke der Vorzeit gründlich zu verwüsten, sondern auch die reichen Schenkungen kirchenfreundlicher Väter wieder an sich zu nehmen, theils aus Mehrung des eigenen Besitzes, theils als Deckung für die Unkosten des Krieges. Dies bestimmte aber auch wieder die katholischen Stände, ihrerseits von geistlichen Gütern zu besetzen, was sie nur vermochten, damit es ihren Gegnern nicht in die Hände falle. Dazu kam auch noch, daß König Sigismund sich bewegen ließ, seinen Getreuen über die bereits besetzten und andere noch zu besetzende Güter förmliche Pfandbriefe auszustellen, lautend auf bestimmte Summen, bald für geleistete Dienste, bald für die bloße treue Bewahrung, bald für baar erfolgte Anleihen, oft auch für alle diese Titel zugleich."

Später widerrief er zwar diese Verschreibungen und erklärte sie für rechtsunwirksam, allein er blieb sich auch hier nicht consequent und „so gab es endlich fast gar keine geistlichen Güter mehr. Selbst der geringe Eigenbesitz der Pfarrkirchen war im Eigenthum der Grundherren oder der Gemeinden aufgegangen und die zahlreichen Stiftungsdotationen der bekannten Erectionsbücher waren verschollen."

Nach den Husitenkriegen wurde übrigens utraquistischerseits bezüglich der geistlichen Güter eine ganz neue Rechtsanschauung geschaffen: Kirchengut sei nämlich königliches Kammergut und stehe im Falle der Noth dem Könige zur Verfügung. „Allerdings" — meint hierüber Frind — „sprachen die Basler Compactaten das Besitzrecht der Kirche vom neuen aus; aber dem betreffenden Artikel wurde wieder von Seite eines Theils der Böhmen die Forderung entgegen gestellt, daß unter der besitzenden Kirche immer nur die Gesammtheit der Gläubigen, nicht aber die Geistlichkeit zu verstehen sei. Diese Forderung wurde allerdings vom Concile niemals gewährt, aber auch von den Utraquisten nicht aufgegeben. Da war es am Ende noch ein Vortheil, daß man utraquistischerseits das Kirchengut wenigstens noch als mittelbares königliches Gut gelten ließ. So war es doch — wenn es ja wieder zu Stande kam — gegen die Willkür des Adels und der Gemeinden gesichert."

Auf den nun folgenden Seiten des Buches (von 162 bis 321) gibt nun der Verfasser eine detaillirte Spezialgeschichte des Erzbisthums, der Bisthümer, Capitel und geistlichen Orden; er bespricht den Verfall der Prager Universität und beleuchtet auch die Verhältnisse jener Bisthümer, die, außerhalb Böhmens liegend, Diöcesanantheile während des Husitenkrieges in Deutschland hatten. Dieser Abschnitt zeigt von besonderem Fleiße in Benützung aller Quellen und Hilfsmittel und verbreitet ein klares Licht über die sonst so dunkeln und verwirrten Kirchenverhältnisse Böhmens während der traurigen Kriegszeit. Die Zusammenstellung — wenn sie auch dem großen Publicum etwas ferner liegt — ist eine sehr schöne und übersichtliche; es dürfte nach dieser trefflichen Arbeit kaum mehr Neues für diese Periode geboten werden können.

Und so hoffen wir denn, daß auch die nachfolgenden Perioden der Kirchengeschichte Böhmens, die uns der gelehrte Herr Verfasser in nahe Aussicht stellt, mit derselben historischen Treue, mit demselben feinen Verständnisse für alles Wesentliche und Unwesentliche und mit

demselben Fleiße in Benützung des vorhandenen reichen Materiales bald vor uns liegen werden, wie der eben besprochene Zeitraum.

Die dem Buche angereihten urkundlichen Beilagen, so wie die Copie der ältesten gedruckten Karte Böhmens von Nicolaus Claudianus in Jungbunzlau aus 1518, die im verkleinerten Maßstabe von Frind herausgegeben ist und den Süden oben, den Norden unten, links Osten und rechts Westen gezeichnet zeigt — bilden eine werthvolle Bereicherung des Buches. Druck und Papier aus dem rühmlich bekannten Verlage F. Tempsky's lassen nichts zu wünschen übrig. **Kw.**

Die neueren katholischen Orden und Congregationen besonders in Deutschland, statistisch, canonistisch, publicistisch beleuchtet von Dr. Joh. Fr. v. Schulte. Berlin 1872. C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

„Deutsche Zeit- und Streitfragen" ist der Titel von Flugschriften, deren Herausgabe vor Kurzem von Fr. v. Holtzendorff und W. Onken begründet wurde, zwei Männern, deren Namen einen bekannten und berühmten Klang in der Welt der deutschen Wissenschaft haben. Die Kenntniß der Gegenwart ist das Motiv und Motto dieses Unternehmens. Die Gegenwart fordert von den Staatswissenschaften und der Darstellung der Zeitgeschichte, „daß sie, eine Annäherung an die Volksmassen suchend, zu einem gründlichen Verständniß der Gegenwart und zur tieferen Bildung eines gesunden politischen Urtheils mehr beitragen, als bisher geschehen ist." Darum werden also die „Deutschen Zeit- und Streitfragen die Schule und das Unterrichtswesen, die großen Angelegenheiten der Gegenwart, der Arbeiterbewegung, der Kirche, der inneren und auswärtigen Politik sich zum Gegenstande ihrer Betrachtungen wählen." — Die bedeutendsten Schriftsteller haben der Sammlung dieser Besprechungen von Problemen der Gegenwart ihre Unterstützung zugesagt. Auch aus heimischem Kreise werden Männer genannt, wie Brunner, Merkel, v. Schulte, die an der Lösung der Aufgaben dieses Unternehmens, das gewiß das allgemeine Interesse beansprucht, Theil haben. So bringt schon das 5. Heft dieser Flugschriften eine eingehende, interessante Abhandlung von Joh. Fr. v. Schulte: „Die neueren katholischen Orden" 2c. Die Abhandlung verfolgt den Zweck, den Gegensatz der alten Orden zu den neueren zu erörtern, um die volle Bedeutung der katholischen Orden und Congregationen für die Gegenwart, für Staat und Gesellschaft kennen zu lernen. Zu diesem Behufe schickt Schulte eine historische Betrachtung über das gesammte Ordensleben in der katholischen Kirche voraus. Wir erfahren demgemäß, daß erst im 8. Jahrhunderte, erst durch das Auftreten von Männern wie Bonifacius, dann um 850 durch die Pseudoisidorischen Decretalien der Grund zum vollen, allseitigen Primat des Papstes gelegt wurde. Eine neue Hauptstütze für die Macht der Päpste wurde das Mönchswesen, besonders seitdem dasselbe durch die Clugny'sche Reformation (910) zu hohem Ansehen gelangt war. Die Klöster wurden von der Bischofsgewalt eximirt, unmittelbar unter den Papst gestellt und mehrere Klöster in einen Verband gezogen. (Congregationen— Orden). Die Mönchsorden wurden also die Vorkämpfer für die Päpste gegen Bischöfe und weltliche Herrscher und von unendlichem Einflusse auf die niederen Volksklassen. Ohne die Clugny'sche Reformation, ohne die Klöster wäre kein Gregor VII. möglich gewesen. — Diese Idee, dem Papstthum einen festen Stützpunkt in den Orden zu geben, begründete die 1540 von Papst Paul III. bestätigte Gesellschaft Jesu, deren Organisation darum eine völlig verschiedene von der der früheren Orden und Congregationen ist. Es sollte eine militärisch organisirte Schaar sein, um gegen die Reformation thatkräftig und erfolgreich anzukämpfen und die Autorität des Papstes zur Anerkennung zu bringen. Gehorsam und nur Gehorsam ist ihr Hauptprinzip. Dr. Schulte bespricht den Jesuitenorden etwas länger, weil seine Organisation in der Neuzeit von den übrigen Orden mehr oder weniger copirt worden.

Nach dieser geschichtlichen Reminiscenz geht Schulte zur näheren Darstellung der männlichen und weiblichen Orden als solchen und zu den bloßen Congregationen, die keine solennen Gelübde ablegen, über. Um die Bedeutung derselben allseitig darzuthun, gibt er genaue statistische Uibersichten derselben in Deutschland und das Verhältniß zu der Bevölkerung. Zum speziellen Zweck seiner Abhandlung übergehend führt er in Längerem den interessanten Beweis, daß vom Staate nicht anerkannte geistliche Gesellschaften viel freier und mächtiger sind als anerkannte, deren Thätigkeit eine bei weitem

beschränktere wird. „Gegenüber dem Staate erscheinen vom abstracten Standpunkte aus diese geistlichen Gesellschaften entweder als Vereine oder als eine Anzahl von Individuen, welche zusammen wohnen. Ihre Gelübde berühren unmittelbar den Staat so wenig, als ihre Pflichten gegen den Obern, ihre Verfassung u. s. w. Die Orden haben weder als Ganzes Rechtspersönlichkeit, noch wohnt diese dem einzelnen Ordenshause 2c. bei. Gerade deshalb sind sie in unserer Zeit viel freier, können mehr wirken und besitzen eine viel größere Macht. Für das reine kirchliche Gebiet kommt zunächst darauf, wie sich das Staatsgesetz zu ihnen stellt, nichts an, weil das Kirchengesetz, ihr Gelübde entscheidet." Die Masse sieht im Gelübde des Professen etwas Freies, Höheres und die Nichtanerkennung desselben erscheint ihr nicht selten als ein Unrecht. Die Kirche hat diese Orden errichtet, und erkennt sie der Staat nicht an, so dünkt es der Masse als eine Beschränkung der kirchlichen Freiheit. Die Professen erscheinen also als Opfer, als „lebender Protest" für die kirchliche Freiheit. „Was es aber heißt, als Märtyrer zu gelten," meint Schulte, „bedarf nicht vieler Worte." — „Ist der Orden aber anerkannt, so darf er oft, wie z. B. in Oesterreich, ohne staatliche Erlaubniß unbewegliches Gut nicht veräußern oder belasten, kurz es läßt sich Alles controlliren, selbst einziehen."

Im Allgemeinen die Eigenthümlichkeit der neueren Orden betrachtend, zeigt Schulte dann in eingehender Weise, wie ihnen eine größere innere Aktionsfähigkeit, größere Wirksamkeit zukömmt als den früheren; er bringt die interessanten Momente, die es verursachen, daß die Frauencongregationen heute so großen Aufschwung nehmen, und führt nebst inneren und äußeren Gründen, die den heutigen Orden so zu Statten kommen, noch kirchenpolitische an, die seit Pius VII., der mit der Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum" vom 7. Aug. 1814 den Jesuitenorden wieder herstellte, bis auf Pius IX. so günstig für das Gedeihen der Orden wirkten.

Zum Schlusse deutet Schulte Prinzipien an, die eine weise Gesetzgebung bezüglich der Orden nicht außer Acht lassen möge; so fordert er z. B., daß der Staat immer in Kenntniß von den Mitgliedern jedes einzelnen Hauses sei und Fremde nur unter Beobachtung polizeilicher Vorschriften aufgenommen werden, daß jedes Individuum seine gesetzliche Freiheit behalte und Minderjährige nie ohne Zustimmung ihrer Eltern eintreten dürfen. Nie möge ferner der Staat klösterlichen Personen den Unterricht überlassen, die ihre Befähigung nicht nachgewiesen haben, und keinen Unterrichtsplan so wie die Schulbücher außer seiner Controlle lassen. — Diese zeitgemäße Abhandlung Schulte's betrifft gewiß eine der hervorragendsten „Zeit- und Streit-Fragen" und ist jedem, der über sie Aufschluß begehrt, wohl anzuempfehlen. Das Heft wird voraussichtlich seine weite Verbreitung finden, um so mehr, da es auch außer dem Abonnemente der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" zu sehr billigem Preise einzeln erkauft wird. J. R.

Litraturgeschichte.

Zwei Dichter Oesterreichs: Franz Grillparzer — Adalbert Stifter. Von Emil Kuh. Pest. Verlag von Gustav Heckenast. MDCCCLXXII.

Vor uns liegt ein Werk, das für uns als Oesterreicher einen doppelten Werth hat, einmal, weil es eine bedeutende Erscheinung auf dem von uns so stiefmütterlich behandelten literatur-historischen Gebiete ist, und zweitens, weil es sich mit zwei Dichtern beschäftigt, die jeder in seiner Art groß zu nennen sind und bei dem Auslande noch größere Geltung haben. Emil Kuh, der bekannte Literat und Herausgeber der Werke Hebbels, dessen persönlicher Freund er war, gibt uns in diesem Werke auf 530 Seiten ein anschauliches Bild Oesterreichs. Es sei uns gestattet auf den Inhalt näher einzugehen.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, von denen der erste dem Franz Grillparzer, mit dessen Bildniß, und der Zweite dem Adalbert Stifter, gleichfalls mit dessen Bildniß, gewidmet ist. Wohl waren schon von Emil Kuh in in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Jäner und Februar 1871) über Grillparzer und in der Wiener Zeitung (Februar und März 1868) über Stifter Monographien erschienen, aber dieselben konnten natürlich nicht so ausführlich sein als das Buch. Daher hat dieses auch für Jene, die die Aufsätze in den betreffenden Zeitungen lasen, ein neues Interesse.

Betrachten wir den ersten Theil, der unseren größten Dramatiker Grillparzer behandelt. Kuh sucht hier folgende Fragen zu beant-

worten: „Was hat Grillparzer von Wien und Oesterreich empfangen? Was hat er selber mitgebracht? Wie stellt sich sein Lebensgang dar? Von welcher Beschaffenheit ist sein Gemüth, seine Phantasie? Wie baut er sein Drama? Worauf legt er darin Gewicht? Wo ist er stark, wo ist er schwach?“ und kommt hiebei zu folgenden Antworten.

Thun wir einmal einen Blick auf das Leben und Treiben in Wien zur Zeit der ersten Jugend Grillparzers, so finden wir „noch ein nachdunkelndes Bild der Theresianischen und Josephinischen Zeit: engzusammengeschobene Straßen, giebelige Häuser, vielfach in dem düstern Festungsstyl alten Musters aufgeführt, mit gedrückten Thoren und vergitterten Fenstern, hinter denen eine sorglose Fröhlichkeit athmete. An die Sanct Stephans-Kathedrale schmiegten sich noch die Reste eines Kirchhofs und am Allerseelentage drängte sich um die steinerne Kanzel des Türkenbekämpfers Capristan eine dichte Menge, um den Geistlichen zu hören, der den „armen Seelen“ eine Predigt hielt. In Buden, mitten in der Stadt, spielten die „Kreuzerkomödien“, welche dem von Sonnenfels aus dem Schauspielhause gescheuchten Hanswurst eine Stätte boten. Im Winter gab es kaiserliche Schlittenfahrten, die auf dem Burgplatz oder auf dem Hof in einem Schlitten-Cottillon ihren Abschluß fanden, und glänzende Redouten, an denen sich später auch die Kaiserin, die zweite Gemahlin Franz I. mit ihrem Hofstaate betheiligte. Augarten, Brigittenau und Prater standen den Sommergenüssen des Wieners zur Verfügung, und die zahlreichen Privatgärten in den Vorstädten schimmerten in Rococcoglanze mit Taxuspyramiden und Buxbäumen, mit Fontänen, Meergöttern, Glorietten und griechischen Tempelchen, wie sie der Apotheker in „Hermann und Dorothea“ liebte. In dem Hause manches wohlhabenden Bürgers war die Zimmereinrichtung, aus der Theresianischen Zeit stammend, noch durchaus unverehrt vom Wetzstein der Josephinischen Mode. Da sah man noch Tapeten mit ungeheueren Kürbissen und indianischen Raben bemalt, verschossene Gobelins, Schränke aus Holzmosaik, Vardinen von chinesischem Zitz, Bettschirme mit ausgeschnittenen Kupferstichen beklebt, Paroden über den Kaminen, ausgestopfte Vögel wischen Statuetten aus Meißner Porzellan nd jene schweren Stuccaturdecken, von deren lten Geschnörkel die Kronluster wie drohende Eiszapfen herabhiengen. Demgemäß war die Disciplin in den altersblaßen Räumen pünktlich nach Augenblicken geordnet bis in die kleinsten Bruchtheile des häuslichen Tagewerkes. Das Verhältniß der Kinder zu den Eltern hatte den Charakter der Unterwürfigkeit, aber durch dieses abgezirkelte Leben schlängelte sich das Band der Neuerungen, welche der jungen Generation ihre Impulse verliehen. Wo Bildung das Schlagwort hieß, da herrschte noch Denis (Sined), Alxinger, Mastalier, die Schatten unserer vorausgegangenen Classiker; da war noch die Schwärmerei für Klopstock und Matthisson heimisch, ja sogar noch das Interesse an der asiatischen Banise lebendig; während der leichter wiegende Geschmack einzelner Kreise bei Blumauer seine Labung suchte und die wenigen Erlesenen der Wiener Gesellschaft schon bis zur Verehrung Lessings und der Leiden des jungen Werther vorgedrungen waren.“

„Der Widerspruch des Uibergangs aus den Reformen Josephs in die Rücklenkung zu einem gemüthlichen Despotismus schien dem ganzen Wiener Geistesleben aufgedrückt. Die Aufklärung war mit ihrem grellen Strahle unerwartet, durch kein Botenlicht angekündigt, in die bequeme Häuslichkeit der Wiener Sitten hereingebrochen; sie konnte also keine wohlthätigen und vor Allem keine nachhaltigen Wirkungen üben. Joseph war mit seiner Leuchte wieder hinabgestiegen, die eigentlich nur ihn selbst erhellt, sein eigenes Antlitz allein verklärt, die Uibrigen aber mehr geblendet und einen, zwischen Neugierde und Sehnsucht gemischten Zustand in ihnen erzeugt hatte. So mußte denn ungeachtet der Flugschriften und Predigerlibelle, welche die Genußstadt noch kurz vorher durchschwärmten, der launige Gleichmuth wieder in seinen Herrnsitz zurücksinken und den Bestrebungen zusehen, welche auf die Beseitigung des Josephinismus gerichtet waren. Da diese Bestrebungen mit den Schlägen der französischen Revolution zusammenfielen und dieselbe durch „ein politisches Räuschchen“ sich auch in Wien bemerkbar machte, so griff die Regierung zu Gewaltmaßregeln, welche in Untersuchungen, Prozessen und Hinrichtungen plastische Gestalt gewannen. Das Angeberwesen gedieh vortrefflich, und der bitterböse Graf Sauran sorgte dafür, daß der scharfen Klinge niemals die Handhabe fehle. Den Parteien mangelte völlig das klare Bewußtsein der zu erfüllenden Aufgaben: unter dem Deckmantel der Mauerei, wie unter

dem der Strenggläubigkeit, dort mit dem Verderbniß der Logen des In- und Auslandes verknüpft, hier mit der Kirche listig verbündet, arbeiteten die geheimen Gesellschaften beider Farben einander entgegen, den Organismus des Staates unterwühlend und zerrüttend. Der Kaiser, dessen ursprüngliche Anlage eine Verschmelzung unbeugsamer Strenge und spielerischer Neigungen darstellte, gefiel sich seit jeher darin, seinen zähen Willen in humoristische Traulichkeit zu kleiden; und da der Wiener in seinem Triebleben darauf eingerichtet ist, ernste Erwägungen zu meiden und am sinnlich Auffälligem haften zu bleiben, so nahm ihn die humoristische Traulichkeit des Kaisers gefangen und stellten sich die Symptome des Aengstlichen nicht bei ihm ein. Im Uibrigen schwang er sich mit den „hoffärtigen Guldendiners" im Augarten, mit den Schwänken Hasenhuts und ähnlichen Reizmitteln über die Bedenklichkeiten des Tages hinaus."

„Die Gährung der Josephinischen Epoche freilich war geblieben; sie reichte eben hin, die feiner gearteten Köpfe, die empfindlichen Gemüther unsicher zu machen, zu verwirren, aber die Kräfte spornen und stärken konnte sie nicht. Dieser Bruch im Wiener Leben, mit welchem sich die Meisten leichtlich abfanden, war offenbar durch die Seele des jungen Grillparzers schmerzerregend gegangen und hatte ihn frühzeitig nachdenklich und besorgt gestimmt. Wem das Sinnen angeboren ist, der wird unter allen Umständen eher umschattet als heiter sein, und wen das Geschick als sinnenden Menschen in das Wiener Leben gepflanzt hat, der wird schon durch den Gegensatz der Situation in ein inneres Mißverhältniß gerathen, dessen Ausgleichung schwierig, wenn nicht unmöglich ist. Nun gar ein dichterisches Naturell, mit welchem die Beschaulichkeit sich gepaart hat, in das Zwielicht des damaligen Wiens gerückt: was für ein räthselhaftes Gebilde mußte sich da erst entwickeln! Laß die Dinge gehen, wie sie gehen! sprach zu dem heranreifenden Grillparzer der Genius seiner Vaterstadt, wirf, wie jener Schwabe, dein armes Kreuzerli unter die hundert Goldgulden, die unser Herrgott gewonnen hat! Lebe, genieße mit den Anderen und nimm Dir nicht mehr zu Gemüthe, als Dir auf die Finger brennt! Prüfe Deine Kräfte! rief es in ihm selbst, streife die Fessel ab, welche das Jahrhunderte lang niedergehaltene und eingeschläferte Volksthum Dir gleichsam vererbt hat, mach Deinem Geiste Platz in dem Gedränge all der Fröhlichkeit, sache den Josephinischen Funken, der nun zertreten werden soll, mindestens zu Deinem eigenen Vortheil an!"

„In solchem Widerstreit wuchs Grillparzer auf." „Er fand keine wurzelgerechte Tradition vor; „sind wir zum Dulden oder zum Widerstande geschaffen," frug sich wahrscheinlich Grillparzer. Und so finden wir in seinen Werken jedenfalls die Spuren einer gedrückten Stimmung, dieser Unentschiedenheit und Unentschlossenheit, und alle Zeugnisse aus der Epoche seiner männlichen Jugend stimmen in der Zeichnung eines schwermüthigen Geistes und eines unfreien Benehmens überein!"

Und so beantwortet Kuh die Frage über den Antheil Oesterreichs dahin, daß Grillparzer dem Josephinismus die Zuversicht in den guten Willen, die Freimüthigkeit in Sachen des Glaubens und der Kirche verdankt. Nirgendswo „christelt ein Vers", wie Kuh sagt und er ersetzt die Religiosität durch eine fast orientalische Spruchweisheit. Auch die Hinneigung zu Voltaire und seiner „schelmischen Philosophie" hat er von Joseph. Aus dem franziscischen Oesterreich hat er die Verträglichkeit der Gegensätze, worin leider die Gegenwehr zur Ruhe gebracht ist, überkommen. Seinem Stamm ist er in der Schmiegsamkeit des Naturells verschuldet, in der Leichtigkeit des Aufnehmens und Vermittelns der Eindrücke; aber auch in einer gewissen Schlaffheit. Daher kommt es auch, daß Grillparzer — nach Kuh's Ansicht — kein Tragiker, sondern ein musikalischer Dichter ist; das erklärt er dahin, daß sich die Poesie Grillparzers, wie die Musik Mozarts, Schuberts, Beethovens, nicht darum kümmert, was um sie vorgeht. Wie weit das zu gelten hat, darüber ließe sich wohl streiten. Trotz aller Anknüpfungspunkte war aber Grillparzer keineswegs mit dem Leben einverstanden, was schon sein Ausdruck „Capua der Geister" beweist.

Was Grillparzers Lebensgang anbelangt, so kann man sich kein stilleres und ereignißloseres denken. Ohne bedeutende äußere Vorfälle, nur getrübt durch das schreckliche Unglück in seiner Familie, rauscht sein Lebensbach dahin, süß und angenehm, wie seine Trochäen. Aus Zufällen nur entstehen Unannehmlichkeiten und sein „ich trau' mich halt nit" hieß ihn auf eine Verbindung mit seiner Jugend-, Mannes- und Greisengeliebten Katharina Fröhlich verzichten. Und diese seine Unentschlossenheit zeigt sich auch in seinen Dra-

men. Die beiden letzten Acte lassen immer nach, und was seine Tragik betrifft, so gleicht sie, wie Kuh sagt, der Büste des Paris in der Villa Ludovici zu Rom, deren Kopf weiblichen Charakter zeigt, während die Brust einem männlichen Körper angehört. Aus dem Quietismus sprießt keine echte Tragödie. In seinen Dramen ist immer Entsagung der Schluß. — (An dieser Stelle 201 hat sich bei Kuh ein Irrthum eingeschlichen. Die Worte: „Was ist der Erde Glück? Ein Schatten! — Was ist der Erde Ruhm? Ein Traum! — Du Armer, der von Schatten du geträumt, der Traum ist aus, jedoch die Nacht noch nicht!" sind aus dem „Goldenen Vließ," Schlußrede der Medea im dritten Theil.)

Leider ist uns nicht gestattet weiter einzudringen in den ersten Theil. Kuh hat es verstanden, die Schwächen und die Vorzüge der Poesie Grillparzers hervorzukehren und dieselben an den einzelnen Dramen nachzuweisen. Nur haben wir uns gewundert, das schon lange gedruckte prächtige „Scipio und Hannibal" nicht einmal erwähnt zu finden, obwohl es doch für die Gestaltungs- und Charakterisirungsgabe Grillparzers ein glänzendes Zeugniß ablegt. Die am Schlusse mitgetheilten Aussprüche und Anekdoten sind meist charakteristisch und gefallen uns viel besser als jene in der Broschüre „Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben, aus Unterredungen mit Adolf Foglar, k. k. Landesgerichtsrath (Wien 1872. Verlag der Ed. Hügelschen Buchhandlung)" zusammengestellten. Aeußerungen aus dem Gespräche herausgerissen, unzusammenhängende Gedanken müssen nothwendig viel Unbedeutendes enthalten. Und somit hätten wir über diese Broschüre unser Urtheil abgegeben, das gewiß Jeder billigen wird. Wir müssen nun zu Stifter übergehen und da das Kapitel betrachten, in dem Kuh einen Vergleich zwischen den beiden Dichtern, mit denen sich sein Buch beschäftigt, anstellt, weil sich da so recht das Verständniß Kuh's zeigt. Er sagt, daß sowohl Grillparzer als Stifter rücklenkende Poeten sind, die feind den krankhaften Neuerungen der nachklassischen Periode auch eine kraftvolle Weiterentwicklung des noch Bildungsfähigen verwerfen. Sie kennen nur ein „Halt!", kein „Vorwärts!", sie scheuen sich vor einem Niederreißen, wie vor einem Zerstören. Darum haben sie kein Verständniß für Lessing. Dagegen fühlen sie sich zu Göthe als der „Spiegelfläche der Schönheit" hingezogen. Dennoch haben sie sich jeder mit ihm besonders abgefunden. Grillparzer abgestoßen durch Göthes gelassene Stärke sucht durch Einschränkungen seines Werthes dieses Vorwurfs los zu werden, während sich Stifter den guten Vater Göthe mit Anmerkungen und Ausscheidungen wie mit Pfeffer und Salz zubereitet. Beide haben nicht das rechte Verständniß für Shakespeare.

Beide streben nach Frieden, aber während ihn Grillparzer beständig erwirbt und beschützt und dadurch immer Eroberungsfreude einflößt, ruht Stifter auf seinen Geldsäcken behaglich aus. Grillparzer fühlt stille Wehmuth und tiefes Leidgefühl bewegt ihn, daß er mit dem lebensvollen Erfassen der Erscheinungen nicht gleichen Schritt halten kann, während Stifters Dichtung Glück und Zufriedenheit athmet. Grillparzers Weisheit überrieselt die leidenschaftliche Darstellung und hebt diese dadurch um so sinnlicher hervor; Stifters Weisheit schließt die Leidenschaft aus und überstrahlt seine Bilder. Beide wirken mit einfachen Mitteln und sind gleich groß auf epischem Felde. Grillparzers Zeichnung ist sicher, wie seine Persönlichkeit unsicher, aber Stifters Dichtung und Person decken sich; Grillparzer, innerlich gebunden, ist Heide, während der innerlich freie Stifter Christ ist. Beide erfüllt die gleiche Heimatsliebe, beide weilen in ihren Dichtungen unter den Böhmen mit Vorliebe: Grillparzer im Ottokar, in Libussa und dem Bruderzwist, Stifter im Hochwald, in einzelnen Erzählungen in den „Bunten Steinen" und in Witiko. Und so finden wir noch mehrere Anknüpfungspunkte. Doch müssen wir schließen. Nur noch ein Irrthum, dem ich in diesen Blättern (Jahrgang IX, Heft 5 und 6, Seite 43, 15. März 1871) Ausdruck gab, ist zu berichtigen. In jener Kritik zitirte ich einen Ausspruch Philaletes' über Schreyvogel, daß dieser Grillparzer aus Neid von dem Felde des Uebersetzers hinweggedrängt habe, finde aber in Kuh's Werke Dokumente, welche nachweisen, daß West in der neidlosesten Weise für seinen Schützling sorgte und ihm wahrhaft förderlich war. Philaletes dürfte also damals Unrecht gehabt haben.

Und nun nehmen wir Abschied von dem Buche, das uns unterhielt und wirklich manche neue Seite in der Betrachtung und Auffassung unserer Dichter uns aufzeigte. Dem Herrn Verfasser sagen wir Dank für seine geistreiche und gediegene Arbeit, die unserem Vaterlande zur Zierde gereichen kann, und dem Werke, das

eben so gediegen als schön ausgestattet ist, wünschen wir bei Allen und besonders bei allen Oesterreichern eine recht große Verbreitung. Wir hoffen von dem Hrn. Verfasser bald wieder etwas Neues zu hören. **R.—r.—**

Vom Büchertisch der schönen Literatur.

Wenig besprochen und vielleicht noch weniger gelesen, ist das schon im Jahre 1869 zum ersten Male erschienene Gedicht in vier Gesängen von Ernst Rauscher: „Nora."

(Leipzig. Mathes.) Einer eigenthümlichen Lethargie seitens der Kritik wie seitens des Publicums begegnet das größer gerahmte Gedicht, sei es Epos, reflektives Gedicht oder lyrischer Gesang. Das vorliegende Werk ist von allen drei Gattungen etwas, ein Mischlingsgenre, deßhalb aber nicht ohne Bedeutung. Wir möchten es eine refective Biografie in der ottave rime nennen, so sehr identificirt sich der Dichter mit seinem Helden, der vom Wirbel bis zur Sohle ein echter deutscher Mann, nur etwas englisch Lord Byronisch lebensmüde ist. Doch ist die Blasirtheit dieses modernen Helden eine weitaus geringere als die, welche sich in dem Dichter Dranmor kund gibt; — — — — denn das Herz des Ernst Rauscherschen Helden ist noch für echte einfache Zustände und für eine frische unreflektirte Auffassung der Liebe, der Natur, der Gesellschaft und des Staates zu gewinnen, und derselbe geißelt nur, was aus dem innern Kerne nicht wahr, was blos angeeignet, affektirt und künstlich erzeugt und was Modeartikel ist. Der erste Gesang dieses subjektiv reflektiven Epos, der sich traut in Jugendreminiscenzen ergeht, vermag schon etwas für den ohnedies nicht bloß in Steyermark und Kärnthen rühmlich bekannten Poeten einzunehmen; der zweite Gesang, die Phase des ersten Eindrucks vom Stadtleben schildernd, interessirt schon gewaltiger, da er Licht und Schatten in kräftiger Weise aufträgt und bereits der satyrischen Anschauung — der stärksten Seite dieser Poesie — einen prächtigen Spielraum gibt. In dem dritten Gesange soll die Liebe gefeiert werden. So sehr sie aber unsern Heros wie ein Wettersturm erfaßt, so schnell fühlt er ein unmotivirtes Bedürfniß, den Gegenstand seiner Liebe zu fliehen und durch selbstgeschaffene Trennung den gordischen Knoten seiner Empfindungswelt mindestens momentan zu zerschneiden.

Diese Unterbrechung des eigentlichen Gesangsstoffes gibt Anlaß zu der werthvollsten Partie dieses Buches, nämlich zur Beschreibung einer Reise durch die Schweiz, wie wir sie niemals schöner gelesen.

Der Dichter ist hier ganz Herr seines Stoffes, er malt uns Landschaften mit der Pracht und Uppigkeit eines Achenbach.

Die Achtzeile ergießt sich wie ein zarter Gebirgsnebelschleier über die mit ergreifender Treue wiedergegebenen Landschaften. Der vierte Gesang, der die Heimkehr des Helden und Wiederkehr zur Liebe gibt, enthält manches Schöne, erhebt sich aber nicht zur Vollendung des dritten. Im Ganzen erinnert die Poesie im edelsten Sinne an Lord Byrons Don Juan, obgleich von erotischen Frivolitäten sich völlig fern haltend.

„Frauenblätter." Wochenschrift. Graz 1872. Da diese periodische Schrift belletristische wie auch berufliche Tendenzen mit Beziehung auf die Frauenwelt sich zum Vorwurfe machte und die Absicht auch seit ihrem Bestande redlich erfüllt, können wir sie nicht unerwähnt lassen. Graz war bereits öfter ein wirksamer Mittelpunkt für süddeutsche Literatur, diesmal ist er es durch die „Frauenblätter" neuerlich geworden. Wir finden durch die Namen Hamerling, Marx, Leitner, Vacano auch die großdeutsche Literatur in dieses Wochenblatt einbezogen. Außerhalb des Grazer Literaturkreises sind noch mitwirkend K. V. Hansgirg, Martin Perels, Rudolf Waizer, Heinrich Pindter, F. J. Petry, Dr. J. Simani u. a. m.

Von weiblichen Mitarbeiterinen finden wir: Johanna Leitenberger, Margarethe Halm, Theodor Reinwald (Therese Hansgirg), Mina Sturm, M. Abendroth, Rosa von Tannenwald, Therese Degenfeld, Constance Glieher, Auguste Revanow, Franzisca Essenther.

Die geistige Leiterin des Blattes ist die geniale Schriftstellerin Johanna Leitenberger, die wir bereits durch ihre Gedichtsammlung „Epheu" und durch ihre Kindermärchen, sowie durch ihre dramatischen Werke lieben und schätzen gelernt. Da diese Dame, ursprünglich sehr feinfühlig angelegt und durch tüchtige Kenntnisse ausgerüstet, selbst von einer wahren produktiven Ader beseelt, anregend und mit Fleiß allen redaktionellen Geschäften sich opferwillig hingibt, hatte der erfahrene Herausgeber des Blattes Herr Leopold Schwarz die beste Auswahl getroffen, sie an die Spitze des

Blattes zu stellen. Alle ihre allgemeinen poetischen wie prosaischen Beiträge, auch die pädagogischen und die über Frauenberuf durchzieht ein einheitlicher Gedanke. Wenn auch die übrige schriftstellerische Frauenwelt in einzelnen Anschauungen über Beruf der Frauen und Bildungsmittel hie und da auseinandergeht — die Hauptsache ist und bleibt doch — ich möchte sagen — der diagnostische Theil dieses Strebens und Wirkens, nämlich die Erkenntniß der mangelhaften verbesserungswürdigen Stellung des weiblichen Geschlechtes auf diesem oder jenem Gebiet des Könnens, des Wissens, des Vollbringens. — Gerade in dieser Beziehung haben die „Frauenblätter" schon Treffliches gebracht und unter Diesem wieder das Beste stammt von Frau Johanna Leitenberger selbst. Eine hochbegabte eigenthümliche Erscheinung als Dichterin sowohl wie als Schriftstellerin über den Frauenberuf ist auch die Mitarbeiterin der Wochenschrift Margarethe Halm. Nicht eben auf den ersten Anblick sehr klar wirkend, überschwenglich, voll geistiger Schwungkraft und neuer Anschauungen scheint diese Individualität bei größerer Abklärung berufen, in einer oder der andern Richtung am Literaturfelde Hervorragendes zu leisten, und bestimmt zu sein, mit ihrem Pseudonym gewisser Maßen als geistige Tochter dem Namen des großen Lyrikers Halm in Oesterreich Ehre zu machen.

„Die Dioscuren." Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereins der österr. ungar. Monarchie. Wien 1872.

Unter diesem Titel ist auf dem Wege der Association ein Versuch gemacht worden, für österreichische und außeröesterreichische deutsche Kräfte einen literarischen Brennpunkt zu bilden zu Nutz und Frommen des österreichischen Beamtenthums. Göthe und Schiller — die Dioscuren der deutschklassischen Literaturepoche — gaben die Motto's dazu und der Titel ist mit Bezug auf die beiden literarisch vertretenen Reichshälften passend gewählt worden. Gewissermaßen als Gäste zu dieser Tafelrunde waren auch einige literarische Autoritäten Großdeutschlands geladen und zwar ist Bodenstedt mit einigen poetischen Diamantsplittern, Julius Rodenberg mit einem lieblichen Gedichte „der erste Friedenstag" vertreten; Adolf Wildbrandt — der bekannte Novellist — erscheint hier als feiner Lyriker, Karl v. Holtei, der liebenswürdige Vagabund, fand sich mit einer anmuthigen Kleinigkeit ein, Wilh. Jensen als Erzähler berühmt mit einer Hand voll lyrischer Blumen, E. M. Sauer — der Romancier — mit einer Novellette: „Eine Stunde auf dem Bettel." Selbstverständlich finden sich von den specifisch österreichischen Renommen mehr minder bedeutend nahezu alle vertreten: F. Grillparzer durch eine in Odenform gehaltene Apotheose auf die Musik, in der Sprache glänzend und durchsichtig wie ein Zauberspiegel der Antike. Mosenthal apostrophirt wieder Grillparzer selbst: „der Dichter lebt, allein uns starb der Mensch." Anastasius Grün spendete eine ergreifende Ballade, Tschabuschnigg schöne geformte Sonette, Wilhelmine Gräfin von Wickenburg ruft beim Anblick Venedigs:

„Ist das traumgeword'nes Leben?"
„Oder wahrgeword'ner Traum?"

Ihre Schilderung der Lagunenkönigin wetteifert mit der Alfred de Musset's und mit der Alfred Meißners; Hieronymus Lorm haucht seine tiefe Melancholie in zehn Liedern aus, Karl Ziegler, der bekannte Odendichter Salzburgs, gibt sich in seinen „Frühlingsgesängen" als zarter Maler und Plastiker kund, Hermannsthal schenkte geschliffene Ghaselen, Bauernfeld Kernsprüche aus seinem poetischen Tagebuch, E. Mautner feiert den Bund der Dichter mit den Frauen, Nordmann gibt in antiker Nacktheit „etwas für Maler," Ludw. Bowitsch Erotisches, Friedrich Halm aus dem Cyklus: „Schwere Jahre" zwei kostbare lyrische Thauperlen, Robert Hamerling ein eben so schön gedachtes als ausgeführtes „Allerseelenlied," Leitner eine Ballade, W. Constant „aus alten Tagen" vom sanften Hauche der Vergänglichkeit angehauchte Leyerklänge, Hermann Rollet Erotisches, August Silberstein eine Romanze. Uns zunächst interessiren auch die deutschböhmische Poeten.

Der Sängermeister K. E. Ebert schildert objektiv auf das Innigste und Verständnißvollste durch dramatische Stimmen, was einem Jeden der Wald bietet. L. A. Frankl liefert einen kostbaren prosaischen Beitrag: „Johannes Kepler in Oesterreich." W. Hansgirg einen Prosabeitrag: „Typische Gestalten des Böhmerwaldes" und ein Gedicht: „Nikolaus Lenau," welches die Blüthen und Früchte dieses allzufrüh geraubten poetischen Genius genetisch entwickelt; Franz von Ruhwalds Nachlaß bot ein Gedicht: „Am Abend Sterbende sind zu beneiden", dessen citirter Refrain bewußt oder unbewußt des Dichters eigene Stimmungen schil-

dert; Tandler ein prächtiges erzählendes Gedicht: „Ali der Sklave."

Unter den poetischen Beiträgen des Buches aber der bedeutendste ist Cerri's im Lapidarstyl gehaltene Strafpredigt: „Ein Glaubensbekenntniß", eine mit Gift und Blut geschriebene Satyre auf alle Auswüchse und Gebrechen unserer Zeit.

Größeres und Wichtigeres ist in unserer Zeit nicht gesagt worden, leider, daß dieser edle Zorn sich gegen Wahres, täglich Erlebtes wendet. Horaz hat keine bessere Satyre geschrieben als diese, sie ist in ihrer Art wahrhaft klassisch.

Unter den vielen prosaischen Essais das bedeutendste ist die vom echt staatsmännischen Geiste geleitete, uns Tief- und Fernblicke der letzten Geschichte Ungarns bietende Abhandlung: „Josef Freiher von Eötvös." Dieses auch in seiner psychologischen Entwicklung äußerst gelungene biographische Fragment stammt aus der Feder des um die „Dioskuren" selbst so verdienten Hof- und Ministerialrathes Johann Falke von Lilienstein.

Mit großösterreichischem Geiste suchte dieser Mann als Präses des Specialkomités für das Beamtenalbum auch prachtvolle Muster österreichischer Nationalpoesien zu gewinnen. So gibt Blumenstock einen Beitrag zur polnischen Literatur, Julius Schröer Mittelhochdeutsches und Uibersetzungen aus dem Magyarischen, Moriz Lokai: „Herz und Krone," Johann Arany Gedichte, Hermann Teißler: „Slavische Lieder."

Außerdem finden sich auch noch werthvolle Beiträge in gebundener wie ungebundener Sprache von Dr. Orges, Dr. Hammerschmid, Dr. Woldrich, Franz v. Schmidt-Zabierow, Dr. Moritz Brühl, Vincenz Kletsinsky, Dr. Isidor Proschko, Marie v. Najmajer, Ludwig Foglar, Hermann Rollet, Anton Langer, Ferdinand v. Saar, Wilhelm Gärtner, Otto Prechtler, Ludwig Percy, Ferdinand Stamm, Robert Byr, Leo Meißner, Bruno Walden, J. Florens Retland, Hermann Meynert, Emil Kuh, Heinrich Noë, Michael Klapp, Jos. Alex. Freiherrn von Helfert vor, dessen Letztgenannten Feder wir schon viele ausgezeichnete Essai's zu verdanken haben, wenn wir auch nicht stets mit dem Standpunkt übereinstimmen können, von welchem sie ausgehen. K. V. H.

Nationalökonomie.

Ed. Tobisch: „Die Wohnungsfrage in Bezug auf Reichenberg." Reichenberg, Verlag von Franz Jannasch 1871.

Vorliegende Studie behandelt eine der brennendsten Fragen der Gegenwart, die Wohnungs-Frage, die namentlich in Reichenberg immer drängender auftritt. Macht sich gegenwärtig selbst in Städten, die weniger Industrie betreiben, oft nur in Folge gesteigerten Verkehrs, oder der Annehmlichkeit der Lage oder wegen der geringen Baulust der Einwohner Noth an Wohnungen geltend, wie viel mehr erst dort, wo die Großindustrie ihre Hauptsitze aufgeschlagen hat. So verhält es sich auch in Reichenberg. Bei der letzten Zählung im Jahre 1869 hatte die Stadt 22.394 Einwohner und 1429 Häuser; in den letzten zwölf Jahren hatte sich die Häuserzahl im Ganzen nur um 47, d. i. 3.4%, dagegen die Bevölkerung um 3540, d. i. 18.77% vermehrt, ein Mißverhältniß, wie es keine zweite Industriestadt des Continentes mehr aufweist. Die Folge davon ist, daß entweder die ärmere Bevölkerung, namentlich die Arbeiterklasse, dicht zusammengedrängt oder weit vom Arbeitsplatze entfernt wohnen muß. Um diesen Uibelständen abzuhelfen, plaidirt der Herr Verfasser für die Errichtung kleiner gesunder, freundlicher und billiger Wohnungen durch Baugesellschaften nach dem Cottagesystem, wie es in Mühlhausen im Elsaß sich erprobt hat, wo der Miether des Hauses durch Ratenzahlungen nach und nach Eigenthümer desselben wird. Freilich kann sich der Verfasser nicht verhehlen, daß der Durchführung dieses Systems in Reichenberg manche ungünstige Verhältnisse, wie theuerer Grund und Boden, theuere Baumaterialien, theuere Arbeitslöhne und theilweise auch die Apathie der Arbeiterbevölkerung selbst entgegenstehen, so daß theilweise noch das Kasernensystem auch für Reichenberg das praktischere bleibt. Wir gewinnen daraus die Uiberzeugung, daß die Wohnungsfrage auch in Reichenberg noch lange nicht gelöst sein wird. Ohne daß die reichen Herren Fabrikanten und Grundbesitzer einige Opfer bringen, wird es nicht abgehen; ja es ist gegenüber der Zukunft Reichenbergs sogar eine Pflicht; wir möchten darum dem Herrn Verfasser nicht so ganz beistimmen, wenn er Gemeinde und Großindustrielle von dieser Verpflichtung loszuzählen sucht. Sonst ist das

Schriftchen recht frisch und klar und in den meisten Momenten auch überzeugend geschrieben; die Ausstattung ist recht nett. **X. Y.**

Uiber das bürgerliche Wohnhaus im Alterthum, im Mittelalter und der Neuzeit. Vom Dozenten Eduard Schmitt. (Herausgegeben vom Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 10.)

Die vorliegende, mit einigen Zeichnungen versehene Brochüre schildert uns die Art und Weise, wie die vornehmsten Kulturvölker der verschiedenen Perioden unserer Weltgeschichte wohnten, und zeigt, daß nächst der Poesie wohl keine Kunst so sehr im Stande ist, die geistige Bedeutung eines Volkes in seiner Gesammtheit zu charakterisiren, als die Baukunst. Wenn sich der Herr Verfasser nun darauf beschränkt, nicht die monumentalen Bauten, wie Tempel, Hallen, Theater u. dergl. hervorzuheben, sondern blos das Wohnhaus zu betrachten, so geht auch aus dieser Betrachtung die Wahrheit des eben angeführten Satzes unzweifelhaft hervor. Mit richtigem Maßhalten werden uns von Herrn Schmitt blos die Griechen, die Römer und die Deutschen vorgeführt, und wir müssen gestehen, daß seine Schilderungen der Wohnungen dieser Völker klar und deutlich sind, und daß er bei aller Bemühung, kurz zu sein, doch stets das Charakteristische hervorzuheben weiß. Das Werkchen belehrt auf angenehme Weise, und der Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, dem wir schon eine Menge gediegener kleiner Publikationen verdanken, hat neuerdings durch Herausgabe dieses Schriftchens den richtigen Takt für Volksbelehrung bewiesen, der ihn stets auszeichnete. **Kw.**

Poesie.

„Liebe für Haß." Erzählung von L. A. Ohorn. Verlag des kath. Preßvereins, Prag 1872. In Commission bei C. A. Hunger.

Wenn blumige Phrasen, pathetische Breite und kühne Bilder, deren Möglichkeit niemals existenzfähig werden kann, die Elemente der Poesie ausmachen, wenn diese die Grundlage, die Hauptbedingung und das Wesen poetischer Produkte bilden, dann besitzt obige Erzählung Alles, was sie zu einer poetischen Gabe stempelt, die der katholische Preßverein seinen Lesern spendet. Vor Kurzem veröffentlichte der Verfasser derselben eine Preisnovelle: „Der Dorfengel," die eine kritische Würdigung in den Spalten dieser Blätter fand. Bei dieser Gelegenheit wurde erwähnt, daß dem mit ihr debutirenden Verfasser ein erzählendes und schilderndes Talent zwar nicht abzusprechen sei, er aber der „Phrase," dem bloßen „Worte," kurz einem „schönen Style," ein zu großes Recht, man möchte sagen, ausschließliches Privileg einräume. Damit soll nicht gesagt sein, als ob der innere Gehalt, das Reale der Erzählungen Ohorn's sich durchwegs auf nichts anderes als Null reduzire, aber man sieht den Produkten des Verfassers sehr wohl an, daß ihm eben das schöne Wort, die bloße poetisch klingende, poetisch aussehende Form mehr gilt als ein kernvoller Dichtergedanke, wenn dieser Anspruch macht, einfach und schlicht aufzutreten. Jede Seite in Ohorn's Erzählungen ist Beweis dieses Hastens und Haschens, durch eine eigenthümliche „reizvolle" Wendung, durch „lebende, schwebende, duftige Bilder" (um mit dem Verfasser zu reden), Effekt zu erzielen. Ginge es nun an, blos durch Aneinanderreihen solcher poetischer Blüthen und Blumen eine Erzählung zu schaffen, so würde der Verfasser gern auf Alles andere als Nebensächliches Verzicht leisten. Und das ist es, was obige Behauptung rechtfertigen möge, „dem Worte" concedire der Autor ein Privilegium. Wie weit der Verfasser dies in dieser Erzählung wieder gethan habe, durch eine kurze Blumen- und Blüthenlese aus derselben zu beweisen, sei diesmal nicht Aufgabe dieser Besprechung; es geschah bei Gelegenheit des Erscheinens seines „Dorfengels." Damals wurde auch erwähnt, daß dem Verfasser die echte schöpferische Kunst mangle, daß er damals mögliche und unmögliche Verhältnisse zusammengewürfelt und Charaktere geschaffen habe, die eben keine ausgeprägten Charaktere waren, sondern nur vom Ungefähr und von den Verhältnissen in ihren Handlungen geleitet wurden. In etwas, aber nur etwas geringerem Grade ist dies wieder bei der vorliegenden Erzählung der Fall. Ja so eclatant zeigt diese die geringe Schaffenskraft des Verfassers, daß die Gestalten in „Liebe für Haß" zum Verwechseln denen im „Dorfengel" ähnlich sehen, nur führen sie andere Namen und nehmen andere Stellungen in der Gesellschaft ein; der hartherzige Fabriksherr Erasmus Breier im „Dorfengel" ist hier metamorphosirt in den

„Comerzienrath Warren." (Der Verfasser schreibt beständig Comerzienrath statt Commerzienrath.) Der ungerathene Sprößling des Fabriksherrn hat hier seinen Doppelgänger in Adolf, dem Sohne Warrens, der in den „leichtsinnigen Kreisen der goldenen Jugend der Hauptstadt ein fröhliches, freies, von übermüthigen Streichen schwellendes Leben führt." Und so ist es mehr oder weniger bei dem gesammten Personale der neuen Novelle der Fall.

Also Einfachheit, Nüchternheit, weniger Duft und Blumenpracht, „möglichere" Verhältnisse, ein einfachere Nonchalance im Schaffen derselben, das wünschen wir dem Verfasser und dann erst werden wir von der Poesie seiner Produkte reden können. Uebermaß schadet auch hier. Hyperpoesie ist eben Unnatur. **J. Nbr.**

Pädagogik.

Lehrbuch der Haushaltungskunde für die oberen Klassen der Mädchen- und weiblichen Fortbildungsschulen von Johannes Kroder. Gekrönte Preisschrift. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. 1872. Druck der Actiengesellschaft Bohemia.

Vor uns liegt heute ein etwas größeres, vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag herausgegebenes, 135 Seiten umfassendes Werkchen, welches bestimmt ist, bei unserer Mädchenerziehung verwendet zu werden und unsere Töchter mit einer Disziplin bekannt zu machen, die eine große und wichtige Rolle im Leben spielt und die bisher fast ganz vernachlässigt wurde. Auch jetzt noch, wo die „Haushaltungskunde" als obligater Unterrichtsgegenstand in den österreichischen Volksschulen eingeführt ist, scheint das richtige Verständniß für die Unentbehrlichkeit dieser Disziplin noch nicht allgemein sich Bahn gebrochen zu haben, und man hört noch mitunter Eltern achselzuckend die Göthe'schen Verse: „Grau, Freund! ist alle Theorie, und grün des Lebens goldener Baum" zitiren, um den Beweis zu liefern, daß die Bildung für die „Haushaltung" unmöglich theoretisch in der Schule, sondern nur praktisch im Leben durch Nachahmung des Beispiels einer braven Hausfrau und durch Selbstthätigkeit erworben werden könne.

Diese Ansicht hat allerdings auch zum Theile ihre Berechtigung — aber auch nur zum Theile! Wer etwa meint, durch die Kenntniß eines Buches der Haushaltungskunde und durch das Wissen dessen, was eigentlich zu einer Hausfrau gehört, schon selbst eine gute Hausfrau sein zu können, der würde sich in demselben Irrthume befinden, wie jener arme Teufel, der kein Geld besaß, um sich ein Pferd zu miethen, dennoch aber reiten lernen wollte. Er studierte alle möglichen, in den Bibliotheken befindlichen Werke über Reitkunst und die feinsten Handgriffe blieben ihm nicht verborgen — allein als er das erstenmal auf einen Gaul kam, wunderte er sich gewaltig, abgeworfen zu werden.

Wer aber andrerseits wieder meint, durch die bloße „Praxis," durch das Nachahmen einer tüchtigen Hausfrau selbst zu einer solchen sich zu qualifiziren — würde noch mehr im Irrthume sein. Freilich wird eine gewisse mechanische Fertigkeit dabei erzielt; das Eingelernte wird ganz trefflich gehen und Haus und Küche im Ganzen gut bestellt sein; allein wehe, wenn irgend etwas Neues, bisher in der Haushaltung nicht Vorgekommenes auftaucht, um in der Häuslichkeit seine Verwendung zu finden! Und unsere Zeit ist ja fast so recht darauf versessen, allerlei auszuspintisiren, um die Arrangements der blos praktisch gebildeten Hausfrauen zu stören und die Rechte des „Althergebrachten" zu vernichten! Wie viel neue Dinge sind seit jenen seligen Tagen, „wo der Großvater die Großmutter nahm", auf's Tapet gekommen und haben sich einen bleibenden Platz im Hause erobert! — Wie kann sich nun eine blos „abgerichtete" Hausfrau solchen Neuerungen gegenüber zurecht finden? Hier hilft nur eine theoretische Bildung; das junge Mädchen muß nicht blos etwas thun, weil es so Sitte ist, sondern sie muß sich auch klar darüber werden, warum sie es eben so und nicht anders verrichten muß, wenn das Ding Hand und Fuß haben soll.

Demnach ist die Einführung der „Haushaltungskunde" als obligaten Lehrgegenstandes in unseren österreichischen Mädchenschulen gerechtfertigt. Allein zur erfolgreichen Ertheilung dieses Unterrichtes gehört auch ein gutes Buch, das diesem Unterrichte zu Grunde gelegt werden kann, denn bloße „Vorträge," die gar nicht einmal für das schulpflichtige Alter der Mädchen passen, erreichen diesen Zweck nicht und lassen einen viel zu flüchtigen Eindruck zurück.

Diese Ansicht hat den Verein, der ja den Zweck hat, gemeinnützige Kenntnisse zu verbreiten und der diesen Zweck mit rühmenswerthem Eifer verfolgt, bestimmt, auch hier thätig einzugreifen, und namentlich war es der für alles Gute begeisterte Obmann dieses Vereines, Herr Richard Ritter von Dotzauer, der in Anerkennung der Wichtigkeit dieses Gegenstandes dem Ausschusse des Vereines die Summe von zweihundert Gulden zur Verfügung stellte, um durch Ausschreibung eines Preises ein solches Werk in's Leben zu rufen. Freilich fehlte es nicht an solchen Büchern, ja mitunter an recht brauchbaren, geschickt geschriebenen Werken, wie beispielsweise das des Frl. Girgl, Lehrerin an der k. k. Mädchenübungsschule in Prag, ist, allein theils genügten sie nicht allen Anforderungen, theils waren sie, wie das eben erwähnte, zu voluminös, um ihre richtige Verwendung in der Schule zu finden. Es sollte eben ein Lehrbuch geschaffen werden, das mit Berücksichtigung der Bestimmungen der österreichischen Schul- und Unterrichtsordnung in bündiger Kürze das Wissenswürdigste enthielte und in der vorgeschriebenen Unterrichtszeit möglichst ganz verwerthet werden könnte.

Es konnte demnach das von demselben Vereine herausgegebene „Schema des Gesammtgebiets der Haushaltungskunde v. R. Zollikofer", das für die Hand der Lehrerinen bestimmt ist, nur theilweise benützt werden, weil es sich hier um ein Buch handelte, das man den Schülerinen zum Gebrauch und zum Selbststudium widmen wollte.

Die zu dem Zwecke der Beurtheilung der einlaufenden Werke niedergesetzte Preisrichterkommission, bestehend aus den Damen Frau Mathilde Wiener, Frl. Emilie Schmitt und den Herren Dr. H. L. Buff, Julius Lippert und Karl Werner, nahm die ihnen zugetheilte ehrenvolle Aufgabe auch durchaus nicht leicht. Kein Wunder, daß von den Concurrenzarbeiten keine Einzige genügte und der Preis ein zweitesmal ausgeschrieben werden mußte, um etwa ein besseres Resultat damit zu erzielen.

Bei dieser zweiten Preisausschreibung liefen nun zwölf Concurrenzarbeiten ein, von denen einstimmig die von Johannes Kroder, kgl. bairischen Präparandenlehrer in Kulmbach, als die beste anerkannt und auf Kosten des Vereins herausgegeben wurde.

Schon das Motto aus Hebel's Schatzkästlein: „Man lernt in der Schule für's Leben und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon" — schon dieses Motto bewies, daß der Verfasser die Sache in der rechten Art und Weise angepackt habe und darauf ausgehe, die theoretische Lehre so viel als möglich vom praktischen Standpunkt aus darzustellen. Und es ist ihm dies durchwegs gelungen. Die Voraussetzungen, die er an die Kenntniß der Schülerinen stellt, gehen nirgends über das Maß desjenigen hinaus, was die Mädchen in diesem Alter wissen können, und die Darstellung ist überall so klar und durchsichtig, daß jeder weitere Commentar überflüssig erscheint. Tritt nun zu diesem Buche die lebendige Lehre hinzu, wird von den Lehrmitteln für Haushaltungskunde, die sich in den Schulen überall vorfinden oder doch ohne große Kosten leicht beschafft werden können, der richtige Gebrauch gemacht und wird dadurch der Anschauung das ihr gebührende Recht eingeräumt, so werden die Erfolge gewiß im höchsten Grade zufriedenstellend sein.

Das Buch zerfällt in drei Theile, der erste bespricht das „Arbeitsfeld". Dieses „Arbeitsfeld" ist nun natürlich nicht überall gleich; anders wird es sich in Städten, anders auf dem Lande darstellen, doch mußte der Vollständigkeit halber Alles umfaßt werden, da ja auch der künftige Lebensberuf der Schülerinen nicht gleich sein wird. Es werden demnach die Zimmer des Hauses, ihre Einrichtung und Instandhaltung, die Küche, die Waschküche, die Backstube sammt dem Backen des Hausbrods, der Keller, der Stall, so wie die Behandlung der Hausthiere und der Garten besprochen. An sie reiht sich in natürlicher Folge die Gesundheits- und Krankenpflege, die weiblichen Handarbeiten und endlich die weibliche Buchführung.

Den zweiten Theil bildet der „Arbeitsstoff", sowohl der zu Kleidungsstücken nothwendige, so wie die Kleidung selbst, als auch der Stoff, der zu verschiedenen häuslichen Geräthschaften verwendet wird, wozu das Stroh, die Haare, das Möbelholz und die Farbstoffe gehören.

Der dritte Theil endlich ist der „Nahrung" gewidmet. Er bespricht die Nahrungsstoffe überhaupt und die Verdauung der Speisen sammt der zweckmäßigen Ernährung des Körpers; hierauf werden die Nahrungsstoffe dem Thier-, dem Pflanzen- und dem Mineralreiche einer gründlichen Untersuchung unterzogen und hiemit schließt das Werk.

Schon aus dieser kurzen Uibersicht wird dem freundlichen Leser klar werden, daß nichts Wesentliches übergangen wurde; er wird sich aber beim Durchlesen des Buches auch überzeugen, daß nichts Unwesentliches aufgenommen wurde, und dieser Beschränkung ist es hauptsächlich zu danken, daß auf einem verhältnißmäßig so kleinem Raume das Wissenswürdigste zusammengedrängt werden konnte, ohne dem leichten Verständnisse irgend wie nahe zu treten. Der Druck ist schön und für ein Lesebuch ganz geeignet. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieses Werkchen, das sich durch seine Brauchbarkeit auszeichnet, sich seinen Weg bahnen wird, um so mehr, da der Preis von 40 kr. ein ungemein billiger genannt werden muß.

R. S.

Varia.

Aus dem Kriege von Dr. Johann Klein. Neisse 1872, Josef Graveur's Verlag (Gustav Neumann.)

„Aus dem Kriege," so ist der Titel einer kleinen, vier und achtzig Seiten langen Brochüre, in welcher uns der Verfasser, der Pfarrer Dr. Johann Klein, hauptsächlich mit dem Wirken der Vereine und Orden für Krankenpflege im Kriege bekannt machen will. Indem er uns hauptsächlich in die Lazarethe nach Saarbrücken und Courcelles am Nid führt und hier speziell in meist novellistischem Tone die Thätigkeit der Franziskanessen und der Johanniter-Malthheser uns zeigt — entrollt er doch auch ein Bild über die Art und Weise, in welcher im letzten Kriege für die Verwundeten gesorgt wurde, welche Verdienste sich der preußische Staat und welche Verdienste sich die einzelnen Vereine erworben haben. Steht er hiebei auch vorwiegend auf katholischem Standpunkte, so wollen wir damit um so weniger rechten, als er auch den protestantischen Pflegern volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Das ganze Schriftchen beweiset ein Herz voll Humanität, und auch stylistisch ist es frisch und anregend geschrieben, obgleich die sonst sehr lebendig gehaltene Schilderung des Gefechts bei Saarbrücken, so wie die Darstellung einzelner Gebräuche bei der Communion in französischen Kirchen streng genommen nicht zu dem Thema gehören, das sich der Verfasser vorzeichnete.

Kw.

Deutscher Volkskalender für 1873. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigirt v. Julius Lippert. Druck v. D. Kuh.

Es ist heuer das drittemal, daß in der reichen Kalenderliteratur, deren wir uns erfreuen, auch wieder der „Deutsche Volkskalender" als willkommener Bote erscheint und an unsere Thüren klopft, Jedem Etwas bringend, nur Gediegenes darbietend und für Aufklärung und Vertreibung von Vorurtheilen in trefflicher Weise wirkend. Bei einem solchen Jahresbuche handelt es sich vor Allem darum, dem Volke Etwas in die Hand zu geben, das ihm in freien Stunden, wenn es etwa in langen Winterabenden im Kalendarium herumblättert, doch auch Aufschluß gibt über manche Fragen, die in der Gegenwart auftauchten und die so in der Luft herumschwirren, häufig unverstanden, noch häufiger falsch aufgefaßt. Allein diese Belehrung darf nicht im trockenen Kathedertone vorgetragen werden; der Gelehrte, welche solche Zeitfragen bespricht, muß sich zur Fassungskraft des Lesepublikums herabzulassen verstehen, darf nicht zu viele Voraussetzungen machen und muß überdies — was seine besonderen Schwierigkeiten hat — interessant und populär zu schreiben im Stande sein.

Alle diese Klippen nun, welche solchen Aufsätzen, die noch überdies kurz und bündig gehalten sein müssen, entgegen stehen, wurden von den Autoren glücklich vermieden; die einzelnen Artikel sind mit Sachkenntniß und durchsichtiger Klarheit niedergeschrieben und fesseln den Leser, er mag was immer für einem Stande angehören und was immer für eine Bildung genossen haben, bis zum Ende. Es sind aber auch Schriftsteller gewonnen worden, deren Namen in der wissenschaftlichen Welt einen trefflichen Klang haben und deren Darstellungstalent außer allem Zweifel steht. Wir brauchen nur Männer wie Dr. Benfey, Dr. Breitenlohner, Dr. Födisch, Prof. Dr. Gohren, Grün, Dr. Hering, Prof. Mayer, Dr. Werunsky u. s. f. zu nennen, um nicht erst die Versicherung geben zu müssen, daß wir es hier mit ganz ausgezeichneten Aufsätzen zu thun haben. Es dürfte wohl kaum ein Kalender existiren, der sich so vortrefflicher Mitarbeiter rühmen darf, wie der vorliegende, und es wird dadurch dieser „Deutsche Volkskalender"

zu einem wirklichen Jahrbuch in des Wortes bester Bedeutung erhoben.

Gehen wir nun zu den einzelnen Artikeln selbst über, wo außer dem novellistischen Fache die Geschichte, die Naturgeschichte, die Nationalökonomie und die Landwirthschaft vertreten sind.

Auf historischem Gebiete tritt uns der mit Wärme und Liebe geschriebene Artikel „Die Deutschen in Siebenbürgen" v. Sch—g entgegen, welcher das zähe Festhalten des germanischen Volksstammes an seinen Eigenthümlichkeiten und Vorzügen mitten in einer fremden Bevölkerung, unter den schlimmsten und traurigsten Zeiten schildert. Er zeigt uns die innere Kraft des Germanenthums, das die Segnungen der Kultur und Freiheit in ein fremdes Land hineinträgt und mit Muth und Ausdauer sich feste Stellungen erringt.

Interessant und mit vieler Fachkenntniß ist ferner „Böhmen bei den Schriftstellern des Alterthums" von Dr. Födisch geschrieben, und liefert den Beweis, was von der beliebten Phrase, daß wir Deutsche nur „fremde Eindringlinge" in Böhmen seien, zu halten ist, und wie hohl und leer die Behauptung der Tschechen ist, sich das Recht des Indigenats zu vindiziren.

Von biographischen Aufsätzen ist vor Allem Grün's „Feuerbach," dessen Portrait auch beigegeben ist, hervor zu heben. Je seltener das stille Geisteswirken eines Philosophen in's allgemeine Volksbewußtsein eindringt, desto verdienstlicher ist es, auf das Leben und die Bedeutung dieses Mannes aufmerksam zu machen, dessen Zweck kein verneinender ist, sondern ein positiver; „der nur verneint, um zu bejahen, der nur das phantastische Scheinwesen verneint, um das wirkliche Wesen des Menschen zu bejahen." So viel Feuilletonartikel auch in jüngster Zeit über Feuerbach erschienen sind, ist doch keiner mit solcher Objektivität, mit solcher Wärme und solcher Klarheit geschrieben worden, wie der vorliegende, der dem „Volkskalender" zu aller Ehre gereicht.

Auch die über Lessing geschriebenen Zeilen, welche als Begleitworte zum Titelblatte dienen, stellen den Einfluß und die Wichtigkeit dieses größten Deutschen in's gehörige Licht.

Die fast novellistisch gehaltene kurze Darstellung des Lebenslaufes von Johannes Butzbach zeigt uns das Wesen oder vielmehr Unwesen der Bachanten und fahrender Schüler des 15. Jahrhunderts und entrollt ein hübsches Kulturbild unsres engeren Vaterlandes. Sind auch im Ganzen die Zustände der Unterrichtsverhältnisse jener Zeit z. B. in Raumer's „Geschichte der Pädagogik" ziemlich ausführlich geschildert, so erhält denn doch das vorliegende Kulturbild einen neuen Reiz dadurch, weil es ein Landsmann ist, der uns hier vorgeführt wird, ein Landsmann, der sich aus den heillosen und schlimmen Verhältnissen, wie es die damaligen Zeitumstände in ihrem Gefolge hatten, glücklich herausarbeitet und sich eine segensreiche Lebensstellung erwirbt, während viele Hunderte von fahrenden Schülern elend zu Grunde gingen und aus dem Schlamme der Verworfenheit sich nicht herausarbeiten konnten, in welche sie durch eine unselige Zeitrichtung geworfen wurden.

Von naturhistorischen Artikeln behandelt Dr. Hering in Fortsetzung eines Aufsatzes aus dem vorigen Jahre die „Die Eigenwärme des menschlichen Körpers." Er weiset darin nach, daß die Lebenswärme „keineswegs, wie man früher gemeint hat, ganz anderer Art sei, als jene Wärme, welche beim gewöhnlichen Verbrennen irgend eines Brennmaterials entsteht," und daß es nur ein, auch heute noch nicht ganz ausgerotteter ärztlicher Aberglaube sei, wenn der thierischen Lebenswärme eine ganz besondere heilende oder belebende Kraft zugeschrieben wird." Es wird in der populärsten Form hier ein vollständiges, klares Bild über ein Thema gegeben, das für Jeden hoch interessant ist.

Lippert gibt in seiner bekannten, anmuthigen Darstellungsweise eine geographische und naturgeschichtliche Skizze der „böhmischen Teiche und ihrer Gäste." Das Leben, das sich auf und unter den Wässern dieser Teiche entwickelt, ist in fesselnder und spannender Weise geschildert.

In eben so interessanter Art und Weise ist es Herrn Prof. Dr. Mayer gelungen, die für den Laien und sein Verständniß schwierigen Vorgänge bei der Verdauung zur klaren Anschauung zu bringen und in allen Kreisen jenes Verständniß zu wecken, welches für diese wichtigen Prozesse und ihre Kenntniß nothwendig ist. Eine Redaktionsanmerkung belehrt uns noch überdies, daß die vorliegenden Zeilen blos vorläufig als orientirende Skizze dienen, indem der Hr. Verfasser in den nächst folgenden Jahrgängen des Kalenders noch Einzelheiten aus der Lehre von der Verdauung, wie Bau

und Leistungen der Verdauungsdrüsen und dgl. mittheilen wird.

Von besonders praktischer Bedeutung ist Dr. Werunski's Artikel „über das allgemeine Grundbuchsgesetz vom 25. Juli 1871." Die Leser des Kalenders werden dem Verfasser Dank wissen, daß er in so trefflicher, markirter Darstellung all das, was sich auf das Grundbuchswesen bezieht, mit kurzen Worten zusammenfaßt und die nöthigen Behelfe an die Hand gibt. Namentlich für den Landmann, der gerade mit dieser Art Rechtsgeschäften viel zu thun hat, und Jedem, der der juridischen Kenntnisse entbehrt, wird dieser Aufsatz hochwillkommen sein.

Die Nationalökonomie ist durch drei vorzügliche Arbeiten vertreten. Benfey's Darstellung der „Arbeiter-Strikes," welche in gegenwärtiger Zeit fast epidemisch, wie eine geistige Krankheit auftreten, ist geradezu meisterhaft zu nennen. Die soziale Frage, welche in unsre geordneten Zustände als das drohende Gespenst der Zukunft hereinragt und schon in der Gegenwart hie und da bedenkliche Blasen aufwirft, läßt sich nicht durch Bajonette und Kanonen radikal regeln, sondern muß auf rationelle Weise ausgetragen werden. Auch die Arbeiterforderungen, wie sie von Zeit zu Zeit auftauchen, sind nicht ohne Berechtigung, nur müssen sie auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden. Die Ansicht, daß die Arbeiter möglichst hohe Löhnungen fordern müssen, während die Arbeitgeber die geringsten Löhne zahlen wollen, daß also das Interesse beider Parteien stets collidirt, ist falsch, weil für Erstere durch eine Menge Mittel gesorgt werden kann, um ihre Lage zu verbessern, während die Letzteren gleichfalls hundert andere Hilfen haben, um ihr Geschäft rentabel zu erhalten. Es dürfte sich bei vorkommenden Differenzen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern häufig nur um das Verständniß der gegenseitigen Ansprüche und darum handelt, klar zu legen, daß nicht böser Wille, sondern Verhältnisse die Befriedigung mancher Wünsche nicht erlauben. Als Mittel, dieses Verständniß hervorzurufen, wird das Einigungsamt bezeichnet, das nun in seinen Grundzügen näher auseinander gesetzt wird.

Nicht minder trefflich behandelt Lippert das „Kapitel von der Frauen-Emanzipation." In durchaus würdiger Weise zeigt der Verfasser, daß die Lösung der Frage, ob das Weib dem Manne in jeder Beziehung gleichgestellt werden könne, heutigen Tages gar noch nicht spruchreif ist, weil alle Vorbedingungen zur Aneignung gleicher Bildung fehlen. Es kann hier nicht der Weg der Theorie betreten werden, sondern es müssen Thatsachen sprechen, es müssen Erfahrungen gesammelt werden, die zur Stunde noch vollständig fehlen. Die bisherige Erziehung der Mädchen ist eine verkehrte; niemals wird die Erziehung zum Menschenthume, sondern stets zu einem Zwecke, sei es der Hausfrau, der Lehrerin oder dgl. in's Auge gefaßt; es muß demnach bei der Verbesserung des Elementarunterrichtes begonnen und mit dessen Erweiterung fortgefahren werden, beim „gelehrten" Weibe widert uns eben nicht das Vorhandene, sondern das Fehlende der Bildung an. Es gibt nur Einen Weg zur Emanzipation — den wahrer Bildung und Gesittung! Alles Andere ist Schwindel.

Sommerfeld's Aufsatz über „Schwindel und Spiel" beleuchtet gleichfalls eine Krankheitsphase unserer Tage. Das Wort und der Begriff der „Speculation" wird seinem wahren Werthe nach besprochen und die meist irrigen Ansichten in höchst klarer und faßlicher Weise berichtiget. Es wird darauf hingewiesen, „daß nur Eine Thätigkeit des Menschen würdig ist, daß es nur Einen ehrenvollen Beruf in der Welt gibt: die Arbeit; nur Ein Ziel, das des Schweißes der Edlen werth ist: Güter erzeugen und nützliche Dienste leisten."

Belehrend und vom praktischen Werthe sind endlich sämmtliche Aufsätze, welche in das Gebiet der Landwirthschaft einschlagen, wofür die Namen des Dr. Breitenlohner, Dr. Gohren und Schmitt bürgen. Der Erstere bespricht die Geschichte des Ackerbaues und zeigt dessen Fortschritte, wobei die Richtigkeit des Grundsatzes, daß man es eben so machen müsse, wie der Vater und Großvater, erörtert und bewiesen wird, weil, wenn der Vater und Großvater dem Fortschritte nicht gehuldigt hätte, man noch heute bei der Bearbeitung des Bodens durch Ochsenrippen stehen würde. Gohren, dessen großes Werk dem Verfasser einen europäischen Ruf verschaffte, spricht über die Möglichkeit, die Nährkraft der Futtermittel zu erhöhen und Schmitt über ländliche Wohnhäuser in anregender Weise.

Einige kleinere ökonomische Aufsätze, so wie interessante Miszellen schließen den Kalender, welcher an Reichthum und Gediegenheit des

Inhalts seine Vorgänger noch übertrifft. Für Freunde der Unterhaltung ist durch Lipperts Kulturbild „Ein Kampf um's Recht" und durch die heitere Erzählung von Neumann-Strela: „Ein Sonntagsausflug zur Zeit der Leipziger Messe" angenehm gesorgt. Die Holzschnitte, die dem Ganzen beigegeben sind, erhöhen den Werth desselben. **Wr.**

Bibliographie.

A.

Barrande Joach., Trilobites. I. Résumé général de nos études sur l'évolution des Trilobites II. Destribution verticale des Tribolites. dans le bassin silurien de la la Bohême. III. Paralléle entre les Trilobites et les Céphalopodes siluriens de la Bohême. IV. Epreuve des théories paléontologiques par la réalité. (Extrait du „système silurien du centre de la Bohême.") gr. 8. (VI, 282 S.) Prag 1872. Leipzig, Gerhard.

Bonaventura, Kirchenlehrer, sieben kleinere Schriften. Aus dessen sämmtlichen Werken genommen. Uibersetzt und mit einer Vorrede begleitet von Nikolaus Casseder. 2. Auflage. 8. (XXIII, 356 S.) Prag, Tempsky.

Essays, moralpolitische. Vom Verfasser der Broschüre „Oesterreichisches." gr. 8. (III, 140 S.) Prag, Rziwnatz.

Fontes rerum Bohemicarum. Tom. I. Vitæ sanctorum. Fasc. 2. gr. 4. (S. 121—128.) Prag, Grégr & Dattel in Comm.

Formularien zur Notariats-Ordnung vom 25. Juli 1871, R.-G.-Bl. Nro. 75 und 76 mit d. Anh. der einschlägigen Bestimmungen dieses Gesetzes und einem Auszuge aus dem Stempel- und Gebührengesetze. Herausgegeben vom Vereine der Notare im Königreiche Böhmen. gr. 8. (XI, 139 S.) Prag, 1871, Dominicus.

Friedländer, Dr. M., Ben Dosa und seine Zeit oder Einfluß der heidn. Philosophie auf das Judenthum und Christenthum in den letzten Jahrhunderten des Alterthums. 8. (93 S.) Prag, Calve.

Hasner, Dr. Jos. v., Tycho Brahe und J. Kepler in Prag. Eine Studie. gr. 8. (47 S.) Prag, Calve.

Leonhardi, Prof. Dr. Herm. Freiherr von, Das Verhältniß von Schule, Staat und Kirche. Streitschrift und Thesen aus Anlaß des von G. A. Todtenhaupt vorgeschlagenen Volkslehrerseminärs. (Aus „Die neue Zeit.") gr. 8. (31 S.) Prag, 1871. Tempsky.

Mach E., Die Geschichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit. Vortrag gehalten in der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften am 15. Novemb. 1871. gr. 8. (58 S.) Prag, Calve.

Malleus hæreticorum, das ist: Römisch-katholische Briefe zur gründlichen Abfertigung der schrecklich um sich greifenden altkatholischen Ketzerei. gr. 8. (16 S.) Prag, Tempsky.

Mittheilungen des Central-Comités für die land- und forstwirthschaftliche Statistik des Königreichs Böhmen betreffend das J. 1870. (Als Fortsetzung der früheren Rechenschaftsberichte.) Lex.-8. LXX, 38 S. mit 5 Chromolith. in qu. 4. Prag, Calve in Comm.

Ohorn L. A., Der Dorfengel. Preis-Novelle, 8. (VII, 184 S.) Prag, Hunger.

Obentraut, Ad. Ritter von, Das Strafrecht der Gemeinde. Handbuch für den Gebrauch der Straffenate der Gemeinden. 2. Aufl. Prag, 1869. Steinhauser.

Purkyně, Joh., Austria polyglotta. gr. 8. (59 S.) Prag, Grégr & Dattel.

Reliquiæ tabularum terrae regni Bohemiae anno MDXLI. igne consumptarum. Edidit Jos. Emler. Tom. II. Vol. 1. gr. 4. (S. 1 bis 104.) Prag, Grégr & Dattel in Comm.

Ricard, Ans., Manuel d'histoire de la littérature française, résumé encyclopédique à l'usage des maisons d'éducation et des aspirants au diplôme de professeurs de français. 8. (VI. 306 S.) Prag, Calve.

Tauler's Joh. Medullae animae oder von der Vollkommenheit aller Tugenden und sämmtliche Briefe desselben. Nach der lateinischen Ausgabe des L. Surius. Nebst 10 Briefen gleichen Inhalts des heil. Johannes vom Kreuz. Uibersetzt und bearbeitet von Nikol. Casseder. 2. Aufl. gr. 8. (VIII, 268 S.) Prag, Tempsky.

Schebek, Dr. Edm., Das Handelsregister nach dem allgemeinen Handelsgesetzbuche. Gutachten der Handelssektion der Handels- und Gewerbekammer in Prag. II. Lex.-8 (XIII' 76 S.) Prag, Hunger.

Schmied, Ant. Ad., Die Verhältnisse der Landwirthschaft in Böhmen. Auf Grundlage des Thatbestandes vor Ende Dec. 1870 darge-

stellt. 1. Bd. Die landwirthschaftliche Produktion. gr. 8. (VIII, 274 S.) Prag, Calve.

Schütz, Dr. J., Medicinische Casuistik. Nach eigenen Erfahrungen zusammengestellt. 1. Bd. gr. 8. (XVI, 334 S.) Prag, Calve.

Situations-Plan von Prag. Lith. Fol. Prag. Reinitzer & Co.

Stubba A., Aufgaben zum Zifferrechnen für Schüler in Stadt- und Landschulen. (In 6 Heften.) 6 Aufl. 8. Bunzlau. Appun.

Taschen-Ausgabe der Gesetze für das Königreich Böhmen.

— — Nr. **55**. Handels- und Schifffahrts-Vertrag zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Spanien vom 24. März 1870. Tarif für die Einhebung der Einfuhrzölle von den aus dem Auslande und den überseeischen Provinzen nach der Halbinsel und den balearischen Inseln gelangenden Waaren. Concessions-Urkunde zum Bau und Betriebe einer Locomotiv-Eisenbahn von Lieboch nach Wies, mit einer Abzweigung nach Steinz, vom 8. September 1871 und einer Eisenbahn von Lemberg über Stryi an die ungarische Grenze, vom 22. October 1871. Verordnung des Justiz-Ministeriums, wodurch die Errichtung eines Gewerbe-Gerichtes in Wien für die Maschinen- und Metallwaaren-Industrie verfügt wird, vom 13. November 1871. Gesetz, betreffend die Abänderung der Landesordnung für die Markgrafschaft Mähren vom 26. November 1871; nebst 13 in dem Zeitraume vom 17. November bis 30. Dezember 1871 durch das R.-G.-Bl. veröffentlichten Gesetzen, kais. Patenten, Concessionsurkunden, Verordnungen 2c. Prag, 1872. Linnekogel & Funk.

— — Nr. **56**. Instruction zum Vollzuge des allgemeinen Grundbuchs-Gesetzes vom 12. Januar 1872 sammt den einschlägigen Verordnungen betreffend die Prüfung der Grundbuchsbeamten vom 10. Juli 1855 und der Instruction für die Depositen-Aemter vom 16. November 1850 nebst 3 in dem Zeitraume vom 1. bis 13. Januar 1872 durch das R.-G.-Bl. veröffentlichten Gesetzen, Staatsverträgen und Erlässen. Commentirt von einem praktischen Juristen. Prag, 1872. Linnekogel & Funk.

— — Nr. **57**. Die neue Maß- und Gewichts-Ordnung vom 23. Juli 1871 sammt der einschlägigen Verordnung des H.-M. vom 17. Februar 1872, dem Punzirungs-Gesetze vom 26. Mai 1866 und dem Finanzministerial-Erlaß wegen Vereinigung der Controlamtszeichen mit den Feingehaltspunzen vom 10. März 1872. Commentirt von einem praktischen Juristen. Mit einem Anhange enthaltend Erläuterungen und praktische Beispiele zur Umrechnung der alten Maße und Gewichte in das metrische Maß und umgekehrt. Prag, 1872. Linnekogel & Funk.

— — Nr. **58**. Das Disciplinar-Statut für Advocaten und Advocatur-Candidaten vom 1. April 1872 sammt der Advocaten-Ordnung vom 6. Juli 1868. Commentirt von einem praktischen Juristen und mit alphabetischen nach Schlagwörtern geordneten Materienregistern versehen. Prag, 1872. Linnekogel & Funk.

Vorträge über Eisenbahnbau, gehalten an verschiedenen deutschen polytechn. Schulen, begonnen von Dr. E. Winkler. 3. Heft. gr. 8. Prag, Dominicus.

Zródlowsky, Dr. Ferd., Untersuchungen aus dem österr. Civilrecht mit Berücksichtigung des röm. Rechts und der neueren Gesetzbücher. gr. 8. (XIII, 172 S.) Prag, Dominicus.

C.

Krafft, Dr. Quido, Ein Großgrundbesitz der Gegenwart. Monographische Skizze der Besitzungen des Fürstenhauses Schwarzenberg in Böhmen als Beitrag zur Frage der Selbstverwaltung oder Verpachtung von Großgütern in Oesterreich. Mit 4 lith. Taf. gr. 8. (VII, 344 S.) Wien, Farsy & Frick.

Menzel Wolfg., Die wichtigsten Weltbegebenheiten vom Prager Frieden bis zum Kriege mit Frankreich (1860-1870). Fortsetzung der „Weltbegebenheiten von 1866—1866" und des „Deutschen Krieges von 1866." (1. Bd. 472 S., 2. Bd. IV. und 492 S.) Stuttgart, Krabbe.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landesschulinspektor.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druckindustrie in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. IV. Am 20. März 1873.

Geschichte.

I.

ler: Regesta diplomatica nec non pistolaria Bohemiae et Moraviae ars II. annorum 1253—1310.

Die Fortsetzung der Regesten Erbens durch kundigen Emler wird wohl von allen Fach- offen auf das Lebhafteste begrüßt werden. erschienen bis jetzt zwei Lieferungen ziemlich hintereinander, die die Zeit von 1253 bis 2 in 797 Regesten behandeln, und bei dem nnten Fleiße des Herausgebers dürfte wohl Vollendung des zweiten Bandes, der bis 0 reichen soll, in nicht allzugroßer Ferne uhoffen sein. In der inneren Einrichtung Regestenwerkes hielt sich Emler fast skla- an das Beispiel des ersten Bandes, was l nicht so absolut nothwendig und schon wegen nicht unbedingt anzuempfehlen war, es galt, vielleicht nur an Kleinigkeiten die rnde Hand anzulegen. So pflegt man jetzt 9. in Urkundenbüchern die Zuthat des Edi- von dem Urkundentexte schon durch ver- dene Schriften erkenntlich zu machen, eine ung, durch deren Durchführung die Rege- , die so viele wörtliche Bestandtheile der unden bringen, nur hätten gewinnen kön- . Dabei wäre Emler vielleicht auch auf rationellere Behandlung der Uiberschriften ommen, wie es wohl auch möglich gewesen re, bei der Orthographie der Urkundentexte re Grundsätze zu beobachten. Es ist jetzt all- ein üblich, bei der Herausgabe lateinischer Ur- den i und u nur vokalisch, j und v nur kon- antisch zu behandeln; denn welchen Nutzen n es haben, volgariter, alijs etc. (Nr. , 440 u. v. a.) statt vulgaritər aliis zu den. Will man aber etwa dem Originale sequent getreu bleiben, so dürfte man nicht edictae, praebendae, suae etc. eiben, da sich doch sicherlich im Originale ae ein einfaches e vorfinden dürfte. Eben- so wird wohl auch in den meisten Fällen das t vor i mit einem zweiten Vocale als c zu lesen und zu drucken sein. Ob nicht ferner es besser gewesen wäre, auch nach dem Punkte die Minuskel zu gebrauchen, die Majuskel dagegen nur bei Orts- und Personennamen, nicht aber auch bei den Monatsnamen anzuwenden, und über andere dergleichen Dinge könnte man streiten. Aber was wir mit Bestimmtheit vom Herausgeber erwarten, das sind Erläuterungen zu den Regesten, und wenn diese auch erst am Schlusse des Bandes folgen dürften. Mit einer oder zwei Seiten Bemerkungen, wie sie der erste Band hat, können wir uns nicht zufrieden stellen.

Da die Regesten sehr häufig den Urkundentext bringen, so ist wohl die Frage nach der Treue des Abdruckes eine berechtigte. Wir zweifeln nun nicht im Geringsten, daß im Allgemeinen nur wenig Irrthümer dem Herausgeber unterlaufen sind, wenigstens in allen solchen Fällen, wo er selbst die Originalien vor sich hatte. Wo er nach von Andern angefertigten Copien edierte, wäre aber etwas mehr Vorsicht am Platze gewesen, auch wenn Palacky selbst die Copie angefertigt hätte. Wir wollen unsere Behauptung durch die Anführung Eines Falles rechtfertigen.

Seite 204 und 205 bringt (Nr. 531) den größeren Theil des Textes einer Urkunde aus dem Saazer Urkundenbuche Fol. 7 nach einer Copie, die, wie der Herausgeber ausdrücklich bemerkt, von Palacky angefertigt wurde. Der Saazer Codex liegt mir gegenwärtig zufällig zur Einsicht vor, und wenn ich nun die Palacky'sche Copie mit dem Originale vergleiche, so stoße ich auf gar nicht wenig Lesefehler, die nun natürlich Emler ganz unbewußt bringt. Es sind folgende:

Zeile 2 Zacz soll heißen Sacz.
„ „ der Punkt nach vel . falsch und sehr beirrend.

Zeile 9 fehlt nach „causes omnes“ das Wort „singulas“.
„ 13 wayhost, steht deutlich im Originale „weglose“ was auch in der Note von Emler berichtigt wird.
„ „ retardetur soll h. retardabitur.
„ 14 impediatur soll heißen impedietur.
„ 16 Gerossius „ „ Jerossius.
„ „ Zulislaus „ „ Sulislaus.
„ „ Hirzsso „ „ Huzszo.
„ „ purgravius s. h. Purentinus,
„ „ Chlingenberg s. h. Chlingenberch.

Wer erinnert sich nicht angesichts dieser nicht geringen Zahl von Lesefehlern in 16 Zeilen an jenen ungeheueren Pathos, mit dem einstens Palacky die Errores Höflers in den „Geschichtsschreibern der Hussitenzeit“ rügte! (Hyrzo und purgravius ist wohl eine gute Emendation, sollte aber als solche bezeichnet sein.)

Als Druckfehler erwähnen wir zu Nr. 608, wo es statt 17. 27. März heißen soll.

L. S.

Krebs Julius Dr. — Christian von Anhalt und die Kurpfälzische Politik am Beginn des 30jährigen Krieges (23. Mai — 3. Oktober 1618). Leipzig, Duncker und Humblot 1872. 8°.

Es muß uns Deutsche in Böhmen immer freuen, das geheimnißvolle Halbdunkel, welches im Großen und Ganzen um die Schreckenszeiten des dreißigjährigen Krieges, so zu sagen um die Strukturen ihrer Entwicklungsperiode immer noch dämmert, durch Spezialarbeiten mehr und mehr enthüllt zu sehen. Gerade diese Periode, die mit Sturmgewalt ganz Deutschland und in erster Reihe Böhmen in die größten Erschütterungen versetzte, ist nicht das Schooßkind unserer heimischen Forscher, denen freilich erst die wissenschaftliche Begründung der mit Sage und Dichtung buntverquickten geschichtlichen Urzeiten als erste Aufgabe zugewiesen war, die auch einen großen Theil ihres Schaffens in kampfbereiter Abwehr in der Richtigstellung von Entstelltem, in der historischen Feststellung nationaler Existenz erschöpfen mußten. Und der berufene Forscher dieser gewaltigen Periode Prof. Dr. Gindely ist leider durch Krankheit in der Fortsetzung seiner allerwärts mit Freude und vieler Anerkennung aufgenommenen Vorarbeiten behindert. Mit vieler Neugier, mit vieler Freude haben wir dies eben erschienene Büchlein mit dem vie versprechenden Titel zur Hand genommen, d einer Inauguraldissertation seine Entstehu verdankt. Christian von Anhalt ist der That eine geschichtliche Erscheinung, wel eben so sehr die Aufmerksamkeit des Forscher als das Interesse des Geschichtsfreundes zu b anspruchen berechtigt ist. Abgesehen von eine hervorragenden Talente und einem kühn Muthe, den er bei Kämpfen und Schlachten v Jugend ab zeigte, war er die Seele jener vielve zweigten, durch ganz Europa gehenden Ver gung, die dem Ausbruche der gewaltsamen Ere tion durch mehr als ein Jahrzehent vorangi Er allein verknüpfte mit kluger Uiberlegung d diplomatischen Fäden in Frankreich wie in Bö men, das er schon als 14jähriger Knabe (158 bereist hatte, unter den Fürsten Deutschlan ebenso wie mit dessen Kaisern; er, der beg sterte Protestant, wußte dem Starrsinn der Ca vinisten ebenso Rechnung zu tragen, wie d Dogmenstecherei der Katholiken. Seiner Ui sicht, seiner klugen Vermittlung ist das Z standekommen der protestantischen Union ve züglich mitzudanken. Sich zum Hort des Pr testantismus berufen glaubend und mit f fatalistischer Sicherheit auf den Sturz des Ha ses Habsburg und der bitter gehaßten Span rechnend, ist er unerschöpflich in Erfindung u Erklügelung von diplomatischen Kunststücken u Combinationen, diesen zu beschleunigen, un ermüdlich mit einer seltenen Energie nach de einen Ziele strebend, allein — in tausend Mi teln und Mittelchen, welche in buntem Wech zu Hilfe gezogen werden, sich zersplitternd. He Intriguant, dessen Hand in Böhmen und Öst reich unter den unzufriedenen Protestanten d Feuer schürt, tritt er, morgen mit dem Man der Ehrlichkeit auf die Bühne als offener Pa teigänger, heute ein Cincinatus und morg Waghals bis zum Aeußersten, heute der Po tiker im Großen und morgen – kleinlich b zum Kleinlichsten. So hat er viel gewollt, v angestrebt, und — nichts oder nur sehr wen durchgeführt. Gerade aber eine solche quecki brige, agitatorische Natur brauchte die dam lige Zeit, brauchte der Protestantismus, fr lich neben ihn und für sie auch einen besse politischen Luther als den Pfälzer Friedrich I der mit genialem Blicke die Situation zu üb sehen und zu erfassen vermocht hätte. Anh konnte wohl der Zweite, nie aber der Stü punkt der Bewegung sein, die nie er, sonde

die ihn beherrschte. Jedenfalls aber wird das Bild dieses Mannes, der nach einem rastlos thätigen Leben mit so wenig Erfolg in das Grab ging, in historischer Treue durchgeführt, hohes Interesse erwecken. Das Charakterbild eines derartigen schwankenden Mannes mit treffender Schärfe durchzuführen, ist dem Verfasser nicht zur Gänze gelungen. Derselbe läßt sich öfters von den Ereignissen zu sehr gefangen nehmen und drängt dadurch die Gestalt seines Helden etwas zurück. Dies gilt ganz insbesondere von der Mission des Grafen Salm nach Prag, von den Unterhandlungen der Pfalz um die böhmische Krone, die im Interesse des Helden viel schwächer hervortreten mußten; dagegen durfte den Verhandlungen Anhalt's mit dem Führer der österreichischen Protestanten Tschernembl, sowie mit dem berühmten Peter Wok Ursinus viel mehr Raum als der einer kurzen Notiz gegönnt werden. (S. 40.) Sehr Wunder nehmen muß es uns, daß der Verfasser wohl Ritters Unionsgeschichte, gar nicht aber die bereits 1870 von der Münchner historischen Kommission herausgegebenen „Briefe und Akten" desselben Verfassers, die doch so viel schätzenswerthes Material für die ersten Partien seiner Arbeit, so viele Beiträge zur Charakteristik Anhalts, seiner Räthe Levin von Börstel, Dr. O. Croll, l'Escuyer und aller in dem großen Drama handelnd aufgetretenen Persönlichkeiten enthalten, gekannt zu haben scheint. Überhaupt scheint der Verfasser in der Benützung des Schriften- und Quellenmaterials nicht mit historischer Rigorosität und auch nicht mit Um- und Übersicht vorgegangen zu sein. Bei Schilderung von Maximilians Parteistellung in dem Streite, seiner Vermittlungsversuche, seiner Unterhandlungen mit dem Kurfürsten dürfte Hurter's ausgezeichnetes Werk kaum von einem Forscher übergangen werden. Wie weit endlich die Mißstimmung des Verfassers über Gindely's Art und Weise, Archivalien zu citiren, gerechtfertigt ist, entzieht sich unserem Urtheile; der dolus malus oder die Annahme einer absichtlichen Irreführung anderer Forscher fällt jedoch bei der bekannten Gewissenhaftigkeit unseres heimischen Geschichtsforschers sicherlich hinweg. Was aber den Verfasser bewogen hat, die Aktenstücke des von ihm durchforschten Bernburger Archivs nicht mehr nach Regisranden anzuführen, ist uns unklar. Der eigentliche noch zu gewärtigende Biograph Christian von Anhalts wäre ihm jedenfalls dankbar gewesen, wenn ihm die in dem Werkchen gegebene Skizze zugleich ein brauchbarer archivalischer Wegweiser geworden wäre! **l. r.**

Literatur.

Liebe und Leben. Sonettenbuch von Karl Victor Hansgirg. Prag 1873, Calve'sche Universitätsbuchhandlung. (Ottomar Bayer.)

Herr K. V. Hansgirg, welcher sich als Dichter und Schriftsteller bereits verdiente Anerkennung und einen sehr guten Namen verschaffte, tritt diesmal mit einem Buche vor uns hin, welches wir als ein in unserer Zeit fast gewagtes Unternehmen betrachten müssen; es ist eine poetische Gabe, die blos aus Sonetten besteht!

Ist zwar das Sonett schon seit längeren Zeiten in Deutschland vielfach gepflegt und gehegt worden, so daß wir seinen fremden Ursprung kaum mehr bemerken, hat es gleich — um mit Grammatikern zu reden — bereits das deutsche Bürgerrecht erhalten, so scheint doch die knappe, mit vierzehn Zeilen abgeschlossene Form, die sich noch überdies in engen künstlichen Grenzen bewegt, mehr für Darstellung vereinzelter Gefühle, Gedanken und Ideen geeignet, als für ein größeres, zusammenhängendes Ganze, wie wir es von einem „Sonettenbuche" erwarten. Es ist dies um so mehr der Fall, je mehr wir uns immer daran erinnern müssen, daß das Sonett rein lyrischen Ursprungs ist, und daß demnach das Einheitsband, das sich durch eine fortgesetzte Reihe von Sonetten schlingt, selbst lyrischer Natur sein muß und demnach eine epische Breite nicht verträgt.

Fragen wir nun, wie unser Dichter dieser Schwierigkeit begegnet ist, so finden wir, daß er mit richtigem Takte und feinem Dichtergefühle das geistige Bindemittel, welches die einzelnen Sonettencyklen zusammenhält, überall durchleuchten läßt und so das ganze Werk zu einem befriedigenden Abschlusse führt. In dem Eingangsgedichte „Liebe und Leben" spricht er diese Idee aus, und demnach zerfällt auch sein Buch in zwei Abtheilungen, von denen Jede mit einem „Mottosonett" eingeleitet wird. Zwar entstanden diese Mottosonette, wie er uns in der Vorrede selbst angibt," zuletzt, als alle anderen schon fertig waren, blos, um allenfalls als ein in Sonettenform gegebener getreuer Index zu gelten," allein sie geben uns

eben den Fingerzeig und Wegweiser für das Zusammengehörige und zeigen uns gleichsam die innere formale Struktur.

Dennoch müssen wir gestehen, daß sich uns die erste Abtheilung „Liebe" gegliederter und conziser darstellt als die zweite, in welcher mehr anscheinend Heterogenes aneinander gereiht erscheint.

Es ist in dieser ersten Abtheilung eine Art Steigerung der Gefühle vorhanden, die uns bis zum Schlusse in steter Spannung erhält, es wird künstlerisch ein psychologisches Interesse erweckt und das geheime Weh und die tiefen Freuden des Menschenherzens mit warmen, tief empfundenen Tönen uns vorgeführt, die ein ewiges Echo in unserer Brust erwecken, wie es eben bei dem „rein Menschlichen" stets der Fall ist.

Diese Abtheilung zerfällt in vier Partien: Die erste ist überschrieben „Der Liebe Bild" und ist eine besonders künstliche, aus 15 Sonetten bestehende Reimverschlingung, ein sogenanntes Meistersonett, das in seiner Form der Glosse nachgebildet ist, in der Behandlung aber größere Schwierigkeiten bietet als letztere. — Die zweite, aus ein und dreißig Sonetten bestehende Partie: „Der Liebe Qual" überschrieben, führt uns in den eigentlichen Herzensroman hinein und enthält tiefe Gefühle des Scherzes, die sich in den beiden Theilen der dritten Partie „Der Liebe Erinnern" in sanfte Wehmuth auflösen, um in der vierten Partie „Der Liebe Glück" zu einem versöhnenden Abschluß zu gelangen.

Bunter gestalten sich die Bilder der zweiten Abtheilung. Sie beginnt mit „Des Kindes Christnachtzeit", die aus acht Sonetten besteht. Wir müssen diese acht Sonette, trotz des Trefflichen, welches sie vielfach enthalten, dennoch als den schwächsten Cyklus bezeichnen, indem selbst sprachliche Härten vorkommen, z. B. im Sonett Nr. 1: „Ich sah den Baum voll lauter Früchten nicht" oder der Ausdruck „Plauschen" in der 8. Zeile des 5. Sonetts. Bei der sonstigen reinen Form, in welcher der Dichter seine Stoffe behandelt, fallen derlei Härten, die sich bei einer Revision leicht werden beseitigen lassen, natürlich um so mehr auf. Doch finden wir auch in diesem Cyklus wahre und tiefe Empfindungen.

In den nun folgenden „Physiognomien und Gestalten" reiht der Dichter einen bunten Kranz von Perlen echter Dichtkunst aneinander. Charakteristisch sind die wirklich poetischen Darstellungen der einzelnen Figuren, welche der Dichter epigrammatisch uns vorführt. Wir wollen, um im Allgemeinen den Geist zu kennzeichnen, der in diesen bunten Gestalten lebt, ein Sonett hersetzen, welches die Uiberschrift „Der Gipsfigurenhändler" führt. Es lautet:

„Du Roma's Spätsohn mit den wüsten Haaren,
Was wiegst Du auf dem Haupte so geschickt?
Hier Cicero, der ernst herunter blickt,
Ein Gladiator da, dort stille Laren! —

Du weißt die Größen einer Welt zu paaren,
Auf Deinem Haupte, Deinem Rücken drückt,
Was einst die Erd' beherrschet und entzückt,
Du aber selbst versankst zu den Barbaren!

Ja, Spielwerk, Schatten wurden nur und Scherben,
Die großen Väter und die mächt'gen Ahnen,
Im Gips sich noch Erinnerung zu erwerben.

Du aber, nackter Proletarierbube,
Du wußtest Schwung und Anmuth noch zu erben,
Und alles And're sank in Sarg und Grube."

Auch die zehn Sonette mit der Uiberschrift „die Armen im Riesengebirge" sind vorzüglich gelungen und gehört namentlich das erste Sonett zu den besten und vollendetesten der ganzen Sammlung. Besonders trefflich ist der Schluß:

„Wie?— In den Fenstern Rosen? Nur bedecken
Ja sollen sie — die innen seufzt, — die Qual,
Nur überglänzen Noth und Leid und Schrecken.

Ihr wollt die Rosen vor den Fenstern wecken,
Die Euch die Armuth von den Wangen stahl,
Sie werden bald wohl übers Grab sich strecken."

Von nicht minder tiefer Empfindung sind die sechs Sonette zu „Aller Seelen" und die dreizehn weiteren, welche der im Jahre 1867 verstorbenen Schwester des Dichters gewidmet sind. Mit einem poetischen Epiloge schließt das Buch ab.

Was die Form anbelangt, so sind die meisten Sonette sorgfältig geglättet und ausgearbeitet, die Reime fast durchwegs rein und schwungreich. Dagegen können wir uns mit der Aenderung des Reimschemas in den ersten acht Versen nicht so ganz einverstanden erklären, wir halten solche „Erweiterungen" für keinen Gewinn, sondern wohl mehr für den

Ruin einer bestimmten Dichtungsform, die eben nur in ihren eigenen Gesetzen und Beschränkungen existirt. Da übrigens Hansgirg nicht der Erste der Sonettisten ist, welcher von dieser größeren Freiheit in Handhabung der Sonettenform Gebrauch macht, so bedarf er hiefür nicht einmal jene Entschuldigung, welche er in seiner „Vorrede" vorbringen zu müssen glaubt.

Auch über den Zweck der Erscheinung dieses poetischen Werkes gibt uns die Vorrede Aufschluß. „Nicht blos einen literarischen" — sagt nämlich der Dichter — „auch einen humanistischen und gemeinnützigen Zweck hoffe ich durch die Herausgabe dieses Sonettenbuchs zu erreichen. Als derzeitiger Bewohner der alten Bergstadt Joachimsthal habe ich es oft schmerzlich empfunden, und viele der Mitbewohner werden es eben so oft peinlich mitgefühlt haben, welch' ein unerquicklicher Ruheplatz aller bald und später Abberufenen harrt. Wenn ich daher den Reinertrag dieses Sonettenbuches der Regulirung und Verschönerung des Joachimsthaler Friedhofs widme, so glaube ich hiedurch zur Verwirklichung eines dringenden lokalen Bedürfnisses den Anstoß gegeben und viele Freunde der Literatur zur Spendung einer Wohlthat aufgefordert zu haben."

Möge das Werkchen eine recht zahlreiche Verbreitung finden, um auch diesem Zwecke genügen zu können.

Gewidmet ist das Buch Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzoge Ludwig Salvator, Prinz von Toskana, dem Verfasser des Werkes „der Golf von Buccari-Porto-Ré, dann „über die Balearen," dem unermüdlichen Touristen, der seine Reiseeindrücke mit Feder und Griffel fest hält und mit den Früchten seiner Beobachtungen das Publikum erfreut.

Und so scheiden wir denn von dem Dichter des „Sonettenbuchs" mit herzlichem Danke für die neue poetische Gabe und dem Wunsche, ihm recht bald wieder auf dem Felde der Dichtkunst zu begegnen. **Kw.**

„In der Einöde." Eine Geschichte in zwei Büchern von P. K. Rosegger. Pest. Verlag von Gustav Heckenast. 1872.

Es ist eine alt hergebrachte, aber schon seit manchem Jahrzehnte nicht mehr stichhältige Meinung, daß die Erscheinungen auf dem Gebiete der poetischen Literatur, die aus dem Süden Deutschlands, — aus Oesterreich kommen, gewöhnlich nur von mäßigem Werthe seien, gewiß aber niemals den dichterischen Produkten der norddeutschen Muse Concurrenz machen können. Man lese nur in unseren Literaturwerken oder in den verschiedenen literarisch-kritischen Organen und man wird oft genug solcher und fast ausschließlich nur dieser Ansicht begegnen. Man dürfte kaum eine, wenn noch so bändereiche Literaturgeschichte finden, in der nicht die gesammte „Oesterreichische Literatur" auf einen halben Druckbogen zusammengedrängt ist, wenn man alle ein- oder zwei-, wenn es hoch kommt, dreizeiligen Einzelnurtheile über die österreichischen Dichter zusammensucht. Hat es ja selbst Grillparzer in keiner Literaturgeschichte zu einer kaum zehn Zeilen langen Beachtung gebracht! Und diese ist zumeist bei weitem mehr Verspottung des Verfassers des Schicksalsdrama's „die Ahnfrau," als richtige Würdigung seines Gesammtwerthes als Dichter. Es ist hier nicht der Ort, durch eine allgemeine literaturgeschichtliche Betrachtung der dichterischen Bethätigung Oesterreichs solche vielverbreitete Vorurtheile zu bekämpfen und Namen anzuführen, die zu den besten und klangvollsten in unserer Nationalliteratur zählen; aber es ist nur billig, gelegentlich einer wahrhaft gehaltvollen und durch und durch vollendeten dichterischen Publikation aus dem gern und vielverkannten Süden auf solche ungerechtfertigte Aburtheilungen zurückzukommen und die Bedeutung einer echten Dichtung nicht zu verschweigen.

Eine echte Dichtung ist uns in Rosegger's Geschichte „In der Einöde" geboten. Man darf sie ohne Bedenken mit zu dem Besten zählen, was uns die Literatur der Volksgeschichten seit Immermanns „Oberhof" im „Münchhausen" gebracht hat. Natürlichkeit, Einfachheit und Wahrheit sind Vorzüge des Buches, die es vielfach über die landläufigen, zusammengekünstelten Romane, Novellen und Erzählungen mit all ihrer spannenden und fesselnden Würze erheben. In diesen Vorzügen hat Rosegger seinem Buche auf jeder Seite den wahren und einzigen Stempel der Poesie aufgedrückt, indem er die Wirklichkeit, wie sie ist, leibt und lebt, sich im Gewande der Dichtung wiederspiegeln läßt, ohne daß er dabei nur einmal in's Alltägliche und Allzunüchterne verfiele. Es sind da keine gemachten Conflikte, keine eingeschmuggelten Verwicklungen nach Bedarf, mit denen einzig und allein so mancher Sensationsroman

und manche Salonnovelle zu Stande kommt, es sind da keine mühsam zusammengedachten und geschriebenen Empfindungen, keine wesenlose Charaktere und Gestalten, es — sind naturgemäße, aus dem wirklichen, ureigenen Leben des Volkes genommene Verhältnisse, Licht- und Schattenseiten, die Rosegger seiner Dichtung zu Grunde legt, es ist wahrhafte Empfindung, — es sind lebenswarme und lebenswahre Gestalten, die der Dichter mit einer seltenen, anmuthigen und reizvollen Sprache schildert und mit unverkennbarem Talente zeichnet. Wer sich einmal mit dem herrlichen „Heidepeter," — dem „Dalkerdbauern" und dessen treuem, duldsamen Weibe, dem sinnenden und forschenden „Gabriel", des „Dalkerd's Sohn, — in dem Rosegger sich selbst vor Augen hatte — und dessen liebevoller Schwester „Regina" befreundet, wer einmal die plauderfüchtige „Zapfenwirthin" und ihren ungerathenen „Davidl," die „Einschicht-Res" mit ihren Erlebnissen und ihrem traurigen Geschicke kennen gelernt, wer die Junggesellenwirthschaft im „Haberthurmhof" mit angesehen, wer alle die verschiedenen mit Meisterhand gezeichneten Charaktere und Figuren in voller Urwüchsigkeit in Rosegger's Erzählung leben und handeln gesehen hat, wird sich nur ungern von ihnen trennen, wenn er das Buch aus den Händen legt.

Rosegger ist so recht der Dichter des ländlichen Naturlebens. Das schlichte Bergvolk, die Bewohner der Alm mit ihren Leidenschaften, Tugenden und Fehlern, mit ihren Sitten und Gewohnheiten, die Großartigkeit der Alpennatur in all ihrer Mannigfaltigkeit, der innige Zusammenhang, in dem hier Volk und Natur stehen, welches Verhältniß schon ohne die schaffende Phantasie des Dichters häufig als zur Wirklichkeit gewordene Poesie erscheint, — das sind die Elemente, die Rosegger mit seinem unverkennbaren Talente und seiner trefflichen Darstellungsgabe zu seinen Dichtungen verarbeitet. Dazu kommt noch die wärmste Liebe zu seiner Heimat, die ihn bei seinem dichterischen Schaffen begeistert und die nicht verfehlt, seinen Poesien jenes wohlthuende und lebendige Gefühl einzuhauchen, das bald das Gemüth des Lesers mit in Anspruch nimmt. Während dem Dichter auf seinen Bergen und unter deren Volke Alles zur Poesie wird, die in ihrer Ungezwungenheit des lieblichsten Zaubers und Reizes nicht entbehren kann, fühlt er sich aber, sobald er die Städter und das Leben der Stadt aufsucht oder andere Menschen, als sie ihm die Alm bietet, schildern will, — eingeengt, unsicher, kälter und nüchterner. Er hat seine Sphäre, in der er groß ist, verlassen! Wie verblichen, wie schatten- und schemenhaft erscheinen nicht z. B. in der „Einöde" der Graf Frohn und dessen Sohn Alfred gegen die lebensvollen Gestalten der Aelpler! Der Dichter mochte selbst gefühlt haben, daß er damit ein Gebiet betrete, in dem er weniger heimisch sei, denn er hält die beiden Frohn's, wo nur möglich, so ziemlich im Hintergrunde, und das Meiste von ihnen und über sie erfahren wir aus dem Munde der Einödbewohner. Professor Frei spielt gar nur nominell eine Rolle, obwohl er auf Gabriels Geschick vom größten Einfluß ist.

Rosegger's frühere Schriften („Geschichten aus Steiermark", „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt" 2c.) haben verdientermaßen seitens der Kritik allgemeine Anerkennung gefunden. Oft wurde der Dichter in seinem ganzen Wesen, namentlich aber als freisinniger Schilderer der Natur mit unserem Landsmann Adalbert Stifter verglichen und gewiß mit mancher Berechtigung. Der Schreiber dieser Zeilen hat jedoch bereits früher, gelegentlich des Erscheinens der „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt" aufmerksam gemacht (im „Magazin für die Literatur des Auslandes, Berlin, vom 6. Juli 1872), daß dasjenige, was bei Stifter in hervorragender Weise Wesen der Poesie, — die reine Natur und Natürlichkeit — bei Rosegger die schöne Folie seiner vollen, lebendigen Gestalten ist. Es sei dies hier nochmals angeführt, da vor Kurzem eine Skizze in der „Bohemia" über Rosegger: „der Schneider am Parnaße" hervorhob, daß entgegen der ganz und gäben Annahme einer unbedingten Aehnlichkeit zwischen Stifter und Rosegger dennoch ein Unterschied obwalte, und diesen nur insofern charakterisirte oder vielmehr nicht charakterisirte, daß Roseggern ein nur ihm eigenthümliches Wesen anhafte, das ihn von dem Verfassers der „Studien" unterscheide.

Der begabte, steierische Dichter, dem der Quell immer frischer, wahrer Poesie fließt und der das Unbedeutendste aus seiner heimatlichen Alpenwelt zur poetischen Gestaltung zu bringen vermag, möge uns noch recht oft mit so herrlichen dichterischen Gaben, wie diese Erzäh-

Volkswirthschaft.

Gewerbe- und gewerbliche Fachschulen im nördlichen Böhmen. Offizielle Berichte der Reichenberger Handels- und Gewerbekammer. Herausgegeben von Dr. H. Hallwich. I. (2. Auflage.) Reichenberg 1873. Verlag der Handels- und Gewerbekammer. In Kommission bei Franz Jannasch.

Es ist im hohen Grade erfreulich, zu sehen, wie sich das Interesse an volkswirthschaftlichen Dingen immer mehr Bahn bricht und wie sich in immer weiteren Kreisen das Bedürfniß nach Belehrung und Aufklärung in dieser Richtung kund gibt. Einen Beweis hiefür liefert das gegenwärtige Schriftchen, welches bereits in zweiter Auflage erscheinen mußte, obgleich es nur einen verhältnißmäßig kleinen, freilich aber hochwichtigen Theil der Gewerbsverhältnisse unsres engeren Kronlandes behandelt und die Bedürfnisse des nördlichen Böhmens in Bezug auf die Erhaltung und Ausbreitung des Kleingewerbes beleuchtet.

Bevor die Großindustrie überhand nahm und das Maschinenwesen seine weite, tiefeingreifende Bedeutung fand, brauchte das Kleingewerbe freilich keinen Kampf zu bestehen und konnte sich gedeihlich entwickeln, allein einen je größeren Aufschwung die mit Wasser- und Dampfkraft getriebenen Werke nahmen, desto höher mußten die Anstrengungen sein, wenn das Kleingewerbe, das in einzelnen Zweigen allerdings ganz brach gelegt wurde, wenigstens in manchen Kategorien noch konkurrenzfähig bleiben sollte.

Leider wurde seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts von Seite der Regierung mehr den Interessen der Großindustrie, als denen des Kleingewerbes Rechnung getragen, so daß, während einzelne Zweige der Großindustrie des Kaiserstaates „sich kühn mit jenen aller übrigen Länder des Festlandes und zum Theil auch Englands messen konnten, das sonst so viel gerühmte Kleingewerbe Böhmens mit dem eines außerösterreichischen Nachbarlandes kaum mehr verglichen werden durfte."

Das Bedürfniß einer Reorganisirung in dieser Beziehung ließ die Gewerbtreibenden selbst zusammentreten und es bildete sich in den dreißiger Jahren der Verein zur Ermunterung des Gewerbegeistes in Böhmen zu Prag, dem bald der Gewerbeverein in Reichenberg und Gewerbevereine in anderen Industrialorten, sowie endlich das Centralcomité für Beförderung der Erwerbsthätigkeit des Erz- und Riesengebirgs folgten. Erst mit der 1850 von der Regierung in's Leben gerufenen Errichtung von Handels- und Gewerbekammern im ganzen Umfange der Monarchie wurde ein Organ geschaffen, durch welches der Handels- und Gewerbestand seine Anliegen, Wünsche und Beschwerden unmittelbar zur Kenntniß der Regierung gelangen lassen konnte, und dazu um so mehr befähigt war, je deutlicher und leichter er selbst die nothwendigen Bedürfnisse in seinem engeren Kreise erkennen konnte.

Unter den Wünschen, welche die Reichenberger Handels- und Gewerbekammer gleich anfänglich aussprach, waren wohl Jene von höchster Bedeutung, welche die Errichtung von Fach- und Gewerbeschulen zum Zwecke hatten. Die Regierung unterstützte die Wünsche der Kammer in hochherziger Weise, und es erfolgte 1852 die Errichtung der Webereischule in Reichenberg, 1854 die Zeichnen- und Modellirschule in Steinschönau, 1869 die Etablirung der Fachschule zur Hebung der Gablonzer Quincaillerie-Waaren-Industrie, nachdem die Gemeinde Reichenberg schon 1863 eine Handelslehranstalt geschaffen hatte.

Mit großer Freude wurde endlich der Ministerial-Erlaß vom 8. März 1869 begrüßt, durch welchen der gewerbliche Unterricht im ganzen Lande Böhmen einer gründlichen, erschöpfenden Reorganisirung unterzogen werden sollte. Es wurde angeordnet, daß nach Erledigung der nothwendigen Vorfragen, die als Berathungsbasis zu dienen hätten, eine Enquête-Kommission einzuberufen wäre, die sich mit dieser wichtigen Frage eingehend zu beschäftigen haben würde.

Die Reichenberger Handels- und Gewerbekammer unterließ nicht, sich dieser Angelegenheit aufs eifrigste anzunehmen. Sie erkannte, daß das Unterrichtssystem, wie es mit einem Ministerialerlasse vom 17. November 1854 aufgestellt war, den Ansprüchen der Zeit nicht genügte, und setzte in kurzen Umrissen einen allgemeinen Rahmen fest, innerhalb welchem sie das ganze Bild des künftigen gewerblichen Unterrichts zu fassen gedachte.

Als Basis diente die sogenannte Volksgewerbeschule, in welcher jedem, dem Gewerbe sich widmenden Kinde zunächst ein vervollkommneter Sprach-, Schreib- und Rechnenunterricht, dann aber Unterricht in der Chemie,

geweihten meist sehr schwer, das Gute von dem Schlechten zu unterscheiden. Zu den neuen Unterrichtsfächern gehört auch die Heimatskunde. Es muß gelobt werden, daß dieselbe von den Schulgesetzgebern in den Lehrplan der Volksschule aufgenommen wurde. Auf dem Grunde der Heimatskunde läßt sich ein vernünftiger geographischer Unterricht am besten aufbauen. Leider fehlte es bis vor Kurzem noch ganz und gar an brauchbaren Hilfsbüchern für diesen Unterrichtszweig; erst in der jüngsten Zeit sind einige derartige Werke veröffentlicht worden, und es dürfte noch lange dauern, bevor dem Bedürfnisse vollkommen Rechnung getragen sein wird. Die Aufgabe ist auch in der Regel eine schwierigere, da es meist an den nothwendigen Vorarbeiten fehlt und erst mühsam das entsprechende Material zusammengetragen werden muß. Kein Wunder auch, daß hie und da noch Mißgriffe geschehen und mangelhafte Geistesprodukte zu Tage gefördert werden. Mit um so größerer Befriedigung müssen wir die vorliegende Arbeit begrüßen, welche den besten ihrer Art beigezählt werden muß. Dr. Hallwich ist schon längst als fleißiger und gewissenhafter Forscher der heimatlichen Geschichte bekannt, seine Heimatskunde ist mit derselben Gewissenhaftigkeit und mit gleichem Geschick wie seine früheren Arbeiten abgefaßt. Die Aufgabe könnte von ihm leichter gelöst werden, da er sich seit Jahren mit der Geschichte Reichenbergs und seiner Umgebung beschäftigt und gründliche Studien nach dieser Richtung hin gemacht hat. Uiberdies muß, um gerecht zu sein, bemerkt werden, daß dem rührigen Reichenberger Lehrervereine das Verdienst gebührt, die Herausgabe der in Rede stehenden Heimatskunde angeregt und zum großen Theile vorbereitet zu haben. Wie Hallwich in der Vorrede mittheilt, veröffentlichte der genannte Verein bereits i. J. 1871 in der „Reichenberger Zeitung" eine Reihe von historisch-topographischen Artikeln. Unter dem Titel „Heimatskunde" wurden sämmtliche Ortsgemeinden des Reichenberger Bezirkes behandelt. Die Verfasser dieser Artikel waren fast durchgehends die Lehrer der betreffenden Orte, blos drei machten hievon eine Ausnahme; dieselben hatten Ant. Jäger in Maffersdorf, Jos. Gahler in Rudolfsthal und Ferd. Augsten in Ruppersdorf, drei werthe Freunde des Lehrervereines, zu Verfassern. Die Redaktion aller dieser Arbeiten hatte der verdiente Vereinsobmann Franz Heigel besorgt. Dr. Hallwich, Mitglied des Vereines, wurde nun von demselben aufgefordert, das bisher veröffentlichte Material einer neuen Durchsicht zu unterziehen und zum Ganzen einer Heimatskunde zu verbinden, welcher Arbeit er sich mit großem Vergnügen unterzog.

Wir sehen, daß hier im besten Sinne des Wortes mit vereinten Kräften gearbeitet wurde, und es ist nur zu wünschen, daß andern Ortes in ähnlicher Weise vorgegangen werden möchte. Auf diese Weise würden unsere Schulen bald nicht mehr der nöthigen Schulbücher für den neuen Unterrichtsgegenstand entbehren. Doch nehmen wir nun einen Einblick in das Buch selbst. Dasselbe besteht aus sieben Abschnitten: 1. Lage, Ausdehnung, Grenzen. 2. Bodenbeschaffenheit, Land- und Forstwirthschaft. 3. Witterungsverhältnisse. 4. Straßen, Postanstalten, Eisenbahnen und Telegraphen. 5. Bewohner. 6. Geschichte. 7. Topographie. Der letztere Abschnitt umfaßt den bei Weitem größten Theil, 62 Seiten, was darin seinen berechtigten Grund findet, daß das Büchlein nicht blos in den Schulen Reichenbergs, sondern in allen Schulen des Bezirkes verwendet werden soll. Wie wir schon bemerkten, bekundet jede Seite die strengste Gewissenhaftigkeit. Der Styl ist klar und deutlich, und das Werkchen sonach nicht nur für den Lehrer, sondern auch für die Schüler der obersten Klassen brauchbar. Die Fülle des Stoffes, welche nicht selten ein Zuviel zu sein scheint, dürfte dadurch veranlaßt worden sein, daß der Bearbeiter das Bedürfniß Vieler befriedigen wollte, und er von der Ansicht ausging, daß der erfahrene Schulmann aus dem Gebotenen mit richtigem Takte das auswählen werde, was für seine Schule als Material zur pädagogischen Verarbeitung geeignet ist. — Dem Werkchen ist eine recht brauchbare lithographirte Karte des Bezirkes beigegeben, welche dem tüchtigen Kartographen Prof. A. Hickmann ihre Entstehung verdankt. — Die Ausstattung kann ausgezeichnet genannt werden. — Bevor wir diese Zeilen schließen, müssen wir noch der Ansicht Ausdruck geben, daß durch dergleichen Arbeiten, besonders wenn sie von so geschickten Händen wie im vorliegenden Falle geleitet werden, die Vaterlandskunde nicht unwesentlich gefördert werden dürfte. Es sind dies Bausteine zum großen Ganzen. Von diesem Standpunkte aus muß der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen" dergleichen Arbeiten freudig begrüßen, selbst wenn dieselben nicht so vorzüglich wie die vorliegende sind.

ar.

tes willen angehende Dichter nicht ungenützt lassen wollen. Der besseren Uibersicht wegen haben wir die einzelnen Blumen und Blüthen alphabetisch geordnet:

B. Blüthenmyriaden, athemlose; — Bücherfluthen, schmiegsam Dammgefüge. — **D.** Donquichote, weltvergess'ne. — **G.** Gefängnismauer, geschwärzt Tod kündende. — **H.** Helena, lebenheischend-frohe. — Herz, zorndurchfrostet. — **K.** Kinderträumen, lächelndtrautes. — **M.** Märtyrerkronen, Hauptdornende; — Mirabeau, der Nieerblaßte; — Molochfratzen. — **N.** Rachesschwertes Flammenwinken; — Robespierre, granit gewalt'ger Urgeist. — **S.** Schemendunst! — Sonnenscheideküsse; — Stege, Dorndurchirrte, niebetretene; — Stürme, meergetragene. — **T.** Tod, des Schlafthum's buhlender Begleiter; — Todesminnen, schlafgewiegtes. — **V.** Verwüster, des Friedensstempels gräßlicher u. s. w. mit Grazie. Wir vermöchten noch manches anzuführen, was dem Angeführten an Schwung nichts nachgibt, doch es sei an diesem genug. Ein „Liebesqualsonetten"-Dichter dürfte kaum über einen reichhaltigeren Phraseologismus als unser geharnischter Sänger verfügen können.

Was haben wir noch über Mauthner's „Epigramme" zu sagen? Wenig mehr. Wie aus den Citaten ersichtlich, so mangelt ihnen vor Allem das, was echter Poesie niemals abgehen darf: Natürlichkeit, Einfachheit, Ungezwungenheit. Solange der Dichter glitzernde Strohblumen als Aufputz verschwendet, so lange muß er's auch zufrieden sein, wenn man den wahren Gehalt unter diesem nur schwer wahrnimmt. Und Talent fehlt dem jungen Dichter nicht, das zeigt manche Seite seines grünen Büchleins, vor allem aber das schöne, liebliche, fast meisterliche Sonett „Marie Antoinette." Möge der Dichter künftighin ruhiger, besonnener und klarer schaffen — und dann wird es uns — sollten es auch wieder Kriegssonette sein — möglich werden, von echter Poesie zu reden. **J. Nbr.**

Ebbe und Fluth. Novellen und Erzählungen von Klemens Ritter von Weyrother. Prag. C. H. Hunger, k. k. Hofbuchhändler. 1873.

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins ist der den Lesern dieser Blätter schon als Schriftsteller bekannte Kleroth, dessen „Dilettantentheater" im IX. Jahrgange Nr. I und II der literarischen Beilage seine Besprechung fand und welcher auch späterhin öfter erwähnt wurde.

Diesmal tritt er mit einem Büchlein Novellen und Erzählungen vor uns hin, deren Reinertrag für die durch die Uiberschwemmung im Monate Mai beschädigten Bewohner Böhmens bestimmt ist. Würde schon der edle Zweck jede strengere Kritik entwaffnen, so dürfte auch sonst die ganze Darstellung in ihrer bescheidenen Weise nur den Hauptanspruch auf die Unterhaltung des Lesepublikums bilden, ohne höhere Tendenzen zu verfolgen oder tiefere psychologische Erscheinungen und Räthsel zur Lösung bringen zu wollen.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, läßt sich den beiden Erzählungen „Der Handschuh" und die „Pendeluhr", so wie den Novellen „Moderne Magie" und „das letzte Adagio" durch die leichte, formgewandte Darstellung, die nur hie und da etwas weniger gefeilt erscheint, so wie durch die meist spannende Erfindung nachrühmen, daß sie den Zweck der Unterhaltung vollkommen erfüllen.

Nur die erste Erzählung basirt auf einer — wie uns der Verfasser belehrt — von Dr. Quarinonius, dem Leibarzte Kaiser Rudolfs II., in seinem Werke „Gräuel der Verwüstung" erzählten und durch die Schiller'sche Ballade bekannten Anekdote, die übrigen drei Novellen sind Originalerfindungen des Autors. Wenn die erste Erzählung mit den Worten beginnt: „Auf dem altstädter Ring in Prag stand im fünfzehnten Jahrhundert — ein Haus", so dürfte das wohl nur auf einen Druckfehler zu reduzieren sein, da ja die Geschichte zur Zeit Kaiser Rudolfs II. spielt. **Kw.**

Geographie und Statistik.

Der Reichenberger Bezirk. Heimatskunde für Schule und Haus. Bearbeitet von Dr. H. Hallwich. Herausgegeben vom Reichenberger Lehrervereine. Mit einer lithographirten Karte. Reichenberg. Verlag von A. Schöpfer. 1873. 83 Seiten. 8°.

Durch die neuen Schulgesetze, welche mehrere neue Unterrichtsgegenstände in die Volksschulen eingeführt haben, ist der echte Schaffenstrieb, leider aber auch die Spekulation im erhöhteren Grade wachgerufen worden. Der Büchermarkt wird im vollen Sinne des Wortes überfluthet, und es ist für den weniger Ein-

lung, erfreuen und so fernerhin sein Schärflein beitragen, endlich auch österreichische Poesie und Literatur zu Ehren zu bringen. **J. Nbr.**

„Die große Revolution", Epigramme von Fritz Mauthner, Leipzig. Oskar Leiner.

Ein junger deutsch-böhmischer Dichter, Fritz Mauthner, hat es unternommen, die französische Revolution in ihrem Grausen, Schrecken und sammt Folgen in 66 — Sonetten zu besingen. Es soll keinesfalls bei der folgenden kurzen Besprechung derselben jene Pedanterie die Feder führen, die auch das Aeußerliche und Formelle wesentlich in Anschlag bringt und da oft wegen geringfügiger Unzukömmlichkeiten schon viel Aufhebens macht. Wir wollen es also dem Dichter nur als geringen Verstoß anrechnen, wenn er einen wildbewegten, blutigen Kampf in Sonettenform besingt, die denn Heine in seinem Gedichte „die Dichtungsformen" nur zum Liede der Liebe, — der glücklichen, gegenseitig erwiederten, — gebrauchen will:

„Und wenn meine Liebste ein Herzchen hätt',
Ich machte darauf ein — hübsches Sonett."

Wenn aber der Sänger der „großen Revolution" in seinen Anforderungen an die deutsche Poesie zu weit geht und von ihr und allen deutschen Dichtern begehrt, den „deutschen Reim" nicht wie die „wälsch entmannten Sprachen" („wälsch entmannt" ist — nebenbei bemerkt — ein wunderbar gelungenes Epitheton), und „Schlüpfertönen," nicht zu „Liebesqualsonetten," sondern lediglich zu Schwert-, Schlacht- und wilden Kriegsgesängen zu gebrauchen (vergleiche Sonett 3), so hat er sein Unternehmen, mit Sonetten die „große Revolution" zu feiern, höchst seltsam entschuldigt. Würden wir in unserem liederreichen Deutschland nur jene Poesie gelten lassen, die dem grimmigen Kriegsgott dient,— dann freilich wohl würde Fritz Mauthner unter den wenigen Auserwählten mit voran in der nationalen Literatur stehen und das wäre denn Lohn genug für die revolutionären „Epigramme," — die — wieder nur nebenbei bemerkt — einer Dame, Susanna Rubinstein, gewidmet sind.

Die Sonette der „großen Revolution" schildern uns jene Schreckenszeit voll Blut und Mord in einzelnen Bildern, die von verschiedenem Werthe sind; die einen zeigen manchen kunstvollen Zug und verrathen Talent und Begabung, während andere unter schreienden Farben, manierirter Schnörkelei und zierlichem bestechendem Aufputze allzuwenig bergen, um den „deutschen Reim" in Dienst zu nehmen. Der Dichter manövrirt nur allzu gerne mit schwungvollen Wendungen, schmückenden Beiwörtern, kühnen Redensarten, namentlich aber vielfachen, effektmachenden Zusammensetzungen von Hauptwörtern, was alles schon einigem Schwulste nahekommt und durchaus nicht als Entschädigung gelten kann, wenn der poetische Erguß mitunter so unklar und dunkel wird, daß man wie an einer harten Nuß herumknacken muß, die am Ende doch hohl ist. Was will der Dichter z. B. mit folgenden Strophen sagen, die das Sonett „die Pyramidenschlacht" beginnen?

„Der Lorbeer kündet Ruhm von kürzrer Dauer,
Ein Lotosblumenkranz ward ihm beschieden;
Dem Siegeszeugen stehen Pyramiden
In vier Jahrtausend alter Sklaventrauer.

Wohl vier Jahrtausend ernste Blutthatschauer
Sind sie der Schmach des Volks, das sich ließ schmieden
In's Kettenband, von Freien sich geschieden,
Zum Trotze ward der Pyramidenbauer."

oder wie wären folgende Verse aus dem Gedichte „André Chémier" zu interpretiren?

„Dem Dichter winkt es fort; der Widerstreit
In seines Busens mädchenscheuem Leben,
Sein zages Schwanken und sein zitternd Schweben
Hat gegen Todesfurcht ihn wohl gefeit."

„Mädchenscheues Beben! — — Chémier!
Courage stünde einem Manne schöner!

„Da glaubt mit der Vernunft kreuzlahmen Krücken
Sich bettelstolz der Mensch gar zu beschmücken,
Da doch Natur ihr bestes denkt — im Schlafe."

Der Sinn dieser Worte mag mir wohl auch erst — im Schlafe kommen, da ich wachend vergebens nach ihm spürte.

Um auch unseren Tadel wegen der allzu gesuchten Redeweise rechtfertigen zu können, veranstalten wir eine kurze Blumenlese aus des Dichters poetischem Jargon, die um des Effek-

im Zeichnen u. s. f. — Alles mit Rücksicht auf die häusliche und gewerbliche Praxis — obligatorisch ertheilt werden sollte.

Als zweite Stufe wurde die Gewerbeschule betrachtet, die nur in Industrialorten gegründet und etwa mit der Realschule in Verbindung gebracht werden und die den Zweck haben sollte, absolvirten Unterrealschülern eine passende Gelegenheit zu bieten, sich in allen zur vollendeten Erlernung der verschiedenartigsten Gewerbe nöthigen und nützlichen Wissenschaften und Disciplinen die gründlichste Belehrung zu verschaffen.

Als dritte Art von Schule wäre endlich die Fachschule aufzufassen, welche überall dort in's Leben zu rufen wäre, wo irgend eine Spezialität von Gewerben in ganz vorzüglicher Weise sich bemerkbar machte, in Folge dessen eine gewisse stätige Fortbildung der technischen Fertigkeit einer größeren Menge an demselben Orte beschäftigter Arbeiter geboten erscheint.

Die fachmännische Kommission kam nicht zusammen. „Ein unseliger Wechsel in dem leitenden politischen System brachte, wie so manche andere, auch die in Rede stehende, nichts weniger als politische Angelegenheit in's Stocken, kaum die Vorfragen wurden erledigt," ja die bezüglichen Berichte der Reichenberger Handels- und Gewerbekammer dürften wohl niemals auch nur zur Kenntniß des Ministeriums gelangt sein.

Erst im Vorjahre gerieth die Angelegenheit wegen des gewerblichen Unterrichts wieder in Fluß, indem das Handelsministerium mit Erlaß vom 14. Jäner 1872 bei der Reichenberger Handels- und Gewerbekammer anfragte, „erstlich, ob irgendwo (im Bezirke dieser Kammer) unter dem Einflusse lokaler Verhältnisse sich ein Gewerbe entwickelt hat, auf welches eine Fachschule oder Fachzeichnenschule günstig einwirken würde; zweitens, ob und durch welche Maßnahmen die Wirksamkeit der bereits bestehenden bezüglichen Schulen zu erhöhen wäre."

Zur Beantwortung dieser Fragen hat nun die Kammer zwei erschöpfende, in's kleinste Detail hinein mit tiefer Sachkenntniß und Wärme geschriebene Berichte an das Handelsministerium ausgearbeitet, welche den besten Beweis liefern, mit welchem Ernst diese Körperschaft sich ihrer schwierigen Aufgabe unterzog. Der unermüdlich thätige, in bester Weise bekannte Handelskammersekretär Herr Dr. Hallwich hat das reiche Materiale auf wiederholten Bereisungen, demnach auf dem allein untrüglichen Wege der Autopsie gesammelt und mit einer solchen Durchsichtigkeit und Klarheit geordnet, daß zum vollkommenen Verständnisse desselben nichts zu wünschen übrig bleibt.

Indem er im ersten Berichte den Erz- und Mittelgebirgs-Distrikt einerseits und den Iser- und Riesengebirgsdistrikt andererseits seiner näheren Betrachtung eingehend unterzieht, gibt er in einer historischen Darstellung das Vorhandene an, zeigt genau die Bedürfnisse und stellt schließlich die Resultate zusammen. Es würde den Raum dieser Blätter übersteigen, wollten wir in das vortrefflich geordnete Materiale näher eingehen; wir halten es nur für wünschenswerth mitzutheilen, welche Verfügungen die Kammer zur Erhaltung und Vervollkommnung der von ihr vertretenen Industriebranchen zunächst für unerläßlich hält. Es sind dies 1. die Errichtung einer Fachschule für Bau- und Kunstgewerbe in Leitmeritz; 2. die dauernde Belassung der Bergschule für das nordwestliche Böhmen in Karbitz; 3. die fernere Dotirung der Weberlehrwerkstatt in Aussig; 4. die Flüssigmachung einer jährlichen Subvention von 600 Gulden für die Gewerbeschule in Teplitz; 5. die Einführung eines regulären Zeichnenunterrichts in Graupen, Klostergrab, Bilin, Dux und Mariaschein, beziehungsweise 6. die Etablirung einer oder mehrer Fachzeichnenschulen für Syderolithwaarenfabrikation der Bezirke Tetschen, Aussig und Teplitz; 7. die Bestallung eines Lehrers für Chemie an der Fachzeichnen- und Modellirschule in Gablonz; 8. die Creirung einer Zeichnenlehrerstelle in Harrachsdorf, beziehungsweise Neuwelt; 9. die unverzügliche Einleitung der erforderlichen Schritte zur Errichtung einer Webereischule im Riesengebirge mit dem Sitze in Hohenelbe und 10. die Gründung einer Fachzeichnenschule in Reichenau (im Gablonzer Bezirke).

Im zweiten Berichte werden die sprachlich gemischten und rein tschechischen Bezirke des Kammerrayons besprochen, und gleich im Anfange desselben wird mit Bedauern konstatirt, „daß sich diese Bezirke seit dem Bestehen der Handels- und Gewerbekammer diesem Institute gegenüber wenn nicht geradezu antipathisch, so doch fast ziemlich apathisch verhielten, aus Gründen, welche einerseits in den wohl zur Genüge bekannten nationalen und politischen Verhältnissen in Böhmen überhaupt, andererseits aber auch in dem besondern Umstand zu

suchen sind, daß sich gerade die Bevölkerung der sprachlich-gemischten von jener der rein deutschen Bezirke durch die auffallend geringere Pflege industrieller und merkantiler Interessen wesentlich unterscheidet." Indessen gibt es auch unter diesen politischen Bezirken einzelne relativ nicht unansehnliche Industriebezirke, namentlich Königinhof, Neustadt an der Mettau, Semil und Turnau. In letzterem Bezirke ist namentlich das, was der hochherzige Fabriksbesitzer Franz Ritter v. Schmitt für Böhmisch-Aicha leistete und noch fortwährend leistet, von höchster Bedeutung.

Uibrigens können wir auch hier nur die Anträge der Kammer hersetzen, welche dahin lauten: Es wird 1. die Gewerbeschule in Turnau der ferneren, kräftigen Förderung seitens des Ministeriums bestens empfohlen; 2. die Gründung einer Gewerbeschule mit spezieller Rücksicht auf Weberei in Böhmisch-Aicha in Anregung gebracht; es mögen 3. Verhandlungen wegen Feststellung der Summe von Dotationen für die schon bestehenden Fachschulen in Raudnitz und Jungbunzlau, so wie für die zu errichtenden Forstbildungs-, beziehungsweise Fachzeichnenschulen in Neubidzow und Hohenbruck eingeleitet werden, und es wird endlich 4. die Errichtung einer Fachschule für Weberei, Zeichnen und Modelliren in Grulich angelegentlichst befürwortet.

In einem dritten Berichte wird außer der nochmaligen Betonung der Errichtung einer Webereischule in Hohenelbe noch ein historisches Exposé über die Strohflechtschule in Hochstadt und über die Strohwebe- und Strohflechtschule in Zinnwald gegeben, welches ganz besonders interessant ist.

Wir empfehlen das Studium dieser offiziellen Berichte, deren Wichtigkeit höchst bedeutend ist, Allen, die sich um national-ökonomische Verhältnisse überhaupt interessiren, besonders aber Denjenigen, welche über die Entwicklung und die Bedürfnisse unserer nordböhmischen Industrie sich ein klares Bild verschaffen wollen, und sprechen nur den Wunsch aus, Herr Dr. Hallwich möge auch in Zukunft die Bestrebungen und die Thätigkeit der unermüdlichen Handels- und Gewerbekammer, deren Sekretär er ist, öffentlich bekannt machen, denn nur dadurch wird der so nothwendige Zusammenhang zwischen dieser Korporation und der Bevölkerung hergestellt und auch in den weitesten Kreisen das Interesse dafür geweckt. **W—r.**

Naturgeschichte.

Dr. Hanns Bruno Geinitz. Das Elbthalgebirge in Sachsen. Kassel. Theodor Fischer.

Unter den paläontologischen Werken, welche wir über Böhmen besitzen, nimmt heute noch A. E. Reuß' Werk, „die Versteinerungen der böhmischen Kreide" einen hervorragenden Platz ein, obzwar seit seinem Erscheinen ein Zeitraum von Dreißig Jahren verlaufen ist, in welchem die Wissenschaft weite Fortschritte machte. Jenes Werk stützt sich vornehmlich auf die kurz vorher publizirten Arbeiten H. B. Geinitz' über die Versteinerungen der sächsischen Kreide, deren analoge Schichten im nördlichen Böhmen auftreten und unsern vaterländischen Naturforscher zu jener Arbeit anregten. Während die böhmische Kreide aber einer neuerlichen Revision entgegen sieht, von welcher Arbeit der Tod nur zu früh den tüchtigen Dr. U. Schloenbach weg riß, hat Prof. Geinitz seine frühere veraltete Arbeit nun im Lichte unserer Tage umgearbeitet und allen jenen Fortschritten Rechnung getragen, die er seit jenem ersten Erscheinen die Wissenschaft gemacht hat, und hiemit seinen früheren berühmten Arbeiten ein neues Meisterwerk beigefügt, das von allgemeiner Wichtigkeit, für uns von ungleich größerer Bedeutung ist, als es sich über Versteinerungen verbreitet, welche sich in unsren böhmischen Kreideschichten gleichfalls finden.

Das Werk, wie es uns heute vorliegt, läßt aber auch in seinem Aeußeren den Fortschritt der Zeit erkennen. Wie sehr sticht der scharfe schöne Druck und die sorgfältige Ausstattung von jenem der „sächsischen Kreideversteinerungen" von vormals ab. Wie sehr die Ausführung der Tafeln! Bei der früheren Arbeit gelang es dem Verfasser mit schwerer Mühe einen Zeichner, seines Zeichens eigentlich Kupferstecher zu gewinnen, welcher ohne alles Verständniß für die Sache die erforderlichen Zeichnungen auf den Stein machte, die Vieles zu wünschen übrig ließen — und heute liegen die Tafeln in vollkommener Reinheit ausgeführt vor uns. Unten in der Ecke nennt sich der bescheidene Künstler Elise Geinitz — des trefflichen Meisters jugendliche Tochter hat die meisten derselben in großer Vollendung ausgeführt! Eine seltene Erscheinung in unseren Tagen, aber umsomehr von dem verschwommenen Leben der Gegenwart sich abhebend;

wer es weiß, welche Mühe und Sorgfalt neben wissenschaftlichem Verständniß die Anfertigung solcher Tafelwerke benöthiget, wird dem Fräulein seine vollkommenste Anerkennung zollen, und ihr gewiß einen Antheil an dem gelehrten Ruhme des Vaters zuweisen. Und in der That das kunstfertige Fräulein ragt in aller ihrer Bescheidenheit wahrlich tiefer in den Kreis des wissenschaftlichen Lebens hinein, als jene weiblichen Studentinen, welche die Universitäten unsicher machen, und mit Gewalt gelehrt sein wollen, ohne es weiter zu bringen als — zu einem kecken Nasenklemmer und unweiblichen Benehmen.

Wir freuen uns der trefflichen Arbeit des gelehrten Vaters und der kunstfertigen Tochter, und sehen mit Vergnügen, wie das großartig angelegte Werk rüstig vorwärts schreitet — ein Prachtstück deutschen Gelehrtenfleißes. Bis jetzt erschienen vom 1. Band der untere Quader: 1. Seeschwämme, 2. Corallen, bearbeitet von Dr. Bölsche, 3. Seeigel, 4. Bryozoen und Foraminiferen, bearbeitet von Dr. Reuß, 5. Brachiopoden und Pelecypoden; 2. Band mittlere und obere Quader: 1. Seeschwämme und Radiaten, 2. Brachiopoden und Pelecypoden.

L.

Dr. Fridolin Sandberger. Die Land- u. Süßwasserconchylien der Vorwelt. — Wiesbaden Kreidel's Verlag.

Ein Fachmann allein kann beurtheilen, welche unendliche Mühe die vorliegende großartige Monographie der fossilen Land- und Süßwasserconchylien verursacht; denn wenn selbst von allen Seiten dem berühmten Verfasser die thätigste Hilfe zu Theil wurde, weiß nur ein Eingeweihter, welche Beschwerden, welche Hindernisse die so sehr ähnlichen Formen der Süßwasserweichthiere einer eingehenden Untersuchung entgegensetzen, umsomehr Fossile, denen manche Kennzeichen abgehen, die Lebende besitzen.

Die Arbeit Sandberger's, welche seit einer Reihe von Jahren den Gelehrten beschäftigt, ist nun bis zur achten Lieferung gediehen und reicht bis zum 32. Bogen und 32. Tafel. In dem erschienenen Werk sind bisher alle Süßwasserweichthiere abgehandelt, welche in den älteren Schichten vorkommen bis zu jenen, welche sich in den obercocänen Schichten finden. Für unsere einheimischen Verhältnisse werden die folgenden Abtheilungen, welche die miocänen Formen behandeln, von Bedeutung sein, da sie die Versteinerungen der Süßwasserablagerungen von Kolosurk, Tuchorschitz, Littmitz u. s. w. im Vergleich mit anderen gleich alten vorführen werden.

In Form und Ausstattung reiht sich das umfangreiche Werk an die von dem Verfasser in Kreidel's Verlage erschienenen Arbeiten über die Versteinerungen des rheinischen Uibergangsgebirges und des Mainzer Tertiärbeckens an, der großen Arbeit ganz würdig.

L.

Zur Kalenderliteratur.

Egerer Jahrbuch. Kalender für das Egerland, 3. Jahrgang 1873. Eger, Druck und Verlag von J. Kobrtsch und Gschihay.

Der „Egerländer Kalender" hat somit seinen dritten Jahrgang begonnen, der sich seinen beiden Vorgängern in der würdigsten Weise anreiht. Wir haben über das Dankenswerthe des Unternehmens schon bei früherer Gelegenheit gesprochen und wollen nur hervorheben, daß auch der dritte Jahrgang eine reiche Fülle unterhaltender und, was noch mehr gewürdigt zu werden verdient, eine Anzahl sehr kostbarer wissenschaftlicher Artikel bringt, die in ihrer populären Einkleidung einem Volksbuche alle Ehre machen. Den unterhaltenden Theil vertreten zwei Erzählungen „Geheimnisse eines alten Egerer Hauses" von B. Wilhelm, eine jener sagenhaften, halbgespenstischen Schaudergeschichten an die wir regelmäßig gemahnt werden, wenn wir die merkwürdigen Giebelhäuser alter Städte bewundernd anblicken und uns dabei der unheimlichen Kellerräume und unterirdischen Gänge erinnern, die in der „guten alten Zeit" so manches Verbrechen mit dunklem Schleier deckten. Sehr frisch und anziehend ist die zweite treffliche Lebensskizze „Veilchen, Flatterrosen, Wermuth und Immergrün," Fliegende Blätter aus dem Tagebuche meines langen Vetters, des Doctors der Philosophie, geschrieben; köstlicher Humor durchzieht die losen Blätter, deren Verfasser sicher das Zeug zu einem tüchtigen populären Erzähler hat. — In dem Artikel „zur Literatur des Egerlandes und der nächsten Umgebung" gibt J. Neupauer eine Skizze des Lebenslaufes und der Bestrebungen jener Männer, die sich von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart um das Egerland in

literarischer Hinsicht verdient gemacht haben. Die „Volksreime des Egerlandes“ v. H. Gradl und Ed. Reichl bringen diesmal Tanzreime und größere Lieder in gewohnter, die Sprache des Egerlandes getreulich wiedergebender Version; wir fanden darunter auch manches weit über die Grenzen des Egerlandes verbreitete Lied. Dem „Rückblicke auf Eger im Jahre 1872“ entnehmen wir, daß die Stadt in diesem Jahre außer einer Aktienbrauerei auch zwei Banken erhielt und daß weiters der Bau eines Theaters beschlossen wurde. Auch gedenkt der Rückblick mit warmen Worten des dritten deutsch-böhmischen Lehrertages. Kleinere Skizzen liefern die Artikel: „Kriegsereignisse bei uns zu Eger i. J. 1809“, „das Egerländer Rindvieh“, „die Hochzeit im Egerlande“, „die Burgen Königswart und Borssengrün“, „die deutsche Reichsstadt Eger und das Reichsgebiet Egerland“ u. a. m. Eine sehr dankenswerthe Arbeit hat Archivar G. Schmid in dem Artikel „die Ortschaften des Egerlandes“ geliefert, worin er die einzelnen zum alten Egerlande gehörigen Ortschaften mit den nöthigen statistischen Daten, Flächeninhalt und Bevölkerung in den Jahren 1850 und 1869 vergleicht. Wir entnehmen demselben Folgendes: „Das Egerland umfaßt $7^3/_{10}$ Qu.-Meilen mit gegenwärtig 2 Städten (Eger und Franzensbad), 4 Märkte und 124 Dörfer mit mehr als 30 Einschichten und ist eingetheilt in 110 Katastralgemeinden, die in 32 Ortsgemeinden zerfallen. Nach der Volkszählung vom 31. Dez. 1869 hatte es eine Bevölkerung von 46.011 Köpfen, wovon 21,877 männlichen und 24,134 weiblichen Geschlechtes; die Anzahl der Häuser betrug 4550. Derselbe gibt auch einen „zweiten bibliographischen Beitrag zur Kunde des Egerlandes.“ Für den interessantesten Artikel jedoch, der auch weit hinaus über des Egerlands Grenzen Beachtung verdient, halten wir die Forschungen, die unter dem Titel „Noch Etwas von Egers alten Häusern“ zusammengefaßt sind. Der Verf., wir irren wohl nicht, wenn wir den um die Geschichte des Egerlandes so hochverdienten Pröckl als solchen bezeichnen, stellt in demselben sehr eingehende Untersuchungen über eine noch nicht abgeschlossene Frage an, in welchem Gemache des gegenwärtigen Stadthauses (ehedem Juncker-Bachhelblsches Haus) Albrecht von Waldstein in der Nacht des 25. Februar 1634 ermordet wurde. Bekanntlich zeigt man Fremden, die Eger besuchen, eine im Hofraume gelegene Kanzlei als jenes Zimmer, wo Waldstein in jener verhängnißvollen Nacht den Tod fand. Der Verfasser thut nun dar, — und wir stimmen ihm nach seiner gewissenhaften Untersuchung vollkommen bei, — daß die Ermordung in einem kleinen, gegen den Marktplatz zu gelegenen Gemache, worin gegenwärtig das Bureau des Bürgermeisters, stattfand. Möge das treffliche Egerer-Jahrbuch auch in diesem Jahre wieder recht weite Verbreitung finden.

Dr. J. E. F.

Varia.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag, Nr. 11.

Abermals liegt ein von dem unermüdlich thätigen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag herausgegebenes Broschürchen vor uns, das sich seinen Vorgängern würdig anschließt. Es behandelt in einer Art historischen Uiberblicks die Leibeigenschaft, Robot und Freiheit des Bauernstandes, und stellt sich die Aufgabe, zu zeigen, wo der Bauer seine Freunde und seine Feinde zu suchen habe. Es werden die bedeutenderen politischen Parteien unseres Kronlandes mit ihren Zielen und Tendenzen kurz geschildert und die Zwecke der Klerikalen, der Feudalen und Liberalen auf Grund ihres Entstehens und Werdens dargestellt. Der von den Ultramontanen ausgestoßene Schreckensruf: „die Religion ist in Gefahr“ wird gründlich analysirt und der Beweis geliefert, daß weder die interconfessionellen — noch auch die neuen Schulgesetze auch nur im entferntesten der Religion Schaden bringen. Es wird die Zeit Kaiser Josefs II. einer eingehenderen Beachtung unterzogen, wo gleichfalls der Ruf „die Religion ist in Gefahr“ ertönte und in der That das Erstarken der freieren Richtung unmöglich machte. Schlimme Zeiten mußten kommen, ehe es wieder möglich war, die Fesseln zu lösen, unter denen die Völker seufzten, und erst der neuen Verfassung ist es gelungen, das Volk nicht blos körperlich, sondern geistig und politisch frei zu machen. Es ist aber nöthig, diese herrliche Errungenschaft auch zu behaupten, und deshalb ist die liberale Partei unermüdlich thätig, um das Bewußtsein für die durch die Verfassung hervor-

gerufenen Wohlthaten zu wecken, zu kräftigen und zu fördern, und den Widerstand der entgegenstehenden Parteien zu brechen, welche gegen diese Neuerungen ankämpfen, weil sie dadurch ihre Macht und ihren Einfluß, vernichtet sehen, eine Macht und einen Einfluß, den sie nicht zum Besten des großen Ganzen, sondern zur Förderung ihrer selbstsüchtigen Interessen und Zwecke anwendeten.

Die kleine Broschüre ist mit Wärme geschrieben und — was unumgänglich nöthig ist — durchaus populär gehalten; der Bauer, welcher sie aufmerksam durchliest, wird in der That keine Schwierigkeiten haben, um zu wissen, wo sich seine Freunde und wo sich seine Feinde befinden, und ob er folgen soll, wenn es sich um Unterzeichnung von Adressen gegen die neuen Schulgesetze — die gar so gerne kolportirt werden — oder um den Beitritt zu den katholisch-politischen Casinos handelt. —v.

Bibliographie.

A.

Dörre F. C. und W. **Funke**, Der Bezirk Tetschen in seinen land- und forstwirthschaftlichen Verhältnissen. Herausg. vom Central-Comité f. d. land- und forstwirthschaftliche Statistik Böhmens. (Als Beilage zu den Mitthl. des Central-Comités f. d. J. 1870.) Hoch 4. VII, 174 S. m. 1 chromolith. Karte in gr. Folio.) Prag, Calve in Comm.

Duschek Ign., Anleitung zur Kultur d. Färber-Knöterichs (poligonum tinctorum) in Mittel-Europa und zur hierländ. Indigobereitung. Mit einer lith. Taf. 16. IV, 21 S. Prag, Mourek.

Gallas C. E., Die Regulierung der Flüsse Böhmens und ihre volkswirthschaftliche Bedeutung. Herausg. vom böhm. Forstvereine. Mit einer lith. u. color. Wasserkarte sammt dem Eisenbahnnetze v. J. Mayr. (Aus d. Vereinsschrift f. Forst-, Jagd- und Naturkunde.) gr. 8. 42 S. Prag, Rziwnatz.

Jahrbuch, berg-hüttenmännisches der k. k. Bergakademien zu Přibram u. Leoben u. der königl. ungar. Bergakademie zu Schemnitz f. d. Studienj. 1869/70. 20. Bd. (Als Fortsetzung d. Jahrbuches der k. k. Montan-Lehranstalt zu Leoben.) Red. Joh. Grimm. Mit 5 in den Text gedr. Figuren, 7 lith. Taf. u. 3 größeren Tabellen. gr. 8. V, 521 S. Prag, Calve in Comm.

Kisch, Dr. E. Heinr., Marienbad, seine Umgebung u. seine Heilmittel. 4. Aufl. 8. VII, 166 S. Marienbad, Götz.

Kisch, Dr. E. Heinr., Marienbad, ses environs et ses remedes. 4. Ed. Traduit par Prof. C. A. Saintonges. 8. V, 180 S. Marienbad, Götz.

Kotz B. W., Skizze e. Forsteinrichtung f. freie Waldbesitzer auf Herrn Hofrath Preßler's „neue" forstl. Hülfen gestützt. gr. 8. V, 45 S. m. 2 Tabellen. Prag, André.

Mach E., Die Gestalten der Flüssigkeit. Die Symmetrie. Zwei Vorträge ... gr. 8. 33 S. m. eingedr. Holzschn. u. 1 Steintaf. Prag, Calve.

Močnik Frz., Lehr- u. Uibungsbuch d. Arithmetik für Unterreal- u. Bürgerschulen. 14. verb. Aufl. Ausg. m. böhm. Terminologie. gr. 8. VI, 258 S. Prag, Tempsky.

Noback Gust., Bierproduktionskarte von Oesterreich-Ungarn. Chromolith. gr. Fol. Prag, Calve.

Pokorny Al., illustrirte Naturgeschichte der drei Reiche. Für die unteren Classen der Mittelschulen. 1. Thl.: Naturgeschichte des Thierreichs. 11. Aufl. m. 490 Abbildgn. in eingedr. Holzschn. Ausg. m. böhm. Terminologie. gr. 8. VIII, 289 S. Prag, Tempsky.

Resultat der direkten Reichsrathswahlen im Wahlkörper des Großgrundbesitzes am 18. Dec. d. J. 1871. gr. 8. 35 S. Prag, Mourek in Comm.

Schindler Dr. Jos., Johannes Hus. 8. 131 S. Prag, Hunger in Comm.

Solin Jos. M., Ueber graphische Integration. Ein Beitrag zur Arithmographie. gr. 4. 10 S. m. 1 Steintaf. Prag, Rziwnatz.

Statistik d. k. Hauptstadt Prag. Herausg. von der statist. Kommission d. k. Hauptstadt Prag unter Red. des Vorstandes d. städt.-statist. Bureaus Prof. Jos. Erben. 1. Bd. Topographie, Klimatographie, Bevölkerung, Beilagen. Mit e. lith. Plane von Prag und e. lith. Blatt Diagramme. Hoch 4. XXX, 315 S. Prag, Mourek.

Taschen-Ausgabe der Gesetze für das Königreich Böhmen. Nr. 59: Die Gesetze betreffend die Nothwahlen in die Reichsvertretung von 13. März 1872, die Vollstreckung von Expropriationserkenntnissen in Eisenbahnangelegenheiten v. 29. März 1872, die Re-

gelung der Gehalte des Lehrerpersonals an den vom Staate erhaltenen technischen Hochschulen, nautischen Schulen, Lehrerbildungsanstalten, den damit verbundenen Uibungsschulen und an theologischen Facultäten vom 17. und 19. März 1872, und die Anrechnung der an einer technischen Hochschule zugebrachten Dienstzeit beim Uibertritte an eine Universität vom 3. April 1872, ferner die Ministerial-Kundmachung hinsichtlich der provisorischen Errichtung von Hufbeschlags-Schulen vom 22. Februar 1872 nebst 29 in dem Zeitraume vom 24. Februar bis 16. April 1872 durch das R.-G.-Bl. veröffentlichten Gesetzen ꝛc. Prag, Linnekogel und Funk.

Nr. 60. Die Gesetze und Verordnungen betreffend die Lehrerprüfungen an Volks- und Bürgerschulen vom 5. April 1872, die Lehrbefähigungszeugnisse für Mittelschulen vom 5. April 1872, die Bezüge der Landesschulinspektoren und die Reisevergütung für Landes- und Bezirksschulräthe vom 6. und 19. April 1872, die Organisation der technischen Hochschule in Wien vom 10. April 1872, und die Bezirk- und Landeskonferenzen der Volksschullehrer vom 8. Mai 1872; ferner Gesetz über die Verleihung von Anstellungen an ausgediente Unterofficiere vom 19. April 1872, nebst 14 in dem Zeitraume v. 16. April bis 22. Mai 1872 durch das R.-G.-Bl. veröffentlichen Gesetzen ꝛc.

Nr. 61. Die Rigorosen-Ordnung v. 15. April 1872. Mit einem Anhange, enthaltend: Die Studien-Ordnung v .1. Okt. 1850, Die Verordnung üb. Kollegiengelder v. 12. Juli 1850, die Disciplinar-Ordnung für Universitäten vom 18. Oktober 1849, die Nostrifikation auswärtiger Doktorsdiplome vom 6. Juni 1870, ferner die Studienordnung für juridische Fakultäten vom 2. Oktober 1855 und die Verordnung über Staatsprüfungen an juridischen Fakultäten vom 16. April 1856.

Tauler's Joh., Predigten. Nach dem besten Ausg. in die jetz. Schriftsprache übertragen v. Dr. Jul. Hamberger. 2. neu bearb. Aufl. gr. 8. XII, 844 S. Prag, Tempsky.

Thein J., Die Weinveredlung u. Kunstwein-Fabrikation in ihrem ganzen Umfange. Rationelles Verfahren zur Verbesserung des Mostes, zur Veredlung fert. Weine und zur Bereitung d. künstl. Champagners und aller Sorten Ausbrüche und Liqueur-Weine aus geringen Landweinen; praktische Anweisung zur Darstellung von Obst- und Kunstweinen aller Art und genaue Anleitung zur Klärg. (Schöng.) trüber Weine u. zur Beförderung der Flaschenreife der Weine. Nebst e. Anhange, enth. die Anweisg. zur Bereitg. der Wein-Liqueure. 3. Aufl. 8. 55 S. Prag, Dominicus.

Thuemen, F. de, Fungi Austriaci exsiccati. Centuria I. gr. 8. 3 S. Text m. 100 getrockneten Pilzen. Teplitz, Berlin, Calvary und Co.)

Zessner, Baron H., Einige Worte über die Beweise des Christenthums. gr. 8. 52 S. Prag, Dominicus.

C.

Drivot P., Ältere Geschichte d. deutschen Reichsstadt Eger u. d. Reichsgebiets Egerland. In ihren Wechselbeziehungen zu den nachbarl. deutschen Landen u. Böhmen unter Mitbenutzung urkundl. Materials dargestellt. gr. 8. Leipzig, M. Schäfer.

Exner W. F., Die Industrie des Böhmerwaldes. Vortrag geh. im k. k. österr. Museum f. Kunst u. Industrie am 2. Febr. 1872. (Aus „Wochenschrift f. Wissenschaft u. Kunst".) gr. 8. 15 S. Wien, Rosner in Comm.

Grueber Bernh., Die Kunst des Mittelalters in Böhmen. Nach den besteh. Denkmalen geschildert. Hersg. m. Unterstützung d. k. k. Ministeriums f. Cultus u. Unterricht v. der k. k. Central-Commission für Erhaltung der Baudenkmale. 1. Theil. Der roman. Styl, beiläufig von 1070 — 1230. 3 Lief. gr. 4. S. 57—80 m. eingedr. Holzschnitten. Wien, Gerold's Sohn in Comm.

Kraus Dr. D., Die Thermen von Teplitz-Schönau in ihrem Verhalten zu mehreren Krankheiten des Urogenital-Systems beim Manne. gr. 8. III, 83 S. Dresden, L. Wolf.

Verkehrs-Karte von Böhmen, Mähren, Schlesien, Erzh. Oesterreich u. den angrenzenden Landestheilen, nebst neuen Karten der Umgebung von Prag u. Wien. Lith. u. color. gr. Fol. Teschen, Prochaska.

Walter Jul., Sprudelsteine. Ein Karlsbader Bilderbuch. 8. III, 242 S. Berlin, Janke.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landesschulinspektor.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druckindustrie in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereins

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Prag. V. & VI. Am 18. Juni 1873.

Geschichte.*)

I.

Ranke Leop. v., Sämmtliche Werke. 2. Gesammtausgabe, vollständig in 40 Bänden. I. u. II. Bd. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 6. Aufl. I. Leipzig. Duncker und Humblot. 1870. 8°.

Über den Werth der Produkte Ranke's prechen und die wissenschaftliche Höhe seiner Forschungen in weitläufiger Weise beleuchten vollen, hieße wohl Eulen nach Athen tragen. Als Forscher gründlich wie kaum Einer, in der Diction elegant und künstlerisch, die Auffassung auf dem streng nationalen Boden — das sind Vorzüge des Mannes, auf den wir Deutsche benso stolz sein dürfen, als auf die Heroën es Geistes aus der Blüthezeit der deutschen Poesie und deutschen Philosophie. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat die deutsche Geschichtsschreibung die alten breitgetretenen Spuren verlassen. Schon hatte Herder durch ine „Ideen zur Philosophie der Geschichte" e Perspektive auf eine neue Epoche eröffnet, e weit über den antiken Schematismus, den ngewordenen Paragraphenkram und den oberächlichen Pragmatismus, mit denen allerngs Ernst der Forschung, Bienenfleiß im aterialsammeln, Unparteilichkeit der Gesinung Hand in Hand gingen, zu einer tieferen assung, zur Durchgeistigung des Materials it Ideen hinausstrebte. Schon Johannes von üller gehörte der Erstlingszeit dieser Epoche ; aber erst Niebuhr war der ächte Bahnbre- r der kritischen, freien und selbstständigen rschung. Seitdem beherrschte die deutsche Geichtsschreibung ein neuer Geist, eine ganz änderte Richtung, der seinen Impuls in den altigen Ereignissen der Grenzscheide des III. und XIX. Jahrhundertes fand, welche, Giesebrecht in seinem 1858 gehaltenen rtrage so treffend sagt, „alle Völker nach gem Schlafe durchrüttelten und vor Allem Deutsche einmal recht kräftig daran erinnerten, daß wir ein Volk, — ein großes Volk seien, was wir fast vergessen hatten." Um dann die große Schilderhebung dieses Volkes für seine Penaten, für die Sache des Vaterlandes und seiner Fürsten und ihre Erfolge! Aus ihr sprießte der Geschichtsschreibung neues Leben, „der nationale Gedanke" wurde die treibende Kraft derselben und der Glaube an die Lebensfülle der Nation und an das Vaterland gibt ihr Muth und Frische. Der nationale Gesichtspunkt mit gleichzeitiger Wahrung des universellen, durch den allein nur das Leben einer Nation verstanden werden kann, die Erhaltung der alten Gründlichkeit, Unparteilichkeit und inneren Wahrhaftigkeit, ein heiliger Ernst der Kritik, das sind die Lebensadern, die die deutsche Geschichtsforschung zur lebendigen Wissenschaft gemacht, die uns vor Allem eine „Deutsche Geschichte," den Lebensborn jeglicher Nation geschaffen haben. Das so aufgefaßte Geschichtsleben ist die Gluthsonne, unter deren Strahlen Begeisterung und Enthusiasmus aus Vaterlandsliebe und nationalem Stolz emporwachsen. Dazu gesellten die Männer, welche diese neue Richtung vertreten, eine feine stylistische Form, den historischen Kunststyl, wie ihn schon Schiller anbahnte; eine klare lebendige Sprache, welche unvermittelt die Ideen der Forschung zum Ausdrucke bringt, die die Forschung heraushebt aus der Stube des Gelehrten, sie in der That zum Eigenthume oder zum Hausschatze nationaler Bildung gemacht hat.

Wie die Werke Schiller's und Göthe's, die Produkte deutscher Dichter und Philosophen die Ausbildung deutscher Gesammtbildung nach der idealen und ästhetischen Seite begründen und fördern, so thun es die Werke der Geschichtsschreibung nach der realen Seite hin und sind sonach eine Ergänzung der ersteren. In jenen kommt so recht die universelle und kosmopolitische Natur des Deutschen zum Gepräge, in diesen aber erkennen wir unsere engere nationalen Gesichtspunkte und Pflichten. — Voran

unter den Geschichtsschreibern der Neuzeit ist nach jeder Seite hin Altmeister Ranke zu nennen, der in dieser Richtung nun fast 50 Jahre thätig ist und ganze Generationen von Schülern und Jüngern zu seinen Füßen sieht. Seine Werke umfassen den gesammten Zeitraum der neueren Geschichte Deutschlands und beginnen mit der großen Reformation, deren Geschichte allein 6 Bde., deren I. u. II. vollendet in dieser Gesammtausgabe vor uns liegen, faßt. An sie schließt sich naturgemäß die „Geschichte Deutschlands vom Religionsfrieden bis zum 30 jähr. Kriege" und hieran die „Geschichte Wallensteins" — je in einem Band. Unwillkürlich mußte Ranke die welthistorischen Geschehnisse, die er nach aller Richtung hin mit starkem Geist beherrschte, auf das Ringen der religiösen Bekenntnisse, auf den Widerstreit zwischen Staat und Kirche, auf die Organisation der höchsten katholischen Autorität des Papstthums, sowie auf den Wettkampf der Germanen und Romanen lenken. So entstanden denn nach der einen Richtung hin: „die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" (6 Bde., bereits die 6. Aufl.) und nach der andern Seite hin: „Französische Geschichte im 16. und 17. Jahrh." (6 Bde.), „Englische vornehmlich im 17. Jahrh." (9 Bde.) und das durch eine wundervoll klare Auffassung ausgezeichnete Buch: Romanische und germanische Völker in einem Bande — so zu sagen die von dem auf der Höhe des gewaltigen Geschichtsgebietes von drei Jahrhunderten stehenden Forschers aus allen seinen Prämissen gezogene Schlußfolgerung, der nach Anhörung aller Parteien gefällte Schiedsspruch. Nebstdem schrieb Ranke neben zahlreichen kleinern (wozu neuestens „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund" und der „Briefwechsel Fried. Wilh. mit Bunsen" —) Schriften: die Entstehungsgeschichte des preußischen Staates (Genesis und Neun Bücher in 3 (4) Bänden). Weite Universalität des Blickes, glänzende Darstellung im Lichte klarer Wahrhaftigkeit, frische männliche und nationale Kraft, wie sie die Werke der Engländer durchweht, zeichnen alle aus. Ranke „gewöhnt uns an Gerechtigkeit nach außen, an bescheidenes und zuversichtliches Selbstgefühl nach innen!" — Wenn der Hebel und Angelpunkt politischer Volksbildung ernste und tiefe Geschichtskenntniß ist, wenn es pietätvolle Ehrenpflicht der Enkel ist, der Thaten der Ahnen zu denken und sich in und an ihnen Begeisterung, Kraft und Muth zu holen — dann dürfen wohl solche Werke wie die Ranke's in keinem deutschen Heime fehlen. Die Verlagshandlung hat eine dankenswerthe Arbeit übernommen, indem sie diese 2. Gesammtausgabe in cra. 40 Bänden in würdiger Ausstattung herausgibt, von denen je 6 immer in einem Jahre herauskommen, so daß also das ganze Nationalwerk bis 1879 vollendet sein wird. Der Subscriptionspreis beträgt pro Band $1^2/_3$ Thaler. Möge das Werk die Theilnahme aller derer in unserm Vaterlande finden, welche an Wissenschaft, Literatur und Deutschthum Interesse finden und für Volksbildung und Hebung nationalen Sinnes sich begeistern können! **K. R.**

Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges in den vorwaltenden Zeiten der Wittelsbacher. (Herausgegeben durch die histor. Commission bei der kngl. Akademie der Wissenschaften.) I. Band Ritter (M.) Die Gründung der Union 1598—1608. München 1871. SS. 751. 8°.

Nie hat das Haus Wittelsbach eine bedeutendere und gewichtige Stellung in der Geschichte eingenommen, nie sein Besitz so gewaltig in die Geschicke Europa's eingegriffen als im letzten Theile des XV. und im Anfange des XVI. Jahrhunderts. Unter Albrecht dem V wurde in Baiern durch die Compagni Jesu voran P. Canisius mit unbarmherzige Strenge die katholische Religion wieder ein geführt. Die zweite Linie — die pfälzische — aber wurde zur Vorhut des Calvinismus, de in Friedrich III. seinen mächtigsten Schütze fand. Beide Linien nahmen denn auch bal ihre hervorragende Stellung zu den kirchlic politischen Parteien ein. 1608 tritt Kurfür Friedrich an die Spitze der protestantische Union, in demselben Jahre Max von Baier an die Spitze der katholischen Liga. Kaum 1 Jahre später bringt das Geschick Friedric Sohne dem Wittelsbacher Friedrich V. die Kro Böhmen's und mit ihm scheinbare Vernichtu des Katholizismus und des Kaiserhauses. 3 Jahre 1620 aber schlägt der Wittelsbacher M die Schlacht am weißen Berge und begründ einen Wendepunkt der europäischen Geschich So war dasselbe Haus in seinen zwei Lin der Träger zweier diametral entgegengesetz weltbewegenden Strömungen, grundverschie nach Inhalt und Endzweck wie die Pole

Erde, jede der Mittelpunkt ihrer Verfechter geworden. — Wahrlich, in einer solchen Zeit eine Stellung von welthistorischer Erdeutung! Es war daher gewiß ein berechtigter und von den besten und triftigsten Bewägungen getragener Vorschlag Cornelius', an die Herausgebung aller auf diese Zeit bezüglichen Documente und Urkunden, soweit sie vorhanden sind, zu gehen. Der Vorschlag fand die gerechte Würdigung und ist Dank der hochherzigen Unterstützung des Königs Max II. bereits zur That geworden. Der I. Band des großen Werkes ist erschienen und bringt 576 Acten zur Geschichte der Gründung der Union (1598—1608), bearbeitet von M. Ritter. Es kann uns nicht beifallen, den ungeheuren Fleiß, die ausgezeichnete Anordnung, die Reichhaltigkeit und den Umfang des Materials hier des Besonderen hervorheben zu wollen; es genügt wohl einzig der Hinweis auf die Genesis und die Herausgeber des Buches. Wir halten es aber für unsere Pflicht, das Augenmerk auf die hohe Wichtigkeit dieses Urkundenwerkes, das dem Forscher der Geschichte des 30 jährigen Krieges hochwillkommen sein muß, zu richten, das in den vertraulichen Correspondenzen, die es veröffentlicht, all' die bewegenden Männer jener Zeiten gleichsam zum Leben wiedererweckt und sie dem Leser in ihrer ganzen Größe oder Schwäche, in ihrem ureigensten Charakter; ihre Handlungen aber in all ihren Motiven und Triebfedern vollgestaltig zur Anschauung kommen läßt. . . Das bedeutendste Material lieferten hiezu die durch die liberalen Verfügungen des kunstsinnigen und wissenschaftfreundlichen Königs vollständig erschlossenen bairischen Archive, woran sich die Durchforschung aller größern Archive des Continentes reiht. Viel Ausbeute brachten das Kassler Staats- und Regierungsarchiv, das Bernburger-Archiv, das von Berlin, die Bibliothèque imperiale in Paris, Dresden u. s. f. — Der Verfasser, wohl der ausgezeichneteste Kenner dieser Periode, war seinen diesbezüglichen Studien vom J. 1862 an obgelegen und ließ bereits im J. 1867 auf Grund der gewonnenen Quellen und Frucht seiner Arbeiten eine „Geschichte der deutschen Union" erscheinen. Auch dem vorliegenden Werke ist eine äußerst praktische Uebersicht der geschichtlichen Begebnisse vom J. 1589 an beigegeben. Zweimal 1596 und 1598 machten die protestantischen Fürsten Schritte zur Begründung einer freien Vereinigung und beidemale waren diese erfolglos gescheitert, bis endlich Ereignisse von zwingender Gewalt die bedrohte gesammte protestantische Partei zu längst versuchtem Bunde trieb, der Reichstag in Regensburg 1598, bei welchem die protestantischen Stände zur offenen Steuerverweigerung schritten, und der Krieg in den Niederlanden, der die spanische Armee drohend an die deutschen Grenzen zog. Die Folgen beider Ereignisse leiten diese Quellensammlung ein; an sie knüpfen sich die ersten Maschen zum Netze der Intriguen, geheimen und offenen Unterhandlungen, dessen Fäden die geschickte Hand Christian's von Anhalt auch über Österreich und insbesondere über Böhmen spannte und endlich doch die ganze protestantische Partei in seinen Bereich zog. Der vorliegende I. Band veröffentlicht in den Nr. 447. 453. 489. 513. 564 (im Index unrichtig 568) Briefe zwischen Anhalt, Wok von Rosenberg und deren Sekretären Dr. Croll, Hock aus Zweibrücken u. s. f. vom höchsten Interesse. In seinem Schreiben vom Nov. 1607 an Dr. Croll verbreitet sich Wok eingehend über den zu befürchtenden Bruch des Türkenfriedens, aus welchem wir die höchst bezeichnende Stelle herausheben: Ungaria s'approchera de soy mesme ad imperium, sans lequel non potest subsistere. Noch bedeutender ist der unter dem Eindrucke der Nachricht von Mathias' Aufstande am 4. Mai 1608 an Anhalt geschriebene Brief, ein wahrhaft staatsmännisches Exposé über die politische Lage und deren mögliche Consequenzen, ein Schriftstück von ungeheurem Werth für die Beurtheilung der Zeit und besonders des Charakters des Peter Wok. Beispielsweise sei nur angeführt, daß Wok die Remedur der Zeit in folgenden treffenden Forderungen findet: „daß exercitium der religion frei sein, die lose Jesuiten außgeschafft und in ergastulum getrieben, beßere durchgehende institia administrirt, richtigere ersetzung der ambter on underschiet der religion von ingesessene furgesezt." . . Am Schlusse des Briefes scheint uns in dem Passus: „Es kann sein, daß wir gelingen (wozu der Verfasser sein berechtigtes sic! gemacht) beisammen sein mußten. . . . . die Leseart „êlingen" (ehestens) am Platze zu sein. Eine sorgfältigere Korrektur hätte wohl die Druckfehler in den Nummern der Acten 448 statt 488, 449 statt 489, 564 statt 563 im Notenregister entdeckt. Wir scheiden von dem interessanten Buche mit dem Wunsche, daß es bald die Fortsetzung finden möge, wie es uns die

Jahressitzung der historischen Commission schon in erfreuliche Aussicht gestellt hat. Derselbe Verfasser veröffentlicht in den Sitzungsberichten der phil.-histor. Cl. d. k. bair. Akademie der W. 1872 Heft II. weitere, sehr interessanten Quellenbeiträge zur Geschichte Rudolf's II. und der in Folge der Unterdrückung der religiösen und bürgerlichen Freiheiten entstandenen Wirren. Die Aktenstücke, 5 an der Zahl, enthalten die Beschwerdeschriften der protestantischen Herren und Ritter von Unter- und Oberösterreich im Auszuge mit einzelnen Angaben über Thatsachen und Verfügungen der kais. Regierung, soweit sie dem Verfasser aus den vorhandenen Zeugnissen (Raupach, Khevenhüller, Shirter) bekannt waren. Eine Reihe von sehr instructiven Anmerkungen gibt die Ergebnisse der Vergleichung. Die Aktenstücke entstammen dem Münchner Staatsarchiv. 379/5 F. 298., F. 324 (II)., 369/5 F. 334 (III), 379/5 F. 65 (IV), 379/6 F. 3 (V). Die II. Abtheilung bringt Aktenstücke zur Geschichte des bekannten Preßburger Bündnisses 1608. St. A. 120/7 F. 370 (I), F. 429 (II), F. 456 (III), F. 450 (IV), F. 256 (V), 379/5 F. 165 (VI) — Bernb. L. A. VI. O. 12/2 F. 98 — VII. (Bericht an Anhalt.) K. R.

Dr. **Constantin Edler von Böhm**: Die Handschriften des k. und k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchives. Mit Unterstützung der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Wien, 1873.

Zu den geschichtlichen Nachrichten, welche G. Wolf in seiner Geschichte der dem Staate gehörigen Archive in Wien, insbesondere über das in der Überschrift genannte Archiv gebracht hat (angezeigt im 9. Jahrgang dieser Blätter, S. 38—39), wird uns nun durch Herrn von Böhm eine wesentliche Bereicherung der Kenntniß von den Beständen eben desselben Archives geboten. Das mit großem Fleiße gearbeitete Buch enthält die Beschreibungen von 1108 Handschriften, von welchen überhaupt mehr als 300 Stücke hier zum ersten Male öffentlich bekannt werden. Es ist aber der Handschriftenschatz des Staatsarchives damit noch keineswegs erschöpft, sondern es steht ein nicht unbedeutender Nachtrag von demselben Verfasser in Aussicht, welchen Nachtrag wir freilich lieber schon mit dem vorliegenden Buche vereinigt gesehen haben würden. Indeß werden auch bereits so die Geschichtsforscher dem Verfasser sich zu großem Danke verpflichtet fühlen müssen. Setzt sie nämlich sein Buch überhaupt in Stand, sich über die sie interessirenden Materien, soweit solche in den Handschriften des Staatsarchives vertreten sind, wohl in den meisten Fällen genügend aufklären zu können, so ist andererseits rühmlich hervorzuheben, daß jede Aufklärung auf wirklich mühelose Weise gewonnen werden kann. Der Verfasser hat nämlich sein Buch mit einem ausführlichen Autoren-, Personen- und Sachenregister versehen, so daß man sich rasch über einen gegebenen Gegenstand darin belehren kann. Sonst wird man leicht errathen, daß die große Mannigfaltigkeit, wodurch die Bestände des Wiener Staatsarchives sich auszeichnen, auch in der handschriftlichen Abtheilung desselben zum Ausdrucke gelangen muß. Werfen wir nur einen oberflächlichen Blick auf die unser Böhmen betreffenden Sachen, so finden wir da eine reiche Anzahl von Quellen angezeigt, welche dem Geschichtsforscher über Adel, über den Aufstand vom J. 1618—1620, die bekannte böhmische „Rebellion," über Beamte, Bergwesen, Chartulare, Chroniken, Commerz, Deputirtenamt, Erbfolge, Finanzen, Fürstenhaus, Gerichtswesen, Gesetze, Geschichte überhaupt, Herrschaften, Hofbuchhaltung und Hofstaat, über die k. Kanzlei, Kirchliches, Kronrechte, Krönung, Kurrecht, Landesverfassung, Landstände und Landtage, weiters über Landwirthschaft, Militär, Reformation, Städtewesen und Topographie, ferners über auswärtige Verhältnisse u. s. w. mitunter recht schätzbare Materialien bieten dürften. Von Städten und anderen Orten, zu deren Geschichte die Handschriften des Staatsarchives Nachrichten beisteuern, nennt das Register: Aussig, Borowan (Forbes), Budweis, Chrudim, Eger, Hohenmauth, Jaromersch, Karlstein, Königinhof, Krummau, Leitmeritz, Melnik, Pardubitz, Pilsen, Pisek, Plaß, Politschka, Prag, Prelautsch, Ronsperg, Rosenberg, Sobieslau, Stadits, Tepl, Trautenau u. s. w. Nr. 54 enthält „Collectanea ad biographiam Caspari Bruschii" von Johann Georg Schwandtner, und vornehmlich werden es die Nummern 180—243 sein welche die Aufmerksamkeit der vaterländischen Geschichtsforscher in besonderem Grade auf sich lenken dürften. Die Reihe derselben eröffnen „Collectanea zur Kenntniß der Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung im Königreiche Böhmen von dem k. Kammersecretär Johann Christof Borscheck," welche Nummer (sec.

17.—18.) allein die stattliche Anzahl von 30 Folianten bietet. Es kann natürlich hier selbst nicht auf einige wenige Handschriften und auf eine kritische Würdigung derselben schon gar nicht eingegangen werden, zumal es genügt, auf das Böhm'sche Buch auch nur aufmerksam gemacht zu haben, und ist dasselbe vollkommen geeignet, um sich aus ihm vierlei Auskünfte über die handschriftlichen Bestände des Staatsarchives holen zu können oder zu deren Benützung angeregt zu werden. Möge der Verfasser nur recht bald auch die Beschreibung der noch übrigen, in diesem Buche unberücksichtigt gebliebenen Handschriften folgen lassen!

M. Pangerl.

*) Eine uns eben zugegangene Besprechung des „Urkundenbuches von Goldenkron von M. Pangerl" können wir, da das Blatt schon ausgesetzt ist, erst in der nächsten Nummer bringen. Uibrigens verweisen wir auf den ersten Artikel im Hauptblatte." D. Red.

Literaturgeschichte.

Grillparzer's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Heinrich Laube und Josef Weilen. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1872. 10 Bände.

I.

Vor uns liegen nun Grillparzer's sämmtliche Werke abgeschlossen und es ist uns möglich ein anschauliches Bild des Lebens und Wirkens dieses eigenartigen Dichters zu gewinnen. Wenn wir in dem Folgenden versuchen werden, so weit es uns der Raum gestattet, eine kurze Charakteristik seiner Werke und seiner Dichtungsweise zu geben, so glauben wir uns dadurch dazu berechtigt, weil doch Grillparzer ein österreichischer Dichter vom Wirbel bis zur Zehe allen Oesterreichern um so interessanter und lieber sein muß. Wir werden die Werke in der Reihenfolge der Gesammt ausgabe durchgehen und uns dabei möglichstkurz fassen.

Der erste Band, „Gedichte" enthaltend, ist von Josef Weilen herausgegeben. Diese Aufgabe mag nicht leicht gewesen sein, da sich die Gedichte, wie Weilen in dem Vorworte bemerkt, auf Hunderten von Blättern, von des Dichters eigner Hand geschrieben, in seinem literarischen Nachlasse vorfanden" und da die bereits gedruckten aus längst vergessenen Almanachen und Zeitschriften zusammengesucht werden mußten.

Wir haben es also wahrscheinlich auch nur dem zu Gute zu halten, wenn dem Hrn. Herausgeber mehre bereits gedruckte entgangen sind. Ich mache ihn auf folgende aufmerksam, die zum Theil mein Freund stud. jur. Moriz Wlasak schon lange vor dem Ableben Grillparzer's, zum Theile ich selbst gesammelt habe. Es sind dies:

Vor allem ein längeres Gedicht „Weihgesang" bei Eröffnung des neuerbauten Saales der Gesellschaft der Musikfreunde. In Wien abgedruckt in: „Penelope, Taschenbuch für das Jahr 1834. Herausgegeben von Theodor Hell. 23. Jahrgang. Leipzig. J. C. Heinrich'sche Buchhandlung. Seite 370—374." (Der Herausgeber antwortete mir auf eine schriftliche Anfrage, daß dieses Gedicht ihm bekannt sei, aber „bei Seite gelegt wurde," ohne einen Grund anzugeben. Er hat ja doch die Absicht ausgesprochen, eine Gesammtausgabe zu veranstalten, wenn er nun Gedichte wegläßt, so sollte er sich doch im Vorworte rechtfertigen).

2. „Einem Soldaten" (10 vierzeilige Strophen) erschienen im „österr. Frühlingsalbum für 1854" von Heliodor Truska. Wien, Braumüller.

3. „Willkomm" bei der Ankunft der zweiten Gemahlin Franz I. (Maria Theresia). (23 vierzeilige Strophen) aus „Habsburgs Chronik" von L. Bowitsch.

4. „An Kaiser Ferdinand." Bei Überreichung eines gestickten Teppichs, auch aus Habsburgs Chronik von L. Bowitsch, 1849. (3 vierzeilige Strophen).

5. Mehrere Epigramme, die jedoch mit Ausnahme von zwei oder dreien erst nach Grillparzers Tode in Zeitschriften erschienen, daher vielleicht zum Theil nicht echt sind.

a) Nationalökonomisch.
b) „Das Wehrgesetz" 1868.
c) „Die Titel meiner Stücke."

Alle drei bei Kuh („Zwei Dichter Österreichs.")

d) Der Deutsche allzuhöchst in Kunst und Wissen stellt,
Hier was er nicht versteht, dort was ihm nicht gefällt"

bei Her. Jos. Landau: „Neuer deutscher Hausschatz" 2c Prag, 1869.

e) Ungefähr 1851.
f) Fragment (ein längeres Gedicht.)
g) Warnung.
h) Titel.
i) Geisterstatistik.
k) An Donizetti.
l) An Fr. Halm.

m) Über einen Finanzkünstler.
n) Kunst-Urtheile.
o) Fortschritt.
p) Die Kunst der Zukunft.
q) In's Stammbuch des Herrn Genast (Wien 26. Juli 1847).
r) In ein Exemplar von „Traum ein Leben," der nach Weimar gesendet wurde. (Mai 1851).
s) Aufschrift auf das Landhaus des Freiherrn von Jetzer in Gmünden 1856/57.
t) In's Album der Frl. Therese Angerer. (Wien 18. Mai 1858).
u) Ins Album des H. Ludwig Cramolini. (29. Mai 1865).
v) Für Frl. Julie von Asten in einem Exemplar von „Ahnfrau" und „Weh dem, der lügt." (5. Jänner 1868).

Diesen 25 Gedichten hoffen wir, natürlich unter der Bedingung, daß alle echt sind, in einer zweiten Ausgabe zu begegnen, wenn sie wieder auf den Namen „Gesammtausgabe" Anspruch erhebt.

Die Gedichte sind nicht chronologisch geordnet, da dies nicht möglich gewesen wäre, sondern nach vier Gesichtspunkten, so daß sich die Abtheilungen I. Leben und Lieben, II. Poesie und Musik, III. Heimat und Fremde, IV. Vermischte Gedichte ergaben. Wir wollen nun auf die Gedichte selbst übergehen.

Es ist charakteristisch für Grillparzers Lyrik, daß uns kein einziges Lied begegnet, und daß Gedichte, welche wie „Allgegenwart" diesem Gebiete sich nähern, einen Anhauch vom Sinnenden zeigen. Es machen auf uns die Gedichte immer den Eindruck des Ängstlichen, Unfreien, Gehemmten, welche Eigenschaften freilich in der Person des Dichters nach seinen eigenen Geständnissen in hohem Grade vorhanden waren. Und das ist's auch, was für die Gedichte bezeichnend ist, er tritt uns in denselben stets in seiner Persönlichkeit entgegen, aber seine Gefühle erscheinen nicht losgetrennt von ihm selbst, nicht wie objectiv hingestellt, nein, sie sind noch im engsten Zusammenhange mit ihm. „Meine Gedichte sind meine Biographie," bemerkte einst Grillparzer Emil Kuh gegenüber (siehe „Zwei Dichter Österreichs" S. 186 ff.)," und wenn ich sie herausgeben wollte, dann müßte ich sie wieder lesen. Nun könnte es mir aber schmerzliche Empfindungen erwecken, wenn ich an die alten Zustände wieder erinnert würde, und dem weiche ich halt aus — meine Natur ist schrecklich resceptibel." (Es ist nach diesem Geständnisse um so auffallender, das sich in G's. Nachlaß eine freilich nur bis zum Jahre 1836 reichende Selbstbiographie vorfand, das aber haben wir, wie Laube in seiner meisterhaften Einleitung zum I. Bande der vorliegenden Ausgabe bemerkt — wir kommen später noch auf sie zu sprechen — das aber haben wir seinem peinlichen Pflichtgefühl zu danken. Die „Akademie der Wissenschaften" verlangt eine Selbstbiographie von jedem Mitgliede und Grillparzer konnte sich trotz seiner Abneigung doch nicht dieser seiner Pflicht entbinden.)

Es ist das „I trau' mi halt nit," das uns aus den meisten Gedichten entgegenklingt, das „I trau' mi halt nit," das Grillparzer nicht zum Besitze seiner „ewigen Braut" kommen ließ, das ihn aller Wegen hinderte.

Das Alles gilt natürlich nicht bei sämmtlichen Gedichten, in einzelnen tritt er uns als Sänger in vollster Kraft, mit überwältigender Wirkung entgegen. Einzelne derselben, wie die „Klage über den Fall Warschaus" (S. 198), auf „Kaiser Josef's Denkmal" (Seite 205), stempeln den Dichter zu einem gottbegnadeten Seher und in dem Gedicht „Der kranke Feldherr" (Seite 208) erhebt sich die Sprache zum erhabensten zürnenden Schwung." Merkwürdig ist's aber doch, daß ein Dichter, der sich der Lyrik in seinen Dramen in so außerordentlichem Maße bedient, dessen Gestalten oft rein lyrischer Natur sind, wenn man so sagen kann, daß er den rechten lyrischen Ton nicht trifft, sondern betrachtend wird. Wir werden auf dieses lyrische Element in seinen Dramen im Laufe der Besprechung noch kommen.

Was nun die Sprache Grillparzers in seinen lyrischen Gedichten, zum Theil auch in seinen Dramen betrifft, so ist sie wohl dem Geiste nach aufrichtig, einfach und schmucklos, aber sie wird auch ärmlich, nachlässig, ja es kommen sogar hie und da dialektische Anklänge vor. So heißt es in dem Gedichte „Der Fischer" (Seite 59):

„Versucht' ich's und trübte das Wasser,
Vielleicht gelang' es eh';" u. s. w.

„Da wird einem Substantivum ein Stück abgezwickt, da ein Verbum um eine Sylbe betrogen." Das gilt namentlich von seinen Sinngedichten und Epigrammen, die „im Schlafrock" einherzugehen scheinen. Wir führen nur (Seite 273) an:

„Schüler und Schulmeister

Sind unsre großen Geister;
Schreien im Chorus sie
Gibt's eine Akademie." oder Seite 280:
„Was du billigst, ob nur fern,
Ist nach Tagen oder Wochen
Dein, als ob Du's selbst gesprochen."

Gar nicht zu sprechen vom Hiatus, den unreinen Reimen u. s. w. Ja seine Sorglosigkeit ging so weit, daß er in dem Gedichte „Des Kindes Heimkehr" einen zu kurzen Hexameter durchgehen ließ, sich aber auch nicht entschließen konnte, ihn zu ergänzen (Weilen hat es in der „Gesammtausgabe" gethan. Seite 241. „Banges" Mitleid, für „Mitleid," wie in „Aglaja" 1819).

Aber gerade in den „Sinngedichten und Epigrammen" zeigt sich Geistesschärfe, Witz, Satyre und boshafte Schalkheit Grillparzer's im besten Lichte.

Gerne würden wir auf Einzelnheiten eingehen, aber der Platz mangelt uns, wir können uns nicht so lange mit einem Bande beschäftigen.

Nur sei mir noch gestattet, Laube's liebevolle, warmgeschriebene Einleitung zu erwähnen, die auf etwa 40 Seiten ein recht übersichtliches Bild von Grillparzers Thätigkeit gibt. Jedes einzelne noch ungedruckte Drama ist mit einigen Zügen charakterisirt; das Leben Grillparzer's ist kurz geschildert und das Alles in einer pietätvollen edlen Sprache, ganz angemessen dem Zwecke der Einleitung, den Leser vorzubereiten auf die Geistesperlen, auf die Schätze, die seiner warten.

Im zweiten Bande ist nun Grillparzer's vielverschriene „Ahnfrau" enthalten; ihr hatte er es zu danken, in den meisten Literaturgeschichten, in allen Sammelwerken, wie Conservationslexicis und Encyklopädien, an die Namen „Müllner, Zacharias Werner, Houwald" gefesselt, mit dem Schlagworte „Schicksalsdichter" abgethan zu werden. Was nützte es ihm, daß er eine Sappho, einen Ottokar schrieb, er war und blieb ein Schicksalsdichter, die Literaturhistoriker schrieen „wehe" und Grillparzer war abgethan!

Werner hatte zuerst in seinem „vierundzwanzigsten Februar", vom Zufall als einer Macht, die außerhalb des Menschen stehe, auf den Menschen seinem Widerstande zum Trotz feindlich wirke, den ganzen Aufbau abhängig gemacht; ob er, wie Kuh meint, dazu eine gewisse Berechtigung hatte, ist nicht recht einzusehen, aber so viel ist gewiß, daß er es mit viel größerem Talente als Müllner und Houwald that. Diese erst machten aus dem Schicksal den Popanz, der es zum Gottseibeiuns der Literatur stempelte.

Sehen wir dagegen, was Grillparzer mit dem Schicksal that, wie er sich zu dieser Frage stellte, so nehmen wir wahr, daß das Schicksal nicht eine außerhalb den Menschen stehende Macht, nein, eine in ihnen ruhende sei; es ist ja auch nicht die „Ahnfrau," die die Handlungen leitet, nein, sie tritt im Laufe der Action immer mehr zurück und erscheint nur als Personifikation der Stimmung. Erscheint doch die Ahnfrau nicht allen Personen. Jaromir sieht sie, während Berta, die nicht wie ihr Bräutigambruder aufgeregt, sondern vom Gebete beruhigt ist, nicht eine Spur von ihr wahrnimmt.

Freilich ist es nicht möglich, die ganze Schicksalsidee aus dem Drama zu entfernen; und wenn es möglich wäre, so ist jedenfalls der Weg, den Grillparzer in seiner „Vorrede" zur ersten Auflage einschlug, keineswegs der richtige. Sie wird eher, wie auch Börne findet, zu einer Anklage seiner selbst.

Aber noch einen gewaltigen Vorzug hat die Ahnfrau vor den Werken eines Müllner. Seine Gestalten haben wahres Leben, sie handeln freithätig und erhalten nur durch die Ahnfrau, durch den Gedanken der Sühnung einer längst vergessenen Schuld eine gewisse Weihe, eine gewisse Idealität. „Ohne die „Ahnfrau" wäre mein Jaromir ein bloßer Räuber," sagte Grillparzer einmal zu Kuh.

Betrachten wir doch nur die Fabel des Dramas aus diesem Gesichtspunkte. Als kleines Kind wird Jaromir von einem Räuber, der vom Grafen Borotin Lösegeld erhofft, geraubt, doch behält ihn der Räuber; der aufwachsende Knabe wird, was sein vermeintlicher Vater ist: Räuber. Sein Muth, seine Kraft, der Zauber seiner Persönlichkeit, der angeborene Adel, Alles zusammengenommen wirkt auf seine Umgebung und er gewinnt bald einen großen Einfluß, er wird Hauptmann der Bande. Als solchem gelingt es ihm, seine Schwester Berta, die er und die ihn nicht kennt, aus den Händen zweier Leute seiner Rotte zu befreien. Berta, die allein mit dem Vater und einem alten Diener auf einem alten Schlosse wohnt, gewinnt den muthigen Jüngling, der sie den Händen der Räuber entrissen hat, lieb und der

Vater gibt die Einwilligung zur Heirat. Da wird eine große Streifung gegen die Räuber unternommen, Jaromir flüchtet sich in das Schloß, wo er als Angefallener erscheint. Der Commandant der Patrouille kommt auch zu Borotin, der sich als Vasall des Königs den Verfolgern anschließt, Jaromir stürmt gleichfalls mit hinaus, ersticht den Grafen, es wird offenbar, daß er Räuber und Sohn des Grafen ist. Berta trinkt Gift, und als sie ihr Bruder zur Flucht abholen will, die sie verabredet hatten, und sie todt findet, da stirbt auch er vor Verzweiflung.

Könnte man sich eine solche Handlung nicht als Fabel eines Dramas denken? Ist nicht die Ahnfrau nur hineingebracht als personifizirte Stimmung, als ideale Begründung!

Daß dieses Drama, es wurde zum erstenmale am 31. Januar 1817 im Theater an der Wien aufgeführt, einen ungeheuren Erfolg hatte, erklärt sich ganz leicht aus der Schönheit der Sprache, wenn man von der Empfänglichkeit des Publikums für das Romantische im vorliegenden Drama ganz absieht. Es ist ein Fluß, eine Glätte in den Versen und dann wieder eine so schauerliche Düsterheit, daß die Wirkung nicht fehlen kann.

Heinrich Laube, der die Ausgabe besorgte, gibt in einem kurzen Nachworte zur „Ahnfrau" die ursprüngliche Fassung der Schicksalsidee, ehe Grillparzer dieselbe den Wünschen Schreyvogels gemäß weiter ausführte. Im ersten Act dritter Auftritt hatte Schreyvogel am Rande des Manuscriptes verlangt, daß die Ahnfrau zu einer wirklich tragischen Person gemacht werde und Grillparzer hatte ihm gefolgt und die Stelle von „Ab es wenden kann sie nicht" (Seite 25 der neuen, Seite 31 der früheren Ausgabe) bis zur Pause darnach geändert. Auf den Rath also dieses berühmten Dramaturgen hatte Grillparzer die Schicksalsidee weiter ausgeführt und wurde darum mit Müllner festgeschmiedet, obwohl er schon in seinem „zweiten dramatischen Versuch," wie er sie nennt, in der „Sappho," ganz andere Wege einschlug.

War es in der „Ahnfrau" der düstere Norden, den Grillparzer gewählt hatte, so wandelt er in der Sappho im schönen Süden. Zuerst durch einen Musikfreund, der einen Operntext haben wollte, auf den Stoff gebracht — Grillparzer erzählt dies in seiner Selbstbiographie — vollendete er das Drama binnen wenigen Wochen. Hier sehen wir, wie fast in allen Dramen Grillparzer's, das Hauptgewicht auf die Durchführung eines Charakters, des der Sappho, gelegt. Die schon in vorgerückterem Alter stehende Priesterin fühlt zum ersten Male zu einem Jünglinge, dem sie früher schon, ehe er sie kannte, das Ideal war, Liebe. Aber Phaon versteht die Hoheit der Dichterin nicht und fühlt sich zu einer ihm verwandteren, weil auch unbedeutenderen Natur, wie Melitta ist, hingezogen. Sappho kämpft lange, bis sie sich endlich selbst besiegt und in den Wellen den Tod sucht. Grillparzer stellt die Erhabenheit Sapphos und die Einfachheit und Naivetät Melittas einander gegenüber und läßt sie in den Kampf mit einander eintreten.

Phaon ist zerrissen, er fühlt wahre Liebe für Melitta, dabei aber die Liebe aus Dankbarkeit und Pflicht für Sappho, und würde wohl zu keiner Entscheidung kommen können, wenn nicht Sappho aus Eifersucht sich an Melitta vergreifen würde, aus Eifersucht, weil Phaon der neckischen Sklavin eine Rose geschenkt hatte.

Die Dichterin fühlt sich verletzt, verrathen. Sie, die Botin des Himmels, zu der Griechenland mit Anbetung aufblickte, sie, die den Jüngling aus seiner Niedrigkeit zu sich emporzog, die ihn ihrer Liebe würdigte, sieht sich verschmäht um ihrer — Sklavin willen. Da regt sich das Weib in ihr mit Macht und sie beschließt die Verbannung des Mädchens, in dem Glauben, daß sie dadurch Phaon erhalten könne, aber er flieht mit Melitten, und jetzt, da sie einsieht, daß sein Herz nicht mehr ihr gehöre, im Gegentheil für sie unrettbar verloren sei, da beschließt sie lieber aus der Welt zu gehen, als entweder das Glück zweier ihr lieber Personen zu stören, oder immer ihr eigenes Unglück mit anzusehen. Sie entsagt. Bei Berta in der „Ahnfrau" finden wir es auch; es ist überhaupt ein durchgehender Zug in den Werken Grillparzer's. Wir werden das noch weiter verfolgen können.

Phaon, dem unfertigen, mit sich selbst im Kampfe stehenden Jüngling gegenüber, erscheint Rhamnes, als der reife Mann, der seine Überzeugung selbst mit Gefahr seines Lebens durchführt; er ist seiner Herrin mit ganzer Seele untergeben und überwindet sich sogar dazu, Melitta wegzubringen, weil es seine Herrin befohlen hat.

Alles das zusammen mit dem Spiele der Schröder ließ den sechsundzwanzigjährigen Grillparzer am 21. April 1818 bei der ersten

Aufführung einen wahren Triumph feiern. Byron that von diesem Drama, das er doch nur aus einer schlechten Uebersetzung kannte, den Ausspruch, daß der Name des Grillparzer, obwohl er schwer zu sprechen sei, von den Völkern werde gelernt werden müssen.

Nicht den gleichen Erfolg errang sein folgendes Drama, das im dritten Bande enthalten ist, „Das goldene Vließ."

Bei den ersten Aufführungen im Jahre 1821 gab Sophie Schröder die Medea in allen Theilen, da wurde denn Alles, was auf Schönheit, Jugend und Reiz der Medea Bezug hat, gestrichen „und eine der schönsten Szenen Grillparzers, diejenige, welche die Liebeswerbung und den Liebessieg Jasons schildert, wurde so verstümmelt, daß man sagen kann: sie ging dadurch verloren." Die beiden ersten Theile wurden fallen gelassen und auch nirgendwo anders als in Wien aufgeführt, der dritte Theil „Medea" aber überall durch Gastspiele bekannt.

Grillparzer zeigt uns in dieser Trilogie vor Allem die Entwicklung einer Gestalt, der an ihrer Heimat mit einer außerordentlichen Liebe hängenden Medea, die aber doch diese Liebe aus Liebe zu Jason überwindet und ihm, den sie kaum versteht, der ihr als Grieche fast feindlich gegenüber steht, in seine Heimat folgt. Sie hat sich ganz hingegeben der Liebe zu Jason, er ist der Einzige, den sie in Griechenland hat, an den sie sich anlehnen kann. Als sie nun aber die Kreusa-Melitta Eingang finden sieht im Herzen des geliebten Mannes, da bricht die fruhere Wildheit heraus, aber sie bezwingt sich noch — es ist die wundervolle Szene mit dem Liede. Doch es gelang ihr nicht, sie hat ihren Halt in Griechenland verloren mit Jason, da wird sie wieder ganz Barbarin. Wie von einer höheren Macht getrieben, tödtet sie ihre Kinder, damit sie nicht ansehen müssen, wie die Stiefgeschwister ihnen vorgezogen werden, dann aber tödtet sie auch ihre Feindin; sie aber entsagt, wie Sappho; denn nachdem sie ihre grauenvolle That vollbracht, da kehrt ein Theil ihres Bewußtseins zurück und sie beschließt zu büßen. Sie hat nun ihren Halt in sich selbst gefunden, während Jason der Verzweiflung anheimgegeben ist. „Trage, dulde, büße," ruft sie ihm zu „ich geh und niemals sieht Dein Aug' mich wieder."

Also auch hier finden wir wieder Entsagung; aber auch hier finden wir wieder Jason, der mit Phaon eine große Aehnlichkeit hat, gegenüber dem gewiegten, erfahrenen Kreon, der freilich einen Zug von Härte, von kühler Berechnung hat, der dem einfachen Rhames abgeht. Auch Phrixus und Aietes im Vorspiele „Der Gastfreund" stehen so zu einander. — Betrachten wir Jaromir, Phaon und Jason, vergleichen wir sie, so finden wir eine außerordentliche Familienähnlichkeit. Es ist in allen dreien etwas Krankhaftes, nicht frei zur Entfaltung Gekommenes, sie sind haltlose Gestalten, die mit sich selbst noch nicht im Reinen sind und es wohl auch nie werden könnten. Es mag vielleicht in allen dreien Niemand anderer als Grillparzer selbst erscheinen, der wie sie nach seiner Selbstbiographie eine problematische Natur war. Es würde interessant sein, das weiter zu verfolgen, jedoch reicht der Platz hier nicht dazu hin. — Gehen wir nun über zum vierten Bande.

Nachdem Grillparzer in seinen früheren Werken zweimal vom dunklen Norden nach dem hellen Griechenland gegangen, wandte er sich nun wieder ganz seiner Heimat zu und zwar in seinen beiden Dramen: „König Ottokar's Glück und Ende" oder wie es früher hieß: „Eines Gewaltigen Glück und Ende" und in „Der treue Diener seines Herrn." Jenes zum erstenmale aufgeführt am 19. Febr. 1825, dieses am 28. Februar 1828; beide hatten ganz eigenthümliche Schicksale und wurden obwohl fast das Kaiserhaus verherrlichend, merkwürdig mißverstanden, ja in unerklärlicher Weise verfolgt. „König Ottokar" wurde von der Censur verlegt und wurde dem Tode der Vergessenheit nur durch einen Zufall entrissen; als nämlich die Kaiserin während eines Unwohlseins sich ein neues Theaterstück vorlesen lassen wollte, erinnerte man sich des „Ottokar" und fand ihn endlich nach langem Suchen; er wurde mit ungeheurer Spannung erwartet — 600 Exemplare wurden am Tage der Aufführung verkauft — aber die Wirkung war nicht nachhaltig. Dazu kam noch der unerklärliche Widerwille der höchsten Kreise dazu, die Constant von Wurzbach in seiner „Festschrift" (auch von Laube citirt) durch das Liebäugeln mit den verschiedenen Nationalitäten von Seiten des Hofes zu erklären sucht; so wurden die Aufführungen immer seltener und von 1839—56 kam es zu gar keiner mehr. Aehnlich erging es dem „treuen Diener," der vom Kaiser, „weil er ihm zu lieb sei und er ihn nur allein haben wolle" dem Dichter ab-

verlangt wurde, d. h. ganz unterdrückt werden sollte.

Diese beiden Dramen, so gleich in ihrem Schicksal, sind doch grundverschieden von einander. In „Ottokar" zeigt uns Grillparzer einen Mann, der, ähnlich wie Napoleon I. — und diese Figur hat dem Dichter nach seinem eigenen Geständnisse vorgeschwebt — mit einer Kraft, mit einem Stolz auf sich selbst baut, einen Mann, dem die Welt zu klein scheint für seine Pläne. In Bancbanus dagegen eine Natur, die die Beherrschung selber ist, die mit sich selber im Reinen sein gegebenes Wort selbst gegen die persönlichsten Gefühle hält. Es erscheint uns in diesen zwei Dramen wieder in dem einen die wild dahinstürmende Jünglingsnatur, wenn auch Ottokar schon ein Mann ist, in dem andern der ruhige, zum Abschluß gekommene Greis. Ottokar, der über Allen stehen möchte, wird doch überwältigt, Bancbanus, der Allen nachgibt, siegt über Alle; Ottokar muß dem verschmitzten Zawisch nachstehen, der sein Mann gewesen, Bancbanus nöthigt Otto von Meran, der über ihm stand, sich vor ihm zu demüthigen; Ottokar wird durch sein Unglück gebrochen, Bancbanus erhoben. Es ist wirklich auffallend, wie ähnlich und doch wieder grundverschieden die beiden Charaktere sind.

Um Ottokar herum bewegen sich in sein Leben eingreifend Zawisch der Romane, Kunigunde die Ungarin, Margaretha die edle deutsche Frau, die Merenberg, die Steirer und ihm gegenüber steht in majestätischer Klarheit Rudolf von Habsburg. Und solch ein Drama, das in den Ruf endigt: „Habsburgs Name glänze bei den Sternen," „Hoch Oesterreich! Habsburg für immer!" konnte die Censur verbieten! Unbegreiflich!

Mit dem *fünften Bande* sehen wir Grillparzern wieder in Hellas. Aus dem lauten Schlachtengewühl der beiden letzten Dramen zog er sich in die Idylle einer Liebestragödie zurück und schuf uns in „Des Meeres und der Liebe Wellen" oder wie es früher hieß „Hero" ein Werk, das sich in seiner poesievollen Innigkeit, in dem ganzen Leben und Entfalten einer zarten Liebe mit „Romeo und Julie" vergleichen läßt und auf das wir Oesterreicher stolz sein können. Wer nur die eine Szene im Thurmzimmer nimmt, mit dem spröden Sichzurückziehen und dann doch Freudignachgeben des Mädchens, der weiß, daß er es hier mit einem wahren Dichter zu thun hat. Man weist freilich auf die bedrückende Stimmung des vierten Aufzugs hin, wo die Handlung plötzlich wie unterbrochen wird und wir mit Hero die ganze Skala der bangen Erwartung durchmachen müssen. Aber was schadet das der Wirkung im Ganzen und man sah's ja auch jetzt bei der neuen Aufführung, wie es selbst von der Bühne herab ungeheure Wirkung erzielte, was man bei der ersten Aufführung am 3. April 1831 nur von den ersten drei Akten sagen konnte.

Es ist ein Duft, ein Reiz über das ganze Stück gehaucht, der es immer zu einem Schatze der Literatur und für Jeden anziehend machen wird und muß. Ein ähnlicher Reiz liegt auch über das nächste Drama Grillparzers gebreitet, über „Der Traum ein Leben," das auf Voltaires „Le blanc et le noir" zurückzuführen ist. Hier ist es das Phantastische, das verwendet wurde, und es ist jedenfalls ein kühner Gedanke, das Publikum durch das Erwachen zu überraschen. Wir halten uns bei diesem Drama, das zuerst am 4. Oktober 1834 aufgeführt wurde, ebensowenig auf, wie bei dem Opernbuche „Melusina," welches ursprünglich für Beethoven geschrieben später von Konradin Kreutzer in Musik gesetzt wurde, sondern gehen sogleich zu der „Szene aus einem unvollendeten Trauerspiele," „Scipio und Hannibal" über. Hier ist es uns gestattet in einem kleinen Raume die ganze Kunst der charakteristischen Gegenüberstellung Grillparzers zu übersehen. Hier ist Hannibal, der Mann, der seine Vaterstadt zu ihrer Größe emporhob vor der Schlacht bei Zama dem auf dem alten Ruhme seiner Vaterstadt stehenden Scipio gegenüber. Hannibal bietet Frieden und gibt Italien und Sizilien hin, doch „Spanien bleibt unser." „Spricht so Karthago?" fragt Scipio und Hannibal ruft: „So spricht Hannibal" und nun schildert er, was er seinem Lande ist; weil aber in Spanien die Wiege seines Geistes stand, so muß es Karthagos bleiben! und auf Scipios Frage: „ob auch Karthago so denke," ruft er auf seine Brust schlagend: „Hier ist Karthago!" Scipio aber weist nun nach, wie es das Verderben des Staates wäre, wenn ein Römer das von sich sagen könnte, und wie Hannibal nicht *Rom*, sondern einzelne *Römer* besiegt habe, und so würde es auch morgen sein, wenn Hannibal falle, so falle Karthago, wenn aber Scipio falle, dann werde ein ande

rer kommen und das Werk vollenden. Wieder sehen wir Hannibal, den auf seine Kraft Pochenden, von seiner Stärke Ueberzeugten, und Scipio, den auf festem Grunde Ruhenden, von einer festen Macht Gehaltenen, einander gegenüber und sie gehen zur Entscheidung: „wie viel ein Mann kann, und wie viel ein Staat!“ Es ist diese eine Szene, die wohl nie als Theil eines Dramas angesehen wurde, ein Werk, das gewiß immer als ein glänzendes Zeichen für Grillparzer's Genie gelten kann. Es ist eine Kraft, eine Schönheit in der Sprache, Alles ist knapp und passend gewählt, daß es Jeden entzücken muß.

Hiemit schließen wir unsere heutige Uebersicht, in der nächsten wollen wir die noch ungedruckten Dramen, die Komödie Grillparzers und Esther, von den schon gedruckten und die Prosawerke betrachten, von denen wir wohl auch den gleichen Genuß haben wie von den poetischen.

Geographie.

Die zweite deutsche Nordpolfahrt in den J. 1869/70. Unter Führung des Kapitän Koldewey. Herausgegeben von dem Verein für deutsche Nordpolfahrt in Bremen. In 2. Bänden. I. Bd. I. Abtheilung. (S. LXIV —288). Leipzig. F. A. Brockhaus. 1873.

War es auch keine weltgeschichtliche That, eine Ruhmesthat sowohl für die zunächst Betheiligten als für das ganze deutsche Volk, durch dessen Unterstützung sie zu Stande kam, bleibt sie doch — die im J. 1869 in's Werk gesetzte Expedition, um das in's ewige Eis gegrabene Räthsel des Nordpols zu lösen. Im J. 1868 am 24. Oct. waren die Männer der I. deutschen Nordpolfahrt mit Kapitän Koldewey zu Dr. Petermann, ihrem geistiger Urheber, zurückgekehrt und wurden jubelnd begrüßt und beglückwünscht im Hause Seefahrt zu Bremen. Unter den besten Auspicien tauchten am 15. Juni 1869 Nachmittag 3 Uhr in Gegenwart Sr. Maj. des Königs von Preußen und des Grafen Bismarck unter tausendstimmigem Zuruf der Menge, begleitet von den Segenswünschen Alldeutschlands, die Schiffe der II. Nordpolfahrt, die stolze Germania mit ihrem Begleitschiffe Hansa über die Fluthen hinauf zum oft gesuchten und noch nicht erreichten Endziele. Es muß uns Deutsche in Österreich mit besonderem Stolze erfüllen, unter diesen wackern Kämpfern für Wissenschaft, deutschen Ruhm und deutsche Ehre zwei unsrer Landsleute zu finden: Dr. G. C. Laube d. j., Professor am deutschen Polytechnikum in Prag, und den k. k. Oberlieutnant J. Payer — beide geborene Teplitzer, Söhne unseres engeren Heimatslandes. Der erstere war Geologe der von Kap. Hegemann geführten Hansa, eines starken festen Schiffes, welches 1864 als preußischer Schoner Fulton mit 67% Commerzlast Tragfähigkeit erbaut und um einen billigen Preis für die Nordpolexpedition erworben wurde. Letzterer bekannt als Kartograph und Alpen-Besteiger befand sich auf dem glücklichern Dampfer Germania. „Die Hansamänner in Noth“ könnte eigentlich die vorliegende Abtheilung des Reisewerkes überschrieben werden, denn fast $^3/_4$ des Buches füllt lebendig die Schilderung der Leiden und Entbehrungen, der Kämpfe und Sorgen des unglücklichen Schiffes, das um so glücklicher die pflichttreueste Besatzung, die besten Männer voll Energie und deutscher Zähigkeit trug. Bis zum 20. Juli fuhren beide Schiffe nebeneinander; an diesem Tage trennt sie ein verhängnißvolles Mißverständniß. Kapitän Koldewey von der „Germania,“ deren Erlebnisse die II. Abtheilung bringen wird, gab, um sich mit seinen Collegen zu berathen, das Signal „auf Rufweite heranzukommen,“ „come within hail,“ die Hansa verstand „long stay a peak.“ Kapitän Hegemann segelte um das offene eisfreie Meer zu gewinnen, weiter westwärts gegen Grönlands Küste und verließ unter dem 74° 4′ nördl. Breite und dem 12° 52′, w. L. die Germania auf Nimmerwiedersehen. Schon am 7. Sept. war die Hansa vom ostgrönländischen Eise besetzt, das am 22. Octob. dem festen Schiffe ein Ende machte und seine Besatzung zwang, auf einer großen Eisscholle eine unsichere Heimstätte zu suchen und in einem selbstgemauerten und aus den geretteten Trümmern des Schiffes verfertigten Blockhause sich einzuwintern. Sonst besaßen die Handvoll deutscher Seefahrer, vierzehn Gelehrte und Seemänner von der Hansa nichts mehr als eine im letzten Momente von Hildebrandt aufgenommene Photographie des Schiffes im Eise (Siehe Holzsch. 18. 19.) und ihren unbeugsamen Muth für den beständigen Kampf mit Eis und Hunger und Fährnissen der schrecklichsten Art. Einsam in der Grabesstille des hohen Nordens, wohin kein menschlicher Laut mehr dringt, einer gebrechlichen unsicheren Scholle anheimgegeben, jeder Tag eine Kürzung der Lebenszeit und um

sie nur Tod, Schrecken und Schreckniß, — wahrlich es darf uns nicht wundern, wenn hierüber einer der Hansamänner, der Gelehrte Buchholtz, in die Nacht des Wahnsinns verfiel!

Eine neue, aber viel furchtbarere Odyssee wie die der Griechen hat sich hier abgespielt! „Unsere Herrgotts-Passagiere" — so nennt die wackern Hansamänner Laube trefflich — „trieben nun südwärts — hangend zwischen Leben und Tod, den ihnen ein zerschmetternder Eisberg bereiten konnte, zitternd zwischen Zweifel und Hoffnung, welche die mählig zerbröckelnde Scholle mehr und mehr schwinden zu lassen schien. Gerade 200 Tage blieben sie auf ihr und hielten darauf wohl die trübsten und einsamsten Weihnachten, die je ein Deutscher gefeiert haben mag. Endlich im Mai gewannen sie sicheres Wasser, setzten die Boote aus, landeten aber erst am 4. Juni auf der Insel Illuidlek. Schon waren Proviant und Schießbedarf auf ein Minimum herabgesunken, als die Wackern endlich Mitte Juni in schöner Pfingstzeit die Herrnhutische Mission Friedrichsthal, die erste menschenbewohnte Stätte an der Südspitze Grönlands erreichten und nach monatelangem Zweifel des Lebens vollste Hoffnung in frohen Zügen schlürfen konnten. Uiber Igikait und Nennortalik kammen sie nach Lichtenau, gleichfalls deutsche Missionsstation und Jubel im Zauberklange der heimatlichen Sprache begrüßte die Todtgeglaubten und so glücklich Wiedererstandenen. Am 3. September — als die enthusiastische Freude ob des Heldentages bei Sedan in allen Gauen deutschen Landes wiederhallte — da traten auch die Helden deutscher Wissenschaft heim auf den Mutterboden, der gleich stolz auf jene, die auf den Schlachtfeldern um die blutige Siegespalme gerungen als auf sie, die in Mühsal, Beschwerde und Gefahr im Dienst der deutschen Forschung mit den furchtbarsten Mächten der Elemente ebenso treu kämpften — beide für des Vaterlandes Ruhm und Größe. Glücklicher war die „Germania," welche nach manchen Entdeckungen und zahlreichen wissenschaftlichen Leistungen wohlbehalten in den Bremerhaven zurückkehren konnte, nachdem sie eine Breite von 75° 29′ erreicht und vom 22—30. Juli vergebliche Versuche zum weiteren Vordringen gegen Norden gemacht hatte.

Das Endziel — den Nordpol — haben die kühnen deutschen Seefahrer freilich nicht erreicht. Allein die Ergebnisse ihrer thätigen Arbeit haben selbst die hochgespanntesten Erwartungen übertroffen und reichliche Ausbeute für Geographie und Naturwissenschaft geliefert. Diese Arbeiten nun zur Kenntniß der gewiß mit gerechter Spannung darauf wartenden Lesewelt zu bringen, gleichzeitig dem Todesmuthe und der Aufopferung der deutschen Nordpolfahrer ein Denkmal sowie der Wissenschaft eine Übersicht der Ergebnisse ihrer Fahrt zu geben — das ist Plan und Bestimmung des vorliegenden Werkes. Dasselbe erscheint im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig in 2 Bänden von je zwei Abtheilungen, von denen die I. des I. Bandes in geschmackvollster Ausstattung bereits erschienen ist, die andern binnen Jahresfrist vollendet werden dürften. Der Subscriptionspreis für das ganze Werk beträgt 10—12 Thaler. Wir beschränken uns für heute auf die Angabe des bereits skizzirten Inhaltes der vorliegenden I. Abtheilung. Sie enthält die Erzählung der gemeinschaftlichen Fahrt der Germania und Hansa, dann die Fahrt der Hansa allein und die weiteren Schicksale ihrer Besatzung bis zur glücklichen Landung in Friedrichsthal. Das 8—12. Kapitel — „die Fahrt an der Küste Grönlands von Illuidlek bis zur glücklichen Rückkehr nach Europa" — entstammen der gewandten Feder unseres Landsmannes Prof. G. E. Laube. In lebendiger Schilderung „verlebt der Leser jeden Tag mit den Reisenden, begleitet sie auf ihren Schlittenfahrten, treibt mit ihnen auf der zerbröckelnden Scholle nach Süden, verläßt diese mit den muthherzigen Leuten, theilt mit ihnen alle Gefahren und Entbehrungen, alle Sorgen und Hoffnungen und steigt endlich froh mit ihnen an das rettende Land, in den heimischen Hafen." — Hieran schließt Prof. Dr. K. Maurer die „Geschichte der Entdeckung Ostgrönlands." Der I. Theil „Grönland im Mittelalter" ist mit vorzüglicher Benützung der unter dem Titel: Gronlands historiske Mindesmarker von der kngl. Nordèske Oldskrift – Felskab (838—45, herausgegebenen Schriften, sowie aller hier eben erschienenen Schriften abgefaßt; der II. „Grönlands Wiedererweckung" stützt sich im wesentlichen auf die vortreffliche Untersuchung des deutschen Naturforschers Christian Pingel. Die illustrative und kartographische Ausstattung des Werkes haben tüchtige Künstler übernommen. Dem vorliegenden Bande sind beigegeben: 1) Die Übersichtskarte von Ostgrönland, gezeichnet von den Führern der Expedition Karl Koldewey und Paul Fr. Aug. Hegemann,

sowie der Mitgl. R. Copeland, J. Payer und C. Börgen. 2). Cartone über einen Theil der Ostküste, sowie der Südspitze Illuidlek bis Friedrichsthal. An die Spitze des Werkes ist ein Farbendruckbild darstellend die Ankunft der Hansa-Böte in der Missionsstation Friedrichsthal gestellt, hieran reihen sich zwei feine Stahlstiche, Porträte der Kapitäne Koldewey und Hegemann und noch 39 vortreffliche Holzschnitte, zumeist Darstellungen des Naturlebens und der Erscheinungen der Polarwelt. — Die Redaction der I. Abth. führen Dr. G. Hartlaub und Dr. M. Lindemann, die der II., wissenschaftlichen, Dr. O. Finsch. — Es ist ein wahres patriotisches Werk, womit dieser deutschnationalen That ein dauerndes Denkmal gesetzt wird. Wir halten es darob für unsere Pflicht, soweit dies noch nöthig, die allgemeinste Theilnahme zu erwecken. Es wird ganz insbesondere Sache der Lese- und Fortbildungs-Vereine sein, diese monumentale Geschichte deutscher Thatkraft, deren Ausführung ihres Vorwurfes würdig ist, zu recht weiten Kenntniß und in die weitesten Kreise unsres Volkes zu bringen und sicherlich werden auch die zahlreich erstehenden Bibliotheken einen Platz für dieselben finden! K. R.

Der Golf von Buccari-Porto-Ré. Bilder und Skizzen. Prag. Druck und Verlag von Heinrich Mercy. 1871. *)

So betitelt sich ein Reisewerk aus der Feder eines Prinzen des österreichischen Kaiserhauses, welches nicht bloß nach Inhalt und Form ein Pracht-, sondern auch ein Meisterwerk genannt werden darf. Diese gründliche Arbeit steht weit ab von den gewöhnlichen Leistungen der Feuilletontouristen, wie wir solche zu Dutzenden haben. Es ist kein von der Schiene weg, aus der Barke oder von der Postchaise flüchtig geschriebener Reisebericht, sondern eine erschöpfende Monographie, welche die landschaftlichen, die ethnographischen und anderweitigen Eigenthümlichkeiten und Schönheiten dieses reizenden Stückes Erde und See ebenso anmuthig als gründlich behandelt. Die Beschreibung dieses an Farben-, Licht- und Formenkontrasten überreichen Theiles des kroatischen Küstenlandes wirkt um so fesselnder, als eben dieser verborgene geheimnißvolle Erdtheil von den Fußtritten einander verfolgender Touristenschwärme gewissermaßen unentweiht daliegt und dem Leser diese wie ein vergrabener Saphir leuchtende Bucht mit ihren reichen Umfassungen wie eine kostbare Entdeckung, wie ein neuer Fund erscheint.

Treffend sagt der Verfasser, dessen romantischer Zug des Herzens, dessen poetische Auffassung und dessen Liebe zum ewigen Meere etwas mit der Individualität Kaiser Maximilians Verwandtes an sich hat:

„Es gibt gewisse Punkte in der Welt welche durch ein unbegreifliches Mißgeschick dem Gedächtniß der Menschen entschwanden und auf Jahrhunderte fast ganz in Vergessenheit geriethen. Ihre Schönheit blieb unbeachtet, ihre Vorzüge wurden unterschätzt. So verhielt es sich bis in die neueste Zeit mit dem Golfe von Fiume!" — „Unter allen Puncten des Fiumaner Busens gibt es aber keinen wichtigeren wie die tiefe, von Bergen eingefaßte Bucht von Buccari-Porto-Ré." —

Terrainkunde und Nautik, Geognosie und Botanik, Völkerkunde und Architektur sind der Kreis der Wissenschaften, mit welchem der Verfasser die Eigenart dieses interessanten Fleckes Erde und See umschreibt.

Zu dem koncinnen und lebendigen Style des Monographisten gesellt sich ergänzend eine reiche Anzahl von nach den Originalskizzen des Verfassers auf Holz photographirten und in den ersten xylographischen Anstalten geschnittenen Bildern. Diese Skizzen geben nicht bloß in detaillirter Weise Übersichten der Bucht von den verschiedensten Standpunkten, sondern auch in den Text eingedruckt, da eine merkwürdige Architektur, dort — ich möchte sagen — ein Genrebild, das Haus eines Fischers, das Haus eines Malers, die Ruine eines Bauernhauses, ein Schloß, eine Fischerhütte, einen Stadttheil, eine Gruppe Bäume, eine Kapelle — wahre Typen, die uns in die Mitte der Anschauungen zu versetzen geeignet sind, wie sie autoptisch gewonnen wurden. Der eingedruckten Holzschnitte in diesem Prachtwerk gibt es 22, der selbstständigen Tafeln 30, der Pläne und Grundrisse von Bauwerken 14, und dem 125 Seiten umfassenden Prochtdrucke des Buches in Großquart sind noch 2 unvergleichlich schöne Kartenwerke des Golfes und der Stadt beigegeben, sowie vor dem Titelblatt ein Farbendruckbild, welches die Einfahrt in den Golf darstellt.

Das schöne Buch ist der Kaiserin Elisabeth gewidmet.

---

*) Durch Zufall verspätet. Die Red.

Der erste Abschnitt des Buches befaßt sich im Allgemeinen mit der Beschreibung der abgeschlossenen Lage des Golfes, der festumgürtet von koulissenartigen Bergen in windstillen Tagen den Eindruck eines Alpensees macht; dann wird sein meteorologischer und nautischer Charakter, insbesondere seine Fahrbarkeit eingehend besprochen.

Der zweite Abschnitt beschreibt die Konfiguration der Gebirge im Westen, die Bekleidung der schroffen Felshänge, und leitet so die Rundschau eines Dioramas ein, indem stetig von Kuppe zu Kuppe, von Felsrand zu Felsrand längs der die Bucht bildenden Höhenketten in der Darstellung fortgeschritten wird. Ab und zu ruht der Blick auf einer bezaubernden Fernsicht. Bald sind es die ferneren blauen Gebirge, welche bei Abendbeleuchtung in das Stahlfarbige spielen, bald die näher gelegenen Felsen aus Kalkstein, die in rosenrother, bei sinkender Sonne gesteigerter Farbe erglänzen, und bei Tage in bald grauen, bald gelblichen, bald rosen- und fleischfarbenen Tinten spielen. Rostfarbige Hänge kontrastiren mit dem Schmuck lachender Kräuter, lustige Blumen schweben über dem dunklen Abgrund und hie und da rankt sich dichter Epheu über dem dürren Gestein. Eichen, Terebinthen, Ulmen, dann wilde Rosen und Geisblatt unterbrechen die starren Konturen der Felsenzacken und die steilen Wände derselben. Dann senkt sich wieder der Blick hinab nach dem tieferen Ufer und verweilt auf einer einsamen Fischerhütte, oder er streift seitwärts und er schaut von der Bora gebeugte Bergahorne. Hier in der Nähe werden wir der Ruine eines von Feigen- und Maulbeerbäumen umkränzten Bauernhauses gewahr und dort schweift der Blick nach den fernen Inseln Veglia und Cherso. Immer aber kehrt er wieder nach dem erhabenen Mittelpunkt der Landschaft, nach dem Buchtspiegel und seinen mannigfaltigen Ufern zurück, wo das saftige Grün des Vordergrundes durch das Saphirblau der stillen Gewässer wunderbar gehoben erscheint.

Der dritte Abschnitt geht von einem Landweg aus, auf welchem sich dem Wanderer zum ersten Male diese magische Welt von Stein und Meer, von Grün und Frische wie durch einen Zauberschlag plötzlich entrollt. Zwischen Ebereschen und Kastanien, oder von Weingeländen umrahmt, erblicken wir das schöne Bild einer in edler Haltung Lasten tragenden Frau. Das braune südliche Kind im dunklen Anzuge, die loderne Glut der Augen unter langen Wimpern verborgen, ruft uns den landesüblichen Gruß, ein schüchternes: „Bog!“ zu. Bald erblicken wir an einem Felsvorsprunge oben kahler, unten seine Hänge vollauf mit Weinbergterrassen bedeckt — das an den Golf so malerisch hingeschmiegte merkwürdige Städtchen Buccari amphitheatralisch gelagert. Die Höhe krönt — das Häuserconvolut überragend — ein Schloß der Frangipani, an dieses schließt sich das einzige Thor der Stadt, die Vela vrata im einfachen Rundbogenstyl. Kunterbunt erhebt sich ein Haus über dem andern in primitiver aber origineller Architektur. Dazwischen windet sich labyrinthisch ein Winkelwerk von Treppen und Felsblöcken und sich kreuzenden engen Gäßchen. Vordächer, nach Außen gelegene Treppen, mit Schlinggewächsen verziert, epheuumrankte, gleich Schwalbennestern hohen Felsblöken angeschmiegte Häuser geben ein buntes romantisches Bild. Der Typus der Architektur erinnert merklich an den tieferen Süden, und trägt auch wieder etwas von dem Charakter byzantinischer Bauwerke an sich. Wir werfen Sonntags auch einen Blick um die Kirche, in deren Innern der Seemann seinem Patron Votivbilder von kleinen Schiffen errichtet. Da tummelt sich Alles lebensvoll umher, zwischen sonnverbrannten Schiffern mit faltiger Stirne zarte Dämchen, die in ihrer Sonntagstoillete den Corso machen, daneben die frohe junge Welt der Hafenburschen mit den großen weitoffenen schwärmerischen Augen. Aber auch Nachmittags an einem Werktage nähern wir uns einmal zufällig der Kirche und hören zu dieser Stunde die Klänge der Orgel. Dieselbe erbraust wie von diabolischen Händen bewegt in wilden taktlosen Tönen und doch sind die Hallen leer und nur ein einsam betender Greis macht den Cicerone für diese frappante akustische Wirkung: „Der Küster arbeitet seinen Rausch auf der Orgel aus.“

Auch in dem Städtchen selbst, das gewiß einmal bessere Tage gesehen, findet der Wanderer Spuren idyllischen Lebens. Aus den kleinen Fensterchen lachen uns anmuthige Frauengesichter entgegen oder es ertönen aus einsamer Klause der Stickerin italienische und slavische Melodien, die in den umliegenden Höhen wiederhallen und weithin in der Ferne verklingen. — Dort wieder sitzen alte Weiber mit braunen Tüchern über dem Kopfe vor der

Hausthür, emsig mit dem Spinnrocken beschäftigt, und junge Mädchen, deren Haare von dem schmucken geknoteten Tuch zusammengehalten werden, blicken mit dem blassen venetianischen Antlitze schwermüthig von dem Geländer ihrer Pergola herab.

Hier wandeln wir an dem unbewohnten „Haus der Schwester" an einem früheren Kloster vorüber, die Eidechsen strecken durch die Spalten der geschlossenen Fensterläden neugierig ihre Köpfchen empor. Dort ziehen uns die bemalten Arkaden eines alten Hauses an, Proben eines Malers aus dem Volke und für das Volk, der Photograph, Erzeuger von Hausschildern und Kaffeesieder in einer Person ist, und da wieder das ansehnliche Haus eines alten Schiffers, beide verwittert und antiquirt. Nach einem vielbewegten Leben auf dem stürmischen Elemente kehrte der alte Seemann nach seiner Vaterstadt zurück, um hier seine Tage der wohlverdienten Ruhe zu beschließen. Man sieht ihn nun an die Pfosten seiner Thüre gelehnt und die weiche Matrosenmütze tief über den Kopf gezogen lange Züge aus seiner Thonpfeife in die Luft blasen. Setzt man sich zu ihm auf die Stufen des Hauses nieder, so weiß er gar manche interessante Erlebnisse und Abenteuer aus dem fernen Amerika oder aus der asiatischen Troppenwelt zu erzählen.

Hie und da tauchen uns auch alte historische Erinnerungen auf, wie bei dem malerischen Hause der Akačić, einem altvenetianischen Geschlecht, dessen Erlebnisse einen genügenden Stoff für einen ganzen Roman abgeben würden, der auch in einzelnen Linien von dem Verfasser skizzirt wird.

Der vierte Abschnitt des Buches nimmt nun nach diesem kulturhistorischen Stadtbilde, durch welches die Naturbeschreibungen einen natürlichen Ruhepunkt fanden, das landschaftliche Element wieder auf, um in anziehender Weise die südlichen Ufer der Bucht zu beschreiben.

Auch hier wechseln sterilere Partien mit vegetationsfrischeren ab, dieser Gegensatz begleitet uns allenthalben und trägt dazu bei, die kahlen Felsen erhabener, würdevoller, die bebauten Stellen üppiger und lachender erscheinen zu machen. Alsbald sind es buschartige Baumgruppen, welche riesige abgerundete, von Epheu umrankte Felsblöcke krönen, welche Bäume phantastische Schatten auf die unterhalb gelegenen Weinberge werfen.

Einen wahren Silberblick unter den Fernsichten gewährt der ansehnliche monte Križ sowohl nach der Bucht hin als nach den ferneren Environs.

Den fünften Abschnitt des Buches leitet die Schloßruine von Gradina ein, die majestätisch ein Felsenchaos krönt. In den offenen Fenstern wuchert Kraut und Gras, hier ein verfallener Thurm, dort eine der Mutter Gottes geweihte Kapelle. Alsbald gelangen wir in die Nähe von Buccarizza, dem Ausgange des zweiten Schenkels des Golfes — dem Gegenstücke von Buccari, ein Ort der zur Belebung des friedlichen Seebildes beiträgt. Weiter hinaus bei Verfolgung des Potok und seiner vielfachen Windungen werden wir in ein Thal versetzt, das einsam und ebenso großartig und wild als vegetationsreich erscheint.

Der sechste Abschnitt des Buches führt uns mehr nach den Senkungen abwärts bis Porto-Ré. Da übersehen wir smaragdene Wiesenteppiche in den Thälereinschnitten, da werden wir sämmtliche Hänge des Golfs, koulissenartig einfallend, das ganze Thal von Buccarizza, den stillen Busen von Fiume und die in denselben starr hineinragenden Inseln Cherso und Veglia gewahr. Seitab werden wir zu dem Eingang der Lokvicahöhle geführt. Dann ziehen uns die Ruinen von Gradac an und tiefer unten die Tonnaren mit ihrem Thunfischfang. Nicht ohne Erregung schauen wir die blutgetünchten Felsen, Spuren, die von zerschellten Thunfischen herrühren, nachdem sie vergebliche Rettungsversuche gemacht.

Welch' ein ausgesprochenes Seebild bei diesen Tonnaren, darüber hin flatternde krächzende Raben, auf den Wogen tanzende Seemöven, die harfenähnliche Laute ausstoßen. Hoch in den Lüften verfolgen sie den gefräßigen Puffinus, der ihnen die Beute abjagte, mit menschenähnlichem Gelächter.

Gegen den Golf hinaus sendet das alte Schloß der Frangipani seine imposante aber gedrückte und schwerfällige Façe, an jeder Ecke von einem Rundthurm flankirt. Wir stehen da auf historischem Boden. Auch das innere Hallengebäude ist einfache aber von günstiger Wirkung begleitete Architektur, eine Renaissancehalle mit romanischen Motiven im Säulenbau und mit angedeuteten gothischen Gewölben. Hier kreuzen sich die Wappenschilder der Frangipani und Zrini. Aber auch das Schloß der Zrini ragt unweit dieser Stelle in Porto-Ré. Es heißt Castello Vecchio und ha

am Schwung der Zeiten auch schon wechselvolle Geschicke erfahren. Es ward zum Paulanerkloster, zum Hospital, zur Kaserne. Der erste Hof des Schlosses gibt uns trotz seiner Zopfarchitektur ein gar malerisches und trauliches Bild. — — —

Das ist die Folgenreihe dieser vorzüglichen Darstellungen in Bild und Wort.

Die Zeichnungen sind eine Fundgrube für Genremaler und Landschafter, jedenfalls aber würden sie — in den Buchhandel gelangt — dazu beitragen, eine Karavane von Malern nach dem dankbaren Golfe in Bewegung zu setzen. K. V. H.

Heraldik.

Querfurth Curt. O. v., Kritisches Wörterbuch der heraldischen Terminologie. Nördlingen. Beck. 1872. (IV, S. 190).

Die Heraldik war bis jetzt keineswegs das Schooßkind der zünftigen Geschichtsforscher, obwohl sie mit Fug und Recht den vorzüglichen Hilfswissenschaften der Geschichte beigezählt wird. Freilich mußte vor Allem auf dem Felde der wissenschaftlichen Diplomatik, der Urkundenkritik viel Unkraut weggejätet und ein ganz neuer Same ausgestreut werden, aus denen der Stamm gesunder Wissenschaftlichkeit hervorgehen konnte. Was hierin durch Waitz, den älteren Pertz, unsern Sickel, Wattenbach u. v. A. geleistet wurde, steht auf der mustergiltigsten Höhe und hat jene neue Schule mitbegründen helfen, der wir die riesigen Quellenwerke, beispielweise die Monumenta Germaniae, die Jaffé'schen Monumenta u. s. f., die Quellenpublikationen der bair. Akademie u. s. f. verdanken. Welches Selbstbewußtsein diese Schule durchweht, welche hohe und gerechte Forderungen sie nach dem Standpunkte der Wissenschaft heute an jede Leistung stellt, das ermesse man in der gerade jetzt geschehenen schneidigen Verurtheilung des von K. Pertz jun. herausgegebenen Tomus I. Diplomatum imperii durch Th. Sickel in Wien. Es war die durch die Oberflächlichkeit und Unvermögenheit des Einzelnen nothwendig gewordene Rechtfertigung deutscher Wissenschaftlichkeit gegenüber dem Auslande besonders den Franzosen, deren Pardessus, Bordier u. s. f. gerade in der Edition der Urkunden ihrer Könige den Deutschen weit aus überragende Exempel geliefert haben. Die Heraldik aber blieb bis in die neueste Zeit in dem verwahrlosten Zustand, in den sie die Zopfmänner des XVII. und XVIII. Jahrhunderts gebracht hatten; sie schien sich in eine vollständige Verwirrung der Begriffe, in ein heilloses Durcheinander von Nomenklaturen verlieren zu wollen. Erst in neuester Zeit hat sich die kritische Forschung auch in die dunkle Rumpelkammer des heraldischen Mittelalters gewagt und Männer wie Fürst Hohenlohe-Waldenburg, Graf Netterrodt, v. Ledebur-Reitzenstein, dann die verschiedenen Vereine wie z. B. „der Herold" in Berlin haben manches goldige Korn von der Schlacke gereinigt und in ihren Leistungen die Bausteine für eine gesunde Heraldik zusammengetragen. Aber gerade diese Arbeiten ließen den Wunsch nach einer Fixirung und endlichen Feststellung der bunt durcheinander gewürfelten termini technici umso lebhafter hervortreten, um durch diese und vereint mit den Ergebnissen jener, endlich ein heraldisches systematisches Lehrbuch zu schaffen, das trotz Gatterer und Consorten bis jetzt in einem brauchbaren Maße noch nicht existirt. Dr. Querfurth hat mit seinem uns vorliegenden Werke diesen Wunsch nach allen Seiten hin erfüllt und ein Wörterbuch der heraldischen Terminologie geliefert, das nicht allein dem heraldischen Fachmanne und Dilettanten, sondern jedem Historiker ein willkommenes Nachschlagebuch sein wird. In alphabetischer Reihe gibt er eine Zusammenstellung und Erläuterung der heraldischen Kunstausdrücke, soweit sie sich nicht aus dem gewöhnlichen Sprachgebrauche von selbst erklären und erläutert dieselben an vollständigen Schilden, nicht — wie es früher geschah — an einzelnen herausgerissenen Feldern. Daß der Verfasser dabei oft auf die Wiedergabe der unheimlichen Ausgeburten der heraldischen Skribenten die in Erfindung komischer und ja recht absonderlicher Nomenklaturen das Ergötzlichste leisteten, auf die ἅπαξ λεγομένα gänzlich verzichtete und überhaupt ein in dem Wuste ganz angezeigtes eklektisches Vorgehen beobachtete, hat die praktische Verwendbarkeit und die mustergiltige Concisität des Buches in hohem Maße erhöht. Druck und Ausstattung entsprechen allen Anforderungen. Ir.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Karl Werner, k. k. Landesschulinspektor.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druckindustrie in Prag. Selbstverlag.

BINDING SECT. MAR 15 1974

DB
191
V48
Jg.10-
11

Verein für Geschichte der Deutschen in den Sudetenländern, Prague
Mitteilungen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY